Joseph Roth Werke 1

Das journalistische Werk

1915–1923

Herausgegeben von Klaus Westermann

Mit einem Vorwort zur Werkausgabe
von Fritz Hackert und
Klaus Westermann

Büchergilde Gutenberg

Lizenzausgabe für die Büchergilde Gutenberg,
Frankfurt am Main und Wien,
mit freundlicher Genehmigung
des Verlags Kiepenheuer & Witsch, Köln

Satz Froitzheim, Bonn
Druck und Bindearbeiten Pustet, Regensburg
Printed in Germany 1994
ISBN 3 7632 2988 4

INHALT



VORWORT

Die erste Ausgabe der Werke Joseph Roths (1956) ist längst zu einem gesuchten Objekt von Sammlern und Spezialisten geworden, die zweite (1975/76) war rascher vergriffen als erwartet. Gelohnt hatten sich also die Anstrengungen des Verlages und des Herausgebers, Hermann Kesten, dem die beiden Nachfolger in der Roth-Edition an dieser Stelle ausdrücklich ihren Respekt bekunden möchten – mit Dank für die unentwegte Propagierung des Autors.
Natürlich ist auch ein halbes Jahrhundert nach Roths Tod der Gedenkanlaß ein prägnanter Zeitpunkt, mit der Publikation einer dritten Sammlung seiner journalistischen und dichterischen Arbeiten zu beginnen. Ihr Umfang reicht beträchtlich über den Bestand der zweiten Werk-Edition (4 Bände) hinaus, mit der nach den Forschungen Ingeborg Sültemeyers und Wolf R. Marchands schon deutlich wurde: Der große Romancier Joseph Roth war zeit seines Lebens auch Journalist. Und wer, neugierig geworden, in den alten Zeitungen der Jahre zwischen den Weltkriegen blätterte, der konnte weitere »unbekannte« Texte finden, konnte feststellen, wie produktiv und engagiert der Journalist Roth war und wie interessant seine Artikel noch heute sind.
Eine Auswahl dieser neugefundenen Arbeiten setzte auch Akzente für den politischen Journalisten (Joseph Roth, *Berliner Saisonbericht.* Unbekannte Reportagen und journalistische Arbeiten 1920–1939. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Klaus Westermann, Köln 1984). Auch wenn erfreulicherweise immer mal wieder ein weiterer Artikel Roths entdeckt wird, so gilt für die dritte Edition mit den neuen Funden: Das journalistische Werk Joseph Roths liegt vor.
Einige der Texte (aus dem sogenannten Berliner Nachlaß) waren zuvor von Friedemann Berger, damals Chef-Lektor des Leipziger Gustav-Kiepenheuer-Verlages, veröffentlicht worden – zusammen mit einigen Erzählfragmenten (Joseph Roth, *Perlefter.* Fragmente und Feuilletons, Leipzig 1978, 2. Aufl. 1981). Der Titeltext erschien mit Bergers Nachwort gleichzeitig auch in einer Ausgabe von Allert de Lange/Kiepenheuer & Witsch (Joseph Roth, *Perlefter.* Die Geschichte eines Bürgers, Amsterdam/Köln 1978). Auch dieser Text zu-

sammen mit dem bisher nicht veröffentlichten Fragment *Jugend* und den Anfangskapiteln der Erstfassung von *Flucht ohne Ende* ist in der neuen Werkausgabe enthalten.
In den Anmerkungen finden sich darüber hinaus exemplarische Proben aus verschiedenen Nachlaßbeständen sowie jene Gedichte, mit denen Roth als junger Student und Kriegsfreiwilliger in Wiener und Prager Zeitungen debütierte. Von der unveröffentlichten Lyrik, die sich im Nachlaß befindet, wollte er in späteren Jahren nichts mehr wissen. Deshalb bleiben sie hier unberücksichtigt.
Unerwartet groß war in den letzten dreißig Jahren die Resonanz auf die neue Bekanntschaft mit dem Erzähler und Feuilletonisten. In vielerlei Verlags- und Titelvarianten hatten die Taschenbuch-Auflagen Erfolg, Buchgemeinschaften nahmen sich des Autors an, und einzelne Titel reizten sogar zu graphisch kostbar illustrierten, bibliophilen Ausgaben. Bald entdeckte der Film den Bildreichtum der Rothschen Erzählweise, so daß nahezu alle seiner bekannten Romane und Geschichten ihre Wirkung nun auch auf Leinwand oder Bildschirm entfalten. Und an den feuilletonistischen Gattungs- und Stilmerkmalen, wie Roth sie handhabte, schärft heute der journalistische Nachwuchs seine Schreibe.
Kein Zweifel: Von diesem Autor wird Gebrauch gemacht. Zur Verklärung als Klassiker eignet er sich nur partiell – wie jeder Klassiker –, und keine Ideologie bringt seine Werke glatt in einem Kanon unter. Diese dritte Sammel-Edition verteilt sie entsprechend dem Unterschied zwischen Feuilleton- und Romanlektüre auf zwei Abfolgen von Bänden, in denen jeweils die journalistische und erzählerische Produktion chronologisch gruppiert ist. Im Nachwort zu jedem Einzelband kommentiert der betreffende Herausgeber den dokumentierten Schaffensabschnitt des Journalisten oder Erzählers Joseph Roth.

Tübingen/Hamburg, im Herbst 1988 — Fritz Hackert
Klaus Westermann

1915–1918



HERBSTWINDES KRIEGSGESCHICHTEN

Die wunderschönsten Geschichten erzählt mir mein Freund, der Wind. Die Leute sagen zwar, es gebe einige Winde. Aber ich weiß es: Es gibt nur einen. Der weht von Ost nach West und von West nach Ost; von Nord nach Süd und zurück. Viel Schönes sieht er und viel Häßliches: viel Frohes und viel Trauriges. Und nachts pocht er manchmal an meine Fensterscheiben und erzählt mir Geschichten:
Ich begleitete einen Zug. Bald vor ihm, bald hinter ihm wehte ich her. Und spielte Ball mit den Funken seiner Lokomotive. Und sah hie und da durch die Fenster der Wagen. Drin lagen verwundete Soldaten. Manche rauchten und plauderten, manche lagen still und ergeben in ihr Schicksal da. In einem Abteil lag ein Jüngling. Blondes, krauses Haar fiel ihm in die blasse Stirn. Todkrank war er. Atmete schwer. Und seine tiefblauen, treuen Augen blickten matt und glanzlos. Durch die Brust geschossen -- todgeweiht--
Der Zug hielt vor einer kleinen Station. Ein Landsturmmann stand Wache. Die Verwundeten wurden aus dem Zug getragen. Der Wachposten sah zu dem kranken Soldaten hin. Da – ein Schrei. Ein Jauchzer war's. Und er rannte auf den todkranken blonden Jüngling zu. Und sah erschrocken zuerst und dann unsäglich traurig in das brechende Auge seines Sohnes. – Ich machte mir auf dem kleinen Bahnhof zu schaffen. Wirbelte einige Papierfetzen in die Höhe. Und beobachtete Vater und Sohn. – Sie blickten sich stumm an. Eine lange, kurze Weile. Da tat der Junge noch einen tiefen Atemzug. »Vater!« – hauchte er – und starb.
Sie trugen ihn weg. – Der Alte stand starr und unbeweglich mit seinem Gewehr. Ich bauschte ihm den Mantel auf und blies ihm scharf übers steinharte Antlitz. Und wehte zwei Tränen fort – zwei blinkende Vatertränen...

Ich kannte zwei: einen Jäger und seinen Hund. Ich traf sie oft im Walde. Sie hielten treu zueinander. Waren unzertrennliche Freunde.
Ich wehte über ein polnisches Schlachtfeld. Über viele tausend Leichen. Und erkannte den Jäger. Tot war er.
Im Walde jagte der Hund umher. Er weiß nichts von Vaterland und Heldentod.

Er suchte seinen Herrn...

In einer kleinen deutschen Stadt war ich. Wo es lauschige Winkel gibt und murmelnde Brunnen. Wo der Mond in schmale Gäßchen über winklige Giebel schielt. Wo es niedliche Balkons gibt mit lang herabhängenden Bärten aus wildem Weinlaub. Wo aus jeder Nische Lavendel duftete und Nachtwächterhornton zitterte...
Durchs Fenster blickte ich in eine reine deutsche Stube. Da saß der Vater. Seine Brust schmückte das Eiserne Kreuz. Den Arm trug er in der Binde. Er erzählte. Großmutter lauschte und die junge Mutter. Ein Töchterlein saß auf seinem Knie und betrachtete ihn ehrfürchtig. Nur einer sah sich nicht auf ihn um: sein kleiner Junge. Der rasselte mit dem schweren Säbel des Vaters, patschte in die dicken Händchen und rief: Ich bin Soldat! Ich bin Soldat!

In einer schmutzigen Straße einer polnischen Kleinstadt wirbelte ich den Staub auf. Vor der Türe eines alten, halbverfallenen Häuschens wehklagten Weiber, fluchten wild Kosaken. Ein Jude in langer Kapotte mit grauem Bart hing auf einem frischgezimmerten Galgen.
In einer reichen moskowitischen Stadt blickte ich durch die Fenster eines vornehmen Hauses. Da saßen russische Gelehrte bei französischem Wein. Ich horchte: Sie protestierten gegen deutsche Barbaren...

In den Vogesen, mitten in dämmriger Waldeinsamkeit, ein Heldengrab. Ein Holzkreuz darauf und ein Helm auf dem Kreuz. Da hatten sie einen deutschen Sänger begraben.
Ein Vogel flog von einem Ast, setzte sich auf die deutsche Pickelhaube und schmetterte jauchzend ein Siegeslied...

Zwei Mädel kannte ich, die liebten beide einen Jungen. Schön und stolz und stark war er. Als er in den Krieg zog, weinten beide.
Sie stritten, sooft ein Brief von ihm kam.
Vor einiger Zeit lasen sie seinen Namen. Tot ist er.
Nun sind sie Freundinnen. Sie sitzen lange Nächte beisammen und erzählen sich Geschichten – von ihm...

Um die alte Götterburg Walhalla brauste ich einen mächtigen Sang. Darin saßen die deutschen Helden zu Tische. Neben Siegfried, dem Drachentöter, und Dietrich von Bern, Fritz der Große, Bismarck und Moltke. Auf dem Tisch lag eine Generalstabskarte. Mit ehrfürchtigem Staunen betrachteten sie Siegfried und Dietrich. Moltke deutete auf ihr herum und hielt einen Vortrag. Sie sprachen von Hindenburg. Fritz der Alte schwieg. Er schnupfte bloß ein bißchen und brummte zum Schluß: Hm, nicht übel. –

Den blauäugigen, blonden Jungen hatte ich gern. Es machte mir Spaß, ihn in die Schule zu begleiten, ihm die Kappe vom Kopf fliegen zu lassen und über sein weiches, welliges Haar zu fahren. Er war das einzige Kind einer Witwe und der Liebling der Schule. Mit schwerem Herzen ließ man ihn ziehen. Er ging in den Krieg.
Ich wehte über ein Schlachtfeld. Über viele, viele Leichen. Deutsche und Franzosen. Es war der Abend nach einer Schlacht. Ein goldener Sonnenstrahl huschte über die Leichen, suchte sich einen blassen Jungen aus und blieb auf ihm ruhen.
Es war mein Freund. Noch einmal fuhr ich ihm über das weiche Haar. Ein Baum, der in der Nähe stand, hatte noch einige welke Blätter. Jetzt fuhr ich durch seine Krone und wehte alles raschelnde Laub auf meinen jungen Freund.
Gestern war ich in seiner Heimatstadt. Ich blickte durch die Fenster in seine Stube. Seine Mutter saß und schrieb. Die Lampe brannte still und traulich. Ich machte mich klein, wurde ein winziger Lufthauch und fuhr durch eine Fensterfuge ins Zimmer. Ich streifte den Papierbogen, auf dem die Mutter schrieb. Mein lieber Sohn! – stand darauf...
Ich löschte plötzlich die Lampe aus. Die arme Frau erschrak und starrte stumm in die Finsternis...

Österreichs Illustrierte Zeitung, 5. 12. 1915

ÜBER DIE SATIRE

Eine Plauderei

Es geht den edelsten und feinsten Dichtungsgattungen wie den feinsten und edelsten Menschen: Sie werden verkannt. Verkannt wird das lyrische Gedicht, verkannt wird die Satire. Aber ist das kleine, lyrische Gedicht das winzige und doch so komplizierte, subtile, zarte Erzeugnis dichterischen Herzens, so ist die Satire das reifste Kind dichterischen Geistes und Gemütes. Die Satire ist leicht, zierlich und meist auch elegant – die derbe Satire ist keine Satire und versetzt dabei die schmerzlichsten Hiebe. Sie tritt dem Nachbar am Tische des Lebens auf die Hühneraugen seiner Empfindlichkeit, und doch fürchtet man, ihr unanständiges Benehmen vorzuwerfen. Ihr Lächeln kann schmerzen, aber sie lächelt nicht, weil sie Schmerzen bereiten will. Sie ist zwecklos, weil sie göttlich ist, aber ihr bloßes Dasein wirkt erzieherisch. Sie ist Pädagogin ohne pädagogische Absicht. Man geht fehl, wenn man meint, sie wolle auslachen. Nein, sie lacht, weil sie lachen muß. Ihre mittelbare Folge kann zwar das Verschwinden des Traurigen sein, ist es aber selten. Ja, eben deshalb lacht die Satire. Die Dummheit ist unsterblich wie die Weisheit, die Häßlichkeit wird ewig leben wie die Schönheit. Man kann die Dummheit nicht töten, wohl aber auslachen. Und die Satire lacht sie aus. – Meist aber geht sie nicht darauf aus, den Gegner direkt niederzuschmettern oder zu verletzen. Denn ihr Gegner ist von seiner Mutter Dummheit unverwundbar gebadet worden, und selbst eine Achillesferse hat er selten. Die Satire wendet sich meist an »die anderen« und verspottet den Gegner. Sie hat gesiegt, wenn die anderen mitlachen. Der Verspottete ist der Besiegte. Denn wer ausgelacht wird, wird nicht gefürchtet.

Der Tor ereifert sich über das Schlechte. Der Weise lächelt darüber. Zeus ist kindisch, wenn er grollt, aber göttlich ist er, wenn er lächelt. Und auch sein Donner ist vielleicht nur sein starkes Lachen über die bebenden Menschlein.

Freilich, die Satire ist auch eine Rache. Eine grimmige zuweilen, aber stets eine vornehme. Eine Rache, die das Verzeihen gebärt. Sie ist die Rache der Götter und der Dichter...

Pathetische Trauer ist menschlich, heitere Seelenruhe ist göttlich. Menschlich ist das Trauerspiel, göttlich ist das Lustspiel. Denn bei den

Göttern gibt es keine Tragik, wenigstens keine pathetische. Auch die »hohe Tragödie« ist nicht pathetisch. Sie ist kein Klagelied. Das seichte Pathos ruft Tränen hervor. Der Ernst erstickte sie. Ernst und Heiterkeit sind Geschwister. Die »hohe Tragödie« und die Satire – sie sind ebenso ernst wie heiter.
Die meiste Satire findet sich in den beiden größten Tragödien der Menschheit: in »Hamlet« und »Faust«.
Hamlet ist »tatenunlustig«, weil er ein »Grübler« ist, heißt es. Aber vor allem ist er Satiriker. (Freilich ist jeder Satiriker ein Grübler.) Hamlet handelt nicht, weil er sich selber fürchtet. Er fürchtet sich, sich selbst auslachen zu müssen, wie er die ganze Welt auslacht. Wie er Polonius auslacht und den König, wie er selbst Horatio auslacht und Ophelia. Seine Selbstironie – ein Kleid der Satire – zertrümmert die Gedankenpaläste seines Geistes und läßt ihn neue bauen. Seine Selbstironie führt ihn am Gängelbande die ersten tappenden Schritte auf dem Wege des Handelns und läßt ihn straucheln über den Stein des Zweifels. Seine Selbstironie macht ihn zum Mörder, Dichter, Schauspieler und Rächer, aber nicht zum kraftstrotzenden Helden. Seine Selbstironie kränkelt ihn mit des Gedankens Blässe an und hindert ihn an der Erreichung seines Zieles. Seine Tragik ist seine Satire.
Aber selbst abgesehen von der Satire in Hamlets Wesen selbst, wieviel Satire in der ganzen Tragödie überhaupt! Wieviel in den Gesprächen Hamlets mit seiner Umgebung, wieviel in der Umgebung selbst! Wieviel in den Lehren des Polonius, die er seinem Sohne mitgibt, wieviel in dem Tode des Polonius, wieviel in der zweiten Heirat der Königin!
Und Faust! Satire in seinem ersten Monologe, im Gespräch mit Wagner, in Wagner selbst, im Spaziergang, in Auerbachs Keller, in der Hexenküche, in Nachbarin Martha und schließlich in Mephistopheles! Goethe zeigt eine ungeheure dichterische Kraft, im Gesang der Erzengel, aber ein Lächeln göttlicher Macht, wenn er den Herrn mit Mephistopheles sprechen und diesen dann sagen läßt: »Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern und hüte mich, mit ihm zu brechen; es ist gar hübsch von einem großen Herrn, so menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen!«
Die großen Kenner der »Höhen und Tiefen« und deren Darsteller sind Satiriker. Selbst das Märtyrertum ist eine stille, schweigende Satire. »Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht« – ist das nicht aus einer weisen, lachenden Überlegenheit heraus und mit einem engelhaften Spotte gesprochen?!

Der Irdisch-Große rächt sich, indem er lacht, der Himmlische, indem er leidet. In dem Lachen jenes, in dem Leiden dieses liegt – Satire.
So ist die Satire die Rache der Vollkommenen. Die Tochter des Gottes Humor und des Menschenkindes Verzweiflung. Wir wissen, solchen Mischehen entstammen Halbgötter und Nymphen...

Österreichs Illustrierte Zeitung, 2. 1. 1916

DIE GESCHICHTE VOM JUNGEN MUSIKANTEN UND DER SCHÖNEN PRINZESSIN

Es war einmal ein blutjunger Musikant, der führte wundervoll den Bogen. Er hatte eine goldene Geige, auf der waren vier Saiten gespannt. Die eine war aus Eisen, die zweite aus Silber, die dritte aus Gold, und die vierte war ein blondes, feines Haar einer Waldelfe. Wenn er die erste Saite strich, so klang es wie Sturm und Donner: Die Berge bebten von der Gewalt seines Spiels, und die uralten Bäume rauschten mächtig darein. Wenn er die zweite strich, so klang es wie der tiefe, verträumte Ruf eines Waldvogels und wie das silberne Lachen einer schönen Frau. Die dritte Saite hatte den vollen Klang der keuschen Sonntagsglocken und den feierlichen Ton der Orgel. Aber die vierte Saite, die klang am schönsten: Es lag so etwas Wundersames darin, Zauberzartes und Sehnsuchtstiefes. Man hörte den hellen, feinen Sang der Waldelfen beim Mondesreigen. Darein mischte sich die verliebte Klage der Nachtigall und der jubelnde Triller der Lerche. Wenn der junge Musikant jedoch alle vier Saiten abwechselnd strich, so lauschten Himmel und Meer, Berg und Wald, Feld und Flur... Er konnte die lustigsten Walzer spielen und die traurigsten Weisen, und alles jubelte mit seiner Geige, und alles weinte mit ihr...
Und in einem fernen, fernen Reiche lebte eine wunderschöne Prinzessin. Die wollte nur denjenigen zu ihrem Manne und zum König ihres Landes machen, der sie mit seiner Kunst bis ins tiefste bewegen könnte. Da waren denn aus aller Herren Länder die größten Künstler und Weisen gekommen, um ihre Kunst zu zeigen und die schöne Prinzessin und die glänzende Königskrone zu gewinnen. Da war einer, der baute aus Sonnenglast und Meeresgrün, aus Himmelsbläue und Kri-

stalltau ein Schloß, zu dem der Weg über den Regenbogen führte. Und ein zweiter, der lief mit den Sonnenstrahlen um die Wette. Und ein dritter, der konnte Regentropfen in Perlen verwandeln. Und ein vierter, der konnte mit den goldenen Sternen Fangball spielen. Und ein fünfter, der strich mit dem Pinsel über die Leinwand, und die Prinzessin stand da wie lebendig und hold wie Freya, die Göttin der Liebe ...

Die schöne Prinzessin hieß jeden neuangekommenen Werber drei Tage warten und bewirtete ihn köstlich und versprach, ihn zu heiraten, wenn sich im Laufe dieser Frist kein neuer Künstler zeigen würde, der alle früheren noch überträfe und dem letzten den Rang streitig machte. Es kamen jedoch täglich viele Werber, und von diesen übertraf immer der letzte den vorigen. –

In dieses wunderbare Land mit der wunderschönen Prinzessin machte sich nun der junge Geiger auf. Es war eine weite und beschwerliche Reise. Doch der Musikant brauchte bloß die Saiten seiner Geige zu streichen, und die reißendsten Ströme wurden sanft und still, daß er sie bequem durchwaten konnte, die wilden Tiere zahm, daß sie stehenblieben und lauschten, und der Sturmwind ließ sich besänftigen, wenn das blonde Elfenhaar in seinem vollen Zauber ertönte ... So kam der junge Geiger ungefährdet und wohlbehalten in das Reich der seltsamen Prinzessin.

Er war von ihrer Schönheit so eingenommen, daß er mit heißer Glut zu spielen begann. Alle waren erstaunt und lauschten entzückt. Der Prinzessin selbst gefiel der Geiger und sein Spiel, und es schien wirklich, als wäre nun endlich der Rechte gekommen.

Der glückberauschte Musikant mußte auch noch drei Tage warten. Doch von den vielen Werbern, die noch kamen, übertraf ihn keiner. So wartete er am dritten Tage sehnsuchtsheiß auf die Nacht, die ihm sein Glück bringen sollte.

Doch die Sonne stand noch am Himmel, als plötzlich ein schmucker, schlanker Ritter erschien und Einlaß begehrte. Er wurde vor die Prinzessin geführt und von ihr um seine Kunst befragt. Da sagte der Ritter, er sei der beste Tänzer auf Erden. Er wolle mit der Prinzessin tanzen, um ihr seine Kunst zu beweisen. Er brauche bloß schöne Musik dazu. Die Prinzessin war gerne bereit, ließ den Geiger holen und befahl ihm zu spielen. –

Traurig gehorchte der Geiger. Als sein wunderbares Spiel erklang,

schwebte der Ritter im Saale umher, die schöne Prinzessin im Arme, so leicht, daß er kaum den Boden berührte. Als der Tanz zu Ende war, hieß die Prinzessin den Ritter drei Tage warten. Doch auch den Geiger hieß sie bleiben. Sie wollte Musik haben zu ihren Tänzen...

Nun kamen zwar noch viele andere Künstler, aber keiner gefiel der Prinzessin so sehr wie der leichtfüßige Ritter. Und als am Abend des dritten Tages die ersten Sterne erglommen, wurde mit aller Pracht und Herrlichkeit die Hochzeit gefeiert.

Und zum Brauttanz sollte der Geiger spielen.

Berauschend und berückend entquollen die Töne seinem goldenen Instrumente. Die Prinzessin und ihr Bräutigam drehten sich im wildesten Taumel des Tanzes. Da fiel plötzlich die Geige zu Boden und zerschellte klirrend... Der Geiger ließ langsam den Bogen sinken... Sein Gesicht wurde bleich. Seine Augen waren groß und weit... Er tat noch einen tiefen Atemzug und war tot. –

Da stockte der Tanz. Auch der Ritter hielt ein und tanzte nicht mehr. Die Prinzessin aber beugte sich über den toten Geiger, küßte ihn und weinte.

Österreichs Illustrierte Zeitung, 20. 8. 1916

SELIG DIE FRIEDFERTIGEN

Vor der für die Wiener Kunst zuständigen Instanz, dem Handelsgericht, haben zwei Wiener Dichter, Lindau und Beda, einen Theaterverlag verklagt, weil er eine in Wien mit Recht durchgefallene Operette den Berlinern nicht aufdrängen wollte. Als Sachverständige erschienen noch ein Dichter und ein Regisseur, die selbst schon elende Operetten erzeugt haben und sich auskennen müssen. Sie bekräftigten, das Textbuch sei »mit Geschick *gemacht*« und die Musik »gewissenhaft gearbeitet«. Der Komponist, ein weltfremder Idealist und Musikante namens Edmung Eysler, erklärte hierauf, selig seien die Friedfertigen, und er schlösse sich der Klage nicht an, weil er es sich mit einem Welthause wie Felix Blochs Erben nicht verderben wolle. Das Gericht verurteilte sodann das Berliner Publikum, das doch gar nicht angeklagt gewesen war, die Operette binnen drei Monaten über sich ergehen zu

lassen. Haben die preußischen Konservativen nicht recht, wenn sie über ungehörige Einmischung Österreichs in die inneren Angelegenheiten Deutschlands klagen?

Der Friede, 9. 2. 1918

TOREADOR

Durch einen angenehmen Zufall bekomme ich illustrierte Zeitschriften aus Spanien in die Hand. Man merkt ihnen den Krieg wenig an, es ist eine wahre Erholung.

Blanco y Negro enthält ein entzückendes koloriertes Bild aus dem spanischen Kunstleben: Der berühmte Torero Braulio Sanchez, genannt El Ceporro, will gern für einen Intellektuellen gelten und geht heute abend ins Schauspielhaus zu einem literarischen Theaterstück. Er tritt in die Loge, gefolgt von einem dienenden Freund, spuckt aus, läßt sich nieder, mit dem Hut auf dem Kopf, in einer grünen Weste und mit einer roten Krawatte.

Auf einmal hört die Vorstellung auf, weil ohnedies niemand mehr zur Bühne hinsieht. Auf der Galerie lassen die Leute Köpfe, Arme und winkende Taschentücher über die Brüstung hängen, und eine grüne Frau muß ihr Gatte an den Beinen festhalten, damit sie sich wie eine große grüne Fahne in die Loge des Ceporro hinabhängen kann. Unten die feineren Leute in den Nachbarlogen treiben es nicht besser. Eine Dame wird ohnmächtig, ein Herr aus dem Parkett klettert an der Säule empor in die bewußte Loge. Kinder schreien, Operngucker werden immer länger, so wird hineingeglotzt. Und auf der Bühne machen die Schauspieler Löcher in die neuen Kulissen, um den berühmten Stierkämpfer besser zu sehen. Der Souffleur reckt sich aus dem Kasten, die Naive würde sich über die Rampe hinabstürzen, wenn die dicke Theatermama sie nicht energisch um die Taille packte. Und der Autor steht betrübt da und sieht statt seines wunderschönen Stückes El Ceporro an. Kurz, es ist eine fabelhafte Vorstellung, man wird zu Hause viel davon erzählen. Schon steht El Ceporro auf, sagt: »Es ist mir zu fad.« Die Billetteure bilden ein Spalier und schreien: »Hoch!« Jetzt kann die Literatur weitergehen.

Aus der Glorie, sagt der Text unter dem Bild, lächeln Calderon, Lope und Echegaray.
Ich weiß nicht, was da zu spotten ist. Wie oft schon saß ich im Theater und sah mir verstohlen die Logen an mit dem Seufzer: O käme doch ein schöner Toreador herein, daß man einen Grund hätte, von der Bühne wegzublicken! Glückliches Spanien, das sich im Theater noch für etwas begeistern kann! Bei uns finden Goethe, Schiller und Grillparzer nie einen Grund, aus der Glorie zu lächeln, wenn sie ihren Operngucker auf den Zuschauerraum eines Theaters richten.

Der Friede, 1. 3. 1918

VOM PERSÖNLICHEN STIL

Die Frau eines impressionistischen Novellisten läßt sich einen neuen Band ihres Gatten in die Schreibmaschine diktieren. Ihr fünfjähriger blonder Bub hört aufmerksam zu.
Auf einmal sagt der Bub: »Mama, ich möchte dir auch so eine Geschichte diktieren.«
Und er diktiert ihr die Geschichte »Schlickpark«. Was hier erzählt wird, ist nicht erfunden. Diese seine erste Geschichte hat der fünfjährige Dichter genau so diktiert. Sie ist nicht schlechter als andere Geschichten auch, und sie soll hier nicht wiedergegeben werden, damit die Mama sich was auf das talentvolle Wunderkind einbildet, sondern um zu beweisen, wie leicht jedes aufgeweckte kleine Kind einen gewissen impressionistischen und partikellosen Prosastil nachmachen kann, den die Dichter sehr gern für höchst persönlich halten.
Dies ist wörtlich die Geschichte von dem kleinen Hans M.:
Schlickpark.
»Im Schlickpark waren immer viele Buben, die machten Witze.
Dort war ein Brunnen. Ich ging in Schlickpark.
Ein Bub ging zum Brunnen, stieg am Brunnen, machte sich naß, trank.
Im Schlickpark war auch ein Bergerl, dort saßen die Buben.
Und gruben – – –«
Die drei Gedankenstriche hat der Poet ausdrücklich diktiert!

Der Friede, 1. 3. 1918

WO DIE KARTOUSCH SINGT

Ich war in der Generalprobe der neuen Lehár-Operette. Ich saß zwischen meinem Freund, der was von der Musik versteht, und einer Dame.
Ich sagte: Wir wollen sehen, wie sich der Meister Lehár in diesen schweren Zeiten künstlerisch entwickelt hat!
Mein Freund, der was von Musik versteht, sah hin und sagte: Er ist unberufen dick geworden!
Die Dame neben mir sah meinen Freund empört an.
Dann ging der Vorhang auf, und der Chor sang ein herbstliches Lied. Der erste Vers lautete, glaube ich: »Es röteln schon die Bäume.« Dann kam ein liebes älteres Kindchen, mit einem blonden Zöpfchen und dem Fingerchen im Mündchen und mit weißen Strümpfchen und zwitscherte wie eine ungarische Lerche. Auch war der Marischka da, picksüß vor männlicher Herbheit, und er sang immer: --- *kleine* Lerche! (aber man muß das *»kleine«* innig betonen); und dann sangen sie beide zusammen: -- *Klapper*störche! Die Dame neben mir machte ein Gesicht wie Marmeladebrot. Ich fragte meinen Freund, der was von Musik versteht, wie die Kartousch singt. Er sagte: Sie hat schon ganz hübsche Beine. Der Marischka aber war mehr von ihrem Singen entzückt und schrie: *Kleine* Lerche! Sie sagte innig: *Klapperstörche*.
Dann kam eine andere Dame, ich weiß nicht, wie sie heißt, die konnte hingegen singen. Aber sie sagte: dü Konst! – und war eine Wöltdame und Könstlerin, sehr verführerisch, gewiß die Aphrodite von Neutitschein. Na, sie war halt zehn Minuten lang faszinierend, aber der Marischka war doch mehr für die *kleine* Lerche, obwohl die Wöltdame ein goldenes Zigarettentascherl ums Handgelenk trug, was eine ganz neue berückende Erfindung ist. Half nichts. Das Orchester seufzte: *Klapper*störche. Dann kamen grünweißrote ungarische Nationalkostüme auf die Bühne, und die Dame neben mir sah mich triumphierend an. Ich sagte: Das ist ein hübscher Marsch! Mein Freund, der was von Musik versteht, sagte: Ja, er spricht eine interessante fremde Sprache – aber er sagt in ihr lauter Banalitäten! Die Dame sagte: psssst!
Dann sagte der Marischka wieder: *kleine* Lerche; und sie ging mit ihm in die Stadt, und er erlag dann doch der Wöltdame; und an einem Aktschluß saß sie betrübt da, und es verklang lyrisch, und am anderen

Aktschluß saß wieder er betrübt da, und es verklang lyrisch, und die Dame wurde weinerlich, nicht einmal der lustige Bauer Tautenhayn heiterte sie auf, obwohl zwei berühmte Librettisten mindestens ein Jahr lang über jeden Witz nachgedacht hatten. Es war sehr traurig. Man dachte an die armen Soldaten im Schützengraben, die vielleicht sterben müssen, ohne die neue Lehár-Operette gesehen zu haben.

Der Friede, 5.4. 1918

GOLKONDA

O Anurâdhapura, vom Urwald Ceylons erdrosselte Königsstadt, die der bunte Dschungel umringelt wie eine mordende Schlange! O Steine von Golkonda, schweigende Gerippe im hohen Gras!
Warum tauchen mir durch den blutigen Nebel hindurch diese Bilder auf, die ich vor den entsetzlichen Jahren sah?
Wir standen zwischen den Trümmern Golkondas, in einer großen Stille. Auf den Bäumen höhnten zähnefletschende Affen. Aus den unendlichen Ruinen, die einmal Straßen waren, lustige Plätze, Heimstätten der Bürger, ragten aufrecht und unversehrt hohe Kuppeln empor, die Gräber alter Sultane, und die Minarette der Moscheen.
Ein farbiger Führer sagte: Hier sehen Sie, Ladies und Gentlemen, die berühmte Stadt Golkonda, deren Name einmal Glanz und Reichtum bedeutet hat. Der König von Golkonda, Sahib, hat einen Krieg angefangen gegen Mächtigere – hier liegt vor ihnen die Stadt, die Aurengzib vernichtet hat. Er war ein frommer Fürst und hat alle Kulturdenkmale geschont, die hohen Kuppeln der Sultansgräber und die Türme der Gotteshäuser. Seine Hoheit, der Nizam von Haiderabad (– ich dachte: der komische Potentat, in dessen Thronsaal ich das Öldruckbild der Paladine Wilhelms I. sah und in dessen Märchengärten die Gipsfigur steht »Brüderchen und Schwesterchen unter dem Regenschirm«) – seine Hoheit, der Zizam, läßt diese Bauten sorgsam unterhalten, weil sie eine Sehenswürdigkeit sind. Aber es war, Ladies und Gentlemen, eine lebendige Stadt, Kinder spielten in den Straßen, Männer arbeiteten, Frauen liebten –– Man sprach von

Golkonda, wenn man von Glanz sprechen wollte, von Lebensfreude.
Jetzt wohnen im Gemäuer der Schakal und die Kobra – –
Warum verfolgt mich die Reiseerinnerung?

Der Friede, 13. 12. 1918



1919



DER REGISSEUR

Der Regisseur ist ein Mann von vielen Gaben, auch Morgengaben, die er in der Nacht ausgibt. Er ist glattrasiert wie ein Schauspieler, manchmal ist er es auch wirklich, meist tut er nur so. Er ist ein Maler, der nicht malt, ein Komponist, der nicht komponiert, ein Musiker, der nicht spielt, ein Priester, der nicht predigt, ein Sänger, der nicht singt. In der Hauptsache aber ist er Kritiker, der stets und aus Prinzip kritisiert. Er versteht die Seele des Publikums, liest die Gedanken sogar derjenigen, die nicht denken, was er dafür selbst sehr ausgiebig besorgt. Er kümmert sich um jeden Schmarrn, den er dem Publikum gewissermaßen mundgerecht macht, und das ist viel! ... Er hat ein scharfes Auge, das *alles* sieht, selbst das, was verborgen bleibt, und sein Ohr vernimmt den Kulissentratsch, auch wo dieser nicht hinter Kulissen seine Blüten treibt. Der Regisseur ist ein Soll im Reiche der Filmkunst, allwissend, allsehend, allmächtig, nur leider nicht auch allgütig und allgerecht. Denn das Menschliche, Allzumenschliche ist auch seine Achillesferse, und das Ewig-Weibliche zieht ihn häufig in jene Gegenden hinan, die außer Jupiter kein anderer Gott je betrat...

Die Filmwelt, 7. 3. 1919

FILM IM FREISTAAT

Ein bekannter Kinoschriftsteller erzählt in einem Buche über Filme einige echte Zensorenstückchen und gibt Kinoschriftstellern folgenden guten Rat: »Politische Beziehungen sind stets zu vermeiden. Die Bezeichnung ›Fürst‹ ist verpönt, hierfür ist ›Prinz‹ zu gebrauchen...«
Die Allgewalt des Rotstiftes erstreckte sich nämlich nicht nur auf Zeitungen, Bücher, Broschüren. Auch die Flimmerwelt des Kinos wurde vom Vormärzgespenst der Zensur beherrscht. Die Wirkung des Kinos auf das Volk, die ja bei weitem unmittelbar und stärker ist als die Wirkung von Zeitungen, wurde von den Vertretern des alten Regimes voll gewertet und richtig eingeschätzt. Auch hinter den Kulissen des Kinos stand Tartüffe mit drohendem Zeigefinger. Ein Kuß konnte unter Um-

ständen einen g'schamigen Zensor wütend machen. Ein Ehebruch erschien dem Rotstift zuweilen als eine ungeheure Gefahr für die Moral des Publikums. Die Darstellung eines allerhöchsten Lebens gar bedeutet ein Rütteln an den Grundfesten des Staates. »Die Bezeichnung ›Fürst‹ ist verpönt...« Aber dafür durfte man »Prinz« schreiben, um die Illusion des Märchens zu wahren, als geschähe die Begebenheit im Lande Nirgendswo. Die Wirkung war ja dieselbe, manchmal sogar noch stärker. Denn wie der Dramatiker, so wurde auch der Kinoschriftsteller von der Zensorenkraft, die stets das Böse wollte, aber fast stets das Gute schuf, zu Spitzfindigkeiten angeregt, die es ermöglichten, dem Publikum alles verständlich zu machen und dem Zensor hinter dessen Rücken einen Schabernack zu spielen.
Heute ist natürlich auch der Kinodramatiker frei. Er darf von »Fürsten« schreiben, soviel ihm behagt, ohne von »Prinzen« sprechen zu müssen. Er darf allerhöchste Ehebrüche darstellen, ohne daß der Staat in Brüche ginge. Die ganze verlogene Kinokultur ist zu Ende. Die Gebärde des »Schulter an Schulter« und »wir halten fest und treu zusammen« ist ausgespielt. Ein Erzherzog im Schützengraben läßt den Zuschauer heute gleichgültig. Eine hohe Frau, die gelangweilt in Kriegsspitälern wandelt, ist unmodern. Und so ist mit Kaiser und Hofstaat auch eine Anzahl von Filmen unbrauchbar geworden. Der Film muß Schritt halten mit dem Galopp der Weltgeschichte. So dürfte heute keiner mehr das Kinodrama als »rührend« empfinden, in dem ein Prinz einem Mädchen aus dem Volke einen Heiratsantrag macht. Vielmehr wird heute der Umstand, daß dieses Mädchen den Heiratsantrag annimmt, rühren. Ein Zeitalter, in dem Soldatenräte eine Hofburg durchsuchen, hat kein Interesse mehr an den Bewohnern eines Schlosses. In Zukunft haben Bolschewiki und Spartakisten die Rolle des unvermeidlichen »Grafen« und »Barons« übernommen. Die Revolution ist die künftige Beherrscherin der Kinowelt. Wie die Phrase aus Zeitungen, so wird die verlogene Gebärde aus dem Kino verbannt. Es ist zu erhoffen, daß die Natürlichkeit auch auf der Leinwand zur Geltung kommt. Byzantinismus und Tartüfferie sind gegangen. Ihre Stelle nehmen ein: Vernunft und Sittlichkeit.
So wird auch der Film im Freistaate eine Entwicklung nach aufwärts nehmen. Auch er wird eine neue Zeit im wahrsten Sinne des Wortes »anschaulich machen«. Die Zeitgeschichte bietet Stoff genug. Revolutionen und Putschversuche häufen sich wie die Wiener Straßenbahn-

unfälle. Könige gehen wie vormals Minister. (Ein Glück, daß sie nicht die Fähigkeit haben, wie diese wiederzukommen.) Mit einer Schnelligkeit hetzen einander die Ereignisse, als wäre die Geschichte der Gegenwart selbst eine Kinovorstellung. Und genau wie im Kino wechselt tiefste Tragik ab mit urkomischer Heiterkeit. Das Leben erfindet Verwicklungen, Höhepunkte, Peripetien und Katastrophen, wie sie die kühnste Phantasie eines Filmdramatikers nicht ausdenkt... Film im Freistaat? Vielleicht: Der Freistaat – ein Film?!...

Die Filmwelt, 21. 3. 1919

MENSCHLICHE FRAGMENTE

Der Zeitgenosse

Das war einmal Mensch. Nannte sich Ebenbild Gottes, Krone der Schöpfung, und wandelte aufrecht und mit den Füßen durch den Staub, aus dem er gemacht war. Er ging freier als der Löwe, blickte mutiger als der Tiger und erhob seine Augen zu dem Fluge des Adlers und zu den Gestirnen des Kosmos...

Was ist das? Fabeltier, Insekt, Reptil sagenhafter Vorzeit? Der Oberkörper waagrecht, die Arme seitlich nach auswärts gebogen, in jeder Hand einen Stab, das Gesicht parallel zum Straßenpflaster: ein Vierfüßler. Warum steckt es in einer Kleidung, die man den Rock des Kaisers nannte, als dieser noch Direktor der Irrenanstalt: Vaterland war und »sein« Rock Zwangsjacke? Warum ist dieses Geschöpf nicht nackt und behaart wie andere Tiere? Warum führt es nicht ein Mensch an der Leine? Warum trägt es am Hals keine Marke? Fürchtet es nicht den Waffenmeister?

Es ist Mensch! Mensch mit menschlichem Antlitz, mit einem Hirn, das denken, phantasieren, erfinden, träumen, arbeiten, wagen, schaffen kann! Mensch, aus den Niederungen des Heldentums und der Kanonenfutterage mit gebrochenem Rückgrat und geborstenen Nervensträngen zurückgekehrt in die Heimat. Seht, wie er torkelt! Sein Gang ist ein Zickzack, mißlungene Karikatur eines Blitzes. Sein schlotterndes Gebein scheppert, wenn es an die Mauer stößt, und zuckt im nächsten Augenblick, wie im Ekel von der steinernen Wand zurückge-

schleudert, an den Rand des Trottoirs. Er weiß nicht, was der nächste Augenblick ihm in den Weg schickt. Er kennt keinen Weg. Nur eine Richtung, vages Traumbild einer »Direktion«, Folge der militärischen und unzuverlässig wie diese...
Was ist das? – *Fragment*, Überbleibsel eines Menschentums, das jubeln und weinen, herrschen und niederknien, befehlen und flehen konnte.
Im wirren Jammer seines Zickzacks Symbol einer Gegenwart, die mit gebrochenem Rückgrat zwischen Revolutionen, Weltanschauungen und Gesellschaftsordnungen torkelt. Was bleibt Ihr stehen, Zeitgenossen? Seht! Es ist »Nervenschock und Rückgratbruch«: Euer Spiegelbild...

Der Gast

In der Gemeinschaftsküche sitzen sie an weiß gedeckten Tischen und täuschen sich Sattheit vor mit Markenabgabe, Trinkgeldern und Papierservietten. Die Gemeinschaftsküche ist Ruhepunkt im Wirrsal der Stunden, Fata Morgana eines Mittagstisches, Vision eines standesgemäßen Hungers. Aber einer ist, der hat keinen Ruhepunkt, keine Vision, keine Fata Morgana. Er hat *nur* Hunger. Er kommt täglich um dieselbe Stunde, flackernde Begehr in den Augen, mit der gespensterhaften Lautlosigkeit eines vom Grabe Auferstandenen. Er grüßt nicht, bittet nicht, fordert nicht. Er kommt nur, steinerner Gast mit der Menageschale, und sein Kommen ist Drohung und Gebet, seine Lautlosigkeit Befehl... Für eine Weile erstarren die, die an dem Traumbild von einem Mittagstische sitzen. Ihr Reden, das den Zweck hatte, Gemütlichkeit des Sattseins vorzutäuschen, verstummt. Es gibt noch Schlimmeres: Einer ist, der hat keinen Ruhepunkt, keine Fata Morgana, keine Vision... Er hat nur Hunger. Er ist selbst Hunger. Hunger im Korpus eines menschlichen Fragments. Aus dünnen, ausgefransten Uniformärmeln hängen grobknochige, rohe Hände mit dick angelaufenen, blauen Adersträngen schlaff herunter. Hände, deren Vergangenheit Arbeit und Angriff hieß; ihre Gegenwart ist Betteln. Rotblaugeschwollene Füße quellen aus den Trümmern eines zerrissenen Stiefels hervor. Füße, deren Vergangenheit Zielschreiten und Wanderung war; ihre Gegenwart ist Schleichen. Er kommt jeden

Tag. Lautlos und unerbittlich kommt er, der Hunger, gerade, wenn die andern dabei sind, ihn zu verleugnen...

Prager Tagblatt, 17.4.1919

DIE INSEL DER UNSELIGEN

Ein Besuch in »Steinhof«

Da liegt sie, die Gartenstadt der Irrsinnigen, Zufluchtsort an dem Wahnsinn der Welt Gescheiterter, Heimstätte der Narren und Propheten. Goldregen leuchtet über weißem Kies, Kastanien haben festlich leuchtende Knospen angesteckt, und Lerchengeschmetter prasselt nieder aus blauen Lüften. Friedlich im Frühling und blau gebettet ist die Stadt mit dem lächelnden Antlitz und dem vergrämten Herzen. Die Häuser sind alle gleich gebaut und heißen »Pavillon«, haben römische Ziffern an der Stirnseite und fest verschlossene Pforten. Um manche ist ein Garten gebaut, und dort lustwandeln, sitzen, laufen, stehen die Hausbewohner herum. Es ist gerade die Zeit, da sie an die Luft geführt werden. Eine Frau hält beide Hände waagrecht vor sich hingestreckt, während sie auf und ab geht, rastlos, unermüdlich, immerzu, summt sie ein melancholisch-monotones Lied. Offenbar glaubt sie, ein Kinderwagerl vor sich herzuschieben. Ein Mann hockt auf dem Boden und müht sich vergeblich, deutliche Kreise in die noch harte Erde zu zeichnen. Ein anderer bewegt die Fäuste, dreht eine Faust nach innen, hält die andere waagrecht und still und verfolgt aufmerksam jede seiner eigenen Bewegungen. Aber um andere Häuser ist es still, da ist kein Garten. Das Haus der Tobsüchtigen, der Schwerverbrecher und Breitwieser-Kumpane ist dunkel und dräuend, hat fürsorgliche, feste Eisengitter, durch die von Zeit zu Zeit eine grinsende Menschenfratze heraussieht. Das Haus der Idioten ist dunkel, Trübsinn und Schwermut lagern über dem ganzen Trakt. Innen aber ist es hell, hat viele Glastüren, durch die die Sonne teilnahmsvoll ihre Stiefkinder besucht. Besucher kommen. Frauen, alte, junge, vergrämte, heitere, gleichgültige und bekümmerte. Alle tragen große Taschen, Pakete, Liebesgaben. Erst muß man zum Inspektionsarzt, bekommt einen blauen Zettel, geht in das betreffende Haus und läutet an. Ein Wärter öffnet, nimmt

den Zettel ab. Dann kommt das Wiedersehen. Manche Kranke sind erfreut über den Besuch, manche sind verstört, nichts wissen wollend, die einen lachen, die andern weinen. Aber fast alle, die ich sah, durchsuchen zuerst die Taschen, die meisten freuen sich mehr über das Mitgebrachte als über den Besuch.

Hunger

Jawohl, Hunger. Auch hier hat er seinen Einzug gehalten. Ein schon genesener Patient, der jetzt mit dem Schreiben der Krankengeschichten seine Langeweile totzuschlagen bemüht ist, erzählt mir, daß Hunger und Unterernährung oft Geisteskrankheit hervorrufen und daß gerade in letzter Zeit häufig infolge Hungers tobsüchtig Gewordene eingeliefert werden. Die Nerven haben weniger Blutzufluß, sind nicht genügend »geölt«, und die Räderchen dieser göttlichsten aller Maschinerien geraten in Verwirrung. Der eine verdächtigt seinen Hausgenossen, daß sie ihm das ihm gebührende Essen verweigern, um es sich selbst zuzuführen, wird tobsüchtig, schlägt drauflos. Ein anderer verliert die Fähigkeit zu denken überhaupt, starrt trübe vor sich hin: Er ist hungrig. Dem ist in der Anstalt freilich wenig geholfen. In der Früh ein fragwürdiger »Schwarzer«, zu Mittag eine Brühe, Kraut oder Rüben, zum Nachtmahl noch einmal Rüben. Erst in den letzten Tagen ist das Essen wieder etwas besser geworden. Heute ist gerade ein Fleischtag. Es gelingt mir, einen Speisezettel zu bekommen, ich zeige ihn einem Patienten. Er schüttelt den Kopf: »Süßkraut?! Ich weiß, es wird wieder Sauerkraut werden. Und mit dem Fleisch ist es auch nicht weit her!« Aber selbst wenn – es ist nicht alle Tage Fleischtag, es gibt vier Klassen, und auf die Patienten der vierten Klasse kommt Hunger- statt Fleischportion. Ihr Unglück ist im allgemeinen das gleiche – ihre Kost nicht dieselbe. Ich lasse hier den Speisezettel folgen:

Speisenfolge
für Sonntag, den 12. April 1919

	Mittags:	Abends:
III. Klasse	Graupensuppe Rindfleisch Sauerkraut	Gulasch Haferreis

IV. Klasse	Graupensuppe Gulasch Sauerkraut	Süßkraut
Militär:	Graupensuppe Rindfleisch Sauerkraut	Süßkraut
Pflegepersonen:	Graupensuppe Rindfleisch Sauerkraut	Gulasch Graupen
Traktpfleger:	Bröselnudeln	

Wien, am 11. April 1919

Interviews

Ich habe von einigen interessanten »Fällen« gehört, und ich lasse mich bei ihnen anmelden. Ob der Herr Doktor bereit wäre, mich zu empfangen? Jawohl, sehr gerne. Ein großer blonder Mann, glattrasiert, mit ausdrucksvollen Zügen, sympathischen blauen Augen, empfängt mich. »Dr. Theodosius Regelrecht, Advokaturskandidat«. Seinen Namen hat er abgelegt, er will überhaupt von seiner Familie nichts wissen, er heißt »Regelrecht« und damit basta. Er schreibt an seinen Memoiren, behauptet, viel erlebt zu haben, und ist jedenfalls eine Persönlichkeit. »Sie gehören zur Papierverwertungsbranche?« Seine erste Frage ist etwas verblüffend, ich erwidere mit einem kleinlauten »Ja«. »Ich habe also die zweifelhafte Ehre«, fährt er fort, »in Ihnen einen Teil jener unmaßgeblichen Meinung zu sehen, die man die ›öffentliche‹ nennt? Sie sind einer jener ›freien Berufe‹, die sich infolge eines fatalen Versehens der Natur nicht am Strich anbieten können und es infolgedessen über oder unter dem Strich tun! Nun, stellen Sie Ihre Fragen?« »Wie denken Sie über die politische Lage Deutschösterreichs, Herr Doktor?« »Deutschösterreich ist ein kaiserloses Kaiserreich, aber keine Republik. Reichspräsident, Staatskanzler, oder wie das Oberhaupt heißt, würde sich zum rücksichtslosesten Bolschewismus bekehren um den Preis – einer Königskrone. Sämtliche ehemaligen österreichisch-unga-

rischen Nationen schließen sofort Frieden und Donauföderation, wenn man ihnen gestattet, noch einmal an einem Kaiserjubiläumsfestzug teilzunehmen. Sämtliche Zeitungen würden den Staatsanwalt – ich glaube, er hieß Dr. Mager – mit einem wahren Grubenhundefreudengeheul begrüßen, wenn ihnen gestattet würde, die Rubrik ›Hof- und Personalnachrichten‹ wiedereinzuführen. Alle Telepathen und Ringkämpfer verlieren sofort ihr ganzes Publikum, wenn irgendeine Hoheit noch einmal geruht, vor einem Grinzinger Kriegsspital wieder vorzufahren, und die Sehnsucht der Wiener nach der Burgmusik ist so unüberwindlich, daß sie aus Mangel an dieser Kommunistenversammlungen abhalten.« »Glauben Sie an den Kommunismus, Herr Doktor?« »Er kann kommen, aber wenn er kommt, wird er ein Kommunismus mit einem ›goldenen Herzen‹ sein. Auch in Budapest ruft man ja *›Eljen Kun!‹* nur deshalb, weil man nicht mehr *›Eljen Kiralyi!‹* rufen kann!« »Glauben Sie an die Wiederkehr der Monarchie?« »Was ist das für eine Frage? Kommunismus oder Monarchie – beides ist deutschösterreichisch, und beide sind nicht. Im übrigen habe ich mich lange genug aufgehalten. Berichten Sie dem Irrenhaus, das sich ›Welt‹ nennt und für das Sie schreiben, daß ich, Dr. Theodosius Regelrecht, keineswegs gesinnt bin zurückzukehren. Ich bin nicht irrsinnig!«
Damit ging ich. Mein nächster Besuch galt einem würdigen, graubärtigen Herrn, der eine bunte Papierkrone auf dem Kopf trägt und sich den »letzten Kaiser« nennt. Offenbar liest auch er Zeitung, denn er ruft immer wieder: »Mich werden sie nicht absetzen!« Seine traurige Majestät ist unnahbar, also ging ich weiter.
Im Korridor eilt ein kleines, dürres Männchen auf mich zu. »Dr. Regelrecht hat mir von Ihnen erzählt. Ich bin bereit, stehe Ihnen zur Verfügung. Ich habe gehört: Die Monarchie ist aufgelöst, der Reichsrat nach Hause geschickt, und in der Nationalversammlung hat ein Staatssekretär eine Thronrede gehalten in Vertretung des Kaisers, den er zu diesem Zweck in die Schweiz geschickt hat. Oh, das Ende der Welt!« »Sind Sie nicht etwas zu pessimistisch?« »Ich? Im Gegenteil! Ich sehe nur, daß sich die Welt zu neuer Anschauung bekehrt. Seit Jahr und Tag predige ich: ›Die Welt steht auf dem Kopf.‹ Deshalb haben sie mich für verrückt erklärt. Aber jetzt *steht* sie auf dem Kopf!« »Wie sind Sie hergekommen?« »Oh, ganz einfach! Sieben Kriegsanleihen hatte ich ruhig mitgezeichnet. Als man mich aber aufforderte, noch eine achte mitzumachen, bekam ich einen Lachkrampf und rief: ›Die

Welt steht auf dem Kopf!‹ Hätte ich damals, wozu wohl mehr Anlaß gewesen wäre, einen *Weinkrampf* bekommen, man hätte mich eingesperrt. So kam ich hierher und hatte durch einen monatelangen Verkehr mit Menschen, die reiche und große Ideen haben und die man deshalb ›Idioten‹ nennt, Gelegenheit, meine Weltanschauung zu vertiefen. Ich rate Ihnen: Kommen Sie zu uns! Sie sind Schriftsteller, und es dürfte Ihnen schon gar nicht schwerfallen! Denn die Ärzte glauben einem niemals, daß man vernünftig ist. Ich verzeihe es ihnen: Ihr Studium und ihr Verkehr mit Kollegen berechtigen sie zu diesem Mißtrauen. Aber kommen Sie zu uns, gründen Sie eine Zeitung. Ich will sofort abonnieren. Es soll eine satirische Wochenschrift sein, und Sie brauchen keine Witze zu verfassen! Drucken Sie bloß psychiatrische Gutachten nach und behördliche Erlässe! Und jetzt leben Sie wohl!«...

Abschied

Offen gestanden: Er fällt mir schwer. Abend hüllt die Insel der Unseligen – oder Seligen? – in blauen Dunst. Nur die Kuppel der von Otto *Wagner* erbauten prachtvollen Kirche glänzt noch herüber. Vielleicht hat er recht, der kleine Professor? Ist die Welt nicht ein Tollhaus? Und ist es nicht praktisch, sich rechtzeitig ein warmes Plätzchen im »Steinhof« zu sichern? Ich werde es vielleicht doch tun. Und – eine Zeitung gründen. Ich suche auf diesem Wege Mitarbeiter...

Der Neue Tag, 20. 4. 1919

DER TENDENZFILM

Lehrmeister und Tugendbläser sind unsterblich. Da es heutzutage nicht mehr angeht, das Bühnendrama mit dem Lesebuch für Volksschulen zu verwechseln und in jenem die Moral zu predigen, die für dieses vorgeschrieben ist, wurde das Kinodrama zur praktischen Pädagogik ernannt, und der Tendenzfilm war da. Das Kino wird als moralische Schaubühne betrachtet und ist ein Requisit der Volkserziehung

wie Rohrstab und Einmaleins. Es ist sehr lehrreich, auch an Vergnügungsstätten die bösen Folgen einer Teufelssünde an der Haut eines anderen zu erleben, aber eine etwas unangenehme Überraschung ist es, wenn ich zwanzig Jahre nach der Absolvierung der Volksschule mich ins Kino unterhalten gehe und dort die Fortsetzung des Lesebuches in Illustrationen erlebe. Daß der Säufer ins Unglück gerät, seine Familie zerstört, der Verbrecher erwischt wird, der Hinterlistige selbst in die Grube hineinfällt, der Geizhals verhungert, der Verschwender sich aufknüpft u.s.w., sind so allgemein bekannte Tatsachen, trotzdem sie so selten vorkommen, daß ihre Darstellung im Film zu lehrreichen Zwecken vollkommen verfehlt erscheint. Wenn mich alle die zuckersüßen Geschichten des Schullesebuches schon genügend überzeugt haben, daß ihr Inhalt keineswegs den Tatsachen des Lebens entspricht, so wird eine glatte und plumpe Illustrierung dieser Geschichten überflüssig. Kein erwachsener Mensch wird glauben, daß in dieser besten aller Welten Edelmut und Güte belohnt werden. Aber selbst auf die Gefahr hin, die Sittenpolizei an die Filmleinwand zu malen, behaupte ich, daß ein Kinostück, das höheren Aufgaben als einer Pseudoerziehung gerecht zu werden versucht, eine viel sittlichere Wirkung übt denn ein tendenziöses Machwerk mit durchscheinender Philistermoral. Es gilt vor allem, die Klasse des Volkes ästhetisch zu erziehen, und das heißt zugleich: moralisch. Jener süßlich-fade Gefühlskitsch mit dem Sittensprüchlein als Höhepunkt des »Dramas« und Gipfel der »Kunst«, jener bekannte Ansichtskartenkitsch mit der goldenen Inschrift: »Ewig Dein!« und dem schmachtenden Augenaufschlag einer sentimentalen Gartenlaubenhäuslichkeit muß verschwinden. Das Kino muß sich in den Dienst einer vernünftigen Volksaufklärung stellen, die nicht mit einem lächerlichen »Kinderschreck« vor die Massen tritt, sondern mit Mitteln arbeitet, die auf reife Menschen unmittelbare Wirkung ausüben. Wenn zu Beginn und während des Krieges die Kinodramen vor Vaterlandsliebe und Kaisertreue überflossen, so war das nicht weniger bewußte Volksverführung als die hochpatriotischen Leitartikel alldeutscher Blätter. Überhaupt ist die Ausmünzung des Kinowertes in Politik oder Parteipolitik Unfug und Unsinn. Es wird kein Zuschauer bekehrt und keiner gebessert. Er soll vor allem *aufgeklärt* werden. Und das nur mit Hilfe eines Films, der das Leben weder verzuckert noch verfolgt, sondern es getreu in einer wenigstens halbwegs künstlerischen Fassung wiedergibt. Erst dann, wenn der Film nur *die* Tendenz

enthält, die auch das Leben hat, wird jenes Ziel erreicht werden, das mit dem sogenannten »Tendenzfilm« nur verfehlt wurde und wird. Erziehung, meine Herren Filmautoren, nicht Moralpauke und – wenn möglich – Kunst statt Kitsch!

Die Filmwelt, 2. 5. 1919

KNIGGE IM FILM

Weltentrückt liegt das kleine deutsch-mährische Städtchen, in das mich vor wenigen Monaten ein unerbittliches Schicksal und eine lokale Schneckenbahn entführt hatten. Das alte Rathaus mit dem etwas verunglückt aussehenden gotischen Turm, ein biederes Gasthaus mit breitem Eichenbett aus guter, alter Zeit, ein behäbiges Kaffeehaus mit althergebrachten Stammtischen, die Wände mit wohlmeinenden Sprüchlein tapeziert – das alles bereitete mich auf ein gemächliches, wenn nicht spießbürgerlich-solides Stadtleben vor, das ich einem unerforschlichen Ratschluß rücksichtslos konsequenter Götter zufolge einige Wochen lang führen sollte. Allein schon der nächste Morgen brachte eine Überraschung. Es gab einen regelrechten Vormittagskorso auf dem rechteckigen Rathausplatz, den eine bunte Menge bevölkerte. Junge Damen in modernsten Gewändern, Herren und Herrchen in Kleidern nobelster Fasson und großstädtischen Zuschnitts, und selbst ein Herr mit einem Monokel. Man denke: ein Monokel! Auch benahm sich die Jugend auf Straßen und in öffentlichen Lokalen durchaus nicht kleinbürgerlich-manierlich, sondern mit Schwung und einer geradezu akkuratessen Eleganz. Lange dachte ich über die Gründe dieser Sittenfeinheit in S. nach. Bis mich ein regnerischer Sonntagnachmittag ins Kino und damit auf die Lösung des Rätsels brachte. Ich sah dichtgefüllte Reihen und aufgeregte Premierenstimmung beim Publikum. Junge Mädchen mit glühenden Blicken. Gymnasiasten mit würdevollem Ernst, gespannt den Ereignissen des Dramas folgend. Jede Handbewegung, jeder Augenaufschlag des Helden oder der Heldin wurde von der zuschauenden Jugend geradezu verschlungen. Und ich verstand den erzieherischen Einfluß des Kinos auf die Jugend dieser Kleinstadt. Plötzlich war ich sehend geworden: Da-

her hatten die Frauen dieses kokette Mienenspiel, jenes hoheitsvoll-herablassende Kopfnicken, wenn man sie grüßte. Das kleine Laufmädel benahm sich wie eine Dame. Die blonde Verkäuferin des Papiergeschäftes in der Ecke mimte eine Prinzessin. Der Alltag war Film geworden. Das nüchterne kleine Ereignis – Szene. Und sie selbst, all diese kleinen Männlein und Weiblein, waren Helden und Heldinnen. Asta Nielsen und Henny Porten, Harry Walden und Psylander in zehntausend Auflagen. – In Tausenden solcher abseits liegenden Städtchen mag wohl das Kino die Rolle einer Erziehungsanstalt spielen. Eine künstliche Fata Morgana, spiegelt es dem nach der »großen Welt« dürstenden kleinstädtischen Lehrmädel das »Leben« vor, jenes Leben, das ihm vielleicht immer unerreichbar bleiben wird. Aber aus schattenhaften Gestalten und Geschicken, Szenen und Handlungen in der Filmwelt der Leinwand baut sich der kleine Mensch ein zweites zivilisiertes, manchmal sogar kultivierteres »Ich«, in dem er aufzugehen sich bemüht und manchmal sogar aufgeht. Was im Jahrhundert des Buches, wie R.M. Meyer das 19. Jahrhundert nannte, das Werk der gelesensten Modebücher vollbrachte, im Jahrhundert der Technik vollbringt es das Kino. Kürzer und oft anschaulicher. Das Kino als anschaulich gemachter Knigge. Oder ein Knigge mit Kinoillustration. – Wie soll ich mich benehmen? – Ich werd' mir die Henny Porten anschaun!...

Die Filmwelt, 16. 5. 1919

Wiener Symptome

MAI UND MAIS

Fast hätte ich geglaubt, es wäre ein fataler Druckfehler im himmlischen Verordnungsblatt. Als der Mai trotz Abschaffung der Sommerzeit doch über die Welt kam und das Maisbrot auch noch auf den Tisch, kostete ich noch einmal das erhebende Gefühl des Durchhaltens in

vollen Zügen und würzenden Bissen, schwamm ich in goldgelben Reminiszenzen aus der Zeit, in der man Gold für Maisbrot gab, das schwer verdaulich war wie ein Kriegsbericht und zwerchfellblähend wie ein A-Befund...

Es kommt just zur rechten Zeit: Dieweil Paris Kriegsschlüsse diktiert, erinnert sich das Wiener Volksernährungsamt nicht mit Unrecht des Mai, der jahrelang »Offensive«, und des Maises, der »Volksnahrungsmittel« hieß, und unternimmt mit dem letzteren die erstere gegen die Wiener Bevölkerung. Keiner weiß, woher er kam, der Mais. Name und Art nur kennen wir zur Genüge. Stammt er etwa noch aus den Vorratskammern des ukrainischen Brotfriedens? Drischt man ihn aus den Ähren jener Felder, deren Ähren man zerstampft? Oder ist er eigens zurückbelassen aus jenen Jahren straffster Drosselungen als sinniges Maisgeschenk zum Zeichen des Friedensschlusses? Oder als Abschiedsgruß einer aus der Kommune scheidenden Partei? Etwa: Im Weltkrieg habe ich dein, o Wiener, gedacht. Drum hab' ich dir zum Frieden dies dargebracht?!...

Es ist jedenfalls ein kunstvoll dramatischer Aufbau in der Wiener Brotversorgung der letzten Wochen zu sehen. Nach dem Höhepunkt des Weißbrotes die Peripetie des Maisbrotes. Allen dramatischen Regeln zum Trotz unterbleibt hoffentlich die Katastrophe. Denn dieses goldgelbe Verhängnis ist an und für sich schon sinniger Abschluß einer gastrischen Tragödie, auf gefallenem Vorhang ein Fragezeichen, an Paris, ernste Mahnung an übermütig gewordene Zwölffingerdärme, Schlußakkord der 42-Zentimeter-Haubitzensymphonie, Punkt und Pause hinter der ganz ungenügend ausgefallenen Hausarbeit über die große Zeit... Alles in allem: ein Wiener Symptom...

Schokolade

Ich sah eine Rippe um zwei Kronen vierzig in der Auslage. Ein blondes Mäderl, barfuß, Hunger in den blauen Kinderaugen, stand davor. Im Anblick der schwarzbraun glänzenden Schokoladerippen wurde *Fames vulgaris* (gemeiner Hunger) zu beflügelter Sehnsucht, gierig körperliches Verlangen zu beschwingtem Himmelanstreben, animalische Angelegenheit zur rein seelischen. So etwa sieht der Himmel dieses Kindes aus: braun und mit Schokolade tapeziert. Und diese kleine

Rippe um 2 Kronen 40 ist die Schwelle, über die man ins Himmelreich tritt...
Schokolade! Sie trägt eine Zürcher Marke und ist sicher durch den Schleichhandel in die Auslage geschmuggelt worden. Ich aber vergebe und vergesse in diesem Augenblick allen Schleichhändlern der Welt ihr Preistreiben für bloßen Anblick. Dem Feinde neben mir ist die Rippe die Schwelle zum Himmelreich. Mir – Schwelle am Tor der Zukunft. Durch wie viele Länder mit Grenzen, Verzollungen, Repetitionen, Vidierungen, Visitationen mußte diese Rippe wandern, ehe sie ins Schaufenster des Zuckerbäckers Thomas Helferding gelangte! Und nun ist sie da: Aller Völkerfeindschaft, Seelenverhetzung zum Trotze, ein schwarzbraun glänzendes Zeichen ewiger Völkergemeinschaft!
Still standen wir da und schmeckten die Herrlichkeiten schlaraffenländischer Zukunft. Unsere Augen schimmerten in Liebe, Sehnsucht und Verehrung. Unser Blick ward Gebet.
Dann ging ich in den Laden und kaufte eine Rippe. Brach sie sorgfältig entzwei und gab dem barfüßigen Mädchen die Hälfte. Und aß die andere selbst. Und wetteiferte mit dem Kinde im Kindsein...

Josephus

Der Neue Tag, 18. 5. 1919

KAFFEEHAUSFRÜHLING

Er offenbarte sich bisher bloß darin, daß die Kaffeesieder Preise *trieben*, die tägliche Ausgabe für Frühstück und Jause *in die Höhe* schoß, im »Schwarzen« lenzlichgeheime Säfte *goren*, die Ausbeutung des Publikums ungeahnte *Blüten trieb* und das Geschäft überhaupt *florierte*. So sieht der Wiener Kaffeehausfrühling aus. In der letzten Woche kam noch ein Neues hinzu: Schani trug den Garten hinaus. Der »Garten« besteht aus ein paar Latten und Dielenbrettern, die wohlverwahrt auf dem Dachboden Winterschlaf hielten, und einem Gitter aus Drahtgeflecht oder Eisen. Ein besonderes Zuvorkommen dem Mai und den Gästen gegenüber bedeuten noch einige Blumentöpfe und jene grünen Zweige, auf die in diesem abnorm kalten Frühjahr nur die Kaffeesieder kamen. Und somit ist alles für die Sonne gerüstet, die leider »infolge

Ausbleibens wichtiger meteorologischer Nachrichten« von der Sternwarte nicht angekündigt werden kann und sich ohne zuverlässige Prognose nicht recht aus den Wolken hervortraut...
Sieht man diese gottverlassenen Caféveranden an, so drängt sich einem fast unwillkürlich der Vergleich auf mit nie erfüllten Friedensträumen, verregneten Aussichten und verschnupften Weltlagen. Diese umgekehrten Tische mit den umgestülpten Korbstühlen, die vor Nässe weinen, sehen einer verkehrten Welt verzweifelt ähnlich, in der alles auf dem Kopf stünde, wenn auch nur etwas einen Kopf hätte. Die Luft, die man eigentlich von Rechts wegen hier draußen genießen sollte, ist erfüllt mit Kriegsberichten, die von den Friedenskonferenzen kommen, und das Eis, das in normalen Zeiten hier geschluckt werden würde, hält leider immer noch die Herzen der Menschen krampfhaft umschlossen. So wird, was dereinst Fortsetzung gemächlichen Familienlebens und gemütlicher Tarockpartien auf die Straße war, heute eine recht ungemütliche Verquickung einer ungemütlichen Öffentlichkeit mit privaten Familiensorgen. Die Kaffeehausterrasse ist heute nur mehr ein überflüssiges Requisit aus besseren Zeiten und obendrein noch ein Verkehrshindernis wie Straßenbahn, Post, Telephon und andere »Verbindungsmittel«. Für Kaffeesieder hat sie allerdings einen Vorteil: Sie ermöglicht ihnen, unangenehme Stammgäste, die über die Preiserhöhung schimpfen, auf glatte Weise und im wahrsten Sinne des Wortes – an die Luft zu setzen...

Nachtleben

Nacht für Nacht gehe ich denselben Weg. Nacht für Nacht sehe ich dieselben Bilder. Vor dem Versorgungshause fährt der Leichenwagen vor, unerbittlich, nüchtern, geschäftsmäßig, um diejenigen zu versargen, die ehemals versorgt waren. Man weiß wirklich nicht, was vorteilhafter ist. Es könnte auch ein boshafter Druckfehler sein...
Ein paar Häuser weiter, vor dem anatomischen Institut, steht wieder der Tod. Diesmal in modernerem Gewande. Ein Straßenbahnwagen, dessen rückwärtige Wand ein weithin leuchtendes Kreuz trägt. Die Tore des anatomischen Instituts stehen weit offen. In plumpen glattgehobelten Holzkästen, die eine verschwommene Ähnlichkeit mit Särgen haben, liegen die sezierten, geprüften, durchstudierten Leichname.

Kasten um Kasten wird in den Straßenbahnwagen geschoben. Vollbeladen mit zu wissenschaftlichen Experimenten hinaufavancierten Leichen fährt die Straßenbahn mit dem weithin leuchtenden Kreuz schließlich davon. Es ist die einzige Wiener Elektrische, deren Gäste sich in stummer Liebenswürdigkeit nicht auf die längst sezierten Hühneraugen treten...

Was ist das dort vor dem Votivplatz? Wieder der Tod? Werden Gräber geschaufelt? Geheimnisvoll vermummte Männer um ein flackerndes Windlicht gruppiert. Sie hacken mit Spaten und Krampen in der Straßenmitte, zwischen den Schienen der Straßenbahn, krempeln das ganze Pflaster auf. Schatzgräber etwa? Symbol wären sie dann, Repräsentanz des deutschösterreichischen Volkes, das, arm an Beutel, krank am Herzen, nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn es Regenwürmer findet, um sie zu verspeisen...

Es sind weder Toten- noch Schatzgräber, sondern Arbeiter aus der Reparaturwerkstätte der städtischen Elektrizitätszentrale, und ihr musterloses nächtliches Hantieren dient der Aufrechterhaltung der Straßenbahnverbindungen. Sie schaufeln sozusagen das Grab des Wiener Verkehrs ab, um diesem seine Auferstehung zu erleichtern...

Am Hof steht seit einiger Zeit ein Mann mit einem Sodawasserkarren. Täglich um die Stunde, zu der, den Lichtsparmaßnahmen zufolge, die Nacht unerbittlich eintreten muß, besetzt der Mann seinen Posten. Er ist eine Kombination von Salamutschl- und Würstelmann, eine Neubildung ungefähr, den geänderten Umständen angepaßt. Er verkauft Speck, Sodawasser und Backwerk und ist die einzige Erscheinung im Wiener Nachtleben, die mit ihrem flackernden Gasolinlicht in eine frohe Zukunft weist.

Denn so ist unser »Nachtleben«: Unsere Mitbürger sterben und werden eingesargt wie unsere Vergangenheit, ihre Leichen seziert wie unser Vaterland, die Auferstehung unseres Straßenverkehrs sieht einem Begräbnis verzweifelt ähnlich, und das Licht unserer Hoffnung ist ein irrlichterlierendes Gasolinflämmchen, das über gesalzenem Amerikaspeck und unerschwinglichen Ersatzmehlspeisen im Nachtwinde taumelt...

Josephus

Der Neue Tag, 23. 5. 1919

DIE MÜLLI!

Plötzlich geschah es, daß eine Frau aus einer Ecke des übervollen Straßenbahnwagens den Ruf ausstieß: »Die Mülli!« Hätte sie: »Es brennt!« gerufen, die Aufregung wäre viel geringer gewesen. Ich sah aus bleichen, bartstoppelübersäten Mannsköpfen gierige Heißhungeraugen hervorquellen, ich sah Frauen aus zermarterten Gesichtern Habichtblicke wie Pfeile abschnellen, Kinder, blasse, semmelblonde, dürr und pergamenten wie Dörrgemüse, erstaunt, erschrocken, bebend wie vor einem Großen, Ungeahnten, Schönen und doch Schauerlichen die Köpfe zusammenstecken und neugierig zwischen Armen und Beinen der Großen hindurch in jene Ecke blicken, allwo ein dünner Strahl, weiß und fettgelblich wie Elfenbein, in einer Ritze des Waggonbodens bedächtig und gemächlich rann. Die Milchkanne der Bäuerin aus Stockerau war über die Füße eines Fahrgastes gestolpert, der an einem Ersatzriemen aus Papierleinwand hart unter dem Waggondach hing, als wollte er demonstrativ die Abschaffung der Todesstrafe leugnen. Der Inhalt der Milchkanne bahnte sich viele Wege durch Ritzen und Spalten des Waggonbodens. Die Leute, die im Waggon saßen, hoben die Füße in die Höhe, aus Angst, in die Milch treten zu müssen. War es die Milch einer Zeus geweihten Kuh, vielleicht Europas? War es Milch aus den Eutern der heiligen Lämmer Mahabharathus? Was war das für eine Milch, in der die Augen aller Passagiere ehrfurchtsvoll ersoffen und vor der die Leute auf die Bänke stiegen, um sie nicht zu beschmutzen? Es war die Milch einer gewöhnlichen sterblichen Kuh aus den irdischen Gefilden von Stockerau. *Milch* war es, eine halbverklungene Sage aus den Zeiten der Vorvergangenheit für die Großen, ein weißes Silbermärchen von ungeahnten Geheimnissen für die Kleinen. Es war eine Milch wie jene, die per Liter 15 Kreuzer kostete zu einer Zeit, da die Krone noch einen Nährwert hatte und die Milch eine Valuta. Es war Milch, gewöhnliche, außerordentliche, einfache, göttliche Milch…

Es hat wenig gefehlt und ich hätte das erhebende Schauspiel erlebt, daß gestoßene, zerschundene, verhungerte, vom Kriege und seinen Anleihen gezeichnete, durchgehaltene, Schulter an Schulter überstandene, Teisinger und Tode entgangene, von Blockaden gedrosselte und von Ernährungsmaßnahmen rationierte Ebenbilder Gottes auf den Boden

einer Elektrischen glatt und bäuchlings ausgestreckt gelegen hätten, um mit jenen Zungen, mit denen sie mit Hurrah Hötzendorf gepriesen, die ausgeronnene Milch zu schlecken...

Trara!

Seit einiger Zeit schwingt mitten durch das Brummen der Autos, das Kreischen der Elektrischen und das Tuten der Schaffner ein seltsamer Ton von wunderbarer Melodie. Es klingt wie das Halali einer Jagd und das selige Trara eines Postillons. Es sind die Signale eines Autos; von dem ich vermute, daß es Eigentum einer fremden Militärmission ist. Ich sage seinem Besitzer somit öffentlich Dank. Das Signal ist hell und lustig und klingt wie eine Aufforderung mitzukommen. Komm mit, ruft es, sehen wir uns die Welt an! In diesem silbernen Trompetenton vernehme ich die hellen Stimmen einer europäischen Zukunft: Liebliche Maiennächte mit fliegenden Silberwölklein, Postillon, Abschied und Reise ins Märchenblaue. Ich sehe Grenzen fallen, Pässe überflüssig werden, Visitationen und Requisitionen aufgehoben werden, und ich fahre auf einer mondlichtüberfluteten breiten Straße durch die römische Campagna. Und ich sehe in eine Zukunft, in der ich ohne jede Einreisebewilligung selbst nach Hütteldorf-Hacking gelange...

Die Politik, die Mädel und der italienische Stern

Einmal, als die Zeit noch so groß war, daß selbst die kleinen Mädel sie begriffen, waren patriotische Kokarden, Matrosenschleifen mit Namen vaterländischer Fregatten und Abzeichen, die man an Kriegsblinden- und anderen Festtagen verkaufte, Schmuck und Zierat jener Mizzis, Poldis, Fritzis und Franzis, deren Tagewerk mit Anbruch der Nacht begann und in der harmlosen Gesellschaft eines Leutnants in Erholungsurlaub vor sich ging. Heute, da eine neue Welt die alten Kokarden unmöglich macht, erweisen sich alle diese kleinen Mädel als große Staatsmänner, die die *Ab*zeichen ihrer Zeit besser verstehen als unsere Diplomaten die Zeichen. Der fünfzackige italienische Stern in jenen Tagen, da die Italiener Katzelmacher hießen, armseliges

Schmuckstück auf dem Rock italienischer Kriegsgefangener, schimmert heute an den Blusen aller Mizzis. Er ist ihr Leitstern geworden, der ihnen auf dem Weg in die Hinterstübchen italienischer Militärmissionen leuchtet, uns anderen mag er der Stern des Friedens sein, der am Himmel der – Geschlechterversöhnung glänzt. An allen Ecken und Enden der Kärntnerstraße und des Rings taucht er in den Abendstunden auf, und sein Schimmern bedeutet den italienischen Fremden: *si parla italiano!* Die Wiener Gemütlichkeit ist weit von den Mitteln entfernt, die im heiligen Lande Tirol Anwendung fanden. Der Wiener zitiert höchstens frei nach Schiller: *An* ihrer Brust sind ihres Schicksals Sterne...

Josephus

Der Neue Tag, 1. 6. 1919

SCHUHRIEMEN, BITTE!

Sinnbild und Überrest einer Großen Zeit, durch Teisingermethoden aus Alltagsmaterial schnellstens hergestelltes Heldentum, mit modernster Prothesenkonstruktion neu angelegtes und repariertes Ebenbild Gottes, aufgestellt an der Straßenecke, wo Kriegsgewinn und Jetzt sich kreuzen, schwingt ein Etwas von einem Menschen in der durch einen gutmütigen oder boshaften Zufall nicht auf dem Felde der Ehre verbliebenen Rechten einen Bund Schnürsenkel. Statt auf Beinen, die andere Schnürsenkelverkäufer außer der Bronzenen und dem Karl-Truppenkreuz zum Überfluß auch noch nach Hause gebracht haben, steht dieser auf zwei hosenumschlotterten Prothesen. Mit der Leidenschaft jener Verzweiflung, der man es ansieht, daß sie ein Kind der Wiener Invalidenfürsorge ist, schwingt er sein Bund über den Häuptern arbeits- oder beschäftigungsloser Passanten, schwingt sie siegreich, die schwarze Fahne des Elends. Schmettert immer wieder, immer wieder sein: Schuhriemen, bitte! in die Menge, als müßte er diese zum Sturm anführen. Seine Schuhriemen sind unverfälschter Papierspagat – sonst hätte er sich schon längst aufgeknüpft. Von frühem Morgen bis in die Nacht hinein kann man meinen Schnürsenkelverkäufer sehen. Sein

Bund bleibt immer gleich groß, kein Mensch kauft Schnürsenkel aus Papierspagat. Aber unermüdlich schreit und fuchtelt dort an der Ecke das Fragment eines Menschen herum, flackernden Hunger in der Miene, Drohung und Gebet in der Stimme. Ist gar kein Schnürsenkelverkäufer mehr, sondern Mahnbild und Prophet. Sein Schrei wird überfahren vom Gekreisch der um die Ecke biegenden Elektrischen, seine Handbewegung weggewischt von der Geste des Profitgeistes. Um ihn herum feilscht Welt, Weib und Gewinn, linkswalzt Wien, die Stadt des Blaufuchses und des Kriegsblinden...

Der General

Täglich um die Morgenstunde, zu der ein Pfeifendeckel zur Salzsäule erstarrte: Exzellenz, ich melde gehorsamst..., geht der General die Straße entlang, frisch rasiert und backenbartgepflegt. In seinem Gang militärische Knappheit und Pseudozielbewußtsein, in seiner Haltung inhaltslose Dressur. Sein Auge noch so blitzblau wie damals, als er vor dem Feinde und zwischen beiden eine Brigade stand. Bemüht, in die Zukunft zu sehen, sieht er Vergangenheit. Vergangenheit mit Marschmusik, Donnerhall, Prinz-Eugen-Brucken, Gehorsam und Sklavensinn. Wenn ein Soldat an dem General vorbeikommt, bemüht sich der Alte, nicht zu sehen. Er will nachsichtig sein und drückt ein Auge zu. Aber dann ist Bitterkeit, Leere, gähnender Weltraum, Grenze der Vernunft. Er war General, weil sie ihn Exzellenz nannten. Er war General im Gefüge der Brigade. Er war »komplett«, als ihn die anderen grüßten. Er war *nie* Individuum. Immer ein Bestandteil. Wie ein Knopf, ein Kolbenhals, ein Tornister, eine Wasserjacke. Er fand seine Ergänzung im Gehorsam der anderen. Jetzt ist er Überrest, Fragment, Brigadier ohne Brigade, Stratege ohne Dienstreglement, Herr ohne Diener. Aber Herr noch immer, mit der Gloriole einer tragischen Ironie um die Generalskappe, standesbewußt ohne Stand und ehrenhaft ohne Kodex...

DIE GALGENFRIST

Als ich eines Abends, wie es meine Gewohnheit ist, pünktlich und höchst loyal zehn Minuten vor 9 Uhr vor meinem Haustor ankam, war es – offen. Die für 9 Uhr festgesetzt gewesene Haustorsperre hatte auf meinen Tugendwächter, so sich »Hausmeister« nennt, einen so vortrefflichen Eindruck gemacht, daß er, der typische Repräsentant altösterreichisch-gemütlichen Konservatismus, der trotz Umwälzungen und Götterdämmerungen christlichsozial und konservativ gesinnt geblieben war, angefangen hatte, nicht nur mit der Zeit zu gehen, sondern auch *ihr vorauszueilen*. Unter der Devise: *»Zeit ist Sperrsechserl«* hatte er schon um ¼9 Uhr das Haustor geschlossen und Parteien, die zwischen ¼9 und 9 Uhr kamen, ganz einfach warten lassen, bis es neun geschlagen hatte und kein Einwand mehr möglich war. Man war eben erst da, nachdem man seine Anwesenheit vom Herrn Hausmeister bestätigt erhalten hatte, zahlte seinen Obolus und schwamm in den Hades seiner gaslichterdrosselten Behausung. So kam es mitunter vor, daß sich einige Mietsparteien vor dem Haustore angesammelt hatten und daß ich mich anstellen mußte, um schlafen gehen zu können. Einmal hatte ich es zwar versucht, einen Haustorschlüssel zu bekommen. Ich ging zum Herrn Inspektor und sprach: Herr Inspektor, halten zu Gnaden, da wir nun schon einmal in einer freien Republik schlafen zu gehn gezwungen sind, bitte ich, mir den Haustorschlüssel zu meiner persönlichen Freiheit gegen ein angemessenes Entgelt und Trinkgeld ausfolgen lassen zu wollen. – Aber der Herr Inspektor erschrak vor dem Worte: persönliche Freiheit und verweigerte mir den Schlüssel. Also gewöhnte ich es mir an, zehn Minuten *vor* neun Uhr nach Hause zu kommen, um erst fünf Minuten *nach* neun nach Hause kommen zu können...

An jenem Abend aber, da ich das Haustor offen fand, war ich in arger Verlegenheit. Dem Hausmeister konnte ein Unglück passiert sein. Oder die persönliche Freiheit war in der deutschösterreichischen Republik wirklich eingeführt worden. Oder der ganze Magistrat ist meschugge. Oder es sitzen schon Bolschewisten im Gemeinderat. Oder das Haus, in dem ich wohne, ist sozialisiert. Oder das Schloß ist kaputt und funktioniert nicht. Ich zog also mein Sperrsechserl, ging in die Wohnung des Hausbesorgers und hub an: Werter Herr Hausmeister,

ich bitte sehr um Verzeihung, Sie dürften sich heute geirrt haben, da ist Ihr Sperrsechserl. »Na« – sagte der Gewaltige – »mir ham uns net geirrt. Wir sperren scho um zehne!«
Was war geschehen? Was hatte den Hausmeister zu der Gewährung einer Galgenfrist von einer Stunde bewogen? Hatte ihn ein Hauch der neuen Zeit angeblasen?
Ich komme jedenfalls seit damals erst um – *halb elf Uhr* nach Hause. Die Mietsparteien stehen in langen Ketten vor dem Hause. Ein Wachmann sieht auf Ordnung in den Reihen der Angestellten. Punkt zehn Uhr beginnt der Einlaß. Denn seit die Haustorsperre für zehn Uhr festgesetzt ist, sperrt mein Hausmeister, immer noch der Zeit voranfliegend und seine eben erwähnte Devise beibehaltend, erst um – neun Uhr...

Josephus

Der Neue Tag, 15.6.1919

BARRIKADEN

Nein, sie stammen wahrlich nicht erst aus der Zeit der Revolutionen. Sie sind nicht Anzeichen eines aufgeregten, sondern im Gegenteil: eines gemütlichen Wien. Sie sind nicht Zweck und Ziel einer Strömung, sondern Grund und Ursache einer Untugend. Aber was auch beim Anblick dieser Barrikaden so empört, ist eben der Umstand, daß sie der Ausdruck jener Zwecklosigkeit sind, die die Existenz des Winters ausmacht und die, aufgeweicht in einem Viertelliter Heurigen, als sogenannte »Gemütlichkeit« von Volkssängern und Feuilletonisten wiedergekäut und ausgespuckt wird. Ist eben jene Schlamperei, die nicht der Fehler der alten österreichisch-ungarischen Monarchie war, sondern die Tugend dieses unseres Deutschösterreich, daß diese seine Tugend allen Teilstaaten aufoktroyiert. Und wenn auch tausendmal erklärt wird: Deutschösterreich sei ein funkelnagelneuer Staat, der mit dem alten Reiche nichts zu tun habe, so verweise ich dringend und unerbittlich auf jene uralte Bretterverschalung des neuen Boltzmann-Instituts in der Währingerstraße, auf jene Bretterverzierung, die jedem Einsichtigen beweisen muß, daß wir zwar ein funkelnagelneuer Staat geworden, aber mit alten k.k. Brettern jämmerlich geflickt sind.

Wozu steht dieses Brettergerüst immer noch da? In der Nacht verrichten Hunde und Heurigenmenschen dort ihre Notdurft, und am Vormittag klebt man dort Plakate auf mit der Ankündigung von Linkstänzen um Blaufüchse und Rechtstänze um goldene Kälber. Wäre es nicht vernünftiger, das letztere in der Stille einer Sommernacht und das erstere im Sonnenglanz des Tages zu erledigen?...
Wozu diese Bretterverschalung? Das Institut ist fertig, Plakatsäulen gibt's zur Genüge, und für Hunde ist auch ein Laternenpfahl gut genug. Ich kann mir nicht anders helfen: Ich muß denken, der Magistrat bereitet den Putschisten wirkliche, ernstliche Barrikaden vor. Noch hat man in der Boltzmanngasse nicht geschossen. Aber warten wir ab, bis es erst dazu gekommen ist, und wir werden sehen, wie nützlich jene Bretterwand vor dem Boltzmann-Institut ist.

Heimgekehrt

Plötzlich tauchten sie auf, zwei Gestalten in der Kärntnerstraße, Robinsons oder so was, mitten zwischen Bügelfalten, Crêpe de Chine – Kleidchen, Lackstiefletten und Telepathen: zwei Gestalten, robust, schwer, schmutzig und antediluvial. Bei näherem Zusehen entpuppen sie sich als zwei Heimkehrer. Sie waren aus Irkutsk oder aus sonst einer Gegend, wo nicht mehr der schwarze, sondern der rote Pfeffer wächst, im Sommer vergangenen Jahres aufgebrochen und hatten das zweifelhafte Glück gehabt, im Jahre des Herrn 1919 in ihre Heimatstadt Wien, die Stadt ihrer Träume, zu gelangen. Auf ihren zerfetzten Stiefeln lagerte der Staub von drei langen, total zerwanderten Jahren, und ihre braungebrannten Körper staken in Säcken von einer undefinierbaren Färbung, die sehr entfernt an Gelbweiß erinnerte, aber ebensogut auch sandige Erde hätte sein können. Sie schritten mächtig aus, sie suchten das Kommando, bei dem sie sich zu melden hätten. Sie staunten nicht, sie wunderten sich nicht. Scheinbar war das mächtige Erleben spurlos an ihnen vorbeigegangen. Ich sprach mit ihnen. Es war ihnen gutgegangen in Rußland. Wozu sie heimgekehrt seien? – Weil man doch einmal zu Hause sein wolle. Wissen sie, in welches Haus sie heimgekehrt sind? Als sie ausgezogen, war die Zeit noch groß, da sie zurückkamen, ist sie neu. Aber jene haben wir so lang enden lassen, daß wir diese nicht alt werden lassen. Und so sind sie, die beiden

Heimkehrer, heimgekehrt in einer Zeit, deren Neuheit darin besteht, daß sie mit Neuerungen mißlungener Experimente verunstaltet, heimgekehrt in eine Stadt, deren Straßenpflaster die Ehre haben, auf dem ebensogut Blut fließt wie auf den Feldern desselben Namens, heimgekehrt in ein Land, das nicht weiß, was anzufangen, weil es überall aufhört, heimgekehrt zu Menschen, die »Genosse« einander sagen und den Revolver in der Hosentasche tragen. Wozu sind diese beiden heimgekehrt? Sie wissen es ebensowenig wie den Grund, warum sie ausgezogen sind. –

Josephus

Der Neue Tag, 22. 6. 1919

EINE KAFFEEHAUSTERRASSE UND NOCH EINE

An einem schönen Sommerabend hat ein Ringstraßencafé nächst der Oper zwei Terrassen:

In der ersteren sitzen erwachsene Kriegsgewinner und schlürfen Eis und spielen Buki oder Tarock. Das ist die legale, anerkannte, gesetzlich geschützte Terrasse. Eine Terrasse mit gesellschaftsfähigen und bügelfaltengezierten Besuchern.

Vor dieser Terrasse eine etwas elementare, improvisierte: deren Besucher ohne Bügelfalten, noch *nicht* erwachsene Kriegsgewinner, sitzen nicht auf Korbstühlen, sondern teils auf dem Pflaster, teils auf dem sehr schwindsüchtigen Rasen unter dem Schatten eines Ringstraßenbaumes.

Und spielen Tarock.

Es sind Kolporteure der öffentlichen Meinung, und es scheint mir notwendig, diese auf das Vergnügen ihrer Verkäufer aufmerksam machen zu müssen.

Denn die Öffentlichkeit flaniert achtlos an den zigarettenrauchenden tarockierenden Knaben vorbei, und nur, wenn sie im Auto sitzt, läßt sie ein Hupensignal vernehmen oder weicht dem spielenden Rudel halbwüchsiger Kolporteure aus.

Man darf die Kleinen in ihrem Vergnügen nicht stören. Es ist ja sozusagen das Jahrhundert des Kindes.

Ein Wachmann steht in der Nähe und wartet aus Berufsgründen auf eine Gelegenheit, einschreiten zu können. Da heute ausnahmsweise nicht eine einzige Kriegswitwe einen Demonstrationszug über den Ring veranstaltet, läßt der Wachmann die Kriegswaisen ungeschoren. Vielleicht auch, weil er meint, das sei der Anfang der angekündigten Schulreformen: Um den Tüchtigen unter den Knaben freie Bahn zu schaffen, läßt man sie vorläufig, in den Ferien, die Fahrbahn der Ringstraße besetzen. Der Aufstieg der Begabten beginnt damit, daß diese vorderhand auf dem Pflaster sitzen bleiben. Wer die Partie gewinnt, hat seine Begabung erwiesen und darf aufsteigen.
Wie soll man das nennen? Im Zentrum einer Kulturstadt, auf der Straße tarockierende Knaben: eine »Kulturschande«?
Nun: Schande hätten wir seit eh und je genug gehabt!
Aber – das erstere?...

Josephus
Der Neue Tag, 10. 8. 1919

IN UND AUSSER DIENST

Das war schon in der Monarchie ein Unterschied:
Im Dienst konnte man z.B. ein Auge zudrücken. Außer Dienst durfte man sogar beide offenhalten.
Im Dienst sagte man: Sie und Schweinehund. Außer Dienst war man selbst einer und per du.
In der Republik gibt es auch: in und außer Dienst. Sowohl *punkto:* Schweinehund als auch *punkto*: Auge zudrücken. Böse Zungen sagen, in der Republik würde man sogar beide Augen zudrücken. Aber sicher ist nur, daß wenige beide offenhalten...
Dennoch hielt ein Arbeiterrat auf der Westbahn beide Augen, während er die Reisenden revidierte, offen, und zwar in dem Übermaß, daß ein anderer Arbeiterrat, der außer Dienst war und im Vertrauen auf seinen Titel Butter hereinbringen wollte, von dem ersteren angehalten wurde. Zwischen beiden entspann sich folgender Dialog:
»Sö, dös geht net.«
»Oba, was willst?«

»Nix du', jetz'n bin i im Dienst.«
»Wannst mir d'Butter wegnimmst, kriagst deine fünf Kilo bei der Mutter net mehr!«
»Na, dann geh zua!«
Es hatte sich herausgestellt, daß der schmuggelnde Arbeiter eine Greißlerin zur Mutter hatte, die dem revidierenden Arbeiterrat fünf Kilo Butter in regelmäßigen Zeiträumen so hintenherum abzugeben pflegte. Ein böser Zufall fügte es, daß just dieser Arbeiterrat jene Butter konfiszieren sollte, die ihm selbst hätte zugute kommen sollen. Seine eigene Strenge strafte ihn. Sein Ich in Dienst nahm Stellung gegen sein Ich außer Dienst. Der tragische Konflikt war gegeben. Die Katastrophe unterblieb, weil der Anlaß aus Butter bestand. Denn mit der Butter ist das so eine heikle Sache: Man darf sie nicht im Rucksack führen, man muß sie aber doch haben – außer Dienst. Man soll sie konfiszieren – im Dienst. Man darf sie nicht fünfkiloweis bei einer Greißlerin beziehen. Man soll sie ihrem Sohn aber wegnehmen. Denn dieser führte sie im Rucksack. Sie wäre ihm wirklich abgenommen worden, wenn jener sie nicht – am Kopf gehabt hätte. –

Josephus

Der Neue Tag, 17. 8. 1919

SEIFENBLASEN

Ich habe Kinder gesehen, die Seifenblasen aufsteigen ließen.
Nicht im Jahre neunzehnhundertunddreizehn, sondern gestern.
Es waren richtige Seifenblasen. Ein Fläschchen voll Seifenschaum, ein Strohhalm, zwei Kinder und eine stille Gasse im Sonnenglanze eines Sommervormittags. Die Seifenblasen waren große, wunderschöne, regenbogenfarbige Kugeln und schwammen leicht und sanft durch die blaue Luft. Kein Zweifel: Es waren richtige Seifenblasen. Nicht aus den Tümpeln der Kriegsleitartikel, der Vaterlandspartei, der Pressequartiere aufgestiegene Seifenblasen patriotischer Phraseologie, sondern wunderschöne, regenbogenfarbige Seifenblasen.
Ich denke an die vielen Seifenblasen, die wir platzen sahen, während der ganzen langen Zeit, da Kartensystem und Kettenhandel sich der

Seife bemächtigt hatten und die Fabrikation der Seifenblasen aus den Mündern der Kinder in die Mäuler der Siegfriedler und Politiker übergegangen war. Da war die Seifenblase des ukrainischen Brotfriedens, die Seifenblase von Brest-Litowsk, vom »verjüngten Österreich« und schließlich die vierzehn großen Seifenblasen Wilsons, die in Versailles an Clemenceau anstießen und zerplatzten. Wir hatten inzwischen die gnädige Erlaubnis erhalten, uns an jene Strohhalme zu klammern, mittelst derer die Seifenblasen hergestellt wurden. Oh, es war eine traurige Zeit!
Ich weiß, es werden immer noch Seifenblasen dieser Art aufsteigen. Seifenblasen der Weltrevolution, der Proletarierdiktaturen. Aber seitdem ich die echten, die wunderschönen regenbogenfarbigen Seifenblasen gesehen habe, blicke ich spöttisch und überlegen auf jene.
Denn die Zeit ist wieder gekommen, da aus Kulturbedürfnissen Kinderspielzeuge werden. Die logische Konsequenz, die daraus zu ziehen ist: daß sich die Politiker nicht mehr mit Kulturbedürfnissen befassen sollen. Vielmehr mit dem Dreschen der Strohhalme, die nötig sind, damit *Kinder* Seifenblasen erzeugen.
Nicht Politiker.

Es wird eingestiegen

In die Züge nämlich. In die Züge der Südbahn, wenn zufällig kein Streik ist. Und zwar wird durch die Wartesäle eingestiegen. In welche Züge? In die Züge Nummer 31 und 35.
In der Südbahnhalle prangt die schöne Stilblüte: »In die Züge 31 und 35 wird durch die Wartesäle eingestiegen.« Man kann gerade nicht behaupten, daß diese Tafel an Deutlichkeit etwas zu wünschen übrigließe. Wann und wohin die Züge 31 und 35 abgehen? Natürlich, wann und wohin sie wollen. Hauptsache ist: das Durch-die-Wartesäle-Eingestiegen-werden.
Wie prächtig sich doch die deutsche Grammatik auf Wiener Verhältnisse anwenden läßt! Wo erscheint die leidende Form mehr angebracht als in der Südbahnhalle? In Wien streikt man nicht. Es wird gestreikt. In Wien verkehrt man nicht. Es wird verkehrt. In Wien fährt man nicht. Es wird gefahren. Hier steigt man nicht ein. Das ist eine physische Unmöglichkeit. Es wird in der Menge Tausender Passagiere einge-

keilt, erstickt, erdrückt, geohnmachtet, gewartet: schließlich aufgemacht, geschoben, getragen, gehoben; und zum Schluß eingestiegen.
In Anbetracht des betrübenden Umstandes, daß es nur wenigen gelingt, alle die leidenden Formen der deutschösterreichischen Grammatik bis zur letzten, das heißt: eingestiegen werden, durchzuhalten, schlage ich folgende Tafel vor:
»Vor dem Eingestiegen-werden in die Züge 31, 35 wird durch die Wartesäle des Südbahnhofes gestorben.«

Josephus

Der Neue Tag, 10. 9. 1919

KONSERVATIV

Knapp bevor man in die Lazarettgasse von der Spitalgasse einbiegt, befindet sich eine Haltestelle des 5er-Wagens. Ungefähr zehn Schritte weiter, ihr gegenüberliegend, in der Lazarettgasse eine Haltestelle des 15er, der durch die Lazarettgasse fährt. Hier mündet die 15er-Linie in die 5er ein, denn beide haben ein gemeinsames Ziel.
Die Tücke des Objekts: Spängler fügte es, daß, wenn ich an der Haltestelle des 15er-Wagens wartete, der 5er-Wagen zuerst kam. Wartete ich auf diesen, dann kam bestimmt der 15er. Ich beschloß, mich zu rächen, und ging zu Fuß. Dann kamen beide Wagen gleichzeitig.
Seit einiger Zeit ist statt der Haltestelle in der Spitalgasse eine Leinwand zu sehen, auf der mit riesengroßen Buchstaben angekündigt steht: Haltestelle verschoben! Man kann also an *einer* Haltestelle *beide* Wagen erwarten. Spängler hat die Tücke ausgeschaltet, indem er die Objekte zusammenrückte.
Nun blieb aber noch die Tücke jenes *Subjekts*, das in Wien wegen Kohlenmangels vor die Elektrische gespannt ist: die Tücke des Amtsschimmels. Besagtes Subjekt bleibt natürlich dort stehen, wo die Leinwand in riesengroßen Lettern verkündet: Haltestelle verschoben!
Tiefer Sinn *aller* Wiener Reformen wird hier offenbar. In eine knappe Definition gefaßt, heißt er: Verschoben ist *nicht* aufgehoben! Dagegen: Aufgehoben ist aufgeschoben!
Die Haltestelle wurde verschoben. Also bleibt der Wagen stehen.

Denn die Haltestelle ist nicht aufgehoben. Aufgeschoben ist dagegen die Aussicht, *beide* Wagen an *einer* Haltestelle zu erwarten. Nicht aufgehoben ist die Möglichkeit, daß beide zugleich kommen und man infolgedessen zu Fuß geht. Also *was* ist eigentlich *wirklich* aufgehoben? Die Aussicht auf einen Erfolg verschobener Reformen!...

Der Schuß um Mitternacht

Ehe ich in die Custozzagasse einbog, ertönte ein Schuß. Es hatte zwölf Uhr geschlagen, und ein Schuß, der der Mitternachtsglocke sozusagen auf dem Klöppel folgt, wirkt in der Custozzagasse nicht aufmunternd. Ich gestehe meine Feigheit. Ich blieb stehen und suchte nach jenem, was man nie findet: einem Wachmann.
Ich wartete eine Viertelstunde. Als es ein Viertel schlug und ich berechnet hatte, daß derjenige, den der Schuß getroffen, schon längst tot sein und jener, der ihn abgegeben, verschwunden sein mußte, entschloß ich mich, in die Custozzagasse einen Blick zu werfen. Ein Blick konnte nicht schaden. Ein Blick kann nicht getroffen werden.
Also warf ich einen Blick. Er fiel auf zwei patroullierende Stadtschutzleute. Ich war getröstet: Nun ist alles in Ordnung. Der Schwerverletzte in ärztlicher Obhut, der Attentäter in Gewahrsam. Oh, unsere brave Stadtschutzwache!
Ich beschloß, die beiden Wackeren zu befragen und ihnen nach Feststellung des Tatbestandes die Hand zu drücken. Also fragte ich: wie, wo, woher?
Darauf zog der eine einen Revolver und sagte: Tadellos: Dös is a neicher italiänischer! Mir ham ihn scho ausprobiert!
Und der zweite sagte: Der geht guat!
Worauf ich ging und über den Wandel der Zeiten nachdachte: Nachtwächter, die lärmen; die Landstraße als Scheibenschießplatz; das Auge des Gesetzes, das zielt, statt zu wachen; ein neugegründeter Sicherheitskörper, der andere Körper in Unsicherheit bringt; italienische Revolver als Beute der Schlacht bei Custozzagasse; und manches andere dachte ich.
Von meiner Angst vor mitternächtlichen Revolverschüssen bin ich geheilt. Ich denke mir: A neicher italiänischer! Josephus

Der Neue Tag, 12. 9. 1919

DIE FOLGEN

Ein Kellner trug eine Tasse Tee über die Straße. Ein dreimal gewendet aussehender, herabgekommener Fixbesoldeter kam dem Frühstück in den Weg und war so überrascht von dem langentbehrten Anblick, daß er, offenbar aus dem Wunsche heraus, von der Teetasse getrunken zu werden, an diese anstieß und sie dem Kellner aus der Hand schlug, so daß sie aufs Pflaster fiel und klirrend zerschellte. Darob Streit zwischen dem Kellner und dem Fixbesoldeten. Der Kellner behauptete, der dreimal gewendete Herr müsse zahlen. Dieser, daß eine über die Straße lustwandelnde Teetasse öffentliches Ärgernis errege, insbesondere, wenn die Gefahr besteht, daß ein Fixbesoldeter ihr begegnen könnte. Unter den Wienern, die zur Stunde, da dies geschah, sozusagen zur Arbeit eilten, bildeten sich zwei Gruppen, die den Fall der Teetasse lebhaft diskutierten. Die einen schrien, der Herr müsse das ruinierte Frühstück bezahlen. Die andern hielten dawider, daß einem ruinierten Herrn viel eher ein Frühstück bezahlt werden müßte. Der Streit tobte mit unausgesetzter Heftigkeit etwa fünf Minuten. Plötzlich fiel das Wort »Tepp, blöda« mit dumpfem Knall in das Tosen des Streits. Der also Getroffene wich nicht, sondern erhob die Rechte, wog sich ein paarmal hin und her und schleuderte schließlich ein kräftiges »Rotzbua!« zurück. Unter den Wienern, die zu jener Stunde sozusagen zur Arbeit eilten, bildeten sich zwei Gruppen: die eine für den Teppen, die andere für den Rotzbua. Der Fall komplizierte sich zu einem gordischen Knoten. Da kam seltsamerweise ein Wachmann und erklärte beide Schützen für verhaftet. Die Teetasse, deren Scherben noch auf dem Pflaster lagen, hieß er zurückbleiben. Der Fixbesoldete und der Kellner waren verschwunden. Verhaftet wurden zwei Wiener, die sozusagen zur Arbeit geeilt waren.

Denn so ist der Lauf jedes Wiener Geschehens: Die Ursachen verschwinden, und die Folgen ziehen sich in die Länge. Scherben hinterläßt jedes Ereignis. Einer zerschlug eine Tasse, und der andere wollte sie bezahlt bekommen. Zwischen beiden entspann sich ein Streit. Aber die Logik der Wiener Lokalchronik fügt es, daß zwei andere verhaftet werden. Die Folge der Existenz eines Fixangestellten und einer Teetasse war ihr Fall, die Folge des Falles ein Rechtsstreit, die Folge des Rechtsstreites das Verschwinden seiner Urheber, und da diese nicht

mehr waren – mußten natürlich zwei andere streiten. Überflüssig war nur der Wachmann. Aber sollte er etwa dort erscheinen, wo er *notwendig* ist?...

Nein!

Denn ein Wachmann ist, wie schon sein Titel besagt, ein Mann, der bewachen soll. Nun wäre z.B. das Friedrichspalais an der Albrechtsrampe zu bewachen. Es enthält zahlreiche wertvolle Gemälde und andere Kostbarkeiten. Und solange die Monarchie war und der Erzherzog Friedrich, machte der Wachmann seinem Titel Ehre und stand vor dem Friedrichspalais. Ich dachte, das wäre eine Ehrenwache. Denn der Wachmann vor dem Friedrichspalais schien mir noch – sagen wir: wachmännischer – als seine Kollegen. Seine weißen Handschuhe hauchten Festlichkeit. Seine Metallknöpfe glänzten Würde. Seine Haltung war die eines Kandelabers. Er war gewiß eine Ehrenwache.
Aber einmal war der Erzherzog Friedrich weg, und der Wachmann stand dennoch vor dem Palais. Aha! dachte ich, er bewacht also doch die Schätze!
Seit der Einführung der Republik ist der Wachmann verschwunden. Zwar sind ja wertvolle Gemälde und Kostbarkeiten geblieben. Aber Friedrich ist fort!
Der Wachmann war doch eine Ehrenwache. Warum war er aber auch in Friedrichs Abwesenheit auf seinem Posten gestanden? Eben *nicht* als Ehrenwache, sondern als Bewachungsposten. Denn solange Friedrich Erzherzog war und die Monarchie eine Monarchie, mußte man Schätze bewachen. Jetzt, denkt die Behörde, da der Erzherzog – Friedrich ist und die Monarchie Republik heißt, können sie uns gestohlen werden. Um sich republikanisch zu erweisen, schaffte sie den Ehren- und Bewachungsposten vor dem Friedrichspalais ab. Den Friedrich konnte man noch zur Not bewachen. Die Schätze nicht. Würde man diese bewachen, so würden die Leute glauben, man bewache jenen. Mit Recht: Denn wann hätte man schon in Wien etwas Wertvolleres als einen Friedrich bewacht? Doch nur, nachdem es gestohlen worden war!...

Josephus

Der Neue Tag, 28.9. 1919

ZWEI

Ein Pferd war wieder einmal so unvernünftig gewesen, auf dem holprigsten Pflaster einer engen Gasse zusammenzubrechen. Es lag keuchend und schweratmend da. Sein Fell war naß vom Schweiß, und die Haare bildeten kleine, feuchte Borstenbüschel.
Rings um den gestürzten Gaul stand das »Volk«; ein Konglomerat aus Schaulust und Arbeitslosigkeit. Das Pferd schielte mit seinem großen triefenden Auge durch die obere Spalte der Scheuklappe verächtlich auf die Menge, die ihm noch seine letzte Stunde verbitterte. Das Volk hatte so etwas wie eine Vision vom Tode: »Dös halt's nimmer aus!«; »A Stund' no!«; »Recht hat er!« Ein Philosoph sagte: »Das Gescheitste, was so a Viech heutzutag' machen kann, bei *die* Futterpreise!« In den Mienen der Leute glänzte Bewunderung für das Pferd, das die Weisheit besaß zu krepieren. Ein hagerer Mensch in einem schwindsüchtigen Rock, dessen Hals innerhalb der Grenzen eines blaukarierten Kragens ratlos herumirrte wie ein Federstiel in einem weiten, leeren Tintenfaß, bekam allmählich die Physiognomie des personifizierten Neides. Er machte unbewußt die Todeszuckungen des Pferdes mit und schien jeden Augenblick sich auf das Pflaster hinlegen zu wollen. Die Augen der Umstehenden bekamen alle denselben gläsernen Schimmer. Es war schließlich nur ein Augenpaar. Die Augen des Volkes, eines Konglomerats aus Schaulust und Arbeitslosigkeit, aus Hunger und Neid. Die Augen schillerten böse: Der hat's überstanden. Warum sind wir keine Gäule?
Als das Pferd schließlich seinen letzten Atemzug getan hatte, zerstreute sich die Menge, traurig, unsagbar traurig. Nicht über den Tod des Tieres, sondern über ihren eigenen Fortbestand.
Als ich in die nächste Gasse einbog, sah ich ein vor einem Rinnstein zusammengebrochenes Wesen. Sein Gesicht hatte die Züge des Pferdes, das ich soeben sterben gesehen. Aber es war zufällig ein Mensch. Auch »bei *die* Futterpreise!« im Sterben begriffen. Ringsum war kein Atom von »Volk« zu sehen. Nur ein Hund, der sich mehr zum Rinnstein hingezogen fühlte, schnupperte an dem Knochenhäuflein herum. Ein Mensch war zusammengestürzt. Kein Pferd kümmerte sich um ihn.
Denn die Pferde sind weise und sterben mitten auf dem holprigen Pfla-

ster. Ein Mensch sucht sich eine stille Straßenecke. Mit Recht: Denn wenn er selbst mitten auf dem Ring stürbe, kein »Volk« würde ihn beneiden. Daß ein Pferd stirbt, selbst »bei *die* Futterpreise«, ist immer noch eine Sehenswürdigkeit. Aber daß ein Mensch krepiert, ist »bei *die* Futterpreise« schon selbstverständlich.

Papier

Das ist die Materie, die allgewaltig und unüberwindbar den Leitartikel wie eine Fahne über dem Jammer unserer Gegenwart schwingt. Letzter Zweck allen Geschehens ist: auf Papier mitgeteilt zu werden. So gewinnt die Mitteilung die Herrschaft über die Geschichte. Die Mitteilung macht Geschichte.

Der Krieg zeitigte eine besondere Erscheinungsform der Mitteilung: die außerordentliche Mitteilung, im Jargon der großen Zeit »Extra-Ausgabe« genannt. Die »Extra-Ausgabe« bewirkte eine Zeitlang Ereignisse, indem sie sie mitteilte. Dann aber wuchsen die Ereignisse der Extra-Ausgabe über den Kopf. Denn eine höhere Macht, das Pressequartier, schuf die Ereignisse, d.h. den Heeresbericht. Und diesen brachte die Extra-Ausgabe, keine außerordentliche mehr, sondern eine ordentliche Mitteilung.

Dennoch konnten sich die Leute der Macht des Papiers nicht entziehen. Der Ruf »Extra-Ausabe!« betäubte den Zweifel. Der Glaube an das Papier blieb aufrecht bis zum Zusammenbruch des Pressequartiers und dem ganz unvorhergesehenen Kopfsprung der Geschichte, der es plötzlich eingefallen war, ein Ereignis ohne vorherige Fühlungnahme mit dem Pressequartier zu zeitigen.

Nun blieb die Extra-Ausgabe aus. Ich hielt sie für tot, erledigt, aber vorgestern sprang sie wieder, munter und lebendig, mitten im Grabenkorso aus dem Munde eines Kolporteurs unter die Leute. Sie hatte wieder Geschichte gemacht. Sie meldete die Ermordung des Königs von Italien. Und die Leute rissen sich um die Mitteilung. Sie kostete achtzig Heller. Aber der Ruf betäubte den Zweifel. Das Papier, das fünf Jahre lang die Menschen belogen und betrogen, hat seine Macht nicht eingebüßt. Siegreich aus dem Schutt der Vernichtung erhebt sich das Papier auf den Schwingen der Extra-Ausgabe. Josephus

Der Neue Tag, 6. 10. 1919

DIVERGENZEN

Ohne die Uhr am Stephansplatz wäre ich kein Schriftsteller. Die Stephansturmuhr ist eines meiner unumgänglich notwendigen Schriftstellerrequisiten. Wenn ich schon gar keinen Stoff habe, so gehe ich zu meiner Stephansturmuhr. Sie hat immer irgendeine Liebenswürdigkeit für mich parat in ihrem Uhrgehäuse. Ich besuche sie regelmäßig, ungefähr wie man eine alte Tante besucht, von der man weiß, daß es nicht ganz richtig mit ihr ist, daß sie aber dennoch irgendwelche Leckerbissen im Schrankfach hat.

Es ist immer irgendwas kaputt an der Stephansuhr. Sehr oft steht sie, manchmal geht sie falsch, fast immer zurück, als sehnte sie sich nach vergangenen, guten alten Zeiten. Seit einigen Wochen hat sie eine gar wunderliche Laune: Ihre linke Gesichtshälfte, dort, wo die Ziffern immer so wundervoll springen, kümmert sich einen Schmarrn um die rechte, auf der das Ziffernblatt mit den Zeigern angebracht ist. Künden die Zeiger rechts halb zehn, so sagen die Ziffern links dreiviertel neun. Ich glaube, die gute Tante Stephansuhr weiß ganz gut, was sie will. Als ein Wiener Symbol fühlt sie die Verpflichtung, ein Wiener Symptom zu werden. Sie kündet nicht die Zeiten der Stunde, sondern gleich die der ganzen Zeit. Sie spielt Verordnung und Erfolglosigkeit, Erlaß und Widerruf, Nachricht und Dementi. Sie sagt: Nur nicht alles gleich ernst nehmen in Wien! Es kommt immer ganz anders...

Josephus

Der Neue Tag, 8. 11. 1919

VERWIRRUNG

Der Gasautomat ist ein bescheidenes Möbelstück. Er birgt sich im Vorzimmer, hinter der Tür, schwarzlackiert und unscheinbar und nur mit einem Messingstreifen als schüchterner Verzierung auf der Stirn.
Der Gasautomat hat einen Mund. Eine schmale Ritze. Mit diesem Werkzeug pflegte der Automat Sechserln aus Nickel oder Eisen zu verschlingen. Die Köchin machte sich immer im Dunkel des Vorzimmers zu schaffen. Sie suchte den Mund des Gasautomaten. Es war ein zärtliches Verhältnis zwischen der Köchin und dem Gasautomaten.
Wenn der Automat hungrig war, verdunkelte sich plötzlich das Zimmer. Die Gaslampe begann grünlich-gelb zu schimmern wie einer, dem es schlecht wird. Das feinkarierte Netz im Zylinder wurde mit allen Fäserchen sichtbar wie die Kulisse in der Oper, wenn Gretchens Bild am Spinnrad dahinter erscheint. Die Gesichter der Menschen waren wie von einem überirdischen, seltsam mystisch-grünen Scheinwerfer übertüncht. Selbst der Kanarienvogel zwischen dem Rhododendron und der Fensternische begann angsterfüllt zu zwitschern, schlug mit den Flügeln und machte einen Wind. Es war ganz wie bei der Sonnenfinsternis.
Die Damen begannen in den Täschchen zu kramen, die Herren steckten sämtliche greifbaren Daumen und Zeigefinger in die Westentaschen. Irgendwo erschien auf dem Tische ein Sechserl. Die Tochter des Hauses verschwand im Dunkel des Vorzimmers. Ein klapperndes Geräusch zeigte die Vollendung ihres Sündenfalles an. Die Köchin barst vor Eifersucht.
Alles das hat sich nun seit einiger Zeit geändert. Der Mangel an Sechserln veranlaßte die Direktion der städtischen Wasserwerke, die Gaspreise zu erhöhen. Man müßte nun eigentlich eine Papierkrone in den Mund des Automaten stecken. Der aber will von einer Krone nichts wissen. Er kann *die* Valuta nicht verdauen. Er will immer noch nur ein Sechserl, das mehr wert ist als eine Krone.
Früher pflegte ein Mann mit einem rätselhaften Schlüssel und einer großen Bierträgertasche zu kommen. Er kniete vor dem Gasautomaten und pumpte ihm den Magen leer. Alle Sechserln wanderten in die Tasche. Die Verdauung des Gasautomaten war geregelt.

Nun ist die Kasse offen. Der Gasautomat läßt sich betrügen. Es ist eine Schmach.
Man wirft ein Sechserl hinein, der Automat glaubt daran und funktioniert gewissenhaft.
Aber dann holt man unten das Sechserl wieder heraus und steckt es wieder in den Mund des Automaten.
Nach einem Monat kommt ein Mann mit einem Bleistift und einer Rechnung. Er zählt am Bauch des Automaten ab, wie oft dieser getäuscht wurde, und kassiert die Zahl der illusorischen Sechserln in Kronenwährung ein.
Ein Kubikmeter Gas kostet eine Krone, der Automat gibt ihn aber nur für ein Sechserl her. Aus Dankbarkeit entlockt man diesem immer wieder sein Geld und zahlt es dafür in Kronen einem Dritten. Ein Kubikmeter Gas kostet also in Wirklichkeit ein Sechserl, das heißt weniger als eine Krone. Eine Krone will der Automat nicht, weil ein Sechserl mehr ist als eine Krone.
Oh, welche Verwirrung!...

Josephus

Der Neue Tag, 27. 11. 1919

DIE HEILIGE FLAMME

Ich hatte einen riesigen Appetit auf eine Pfeife, und, was mehr ist, ich hatte eine Pfeife bei mir und in meinem Tabakbeutel gerade genug Tabak oder dergleichen, um meine Pfeife zu stopfen.
Ich stopfte sie. Aber natürlich hatte ich kein Zündholz. Ich hielt einen bepelzten Passanten an, den ich rauchen sah.
»Ich bitte um Feuer!«
Er war sogar ganz liebenswürdig, aber er sagte:
»Ja, Zündhölzeln hab' ich keine net, ich muß mir eh schon eine Zigaretten an der vorigen anzünden.«
Ich erkannte, daß er schob, bat ihn aber dennoch, mich meine Pfeife an seiner Zigarette anzünden zu lassen.
Er sagte: »An Ihnerer Stinkpfeifen wer' ich mir meine Khedive verstänkern!«
Ich seufzte, leerte den Inhalt der Pfeife wieder in den Tabakbeutel und dachte: Im Büro wird der Ofen brennen.
Ich hatte so einen Appetit auf eine Pfeife. Schon auf der Treppe stopfte ich sie mir wieder. Ich dachte: Ich stecke einen Fidibus in den Büroofen – – –
Aber der Ofen war nicht geheizt.
Ich fragte den Bürodiener: »Habt ihr denn kein Zündholz, um den Ofen anzuzünden?«
Er sagte: »O ja, aber kein Heizmaterial.«
Ich freute mich: »Also, bitte, geben Sie mir ein Zündholz.«
Er sagte: »Der Herr Direktor hat mir die Zündholzschachtel abverlangt, weil wir eh nicht heizen können.«
Ich stopfte meine Pfeife und ging zum Herrn Direktor hinein, bat ihn um Feuer.
Der Herr Direktor schrie mich an: »Nächstens werden Sie sich ein Hemd bei mir ausborgen wollen. Wertgegenstände wie Füllfedern und Zündhölzer borgt man nicht her.«
Traurig ging ich und entstopfte wieder meine Pfeife. In der Tür hörte ich, wie der Direktor vor sich hinsagte: »Ich habe gedacht, er will einen Vorschuß haben. Aber wenn er mich so belästigt – –«
Ich dachte: »Der Kollege Pimplhuber ist immer glänzend mit Rauchmaterial versehen. Vielleicht – –«

Ich stopfte hoffnungsvoll meine Pfeife und ging zum Kollegen Pimplhuber. Er sagte: »Geh, das ist fad! Eben wollte ich zu dir kommen, ob du Feuer hast. Ich wollte dir sogar eine Trabuco dafür schenken – –«
Ich entstopfte meine Pfeife, stopfte sie aber von neuem und ging zum Kollegen Huberdimpfel. Er ist wegen seiner sozialen Anschauungen bekannt.
Der Kollege Huberdimpfel sagte: »Ich habe nur *ein* Zündholz, aber das will ich brüderlich mit dir teilen. Er brach es in zwei genau gleiche Hälften und gab mir die untere ohne den Kopf.
Ich entstopfte meine Pfeife und überlegte. Im Café Kolossal verkauft der Ober Zündhölzer, die Schachtel zu einer Krone zwanzig. Ich habe noch vier Kronen im Vermögen. Eine Krone fünfzig kostet der Tee ohne, dreißig Heller kriegt der Ober Trinkgeld – –
Ich ging ins Café Kolossal, bestellte einen Tee ohne, kaufte dem Kellner eine Schachtel Zündhölzer ab, zog mit einem Seufzer der Befriedigung Pfeife und Tabakbeutel – –
– und bemerkte, daß bei dem vielen Stopfen und Entstopfen allmählich mein bißchen Tabak verlorengegangen war.

Eine Geschichte

Das ist eine Geschichte ohne Pointe.
Denn erstens kann man nicht fortwährend Geschichten mit Pointen erzählen, und zweitens gibt es Geschichten, die keine Pointen haben und die dennoch wert sind, erzählt zu werden, weil sie schön sind.
Beim Stiefelputzer am Stephansplatz sah ich einen Menschen stehen, einen Soldaten. Es war ein Kunde des Stiefelputzers.
Nun, das ist natürlich nichts Besonderes. Täglich hat der Stiefelputzer am Stephansplatz soundso viele Kunden. Ist das eine Geschichte?
Aber der Kunde, von dem ich jetzt erzähle, war, wie gesagt, ein Soldat, ein Invalider. Ein – Einbeiniger. Hier fängt die Geschichte an.
Und hier hört sie zugleich auf. Sie enthält nichts als die Tatsache, daß sich ein Einbeiniger seinen *einen* Stiefel wichsen läßt.
Wenn ich wollte, ich könnte sagen, was sich der Einbeinige dabei dachte. Etwa: Wie glücklich, daß ich mir einen Stiefel wichsen lassen kann. Es soll Leute geben, die das überhaupt nicht können, weil sie – nicht einmal einbeinig sind.

Aber ich sage nichts.
Denn diese Geschichte trägt die Pointe schon in sich. Sie ist wie eine Nadel, die nur aus einer Nadelspitze besteht.
Die Geschichte ist ihre eigene Pointe.

Josephus

Der Neue Tag, 21. 12. 1919

»A JOUR«

Die Lebensmittelkarte kennt ihr doch? Es ist ein Karton mit Buchstaben und Ziffern.
Die Buchstaben haben nicht etwa didaktische Zwecke, sondern werden bei verschiedenen Gelegenheiten mit der Schere ausgeschnitten.
Zum Beispiel: wenn man städtische Marmelade oder andere Lebensmittel ausgibt.
Die *Wiener* Lebensmittelkarte erkennt man nicht nur daran, daß sie den Aufdruck »Wien« in der Mitte trägt, sondern – an ihren Löchern.
Diese Löcher entstehen, wenn man Buchstaben ausschneidet.
Und aus den Wiener Lebensmittelkarten werden die Buchstaben in einer ganz merkwürdigen Reihenfolge geschnitten.
Man hat z.B. soeben eine neue Lebensmittelkarte »gefaßt«. Sie hat noch alle Buchstaben und kein einziges Loch.
Aber da wird städtische Marmelade angekündigt. Und zwar »gegen Abgabe des Buchstabens: M«.
Der Buchstabe M ist in der Mitte.
Und nächstens wird ein anderes »städtisches« Lebensmittel ausgegeben. Und zwar »gegen Abgabe des Buchstabens: R«.
Ausgerechnet.
Man beginnt immer in der Mitte. Den Leitspruch des Wiener Magistrats: *In medias res.*
So eine Lebensmittelkarte muß man sich dann anschauen. Brüssler Spitzen sind nichts gegen diese Ajourmuster.
Ich wollte nämlich nur sagen, wie man Wiener Lebensmittelkarten agnosziert.

Josephus

Der Neue Tag, 14. 3. 1920

INTERVIEWS MIT STRASSENTYPEN

Kinder der Straße sind sie. Die Straße ist ihr Heim und ihr Obdach, ihr Ursprung und ihr Ziel. Sie sind es, die der Straße erst die Physiognomie verleihen und die Eigenart, sie gehören zu ihr wie Laternenpfähle, Pflastersteine, Rettungsinseln, Plakatsäulen, Obelisken und Wartehäuschen. Sie sind das Mobiliar der Straße, von der Fabrik: Leben erzeugt und in die Großstadt als Posel verschleudert. Der Bürger geht täglich an ihnen vorbei, gleichgültig und stumpf, weicht ihnen aus wie einem Baum am Straßenrand oder einem Rinnstein und ist angehalten, wenn so ein Möbelstück den Mund auftut oder die Hand. Und doch sind diese Denkmäler ewig menschlicher Unzulänglichkeit oder breithafter Gesellschaft mit Seelen begnadet, auch die Karikaturen Gottes, mit Herz und Hirn, mit Schicksal und Erlebnis. Es ist lehrreich, sie sprechen zu hören. Bei Interviews dieser Art besteht wenigstens die Gefahr des Hinausgeschmissenwerdens nicht. Zu Nutz und Frommen einer breiteren Öffentlichkeit seien einige hier mitgeteilt:

Der wohltätige Bettler

Herr Hirsch Garfunkel stammt aus dem Osten. Als 17jähriger Jüngling sollte er wegen seiner »schönen Stimm'« Kantor werden. Er aber glaubte, das Zeug zum Opernsänger zu haben. Deshalb verließ er heimlich, ohne Wissen der Seinigen, die Heimat und fuhr nach Amerika. Hier sang er zuerst in einigen Tempeln und verdiente so seinen Unterhalt. Aber, wie gesagt: Herr Garfunkel wollte durchaus höher hinaus, und eines Tages ging er zur Bühne. Die Theaterverhältnisse waren ihm fremd, Tratsch, Neid, Ränke der Kollegenschaft, Spott und Schabernack vertrieben ihn von der Bühne. Inzwischen hatte er ein ausschweifendes Leben geführt und seine Stimme verloren. »In dem großen Amerika«, sagt Herr Garfunkel, »ist es schwer, so ein Ding wie eine Stimm' wiederzufinden.« Deshalb kehrte er nach Europa zurück. In Amsterdam blieb er stecken, denn das Reisegeld fehlte ihm. Amsterdam ist eine alte Judengemeinde, es gibt viele reiche Glaubensgenossen, und Herr Garfunkel wurde bei ihnen, wie er sagt, »Eingeher«. Das heißt: Er ging dort ein und aus. Er war halb Tempeldiener, halb

Lakai. Damals ging's ihm gut. Es gab Tage, an denen er sechs Mittagessen hintereinander verzehrte. Alles durch sein Ein- und Ausgehen. Da starb plötzlich sein Protektor, einer der reichsten Kaufherren der Stadt Amsterdam. Herrn Garfunkel war der Aufenthalt verleidet. Er bettelte sich einiges zusammen und kam nach Wien. »Wien war damals noch eine schöne Stadt«, sagt Herr Garfunkel. Er »verkehrte« in Theaterkreisen. »Die *Schratt*« zählte er zu seinen »Bekannten«, der Schauspieler *Kamineth* war »direkt sein Freund«. Von den sogenannten »Kollektenbrüdern« unter den Schauspielern kannte er viele, darunter den Schauspieler *Benda*. Mit der Zeit hatte er sich eine glänzende Klientel erworben. Künstler von Rang, Grafen, Kammerherrn und Hofräte kannten ihn von der Straße: Jeder entrichtete ihm seinen Zoll. Da erinnerte sich Herr Garfunkel, großherzig, wie er immer war, seiner armen Brüder im Judenviertel. Sein anspruchsloses Leben ermöglichte ihm ein Auskommen mit geringen Mitteln. Den Rest verteilte er an die Armen. So ward er Wohltäter von Beruf, Spender und Bettler in einer Person. Was er tagsüber »eingenommen« hatte, verteilte er am Abend den Armen in der Leopoldstadt. Mit der Zeit erweiterte sich die »Kundschaft«, wuchs auch seine »Klientel«, und Herr *Garfunkel* legte Bücher an. Doppelte Buchhaltung gehörte nicht dazu: Es waren bloß Notizbücher. Aber genaue Verzeichnisse der Spender und Bedürftigen waren alphabetisch angelegt. Das Geschäft florierte.

Heute steht der wohltätige Bettler vormittags am Graben, nachmittags in der Kärntnerstraße und wartet auf die Spender. Er grüßt von Zeit zu Zeit einen alten Herrn, spricht einige an. Aber das Geschäft geht lange nicht mehr so gut, behauptet Herr Garfunkel. »Die Wiener Leut' haben einen Geldsack, wo das Herz sein soll, früher haben sie das Herz im Geldsack gehabt«, sagt er. Ja, einmal, das war eine Zeit. Die vornehmen Herrschaften! Der gottselige Baron *Rothschild*! Und wie der alte *Bösedorfer* noch gesund war!

Herr Garfunkel weiß nicht, wie alt er ist. Ich schätze ihn auf 80. Sein Bart ist silberweiß. Sommer und Winter trägt er zwei lange Röcke. Herr Garfunkel ist ein Fragment, ein Rest aus dem Trümmerhaufen der alten Monarchie. Wehmütig schleicht er über den Korso ...

Der blöde Nazi

Oder auch: der Tepp vom Alsergrund. Wer kennt ihn nicht, den überlangen Nazi mit dem allzu kurzen Spazierstöcklein, mit dem er bei jedem Schritt auf das Pflaster klopft, daß es widerhallt! Nazi geht prinzipiell niemals auf dem Trottoir, stets in der Mitte der Straße, unbekümmert von Autos und Elektrischer. Nazi hat zweifellos einen Charakterkopf: Ließe er sich seinen Schnurrbart rasieren, er würde einem Lloyd George zum Verwechseln ähnlich sehen.
Nazi heißt eigentlich Ignatz B. und entstammt einer guten bürgerlichen Familie. Nazi erzählte, daß man ihn aus der Schule entfernt habe. Er hat drei Volksschulklassen, er kann auch ein bißchen lesen. In der Früh um 7 Uhr steht Nazi auf. Er macht seine Besuche bei seinen »Stammkunden«: beim Greisler am Eck, beim Fleischhauer, beim Milchhändler, beim Schuster. Er besorgt dem Herrn Doktor vom Zehnerhaus einen Weg, bekommt sein Trinkgeld. Zu Mittag geht er nach Haus. Dann ruht er, geht spazieren. Manchmal unternimmt er Ausflüge in den Prater.
Ich sprach mit Nazi an einem sonnendurchfluteten Nachmittag im Park. Der Narr freute sich über die Sonne, über den blauen Himmel. »Schön, Herr Doktor!« rief er. »Kannst du lesen, Nazi?« »Ja, Herr Doktor, bißchen!« Er versuchte, ein Schild zu lesen. »Zu Haus«, sagt er plötzlich. Nazi ist hungrig. Er steht auf, verneigt sich höflich, zieht seinen Hut. Nazi hat Manieren.
Ich drückte ihm etwas Kleingeld in die Hand. Nazi sieht mich verwundert an. Ich reiche ihm die Hand. Nazi überlegt. Dann schlägt er ein und lacht fröhlich: »Guter Herr Doktor!«
Seinen Stock schlägt er bei jedem Schritt wuchtig auf das Pflaster. Ein paar Buben mit Schulranzen laufen ihm nach und rufen: Nazi! ... Nazi hat das Odium des Alsergrunder Typentums auf seine hageren Schultern genommen. Er trägt seinen Namen wie ein unerbittliches Verhängnis ...

Kaspar Feitel

Zu einem großen Durchhaus »Am Hof« steht Kaspar Feitel seit Jahr und Tag. Ein blinder Musikant. In der Linken die Geige, in der Rechten den Bogen, zwischen den Lippen die Mundharmonika. Er geigt und bläst: Droben, wo die Sterne stehn...

Kaspar Feitel hat die Sterne nie gesehen. Er ist ein blind Geborener. Aus dem Nordböhmischen ist er vor langen Jahren mit seinem Vater nach Wien gekommen. Der Vater hatte ein Puppentheater. Damit fuhr er durch ganz Mähren, Schlesien, die ungarische Slowakei: Es war eine schöne Zeit. Kaspar spielte, die »Kasperln« trieben Schabernack. Man verdiente viel.

Eines Tages fuhren sie mit ihren zwei Wagen über eine Landstraße. Sie kamen an eine Eisenbahnrampe. Im ersten Wagen saß Kaspars Vater mit seinen Puppen. Plötzlich brauste ein Zug heran. Der Vater wurde aus dem Wagen herausgeschleudert, jämmerlich zerquetscht. Die schönen Puppen waren alle hin.

Das junge Frauenzimmer, das im Puppentheater als Kassiererin angestellt war, wurde Kaspar Feitels Frau. Früher arbeitete sie in einer Dampfwäscherei. Jetzt ist sie zu alt. Ja, wenn sie auch ein Instrument spielen könnte! Aber sie kann nun einmal nichts.

Kaspar Feitel hat nicht viel. Seine Frau bringt ihm eine Suppe mit Haferreiskörnern in einem irdenen Topf. Feitel zieht einen Blechlöffel aus einer Rocktasche. Früher einmal konnte man vom Bäcker in der Willingerstraße zwei schöne Semmeln umsonst bekommen, erzählt Frau Feitel. Jetzt nicht einmal eine Brotrinde. Kaspar Feitel hungert bisweilen.

Einmal, es ist gar nicht so lange her, hätte Kaspar fast sein Glück gemacht. Er hörte die Leute vorbeigehen. Plötzlich fiel etwas auf das Pflaster. Es klang wie das Aufklatschen einer Brieftasche. Kaspar Feitel hörte zu spielen auf. Er lauschte angestrengt. Leute gingen vorbei. Hatte einer schon die Brieftasche aufgehoben?

Da tritt ein Wachmann auf ihn zu. »Segn's«, sagt er, »da liegt vor Ihna a Brieftasch' mit zweitausend Kronln!«

»Ich bin ja blind«, entschuldigte sich Kaspar Feitel. Ich gebe ihm eine Krone und sage adieu!

Kaspar nickt nur und spielt: Droben, wo die Sterne stehn...

Der Neue Tag, 19. 5. 1919

DIE MUSE DER BLINDEN

Ein Besuch in der Blindenausstellung »Hohe Warthe«

Ein Haus mit hallenden Wandelgängen und Stiegen; mit hohen Gemächern, deren Wände mit Bildern und Sprüchen tapeziert sind; ein Hof mit rauschenden Kastanienbäumen und freundlichen Kieswegen. Und Blinde, Blinde. In den Ecken stehen sie vereinzelt oder zu zweit und halten sich an den Händen. Erloschene Augen, blicklos in Ewigkeiten gerichtet. Schnuppernde Nasen, tastende Hände, zag-vorsichtig schleichende, tappende Füße. Wesen wie aus fremden, sittsamen Welten. Mit fremden Gebärden und unverständlichen, unübersetzbaren Bewegungen. Woher nehmen sie, denen Sonnenlicht eine Sage, Maiengrün eine Legende, die Fähigkeit, Ungeschautes zu gestalten, Ungesehenes nachzuahmen, Nieerblicktes zu fassen?
Ein Saal, der Prüfungssaal, ist für die Ausstellung bestimmt. Es ist wenig und doch unendlich viel, was da dem Besucher geboten wird. Ein paar modellierte Tier- und Menschenköpfe in Ton; Kinderspielzeug, Häuschen, Türme, Schaukelstühlchen, Sesselchen, Tischchen; Bürsten, Schuhbürsten, Kleiderbürsten, kleine, große, schwarze, weiße; ein Pavillon aus Korbgeflecht mit Lehnstühlen, Tischen; ein Nähtischchen; Uhren, Blusen; Tücher; wollene, gestrickte, gehäkelte, genähte. Das ist alles. Das Auge des Sehenden ist leicht satt und müde. In zehn Minuten ist alles »besichtigt«, was der Schöpfer selbst nicht gesehen. Diese Ausstellung verlangt von dem Besucher nicht »Anschauen« allein. Vorstellung ist notwendig. Eindringen in Welten, Nachschöpfung, Nachschaffung vom ersten Augenblick. Vom Entstehen bis zur Vollendung. Man muß – blind werden, die Augen schließen und versuchen, Angesehenes schauen zu wollen. Getastetes, Nur-Gefühltes nachzuschaffen. Und langsam lernt man begreifen, welche Fülle von Fleiß, Anstrengung, Begabung, Emsigkeit in diesen leichten, gebrechlichen, zarten Dingen liegt. Dort jener Pferdekopf, ist er nicht von der Hand eines Meisters modelliert? Wie ist das – »gesehen«? Nein. Es ist gar nicht gesehen! Nur mühsam getastet, gefühlt, gefaßt und erfaßt. Hier sind Maler, die ohne Augen geboren, doch Maler geworden sind; Lieblichkeit und Zierlichkeit überall: in den mühsam zusammengepickten Häuschen und Türmchen, Staketenzäunchen und Brünnlein. So ist alles. Für sehende Augen geschaffen, für gefällig verweilende

Blicke zusammengestellt. Gibt es tiefere Tragik als eine Ausstellung von Blinden für Sehende veranstaltet? Sie, deren Augen ewig erloschen, laden zum *Schauen* ein! Man kommt und steht und geht gleichmütig vorbei an Werken, die man für Dinge achtet. Ihr Sehenden, geht nicht vorbei, verweilt! Es sind keine Dinge, die ihr schaut! Es sind Werke, Taten, Welten, Ewigkeiten!

Eines rührt mich besonders. Es lag vergessen in einer Ecke, versteckt, und es kostete einige Mühe, es herauszuziehen. Es war eine Art Turm, aus ineinandergeschachtelten einfachen Zündholzschächtelchen zusammengebastelt, mühsam ineinandergeschoben. Eine Arbeit, wie sie jedes achtjährige Kind zustande bringt. Jedes *sehende* Kind! Wieviel Mühe, wieviel rastlose Arbeit, Ineinanderschachteln und Wieder-Auseinandernehmen, Probieren, Tasten, Versuchen, Hoffnung, Stolz, Enttäuschung, Verzweiflung für ein blindes!

Immer werde ich an diesen rohen Turm aus Zündholzschachteln denken. Ich werde die kunstvollen Schnitzereien, die komplizierten Uhren, die geflochtenen Korbstühle vergessen. Nur jenen armseligen, wackligen Turm aus gewöhnlichen Zündholzschachteln werde ich sehen, fühlen, wie ein armes Kinderhändchen sich an ihm zur Vollendung emporarbeitet. Er ist nicht das Vollendetste, aber das Rührendste an dieser Ausstellung, deren Darbietungen zuweilen vergessen machen, daß Hände Blinder sie geschaffen.

Im Korridor begegnen mir ein paar Zöglinge. Sie halten sich an den Händen, schieben sich langsam die Wände entlang. Tasten, tappen, stolpern. Aber eine gewisse Festlichkeit haben sie in den ewig suchenden Mienen, eine Feier liegt über dem Hause. Stolz und Freude über die Ausstellung und die vielen Fremden, die schauen kommen, was sie, die Zöglinge, nie schauen werden. Und ich denke an den armseligen, wackligen Turm aus gemeinen Zündholzschachteln...

Der Neue Tag, 23. 5. 1919

DAS ERWACHTE KUNSTGEWISSEN

Was ist ein Museum? – ein »Inschtitut«. Was ist ein Kunstwerk? – ein G'spaß. Und was ist ein Künstler? – ein »Individium« ...
Der Wiener fand vollste Befriedigung seiner Schaulust in der Bühnenkunst. Was ging ihn die Malerei an, wenn sie sich nicht mit Grünzeugwarenschildern befaßte? Ein Bildhauer ist ein Tepp! Die Hausmasterin hot's g'sogt! – Weitab von Ringelspiel, Grottenbahn, Riesenrad, »ich möcht' noch amol in Grinzing sein«, Gschwandiner, Kaisergarten, Hollodrioh und Duliäh liegt das Kühle, Vornehme, Reserviert-Unverständliche. Jenseits der Grenze der Vernunft herrscht eine volksfremde Kunst, eine Kunst ohne Bühnentürl. Irgendein Reifes hat die G'schicht angelegt. Für G'studierte, versteht sich. Und das Wertvollste am Hofmuseum ist der Burgschendarm gewesen ...
Soll man weinen oder lachen? Seitdem die Friseure am Sonntag gesperrt haben, geht der Wiener, wenn er sich fern von Krieg und Kriegsgeschrei hält und nicht mit Pflastersteinen vor dem »Wiener Journal« für den Anschluß kämpft, ins kunsthistorische Museum. Er schaut sich die von den Italienern requirierten Bilder an. Um die *Bild'l in den Inschtituten* scherte sich keiner. Für die *geraubten Kunstschätze* schlagen die Herzen aller.
Die Leute stellten sich an. Denn: Kannte man nicht, was man besessen, so will man wenigstens kennen lernen, was man verliert. Neugier und Empörung beflügeln selbst den Schritt des kunstfremdesten Spießbürgers. Seht jenen Herrn dort mit dem biederen Habig und dem unvermeidlichen Regenschirm! Saß er nicht stets um diese Zeit beim Rokkenbauer und unterhielt seine Stammtischgenossen über Wülson? Was scherte er sich um Museen? Genügte ein Panoptikum nicht vollends seinen musealischen Bedürfnissen? Heute ist er Kulturträger, dem der Feind einen Kulturschatz rauben will, der Idealist, dem man das Objekt seines Ideals, der Cornet, dem man seine Fahne, der Priester, dem man seinen Altar, das Volk selbst, dem man sein Nationaleigentum nimmt ...
Kataloge, unnützes Papier, das in Stößen an der Kasse auflag und das ein Fremder höchstens kaufte – heute sind sie »gangbare Artikel« wie Stärke und Backpulver. Der Greißler vom Eck kauft sich gleich mehrere, erstens um sich über die gefährdeten Bilder zu informieren, zwei-

tens von wegen der Düten. Die Zimmervermieterin vom zweiten Stock spricht erregt auf ihren »Herrn Doktor« ein: Jessas, dö Bilder! ... Im Angesicht der bedrohten Kunst erwacht der Nationalstolz wie *Anno Domini* 1914, und irgendwo in einer Ecke der Bildergalerie flattert das Wort auf: Katzlmacher...

Soll einer weinen oder lachen? Hat sich »das Volk« besonnen? Ist »Kunst« ihm kein hohler Begriff mehr? Weiß es, was es verliert?

Ich höre den Optimisten: »Nur in der Stunde der Gefahr zeigt sich der erfreuliche Zusammenhang zwischen dem Fühler der Nation und der Ewigkeitsschöpfung ihrer Kunst. Freuen wir uns und versuchen wir, das endlich aufgerüttelte Kunstgewissen der Wiener wach zu erhalten!«

Und den Pessimisten: »Zu spät! Hätte die Bevölkerung den Wert ihres Besitzes auch nur geahnt, der Schrei der Empörung über den schmachvollen Raub wäre laut durch die Welt geschallt und hätte das schnöde Beginnen vereitelt.«

Und der Historiker: »Es ist seit jeher charakteristisch für die Masse, daß ihr Sinn für die geistigen Güter der Nation nur dann erwacht, wenn die fremde Hand sich nach ihnen ausstreckt. Vielleicht ist es nicht einmal zu spät! Auch die Gänse schnatterten erst im letzten Augenblick und retteten doch das Kapitol!«

Ich aber, der Zyniker, sage: »Es is' a Hetz'!« ...

Der Neue Tag, 25. 5. 1919

DER MARKTPLATZ DER KETTENHÄNDLER

Hier ist der Ursprung des Übels. Hier rundet sich das erste Glied der endlos langen Kette. Hier kauft man die Lebensmittel »aus erster Hand«. Von hier aus ergießt sich der dünne und ach so kostbare Strom von Milch, Eiern und Butter in die Straßen und wenigen Häuser der Stadt. Wo das ist, will ich nicht verraten. Ich möchte mich der Lynchjustiz der Kettenhändler doch nicht ausgesetzt wissen. Nur soviel sei gesagt: Es ist ein Bahnhof, fast im Innern der Stadt, ein idyllischer Bahnhof, der wie eine große gelbe Katze gemächlich im Sonnenschein schlummert, ein Bahnhof, dessen Züge gar nicht allzu weit und natür-

lich auch nicht allzu pünktlich in die Welt abgehen. Zweimal des Tages, am Nachmittag und am Abend, versammeln sich die Schleichhändler Wiens vor den Toren der Halle. Züge kommen mit ländlichen Reisenden, Kleinbauern, Großbauern, Bauernkindern, Bäuerinnen in bunten Kopftüchern. Jeder Passagier trägt Rucksack, Milchkanne und Eierkiste. Allsogleich kommt Bewegung in die harrende Menge. Einzelne Gestalten lösen sich aus der dunklen Masse, nähern sich dem Ausgang, treten an die Ankömmlinge heran. Oh, die Schleichhändler haben Manieren! Sie grüßen höflich, halten während der Ansprache den Hut in der Linken und betasten mit der Rechten liebevoll den Rucksack der Passagiere. So schüchtern ist kein Gymnasiast, wenn er den angeschmachteten Backfisch anspricht, und ich glaube, die Herren Schleichhändler haben Herzklopfen. Mit Herzklopfen allein gewinnt man allerdings nicht das harte Herz eines Landmanns, und deshalb haben die Schleichhändler wertvolle Dinge in Jacken und Taschen. Tabak kommt zum Vorschein. Da würde der Herr *Scheuchenstuhl* Augen machen! Tabak in allen Arten und Abarten, in Packungen verschiedenartigster Fasson. Pfeifentabak aus Herzegowina, Türkischer und Persischer, Ägyptischer, Memphis, Diana, Trabucos, Portoricos und alle offiziell längst totgemeldeten Zigarrensorten. Der Handel entwickelt sich, man wird lebhaft. Dort in der Ecke redet ein Mann auf ein Bäuerlein ein, unermüdlich, immerzu, drängt es an die Wand, redet mit Händen und Füßen. Demosthenes ist ein Zwerg dagegen. Während seine nimmermüden Lippen einen Schwall von Redensarten, überzeugenden, drohenden, gebietenden, flehenden Worten hervorsprudeln, sind seine Hände fortwährend damit beschäftigt, Zigarren, Schnupftücher, Seidenborten, Strumpfbänder, Broschen, Halskragen, Manschetten dem eingeschüchterten, verwirrten, betäubten Bäuerlein unter die Nase zu halten. Schließlich »hat er ihn«. Willenlos, schlaff, ganz im Bann des flinken Händlers, läßt er sich von diesem in ein gegenüberliegendes Haustor drängen. Nach fünf Minuten kommen beide zum Vorschein. Das Bäuerlein mit seinem schlaff gewordenen Rucksack, ohne Eierkiste, mit einer leeren, scheppernden Milchkanne. Der Schleichhändler geschäftig, flink, trocken, ohne einen Blick mehr für sein Opfer. Er stürzt sich aufs neue in die Menge, und bald hat er eine junge Bäuerin bei der Schürze erwischt. Sie will sich losreißen, sie will nichts verkaufen, sie hat die Lebensmittel ihrer Schwester gebracht. Es hilft nichts. Mein Schleichhändler ist unerbittlich. Er hält sein zappelndes

Opfer fest, da gibt's kein Loskommen. Mit einem Zauberring aus amerikanischem Doublé mit einem giftgrünen Stein hat er es ihr angetan. Das Haustor verschlingt sie.
Seht hin! Dort streiten zwei Händler um die wuchtige Gestalt eines biederen Landmannes. Es kommt sogar zu Faustschlägen, die aber wirkungslos abprallen von der dicken Bauernjoppe des Streitobjekts. »Ich hab' den Herrn *vor* Ihnen gesehen!« wütet der eine Händler. »Aber ich hab' ihn aufgehalten!« kreischt die sich überschlagende Stimme des zweiten. Sie zerren an der plumpen Massigkeit des Bauern herum, der fest steht, als hätte er Wurzel gefaßt im Straßenpflaster. Es wäre ihm ein leichtes, die zwei hadernden Männchen abzuschütteln, aber die Geschichte macht ihm offenbar Spaß, er hat die Augen eingekniffen und schmunzelt schlau und boshaft. Schließlich haben sich beide Parteien geeinigt. Sie kaufen alles zur Hälfte. Der Bauer kichert: Jetzt wird er sie beide drankriegen.
Außer den beruflichen Schleichhändlern haben sich natürlich auch passionierte Liebhaber des Berufes eingefunden, Dilettanten in der Kunst des Kettenhandels oder schüchterne Debütanten, Frauen haben Hemden, Leintücher, die spärliche Tabakfassung ihres Mannes herausgebracht. Manchem gelingt's, ein halbes Dutzend Eier zu ergattern. Nach einer Stunde etwa zerstreut sich die Menge. Die, denen es gelungen, stolz und siegesbewußt. Die andern, müde, verstaubt, eingefallen, sehen aus wie Soldaten auf einem »strategischen« Rückzug.
Wo das ist? Wie gesagt, vor einem Bahnhof in nächster Stadtnähe. Mehr mitzuteilen ist gefährlich für den Verräter und überflüssig für den Leser. Wer von den Lesern Schleichhändler ist, *weiß* es. Wer's *nicht* ist, *braucht's* nicht zu wissen. Die Polizei aber, die Polizei glaub' ich – na, red' mer lieber von was anderem!...

Der Neue Tag, 25. 5. 1919

DIE DIVA

Sie ist sozusagen die Achse, um die sich eine ganze kleine große Welt von Filmkunst- und Kitsch, von Kinodramaturgie und Regie, von Klatsch und Intrige, Kabale und Liebe dreht. Sie ist Ruhepunkt in der

kreisenden Bewegung der Nervosität und Überspanntheit, Ursache und Endzweck von spannenden Romanen und Schlagern der Saison, Film- und Fixstern in einem. Sie ist groß oder mittelgroß, blond, braun oder schwarz, sehr schön oder nur hübsch, aber immer reizend, mit dem Schleier der Anmut um Elfenbeinhüften, die sie leider niemals im Film zeigt, sondern stets nur in Zimmern der Verschwiegenheit, deren Wände nicht einmal Ohren haben dürfen.
Nicht mehr von ihrem Privatleben. In der Kunst geht sie natürlich nicht nach Brot, sondern nach Riesengagen, das heißt: Besagte Gagen gehen eigentlich nach ihr oder ihr nach. Sie läßt sich »nichts gefallen«, im Gegenteil: Ihr gefällt nichts, am wenigsten der Regisseur.
Sie wählt sich ihre Rollen selbst, die ihr extra auf den Leib geschrieben werden, ohne daß der bedauernswerte Autor auch nur einen Schimmer von demselben erblickt hätte. Sie tyrannisiert Kollegen, Kolleginnen, Autoren, Operateure, und keiner wagt, ihr zu widerstehen, weil sie aus mehr als einem Grunde eben – unwiderstehlich ist. Sie hat Glück im Großen wie im Kleinen. Neben ihr verblaßt die Konkurrenz. Sie braucht bloß einen Schritt nach vorn zu tun, und ihre mitagierende Kollegin steht im Schatten. Denn das Licht eines weiblichen Filmsterns hat die sonderbare Eigenschaft, nur sich selbst zu beleuchten und andere zu beschatten.
Sie ist unzuverlässig wie ihre Taschenuhr. Ihrer Launen wegen müssen zehn Proben abgesetzt werden, und die elfte kommt nur dann zustande, wenn die Diva sich vergißt und zufällig rechtzeitig erscheint. Ein Auto steht ihr natürlich jederzeit zur Verfügung. Begleitung ebenso, doch soll sie manchmal auf die letztere verzichten und mit dem Chauffeur vorliebnehmen. Doch das ist unkontrollierbar. Man beginnt überhaupt sehr leicht in Klatsch zu verfallen, wenn man von einer Kinodiva spricht. Weshalb ich aufhöre. Nach dem berühmten Grundsatz: Wenn's am besten schmeckt...

Die Filmwelt, 30. 5. 1919

DIALOGE

Du schreibst »Streiflichter« in der »Filmwelt?« – Ja.
Fürchtest du dich denn nicht? Wovor denn? Nun, Streiflichter beleuchten fatale Situationen und können dich selbst einmal treffen, wenn du gerade in einer fatalen Situation bist.
Das kann *niemals* sein! Meine Streiflichter beleuchten nur die andern. Bin ich selbst in einer fatalen Situation, so schreib' ich nicht.
Dann schreibst du nicht?
Nein! Dann bin ich eben – anderwärts beschäftigt...

Du hast ja ein furchtbar unmoralisches Kinolustspiel geschrieben!
Ja, und zwar, um die Moral des Kinopublikums zu heben.
Wieso? Durch ein unmoralisches Stück?
Ja, eben! Die Zuschauer sind gezwungen, über die Unsittlichkeiten des Stückes zu lachen, und vergessen darüber, selbst welche im Halbdunkel des Raumes zu begehen. Das heißt man: *ridendo castigare mores:* Durch Lachen die Sitten verbessern...
In jedem Kino steht ein Feuerwehrmann hinter den Logen. Kann der Apparat wirklich so leicht Feuer fangen?
Der Apparat nicht, aber die Zuschauer...

Es ist merkwürdig, daß ich im Kino so oft Verhältnisse anknüpfe. Und bin doch sonst so spröde! Kannst du mir sagen, weshalb ich mich dort so leicht verliebe?
Ja, weil die Liebe blind ist: Im Kino sieht sie wenig – aber um so mehr – fühlt sie...

Kann man in einem Kinodrama einen Helden einen Monolog sprechen lassen?
Gewiß!
Man hört aber doch nicht!
Aber man sieht ihn! Im Kinodrama wird ein Monolog – mit den Händen – gesprochen...

Schrecklich! Ich soll ein Kinodrama schreiben, und mir fällt gar nichts ein!

Nun, ich bin häufig in *der* Lage!
Was tust du dann?
Ich schreib' – eine Operette...

Die Filmwelt, 30. 5. 1919

DIE WANDERUNG DES AMERIKANISCHEN MEHLS

Eine Fahrt mit einem Entente-Lebensmitteltransport von der Ankunft bis zum Konsumenten

Es ist keiner von den großen Bahnhöfen, in denen Fernzüge die Reisenden in fremde Länder führen. Ein Mann mit einem Rucksack, drei oder vier Eisenbahnarbeiter, ein Telegraphenbeamter, eine Bäuerin mit einer Milchkanne. Das ist der »Verkehr«. Aber ein heiliges Geheimnis ist um diesen Bahnhof, und wer es weiß, dem steht das Herz still und leuchten die Augen in frommem Respekt: Es ist einer der Bahnhöfe, in die das amerikanische Mehl oder Getreide einläuft.

»United States Food Administration for U.S. Grain Corporation Destinazione: Vienna: Matzleinsdorf. Adriatica. Società Anonima di Spedizione Trieste.«

So lautet der Zettel an den Waggons mit der kostbaren Fracht. Von *Triest, Venedig* und *Genua* aus wird das Mehl verladen. *Graz, Villach* und *Innsbruck* sind die Umladestationen. An der Grenze übergibt die aus Entente-Mannschaft bestehende Bewachung die Waggons in die Obhut der deutschösterreichischen Volkswehr. Mit den Waggons sind 6 Mann mit einem Feldwebel aus *Schärding* angekommen. Die Waggons sind plombiert, die Schlösser mit Draht umwunden. Trotzdem kann es geschehen, daß erbrochene Waggons ankommen. Für jeden unversehrt einlangenden Waggon zahlt die Kriegsgetreideverkehrsanstalt im Auftrage des Staatsamtes für Volksernährung eine Prämie an die Bewachungsmannschaft.

Solch ein amerikanischer Lebensmitteltransport erfreut sich eines besonderen Entgegenkommens von seiten der Beamten und Bahnarbeiter. Er wird behandelt wie ein fremdländischer Gesandter etwa, wie

die personifizierte Liebenswürdigkeit unserer Feinde. Ein liebevoller Blick aus dem sonst so strengen Amtsauge des Herrn mit der roten Amtskappe begleitet den Waggon, wenn er langsam die Station verläßt. Die beste der Lokomotiven hat die Ehre, seine Führung zu übernehmen. Von der Begleitmannschaft bewacht, von segnenden und ehrfurchtsvollen Blicken geleitet, tritt er seine stolze Fahrt zum *Lagerhaus der Stadt Wien* an.

Man sieht geradezu unsichtbare Triumphpforten. Fast hört man die gar nicht gehaltenen Begrüßungsreden. Das Lagerhaus der Stadt Wien, ursprünglich Maschinenhalle der Ausstellung vom Jahre 1873, hat eine eigene Lokomotive, die zum Empfang des amerikanischen Getreides hinausgeschickt wird. Die Lokomotive des Bahnhofs Matzleinsdorf wird abgekuppelt, die des Lagerhauses übernimmt die Führung. Aber das ist nicht gewöhnliche Handhabung, das ist nicht gemeine Eisenbahnarbeit. Der Vorgang der Ab- und Ankupplung gewinnt symbolische Feierlichkeit, und über dem trüben Grau alltäglichen Geschehens liegt ein Schimmer, ein blauer Glanz wie aus den Häfen des Adriatischen Meeres, von denen aus die teuren Güter ihre Fahrt in unser Hungerland genommen...

Köhler und *Jaffes* heißen die zwei Gewaltigen. Sie verkörpern die Expositur der Kriegsgetreideverkehrsanstalt im Lagerhaus. Sie haben eine Art rasche Bedächtigkeit in ihren Handlungen und eine Gabe, die ich die Gleichzeitigkeit nennen möchte. Sie stehen am Telephon, diktieren Aufträge, schreiben zugleich Anweisungen, befehlen den Bürofräuleins mit den Augen und stoßen mit dem Fuße die Tür auf, um die Bedienerinnen zu rufen. Kaum ist der Waggon eingerollt, klingelt das Telephon. Das amerikanische Mehl ist da. Herr Köhler winkt. Und ein Schwarm von Weibern der K. & V.-Expositur rennt durch die Fluren des Lagerhauses, stolpert über aufgestellte Dezimalwaagen, steigt über Schienen, Bretter und Waggons. Die Begleitmannschaft verläßt den Transport. Der Waggon wird aufgemacht. Die Frauen steigen ein. Säcke, weiße, silberweiße Säcke hochaufgeschichtet an den Wänden, auf dem Boden des Waggons. Aus jedem Sack nehmen die Frauen eine Handvoll Mehl oder Getreide in die mitgebrachten Kuverts und eilen damit in die Expositur.

Hier wird der Inhalt des Waggons festgestellt und der Zentrale der Kriegsgetreideverkehrsanstalt mitgeteilt. Soundso viel Weizenmehl, Jutesäcke, offene, gute, unversehrte oder zerrissene. Und telephonisch

erfolgt die Verteilung. Ein Teil wird eingelagert. Für die Bäcker und kleinen Konsumenten.
Und dann, ja, dann kommt der große Tag. Automobile, große, schwere Lastautos, zweispännige Wagen, Karren, die von Zughunden geschleppt werden, Handkarren, vom »Bäck« selbst oder seinem weißgekleideten Gehilfen geführt. Alle stehen sie in Reihen und Doppelreihen vor den Magazinen des Lagerhauses, bereit zum Empfange des amerikanischen Mehls. Da sind große Fabriken und die kleinsten Bäkker. Die Säcke werden abgeladen. Noch trägt jeder der Säcke den Zettel:
»The Great Southern Flour Mills Limited, Narogin, West Australia.«
Hört! Hört! Westaustralien! Die Grenzen sind gefallen, und Westaustraliens nahrhafte Grüße liegen hochaufgeschichtet auf dem Karren des Wiener »Bäcken«.
Nicht auf die großen Autos aus den stolzen Fabriken setze ich mich, auch nicht auf die zweispännigen Wagen. Ich spannte mich vor einen kleinen Karren eines kleinen Bäckers und zog redlich mit. Und als ich in die Werkstätte kam, verbreitete sich märchenweißer Schimmer in der Stube. Das Mehl wurde ausgeschüttet. Schneeweißes, »griffiges« Mehl, wie der Meister sagte. Und wie ich so vor dem weißen Haufen stand, packte mich die Rührung. Und ich zog ergriffen den Hut und erwiderte den Gruß einer feindlichen Welt...

Der Neue Tag, 8.6. 1919

DER MISSGLÜCKTE PUTSCH

Versuchte Bestechung der Wache

Die Verhaftung der Kommunisten auf Anordnung der Entente vorgenommen?

Wie die Parl. Korr. von unterrichteter Seite erfährt, wurde die Verhaftung der Kommunisten in der Pulverturmgasse ebenso wie die Festnahme von 50 Soldaten der ungarischen roten Armee, die mit Maschinengewehren Sonntag früh am Ostbahnhof einlangten, *auf Veranlassung der Entente beziehungsweise der französischen Militärmission*

vorgenommen. Es wurde der österreichischen Regierung bekanntgegeben, daß die Entente die Verhaftung der Kommunisten *selbst vornehmen werde*, falls die Wiener Regierung die notwendigen Maßnahmen nicht selbst treffen würde.

Wie es gemacht werden sollte

Die »Arb.-Ztg.« berichtet:

»Was am Sonntag tatsächlich beabsichtigt wurde, geht aus den nachfolgenden ›Direktiven‹ hervor, die an die sogenannten Initiativ-Komitees (I.K.) gesendet wurden. Diese I.K. bestehen nahezu bei jedem Bataillon der Volkswehr; sie haben über die kommunistischen Volkswehrleute diktatorische Gewalt, und ihre Hauptaufgabe liegt darin, die Volkswehr zu kommunistischen Aktionen mitzureißen. An diese Initiativ-Komitees sind nun für den Sonntag von den ›Revolutionären Soldatenkomitees‹ folgende Direktiven gegeben worden:

Rundstampiglie:
Revolutionäres Soldatenkomitee
D.-Ö. Sekretariat.

Direktiven

Was macht das I.K.?

Wenn der Befehl zum Ausrücken kommt

a. und die Soldaten auf Kampf zwischen Proletarier und Polizei stoßen, so entfaltet der dazu schon jetzt vom I.K. bestimmte Genosse die rote Fahne und ruft ein Hoch auf die Diktatur aus. Die anderen Vertrauensmänner stimmen begeistert ein, setzen alles daran, um die ganze Abteilung mitzureißen, und sie schließen sich den Arbeitern an. Seite an Seite mit den Brüdern im Arbeitsrock kämpfen die Volkswehrleute gegen den gemeinsamen Feind, ob es sich um Polizei, Offiziersbataillone oder reaktionäre Studenten handelt.

b. Und wenn die Soldaten auf gebäudestürmende Proletarier stoßen, so entfalten sie (wie bei Punkt a) die rote Fahne, rufen ›Hoch!‹, schließen sich an die Arbeiter an, und das Gebäude wird Hand in Hand mit dem Proletariat genommen. Die Abteilung besetzt das betreffende Gebäude und handelt laut Punkt c;

c. und die Abteilung den Auftrag erhält, irgendein Gebäude usw. zu besetzen, ohne auf Kämpfende usw. zu stoßen, dann hissen sie die rote

Fahne auf dem Gebäude und verlangen, daß das Kommando über dieses Gebäude in die Hände eines zu ernennenden Gebäudekomitees übergeht, das zu gleichen Teilen aus Kommunisten und Sozialdemokraten (Soldatenräte oder Mannschaft, aber keine Offiziere!) zusammengesetzt ist.«
Bitte fortwährend Berichte schicken! Besonders nach jeder wie immer gearteten Aktion.
Danach wird man über die letzten Absichten dieser »Waffenkundgebung« am Sonntag wohl nicht mehr im unklaren sein. Man wollte sich selbstverständlich nicht mit einem theoretischen »Hoch auf die Diktatur« begnügen, sondern die Volkswehr veranlassen, mit den Putschisten gemeinsame Sache zu machen, und sie verführen, die verschiedenen »Gebäude« mitbesetzen zu helfen. An welche Gebäude da gedacht wurde, wird natürlich ebenfalls nicht zweifelhaft sein; man hoffte, sich auf diese Weise in den Besitz all der Gebäude zu setzen, *in denen die staatliche Macht konzentriert* ist. Mit anderen Worten: Die eigentlichen Veranstalter dieses Sonntags, das sogenannte »Direktorium«, hatten den Vorsatz, die gegenwärtige republikanische Verfassung zu stürzen und an ihre Stelle ihre eigene Macht, die Macht der ungarischen Machthaber, zu setzen. Das muß man fest im Auge halten, wenn man über die Festnahme des kommunistischen Direktoriums – denn nur auf dessen Festnahme und insbesondere seines eigentlichen Diktators, des Ungarn *Bettelheim*, war es abgesehen – in der Samstagnacht das richtige Urteil fällen wird.
Wie im gestrigen Blatte mitgeteilt wurde, ist durch die Erhebungen der Polizei festgestellt worden, daß die Wiener Kommunistenführer von der ungarischen Gesandtschaft in der Bankgasse zahlreiche Beträge, darunter Summen bis zu einer Million Kronen, erhalten haben. Nunmehr berichtet die »Arb.-Ztg.«, daß in den letzten Tagen der ungarische Gesandte *Szobel* mit Polizeibeamten der unteren Rangklassen in Verbindung zu treten versuchte, um *sie zum Anschluß an die Kommunisten* zu bewegen. Szobel legte den Polizeibeamten nahe, ihre Stellung in der Räterepublik hiedurch zu festigen, und sprach davon, daß ihm auch ein Vertrag von 100000 Kronen für jeden Beamten nicht zuviel wäre.
Von uns eingeholte Erkundigungen haben die *volle Bestätigung dieser Meldung ergeben,* wenn auch im Hinblick auf die noch nicht abgeschlossene Untersuchung von den in Betracht kommenden Stellen eine

gewisse Zurückhaltung bewahrt werden muß. Soviel aber kann gesagt werden, daß die Persönlichkeit, derer sich die Kommunisten zwecks Annäherung an die Polizei bedienten, durchaus kein *Agent provocateur* gewesen ist, sondern im Gegenteil der kommunistischen Partei sehr nahesteht. Die Affäre ist nur durch die *Unbestechlichkeit der Polizeibeamten* aufgedeckt worden, und zwar knapp vor dem Sonntag, und war ein Beweis dafür, daß diesmal von den Kommunisten Ernst gemacht werden sollte. Daß es sich um niedere Polizeibeamte gehandelt hat, die bestochen werden sollten, hat in der Hauptsache gewissermaßen *taktische* Gründe. Man wollte sich eben nur der *Polizeiinspektoren* vergewissern, damit die Besetzung öffentlicher Gebäude, der Straßen usw. von der Wachmannschaft nicht mit Waffengewalt verhindert werden sollte. – Die genauen Vorgänge werden vorläufig noch geheimgehalten und dürften erst nach Beendigung der ganzen Untersuchung zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangen.

Eine Erklärung der Wiener ungarischen Gesandtschaft

Zum Zusammenhang mit dieser Angelegenheit ersucht uns die Presse-Abteilung der ungarischen Gesandtschaft um folgende Feststellung:
»Gegenüber der anscheinend amtlichen Mitteilung der Wiener Polizei, wonach der politische Bevollmächtigte der ungarischen Räteregierung Polizeibeamten der unteren Rangklasse 100000 *Kronen in Aussicht gestellt hätte, stellt die Gesandtschaft fest, daß diese Behauptung jeder tatsächlichen Grundlage entbehrt.*
Wahr ist hingegen, daß diese Beschuldigung des Polizeipräsidiums eher den Wünschen der Polizei als den Tatsachen zu entsprechen scheint, denn es steht fest, daß das Polizeipräsidium Agents provocateurs bestellt und in die Gesandtschaft geschickt hat, die aber dort sofort als solche erkannt wurden.«

In den Kreisen der Polizeidirektion wird diese Behauptung der Gesandtschaft mit *Entrüstung zurückgewiesen*, und es kann keinem Zweifel unterliegen, wem die unparteiisch denkende Öffentlichkeit mehr Glauben schenken wird: der Beschuldigung der ungarischen Gesandtschaft, die den Stempel inneren Widerspruchs an sich trägt, oder den amtlichen Feststellungen unserer Polizeidirektion, die sicherlich

keinen Anlaß und kein Interesse hatte, die blutigen Vorfälle des Sonntags herbeizuführen. Im übrigen wird der Untersuchungsausschuß, den der Kreisarbeiterrat eingesetzt hat, bereits heute abend seinen Bericht über die bisherigen Ergebnisse des Verfahrens erstatten, und dann wird sich ja zeigen, welcher Wert den Erklärungen der Gesandtschaft beizumessen ist.

Schatzkammer und Banken werden zuerst besetzt!

Es ist übrigens sehr bezeichnend für die Absichten der Kommunisten, daß bei dem Putsch in erster Linie jene Gebäude besetzt werden sollten, die große Werte bergen. Die *Schatzkammer* in der Hofburg und die Gebäude der *Banken* sollten vor allen Dingen gesichert werden... Wie mitgeteilt wird, wurden in der Pulverturmgasse im Besitze der Kommunisten *zwanzig Maschinengewehre, zwei Autos mit Munition* sowie genaue Pläne vorgefunden, nach welchen die »Besetzung« hätte vorgenommen werden sollen.
Denn zu diesen »Direktiven« stimmt die gleichzeitig erlassene Aufforderung: *»Jeder Volkswehrmann hat die Pflicht, mit der Waffe in der Hand an dieser Demonstration teilzunehmen.«* Das famose Direktorium, dem jener Bettelheim die Ordres von Budapest überbrachte, plante, wollte und bereitete einen Putsch zur Beseitigung unserer republikanischen Verfassung vor!

Die Sonntagsopfer

Nun liegen sie alle, die Opfer ihrer Überzeugung, der Verführung oder des blinden Zufalls, in offenen Särgen in dem Hause der Wissenschaft, die sie sezieren will. In dem kleinen Kellerraum des Instituts für gerichtliche Medizin und Pathologie in der Sensengasse liegen sie Schulter an Schulter sozusagen, junge und ältere, Kopfschüsse, Bauchschüsse. Menschen, die von der *Fata Morgana* einer Erlösungsidee in die Hörlgasse getrieben, dort den Tod finden mußten. Hier scheiden sie sich nicht ihrer politischen Überzeugung nach in radikale und gemäßigte. Hier gilt nur: agnosziert oder unbekannt. Die agnoszierten Leichen wandern in den Seziersaal, und der »lehrreiche Kopfschuß«

begegnet bei den Hörern lebhaftem Interesse. Der Hörsaal des Prof. *Haberda* ist voller als je, nur weil man gehört hat, daß die Leichen vom blutigen Sonntag zur Erörterung gelangen sollen. Die unbekannten Toten aber harren weiter im dunklen Kellerraum der Freunde oder Verwandten, die kommen sollen, um sie zu agnoszieren.

Viele, viele Leute drängen sich in dem engen Raum, vor der Leiche eines kleinen Knaben steht eine Frau und weint, weint unaufhörlich, ihr magerer Körper bebt, ihre spitzen Schultern zucken. Zwei Männer wandern von Leiche zu Leiche. Sie suchen einen Angehörigen, der seit Sonntag nicht mehr nach Hause zurückgekehrt ist. In allen öffentlichen Krankenhäusern haben sie nachgefragt, zum Schluß sind sie auch hierher noch gekommen. Aber nirgends ist der Gesuchte.

Eine weinende Frau erzählt, ihr siebenjähriges Mäderl sei am Sonntag weggegangen und nicht mehr zurückgekommen. Welche Überwindung einer Mutter, ihr Kind in der Sezierkammer suchen zu gehen!...

Auch Neugierige gibt es, die ihre Wonne darin finden, sich angruseln zu lassen von den großen Unbekannten und, wenn eine Gänsehaut sie überzieht, zufrieden im stillen zu denken: Welch Glück, daß ich nicht dabei war!...

Zwei weißgekleidete Diener kommen und heben die agnoszierten Toten aus den Särgen, legen sie auf bequeme Kastenbretter, sachlich, trocken, nüchtern und geschäftsmäßig. Seltsames Gefühl, das einen da übermannt: Als diese Menschenkörper lebten, hatte sich die Politik ihrer bemächtigt. Nun sie tot sind, okkupiert sie die Wissenschaft, als hätten diese beiden Mächte ein Bündnis geschlossen, demzufolge sie gegeneinander Menschen wie Schnittwaren austauschen. Nirgends kommt einem so stark der Gedanke der Vergänglichkeit wie hier in dem nüchternen Hause, wo die Ideale seziert werden und jedes Heroentum schließlich ausläuft in ein Experiment zu Prüfungszwecken. Vielleicht täte es gut, wenn ein paar jener Unverantwortlichen, denen letzten Endes doch allein die Blutschuld zuzuschreiben ist, sich hier die Erfolge ihrer »Tätigkeit« anschauen wollten: Da liegen jene tot, die starben, weil sie glaubten, ein besseres Dasein zu erreichen. Und während diese numeriert, obduziert, zerschnitten und geprüft werden, sind die Schuldigen weiter darauf bedacht, arme, verhetzte Menschenseelen von der Bierbank der Politik auf den Seziertisch der Wissenschaft zu befördern...

Der Neue Tag, 17. 6. 1919

VON BARFUSSGÄNGERN UND WASSERTRETERN

Man muß den Leuten ihr Vergnügen lassen: Die einen suchen in der Telepathie ihr Heil und spielen Einschlafen oder Rätselraten; die anderen versammeln sich beim Kartenspiel, um sich ebendaselbst zu zerstreuen; die dritten steigen auf die Berge, um abzustürzen. Aber habt ihr schon etwas von *Barfußgängern* und *Wassertretern* gehört? Diese erheben das zum Vergnügen, was mir zum Beispiel gar keines ist, sondern das Gegenteil. Meine im Jahre 1917 als garantiert echter Pappendeckel erstandene Stiefelsohle gibt mir häufiger, als mir in Anbetracht des harten Pflasters erwünscht, Gelegenheit, fast barfuß zu gehen und im Wasser zu treten, wenn es regnet. Ein Vergnügen aber war mir diese Wassertreterei niemals. Nun aber sollte auf einmal aus der Not eine Tugend gemacht werden können?!...

Es kam so: Am Donnerstag flatterte eine Einladung auf meinen Schreibtisch, mittels welcher mich der Verein der Barfußgänger und Wassertreter höflichst einlud, am Sonntagvormittag einen zweistündigen Spaziergang, verbunden mit Wassertreten, in der angenehmen Gesellschaft der Mitglieder des Vereines mitzumachen. Ich atmete auf: Endlich war das Problem, das mich seit Monaten beschäftigte und mir meinen Schlaf raubte, gelöst, das Problem: Wie barfuß laufen, ohne Aufsehen zu erregen und ohne den verächtlichen Blicken ebenso gut besohlter als besoldeter kommunistischer Agitatoren ausgesetzt zu sein? Ich hatte eine Gemeinschaft gefunden, innerhalb derer zerrissene Stiefelsohlen nicht als Beweis galten für moralische Minderwertigkeit und keine gesellschaftliche Katastrophe bedeuteten. Im Gegenteil: Ich durfte stolz sein auf die Mangelhaftigkeit meiner Fußbekleidung und meine unfreiwillige ewige Barfußwanderung durfte Verdienst und Vorzug sein.

Ich beschloß also zu gehen. Ich kam, sah und wanderte. Ich ward müde, meine Sohle schmerzte, ich watete, badete, »wassertrat«, ich machte alles mit. Im Geiste, natürlich im Geiste. In Wirklichkeit war ich nur Zuschauer. Was ich sah, sei hier erzählt:

Alle Lodenhüte Wiens waren herangeflogen. Alle Manschettenröllchen von Deutschösterreich und Umgebung hatten sich versammelt. Es hatte den Anschein, als hätten sich alle grünen Janker der Welt Rendezvous gegeben. Alle kornblumenblauen Gesinnungen waren da.

Diese Menschen sahen alle einander zum Verzweifeln ähnlich. Es roch nach Moos, Waldesgrün, christlich-germanischem Schönheitsideal und deutscher Treue. Rucksäcke am Rücken, den Wanderstab in der Rechten, aus Hauspantoffeln und alten Galoschen kunstvoll ge- und verschnittene Sandalen an den Füßen und den Gott, der Eisen wachsen ließ, im Herzen, also ausgerüstet wurde der Barfußmarsch angetreten. Was sag' ich? Angetreten?! Fast hätte ich eine der wichtigsten von den heiligen Handlungen vergessen: das Stiefel- und Sandalenausziehen. Füße kamen zum Vorschein. Zehen, große, kleine, verwachsene, gerade. Beine: dünne, muskulöse, fleischige, schmalzige und krampfgeaderte. Es war direkt wie bei Teisinger. Nur gemütlicher.

Man wanderte. In Doppelreihen, im Gänsemarsch, in Achterreihen, einzeln und in Gruppen. Kneippscher Geist schwebte über den Gefilden, Bilz' Sanatorium erschien als *Fata Morgana* in der Luft. Die Gesichter strahlten in überdimensionalen Wunderkurerfolgen. Man wanderte auf der Landstraße, im Straßengraben, im Gras, durch den Wald. Wenn ein Kiesel schmerzte, eine Fichtennadel stach, verbiß man den Schmerz und heuchelte dionysische Lust. Manche tappten noch vorsichtig, andere, Abgehärtete, zur Meisterschaft Erkorene, schritten feste druff. Staub wirbelte auf. Wohliges Patschen der Füße war vernehmbar.

Und dann, dann kam das Wichtigste, Erfüllung und Endziel aller Süchte, teuerstes aller Symbole, gralheiligste Handlung: das Wassertreten. Hosen rutschten in die Höhe. Wurden aufgerollt, langsam, bedächtig und mit Genuß. Und man stieg in den seichten Bach. Vorsichtig erst, weil die Kiesel gar so rücksichtslos waren. Man trat mehr Kiesel als Wasser. Die Stöcke wurden vorausgesandt. Machten Rekognoszierungszüge. Dann kam erst Bewegung in die plätschernden Gruppen. Man sprach mit leuchtenden Augen, verzückten Gesichtern. Unausgesprochene »Ahs« der Befriedigung schwammen in der Luft. Man wassertrat mit Eifer, Liebe, Seele und Füßen.

Auch Zuschauer gab es. Außer mir Ausflügler, Gassenbuben, Neugierige, Höhnische, Satirische, Witzige, Gegner und Anhänger, Überzeugte und bald Gewonnene. Debatten entspannen sich. Für- und Widerreden. Aber die erlauchte Gemeinde der Wassertreter erledigte ihr Geschäft mit Stolz und Stoizismus. Mit solcher Miene wandelte Sokrates über die Plätze Athens, saß Diogenes in seiner Tonne.

Dann ging es weiter. Sonne und Staub trockneten, was Wasser genäßt

hatte. Die zwei Stunden begannen sich infolge der Hitze auszudehnen. Und in dem Bewußtsein, daß ich den Erfolg der Wunderwanderwassertreterei doch nicht erleben würde, ging ich nach Hause. Ging auf meinen zerrissenen Sohlen barfuß, aber doch nicht so, daß die Leute es sahen. Kein Mensch hielt mich für einen Barfußgänger. Aber es war wirklich kein Vergnügen. Ich lasse es den anderen...

Josephus

Der Neue Tag, 6. 7. 1919

VOM ABBAU DER PREISE

Ein sogenannter »letzter energischer Versuch« zum Abbau der Preise wurde vom Zentralverband der deutschösterreichischen Staatsbeamtenvereine beschlossen. Worin eigentlich dieser letzte energische Versuch bestehen soll, ist nicht bekannt. »Scheitert dieser letzte Versuch« – so heißt es in der Resolution – »dann lehnen wir jede daraus zu ziehende Schlußfolgerung ab.« Es ist so ziemlich das einzige, was den Leuten übrigbleibt: Schlußfolgerungen abzulehnen. Die Folgen des *Wuchers* und der Preissteigerungen muß man leider auf sich nehmen. Dafür werden sie von den zu ihrer Beseitigung berufenen Faktoren – abgelehnt...

Schon glaubt man, die gelobte neue Zeit hätte dem Kettenhandel die Götterdämmerung gebracht. Man wendete Anzüge zum vierten und fünften Male und entdeckte, daß jedes Ding, wenn man nur will, mehr als zwei Seiten habe. Man wartete mit der Anschaffung der dringendsten Bedarfsgegenstände, und der aus der Blockade wie aus dem Dornröschenschlaf durch den Frieden langsam, ach, nur zu langsam wachgeküßte Mitteleuropäer entdeckte erstaunt und plötzlich, daß seine eigene Lage sich in dem Maße zu heben begann, wie die Preise in den Schaufenstern sanken. Wer so dringend Hosenträger brauchte, daß er jeden Augenblick Gefahr lief, in eine Katastrophe hinabzurutschen, begnügte sich lieber mit einem Papierspagat, mittelst dessen man sich ohnehin nicht gefahrlos aufknüpfen konnte, und wartete auf das »Sinken« der Hosenträger. Zerfetzte Überzieherexistenzen wurden geflickt, und selbst aus den Trümmern einer Krawatte wurde noch eine

kunstvolle Schleife geknüpft. Man wartete und wartete. Man hoffte auf den Friedensschluß. Die Behörden taten, was sie sonst zu tun pflegen: Sie versprachen den »Abbau der Preise«. Aber sie versprachen nicht nur, sie taten auch noch, was sie sonst zu tun pflegen – sie hielten nicht. Denn während zwei, drei Wochen hindurch tatsächlich eine Reduktion der Preise zu bemerken war, ein Meter Stoff 40 bis 50 Kronen, Strümpfe 12 bis 15 Kronen, Herrensocken sogar 7 Kronen, ein Paar Lederschuhe schon 120 bis 150 Kronen kosteten, klommen die Preise im Laufe der letzten Woche mit einer ungeahnten Geschwindigkeit die Höhenleiter empor und bleiben nicht nur auf einer der höchsten Sprossen – nein! –, sie bemühen sich, noch immer höher und höher zu steigen, um schließlich in den himmlischen Wolken unerreichbaren Kriegsgewinnertums den sehnsüchtigen Blicken festbesoldeter Alltagsmenschen zu entschwinden. Stoffe kosten heute schon 150 bis 200 Kronen, Herrensocken 20 bis 30 Kronen, Schuhe 250 bis 270 Kronen. Einzig sogenannte Luxuslebensmittel, die leider aus der deutschösterreichischen Verzweiflung einer arg rationierten Gegenwart heraus zu Notwendigkeiten geworden, sind verhältnismäßig billiger. Daß jemand heute Schokolade ißt und an zerrissenen Stiefelsohlen krankt, ist längst nicht mehr paradox. Aber paradox ist die Tatsache, daß jemand im Monat 150 Kronen für Luxusfahrten mit der Elektrischen ausgeben kann und das Doppelte haben müßte, um sich ein Paar Stiefel anzuschaffen und sich überflüssige Reifen zu ersparen. Barfuß und zerschlissen fahren wir mit einem 60-Heller-Fahrschein der Endstation des Unterganges entgegen...

Warum diese urplötzliche Steigerung? Eine Laune der Kettenhändler? Eine göttliche Eingebung der Wucherer? Müssen wir zusehen, wie sie uns aussaugen und untätig bleiben wie die Behörden? Der Zentralverband der deutschösterreichischen Staatsbeamtenvereine hat einen »letzten, energischen Versuch« unternommen. Wann tun es die anderen? Es wird vielleicht nichts übrigbleiben, als die »Schlußfolgerungen abzulehnen«. Aber man wird sich wenigstens gewehrt haben, ehe man dazu verurteilt wird, die *Folgen – nicht* ablehnen zu können.

Der Neue Tag, 6. 7. 1919

FÜNFZIG JAHRE WIENER SICHERHEITSWACHE

Wien ist wohl eine der ganz wenigen Großstädte, in denen die Polizei einen organischen Bestandteil der Bevölkerung bildet, aus dieser heraus- und mit ihr zusammengewachsen. Die sprichwörtlich gewordene, in der letzten Zeit leider zu den arg rationierten Artikeln zählende Gemütlichkeit hatte selbst dem »Wachter« den Stempel ihres Lächelns aufgedrückt, und eine Wiener Amtshandlung war stets umflossen von Glorienschein einer gutbürgerlichen Behaglichkeit. In Wien zwinkerte manchmal das Auge des Gesetzes gutmütig bei Anlässen, die in Berlin z.B. schon zumindest ein strenges Blicken verursacht hätten. Das ebenso berühmte wie berüchtigte österreichische »Hintertürl« konnte sich infolgedessen häufig leicht und glatt in den Angeln bewegen. Aber weder daraus soll der Polizei ein Vorwurf gemacht werden noch auch aus dem Umstande, daß dieselbe Wiener Polizei gerade in den letzten Wochen, sicherlich *gegen* ihren Willen, rigoroser, als es ihre Art ist, werden mußte. Beweist doch das erstere, daß »Dienst« nicht Herzlosigkeit bedingt, und das zweite, daß die Strenge zur richtigen Zeit angewendet wird. Und so verdient es unsere Polizei, daß ihrer heute, da sie das fünfzigjährige Jubiläum ihres Bestandes feiert, gedacht werde.
Der unter dem Schriftstellernamen *U. Tartaruga* bekannte Polizei-Oberkommissär *Dr. Ehrenfreund* hat über Auftrag des Polizeipräsidenten eine Jubiläumsschrift verfaßt, die textlich und bildlich besondere Anerkennung verdient. Interessant und mitunter sogar spannend geschrieben, bildet dieses Buch als Lektüre eine Quelle der Unterhaltung und Belehrung zugleich. In dem Kapitel »Historische Entwicklung des Wiener Sicherheitsdienstes« gibt Tartaruga einen knapp zusammengefaßten und dennoch genauen und übersichtlichen Überblick über das Schicksal der Wiener Polizei von ihren ersten Anfängen. Man erfährt, daß just am 13. Mai Anno Domini 1444 der Stadtrat eine sogenannte »Bürgerpolizei« einführte »über lebhaften Wunsch der von allerlei Gesindel beunruhigten Vorstädte«. Etwa hundert Jahre später, im Jahre 1547, entstand die Wiener »Tag- und Nachtwache«, die sich aus 60, sage und schreibe: sechzig Landsknechten zusammensetzte. Diese Landsknechte mit Säbel, Spieß, Fahne, Hellebarde und den unvermeidlichen überdimensionalen Waffensteinstiefeln bildeten den einzigen Sicherheitsschutz der Stadt. Aus der im Jahre 1776 errichteten Militärwache

bildete sich dann die sogenannte »Rumorwache« heraus, deren spaßiger Name symbolische Bedeutung gewinnt, wenn man erfährt, daß besagte Wache mehr Rumor zu erzeugen als zu verhindern imstande war. Die Militärwache aber war lange nicht so gemütlich, wie es unsere heutigen Wachleute sind. Ihre Brutalität war gefürchtet, aber dem Spott der damals noch zu Spott aufgelegten Wiener Bevölkerung entging diese Militärwache denn doch nicht, denn ihre mangelhafte Ausbildung und ihre Unkenntnis der Gesetze brachten sie nicht selten in ebenso unangenehme wie tragikomische Situationen. Auch gehörte es seltsamerweise zu ihren Obliegenheiten – sogar Straßenlaternen zu putzen, und man kann sich vorstellen, daß einem Wiener Bäckergehilfen oder Schusterlehrling aus dem achtzehnten Jahrhundert ein um die Reinhaltung der Straßenbeleuchtungskörper lebhaft, aber ungeschickt bemühter Militärwachmann mit Säbel und Gewehr unmöglich Respekt einflößen konnte. So ging denn das Militärwachkorps einem langsamen, aber sicheren Ende entgegen, und als 1867 der damalige Polizeidirektor *Strobach* von der Pariser Weltausstellung zurückgekehrt war und auf Grund seiner Studien, die er am Pariser Sicherheitsdienst gemacht hatte, der Regierung die Schaffung einer Art *»Sergeante de ville«* in Wien beantragte, wurde am 2. Februar 1869 mit »Allerhöchster Entschließung« eine »k. k. Sicherheitswache« geschaffen. Unter den für diese Wache Assentierten befanden sich Studenten, Militärs, Privatbeamte, verarmte Geschäftsleute, Berufsmusiker, allerdings auch halbe Analphabeten mitunter. Dennoch entwickelte sich die »k. k. Sicherheitswache« allmählich zu einem einheitlichen, straff disziplinierten Organisationskörper.

Das und noch manches andere erfährt man aus dem Buche Tartarugas. Heute ist der Wachmann eine so selbstverständliche Erscheinung im Wiener Straßenleben, daß er für den Passanten eben nichts anderes ist als ein Bestandteil der Straße, wie eine Plakatsäule, eine Straßenbahnhaltestelle, ein Wartehäuschen, ein Laternenpfahl. Man geht an ihm vorbei und sieht ihn nur, wenn man im Begriffe ist, nach einer mysteriösen Vorstadtstraße zu fragen oder unter die Räder eines italienischen Autos zu geraten. Wer tiefere Ursachen und Zusammenhänge kennenlernen will, möge sich aus der Jubiläumsfestschrift orientieren. Man wird da mit einem guten Stück Alt-Wiener Lokalgeschichte bekannt, hört manches interessante Ereignis und amüsiert sich zwei Stunden lang über die köstliche Naivität alter »wohlweiser Stadtväter«, ärgert sich wohl auch über manche Vorkommnisse, die dem modernen Wiener beweisen, daß

seine Verwandtschaft mit den Schildbürgern keineswegs eine neuzeitliche Errungenschaft ist. Die Wiener Sicherheitswache konnte das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestandes nicht besser begehen als durch die Herausgabe dieses Werkes. Es ist in Josef *Deublers* Verlag erschienen und verhältnismäßig billig zu erstehen. Der Historiker findet darin wertvolles Material, der Liebhaber köstliche Anekdoten, der Bürger eine angenehme Lektüre, und selbst »dar Weana« findet hier, was er stets sucht: a Hetz!...

Josephus
Der Neue Tag, 17. 7. 1919

DIE WEISSGELDWECHSELSTUBE

Mißtrauen steht an der Schwelle und empfängt dich: Du kannst ein Spitzel sein, ein Konfident, ein Zuträger, ein Spion. Ein Fremder bist du jedenfalls: Du hast einen reinen Kragen an, und dein Benehmen riecht verdächtig nach Mitteleuropa. Deine Hände fuchteln nicht durch die Luft, deine Augen zwinkern nicht listig, erkokettieren kein Geschäftchen, deine Brusttasche ist normal an deinen Busen geheftet und steht keine Viertelmeile von der Hülle deines Ich ab. Du hast nichts Verhetztes an dir, nichts Polizeiwidriges, nichts Wildmäßiges, nichts Schlaues. Vor dem Auge des Gesetzes zuckst du mit keiner Wimper, und keiner deiner Finger rührt sich, ein Hintertürl zu öffnen. Was willst du also, Anständiger, gesetzlich Geschützter und Gesetze Schützender unter gesetzlich Schutzlosen und dem Schutz der Gesetze Entronnenen? Was suchst du, Geachteter, unter den Geächteten? Du Vollwertiger unter Minderwertigen? Du Gewaschener unter Schmutzigen? Kulturmensch in Kulturlosigkeit? Du Gewissenhafter im Reiche der Gewissenlosigkeit? Du mit Skrupeln Behafteter im Bezirke der nachkriegerischen Moral infanity? Siehst du: Du bist ein Fremder, und deshalb steht das Mißtrauen an der Schwelle des kleinen Kaffeehauses in der Bankgasse und empfängt dich...

Ich weiß eine Zeit, da war dieses Kaffeehaus noch ein harmloses »Tschecherl«, und seine armselige Existenz bestritt es von dem Erfrischungsbedürfnis der Diener der ungarischen Gesandtschaft. Es erweckte den

Anschein, als wäre es eigens für die Zwecke der Gesandtschaft eingerichtet und zu nichts anderem fähig, als dem Neuigkeitsbedürfnis der Unterbeamten mittelst Zeitungen und dem zeitweiligen Durste der Stammgäste und Likörstamperln entgegenzukommen. Freilich! Damals kannte die Zeit noch kein Weißgeld, sondern gute österreichisch-ungarische Währung, und die Gesandtschaft in der Bankgasse hatte von dem gemeinsamen Oberhaupte der Monarchie noch nicht die Berechtigung erhalten, durch die Kanäle Wiens den Kommunismus in die Banken einzuführen. Die Gesandtschaft wollte mehr repräsentieren als zweifelhafte Präsente machen, sie hatte keine Pässe zu vidieren, sondern den Dualismus, und ihr Wirkungskreis war noch beschränkter als der Horizont ihrer heutigen Überwacher. Damals war das Kaffeehaus in der Nähe ein beliebter naher Ausflugsort für Hintertürsteher und -öffner, und manches harmlose, ganz harmlose kleine Geschäftchen wickelte sich zur allgemeinen Zufriedenheit der beteiligten vier Augen und der unbeteiligten zwei des Kaffeesieders ab.

Aber heute!...

Wie gesagt: Das Mißtrauen steht schon an der Schwelle und empfängt dich: »Suchen Sie wen?« Nein, ich suche niemanden, aber ich hüte mich, es zuzugeben. Natürlich suche ich jemanden. »Haben Sie ›weißes‹?« »Kaufen Sie ›weißes‹?« Der Spekulationsgeist verachtet auch die Erfindungen Bela Kuns nicht und handelt selbst noch mit den Fabrikaten der Hölle. Hier in der Wechselstube in der Bankgasse gibt es wahrhaftig noch Menschen, die Weißgeld kaufen. Ohne Drohungen, ohne Gewaltanwendung, ohne Ukas der Räteregierung. Ihr alle Weißgeldbeladenen, aus Ungarn Kommenden, verzweifelt nicht! Einen blauen Lappen für zehn Kilogramm. Weißpapier kriegt Ihr immer noch! Ihr könnt Euer Weißgeld loswerden, vollkommen loswerden, leichter als jene, die Euch damit begnadet! Oh, gäbe es doch auch eine Wechselstube in der Bankgasse, in der man Volksbeglückungsideen eintauschen könnte gegen Nahrungsmittel und zehn Kilogramm Kun gegen ein Milligramm Vernunft!...

In dem »Tschecherl« sitzen:

Slowakische Bäuerinnen mit bunten, ockergelben Blumentüchern; russische Vaganten mit schwarzen hochgeschlossenen Hemden und wilder Anarchie in struppigem Haupthaar; kleine Schieber mit blaukarierten Hemdkrägen und großen Glaskugeln in giftgrünen Krawatten; polnische Juden mit Geschäftsgeist in Augenwinkeln und seidenen Kaftans; ungarische Bauern mit jenem Ausdruck namenloser Stierheit, die

menschliche Wesen unbedingt erlangen müssen, wenn sie zehn Jahr lang Paprika fressen und plötzlich keinen Schnaps trinken dürfen; Hausierer mit Briefpapier, in dem Blaugeld steckt; Agenten und Spekulanten; Agitatoren und Makler; kleinere Waffenstillstandsgewinner, die auf einen Krieg hoffen und darauf, nicht ihn, sondern durch ihn zu gewinnen; verzweifelte Kunsegenbeladene, die um einen blauen Pappenstiel ihr hart erworbenes Weißgeld herzugeben bereit sind.

Das sind die Besucher. Hie und da, wie zur Entschuldigung vor dem draußenstehenden Wachmann, zeigen sich die Umrisse einer Kellnerin, die eine in einem Glase »Soda-Himbeer« schwimmende spanische Fliege an einem beliebigen Tisch serviert. An der Wand hängt eine Nummer des »Faun«, die noch vor dem Kriege entstanden, hier Muße findet, sich zu überleben. Ein »Neues Wiener Journal«, das mindestens acht Monate alt und noch so naiv ist, vom »Endsieg« wissen zu wollen, dient dazu, Weißgeld und Blaugeld unberufenen Augen zu entziehen. Das Klosett und die Telephonzelle erfreuen sich des lebhaftesten Zuspruches. Im ersteren werden Geschäfte geheimer abgewickelt als in diplomatischen Salons, und die Telephonzelle dürfte die einzige in ganz Deutschösterreich sein, in der Verbindungen glatt und ohne Hindernisse hergestellt werden. Ein Handtuch, das in der Nähe der Kassa ein ebenso schmutziges wie nutzloses Dasein nicht führt, sondern geradezu hängt, gibt Zeugnis davon, daß hier Hände nicht häufig in Unschuld gebadet werden. Im Dunst und Staub lebt eine Küche in sorgloser Vergessenheit, und ein halbzerbrochener, mühsam gekitteter Topf bildet eine kostbare Reminiszenz...

Aus all dem quirlt der Geist des Kommunismus und des Handelns, sprudelt die Geldgier und frohlockt der Betrug. Hier ist der Ort, an dem der Gegensatz der Rassen und Nationen verschwindet. Hier kann es sein, daß eine slowakische Bäuerin einem polnischen Juden um den Hals fällt. Daß ein Rotgardist einen Wucherer ans Herz drückt. Wer an der Menschheit verzweifelt, gehe in das »Tschecherl« in der Bankgasse und richte sich auf. Wenn die Internationale des proletarischen Gedankens versagt, wenn die Internationale des Geistes in Ohnmacht liegt – nun, es lebt immer noch die Internationale des Weißgeldes und der Spekulation!...

Der Neue Tag, 18. 7. 1919

BRUCK UND KIRALYHIDA

Bruck-Kiralyhida hatte einmal einen Bindestrich.
Da kam der Umsturz, löschte den Bindestrich weg, und damit war die Doppelmonarchie kaputtgegangen.
Wäre der Bindestrich geblieben, so hätten wir vielleicht heute noch den Dualismus.
Der Bindestrich war in Wirklichkeit eine Brücke, die, über die Leitha geschlagen, Diesseits und Jenseits miteinander verband. Der Verkehr über die Brücke war ein vollkommen unbehinderter. Diesseits sprachen die Leute Deutsch und Ungarisch, jenseits sprachen sie Ungarisch und Deutsch. Diesseits prunkten sie schwarz-gelb, jenseits schillerten sie in grün-weiß-rot. Diesseits fühlten sie kaiserlich, jenseits kiraly. Das waren die Unterschiede. Sonst gab es nur sehr geringe, kaum wahrnehmbare. Hier wie dort waren die Kinder blond, braun oder schwarz, aber immer schmutzig. Hier wie dort waren die Geschäftsleute klug, praktisch und nüchtern. Hier wie dort konnte man das Geld auf ebenso leichte wie schmerzlose Art loswerden. Und man wurde es los. In der ganzen Monarchie nicht leichter als in Bruck-Kiralyhida.
Während des Kriegs gab es in Bruck eine Strafanstalt, die sich »Offiziersschule« nannte und die Aufgabe hatte, aus Einjährigen »mit Knopf« privilegierte Häftlinge mit Anspruch auf Gage und Fähnrichsportepee zu machen. Täglich marschierten die Zöglinge dieser Anstalt über die Brücke. Damals bedeutete die Brücke noch jenen Ort, wo sich Österreicher und Ungarn Schulter an Schulter berührten, um so für das offizielle gemeinsame Vaterland zu kämpfen und zu sterben. Die einen für den Kaiser, die anderen für den König. Damals waren beide einer. Jetzt ist eines zwei. Der Bindestrich ist weg!...
Nein! Wenn man eigentlich genauer hinsieht, ist der Bindestrich noch da. Er heißt nur anders. Er ist ein *Scheidestrich* geworden. Statt zu binden, trennt er. Um es mit *einem* Wort zu sagen: Es ist eine Grenze. Der Bindestrich ist besetzt. Diesseits von deutschösterreichischen Gendarmen, jenseits von Rotgardisten. Unheimliches Gefühl, so in der Nähe der Brücke zu stehen. Der Herzschlag setzt für eine Sekunde aus. Das Ende der Welt. Anfang des Chaos. Grenze der Vernunft. Oder der Unvernunft?...

Der Grenzverkehr ist lebhaft. Man tauscht Geld, Waren, Ideen aus. Um einen billigen Ausgleich herzustellen, hat die deutschösterreichische Regierung genauso viele Polizeiagenten hergeschickt wie die ungarische Agitatoren. Man verträgt sich ausgezeichnet und verkehrt in denselben öffentlichen Lokalen. Um einander besser beobachten zu können, spielt man miteinander eine Partie Billard.

Es gibt allerdings auch Bourgeois. Ungarische Kapitalisten. Nur sie sind von den Agitatoren schwer zu unterscheiden. Sie sind genauso elegant, sprechen genauso Ungarisch, haben Brieftaschen von gleichem Umfang und gleichem Kubikinhalt. Sie trauen sich nur nicht über die Grenze und warten auf den Sturz der Kun-Diktatur in Ungarn. Die Agitatoren warten auf die Proletarierdiktatur in Deutschösterreich. Das ist der ganze Unterschied...

Auch die Entente ist vertreten. Durch vier Engländer. Unteroffiziere mit 100 Kronen täglich Gehalt. Nur einer spricht Deutsch. Deshalb sind die vier den ganzen Tag beisammen. Sie essen die gleichen Speisen, trinken die gleichen Getränke, kaufen die gleichen Waren. Deshalb eben, weil nur der eine Deutsch spricht. Diesem fügen sich die anderen. Denn es ist unbequem und unenglisch, viel zu sprechen und zu gestikulieren. Das besorgen die Ungarn desto ausgiebiger. Diese sprechen alle Deutsch.

Wenn man sich nicht in acht nimmt, kriegt man in Kaufläden, Kaffeehäusern, Hotels usw. eine Zwanzigkronennote in lauter Zweikronennoten gewechselt, deren Seriennummern alle mit einer Sieben beginnen. Es ist eine böse Sieben. Das Geld ist Kun-Geld, also wertlos. Man tut am besten, es einem ahnungslosen, aus dem Innern Deutschösterreichs kommenden Reisenden als Trinkgeld anzuhängen.

Wie gesagt, es ist etwas beängstigend in Bruck. Denn man teilt hier die Menschen in zwei Kategorien: in solche, die einen blaukarierten, und in solche, die einen weißen Hemdkragen haben. Die ersteren sind Polizeispitzel, die letzteren kommunistische Agitatoren. Die einheimischen Männer tragen überhaupt keinen Hemdkragen. So wird man als Fremder mißtrauisch betrachtet. Entweder man ist Spitzel oder Agitator, oder man entschließt sich, ohne Hemdkragen zu gehen. Dann wird man vom erstbesten Gendarmen verhaftet und ist aller Sorge enthoben.

Seltsame Stadt! Als ich mich in der Nacht in dem zu kurzen Bett anständig ausstrecken wollte, träumte ich, daß ich mit der Nase an den

Bindestrich anstoße, just dort, wo er von Rotgardisten besetzt ist. Ich roch Bela Kun, erwachte schweißtriefend und konnte nicht mehr schlafen.
Nie mehr gehe ich nach Bruck an der Leitha. Seitdem es nicht mehr Bruck-Kiralyhida heißt, ist es ungemütlich. Und das nur wegen des Bindestrichs.
Es ist schade um den Bindestrich...

Josephus

Der Neue Tag, 20. 7. 1919

NOCH EINE EPISODE

Unlängst treffe ich eine alte Freundin, die ich lange nicht gesehen habe. Wie meine Hosentaschen habe ich sie seinerzeit gekannt. Um diese alte Bekanntschaft wieder aufzufrischen, sind wir zusammen ins Kino gegangen. Begreiflich! Als Kinobesucher zweiter Kategorie nach P.O. Filmplausch Nr. 7 habe ich nun bald festgestellt, daß meine Freundin noch immer eine entzückende Person ist, von bestrickenden Lebensformen und entgegenkommendem Benehmen. Wie ich mich also intensiv mit der Konstatierung ihres Charakters befasse, werfe ich zufälligerweise einmal einen Blick auf die Leinwand. Was sehe ich?? Ist's möglich? – Wenn ich nicht noch im letzten Moment auf die Seite gesprungen wäre, hätte mich der Schlag getroffen. Ist's Täuschung, ist es Wahrheit? Ist's Zufall, ist's Bestimmung? Ist es eine Mahnung des Schicksals?? Ich sehe in einer Straßenszene im Gedränge meine Frau! Meine Frau, wie sie leibt und lebt und mir einen Blick zuwirft... einen Blick!! Ob dieses Blickes errötet meine rechte Wange (meine Frau ist linkshändig), und meine Rippen ziehen sich schmerzlich zusammen. Und ich fühle in meinem Innern ein sehnsüchtig Beben, ein mächtiges Streben, ein furchtbar Erleben, eine Ahnung von kommenden Dingen durchzieht meine armen Gebeine und

vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang,
und mit des Geschickes Mächten
ist kein ew'ger Bund zu flechten...

Das ist der Eumeniden Macht,
die richtend im Verborg'nen wacht...

Die Filmwelt, 25. 7. 1919

DIE WEHRHAFTEN MANNEN VON HÜTTELDORF

Die Republik Hütteldorf-Hacking ist eine Stunde Straßenbahnfahrt von Wien entfernt. Sie unterscheidet sich von anderen deutschösterreichischen Landesteilen nur dadurch, daß sie noch keine Einreisebewilligungen an Wiener erteilt. Ob dieser Umstand die Schuld daran trägt, daß in der Republik Hütteldorf die letzte Zeit hindurch so viele Einbrüche geschehen, ist noch nicht festgestellt.
Jedenfalls geschehen sie.
Und die Polizei war wehrlos.
Aber die Bürger von Hütteldorf wollten es nicht sein. Also beschlossen sie eines Tages, sich zu bewaffnen und eine Bürgerwehr zu bilden zum Schutze ihrer Habe. Es stellte sich heraus, daß alle Bürger Waffen hatten und keiner einen Waffenpaß. Aber da die Polizei auch von den Einbrechern keine Waffenpässe gefordert hatte, fragte sie auch bei den Bürgern nicht danach.
Die Bürgerwehr der Republik Hütteldorf besteht also. Vorläufig aus einem Komitee. Aber das ist das wichtigste.
Sie trägt keine Uniform. Nur Waffen. Was einer gerade hat. – Unter Umständen ist es auch ein Küchenmesser.
Die wehrhaften Männer von Hütteldorf gehen um die neunte Abendstunde auf Patrouillengänge aus. Zu zweit. Sie wechseln jede Nacht ab. Wer gerade keinen Dienst hat, schläft entschieden besser, seitdem er weiß, daß Nachbar Müller heute nicht schlafen kann. Das ist eine wohltuende Beruhigung.
Boshafte Hütteldorfer erzählten mir, daß sie in der ersten Nacht, da die Bürgerwehr Dienst machte, gesehen hätten, wie zwei gelaufen seien.
Und es sollen keine Einbrecher gewesen sein.
Andere behaupteten: Der erste, der sich zur Bürgerwehr gemeldet hätte, sei – kein Hütteldorfer Bürger gewesen, sondern ein Angehöri-

ger einer anderen Klasse, der sich selbst in Sicherheit vor der Polizei bringen wollte.
Das sind lose Zungen. Man muß nicht alles glauben.
Denn die Hütteldorfer Bürgerwehr – bewehrt sich. –
Vorläufig. –

Josephus
Der Neue Tag, 26.7. 1919

DIE TOTEN VOM STEPHANSPLATZ

Wer hätte geahnt, daß man in dieser gemütlichen Stadt über Leichen gehen könne? Kaum fünfzig Zentimeter unter dem Holzpflaster liegen Kiefer, Schädeldecken, Wirbelknochen. Oben ist ein Standplatz für Autos und Einspänner. Fünfzig Zentimeter darunter modern die Gebeine der Ahnen, oben klingt das hochdeutsch-kultivierte Duliöh der Frequentanten des »Nachtfalters«. Sie wissen nicht, daß ihr Gesang über einen gepflasterten Friedhof weht...
Die sonderbarsten Dinge geschehen in dieser Stadt: Man reißt ein Pflaster auf und feiert ein Wiedersehen mit seinen Ahnen. Ein paar vergrabene Pfund Gold hätten uns wahrlich mehr genützt. So haben wir Gelegenheit, unser historisches, paläontologisches, anatomisches Wissen zu bereichern. Kein Wiener läßt sich diese Gelegenheit entgehen. Sie kommen in Scharen: Fiakerkutscher, Autotaxichauffeure, Hotelportiers, Herren mit Privatgelehrtenhabitus und Schulkinder. Ein Herr mit Schlapphut und einer überdimensionalen Botanisiertrommel klaubt im Schweiße seines Angesichts die Zähne seines Urgroßvaters zusammen und hält hierauf, von der Schar begeisterter Zuseher umdrängt, einen schon aber sehr freien Vortrag über Vindobona, die römische Gründung. Schon in den Römerzeiten sei hier ein Friedhof gewesen. Schauer rieselt durchs Gebein: Wie, wenn jener Unterkiefer gar nicht der des Schwiegervaters meiner Urgroßmutter ist, sondern einem biederen römischen Legionssoldaten gehört?...
Die Pflasterer allein haben nicht die geringste Pietät gegenüber diesen wertvollen Funden. Was wollen diese Knochen hier? Sie stören nur. Überreste eines vergangenen Geschlechts, was hindert ihr da magi-

stratlich anbefohlenen Fortschritt der Zivilisation? Wozu die Mahnung an eine alte Vergangenheit, da Wien im Begriffe ist, einer *neuen* anheimzufallen?...

Oder ist es eine andere Mahnung? Mir scheint: Da die Lebenden sterben, erwachen die Toten. Bei der Belagerung Wiens durch die Türken – erzählt ein Herr, der es wissen muß – hätte man keine Zeit gehabt, die Leichen vorschriftsmäßig zu begraben, sondern hätte sie nur verscharrt. Das also wären die Gebeine jener Kämpfer. Bei der Veranstaltung einer wienerischen Kulturtat melden sich die alten Verteidiger der Stadt. Man sollte die Gebeine fein fürsorglich zusammentragen und ein Mausoleum errichten.

Jedenfalls kann jeder, der sich die Mühe nimmt, in Alt-Wiener Chroniken nachzulesen, erfahren, daß der Wiener *»Stefans-Freydhoff«* noch vor 100 Jahren bestanden hat. Sooft der Stephansplatz eine Umpflasterung erlebte, wurden Knochen gefunden.

Josephus
Der Neue Tag, 31. 7. 1919

ALTE UND NEUE BERUFE

Auf dem Umweg über die Berufe des Heldentums und des Durchhaltens einer großen Zeit sind manche Überlebende bei der Notwendigkeit angelangt, ihren früheren Beruf aufzugeben und einen neuen, den Um-, Zu-, Miß- und Übelständen der Gegenwart angepaßten zu ergreifen. Die Folge dessen ist, daß die neuen, in den Straßen ausgeübten und also im wahrsten Sinne des Wortes »freien« Berufe das durch Licht- und Hoffnungslosigkeit stark verdüsterte Straßenbild Wiens um ein Beträchtliches verändert haben. Altvertraute, erbeingesessene und -gestandene Straßentypen, Repräsentanten einer gemütlichen Vorvergangenheit, personifizierte Jugenderinnerungen verschwinden vom arg vernachlässigten Pflaster wie das »Gott erhalte« aus dem Lesebuch und beweisen den Radikalismus der deutschösterreichischen Revolution gründlicher, als es sämtliche Übersiedlungen überflüsig gewordener Mit- und Habsbürger in das bessere Diesseits eines blockadefreien Auslandes vermochten.

Manche Veränderungen im Wiener Berufsleben vollzogen sich langsam, kamen weniger plötzlich und überraschend. Als die Zeit immer größer und die Maroni immer kleiner wurden, begann sich der Seltenheitswert von Kartoffeln und faulen Äpfeln darin zu äußern, daß diese Volksaushungerungsmittel in den Kesseln der einstigen Maronibrater zu schmoren anfingen und um den Preis einer beträchtlichen Vermögensabgabe zu erstehen waren. Traurige Überreste in verlassenen Straßenecken zeugen heute noch von einer halbvergangenen, halb im Vergehen begriffenen Maronibraterherrlichkeit und muten wie vergessene Kaiserbilder in konservativen Amtskanzleien an. Aber viele andere Berufe sind mit einer Spurlosigkeit und einer Fixigkeit verschwunden, die selbst einem minder widerstandsfähigen Bankkassier Ehre gemacht hätten. Es gab »Krowoten«, die Tonpfeifen, Türschlösser, Streichholzschachtelbehälter, Korallen und Glasperlen feilboten. Heute sind das keine Bedarfsgegenstände mehr: Korallen und Glasperlen bieten mit aktivem und passivem Wahlrecht geschmückten Mitbürgerinnen kein Vergnügen mehr, sie erhöhen nicht den Reiz einer Frauenversammlung und könnten konfiszierungslüsternen Mitmenschen unverzeihliche Enttäuschungen bereiten. Streichholzschachtelbehälter sind inhaltslos wie Safes und Wahlreden und überflüssig wie eine Sozialisierungskommission. Türschlösser sind seit den Requisitionen der Volkswehr unzeitgemäß und Tonpfeifen ungebräuchlich, seitdem wir nach den falschen Pfeifen derer tanzen müssen, die uns vor- und auf uns pfeifen. Die »Krowoten« selbst aber sind Bundesgenossen der Entente geworden und wollen uns keine Waren mehr anbieten... Auch der sogenannte »Fetzenbauer« ist dahin, seitdem die Städter mit ihren letzten Fetzen sich zum Bauer selbst bemühen und den Rucksackverkehr anstelle des Fremdenverkehrs eingebürgert haben. Der »Rastelbinder« lebt ein poetisches Dasein nur noch selten auf den Brettern, die eine verkehrte Welt bedeuten, der »Galamutschlmann« ist sagenhaft wie seine Ware, der Dudelsackpfeifer ist in seiner böhmischen Heimat vollauf damit beschäftigt, seinen nach frischerworbenem Patriotismus dürstenden Mitbürgern *»Kdo domov muj?«* vorzuspielen, und auf seinen weissagenden und Lose ziehenden Papagei können wir, angesichts des Überflusses an Telepathen, verzichten...

Und damit sind wir auch schon bei den Berufen unserer neuen Zeit angelangt: Menschen, die die weit weniger wichtigen Ursachen und Zusammenhänge eines Weltkrieges niemals aufzudecken imstande wä-

ren, verblüffen heute durch die Fähigkeit, mit ausgesuchter Raffiniertheit verborgene Stecknadeln zu finden, erraten sogar die Gedanken eines gedankenlosen Publikums und verdienen mehr, als sie zum Leben benötigen, durch Massensuggestion und Fernhypnose. Die wie Pilze aus dem Boden der öffentlichen Meinung nach dem Platzregen der Revolution schießenden Tagesblätter und Zeitschriften beschäftigen eine Menge Kolporteure, männliche, weibliche, alte, junge, die in sämtlichen Tonskalen die disharmonischsten Nachrichten posaunen oder flöten. Den Kolporteuren verwandt sind die Zettelverteiler der politischen Parteien, der Versammlungs- und Bauchredner. – Auf einer höheren gesellschaftlichen, aber um so zweifelhafteren moralischen Stufe stehen die politischen Agitatoren, die ihr Gewissen um ein Linsengericht verlauten und dem Volke dann jene politische Überzeugung beizubringen versuchen, die sie selbst nicht besitzen. – Sehr beliebt ist der Schleichhändlerberuf, auch ohne besondere Fähigkeiten leicht zu erfassen: Man sei am besten ein »Mindestbemittelter«, »fasse« in der Bekleidungsstelle Kleidungsstücke, gebe sich den Anschein eines harmlosen Hamsterers und fahre aufs Land. Man tausche dort die »erworbenen« Kleidungsstücke in eßbare Werte um und verkaufe sie in der Stadt zu den vom behördlich autorisierten Kettenhändlerkaffehaus festgesetzten Preisen. Man betreibe die oben beschriebene Arbeitsweise mit Geduld und Ausdauer, und man ist – Schleichhändler. Noch leichter ist freilich der »Ansteller«-Beruf: Man stehe womöglich schon um 4 Uhr früh auf, gehe vor eine beliebige Paßstelle und stelle sich dort an. Zwei, drei Stunden später kommen Reisende, die nach Kiralyhida oder Lundenburg wollen. Man gehe an die Verzweifelten heran und überlasse ihnen um ein mäßiges, aber angemessenes Entgelt seinen Stehplatz. Es ist das sicherste Mittel, ohne größere Anstrengung seine 50 Kronen täglich zu verdienen ...

So wird den veränderten Verhältnissen Rechnung getragen und bleibt der rationierte Brotkartenerwerb auch in der neuen Zeit allen denen gesichert, die mit der Arbeitslosenunterstützung nicht ihr Auskommen finden. Die »Krowoten« sind Kolporteure geworden und hausieren mit der öffentlichen Meinung, die prophezeienden Werkelmänner wurden abgelöst von Telepathen, die bei Ronacher »arbeiten«, die Maronibrater heizen als Agitatoren den Kessel politischer Leidenschaften. Tüchtige Praktiker haben sich den neuen Verhältnissen angepaßt und übersetzen zeitgemäß: *Tempora mutantur* mit: *Konjunkturen* ändern sich ... Josephus

Der Neue Tag, 31. 7. 1919

VON HUNDEN UND MENSCHEN

Zu den vielen Straßenbildern des Wiener Kriegselends hat sich seit einigen Tagen ein neues gesellt:
Ein vom Krieg zum rechteckigen Winkel konstruierter Mensch – Invalide mit Rückgratbruch – bewegt sich auf eine fast unerklärliche Weise durch die Kärntnerstraße und kolportiert Zeitungen. Auf seinem mit dem Trottoir eine Horizontale bildenden gebrochenen Rücken sitzt – ein Hund.
Ein wohldressierter, kluger Hund, der auf seinem eigenen Herrn reitet und aufpaßt, daß diesem keine Zeitung wegkommt. Ein modernes Fabelwesen: eine Kombination von Hund und Mensch, vom Kriege ersonnen und vom Invalidenjammer in die Welt der Kärtnerstraße gesetzt.
Ein Zeichen der neuen Zeit, in der Hunde auf Menschen reiten, um diese vor Menschen zu bewachen. Eine Reminiszenz an jene große Zeit, da Menschen wie Hunde dressiert und in einer sympathischen Begriffskombination als »Schweinehunde«, »Sch...hunde« usw. von jenen benannt wurden, die selbst Bluthunde waren und *so nicht* genannt werden durften.
Eine Folge des Patriotismus, der die aufrechten Ebenbilder Gottes abhängig machte von vierfüßigen Geschöpfen, die niemals den Seelenaufschwung besaßen, Heldentum und Kanonenfutterage zu bilden, und höchstens zur Sanität assentiert werden durften. An der Brust des Invaliden baumelt ein Karl-Truppenkreuz. Am Halse des Hundes hängt eine Marke.
Jener mit dem Karl-Truppenkreuz ist ein Leidender. Dieser mit der Marke ein Tätiger. Er bewacht das Leid des Invaliden. Er *bewahrt* ihn vor Schaden. Das Vaterland und die Mitmenschen konnten ihm nur Schaden *zufügen*. Diesen hat er es zu verdanken, daß jener ihn bewacht. Oh, Zeichen der Zeit! Ehemals gab es Schäferhunde, die Schafherden, Kettenhunde, die Häuser bewachten. Heute gibt es Menschenhunde, die Invalide bewachen müssen, Menschenhunde als Folgeerscheinung der Hundemenschen. Wie eine Vision wirkte auf mich dieses Bild: Ein Hund sitzt auf einem Menschen. Ein Mensch ist froh, von *diesem* Hunde abhängig sein zu können, da er sich erinnert, wie er von *anderen* abhängig sein mußte. Gibt es Traurigeres als diesen

Anblick, der ein Symbol der Menschheit zu sein scheint? Ringsum lustwandelt der Kriegsgewinn mit der Telepathie, und in der Mitte ein berittener Hund! Inferiorität der menschlichen Rasse, Superiorität der tierischen. Wir haben es herrlich weit gebracht durch diesen Krieg, in dem die Kavallerie abgeschafft wurde, damit Hunde auf Menschen reiten können!...

Josephus

Der Neue Tag, 1. 8. 1919

ZUR PSYCHOLOGIE DER BRIEFMARKE

Ein Besuch in der Briefmarkenbörse

Was ist eine Briefmarke? Eine illustrierte Begleiterscheinung des Weltpostvereines, ein *sine qua non* der Korrespondenz, eine raffinierte Erfindung des Staates, ein Vorwand, um den weiland Untertanen und gegenwärtigen Bürgern die »Porto« genannte »unmittelbare Steuer« abzuknöpfen, ein Verkehrshindernis, das einen ganzen Abstempelungsbeamtenapparat erfordert, eine überflüssige Tradition, ein Symptom der Reaktion und des Monarchismus, der sich nicht häufig genug abkonterfeit sehen konnte, kurz, etwas ganz Überholtes wie Postkutsche und Postillon. Aber dennoch ein Ding, das eines gewissen Zaubers für naive Gemüter nicht entbehrt, ein Mittel, an dessen Ein- und Verkauf sich der Spekulationsgeist jener Mittelschüler früh übt, die Meister werden wollen in Hausse und Baisse, eine Ware, die auf jedem Erdenfleck Geltung und Geldwert hat, auf dem zwei Menschen miteinander korrespondieren. Aber außerdem noch mehr: Die Briefmarke ist eine Art kommerzielles Heiligtum und eine Kombination von Geschäftsgeist und Wissenschaft. Die Briefmarkenkunde ist das Kind des Forschertriebes und der Schiebung, eines der vielen Anhängsel der Geographie und der Geschichte, eine Beschäftigung der Liebhaber und Partout-Sammler. Als die Spekulation entdeckte, daß die Naivität der Liebhaberei Zinsen tragen könne, ward der Briefmarkenhandel in die Sphäre des weltumspannenden Kommerziums gehoben und die Briefmarke ein Artikel der *Kecskemeter* Reisenden. Heute macht man in Briefmar-

ken wie in Butter, Glühlampen, Rindern und Stoffen. Ja, es gibt sogar so etwas wie eine *Briefmarkenbörse.*
Einmal wöchentlich findet die Briefmarkenbörse statt. Das Kaffeehaus, in dem ich sonst friedlich ein Nachmittags-Soda mit Himbeer zu schlucken pflegte, ist kein Kaffeehaus mehr. Der Dreh hat das Tarock bezwungen, die Geste des Profits die Gemütlichkeit weggewischt. Es wimmelt von Menschen. An allen Tischen und Tischchen kleben sie wie Briefmarken in Albumblättern. Hochaufgeschichtet liegen Mappen auf den Stühlen. Die drei großen Billardtische sind mit Marken austapeziert. Allüberall wird geschätzt. Dieses Schätzen vollzieht sich in der Weise, daß ein womöglich großer und breitschulteriger Mann eine ganz kleine, dünne, dreieckige Marke von Panama höchst vorsichtig zwischen zwei ziemlich umfangreichen Fingern hält, zum Lichte hebt, hin und her dreht, die Augen zwinkernd zudrückt und schließlich in eine große schwarze Mappe fürsorglich einpickt.
Die Briefmarkenbörsenbesucher rekrutieren sich aus alten und jungen Briefmarkenhändlern. Da werden die Alten jung und die Jungen alt. Seht mir den kleinen blonden Jungen an im Matrosenanzug! Der heilige Geist des Profites hat Altklugheit in seine Züge geritzt, und das Kainszeichen des Bruderbluffens trägt er auf seiner Stirne. Hier seht ihr das normale Embryo des kommerziellen Genies: Sachkenntnis, Kühlheit, Taktik und Trickversiertheit. Aber dort jener kahle Grauschädel! Das Objekt, mit dem er handelt, hat ihn unter seine suggestive Macht gebracht: Er hat eine naive Freude an der Kleinheit seiner Ware und wird zum Quartaner im Anblick der bunten Papiersächelchen.
Diese Briefmarkenmenschen umschlingt alle ein gemeinsames, geheimes Band. Ein bißchen Freimaurerlogenluft weht in der Börse. Die Händler erkennen einander schon an den Augen. Es sind eigentümliche, irisschillernde Augen mit der Fähigkeit, sich vollkommen zusammenzuziehen, so daß die Pupille verschwindet. Was bleibt, ist nur das Spiegelbild des Kaisers von China. Es sind Augen, die die gesamte Staatenkunde mit den Physiognomien der gewählten und gekrönten Häupter der Erde getrunken haben.
Ein Fremder, der zur Börsenzeit in das Kaffeehaus tritt, begegnet natürlich allgemeinem lebhaftem Mißbehagen. Was willst du hier, du Hofunfähiger? Kannst du dich auch anständig benehmen in der Gesellschaft des Emirs von Afghanistan und Sr. Majestät des Mikado von Japan? Verstehst du, den Wert eines Poststempels vom zwölften

Zwölften 1912 zu schätzen? Weißt du auch, was eine Marke aus Teheran bedeutet?
Es flimmert plötzlich in der Luft: Palmen, Kolibris, Wüste Gobi und Sahara, Rauschen der Nilkatarakte und Karl Mayischer Buchblätter. Hier ist der Kniff eine Vernunftsehe eingegangen mit der Sehnsucht nach Exotien. In dem Bedürfnis, Briefmarken zu sammeln, steckt die komprimierte Landstreicherlust des seßhaft gewordenen Zivilisierten...
Eine eigentliche Seßhaftigkeit ist das heutzutage allerdings nicht mehr. Der Zerfall der alten Monarchie bereichert die Briefmarkenalbums der ganzen Welt. Oh, jahrzehntelanger Traum aller Briefmarkenhändler ist in Erfüllung gegangen: Alle im Reichsrate vertreten gewesenen Königreiche und Länder können nun in einer Mappe vertreten sein.
Es hat sich ein lebhafter Markenverkehr entwickelt: spekulationseifrig, wie die moderne Jugend nun schon einmal ist, reist sie, allen Grenzhindernissen zum Trotz, durch Tschechoslowakien nach Polen, Rumänien, der Westukraina und – verdient.
Der Umsturz hat den Briefmarkenhandel zu einer neuen Blüte gebracht. Der Profitgeist schlägt Kapital aus dem Pleitegang der Staaten. Die Briefmarke ist gestorben. Es leben die Briefmarken!

Josephus

Der Neue Tag, 1. 8. 1919

DAS MÄRCHEN VOM SOPHIENSAAL

Märchen ereignen sich mitten im Getriebe des Werktags der grauen Nüchternheit der simplen Ereignisse. Die Geschichte des Sophiensaals könnte auch ganz gut wie ein Märchen beginnen: Es war einmal...
Also: Es war einmal ein Festsaal, der war wie ein Gedicht oder, noch besser, der Saal der Säle, der Hohefestsaal. Er strahlte im tausendfältigen Glanze der Lichter, und auf seinen Parkettböden wirbelten die zartesten weißen Halbstiefelchen an zartesten weißen Damenfüßchen. Es gab keinen vornehmen Ball, der nicht in jenem herrlichsten aller Säle stattgefunden hätte, und Prinzen und Fürsten und sonstige Märchen- oder Kinodramenpersönlichkeiten waren seine gewohnten Be-

sucher. Und was das Märchenhafteste war: Dieser Festsaal war eigentlich gar kein Festsaal. Nein! Er war – eine Badeanstalt. Eine zwar nicht ganz einfache, aber immerhin: eine Badeanstalt. Natürlich nur im nüchternen Schein des sommerlichen Alltags. Alljährlich aber kam Prinz Karneval dahergeritten, klopfte mit seinem Glockenstäbchen dreimal an das Tor der Sophiensäle, und plötzlich trocknete das Bassin vollkommen aus, wie seinerzeit das selige Rote Meer, und siehe da: Am Grunde des vertrockneten Sees leuchteten und lockten die bestgewichsten Parkettböden. Da ward aus der Badeanstalt plötzlich ein Ballpalast. Die vornehmsten Wiener Bälle wurden dort veranstaltet. Das allerfeinste Publikum – es war noch zu jener Zeit, da es ein feines Publikum gab – bewegte sich in seinen Räumen mit gemessener Grazie und stilvoller Eleganz.

Aber einen Schmerz noch konnte der Ballpalast nicht verwinden: Da gab es einen alten Kaiser namens Franz Joseph, dessen Höflinge behaupteten, der Sophiensaal, der herrlichste aller Ballsäle, der Hohefestsaal, das Gedicht von einem Festsaal, besäße nicht die genügende »Feuersicherheit«. Denn Hofmenschen sind böse Leute und trockene Patrone und haben nichts anderes zu tun, als bei einem Ballpalast nach – Feuersicherheit zu fragen. Also ließen sie den alten Kaiser nicht hingehen, und der Sophiensaal war sehr traurig über seine Hofunfähigkeit...

Dennoch geschah einmal ein Wunder, und der alte Kaiser kam. Es geschah aus Anlaß der dritten internationalen Kochkunstausstellung. Da war der gute Sophiensaal getröstet und feierte wieder seine heiteren Feste.

Aber da nun einmal das Glück alles Schönen und Guten auf Erden nicht vollkommen sein kann, mußte es sich der Sophiensaal gefallen lassen, daß sich just in seinen Räumen eine tragikomische Geschichte ereignete:

Franz Joseph war wieder einmal in den Sophiensaal gekommen, zu einem Fest, das kaufmännische Kreise veranstaltet hatten. Ein Herr vom Komitee hatte die ebenso ehrenvolle wie schwierige Aufgabe, die Anwesenden dem Kaiser vorzustellen. Der gute Mann entledigte sich seiner Arbeit mit so viel Anstand, daß er einem Anstand nicht entgehen konnte. Er stellte nämlich der Reihe nach alle Persönlichkeiten folgendermaßen vor: »Herr Damian Zipfl – Se. Majestät, der Kaiser; Herr Moritz Kohl – Se. Majestät, der Kaiser; Herr Valentin Täuberich – Se.

Majestät, der Kaiser« und so fort in nicht enden wollender Folge. Aber selbst ein Kaiser kann ungeduldig werden, und da Franz Joseph zu jener Zeit noch ein gut Stück Humor gehabt haben dürfte, ließ sich die so oft wiedergekaute Majestät etwa folgendermaßen vernehmen: »Es wird schon genug sein! Nennen Sie mir nur die Herren. Ich glaube, *mich* dürften doch die meisten schon kennen...«

Solche und ähnliche Geschichten erlebte der Sophiensaal in reicher Folge. Bis plötzlich die böse Konkurrenz des Konzerthaussaales auftauchte und den Glanz der Sophiensäle um ein Beträchtliches herabminderte. Da nun aber gar der Krieg ins Land zog, da war es mit aller Pracht vorbei: Der Sophiensaal wurde ein simples Rekonvaleszentenheim. In seinen Räumen roch es nach Kampfer und Jodoform, und statt der Walzerklänge flatterten irre Seufzer kranker Menschen durch alle Winkel des Palastes...

Nun meldet ein trockener Aktiengesellschaftsbericht: Bei der am 30. v. M. abgehaltenen 78. Generalversammlung unter dem Vorsitze des Präsidenten Oberbaurates Ferdinand *Dehm* waren 479 Aktien und 95 Stimmen vertreten. Das Objekt wird im Herbst dieses Jahres seiner *alten Bestimmung* zugeführt. Der Verlust von 49971 Kronen 47 Heller wird auf neue Rechnung vorgetragen.

Also schließt das Märchen vom Sophiensaal mit einem schönen Ausblick. Man könnte ganz gut enden: Es *wird* einmal...

Josephus

Der Neue Tag, 3. 8. 1919

Reise durchs Heanzenland

DIE GRENZE

Doktor Valentin Langensack, mein Geographieprofessor, pflegte immer zu sagen, es gäbe zwei Arten von Grenzen: natürliche und politische. Und dann folgte mit unfehlbarer Sicherheit die Frage: »Welche sind die natürlichen, welche die politischen?«

Berge, Flüsse, Seen, Hügelketten sind die natürlichen. Die politischen sind doppel- oder dreifarbige Holzrampen, Schilderhäuschen, Finanzwächter in natura. Auf der Karte dargestellt als Punkte, Striche, Linien usw.

Als Doktor Valentin Langensack – Gott habe ihn selig! – noch lebte, gab es nur zwei Arten von Grenzen.

Nun, da er tot ist, gibt es zwar immer noch politische Grenzen, aber längst keine natürlichen mehr, sondern *unnatürliche*.

Auch sind die politischen Grenzen nicht mehr Punkte, Striche, Linien usw., sondern Schikanen, Leidenswege, Passionen, Golgathas, Kreuzigungen: mit *einem* Wort: *Visitationen* ...

Man kann auf verschiedene Weise nach Deutsch-Westungarn gelangen: über Ebenfurt oder durch den Wald, auf Schmugglerpfaden oder über Wiener-Neustadt.

Ich wählte Wiener-Neustadt.

Am Ringplatz ist die Polizeidirektion, und hier beginnt die unnatürliche Grenze. Denn seltsamerweise genügt ein vorschriftsmäßiger deutschösterreichischer, mit allen Visa versehener und mit allen unleserlichen Unterschriften sämtlicher Polizeiräte und -kommissäre der Welt vollgeschmierter Paß nicht, um die Grenze zu überschreiten. Man muß sich außerdem noch eine Grenzüberschreitungsbewilligung in Wiener-Neustadt holen. Und das ist der Anfang der Grenze.

Diese selbst liegt eine halbe Stunde hinter Wiener-Neustadt.

Es ist Abend, und da ich leider kein Schleichhändler bin, habe ich die Absicht, am Morgen die Grenze zu überschreiten.

Um aber in Wiener-Neustadt übernachten zu können, muß man in Mattersdorf geboren sein. Ausgerechnet in Mattersdorf. Das erfuhr ich im Hotel Central, wo ich demütig fragte, ob ich ein Zimmer haben könne. Darauf erhielt ich keine Antwort. Nichtsdestoweniger wartete ich. An der Grenze gilt das Sprichwort: Keine Antwort ist nächstens eine Antwort.

Vor mir stand ein Herr und füllte einen Meldezettel aus. Dann verschwand der Herr, und ich nahm seinen Platz ein. Vor mir lag sein Meldezettel.

Ein Stubenmädchen kam, las den Meldezettel und sah mich an. Dann sagte sie mit spontaner Herzlichkeit und Rührung in der Stimme: »Ich gebe Ihnen Nr. 52. Aber nur, weil Sie aus Mattersdorf sind.« Worauf ich schwieg und mit dem Stubenmädchen auf Nummer 52 ging.

Als ich meine Sachen abgelegt und den Türschlüssel eingesteckt hatte, zog ich meinen Revolver und sagte sehr liebenswürdig: »Fräulein, ich bin gar nicht aus Mattersdorf. Der Meldezettel ist von einem anderen Herrn.«
»So«, sagte sie, »dann hätte ich Ihnen das Zimmer nicht gegeben.«
»Sie werden es nicht bereuen«, erwiderte ich, steckte den Revolver ein und gab ihr eine Zehnkronennote.
Also kam ich zu einem Zimmer in Wiener-Neustadt, *ohne* in Mattersdorf geboren zu sein. Glück muß man haben!...
Am Morgen ging ich eine halbe Stunde lang, ehe ich die eigentliche Grenze erreichte. Es führt zwar ein Geleise direkt von Wiener-Neustadt nach Sauerbrunn, aber der Zug verkehrt nicht. Erstens, weil es eine unnatürliche Grenze ist, zweitens, damit die Reisenden ihre Koffer schleppen können.
An der Grenze stehen sechs Gendarmen und ein Polizeispitzel. Einer der Gendarmen besieht sich den Paß, ein zweiter tastete mich ab und fragte: »Haben Sie keine Ware?«
Wie naiv! Ich bin doch neugierig, ob ihm ein Schmuggler schon je gestanden hat, daß er Ware mithabe.
Nichtsdestoweniger sage ich vorschriftsmäßig: »Nein!«, worauf ich passiere.
Zwanzig Schritte weiter versucht ein analphabetischer Rotgardist einen Paß zu buchstabieren. Das dauert lange. Ausgerechnet an *meinem* Paß will der Gute Deutsch lesen lernen. Ich muß ihm zwei Zigaretten geben, worauf er jeden Versuch zu studieren auf- und mir den Paß zurückgibt.
Drüben beginnt *Neudörfl.*
Neudörfl ist die Introduktion vom Heanzenland. Dieses Diminutiv »Dörfl« verstehe ich nicht recht. Es sollte *Neudorf* heißen. Das Dorf besteht aus einer einzigen Straße, die unglaublich lang und zu beiden Seiten von weißen Häuschen bestanden ist. Es ist Sonnabend und großes Reinemachen. Blonde Kinder spielen im Straßendreck. In einem fernen Gehöft grunzt behaglich ein Schwein. Ein Hahn spaziert in der Straßenmitte. Zwei Enten patschen in einem Tümpel.
Da Neudörfl gar nicht die leiseste Absicht hat aufzuhören, beschließe ich, es eigenmächtig zu unterbrechen, und betrete ein Gasthaus. Der Wirt ist ein Ungar, die Frau eine Deutsche. Ein Knecht ist ein Deutscher, eine Magd Ungarin. Der Wirt ist sehr gut zur Magd, die Wirtin

zum Knecht. Wahl- und Stammesverwandtschaft, Liebesromane und Eheskandale an der Grenze.
Nach einem Viertel Rotwein beginnt wieder Neudörfl. Ein Bäuerlein kommt aus der Kirche. Ich frage nach dem Herrn Pfarrer. »Den hat der Schlag troff'n, gestern«, sagt er. »Lebt er noch?« »Jo, oba lang nimma. Auf den Kun Bela wor der so zurnig gwest, und jetzt'n hat ihn der Schlag troff'n!« klagt der Bauer. »Freun Sie sich, daß der Kun weg ist?« »Oba freili. Dös war nimma zum Aushalten gwest.« »Wissen Sie, daß sie jetzt zu Deutschösterreich gehören?« »Noch net! Oba's kummt scho! Kummen Sö von Wean?« »Ja.« »Ah, ah, von Wean«, sagt er schmunzelnd, und seine Äuglein leuchten.
Hinter der Kirche hat endlich Neudörfl aufgehört. Links ist Waldheim am Lichtenwerd. Ein Gasthaus. Drin sitzt ein deutschösterreichischer Gendarm in voller Ausrüstung. Was macht der hier? Doch nicht schon Okkupation? Um Gottes willen! Nein! Waldheim am Lichtenwerd ist nämlich – wieder Deutschösterreich! Nun sage mir einer, das wäre keine unnatürliche Grenze. Ein deutschösterreichischer Hemdzipfel liegt zwischen Ungarn und Ungarn. Und auf dem Hemdzipfel ein Gasthaus, und im Gasthaus ein Gendarm! Welch eine seltsame Grenze!
Gleich hinter dem Gasthaus beginnt der Wald. Im Walddunkel steht ein Mann mit einem Revolver und ruft: »Hände hoch!« Auf diesen Anruf hin bleiben vier ungarische Rotgardisten stehen, die gerade nach Waldheim wollten. Der Polizeiagent tastet sie ab, kommandiert: »Vorwärts! Marsch!« und führt sie in das Innere des Waldes. Es ist doch ein bißchen unheimlich an einem Orte, an dem ein Land noch nicht aufhört und ein zweites noch nicht beginnt.
Wer die Gelegenheit sucht, sich zu ärgern, kann den Rest des Weges neben dem Eisenbahngeleise bis *Sauerbrunn* zurücklegen. Welch schönes Geleise! Wie leicht könnte da ein Zug verkehren! Und man müßte nicht »Hände hoch!« rufen und brauchte keinen Gendarmen zu sehen, und es wäre überhaupt viel behaglicher!
Aber nein! Grenzen sind nun einmal unbehaglich. Ja! als mein Geographieprofessor noch lebte und sie nur in politische und natürliche einteilte, war die Sache freilich anders!
Nun aber, da er tot ist, gibt es nur noch unnatürliche...

Der Neue Tag, 7. 8. 1919

DER ANSCHLUSS DEUTSCH-WESTUNGARNS

Ödenburg, am 7. August

Solange Bela Kun regierte, stand es zweifellos fest, daß eine eventuelle *Abstimmung* über den Anschluß Westungarns an Deutschösterreich zugunsten Deutschösterreichs ausfallen würde. Der Kommunismus fand gerade in Deutsch-Westungarn am spätesten Eingang, und der zähe Konservativismus der westungarischen Bauernschädel machte der Budapester Räteregierung mehr zu schaffen als die politischen Umtriebe der gestürzten Magnaten und Junker. Bald bewaffneten sich deutsche und kroatische Bauern in der Umgebung *Ödenburgs*, fest entschlossen, die Rotgardisten nicht nur nicht in die Dörfer zu lassen, sondern auch die Stadt Ödenburg zu überfallen und zu erobern. Die Bauern legten Schützengräben an und verteidigten sich vierzehn Tage lang gegen die Rotgardisten. Erst vor der Artillerie mußten sie weichen. Die einziehenden Rotgardisten hielten strenges Gericht: Ein Pfarrer wurde standrechtlich erschossen, ein paar Bauern aufgehängt, einige zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Die am Leben und in der Freiheit blieben, verbargen ihren Haß auch weiterhin nicht und warfen die kommunistischen Agitatoren zum Dorfe hinaus. Der Terror der in der Gegend herumvagabundierenden Räuber, die die Organisation der »Leninbuben« bildeten, die ewigen Requisitionen, Alkohol- und Tanzverbote der Räteregierung, nicht zum geringsten Teil auch ihre Geldmißwirtschaft erweckten in den Bauern das Verlangen, Ungarn Lebewohl zu sagen und den Anschluß an das sprach- und stammverwandte Deutschösterreich zu suchen. Selbst die magyarischen Bauern Westungarns antworteten, als man ihnen vorhielt, daß sie der deutschösterreichischen Regierung die gesamten Viehbestände würden ausliefern müssen, daß sie lieber den Deutschösterreichern ihre Kühe als an Bela Kun ihren ganzen Besitz geben wollten. In Kapuvar, einem rein magyarischen Dorfe, sagte mir ein Deutsch radebrechender Bauer, mit dem ich über den Anschluß sprach, daß alle Magyaren im Falle eines Anschlusses nach zwei Monaten Deutsch gelernt haben würden.

Mit dem Sturze der Räteregierung zog neue Hoffnung in die Gemüter der Deutsch-Westungarn ein. Zwar ist im Lande noch herzlich wenig von einer Änderung der Situation zu spüren. Die elenden Eisenbahn- und Postverbindungen in Ungarn verhindern eine rasche Durchfüh-

rung der neuen Regierungserlässe, und während zum Beispiel in Budapest das Alkoholverbot längst aufgehoben ist, kann es passieren, daß ein Schankwirt in Wieselburg vor das Revolutionsgericht gestellt wird, weil er einem Reisenden ein Stamperl Schnaps verkauft hat. Die Organe der Räteregierung halten sich immer noch in den Amtsstuben Deutsch-Westungarn fest. Sie hoffen, ihre Dienste würden auch von einem anderen Regierungssystem geschätzt werden, und auf eine Gesinnungsänderung mehr kommt es ja gar nicht an. Das ganze Geschmeiß der Detektive und Lockspitzel lungert immer noch auf allen Bahnhöfen herum und verhaftet mit einer unnachahmlich geschickten Anpassungsfähigkeit den Verhältnissen entsprechend sowohl jene, die *für*, als auch jene, die *gegen* die Räteregierung sich laut äußern. Die Rotgardisten überfallen immer noch wehrlose Juden auf offener Straße, um Blaugeld zu requirieren – auch Taschenuhren sind unter Umständen Blaugeld – *temporamutantur*-Spitzel, Rotgardisten und Macher in Volksbeglückung bleiben ...

Trotz alledem ist die Stimmung: Warten wir ab! Man weiß ganz gut, daß die rein sozialistische Regelung nicht von Dauer ist, und hofft. Der Glaube: *Extra Hungariam non est vita* hält jeden ungarischen Bürger ohne Unterschied der Nationalität in seinem starken Bann. *Extra-Hungariam non est vita* – in Deutschösterreich werden wir krepieren! Also: Warten wir ab! ...

Denn der westungarische Bauer hat kein Nationalgefühl. Es ist höchstens ein Stammesgefühl und nicht einmal das ganz. Der verachtet den Fremden, ob dieser ein Budapester oder ein Wiener ist. Er begreift, daß er kulturell höher steht als sein Nachbar, der Magyare oder der Krowot. Er will seinen Erlaß in deutscher Sprache haben. Nicht so sehr, weil er die deutsche Sprache liebt, sondern justament, weil man in Budapest mit ihm Ungarisch sprechen will. Er will seinen deutschen Lehrer haben: Der Bub soll Deutsch lernen, wie er es selbst gelernt hat. Instinktmäßig, triebhaft, ganz, ganz dunkel fühlt er sich vielleicht eins mit dem ganzen Deutschtum der Welt. Bewußt kommt es nie zum Ausdruck. Das Schicksal des großen Deutschen Reiches kränkt ihn nicht. Was ist ihm Berlin?! Einen Norddeutschen haßt er, weil er ihn nicht versteht. Er weiß nicht einmal, ob er selbst Deutscher ist. Ich habe etwa fünfzig Bauern gefragt: »Sie sind Deutsche?« Zwanzig von ihnen sagten: »Na, mir san Ungarn.« Die anderen dachten angestrengt nach, um schließlich zaghaft zu stottern in der Angst, vielleicht doch

nicht richtig verstanden zu haben: »Ja, mir *reden* deutsch!« Das ist es: Sie *sprechen* mehr deutsch, als sie es *sind*...

Nationalehre? Volkszugehörigkeit? Das gilt den wenigsten etwas. Braucht der Bauer von Deutsch-Kreuz seinen Goethe? Er braucht sein Geld, seinen Boden. Wenn Goethe morgen zu ihm käme und ihn um ein Nachtquartier bäte, er wiese ihn ab.

Die Vorteile für Deutschösterreich liegen auf der Hand. Was aber können wir den Westungarn bieten?

Das ist der springende Punkt: Wir können ihnen wenig geben und doch unendlich viel! Eben das, was ihnen fehlt: den Zusammenhang mit der deutschen Kultur. Was sie vom Deutschtum haben, ist nicht viel mehr als Abstammung, Sprache und Sitte. Aber es fehlt der Zusammenhang mit der großen deutschen Geistesgemeinschaft. Von deutscher *Kultur* kann in diesen Gegenden keine Rede sein. Es ist bloß deutsche *Ordnung*, deutsches *Gemüt* und deutsche *Sitte*. Aber das ist gerade nicht wenig. Wir könnten den Deutsch-Westungarn noch dazu den Glauben geben, daß *extra Hungariam* nicht nur *vita* ist, sondern sogar höheres Leben. Nicht nur Korn und Weizen und guter Wein und Gulasch und Paprika. *Extra Hungariam* gibt es noch ganz andere Dinge...

Nur dürfen wir nicht gewaltsam bekehren. Es wird sicherlich zur Volksabstimmung kommen. Es ist schwer anzunehmen, daß die Ungarn nicht Gewalt oder List anwenden würden. Schon Ende April dieses Jahres wurden neunhundert stockmagyarische Studenten in das Komitat Ödenburg gebracht, damit sie die Abstimmung beeinflussen. Ohne eine militärische Besetzung des Landes durch eine neutrale Macht wird die Abstimmung kaum vor sich gehen können. In Budapest werden von der augenblicklich bestehenden Regierung eventuelle Investitionen in Deutsch-Westungarn lebhaft abgelehnt. Man rechnet nicht mehr ganz mit diesen Komitaten. Es liegt also vieles an der Bevölkerung, manches an uns. Sie mögen für uns stimmen. *Wir* werden sie herzlich aufnehmen!

Der Neue Tag, 8. 8. 1919

SAUERBRUNN

Sauerbrunns charakteristischste Eigenschaft ist die Finsternis.
Die Einheimischen und die Kurgäste haben ein Sehvermögen wie Eulen, denn sie wandern mit einer erstaunlichen, erfreulichen Sicherheit durch die verschlungensten, finstersten Pfade des Kurparks und wissen die Lage der gerade nicht seltenen Tümpel und Dreckhaufen so genau auswendig, daß sie trockenen Lackstiefels nach Hause gelangen.
Sauerbrunn hat kein Benzin und kein Petroleum, und die Elektrizitätswerke stehen still.
Von Zeit zu Zeit siehst du den fernen Schimmer einer Taschenlampe, die ein beneidenswerter Wanderer aus einer zivilisierten Gegend mitgebracht hat, und wehmütig denkst du an die Segnungen einer fernen Kultur.
In Wiener-Neustadt hat man mir gesagt, ich würde in Sauerbrunn schon ein Zimmer finden.
Ich fand nicht einmal ein Hotel.
Also suchte ich nach einer Sauerbrunner Persönlichkeit. Man wies mich an den Herrn Apotheker.
Der Apotheker saß im Kreise seiner Familie friedlich beim Abendkaffee. Mein Klopfen scheuchte die ganze Gesellschaft aus der Ruhe. Ich stellte mich vor und bat um ein Nachtquartier.
Ja, sagte die Frau Apotheker, sie hätte schon vier Zimmer, aber keine Bedienung.
»Ich brauche bloß eines«, sagte ich, »und bediene mich selbst.«
Darauf könne sie nicht eingehen, sagte sie.
Ich merkte, wie sich die Guten vor mir fürchteten. Einen Tag vorher hätte der Apotheker erschossen werden sollen, weil ihn Szamuely einer reaktionären Gesinnung beschuldigte. Es gelang dem Apotheker zu flüchten. Nach dem Sturz Kuns kehrte er zurück. Nun konnte ich – wer weiß – ein Spitzel, ein Spion, gar ein Bruder Szamuelys sein.
Ich suchte also nach einer anderen Persönlichkeit und fand den Leiter des Sanatoriums, Dr. K.
Dieser geleitete mich ins Direktorium und ließ mir, indes zwei Rotgardisten, »Bajonett auf«, mich bewachten, eine Anweisung ausstellen. Ein dritter Rotgardist schrieb auf ein Zigarettenpapier: »Ujvidek-Villa, 10 K«.

Dann ging ich ins Kaffeehaus.
Das Kaffeehaus besteht aus einem Garten mit Drahthindernissen. Wenn man diese überwunden hat, gelangt man auf eine Terrasse, auf der ein paar Tische und Stühle stehen. An einigen Tischen sitzt die »Gesellschaft« und spricht über die Politik. In großen dunkelgrünen Flaschen stecken kleine, armselige Kerzenstümpfchen. Es sieht aus wie in einer Offiziersmesse, drei Kilometer hinter der Front. Man bestellt einen weißen Kaffee, muß sogleich eine Krone fünfzig bezahlen. Da ich Zigaretten wünsche, nimmt mir der Ober gleich zehn Kronen ab und bringt mir keine. Statt dessen löscht er nach fünf Minuten den Kerzenstumpf aus und schickt mich nach Hause.
Ich tappe durch dichte Finsternis, halte das Zigarettenpapier mit der Quartieranweisung krampfhaft in der Hand und zerschlage mir den Schädel an sämtlichen Bäumen des Kurparks.
Plötzlich fühle ich etwas Weiches und überzeuge mich durch vorsichtiges Tasten, daß ich auf einen weiblichen Körper gestoßen bin. Endlich eine Abwechslung. Die faden Bäume!
Ich frage nach der Ujvidek-Villa.
Ja, Ujvidek-Villa: geradeaus, dann rechts zweihundert Schritte, und links ist die Villa.
In der Finsternis kann ich meine Rechte von der Linken und beide nicht von meiner Nase unterscheiden. Ich weiß nicht, was geradeaus, was rechts und was links ist.
Schließlich höre ich Männerstimmen. Es wird deutsch gesprochen. Ein Mann bietet sich als Führer an. Er bekommt meine letzte Zigarette.
Vor der Ujvidek-Villa bleiben wir stehen, und mein Mann ruft irgendein Zauberwort. Darauf wird ein Kerzenstumpf sichtbar, dahinter ein Mensch in Hemd und Unterhosen, der mich in Empfang nimmt.
Ich erlege 10 Kronen und bekomme in einem Zimmer, in dem vier Rotgardisten schlafen, ein Militärbett.
Da ich keine Streichhölzer hatte, konnte ich nicht feststellen, ob es Wanzen oder Läuse waren. Flöhe waren es *nicht*...
Um 4 Uhr morgens stand ich auf und ging durch das schlafende Sauerbrunn. Es ist sehr dreckig und ungepflegt. Die Villen sind traurig und niedergeschlagen.

Sauerbrunn war früher nur ein Kurort. Jetzt ist es historisch: Szamuely liegt hier begraben, der große Mörder Tibor Szamuely.
Da ich zum Bahnhof komme, bemerke ich, daß Sauerbrunn gar nicht Sauerbrunn ist, sondern »Savanya-Kut«. So sieht es aus...

Der Neue Tag, 8. 8. 1919

ÖDENBURG

Ich würde ein großes Tor errichten als Eingangspforte und mit riesigen, weithin sichtbaren Lettern darüberschreiben: *Nomen est omen!* Denn nie sah ich eine Stadt, zu der der Name besser paßte.
In Ödenburg stehen alle Uhren. Ich glaube: die Uhren streiken. Denn Ungarn wollte der europäischen Zeit um eine ganze Stunde vorauseilen, und die Räteregierung führte, um die konservativen Bauern zu ärgern, die Sommerzeit ein. Die westdeutschen Komitate kümmerten sich nicht darum: In allen deutschen Dörfern zeigen die Turmuhren die mitteleuropäische Zeit.
Auch die Ödenburger Uhren sahen ein, daß Ungarn, statt der Zeit um eine Stunde vorauszueilen, um ein paar Jahrhunderte zurückgeblieben war. Da sie aber die kommunistischen Machthaber der Stadt fürchteten, gingen sie nicht mitteleuropäisch, sondern blieben stehen. So weiß man in Ödenburg nie, wieviel es geschlagen hat: auch politisch nicht. Denn Budapest ist weit, und die neuesten Nachrichten nehmen den kleinen Umweg über Wien, um nach Ödenburg zu gelangen.
Ödenburg hat 50 000 Einwohner und hält sich also für berechtigt, eine elektrische Straßenbahn vom Südbahnhof zum Raaber Bahnhof und zurück pendeln zu lassen. Die Elektrische trägt keine Nummer, keine Tafel, sondern die Aufschrift: »Kauft Milka-Suchard!« Aber die Aufforderung vermag keinen darüber zu belehren, ob der Wagen zum Raaber oder zum Südbahnhof fährt. Das wissen nur die Einheimischen, und die gehen infolgedessen zu Fuß.
Bis zehn Uhr vormittags sind die Kaffeehäuser offen. Man bekommt eine Portion »Vörös Ujsag« und dazu einen Fingerhut Schwarzen. Wenn man Blaugeld hat, kann man sich den Sport, will sagen: *die* Sport um eine Krone achtzig leisten.

Als Rest bekommt man ein paar Papierschnitzel mit buntem Aufdruck. Es sind keine Briefmarken, sondern Geld. Ungarisches Geld.
Im »Deutschen Haus« kann man eine Anweisung auf Quartier und Essen bekommen. Da die Amtsstunden um neun Uhr beginnen, kommt der kommunistische Beamte schon um halb elf. Er hat einen glänzend pomadisierten Schädel und tadellose Bügelfalten. Er sagt dem Türsteher »Genosse« und »Ala solgaja!«, worauf der an der Tür stehende Genosse zusammenklappt wie ein Patent-Taschenmesser. Denn in Ödenburg sind alle Menschen gleich.
Die Quartieranweisungen werden hier zur Abwechslung nicht auf weißem, sondern auf rotem Zigarettenpapier ausgestellt.
Wenn man aber speisen will, so geht man nicht dorthin, wohin man gewiesen wurde, sondern in einen kleinen nichtsozialisierten Betrieb. Die kleinen Betriebe wurden bekanntlich nicht sozialisiert und bekommen infolgedessen so viel Zuspruch, daß sie beim besten Willen nicht klein bleiben konnten. Dagegen wurden die großen, sozialisierten Betriebe kleine Tohuwabohus.
In den nichtsozialisierten Betrieb kommt auch der Herr Stadtkommandant, von Beruf Buchdruckergehilfe und im Kriege zum Stabsfeldwebel avanciert. Jetzt trägt er Offizierskappe und -bluse, weiße Hose, Sporen und eine Reitgerte. Wenn er das Gasthaus betritt, springt das ganze speisende Ödenburg auf. Denn in Ödenburg sind alle Menschen gleich...
»Der Ödenburger Proletarier« enthält vier Seiten amtlicher Kundmachungen in miserabelstem Deutsch und hat vierundzwanzig Redakteure, von denen nur einer Journalist von Beruf ist. Die anderen sind Setzergehilfen. In der Zeitungsdruckerei wird das Ödenburger Stadtgeld gedruckt.
Der frühere Herausgeber und Chefredakteur ist in keiner Gewerkschaft organisiert und verhungert langsam, aber sicher. Er hat eine Monatsgage von 450 Kronen, die »Redakteure« bekommen 4000 Kronen monatlich.
Der Obmann des Deutschen Gaus residierte in Ödenburg. Er hieß Geza *Zsombor* und gab sich für einen Deutschen aus. Er paktierte mit den Anschlußfreunden, verriet diese bei der Räteregierung, und es gelang ihm, nach Paris zur Friedenskonferenz zu kommen, wo er bald den Anschluß betrieb, bald zu verhindern suchte. Geza Zsombor wohnt jetzt in Wien und wartet auf weitere Konjunkturen...

Von 10 bis 6 Uhr täglich kannst du in Ödenburg verhungern, ohne daß sich jemand um dich kümmert, wenn du nicht organisiert bist.
Ich ging in ein beliebiges Privathaus und bat um Essen. Ich bekam Brot und saure Milch und sprach mit einer ungarischen Dichterin, die über den Sturz Bela Kuns klagte. Es gibt auch ehrliche Kommunisten in Ödenburg. Sie sind entweder Dichter oder Narren oder beides.
Ödenburg hat auch etwas Schildamäßiges wie jede Kleinstadt. Ein junges Mädchen aus Ödenburg – so ging die Sage – sei in Wiener-Neustadt verhaftet und eingesperrt gewesen. Das Mädchen kam in ihre Heimatstadt und wurde von allen ehrlichen Ödenburgern boykottiert. Sie mußte nach Wien flüchten. Jetzt wird sie wahrscheinlich ausgewiesen und den Schildbürgern von Ödenburg erbarmungslos ausgeliefert. Denn Schildbürger und Schildbürger halten fest zusammen: die von Wien und die von Ödenburg...
Unheimlich ist Ödenburg in den Abendstunden, wenn die Rotgardisten spazierengehen. Sie haben das Recht, Passanten anzuhalten und zu visitieren. Und unter »Blaugeld« versteht man: Uhren, Ringe, Zigarettendosen usw.
Am Abend verließ ich Ödenburg und wanderte in die Umgebung; denn ich hatte bloß *eine* Taschenuhr...

Der Neue Tag, 8. 8. 1919

ZINKENDORF ODER NAGY-ZENK

Wenn man nach Zinkendorf gelangen will, kommt man nach Nagy-Zenk.
Aber wenn man Glück hat in Nagy-Zenk, kann man hie und da auch Zinkendorf zu sehen kriegen:
Wenn du eine große Kotlache siehst und darin wälzt sich mit behaglichem Grunzen ein fettes Schwein;
wenn du an schwarzen Kindern vorbeikommst, die mit süßer Wollust Gesicht und Nacken mit Pferdemist bestreichen;
wenn in einem offenen Pferdestall eine Bäuerin ihre Notdurft verrichtet;
wenn in einem Gasthaus ein Schweinehändler mit gerötetem Gesicht seinen Tischnachbarn anspeit; usw. usw.,

dann bist du in Nagy-Zenk ...
Aber wenn du ein weißes Häuschen mit einem Gartenbeet davor siehst und hinter den Fenstern weiße Gardinen;
wenn du einen Bauern siehst, der seine Pfeife raucht und ein Hausgerät blank putzt;
eine Frau, die einen trampelnden, schreienden blonden Jungen in einen Wasserkübel zwängt;
blütenweiße Gänse in einem kleinen, abgegrenzten Teiche plätschern;
usw. usw.,
dann bist du in Zinkendorf.
Zinkendorf ist stockmagyarisch und hat eine Zuckerfabrik, die für Deutschösterreich von großem Nutzen wäre und natürlich von Deutschen verwaltet wird. Die deutschen Arbeiter – 14 oder 15 Familien – wohnen in Nagy-Zenk und bilden Zinkendorf.
Am Sonntagabend kommen der Bürgermeister und die Gemeinderäte ins Wirtshaus und sprechen über den Sturz der Räteregierung. Alle trinken zehn- und zwanzigmal Brüderschaft. Zum Schluß küssen sie sich, indem sie sachte unter den Stammtisch gleiten.
Der Wirt hat schneeweiße Hemdsärmel und lächelt überlegen. Er wischt sich den Schweiß und gurgelt jedesmal, sooft er einschenkt, einen Viertel Rotwein hinunter.
Nach fünfzig Vierteln wirft er die Gäste hinaus. Das ganze männliche Nagy-Zenk torkelt die breite Landstraße entlang.
Und findet erst Montag früh nach Hause.
Als ich am Gemeindeamt vorbeiging, sah ich draußen einen Ochsen stehen.
Ich nahm das für einen harmlosen Zufall und ging hinein, mit dem Bürgermeister zu sprechen.
Aber nur der Schreiber, der beim Militär gedient hatte, konnte Deutsch und sprach mit mir.
Wie er sich den Anschluß vorstelle?
Anschluß? Ja, wenn Deutschösterreich an Ungarn eine Entschädigung zahle, könne man von Anschluß reden. Denn Deutschösterreich sei schuld am Kommunismus, denn alle Juden kämen aus Deutschösterreich ...

Der Neue Tag, 9. 8. 1919

DEUTSCH-KREUZ

In Deutsch-Kreuz war Tanz- und Polterabend.
Die weiten Gehöfte leer, und nur die Alten waren zu Hause geblieben. Von Zeit zu Zeit kamen ein Kind oder ein Großvater des Weges daher und erzählten, daß »Marie-T'res« ein Sacktuch wünsche.
In Deutsch-Kreuz ist die Institution der Parkettböden nicht bekannt. Man tanzt vielmehr im Hofe, und eine Ziehharmonika liefert die nötige greuliche Musik.
Die Mädchen, alle weiß gekleidet und mit schwarzen Kopftüchern, stehen in dichten drei Reihen hintereinander im Hofe, die Burschen stehen auf der anderen Seite, aber eher in Gruppen, viel zwangloser und freier. Manche sitzen drin in der Schenke und tun einen anständigen Zug. Auf einmal geht der Spektakel los:
Aus der mißgestimmten Ziehharmonika flattert ein tiefer Ton auf, wie ein schwerer, plumper Vogel versucht er, eine Weile in der Luft zu bleiben, und fällt dann schwer und plumpsend zu Boden.
Diesem Ton folgt ein heller, junger, es klingt wie ein Hahnenschrei, und auf dieses Zeichen stürzen Burschen ohne Hüte und in Hemdsärmeln aus der Schenke. Im Nu sind die Weiber vergriffen. Der Bursche hält das Mädchen nicht etwa an sich gepreßt, sondern hat beide Arme um ihre Hüfte geschwungen. Der Oberarm bleibt hölzern, steif und fest, so daß das Mädchen in einem Abstand von etwa zehn Zentimetern von seinem Körper entfernt bleibt.
Der Tanz ist vollkommen kunstlos und besteht aus monotonen Drehbewegungen. Man dreht sich so lange, als der Ziehharmonikamensch will, denn es gilt als Schimpf, früher aufhören zu müssen. Man dreht sich in dem engen Hofe, in dem es zum Ersticken heiß ist, bis man im eigenen Schweiße ertrinkt. Der Boden ist naß wie nach einem Platzregen.
Da ich ins Wirtshaus trete, singen die Leute gerade ein heanzerisches französisches Gstanzel:

Von da Nah und von da Fean
Lod' ma olli ein, an jedn gseg ma gean.
Ochzig Hella is Eintrittsgöld
Des wegn is a nit gfölt.
Denn wou spült d'Neuhausa Musi
Dou is a Hetz, a Gschpusi.

Man entdeckt an mir Kragen und Krawatte, hält mich für einen kommunistischen Agitator, und feindselige Stille tritt plötzlich ein. Der Wirt poltert los:
»I kenn' Ihna gar nicht!«
»Das macht nichts! Sie sollen mich kennenlernen!«
»Was wollen S' denn?«
»Was zu essen und einen Wein! Und schlafen möcht' ich hier!«
»Z' essen hob i selber nix, und schlofn können S' net. An Wein können S' habn, wenn Sö Blaugeld han.«
Ich han Blaugeld und trinke einen Wein. Weil ich mit einer Hundertkronennote zahle, kommt ein Rotgardist plötzlich auf mich zu und nimmt mir dreihundert Kronen ab, worauf ich mich schleunigst aus dem Staube mache.
Hundertkronennoten darf nämlich niemand besitzen, es sei denn ein Rotgardist.
Nun aber kannst du in Deutsch-Kreuz drei Stunden lang herumwandern und findest kein Quartier und kein Brot. Du bist ein Fremder und wirst verachtet. Kragen, Krawatte und Hochdeutsch verraten dich. Entweder bist du ein Spion der Szegediner, so hat man Angst. Oder du bist ein Agitator Kuns, so haßt man dich. Du kannst verhungern. Zumal, da sowohl der Herr Pfarrer als auch der Herr Notär irgendwo beim Tarock sitzen.
Plötzlich sehe ich die Große Mohrengasse auftauchen.
Hausierergesichter, typische Leopoldstadt. Eine Judengruppe. Sie reden hochdeutsch mit den Händen. Ihre Bewegungen halten die Mitte zwischen Bedächtigkeit und Leidenschaft. Sie reden Leitartikel über Bela Kun. Bleiche Pogromangst spukt um sie herum.
In Deutsch-Kreuz sind sie zu Hause. Da ich einen um Quartier bitte, läßt er mich durch einen rothaarigen, sommersprossigen Judenjungen nach dem Hause eines Glaubensgenossen führen. Ich bekomme Brot und Eier und ein Bett. Ich teile das Zimmer mit einer gelähmten Großmutter, dem Ehepaar und zwei hübschen, schwarzäugigen Töchtern. Am Morgen erlege ich nicht weniger als fünfzig Kronen in Blaugeld und wandere weiter.
Aber über die Juden in Deutsch-Kreuz muß ich noch erzählen.

Der Neue Tag, 9. 8. 1919

DIE JUDEN VON DEUTSCH-KREUZ UND DIE SCHWEH-KHILLES

Mitten in Deutsch-Kreuz eine Filiale der Leopoldstadt.
Siebzig jüdische Familien wohnen seit tausend Jahren im Deutsch-Kreuzer Getto. Denn sie wohnen alle zusammen, in einer großen Häusergruppe hinter den weiten Gehöften der reichen Bauern, und führen ein eigenes Leben.
In der Mitte steht der Tempel, mindestens ein paar Jahrhunderte alt. Links vom Tempel wohnt der Rabbiner, ein Mann in mittleren Jahren mit blondem Bart und einem schwarzen Samtkäppchen auf dem Haupte. Er sitzt an einem langen Tisch und um ihn herum seine Jünger. Judenburschen im Alter von sechzehn bis zwanzig. Sie lernen Talmud, alle durcheinander, in ihren monotonen Sing-Sang klingt nur von Zeit zu Zeit der grelle Schrei der Ziehharmonika vom Wirte drüben.
Ich will mit dem Rabbi über die Gemeinde sprechen. Er drückt mir die Hand und bittet mich um Verzeihung: Er habe leider keine Zeit. Ich möchte zum Kultusvorsteher Herrn Lipschütz gehen.
Herr Lipschütz ist ein Mann um die Fünfziger. Ist auch schon in Budapest und, als er noch jung war, sogar in Wien gewesen und hat Manieren.
Er bittet mich in den »Salon«. Ein dunkelrot gehaltenes Zimmer, lauter Plüsch und Samt und verstaubte Nippessachen, Tintenfässer, Vögel, Hunde aus Bronze auf der Konsole. Der Stuhl, den er mir anbietet, ist leider durchgedrückt, und ich rutsche in eine Versenkung, aus der ich mich mit vieler Mühe wieder hinausrette, um fortab am Stuhlrand sitzen zu bleiben.
Herr Lipschütz erzählt mir:
Vor vielen Jahren seien die Juden aus Österreich vertrieben worden und wären zum Fürsten Esterhazy gekommen. Dieser habe ihnen sieben Gemeinden, die sogenannten »Schweh-Khilles«, angewiesen. Es sind lauter deutsche Gemeinden. In einigen haben die Juden volle Autonomie und sogar eigene Bürgermeister. Die Juden sprechen ein reines, fehlerloses, etwas hartes Deutsch und vertragen sich ausgezeichnet mit der Bevölkerung. Die deutschen Bauern machen einen strengen Unterschied zwischen »Budapester« und »unseren« Juden.
Das Haus des Herrn Lipschütz ist einstöckig, mit einem großen Hof.

Er ist der reichste Jude in der Gemeinde, und sein Name ist weit und breit bekannt.
Der Kantor, der vor ungefähr 50 Jahren noch im Deutsch-Kreuzer Judentempel die Gebete sang, hieß *Goldmark*. Sein Sohn war der berühmte Komponist *Goldmark*, der aus einem Deutsch-Kreuzer Judenjungen ein Mann von Weltruf ward.
Die Gemeinde zählt auch den ungarischen Romanschriftsteller und späteren Sektionschef Alexander *Doczi* recte *Dux* mit Stolz zu ihren Söhnen.
Die Juden von Deutsch-Kreuz und den Schweh-Khilles beschäftigen sich nur mit ehrlichem Handel und werden von der christlichen Bevölkerung sehr geschätzt. Sie haben sich rein und unvermischt erhalten, und aus ihren Gesichtern klagte das jahrtausendealte Leid Ahasvers. Sie kennen keinen Tanz, kein Fest und kein Spiel. Nur Beten und Weinen und Fasten. Die Deutsch-Kreuzer Juden fasten zweimal in der Woche und beten den halben Tag lang.
Der Tempeldiener kommt morgens und abends an jede Tür, klopft mit einem Hammer und ruft die Juden zum Gebet.
Ich besah mir den Hammer: Er ist schon ganz klein, schwarz, fettig und »abgeklopft«. Er mag so alt sein wie die Gemeinde.
Manchmal wächst ein Judenjunge heran, hat Begabung und Glück und wird ein Goldmark oder Doczi. Aber nur manchmal.
Die meisten leben und sterben, wo sie geboren sind.
Das ist die Geschichte der Juden von Deutsch-Kreuz und der »Schweh-Khilles«.

Der Neue Tag, 9. 8. 1919

DAS KINODRAMA VON MAYERLING

So war es nicht gemeint!
Aufhebung der Zensur, Abschaffung der Prüderie, Verschwinden Tartüffes: alles sehr schön. – Aber auf eine Freiheit, die in den Kloaken verlassener Paläste herumrumort und den Kanalräumer abgibt, der unter den k. k. Überresten immer noch etwas herausschnüffelt, was unter republikanischen Umständen einem freien Volke als Gaumen- und

Sensationslust reizendes Kitschknackwürschtel vorgesetzt werden könnte, können wir dankend verzichten. Dieser Film»dichter«, der sich mit Geierfängen auf den Aas gewordenen Zar stürzt und einen dreitausendfünfhundert Meter langen »Stoff« verfilmt, um republikanische Abende mit Hintertreppengestank unter Perolinspritzenbegleitung zu füllen, ist ein Symptom jener billigen Sorte von Freiheit, die die Monarchie nur zu *dem* Zwecke abgesetzt hat, um ungestört in deren verwanzten Matratzengrüften stöbern zu können. Diese Freiheit begnügt sich nicht damit, die »erste Geliebte Kaiser Karls« in der Kärntnerstraße um den Preis von zwanzig Hellern zu kolportieren, sondern sie findet auch Filmunternehmungen, die – auch eine Art Revolutionsgewinner – aus dem großen Reinemachen das Ungeziefer aufklauben und es in die Sphäre des Kinoheldentums erheben.
Nach dem ausgiebigen Regen der Revolution sind – besonders aus dem *Berliner* Boden – die Schimmelpilze der neuen Filmunternehmungen dunkelster Schattierung reichlich emporgeschossen. Das Kronprinz-Rudolf-Drama, das allem Anscheine nach sich zu einem Gerichtssaaldrama auszuwachsen beginnt, ist ebenfalls das Produkt einer solchen Filmunternehmung. In der gröbsten, geschmacklosesten Weise werden Vorgänge und Personen des ehemaligen Kaiserhauses dargestellt. Nicht *der* Umstand, daß z.B. Kaiser Franz Joseph als hilfloser Greis dem Publikum vorgeführt zu werden die zweifelhafte Ehre hat, ist bedauernswert. Aber daß es Leute gibt, die darauf spekulieren, daß ein Kronprinz Rudolf in Unterhosen und Nachthemd, daß eine angeheiterte Prinzengeliebte und ein zweifelhafter Türsteher auch ein republikanisches Publikum zur Kassenfüllung verleiten werden, ist traurig und zu verurteilen. Daß in einem Wiener größeren Filmunternehmen hergestellte Mayerlingdrama hält sich immer noch auf der Höhe – oder Fläche – üblicher Filmdramatik. Es ist objektiv, sachlich und nur mit der gewohnten Sentimentalität verbrämt und in einem Kitschakkord ausklingend. Aber »Kronprinz Rudolf«, ein Erzeugnis des wildesten Berliner Westens, müßte unter allen Umständen verboten werden. Allerdings – seit den Umsturztagen funktioniert die polizeiliche Überprüfungsstelle nicht mehr so genau, und ohne auf jene sicherlich unwahren Gerüchte hinzuweisen, die wissen wollen, daß man sich's auch da »richten« könne, muß doch mit allem Nachdruck betont werden, daß hier eine arge Nachlässigkeit geschehen ist.
Frau *Windisch-Grätz* und ihr Vertreter, Herr Dr. *Bell*, haben, wie man

aus Fachkreisen erfährt, *alle Aussicht*, schon in *erster* Instanz durchzudringen. Das Kronprinz-Rudolf-Drama wird aller Wahrscheinlichkeit nach verboten werden. Daß die Filmzeitschriften dennoch das Drama unentwegt weiter ankündigen, hängt damit zusammen, daß die Berliner Fabrik, die sehr viel Geldmittel zur Verfügung hat, sich's angelegen sein läßt, die Kinobesitzer vorläufig für den Ankauf zu gewinnen und soviel Vorschüsse wie möglich einzustecken, ehe der Prozeß zur Kenntnis der weiteren Öffentlichkeit gelangt. Es ist im Interesse des guten Geschmacks und der Öffentlichkeit zu wünschen, daß das Verbot in Kraft tritt, aber auch die polizeiliche Prüfungsstelle, die solche Auswüchse grober Geschmacklosigkeit und rüder Spekulation in Zukunft zu verhindern hätte.
Ob man Kinofreund oder -gegner ist: An Kinokitsch und »spannender« Kriminalromantik haben wir nachgerade genug. Daß nun auch die Revolution ein Anlaß zur Entladung niedrigster Masseninstinkte sein soll, müssen wir uns strenge verbitten. Ob es dem Kino gar so viel nützt, wenn ein Drama statt auf der Filmleinwand auf der Schmutzwäsche des Hauses Habsburg vorgeführt wird?!...

Josephus

Der Neue Tag, 12. 8. 1919

WIENER HOFFNUNGSLICHTER

Die Nachtbeleuchtung der Wiener Cafés

Sie brannten gestern zum erstenmal und offenbarten eine gewisse Eigenschaft, von der man in guter Gesellschaft nicht gern spricht. Um deutlicher zu werden: Sie dufteten nicht...
Also, die Sache begann so: Um 10 Uhr stellte ein Mann ein Gefäß auf einen Tisch. Ein Gefäß, das man ebensogut für eine Handgranate wie für eine vorsintflutliche Lampe aus dem Tempel der Astarte von Sidon aus dem Jahre 700 v. Chr. halten konnte. Dazu kam eine Leiter, wie sie Zimmermaler zu benützen pflegen. Die Musik brach ab. Eistassen blieben unausgelöffelt. Schwarze wurden kalt. Unter allgemeiner andächtiger Aufmerksamkeit bestieg der Mann die Leiter. Ein Kellner reichte ihm die Lampe.

Nach fünf Minuten erschien am oberen Lochrand des Gefäßes ein Etwas. Der Ober sagte, das wäre ein Docht.
Und alle glaubten es.
Der Mann auf der Leiter brannte ein Streichholz an. Es verlosch. Ein zweites. Ein drittes. Ein viertes. Ein fünftes. Eine ganze Schachtel.
Der Ober brachte ihm eine neue.
Ich zählte: Beim zweihundertzweiunddreißigsten fing jenes Etwas, von dem ein offenbar phantasiebegabter Kellner gesagt hatte, es wäre ein Docht, zu brennen an. Ein blaues Flämmchen flackerte. Es war kein Zweifel: Die Azetylenlampe war da. Wiens neueste Kaffeehauserrungenschaft. Wiens Nacht- und Hoffnungslicht...
Es drohte jedesmal auszulöschen. Es war beleidigt. Konnte die noch brennenden protzigen elektrischen Lichter nicht vertragen. Weshalb das Fräulein an der Kasse »Auslöschen!« kommandierte.
Und eh' man sich's versah, war's finster.
Nur die blauen Flämmchen brannten an einigen Tischen und zwei an der Decke. Es war wie im Bergwerk. Eine undefinierbare Gestalt ging von Tisch zu Tisch. Es war der Herr Direktor. Er sagte nicht: Ergebenster! Auch nicht: Habe die Ehre! Und nicht: Küss' die Hand!...
Er rief: Glück auf!
Die Musik intonierte: In der Nacht, in der Nacht... An meinem linken Nachbartisch erwachte die Liebe. Es war wie im Kino. Einfach zum Küssen...
Nur der Mond störte. Ausgerechnet Vollmond! Durch keinerlei Kohlennot gedrosselter Vollmond.
Infolgedessen begann die Musik: Droben, wo die Sternlein stehn...
Als ich zahlen wollte, fand ich im Lichte der Azetylenlampen den Ober nicht. Er war seinerseits damit beschäftigt, Gäste zu suchen, deren Verschwinden der erste Segen der neuen Lichtquellen war...
Auf meinem Rundgang durch die Stadt beobachtete ich die herrlichste Silvesterstimmung. Diese neuen Lampen! Irgendwo hörte ich Champagnerpfropfen knallen. Man begrüßte das neue Licht.
Am Ring saß Goethe und zitierte: Mehr Licht!...
Im Café Zentral leuchteten die Geistesblitze zur Genüge...
Im Scheine dieser schrieb ich das Obige...

Josephus

Der Neue Tag, 13. 8. 1919

VON EINEM, DER AUSZOG, DAS GRUSELN ZU LERNEN

Ein Besuch in den Katakomben bei St. Stephan

Es sind zwei Möglichkeiten:
Entweder man geht in die Katakomben nach vorheriger Vorbereitung, d.h. Lektüre unterschiedlicher wissenschaftlicher, kulturhistorischer Schriften. Oder aber man macht sich unvorbereitet auf den Weg, ohne Kulturgeschichte betrieben zu haben, und kommt dabei auf die Rechnung seiner Phantasie. Denn alle jene wissenschaftlichen Broschüren sind nur geeignet, dem unbefangenen, d.h. befangenen Wiener die Freude am Gruseln zu verderben. Sie erzählen z.B. mit einer unglaublichen Kühnheit, die Pestgrube sei keine Pestgrube und der liebe Augustin läge auf dem Zentralfriedhofe. Der Sarg, der aus sozialer Fürsorge für die Angestellten und Führer von St. Stephan eigens im Katakombengang stehen gelassen wurde, behaupten die Schriften, wäre gar nicht der Sarg des *S.R.J. Principis Celsissimi Emerici* und in jener halbzerbrochenen, verrosteten Urne läge gar nicht das Eingeweide der letzten Meßnerin, sondern irgendeine ganz vulgäre Menschenleber. Die Katakomben hätten gar keine Untergeschosse, gar keine Geheimnisse, sondern seien ganz einfache steinerne Cafés für Menschenleichen, die längst ausgeräumt worden seien. Kurz, diese Wissenschaft leuchte mit der allerletzten, modernsten Quarzlampenkonstruktion in die dunkelsten Winkel schauerlicher Volksphantasie, und der Spuk flieht vor ihr wie der Gottseibeiuns vor einem dreimal wiederholten Paternoster.
Ich rate keinem, derlei Bücher zu lesen. Sie nehmen einem die Freude an der »Hetz« und versetzen dem Lokalpatriotismus einen Tritt auf dessen empfindliche Hühneraugen. Was soll man mit Büchern anfangen, die den heute noch deutlich am Boden der Katakomben zutage tretenden Kalk – ich schwöre, daß es Kalk ist, echter, weißer Kalk! – nicht als Beweis für die Existenz der Pestgruben ansehen und die selbst dem lieben Augustin nicht seine selige Ruhe lassen! Selbst dem lieben Augustin nicht!
Nein, man gehe lieber mit ein bißchen Herzklopfen in den ersten Stock der Sakristei, an Monumenten, Steinsplittern, Heiligenköpfen, Büsten, Steinkreuzen vorbei, in jene Kanzlei, wo ein Mann in blauer

Schürze und Hemdsärmeln mit einem bedrohlichen Zirkelzeug herumhantiert, und lasse sich, unwissenschaftlich, unbelesen, laienhaft, in jenes Buch eintragen, wo alle Besucher sorgfältig registriert werden. Man wird hierauf für den nächsten Tag bestimmt. Punkt 5 Uhr früh muß man sich einfinden. Wenn man wirklich einmal pünktlich gewesen ist, ist der Mann, richtig, noch nicht da. Er heißt Franz *Lube* und führt seit zwölf Jahren die Besucher durch die Katakombengänge. Er ist es gewohnt, daß die Leute auf ihn warten.

Nach einer Viertelstunde kommt er mit einer vierdochtigen Meßkerze, die in einem riesigen Leuchter steckt und den Auftakt zur Schauerlichkeit bedeutet. Von Rechts wegen sollte jetzt das Gruseln beginnen. Ade, blauer Himmel und Sonnenschein! Wir steigen zu den Toten in die Unterwelt. Wir werden uns angrinsen lassen von Totenschädeln und mit Mönchsskeletten per du sein. Und wenn – was immerhin möglich ist – mich unten ein zufälliger Schlag trifft, so sehe ich die Erde nimmermehr. Es muß ja auch gar nicht ein Schlag sein. Das Gewölbe kann einstürzen, ein Pfeiler in Trümmer gehen, oder gar – schrecklichster aller Schrecken! – der liebe Augustin springt aus seiner Pestgrube und fängt an, mit mir herumzuwirbeln, und wir tanzen schnurstracks ins Jenseits hinein. Also: Es tut mir leid, daß ich mein Testament nicht gemacht habe.

Links die kleine Nische mit dem steinernen Heiligenbild. Da ist ein Gitter, dessen Tor in den Angeln kreischt, ein verrostetes Schloß, in dem sich der mächtige Schlüssel nur ächzend bewegen kann. Dann wird die Eichplatte aufgehoben, und der Abstieg beginnt.

Franz Lube mahnt zur Vorsicht. Das gehört somit zum Geschäft. Die Stufen sind ordentlich, man kann gar nicht ausrutschen, selbst wenn man wollte. Aber Lube mahnt zur Vorsicht. Vorsicht ist hier die Mutter des Gruselns ...

Die Meßkerze wirft unsteten Schein, als wollte sie sagen: Gruselt's dich? Da steht ein schwerer uralter Sarg mit der Inschrift *»In hac tumba iacet cadaver Celsissimi S.R.I. Principis; Emericus obiit Pie Die XXV. Februarii Anno M.D. CLXXXV.«*

Und ein zweiter Sarg, in dem, wie Herr Lube aus ganz bestimmter Quelle weiß, zwei Kinder des Gesandten von Brasilien ruhen sollen. In der Ecke ein Haufen von Schädeln und Totengerippen. Alle neben-, über-, untereinander. Feinde, Freunde. Gleichgültige, Fremde. Vergänglichkeit alles Irdischen!

An der sogenannten »Rutschen« vorbei kommst du zur Pestgrube. Die »Rutschen« ist ein Loch, durch das außer dem Tageslicht auch Staub und Lärm und Abfälle der Straße in die Stille der Katakomben dringen. Die »Rutschen« soll einstmals dazu gedient haben, minderbemittelte Leichen, wie man heute sagen würde, auf eine billige Art zu bestatten. Sie wurden einfach hinuntergeschupft wie beim Kegelspiel. Herr Lube sagte mir, daß der Wiener Ausdruck »der is auf der Rutschen« von daher stamme. »Der ist auf der Rutschen« sagt man von einem, mit dem es schon stark abwärts geht.

Das wichtigste ist natürlich die Pestgrube. Michael Unkner, der Totengräber vom St. Stephansfreithoff, wurde bestochen. Roger Acacia, der Prinz von Dachem, und die anderen Lanzettenritter stiegen in das dritte Stockwerk der Katakomben, und zwar durch den Keller eines Nachbarhauses. Dort verteilten sie die Lanzetten und den Peststoff an die Verschwörer, und so wurde die Pest nach Wien eingeschleppt. Die Pestgrube soll nun mehrere Stockwerke tief gewesen sein und viele viele Tausende Opfer in ihrem Schoße bewahren.

Heute ist natürlich vom unteren Stockwerke nichts mehr zu sehen. Vielleicht hat jene Mistreß Trollope recht, wenn sie behauptet, der Zugang zu dem unteren Stockwerke sei unter keinen Umständen gestattet, mit drei Schlössern verschlossen, und die drei Schlüssel befänden sich: der eine beim erzbischöflichen Ordinariat, der zweite bei Hofe, der dritte beim Wiener Magistrat. Wer's glaubt, wird selig.

Wissenschaftlich festgestellt ist nur, daß die Katakomben in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden sind. Die Halle unter der Sakristei der Stephanskirche soll erst im Jahre 1718 erbaut worden sein. Auch die sogenannten »neuen Gruften« existieren erst seit späterer Zeit, und die Wissenschaft beweist klar und unwiderleglich, daß die Pestgrube keine Pestgrube ist, weil die Pestkrankheit 1679 und 1713 gewütet hat, also lange vor dem Entstehen der »Pestgrube«. Vielmehr weiß ein Schriftstück aus dem Jahre 1768 zu berichten, daß in diesem Jahre die Notwendigkeit es erheischte, daß der k. Hof- und gem. Stall-Maurermeister Christian Alexander Oerdtl dem Wiener Bischof den Vorschlag »wegen machung Einer ganz neuen Krufften unter dem alldort herumbgehenden Freythoff« unterbreitete. Denn der Särge und Gebeine lagen viel in den alten Räumen herum. So wurde denn die Schaffung einer neuen Krufften bewilligt. Daß aber diese Gruft heute noch Kalkspuren aufzuweisen hat, ist dadurch erklärlich, daß ein Ak-

tenstück vom 28. April 1732 die Leichen mit Kalk zu bestreuen anordnet. Dennoch hielt sich der Glaube an die Pestgrube bis tief in das 19. Jahrhundert hinein aufrecht. Der bekannte Wiener Arzt Johann Wilhelm Managetta lehrt, daß »von etlichen Hexen und Zauberinnen, erst wann sie gestorben und begraben seyn, die Pestilenz erregt werde.«

Als 1873 die Wiener Hochquelleitung vollendet worden war, stieg, da die Hausbrunnen außer Gebrauch blieben, der Grundwasserspiegel so, daß die Stephansgrüfte eine starke Feuchtigkeit aufzuweisen hatten und der Modergeruch ein unhaltbarer wurde. So wurde denn die Räumung der Katakomben vorgenommen. Heute sind sie vollkommen leer.

Nein! Beim besten Willen! Ich kann nicht das Gruseln erlernen. Das kommt vielleicht davon, daß ich so belesen bin und ein bißchen Latein entziffern kann und daß mich der liebe Augustin so belustigt. Fast hätte ich vergessen, von dem zu erzählen: Kam er da trotz Seuche und Pestilenz ganz besoffen am Stephansfreithoff vorbei, stolperte und fiel in die Pestgrube. Ob er dort eine oder drei Nächte geschlafen habe, ist nicht festgestellt. Jedenfalls: Das Wunder geschah, und der liebe Augustin stand eines Tages frisch und nüchtern von den Toten auf, um sich in die nächste – Schenke zu begeben...

In dreiviertel Stunden ist die Wanderung zu Ende. Wenn man wieder einmal oben steht, löscht Herr Lube die Meßkerze mit Daumen und Zeigefinger aus, legt die schwere Eisenplatte über die Öffnung und läßt den schweren Schlüssel wieder im Türschloß ächzen.

Draußen bin ich wieder.

Während ich durch die einbrechende Dämmerung über den Stephansplatz gehe, rempelt mich jemand an. Es ist ein lustiger Patron. Er hat eine Schellenkappe auf, ein kurzes Höschen und rote Seidenstrümpfe an. Ein Narrenzepter schwingt er in der Hand.

Kein Zweifel: Es ist der liebe Augustin. So, als ob er eben von der Pestgrube aufgestanden wäre. Und da er seine alte, gute Schenke »Zum krumben Esel« nicht wiederfindet, summt er melancholisch: Alles ist hin!...

Josephus

Der Neue Tag, 15. 8. 1919

DIE ZUKUNFTSLOSIGKEIT DER EHEMALIGEN HOFBÜHNEN

Die »Mächtigen der Erde«, die Staat, Kirche und den lieben Gott okkupiert hatten, erstreckten ihre Expansionsbestrebungen auch auf die Gebiete der Kunst. Unter dem Regenschirm ihres Protektorats blieben Kunst und Wissenschaft trocken. Was sie draußen vor dem Tore hörten, ließen sie im Saale widerhallen, auch wenn sie nicht immer so billig davonkamen wie bei Goethe. Der König sprach, und zehntausend Schmarotzer liefen. Gottbegnadete Sängerinnen schlossen Herzens- und Börsenbündnisse mit Herren von Gottes Gnaden. In den letzten Jahrzehnten hatte keines Medizäers Güte mehr der deutschen Kunst gelächelt. Aber Vertreter der deutschen Kunst und die sich dafür hielten, lächelten der Güte ihrer Medizäer zu. Künstler entfalteten Knopfloch- und Redeblumen am Strahl von Fürstengunst. Dennoch wäre es Unrecht, denjenigen, die bisher geherrscht hatten, ihre Verdienste um die Kunst abzustreiten. In Zeiten, in denen die Fürsten noch Herrscher waren, waren die Höfe Zufluchtsort und Obdachlosenheim für das von der Spießbürgermoral mit Kettenhunden gehetzte »fahrende Volk«. So entwickelten sich Protektorat und Mäzenatentum, das sich mit der Zeit auswuchs zu drückender Hofzensur, Aufzucht des Dilettantismus und Tartüfferie. Jetzt aber, da die gewissen »Mauern gefallen« sein sollen und das befreite Volk die bis nun für Offiziere bestimmt gewesenen Galerien der »Burg« stürmen darf, steht man plötzlich vor der traurigen Tatsache, daß die Wiener Hoftheater eine – Vergangenheit haben. Denn ihre Zukunft ist durch den Mangel an – Geld gefährdet.
Mit jener Leichtigkeit, die den Wiener stets gekennzeichnet – nicht ausgezeichnet – hat, wird heute von der Schließung der Hoftheater gesprochen, als handelte es sich um die Liquidierung des Kriegsministeriums oder einer Spirituszentrale. Der Schrei nach erhöhter Brotration ist gewiß berechtigt. Aber daß in einer Stadt der *Laube, Sonnenthal, Kainz* die große Masse des Publikums zwischen Schleichhandel mit telepathischen Seancen und der Thronrede eines Staatssekretärs, zwischen Rucksackverkehr und Fremdenverkehr taumelt und darüber vergessen hat, daß Wien einmal die größte deutsche Bühne besessen, beweist nur, daß die deutsche Bühnenkunst nur durch eine fatale Tra-

gik des Zufalls ihre Blütezeit ausgerechnet in einer Stadt erleben mußte, die seit jeher mehr Glück als Verstand hatte. Man begreift langsam, aber sicher die Hohlheit der Feuilletonphrase vom »Wiener Theaterblut«, und man müßte eigentlich staunen über die Gleichgültigkeit, mit der Kriegsgewinner und Hausierer, Mäzen und geistiger Proletarier die Kunde von der Zukunftslosigkeit der Wiener Bühnen entgegennehmen, hätte man sich das Staunen in dieser Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten und der nicht nur vom Kahlenberg begrenzten Horizonte nicht schon längst abgewöhnt. In einer Stadt, in der ein Gemeinderat den Antrag auf Schließung der Theater damit begründet, daß die Bevölkerung »in solchen Zeiten kein Theater brauche«, und dafür dem Wehrmann im Eifer einen Ehrenposten im Neuen Rathause als sichtbares Zeichen für die Vernageltheit künftiger Sitzungen zusichert, darf einen nichts mehr überraschen. Die Hoftheater sind eben ein Luxus, einer demokratischen Republik unwürdig, und wer trotz Sozialisierung und Gleichberechtigung noch immer künstlerische Bedürfnisse hat, kann sich eine Fahrt auf dem Riesenrad erlauben oder dem Watschenmann im Prater eine »abihau'n« ...

Wenn aus den ehemaligen Hoftheatern wirkliche Nationaltheater werden sollen, so muß eben die ganze Nation, so man die »theaterfreudige« heißt, mitsteuern. Die Kriegsgewinner dieses Landes dürfen nicht umsonst gelebt haben! Von der allgemeinen Vermögensabgabe muß eben das Notwendige für die Erhaltung der Kunst abfallen. Die Behörden müssen sich klar werden, daß der Sperrung der Safes nicht die Sperre der Theater folgen dürfe. Wenn Wien ein »Kulturzentrum« werden soll, so genügt die schönste Bürgermeisterrede nicht. Pflege der Bühnenkunst muß erste und oberste Pflicht der *gesamten* Bevölkerung werden! Praterbuden und Wiener Straßenbahn werden die Fremden schwerlich anlocken. Heute, da die Kunst nicht mehr unter dem Protektorate der Herrscher steht, darf sie unter dem Protektorate der Freiheit nicht nach gekürzten Brotkartenrationen gehen ... Und das Volk ist dafür verantwortlich.

Der Neue Tag, 17. 8. 1919

EIN PAAR WORTE

Nehmen wir einmal an, einer hieße Hubermayer und wäre aus Wien und Lebensmitteldiktator in Amerika. Und käme nach New York.
Er würde sich vornehmen, drei Tage zu bleiben.
Am ersten Tage schaut er sich die City an. Und am Abend schreibt er darüber seiner Frau.
Am zweiten Tag beginnt er an den Zweck seines New Yorker Aufenthaltes zu denken.
Und am dritten reist er ab, weil er weder Gulyas noch Pilsner vorfand.
Gestern war Hoover in Wien.
Er fuhr vom Bahnhof in das Gebäude des Verkehrsamtes in der Giselastraße, und er stieg, baß verwundert und zornig über den Zeitverlust, mühsam das vierte Stockwerk hinauf. Symbolisch für das Verkehrsamt: Es verkehrt kein Lift.
Zum Glück hatte Hoover ein Auto für die Fahrt nach dem Hotel Bristol. Sonst wäre er mittelst Straßenbahn in jenem Zustande zum Mittagessen angelangt, in dem ein solches überflüssig wird.
Um 4 Uhr nachmittags war Hoover wieder in der Giselastraße und arbeitete bis sieben. Die Wiener Herren waren sehr ungehalten. Um halb acht fängt die Vorstellung im »Apollo« an.
Währenddessen antichambrierten Journalisten. Hoover gewährte sogar Interviews.
Um sieben Uhr war Hoover fort. Ohne im »Apollo« gewesen zu sein.
Er hatte die Kärntnerstraße nicht gesehen und seiner Frau nicht geschrieben.
Er hatte gar nicht angefangen, an den Zweck seines Wiener Aufenthaltes zu denken.
Aber er hat ihn sichtlich erfüllt.
Allerdings: Er heißt nicht Hubermayer und ist nicht aus Wien.
Er heißt Hoover und ist aus Amerika.
Aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten kam er in eine Stadt der unbegrenzten Unmöglichkeiten.

Josephus

Der Neue Tag, 19. 8. 1919

SAUERKRAUT

St. Marx, am 19. August 1919

Ihrem ganz besonders schmackhaften Sauerkraut hat die Stadt *Magdeburg* ihren Ruf zu verdanken. Dort und in *Krefeld* wird es fabrikmäßig erzeugt und merkwürdigerweise gegessen, noch ehe es faul ist. Aussagen glaubwürdiger Reisenden zufolge riecht man in der ganzen Umgebung von Magdeburg auch nicht ein Atömchen Sauerkraut. Magdeburg steht trotzdem in dem Rufe, die erste Sauerkrautstadt Europas zu sein.

Wien wollte es der Stadt Magdeburg gleichtun und kam irrtümlicherweise statt in den Ruf eines guten Sauerkrauts in den Geruch eines schlechten. Zu den mannigfachen Sehenswürdigkeiten Wiens ist auch noch eine Riechenswürdigkeit gekommen: das Sauerkraut der Gemeinde.

In St. Marx stinkt es zum Himmel. Es ist das einzige in Wien und Umgebung, das, wenn man es sich zum Ziele erwählt hat, auf geradem Wege zu erreichen ist. Als ich einen Markthelfer fragte, wo das schlechte Sauerkraut liege, gab er mir den guten Rat, nur immer der Nase nach zu gehen. Ich würde es schon bestimmt finden.

Dennoch ist es nicht leicht, zum Sauerkraut zu gelangen. Es wird bewacht wie alles, was bei uns nicht gut riecht, und das ist viel. Erst als ich mich für einen Schweinehändler ausgab, ließ man mich in den Keller. Das ist sozusagen die Magenhöhle von Wien. Und das Sauerkraut gehört zu unseren – Innereien.

An der Kellertür empfängt mich mörderischer Gestank. Mein Begleiter tröstet mich zwar, daß auch gutes Sauerkraut stinke. Aber an *diesem* Gestank rieche ich deutlich mehr als gutes Sauerkraut: auch gute Verwaltung...

Wie wird das Sauerkraut hergestellt? Ein Kenner erklärt mir den Vorgang: Das Kraut (Weißkohl) wird gehobelt, mit sehr viel Salz gemengt und in ein Faß gedrückt. Das Faß wird hermetisch verschlossen und das darin verwahrte Kraut der Gärung überlassen. So entsteht Sauerkraut.

Wie läßt man Sauerkraut faul werden? Indem man Juristen mit Lebensmittelressorts beteilt nach dem Grundsatz: Wem Gott Sauerkraut gibt, dem schenkt er auch noch die Nase dazu. Und indem man der

Anschauung huldigt, daß Lebensmittel, die von einer Gemeinde angekauft werden, von dieser nicht früher ausgegeben werden dürfen als zu *dem* Zeitpunkte, da sie selbst in den *Geruch* kommen, von der Gemeinde angekauft worden zu sein...
Dieser Vorgang ist die patentierte Erfindung der Wiener Gemeindeverwaltung und wird selbst von der Magdeburger Sauerkrautfabrikation nicht übertroffen.
Sachverständige in Kriegsausrüstung behaupten, daß sich nun eine günstige Gelegenheit biete, die vielen zwecklos herumliegenden *Gasmasken* zu verwenden: Jene Schweine, denen das Sauerkraut als Speise zugedacht ward, sollen vor Antritt der Mahlzeit mit Gasmasken beteilt werden.
Eine große Sorge bleibt nur noch bestehen und ist ebensowenig aus der Welt zu schaffen wie das Sauerkraut: Soviel Schweine hat ganz Deutschösterreich gar nicht...

Josephus
Der Neue Tag, 20. 8. 1919

MARS ODER VENUS?

Mars und Venus haben ein »Gspusi« miteinander.
Sie korrespondieren miteinander, und zwar nicht auf gewöhnlichem Briefpapier und auch nicht durch die Post. Denn das erstere ist ziemlich kostspielig geworden, und auf die letztere kann man sich bekanntlich nicht verlassen. Also haben sie die drahtlose Telegraphie gewählt.
Eine englische Zeitschrift weiß, wie uns ein Privattelegramm aus *Rotterdam* meldet, mitzuteilen, daß *Marconi* drahtlose Signale aufgefangen habe, »die unmöglich von einer Station auf unserem Planeten ausgesendet sein können. Sie können, wie er meint, einzig und allein *vom Mars oder von der Venus stammen*. Es ist den Sachverständigen der Marconi-Gesellschaft unmöglich gewesen, die »Zeichen zu deuten«.
Da nun einmal Zeichen nicht zu deuten sind, so sind wir auf Vermutungen angewiesen: Die nächstliegende Annahme ist die, daß Mars und Venus an ihre alten, schon aus der Mythologie bekannten Beziehungen wieder angeknüpft haben. War damals der trojanische Krieg

Veranlassung ihrer dicken Freundschaft, warum sollte es jetzt nicht der Weltkrieg sein?...
Oder aber es ist möglich, daß entweder auf dem Mars oder auf der Venus eine große Zeit herrscht und jene Zeichen, die uns zugeflogen, das Fragment eines Kriegsberichtes sind. Dieser könnte etwa lauten: Unseren Truppen gelang es nach heißen Kämpfen, die Höhenstellung Kote 393 im Sturm zu erobern und den Brückenkopf zu besetzen. Schulter an Schulter mit unseren wackeren Brüdern aus Liliput und Avalun gelang es uns, den Feind aufs Haupt zu schlagen.
Oder es könnte auch sein, daß Mars oder Venus sich nach dem Befinden ihrer alten Base, der Mutter Erde, erkundigen, die sich ja augenblicklich in Rekonvaleszenz nach der schweren Krankheit des Weltkrieges befindet. Also etwa: Liebe Cousine, wie geht es Ihnen? Ihr Befinden ist uns ganz unverständlich. Entweder haben Sie noch Krieg, oder haben Sie keinen? Denn: für das erstere spricht sowohl die Blokkade der einzelnen Länder als auch die der vielen Gehirne. Für das letztere aber die mannigfachen Friedenskonferenzen, auf denen Friedensbedingungen diktiert werden, die bei uns kein Mensch versteht. Auch die Angelegenheit: Weltrevolution ist uns noch unklar. Haben Sie also die Güte, liebe Base, uns durch Ihren Herrn Sohn *Marconi* einen Bericht über Ihr Befinden zukommen zu lassen. Mit vielen Grüßen und den aufrichtigsten Wünschen für Ihr Wohlergehen, Ihre Vetternschaft: Mars und Venus.
Wir sollten doch versuchen, eine Antwort in den Weltraum hinauszulassen. Vielleicht gelingt es uns eher, eine Verständigung mit einem fremden Planeten zu erzielen als zwischen den Völkern der Erde...
Vorausgesetzt natürlich, daß jene Meldung aus Rotterdam kein Grubenhund ist, der von der Spalte einer irdischen Zeitung aus – den Mars und die Venus anbellt...

Josephus

Der Neue Tag, 21. 8. 1919

ER ENTFERNT SICH ...

Wohnungseinbrecher sind bekanntlich verläßliche Leute. Besonders wenn sie der berüchtigten »Schinkoplatte« angehören. Das Vertrauen, dessen sich diese bei der Wiener Behörde erfreut, hatte zur Folge, daß eines ihrer Mitglieder, der Hilfsarbeiter Wilhelm Prinz, gestern ohne jede Begleitung im Gerichtssaale erschien, wo er sich wegen verschiedener sehr verwegener Einbruchsdiebstähle zu verantworten hatte. Als wäre das Delikt eine Ohrfeige, eine unbezahlte Zehnkronenschuld oder eine Ehrenbeleidigung. So ganz ohne jede Begleitung erschien der ehrsame bürgerliche Wohnungseinbrecher Prinz, Ehrenmitglied des hochachtbaren Vereines: Schinkoplatte, vor einem hohen Gerichtshofe.
Der Verteidiger tat im Schweiße seines Angesichts das Mögliche. Aber Einbruchsdiebstähle sind nun einmal nicht ungeschehen zu machen. Selbst dann nicht, wenn sich der Einbrecher bis zur Verhandlung auf freiem Fuße befindet. Als nun Herr Prinz zu riechen begann – Einbrecher haben bekanntlich eine gute Nase –, daß die Geschichte für ihn schlimm und er selbst im schweren Kerker enden könnte, hatte er den guten Einfall, jenen freien Fuß, auf dem er sich, dank der Liebenswürdigkeit der Behörden, bis dahin befunden hatte, über die Schwelle des Verhandlungssaales zu setzen und nicht mehr wiederzukommen. Um ihm das Verschwinden zu erleichtern, hatte der Gerichtshof das Einsehen gehabt, die Verhandlung zu unterbrechen. Als diese wieder aufgenommen wurde, bemerkte man, daß der Angeklagte zu seinen vielen Einbrüchen noch sozusagen unter den Augen der Richter ein – Ausbrechen zugefügt hatte.
Der hohe Gerichtshof war sehr erschrocken: Wie, wenn sich der Herr Prinz etwa beleidigt gefühlt hätte und infolgedessen, ohne ein Wort zu sagen, weggegangen wäre? Auf keinen Fall schickte es sich aber, die Verhandlung in Abwesenheit der Hauptperson weiterzuführen. Die Verhandlung wurde daher wegen Ausbleibens des Angeklagten auch ausgeschieden und, um diesen zu versöhnen, eine steckbriefliche Verfolgung angeordnet.
Herr Prinz aber soll sich in den Stammklub der »Schinkoplatte« begeben haben. Es heißt, daß er entschlossen ist, die Freiheit seines Fußes nicht mehr leichtfertig aufs Spiel, d.h. auf den Boden des Landesge-

richtes zu setzen und erstens: noch die Absicht hat, einige gelungene Einbrüche auszuführen; zweitens: nicht eher eine Vorladung in den Gerichtssaal anzunehmen, als bis er die Zustimmung erhalten hat, daß er freigesprochen werde.
Der Gerichtshof aber – heißt es – ist damit beschäftigt, ein Entschuldigungsschreiben an Herrn Prinz abzufassen. Nur damit ihm dieses zugeschickt werden könne, soll der Steckbrief ausgegeben worden sein.

Josephus
Der Neue Tag, 29. 8. 1919

NUR EIN HALBER

Eins ist bekanntlich keins. Ein Halbes ist noch weniger als nichts. Ein halber Liter Wein aber ist ein Nichts zur unendlichen Potenz.
Nach einem halben Liter Wein kann man nicht einmal von einem sogenannten »Schwips« sprechen. Geschweige denn von einem Rausch.
Nach den Grundsätzen der Philosophie kann man sich ein Nichts nicht vorstellen. Nun stelle man sich einen Ungarn mit einem halben Liter vor...
Im Jahre 1241 pflanzte König Bela II. die ersten Weinstöcke aus Morea im Theißgebiete an. Seit dem Jahre des Herrn 1241 pflegen die Ungarn mehr als einen halben Liter Wein zu trinken. Im Jahre des Herrn 1919 verbietet Ministerpräsident Friedrich den Ungarn, mehr als einen halben Liter Wein zu trinken.
Eine Meldung des Budapester Telegraphen-Korrespondenzbureaus besagt:
Budapest, den 28. August 1919. Eine Regierungsverordung über den Weinkonsum bestimmt, daß in öffentlichen Lokalen einer Person nur ein halber Liter Wein verabreicht werden darf.
Die Ungarn machen schlimme Zeiten durch: Erst verbot Bela Kun überhaupt das Trinken. Der Blutrausch Tibor Szamuelys mußte der gesamten Bevölkerung genügen. Nun kommen die frommen Friedrichschriften mit einem noch schlimmeren Verbot: nur ein halber Liter. Das ist schlimmer als nichts.

Ein Trost besteht: In dem Verbot ist nur von »öffentlichen Lokalen« die Rede. Und es gibt in Ungarn auch geheime.
Neugierig bin ich nur, ob auch die verbietenden Herren das Verbot einhalten werden. Ich fürchte nämlich sehr – wie schon die Ungarn einmal sind: Sie gehören zu jenen, die einen halben predigen und – etwas darüber trinken.
Denn den Ungarn nur einen halben Liter vorschreiben, dazu muß man zumindest – nicht nüchtern sein...

Josephus

Der Neue Tag, 30. 8. 1919

DIE LAGE IN WESTUNGARN

Keine besondere Stimmung für den Anschluß
– Schikanierungen durch die Soldateska –
Pogromstimmung und Kampfbereitschaft,
geschürt durch die Feldbacher Offiziere

Obwohl die Ungarn wußten, daß der Anschluß des uns von der Entente zugesagten deutschen Teiles von Westungarn ganz unabhängig von unserem und ihrem Verhalten für oder gegen den Anschluß ohne Volksabstimmung und unter dem Diktat der Entente erfolgen würde, hatte die ungarische Propaganda dennoch keinen Moment nachgelassen. Es waren alle möglichen Mittel angewendet worden. Man bat, versprach, schmeichelte.
Der Nationalitätenminister *Bleyer* hatte selbst das Land bereist, und seine volkstümliche Erscheinung – er sieht wie ein wohlhabender ungarischer Landwirt aus – hatte nicht wenig dazu beigetragen, daß die Bauern in Scharen zu den Versammlungen strömten und sich von Bleyer wirklich überzeugen ließen. Die ungarische Gentry, jene ganze Clique von Magnaten und Großgrundbesitzern, die den Sturz der Kun-Regierung vorbereiten halfen und ganz ungeheure Geldmengen zur Erhaltung und Ausrüstung des ungefähr 25000 Mann zählenden Freiwilligenheeres *Lehars* zur Verfügung gestellt hatten, zahlte auch weiterhin Unsummen für die Propaganda. Der Kaplan Johann *Huber*, politischer Beirat des Nationalitätenministers *Bleyer*, selbst ein Sohn

deutscher Eltern und mit der Psychologie des deutschen Bauers in Westungarn genau vertraut, schwitzte in Budapest bei der Abfassung jener Unmenge von Plakaten, Flugschriften und Werbezetteln, die ein bis zwei Wochen lang ganz Westungarn überschwemmten. In riesigen Lettern prangte zum Beispiel folgendes Plakat an allen westungarischen Häuserfronten:

Eine große Gefahr für
Westungarn
ist die geplante
Besetzung durch die Wiener Volkswehr,
welche eine sogenannte Proletarierarmee ist und einzelne Bataillone ausschließlich aus Bolschewiken bestehen.
Sie haben durchgesetzt, daß
Bela Kun samt Mordgesellen nach Österreich flüchten und in einer Sommerfrische in Saus und Braus leben können.
Die Wiener Volkswehr fühlt mit den ungarischen Mord-Bolschewiken brüderlich, ihr Einmarsch in Ungarn würde
die Freilassung aller verhafteten Bolschewiken und sofortige Entwaffnung unseres Militärs, Gendarmerie, Polizei und gesamten Bürgerschaft bedeuten.
Die Bevölkerung wäre abermals den Raub- und Mordgelüsten jener Menschen preisgegeben, welche in viereinhalb Monaten Westungarn ausgeraubt, das Volk gequält und zahlreiche Morde begangen haben!
Volk von Westungarn!
In zwölfter Stunde größter Gefahr raffe dich auf zur Abwehr gegen den Einmarsch der Wiener bolschewistischen Volkswehr!
Mit brüderlichem Gruß
der Ausschuß für ein freies Westungarn,
Ödenburg, Szechenyiplatz 2

Der deutsche westungarische Bauer ist von Natur eher mißtrauisch als leichtgläubig. Aber über die Tatsache, daß Bela Kun in einer deutschösterreichischen Sommerfrische lebt, kommt er nicht hinweg, und seine ehrliche Einfalt erzittert bei dem Schimmer von einem Gedanken, der Bolschewismus könnte wiederkehren. Die Flugzettel des Vorbereitungskomitees für den »Kulturbund von Deutsch-Westungarn« sahen in Form und inhaltlicher Farbe den Veröffentlichungen des Ka-

plans *Huber* sehr ähnlich. Von einem Anschluß sprach auch dieser Kulturbund nicht. Einer dieser Flugzettel hat folgenden Wortlaut: »Deutsche, wacht auf! Endlich ist die Zeit herangerückt, in der wir uns offen und frei für unsere deutsche Muttersprache bekennen dürfen, in der wir deutscher Kultur unbeengt und unbeeinflußt dienen können und wollen.
Wir wollen keine andere Politik verfolgen als nur die deutsche, die arische, denn in ihr sehen wir unsere Zukunft. Das Vorbereitungskomitee.«
Man sieht, es trieft genauso von Christentum wie die Veröffentlichungen Friedrichs, Bleyers und Lehars. Dieser Flugzettel verrät keine Unzufriedenheit mit der magyarischen Herrschaft. Er ist im Gegenteil ein Jubelschrei aus vom Kommunismus befreiter deutscher Kehle. Geza *Zsombor*, der Mann mit den Chamäleoneigenschaften, der wieder als Gouverneur in *Ödenburg* residiert trotz seiner arg kompromittierenden Vergangenheit, hatte den Auftrag bekommen, in Budapest Subventionen zum Zwecke der Bestechung der deutschen Zeitungen in Westungarn zu sammeln. Ob es gelungen ist, ist natürlich nicht bekannt geworden. Jedenfalls erschien kurze Zeit darauf die von den ungarischen Herren sehr propagierte »Christliche Ödenburger Zeitung«, die für Friedrich und das ungarische Vaterland schwärmte und es als die einzige Pflicht des deutschen Bauers bezeichnete, gut christlich und ebensogut ungarisch zu bleiben. Oberst *Lehar verteilte Waffen* an die westungarische Bauernschaft. Diese Waffen sollten ein Zeichen des Vertrauens bedeuten und waren eine Aufforderung, sich gegen ein eventuelles Eindringen der »bolschewistischen« Volkswehr zu verteidigen. Der westungarische Bauer war geblendet von dem Glanz der goldenen Portepees und Versprechungen. Er glaubt an Ungarn. Er mißtraut Deutschösterreich. Dem Deutschösterreich mit der »jüdischen« Regierung. Gegen die Deutschen wurden keine Gewalttaten verübt. Verhaftet wurden nur Kommunisten und Juden. Da halfen die Deutschen redlich mit. Die ungarischen Herrschaften waren viel zu klug, um Terror gegen den deutschen Bauer auszuüben. Die Nachrichten, die darüber hierhergelangten, waren falsch.

Dr. Gregorius

Dem Oberstleutnant Dr. *Gregorius*, einem Siebenbürger Sachsen, wurde von einer Korrespondenz der Vorwurf gemacht, daß er Anschlußfreunde verhaften und in Ketten legen lasse. Ohne den Dr. Gregorius zu kennen, traf ich zufällig mit ihm zusammen. Ich lernte in ihm einen Menschen von fanatischem Rechtsgefühl kennen, einen philosophisch geschulten Denker und einen Vegetarier, der kein Huhn speisen kann, weil er gegen jeden Mord ist. Ich unterhielt mich mit ihm zwei Stunden lang über Christus, die Entwicklung der Menschheit und die Rassenzucht. Dieser Mensch soll jemanden in Ketten gelegt haben! Ganz abgesehen davon, daß es in ganz Sauerbrunn, wo Dr. Gregorius Kommandant ist, keine einzige Handschelle gibt! Dr. Gregorius hat wohl Verhaftungen vorgenommen, aber in Fesseln gelegt hat er keinen.

Wer ist ein Kommunist?

Ein Kommunist ist jeder, der ein ausgesprochen jüdisches Aussehen hat. Die aus dem Feldbacher Lager an die Grenzorte kommandierten Offiziere sind fanatische Judenfresser. Daß sie in ihrem Judenhasse, der eigentlich Kommunistenhaß ist, es sich nicht nehmen lassen, hie und da Prügel auszuteilen oder ganz ruhig zuzusehen, wie *Ennsbruder* von der Eskorte niedergeknallt wird, ist nur natürlich. Denn diese Feldbacher sind ein eigenes Völkchen mit eigenen Sitten und Weltanschauungen. Sie verachten nicht nur jeden Zivilisten, sie verwechseln ihn sogar mit einem Juden und diesen mit einem »Kommunisten«. Ihnen gegenüber sind die Zivilbehörden machtlos und die Stabsoffiziere ohne Einfluß. Im Kupee hörte ich, wie sich ein Feldbacher Unterleutnant rühmte, bei der Ermordung Ennsbruders mit dabeigewesen zu sein, und wie er auf die Vorwürfe eines Stabsoffiziers nur trotzig erwiderte: Alle müsse man so hinmachen. Aus diesem westungarischen Militär entwickelt sich allmählich eine Soldateska, und aus den Offizieren werden Landsknechte. Es sind Leute, die selbst Unsägliches von Tibor *Szamuely* gelitten haben und die ein unauslöschlicher Blutdurst immerfort quält. Allmählich wachsen sie auch *Lehar* selbst über den Kopf und den älteren, besonnenen Stabsoffizieren.

Die Bevölkerung und der Anschluß

So kommt es, daß, was die deutschnationale Propaganda und die »Fürstenfelder Nachrichten« nicht zustande brachten, die Feldbacher Offiziere taten. Juden und Arbeiter möchten gerne nach Deutschösterreich. Die Bauern nicht sehr gern. Auch die christlich-deutsche Stadtbevölkerung nicht. In Sauerbrunn verkaufte gestern ein Kolporteur die Extra-Ausgabe mit der Nachricht, daß der Anschluß durchgeführt würde, und die deutsche Frau rang verzweifelt darüber die Hände: »Bela Kun kommt wieder ins Land!«
Die Bauern kümmern sich in ihrer eisernen Ruhe um den Friedensvertrag gar nicht. Sie gehen ruhig ihrer Feldarbeit nach und lassen sich Zeit bis Sonntag. Dann wird man darüber sprechen. Und wenn Bela Kun wirklich kommen sollte, so hat man dagegen ja Mittel. Hilflos ist man nur gegenüber dem unerbittlich eintretenden Preisrückgang. Denn der Ochs wird – wenn der Anschluß kommt – billiger werden. Der Bauer nicht um ein Haar besser...
Auch die paar tausend Zigeuner, die wir mitbekommen, kümmern sich um den Anschluß nicht. Ich glaube, sie werden in Deutschösterreich zu einem Problem werden.

Pogrome

Man hat das Christentum zu Agitationszwecken gepachtet. Da man die nötige Liebe nicht aufbringen kann, um sein Christentum zu beweisen, bringt man den nötigen Haß auf und widerlegt es. Noch nie ist mit dem Namen Christi schändlicherer Mißbrauch getrieben worden als jetzt in Ungarn. Der spanischen Inquisition konnte man wenigstens die Naivität des Mittelalters zugute schreiben. Aber dieser neuzeitliche Antisemitismus ist politische Geschäfts- und niemals Überzeugungssache. Wenn es wahr ist, daß man die Kultur eines Volkes danach abschätzt, wie es seine Juden behandelt, so müßte man die ungarische Kultur nicht sehr hoch einschätzen. Zum Glück ist wenigstens, was Westungarn betrifft, die Judenhatz, wie übrigens auch bei uns, nur der Zeitvertreib der Halbgebildeten, der Pseudointelligenz. Die Behörden und jene Stellen, die man die »maßgebenden« nennt, *tun das Mögliche,* um Ausschreitungen zu verhindern. Der Mob befriedigt seine bestiali-

schen Gelüste in derselben Weise wie unter der Kommunistenherrschaft. War die Losung früher: Bourgeois! so heißt sie jetzt: Jud! Die große Bauernschar aber strömt ihren ganz wilden Haß, von christlichsozialen Leitartikelfedern aufgestachelt, gegen den Kommunismus aus. Und Kommunismus heißt: Judenschaft! So sagt Herr Lingauer, der Herr Chefredakteur und Leitartikelschreiber.

Solange dieser Herr *Lingauer* nicht im Lande weilte, war es ruhig. Kaum war er zurückgekommen, so setzte er sich an den Schreibtisch und machte in Judenhatz. Das Land sollte christlich werden. Es wurde christlichsozial, d.h. antisemitisch. Die Offiziere, die sich massenhaft in die neugebildete Lehar-Armee meldeten, bestanden zum größten Teile aus Opfern des Kommunismus. Entweder aus Geflüchteten und in die Heimat Zurückgekehrten oder aus jenen, die von den Kommunisten in der unmenschlichsten Weise geprügelt, ausgehungert, gequält, mißhandelt worden waren. Der junge Fähnrich, der vom Leben nicht mehr kannte als das Dienstreglement und die Bestandteile des Gewehres, dessen Gehirn Gelenksübungen kontrollierte statt der Funktionen des Denkens, dessen Seele unbeschwert war von Problemen und dessen Auge wohl die Fähigkeit besaß, mit dem Feldstecher feindliche Schleichpatrouillen, aber niemals Ursachen und Zusammenhänge zu erkennen, sah in seinen Peinigern nicht Kommunisten, sondern Judenbengel. Ein siebzehnjähriger Judenjüngling war es, der einem auf dem Boden liegenden, zu Tode mißhandelten Offizier noch fünf Revolverschüsse nachsandte. Ein Jude, der die junge Frau eines Oberleutnants so lange schlug, bis sie taub wurde. Das alles spielte sich vor der Feldbacher Internierung ab. Von daher kommen die Offiziere der Leharschen Armee. Sie sehen in jedem Juden einen Kommunisten und in jedem Kommunisten ihren persönlichen Todfeind. Die jüngeren unter den Offizieren glaubten, sich an Tibor Szamuely am besten dadurch zu rächen, daß sie ihn nachahmen. Die älteren Offiziere sahen ein, daß Gewalt nur Gewalt erzeugt, und haben Angst vor dem Ruf des »weißen Terrors«. Sie bemühen sich ehrlich und aufrichtig, Gewalttaten gegen Juden zu verhindern. Aber da es in der Lehar-Armee viel mehr Fähnriche als Stabsoffiziere gibt, kann nicht hinter jedem Fähnrich ein Stabsoffizier stehen. Lehar schreibt Befehle und Erlässe. Aber eindringlicher als Erlässe sind die Leitartikel, die Herr *Lingauer* schreibt.

Allerdings kann den Juden vieles vorgeworfen werden: Sie treiben un-

erhörten Schleichhandel, hamstern Blaugeld und was sonst noch der unangenehmen Dinge mehr sind. In *Karszthey* begingen die Juden den groben Fehler, einen ihrer angesehensten Mitbürger, Bela *Berenyi*, mit einer Bitte an Vazsonyi nach Budapest zu entsenden und die – *rumänische Besetzung* zu verlangen. Bela Berenyi wurde verhaftet, dann zwar wieder freigelassen, aber Herr Lingauer triumphierte.

Wer ist Lingauer?

Ein etwa 45jähriger Mann, groß, schlank, mit einem interessanten Schmiß im Gesicht, erklärter Damenfreund und -liebling. Sohn eines österreichischen Beamten, der in der Bachschen Ära nach Ungarn gekommen war. *Lingauer* wurde Journalist, Redakteur des »Vasvar Megye« und gehörte allen Parteien an. Er war Mitglied der Freimaurerloge von Steinamanger, machte Schulden, ließ sie sich von der Loge bezahlen und mußte infolgedessen austreten. Seit damals machte er in Antisemitismus. Jetzt ist *Lingauer* mehr Herr in Westungarn als Lehar oder der Bischof. Es gibt wohl keine Leharbuben, wohl aber Lingauerbuben, junge Feldbacher Offiziere, die sich allabendlich damit vergnügen, Pogromlieder im Kaffeehaus zu singen. Pogromlieder sind auch die meisten Leitartikel Lingauers. Diese Leitartikel bilden den Gesprächsstoff in ganz Westungarn bei Juden und Antisemiten. Sie bilden Gesprächsstoff und Veranlassung zu Schikanen jeder Art. Die jüdischen Reserveoffiziere, die sich in die Bürgerwehr gemeldet hatten, wurden beim Einzug Lingauers und der Feldbacher »aus Familienrücksichten beurlaubt«. Die sogenannte Husarenkaserne wurde gefürchteter Schauplatz von Judenprügeleien. Die Hauptrolle spielte dabei der Herr Hauptmann

Zolan alias Hirschler

Dieser gab sich für einen ungarischen Edelmann und Antisemiten aus und war einer der gefürchtetsten Rohlinge. Er war natürlich ein dicker Freund Lingauers, attackierte und schikanierte Juden, wo er sie traf, und ohrfeigte eines Tages einen jüdischen Kellner im Kaffeehaus. Dabei schimpfte er wütend auf die Juden. Auf diesen Lärm hin trat plötz-

lich ein Gast auf ihn zu und begrüßte ihn mit folgenden Worten: »Wie geht's, Herr Hirschler?« Es stellte sich heraus, daß Hauptmann Zolan Hirschler geheißen hatte und der Sohn eines jüdischen Kaufmannes war. Seit jener Szene war Hauptmann Zolan verschwunden.

Westungarische Existenzen

Westungarn ist heute ein Land von politischen Abenteurern, säbelrasselnden Offizieren und verprügelten Juden.
Für Deutschösterreich ist die starke antisemitische Strömung jedenfalls von Schaden wie alles, was Unruhen hervorzurufen geeignet ist. Es wird gelten, gut aufzupassen. Ich habe selbst bei vielen Bauern *Gewehre* und *Munition* gesehen. Die Waffen hatten die Bauern von Lehar erhalten, damit sie als Bürger- und Bauernwehr gegen die noch etwa im Lande befindlichen und einen eventuellen Putsch planenden Kommunisten kämpfen können. Ein hoher ungarischer Funktionär sagte mir: »Wenn wir uns zurückziehen, so lassen wir den Bauern die Gewehre. Die werden sie gegen – andere kehren.« Das heißt: Die Bauern werden gegen die deutschösterreichische »Judenregierung« losziehen. Eine Entwaffnung der Bauernschaft wird also notwendig sein. Das »Christliche Ödenburger Tagblatt«, dessen heutiger Leitartikel den schönen Titel trägt: »Der Bauer, der starke Fels in der roten Flut« und in dem Satz gipfelt: »Nur der Bauer... als Hüter der väterlichen Erde, der *deutsche* und *ungarische Bauer*« – dieses hochpatriotisch-ungarisch-patentiert-christliche Blatt wird gewiß, wie alle die andern seines Kalibers, auch in Deutschösterreich nicht aufhören, zu hetzen und zu schüren. Gefährlicher als Gewehre sind die Leitartikelfedern.
Die Feldbacher Offiziere werden die Besetzung um jeden Preis zu verhindern trachten. Ihre Existenz hängt an Westungarn. Die Entente wird eingreifen müssen, denn sie hat uns das Land zugesprochen.

Der Neue Tag, 5. 9. 1919

EIN PAAR WORTE (II)

Wir sind also, Gott sei Dank! so weit, daß eine Behörde offen zugibt, »nichts anderes zu tun, als was jeder einzelne für sich und zahlreiche Industrien für ihre Arbeiter tun«. Die Tabakregie gibt kund und zu wissen, daß sie Tabakfabrikate gegen Lebensmittel für ihre Arbeiter eintauscht, damit diese – Tabakfabrikate herstellen können. Daß es nur »verschwindende Mengen« sind, tut nichts zur Sache. Es handelt sich nicht darum, der Tabakregie ein Verfehlen nachzuweisen, sondern um die Feststellung der Tatsache, daß Deutschösterreich besteht, trotz der Strenge des Friedensvertrages. Und um den Beweis, daß Österreich nicht untergegangen ist. Dieser Beweis ist mit der Veröffentlichung der Kundmachung voll erbracht. Dennoch ist ein Fortschritt nicht zu leugnen: Die Behörden selbst geben zu, österreichisch zu sein. Ehemals pflegten sie zu behaupten, daß nur *wir* es seien, und uns dafür zu strafen. Ehemals war die Behörde mustergültig. Heute sind wir es. Früher hatten wir uns nach ihr zu richten. Heute richtet sie sich nach uns. Früher mußten wir, d.h. jeder einzelne, nichts anderes tun, als was die Behörde gestattete. Heute tut die Behörde nichts anderes, als was jeder einzelne tut. Wer ist schuld? Doch nicht wir. Aber auch nicht die Tabakregie. Denn ihre Arbeiter müssen essen, um Zigarren erzeugen zu können, also erzeugen sie diese, um essen zu können. Die Tabakregie ist eine Behörde und hätte die Pflicht, mustergültig zu sein. Aber sie ist eine österreichische Behörde, und »Österreich«, jener Begriff »Österreich«, der Verwirrung bedeutet, zwingt sie eben, das zu tun, was jeder Österreicher tut: die behördlichen Vorschriften nicht zu beachten. Der Schleier ist gefallen, und sichtbar wird die Ohnmacht der Behörde. Nicht ihr Verschulden. Sondern ihr Österreichertum.

Josephus

Der Neue Tag, 11. 9. 1919

DIE FREIKARTEN – ZEHN MILLIONEN

In der gestrigen Stadtratssitzung berichtete Bürgermeister *Neumann* über eine Besprechung des Verkehrsausschusses des Wiener Kreisarbeiterrates. Dieser beschwert sich über das Freikartenunwesen bei der Wiener Straßenbahn und teilt mit, daß der Verdienstentgang der Straßenbahn im letzten Halbjahr *zehn Millionen* beträgt.
Zehn Millionen verliert die Straßenbahn, d.h. verlieren wir alle, die wir *keine* Freikarten bekommen. Vierundzwanzigtausendfünfhundert Freikarten werden auf Grund von Stadtratsbeschlüssen zugestanden: der Polizei, der Feuerwehr, den Kriegsinvaliden, sonstigen »krüppelhaften Personen«, Wohltätigkeitsinstituten, Journalisten, Schülern und Lehrlingen. Außerdem fahren Gemeinde- und Bezirksräte umsonst, Waisenhauszöglinge und *siebentausend Volkswehrmänner*. Man begreift, daß die Polizei, die Invaliden, die Waisenhauszöglinge Freikarten erhalten. Aber bei der Feuerwehr stockt man schon. Fährt ein Feuerwehrmann im Dienst zu einer Löschaktion etwa in der Straßenbahn? Müssen Gemeinde- und Bezirksräte zu ihren Sitzungen umsonst befördert werden? Was für »Wohltätigkeitsinstitute« sind es, die Freikarten bekommen und die Wohltätigkeit des Stadtsäckels in Anspruch nehmen, um Wohltätigkeit auszuüben? Warum fahren siebentausend Volkswehrmänner umsonst?
Zehn Millionen Kronen in *einem* Halbjahr für Freikarten sind ein Luxus. Man gebe lieber noch ein paar Millionen drauf, und alle jene, die in die Kategorie der Begünstigten fallen, können mit Autos – zumindest aber mit Sonderautobussen – herumfahren und brauchen sich nicht totquetschen zu lassen. Man versteht die Verteuerung der Straßenbahnfahrten. Ich zahle sechzig Heller, um das Defizit der Straßenbahnverwaltung zu decken. Weil sie Begünstigungen ausübt, nötigt sie mich, auf der Plattform ihres Altars geopfert zu werden. Die Straßenbahnschaffner sind unzufrieden, die Motorführer sind unzufrieden, die Bevölkerung ist unzufrieden, und alles nur, damit vierundzwanzigtausendfünfhundert Menschen zufriedengestellt werden.
Nun, diese Debatte über die Freikarten ist eine wienerische Angelegenheit, und in keiner Stadtratssitzung der Welt wäre eine Straßenbahnverwaltung diskutabel geworden, bei der ein Defizit von zehn Millionen durch die Löcher ihres Verstandes herausschaut. Damit aber

aus der wienerischen eine *ur*wienerische Angelegenheit werde, teilte *Dr. Kienböck* mit, daß dieselben Arbeiterräte, die so mannhaft gegen das Freikartenunwesen auftreten, selbst um Fahrpreisbegünstigungen angesucht haben. Dadurch wird die Wiener Stadtratssitzung zu einem Schildbürgerstückchen. Die Arbeiterräte, erklärte sodann Stadtrat *Dr. Weigl*, seien mit ihren Ansuchen um Begünstigungen abgewiesen worden, hätten sich mit der Straßenbahnerorganisation in Verbindung gesetzt und bei dieser Gelegenheit von dem Freikartenunfug erfahren. Pflichtgemäß hatten sie es dann zur Anzeige gebracht.
Aus dem Mangel an genügenden Kenntnissen in Grammatik und Rechtschreiben wird ein Rat mit einem Rad verwechselt und aus der Eigenschaft des letzteren, sich zu drehen, auf die Notwendigkeit des ersteren, fahren zu müssen, geschlossen. Und die ganze Angelegenheit und die zehn Millionen wären nicht zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangt, wenn die Straßenbahndirektion sich nicht gegen ihr Prinzip versündigt hätte. In *einem* Falle versagte sie den Räten das Recht auf freie Fahrt. Hätten diese das Recht erhalten, sie hätten vermutlich geschwiegen. Aber in Wien ist das immer so: Erst wenn einem *recht* geschieht, fühlt er sich verpflichtet, das *Unrecht* aufzudecken. Wäre den Arbeiterräten Unrecht geschehen, d.h., hätten sie die Freikarten erhalten, so wäre es recht geblieben. Ein Glück, daß die Straßenbahnverwaltung nicht konsequent ist und keine Prinzipienfahrerin...

Josephus

Der Neue Tag, 18.9. 1919

DER BOXER

Es ist sehr feierlich in der Pause. Fünfzehn Minuten lang hält alle Welt den Atem an, während numerierte Kellner einkassieren. Wenn dann ein magischer Reflektor gegen die Bühne losgelassen wird, bläst alle Welt den Atem aus. Der Atem wird Stimmung und verdichtet sich mählich zur Weihe. Einfach: Bayreuth! Darüber ist nicht zu streiten. Als Beweis zitiere ich wörtlich jenes Pfffft!, das als zu Buchstaben kristallisierte Begeisterung Rauch und Schweiß ben-apollinischer Atmosphäre durchschneidet.

Wenn der Vorhang aufgeht, sitzt mein Kollege von der Sportrubrik, sonst ein ganz harmloser Mensch, mit drei Herren an einem Tisch auf der Bühne und hat knapp vor seinem Bauche eine Art Trommel hängen. Das wirkt imposant. Ein schlanker, glattrasierter Herr in einem zweifellosen englischen Jackett und einer überzeugend gelben Weste mit Perlmutterknöpfen erklärt von der Rampe herab in einem garantierten Englisch-Deutsch, das geradezu nach Seesalz schmeckt, Beginn, Wesen und angeblichen Zweck der Boxerei. Dann stellt er einen neuen Boxer vor, in dem er die »Ouehre« hat. Der Mann macht einen deprimiert-feierlichen Eindruck, etwa wie ein Konfirmand. Ein Smoking hält ihn mit einem Knopf gefesselt. Die Ärmel laufen ohne Übergang plötzlich in zwei ganz überwältigende Fäuste aus. Der Mann im Smoking verschwindet. Der Engländer verschwindet. Mein Kollege mit der Trommel verschwindet. Die ganze Bühne verschwindet. Ich sehe nur Fäuste. Eine Stimme stellt die Fäuste vor. Sie heißen: Harry Schwarz.

Die Fäuste bewegen sich nach hinten, offenbar die Folge einer Verbeugung des unsichtbaren Menschen, den sie repräsentieren. Die Bühne, der Engländer, ein begrenztes Viereck, mein Kollege mit der Trommel werden sichtbar. Ein Mann in einem geblümten Bademantel kommt, er wirft den Mantel ab. Lorgnetten, habt acht! Er steigt auf eine Waage. Fünfundsechzig! Der zweite. Siebenundsechzigeinhalb! Der Engländer triumphiert.

Die Boxer setzen sich. Männer in Hemdsärmeln fächeln mit Überzeugung und Handtüchern auf die Boxer los, massieren mit Franzbranntwein und Andacht. Die Boxer sitzen unbeweglich-erhaben wie indische Gottheiten.

Ganz unvermittelt schlägt mein Kollege von der Sportrubrik auf die Trommel: Gong! Die Boxer werden wütend. Zinnoberrote, behandschuhte Fäuste tänzeln, schwenken, stoßen, schieben, sausen durch die Luft. Zickzack und kreuz und quer. Dann erfolgt ein helles Dröhnen, wie wenn ein Pflasterstein auf eine Dachrinne fiele. Es ist nur ein Brustkasten. Sein Besitzer taumelt mitsamt seinem musikalischen Instrument. Mein Nachbar konstatiert: *solar plexus*. Plötzlich wirbeln zwei rote Fäuste um einen armen Kopf. Die Folge ist eine Watschen. Es ist ein Swing.

Mein Kollege schlägt auf die Trommel: Gong! – Pause. –

Noch einmal: Gong! Die Materie entlädt sich. Irgendwo blutet eine

Nase. Und noch eine. Die Nasen bluten gleichgültig. Waren es Nasenstüber? Nein! Es waren: upercuts. Stoische Nasen!
Brünstige Operngucker recken sich lüstern. Ein molliges Kichern kollert durch den Saal. Immer aber, wenn es am spannendsten und blutigsten wird, schlägt mein Kollege auf die Trommel: Gong! Welch ein Mann!...
Irgendwann nach dem achten oder neunten Gong erfolgt ein fürchterlicher Krach. Ein Kämpfer stürzte hin wie eine gefällte Ofenbank. Infolge des Herzklopfens der Zuschauer zittert das Bier in den Gläsern. Der Engländer zählt: Oueins, zouei, drei... Der Boxer rührt sich nicht. Unwiderruflich tot. Schad um den jungen Mann!
Bei »zehn« springt er auf. Bravoklatschen brandete um seine blutende Nase. Sieger und Besiegter stehen vereint da. Beide verneigten sich. Rührendes Bild der Großmut und Versöhnung. Es schreit nach einem Dichter!
Nach drei Kämpfen spielt die Kapelle einen Marsch unter Begleitung eines lebhaften Stuhlrückens. Die Begeisterung löst sich im Gespräch. 65 gegen 67½. Wie erschütternd!
Im Kaffeehaus drüben trink' ich dann ein Soda mit. Plötzlich schwanken Fäuste herein. Dann werden Menschen allmählich sichtbar. Ein Mister redt weanerisch. Mizzi will a Floschenbier. Siebenundsechzigeinhalb setzt sich, ohne Umstände, an meinen Tisch. Seine Fäuste reden englisch: upercut, swing. Und sein Auge übersetzt: a Watschen, daß dir obarinnt...
Ich rufe: Zahlen!!!

Josephus

Der Neue Tag, 23.9. 1919

MODERNE VEHIKEL

Der Fortschritt der Wiener Kultur, der nur deshalb so langsam ist, weil er wegen der Kohlennot die Elektrische nicht benützen kann und also zu Fuß gehen muß, ist schließlich müde geworden und hat den Krebsgang angetreten. Die Erfolge seiner neuen Gangart erscheinen deutlich sichtbar im Rahmen des Wiener Straßenbildes *anno* neunzehnhundert-

neunzehn. Selbigen Jahres ward nämlich die Elektrizität als Beförderungsmittel für untauglich befunden, und allerlei Vehikel aus vorvorigen Jahrhunderten sind aus den Schatten der Vergangenheit in das gedrosselte Tageslicht der heiteren Gegenwart hineingerollt. Auf der Wiener Ringstraße sind zum Beispiel folgende Fahr*un*gelegenheiten zu sehen:
ein Stellwagen aus dem Jahre siebzehnhundertundeins, der bis nun in den Archiven der Gesellschaft für Altertumsforschung von seinen weiten Fahrten geruht hatte;
eine »Wagenburg« aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, in der nach durchaus verläßlichen historischen Dokumenten der gottselige Wallenstein selbst gesessen ist, als er im Jahre 1634 eine Zusammenkunft mit seinen Offizieren im Pilsner Hauptquartier hatte;
ein zweirädriges Kabriolett, das Marie Antoinette bei gewissen Ausfahrten höchstpersönlich gelenkt haben soll;
eine *Diligence*, in der Metternich eine Reise nach Karlsbad unternommen hatte.
Außerdem noch: Zeiserlwagenruinen aus der Zeit Bauernfelds und Schwinds; zertrümmerte Postkutschen; Streifwagen mit improvisierten Sitzgelegenheiten aus Papierersatz. Schubkarren und Sänften fehlen noch.
Eine praktische Neuerung wären Pendelleichenwagen vom Schottentor zum Zentralfriedhof. Die Passanten würden um den Preis von sechzig Hellern – gewiß nicht zu teuer – auf den Friedhof hinausbefördert und könnten sich dort alsogleich halblebendig begraben lassen, um dem Wiener Winter leicht und schmerzlos zu entgehen.
Die Behörden seien hiermit darauf *nachdrücklich* aufmerksam gemacht!

Der Neue Tag, 23.9.1919

DIE KUGEL AM BEIN

Fünf Jahre lang waren wir eingezwängt in verlogene Begriffe. Das Vaterland war Kerker, die Pflicht eine Handschelle, und Kerkermeister war die Phrase. Das Schlüsselloch war verstopft mit einem Leitartikel.

Durch das Gitter unserer Stacheldrähte blickend, sahen wir wieder nur Kerker. Es war eine Welt aus Vaterländern. Man war Staatsbürger, eingerückt, Held, Häftling. Das Vaterland führte jeden im Munde und der Magistrat in Evidenz. Möglichkeiten waren zwar vorhanden. Es konnte geschehen, daß ein Wunsch, ein Wille stärker ward als das System. Aber der Rapport war die Barriere, deren Überwindung erst Erfüllung verhieß. Die Freiheit war in Urlaube eingeteilt und auf Urlaubscheine in Rationen erhältlich. Es gab keine persönliche Freiheit. Es gab nur Gebührenurlaube und solche aus dringenden Familiengründen. Bis die Revolution kam und sozusagen die Kerker sprengte.
Dennoch wollten wir im Kerker bleiben. Es hätte ja sein können, daß die Grenzen der neuentstandenen und der alten Staaten Eintrittspforten mit Willkommensgrüßen für nachbarliche Gäste werden. Die Grenze hätte in der Hauptsache den Zweck haben können, überschritten zu werden. Jetzt hat sie den, eingehalten zu werden. Möglichkeiten sind ja vorhanden. Es kann geschehen, daß ein Wunsch, ein Wille stärker wird als das System. Man kann Grenzen unter Umständen auch überschreiten. Aber nicht grundsätzlich. Es sind keine Grenzen mehr. Es sind – Rapporte ...
Unsere Generation hat die Notwendigkeiten des Militarismus ins Zivile übersetzt. Der Tag dauert immer noch von der »Tagwach« bis zur »Retraite«. Außerhalb dieser Grenzen des Tages gelten nur Erlaubnisscheine. Stärker als alles Eisen, das im Kriege verschossen wurde, erwies sich die Materie, die unser Zeitalter beherrscht: das Papier. Die Legitimation mit Fingerabdruck. (Das Lichtbild ist *nur* aus Gründen der Tradition und Bequemlichkeit üblich.) Von der Galeere der großen Zeit sind wir glücklich an den Strand des Alltags gesetzt. Aber wir schleppen immer noch die Kugel am Bein mit: den Paß.
Unter hundert Menschen sind kaum fünf, die nicht einen Paß in der Brusttasche führten. Ein Stück Vaterland. Die Behörde, eine Institution zur Verbreitung von Wirrnis und Schikane, will wissen, wer ich bin. Ich sträube mich dagegen. Alles in mir, was wert ist, Ebenbild Gottes zu heißen, lehnt sich gegen die Zumutung auf: alle Zufälligkeiten meiner Vergangenheit in der Brusttasche führen zu müssen. Ich bin ich. Unabhängig von Vaterstadt, Zuständigkeitsort, Aufenthalt. Nicht, was mich von den anderen unterscheidet, darf ich mit mir führen, sondern was mich ihnen gleichmacht. Daß ich im Jahre

soundso in der Stadt soundso geboren bin, macht mich erst lebensfähig. Ich bin nichts anderes als Paßbesitzer, vom Paß besessener Staatsbürger.
Früher war ich wenigstens Held. Ich trug das Gewand des Häftlings, aber in der Überzeugung, daß es der Rock des Kaisers und ein Ehrenkleid sei. Dieses nun mußte ich ablegen. Geblieben aber ist mir die Nummer jener Zelle, die ich fünf Jahre bewohnte: der Paß. Er macht mich nicht zum Helden. Er berechtigt mich nicht zu hohen Ansprüchen. Er hat nichts mit meinem irregeführten Idealismus zu tun. Er verrät nicht einmal meine Heimat. Er konstatiert nur jene Sorte von Heimat, die durch Polizei, Bezirkshauptmannschaft, Magistrat repräsentiert wird und keine Heimat ist, sondern ein papierener, stempelbesäter Begriff: Staatsbürgerschaft.
Der Paß beweist nicht, daß ich – ich bin. Er beweist, daß ich irgendein Ich bin. Daß ich Staatsbürger bin. Mein Staat ersuchte durch eine Inschrift auf meinem Paß alle Behörden, mich ohne Schwierigkeiten passieren zu lassen. Das Gegenteil ist die Wirkung. Man müßte glauben, eine Gesandtschaft, also eine Behörde, dürfte mit einiger Aussicht auf Erfolg eine Grenzkontrollstelle, also auch eine Behörde, um eine Gefälligkeit bitten. Die Grenzkontrolle tut das Verkehrte von dem, worum sie ersucht wird. Ich zweifle an der Ehrlichkeit meines Staates. Jene Bitte ist eine Tücke, eine Hinterlist, um mich hineinzulegen. Wie konnte ich nur annehmen, daß ein Staat, der mich drei Tage lang auf ein Visum warten läßt, es mit mir gut meint? Sie stecken zusammen, alle beide: der Staat und die Grenzkontrolle. Sie wollen mich vernichten. Der Paß ist ein Uriasbrief.
Ich sträube mich mit Recht gegen meine Vernichtung. Ich lehne mich auf. Ich will mir meine Vergangenheit nicht vidieren lassen. Meine Physiognomie gehört ganz mir. Gott hat sie mir geschenkt. Wie kommt man dazu, das Ebenbild Gottes durch einen Kautschukstempel zu verunzieren? Ist das nicht Gotteslästerung?
Aber die Behörde behauptet, daß der Paß nur zu meinem Guten da sei. Ich könnte nämlich nicht Schriftsteller, sondern eine Art Verbrecher sein. Der Paß überzeugt die Behörde, daß ich *nur* Schriftsteller bin. Also prädestiniert zum Schikaniertwerden. Alle, die mit mir die gleichen Anlagen für die Passion haben, sind also mit Pässen ausstaffiert und sozusagen anständige Menschen. Warum werden sie, gerade sie, also immer des Gegenteils verdächtigt?

Weil die andern – auch Pässe haben. Und zwar noch mehr Pässe. Hochstapler haben fünf Pässe, Schmuggler zehn, politische Abenteurer zwanzig.
Aber diese Pässe sind nicht Beschwer. Sie bedeuten im Gegenteil volle persönliche Freiheit. Ein Häftling, der zwanzig Zellen zugleich bewohnt, sitzt in keiner.
Nur wir, die Harmlosen, sind die Opfer des Systems. Wir hatten Stacheldrähte aus Eisen, nun haben wir solche aus Papier. Jene konnte man zerstören, diese zerstören nur uns. Sie sind scheinbar schwach, harmlos; man kann ihnen nichts nachsagen, nichts anhaben. Aber sie sind tückische Verräter unserer Vergangenheit und verbittern uns unsere Gegenwart.
So konnte eine Revolution zwar staatliche Selbständigkeit schaffen. Aber teuer erkaufen mit persönlichen Freiheiten. Sie konnte uns von der Galeere befreien.
Aber die Kugel am Bein schleppen wir mit durch unsere Tage, die erfüllt sind von Sehnsucht nach Ferne und Wunderland. Die Kugel am Bein, den Paß.

Der Neue Tag, 28.9. 1919

STREIFLICHTER

Das moderne Kino hat das alte Puppentheater verdrängt, aber manche Theaterpuppen herübergenommen.

Wie glücklich ist doch der Filmschauspieler: Er darf über das Publikum die *Wahrheit* reden, während dieses glaubt, er spiele ihm eine *Lüge* vor...

Ein Kinobesitzer macht nie *glänzende* Geschäfte, höchstens *flimmernde*...

Der einzige Unterschied zwischen dem wirklichen Leben auf Erden und dem vorgestellten auf der Leinwand ist *nur* der: Die Erde ist *rund*, und die Leinwand ist *flach*.

Am 7. Tag wollte sich der liebe Gott nicht mehr anstrengen. Deshalb ruhte er am Vormittag, am Nachmittag erschuf er die Sonntagsvorstellungen: Sie sind auch danach.

Der erste Sensationsfilm der Welt hieß: Auszug der Juden aus Ägypten ...

Als dem lieben Gott gar nichts mehr einfiel, erschuf er den ersten Liebhaber: Adam. Die modernen Filmautoren tun das gleiche ...

Peter Schlemihl war der erste Kinoschauspieler: Er verkaufte seinen Schatten für Tantiemen ...
Allerdings dem Bösen und nicht einem Filmunternehmer. Aber wo ist der Unterschied?

Mit »Streiflichtern« ist es eine traurige Sache: Wem sie *nicht* gefallen, der versteht sie nicht, wer sie versteht, dem – gefallen sie nicht ...

Die Filmwelt, 3. 10. 1919

DEUTSCHÖSTERREICH 1930

Ein Kapitel aus einer Weltgeschichte

Nachdem die Nationalversammlung aufgelöst war, schwankte nur noch das Charakterbild des Staatskanzlers, von der Parteien Koalition und Neid verwirrt, eine Zeitlang in der Geschichte herum. Schließlich versank auch dieses im Chaos der staatlichen Trümmerhaufen. Es kam die Zeit des herrschaftslosen Anarchismus, das Pierre Ramussche Zeitalter, in dem die Ostjuden mit Abreisendmachungen Schleichhandel trieben und den Deutschnationalen die Leopoldstadt überließen. Pierre Ramus hatte Polizei und Stadtschutzwache aufgelöst. Als die Wachleute vor dem Rathaus in einer Versammlung stürmisch ihre Monatsgehälter samt Zulagen verlangten, machte ihnen ein herrschaftsloser Anarchist den Vorschlag, auf das Geld zu verzichten und nur eine Genugtuung zu fordern. Diese erhielten die Demonstranten tatsächlich: Jeder Wachmann wurde zu seinem eigenen Polizeipräsidenten er-

nannt. Diebstahl, Mord, Raub und Plünderung kamen nur noch bei den politischen Parteigrößen vor. Gemeine Verbrechen gab es überhaupt nicht mehr, da alle Staatsbürger, die eine mehr als einmonatige Kerkerhaft nachweisen konnten, den Titel Edelverbrecher führen durften. Es war der einzige Adel, den die Republik Deutschösterreich verleihen konnte.

Schließlich aber übermannten Hunger und Entbehrungen aller Art das Volk. Es rottete sich zusammen, um zu demonstrieren, entdeckte aber zu seinem großen Schrecken, daß es keine Regierung gebe, der man seinen Unwillen zeigen könnte. Infolgedessen beschloß jeder für sich, sich selbst abzusetzen. Also geschah es auch. Am nächsten Tage kamen die abgesetzten Staatsbürger auf jenem Platz zusammen, der einst der Rathauspark geheißen hatte und der infolge der Kohlennot allmählich abgeholzt worden war. Es war nur noch ein freier Platz geblieben, den man »erweiterter Rathaus- und Demonstrationsplatz« nannte. Dort beschloß das Volk Deutschösterreichs, auf Grund des Wilsonschen Selbstbestimmungsrechtes der Völker für den Anschluß an die Vereinigten Staaten zu stimmen. Infolge des völligen Papiermangels gab es keine Stimmzettel. Es wurde mittels Handhebens abgestimmt, wobei es sich erwies, daß mit Ausnahme der Deutschnationalen alle Versammelten für den Anschluß waren. Die Deutschnationalen allein behaupteten, aus nationalen Gründen gegen den Anschluß zu stimmen, weil Kolumbus großmütterlicherseits ein Jude gewesen sei.

So kam also zum großen Schrecken Amerikas der Anschluß zustande. Amerika sah sich vor die überaus schwere Aufgabe gestellt, einen Staat, der gar nicht da war, zu entdecken. Eine Expedition wurde ausgerüstet unter Leitung des Mr. Harry Tompson, dem es nach vielen Irrfahrten schließlich gelang, einen Menschen ohne Kopf zu finden. Mr. Tompson schloß sofort, daß der Mann ohne Kopf ein Deutschösterreicher sein müsse. Der Mann wurde angehalten. Es stellte sich heraus, daß er einer der letzten deutschösterreichischen Staatssekretäre war. Dieser führte nun die Expedition nach Deutschösterreich, wo die Amerikaner mit großem Jubel aufgenommen wurden.

Nun ging es an die Arbeit. Hunderttausend amerikanische Elektroingenieure und Mechaniker wurden ins Land berufen. Es galt zuerst, den Deutschösterreichern auf elektrischem Wege neue Köpfe aufzusetzen. Bei dieser Gelegenheit konnten sich die Ostjuden an den Antisemiten rächen, indem sie jedem Antisemiten einen prononciert jüdischen

Kopf verkauften, so daß man schließlich Arier von Semiten äußerlich nicht mehr unterscheiden konnte. Auch kam dieser Handel den Antisemiten gar nicht so übel zu stehen. Sie hatten, seit der Gründung ihrer Partei, zum erstenmal Gelegenheit zu denken.
Jede Demonstration wurde verboten. Die Straßen wurden von amerikanischer Polizei abgesperrt und die Arbeitslosigkeit mittels Dekret aufgehoben. So sahen sich die Deutschösterreicher genötigt zu arbeiten. Die großen politischen Parteien bekamen ihre besonderen Arbeitsfelder zugewiesen. Die Christlichsozialen mußten die Kirchen instand setzen und schadhafte Heiligenbilder ausbessern. Die Sozialdemokraten mußten zwar aus der Koalition ausscheiden, dafür erhielten sie aber sämtliche Hausmeisterstimmen für eine kommende Wahl zugesichert. Also triumphierten sie über die Christlichsozialen. Sie hatten außerdem noch die Aufgabe, die unfähigen Politiker ihrer Partei herauszusuchen und deren Namen auf einem Zettel alphabetisch aufgeschrieben dem Präsidenten Wilson einzuhändigen. Diese Arbeit war so schwierig und nahm so viel Zeit in Anspruch, daß sie zu keiner anderen Beschäftigung kommen konnten. Die Deutschnationalen wurden in Anbetracht ihrer pogromistischen Leistungen zu Prima-Boxkämpfern im Ben Tieberschen »Apollo« ernannt, wo sie jeden Abend fünfundzwanzig polnische Juden niederboxen durften. Die Leopoldstadt wurde als palästinensische Kolonie eingerichtet und den Jüdischnationalen freigegeben. Die sogenannten bürgerlichen Parteien, die eigentlich nur aus Zeitungspapier bestanden, wurden nach Amerika transportiert, wo ihnen das Gruseln ausgetrieben werden sollte. Das einzige, was den Amerikanern *nicht* gelang...
Deutschösterreich ward so eine amerikanische Kolonie mit einem Gouverneur an der Spitze und einem Parlament, das das »weiße Häuschen« genannt wurde und zugleich auch anderen Zwecken diente. Ruhe, Fleiß und Ordnung kehrten in das Land, und alle Deutschösterreicher lebten von nun an sorglos und friedlich miteinander.

Der Neue Tag, 5. 10. 1919

DIE TYRANNEI DER STUNDE

Um ein Abendessen kaufen zu können, versetzte ich meine silberne Remontoiruhr. Als ich das Versatzamt verließ, war ich froh wie noch nie. Alle Menschen, die da herumgingen, hingen mit ihren Uhrketten an der Zeit. Sie trugen Despoten in der Westentasche. Sie selbst sorgten für das Wohlergehen und die Unversehrtheit ihres Tyrannen. Sie kauften sich ihre Abhängigkeit. Verkauften sich ihrem Sklavenhalter. Ich allein war der unerträglichen Sklaverei entronnen. Ich habe mich losgekauft. Ich zahle ein paar Heller wöchentlich für meine Freiheit. Mein Despot liegt, wehrlos und unschädlich gemacht, in einer kleinen Holzschachtel und in einem sorgsam verwahrten Fach. Ich höre nicht mehr sein Ticken: Pflicht, Pflicht, Pflicht, Pflicht... er kündet mir nicht mehr die Stunden meines Sterbens. Um mich rauscht der Flügelschlag der Ewigkeit. Ich kenne keine Zeit und schwimme in der Unbegrenztheit. Ich höre die Sphärenmusik des Weltenraumes. An meine Uhrkette heftete ich eine kleine eiserne Kugel. Eine Kugel: rund, ohne Anfang, ohne Ende. Ewigkeit statt der Zeit. Ich fühle mich ganz Gottheit.
Ich vergaß meinen Hunger. Plötzlich höre ich den gedämpften Schlag einer Pendeluhr im Zimmer meiner Vermieterin. Da werde ich hungrig.
Aber als ich zum Gasthaus kam, war es gesperrt. Ich ging hungrig zu Bett.
Am nächsten Morgen löste ich meine Uhr wieder aus.

Im Zählen, Messen, Wägen offenbart sich die Ohnmacht der menschlichen Natur. Was sie nicht zu erfassen vermag, tastet sie mit der Elle ab. Die »Einteilung« ist die Folge einer Verlegenheit. Wenn ich kein Geld zum Leben habe, so »muß ich mir's nur einteilen«. Ich »rationiere« meine Armut. Rationierte Not ist keine Not. Wir »fassen« Hunger auf Brotmarken. Alle Elemente werden rationiert. Lange noch ehe man die ganze Erdkugel kannte, teilte man sie in Meridiane und Parallelkreise. Unser Auge vermag nicht in die Sonne zu sehen, aber ihren Durchmesser haben wir berechnet. Der Arzt kann deinen Krebs nicht heilen, aber er rechnet dir vor, wann du ungefähr sterben wirst. Wir messen alles: das Jenseits, die Raumlosigkeit, die Gottheit. Wir wägen den

Haß, je nach seinem Umfang, nach Ohrfeigen, Dolchen, Revolvern, Maschinengewehren, 42-Zentimeter-Kanonen. Wir messen selbst die Liebe mit dem Thermometer und lesen die Temperatur des Temperaments ab. (Ich liebe dich. So, daß ich für dich sterben könnte... oder so, daß ich deinetwegen keine Scherereien haben will.) Jede Erscheinung, Mensch und Werk, dessen Größe wir nicht erfassen, messen wir nach dem Metermaß der Kritik. – Ich habe keine Zeit; du mußt sie dir »nur einteilen«! Kauf dir eine Uhr, und häng dich an sie mit einer Kette! Vorsichtig! Daß du ihr nicht etwa gestohlen wirst oder verlorengehst in der Elektrischen! Sie muß auf dich achtgeben können. Die Ewigkeit könnte dich ihr stehlen.
Aus dem Bedürfnis heraus, die Zeit, die unbeschränkt über uns verfügt, zu unterjochen – haben, gewinnen, verlieren zu können –, erfanden wir die Stunde, die Uhr. Weil sie uns durch Glocke und Ziffer anzeigt, wieviel die Zeit schon von uns hat, bilden wir uns ein, wir wüßten schon, wieviel wir von ihr haben. Und der »praktische« Angloamerikaner erfand einen noch deutlicheren Maßstab: Zeit ist Geld! Niemand sieht die Verwechslung. In einem Bruchteil der Zeit gewinne ich einen so und so großen Teil des Geldes. Das Geld habe ich. Die Zeit aber hat mich. Und kein Mensch macht die einfache Probe durch mathematische Umkehrung: Kann ich um zwei Kronen zwei Stunden kaufen?
Nein, wir täuschen uns gerne und mit Überzeugung. Wir dachten, die Zeit durch die Uhr besiegt zu haben, nun unterjocht uns die Stunde. Wir können ihr nicht entrinnen. Das von uns selbst errichtete Götzenbild fordert uns selbst zum Opfer. Um ein Uhr fünf geht mein Zug; um elf Uhr drei Minuten fünfundzwanzig Sekunden beginnt der Angriff. Alles – Wahrnehmbares, Nichtwahrnehmbares – richtet sich nach der Uhr. Um zwei Uhr elf Minuten tritt die Sonne in den Wendekreis des Krebses. Um zehn Uhr, keine Sekunde früher oder später, fällt es dem Frühling ein zu beginnen. Und der Sonnenfinsternis, »partiell« einzutreten. Um ein Uhr wirst du geboren. Um zwei Uhr kommt der Tod, dich zu holen. – Du bist Schauspieler. Pünktlich um halb acht mußt du König Lear sein. Sonst zischt das Publikum. Es nimmt Partei für die von dir sündhaft verhöhnte Gewalt der Stunde. Um elf Uhr mußt du wieder du sein. Wenn du noch immer König Lear bist, giltst du als Wahnsinniger.
Wenn meine Uhr allen anderen Uhren der Stadt um fünfzehn Minuten

»vorgeht«, kann ich mich morgens nicht ruhig ankleiden und frühstücken. Wenn sie »zurückgeht«, lasse ich mir gerne einreden, ich könnte noch liegenbleiben. »Es ist Zeit!« – Erwache, Mensch! Es ist nicht »Zeit«! Es ist ein Räderwerk, das dich unterjocht, dem du ausgeliefert bist, das dich suggerierend bannt, dem du glauben und gehorchen mußt.

Auf meinem Weg ins Büro brauche ich überhaupt keine »Zeit«. Die Uhr des Versorgungshauses in der Währingerstraße zeigt halb zehn. Die der Votivkirche fünf Minuten vor halb zehn. Die elektrische Uhr am Schottentor fünf Minuten über halb zehn. Aber die Uhr am Stephansplatz, die letzte auf meinem Weg, zeigt – halb zehn. Und ich – freue mich über meine Schnelligkeit.
Als ich von der äußersten Grenze Sieverings zur Arbeit ging, um Zeit in Geld umzuwechseln, *gewann* ich sogar »Zeit«. Ich ging um acht Uhr fort. Schon um halb acht war ich am Währingergürtel. Um ein Viertel acht in der Nußdorferstraße.
Als ich in die Redaktion kam, war ich ein Säugling.

Erst die Liebe lehrte mich Gewalt über die Uhr gewinnen.
Ich liebte. Ich suchte die Zeit zu hintergehen und stahl ihr täglich ein paar Stunden. Um acht trafen wir uns. Um halb zehn schob ich den Zeiger um eine Stunde zurück. Wir hatten nur bis zehn Uhr »Zeit«, uns zu lieben. Meine Uhr zeigte zehn, als wir aufhörten. Aber es war halb eins, als ich zur Votivkirche kam. Ich konnte und konnte die Uhr nicht bezwingen.
Nun kam mir ein Einfall. Er war einfach wie das Ei des Kolumbus. Ich begriff, daß die Stunde hohl ist. Ein Gefäß für das Geschehen. Und ich stopfte die Sekunden voll mit dem Glück meiner Liebe. Die Minuten mit der Überfülle meines Herzens. Und goß Ewigkeit in die Stunden. Sekunden, Minuten, Stunden sprangen, barsten, liefen über. Glockenschläge ertranken rettungslos im Meer meiner Liebe. Die Uhr ward machtlos. Ich hatte sie bezwungen.
Man kann eine Stunde nicht »gewinnen« oder »verlieren«. Man kann ihr Sklave sein oder ihr Herr. Man bezwingt sie, indem man sie *ausnützt*, d.h. erfüllt.

Der Neue Tag, 5. 10. 1919

DER NEUE HOFPARK

Zwischen dem Staatsamt für Äußeres und der Rückfront des Modena-Palais, in dem der Staatskanzler residiert, gegenüber dem seitlichen Burgeingang in der Schauflergasse befindet sich eine weite Rasenfläche. Lange Zeit war sie unbenützt. Die monarchische Regierung nahm selbstverständlich keine Rücksicht auf die nachrevolutionäre Wohnungsnot. Man hielt den Rasen für einen dringenden Staatsakt und ließ infolgedessen – Gras darüber wachsen. Freilich gab es der Hofparks genug. Hätte man etwa noch einen schaffen sollen?
Aber die Republik braucht einen neuen Hofpark. Schönbrunn gehört den Invaliden. Und die neue Dynastie war sozusagen heimatlos. Freilich, ein Büro hatte der Staatskanzler noch. Aber konnte man etwa in einem Büro wie in einem Schönbrunnerpark als alter Herr sorgenschwer sitzen? Nicht nur das alte Lied verlangte nach einer sinngemäßen Textänderung. Auch die Autorität forderte ihren Rahmen. Eine Majestät ohne Park aber ist ein Unsinn. Ein Staatskanzler, der in einem Büro arbeitet – wodurch unterscheidet er sich von einem simplen Diener des Staates? Aber ein Staatskanzler in einem Park – den nenn' ich einen Staatskanzler.
Dr. Renner, der wie eine Version besagt, aus St. Germain eine unüberwindliche Vorliebe für Eisengitter mitgebracht hat, ließ also einen großen Teil der Rasenfläche einzäunen. Das soll 160000 Kronen gekostet haben, aber das ist nicht viel, denn es ist sozusagen der Wiederaufbau Deutschösterreichs, der mit der Durchschneidung des Rasens vor der Staatskanzlei einen verheißenden Anfang genommen hat und sich in Gestalt eines Eisengitters auf gemauerter Grundlage präsentiert. Innerhalb des Rasens soll ein schmucker Pavillon erbaut werden, in dem Dr. Renner fern vom Lärm des Tages arbeiten wird. »Der Staatskanzler als Einsiedler« dürfte dann ein Feuilleton der »Arbeiter-Zeitung« heißen. Ob die künftige Politik ihre Weltfremdheit etwa dem Milieu ihres Geburtsortes zu verdanken haben wird oder nur ihrer Abstammung, wird allerdings schwer festzustellen sein. Ein passender republikanischer Leitspruch als Torinschrift über dem Parkeingang ist noch nicht gefunden. Ich schlage vor: *Odi profanum vulgus*. Ein weiser Spruch, der etwaige unbesonnene Demonstranten von der Abfassung untertäniger Dank- und Ergebenheitsadressen an den Staatskanzler sicherlich ab-

halten dürfte. Im Sommer wird sich der Staatskanzler der nützlichen Beschäftigung hingeben können, Kohl zu bauen, wenn er etwa an dessen Hervorbringung durch Reden noch nicht genug haben dürfte. Der Umstand, daß gegenwärtig das alte Gras innerhalb des Eisengitters abgemäht wird, läßt darauf schließen, daß die Autorität des Staatskanzlers den Wunsch geäußert habe, im Frühjahr wenigstens das neue wachsen zu hören. Außerdem wird der Staatskanzler Gelegenheit finden, sich an heißen Sommertagen der Ruhe hinzugeben. Somit wird dann das abgeschaffte Wörtchen »geruhen« wieder in den deutschösterreichischen Sprachschatz mit Hilfe eines Leitartikels der »Arbeiter-Zeitung« eingeführt werden können.
Mit dem Fortschreiten der Wiederaufbauarbeiten dürften auch die anderen Staatsämter und Behörden dem Beispiel der Staatskanzlei folgen. So wird die Aufstellung von spanischen Reitern vor dem Staatsamte für Volksernährung geplant, die Ausführung von Hindernisgräben vor dem Staatsamte für Äußeres, die Aufstellung von Abwehrkanonen vor dem Staatsamte für Unterricht und die Pflasterung mit Stinkbomben vor dem Gebäude der Tabakregie. Als einziges Staatsamt mit freiem Zutritt dürfte das Staatsamt für Finanzen übrigbleiben.
Die Tage, an denen Staatskanzler und Staatssekretäre im Freien arbeiten werden, werden besonders bekanntgegeben, damit rührende Einzelporträts und Familienbilder rechtzeitig in die »Woche« kommen.

Der Neue Tag, 12. 10. 1919

ABSCHIED VON DER SCHAFFNERIN

Am 1. November wird sie von der Plattform der eingeschränkten Wiener Öffentlichkeit verschwunden sein. Die Schaffnerin, eine Improvisation der großen Zeit, wird Zange und Diensttasche abtun und reuig heimkehren zu Küchenschürze und Kochlöffel.
Eigentlich tut es mir leid um die Schaffnerin. Von allen Neuerungen der letzten Jahre war sie zweifellos die sympathischste. Sie repräsentierte die angenehmste Erscheinungsform der Frauenbewegung, die seit der Diensteinstellung der Frauen auf der Straßenbahn fortab ihre Fortschritte nicht mehr zu Fuß, sondern mit der Elektrischen machte.

Es gab verschiedene Arten von Schaffnerinnen. Ältere, mütterliche, deren Gestalt und Antlitz von Kinderhaben erzählten, von einem Mann in Kriegsgefangenschaft, von Witwentum, von Nahrungssorgen. Sie versah ihren Dienst mit einer automatischen Sicherheit, und ihr »Vorgehn bitte!« war dienstlich, ganz unpersönlich, sie prüfte die Fahrkarte mit der Gewissenhaftigkeit einer Hausfrau, die etwa den Wäschezettel durchsieht, und ihre Art, einen Fahrschein zu lochen, war bestimmt, unfehlbar, sicher, so etwa, wie wenn sie einen Nagel in die Wand geschlagen hätte, um die Bratpfanne aufzuhängen. Sie sprach nicht viel und kannte weder Protektionen noch Konzessionen. Ihre Amtskappe saß ehrbar und gerade auf ihrem zu einem einfachen Knoten geschürzten Haar, und die Tasche hing vorschriftsmäßig vorne, nicht ein bißchen rechts oder links verschoben. Hinter dem Ohr, von einem Haarbüschel etwas überschattet, steckte ein Tintenstift. Amtskappe, Diensttasche, Tintenstift sagten: Ich kenne meine Pflicht! Wenn der Revisor kam, grüßte die Schaffnerin zuerst. Dienst ist Dienst. Sie war der lebendige, fahrende Beweis für die Gleichberechtigung der Geschlechter.
Den Gegenbeweis lieferte die »Flotte«. Sie war gewöhnlich blond, was durchaus nicht nach den Dienstvorschriften war, sondern im Gegenteil – nach irgendwelchen geheimen, göttlichen Dienstvorschriften. Auch wenn sie schwarz war, spielte ein Schimmer von Blondheit um ihre Persönlichkeit. Sie war ganz einfach »blond«. Ihre Kappe war ein Käppi und saß schief auf dem Hinterhaupt, weil ein paar frivole Löckchen gerade Lust hatten, sich die Fahrscheine anzusehen. Sie hatte keinen Tintenstift hinterm Ohr. Ihre Tasche saß auf der linken Hüfte und machte sich ganz unscheinbar, nebensächlich, als wollte sie sagen: *Ich* bin ihr kein Hindernis! Irgendein Blümchen, blau, weiß oder rosa, steckte in der Kappenrosette und lächelte und nickte ermutigend: Ja, bitte schön! Irgendeine Halskrause, weiß oder blau, negierte entschieden jeden Dienstcharakter. Sie sah sich die Fahrscheine nur so, von oben herab, an, als wollte sie sagen: Ach, wie lästig! Ihre Zange setzte die »Flotte« mit einer Schalkhaftigkeit an die Fahrkarte, als zwickte sie neckisch irgend jemanden am Ohrläppchen. Ihr Trompetensignal war niemals scharf, dienstlich. Es war persönliche Liebenswürdigkeit drin. So eine Art Hornruf. Es war ein hellblondes Trompetensignal... Sie rief: »Vorgehn bitte!«, und es war nicht Aufforderung, sondern Einladung. Sie zwängte ihre reizende Schlankheit anmutig durch die Men-

schenleiberlabyrinthe, und trat sie einem auf die Zehen, so sagte sie nichts, sondern sah ihm nur in die Augen. Man war beseligt. Sie machte keine »Anstände«, woraus Moralische den Schluß ableiteten, daß ihr mehr Anstand not täte. Sie lachte manchmal falsch, eine Stunde zu früh oder zu spät, und wenn man sich darüber aufregte, weinte sie. Ihr gegenüber war selbst der Herr Revisor ein Schwächling. Wenn sie gerade in einer »Blauen« Dienst machte und ich Fahrgast war, so wünschte ich, daß sich die Strecke in die Unendlichkeit dehnen möge. Ich fuhr bis zur Remise und ging dann zu Fuß zurück.

Und nicht immer allein.

Ihre Fußbekleidung war ganz anders als die ihrer älteren Kolleginnen. Diese hatten »Knöpfelschuhe« oder gar »Ziehstiefeletten« mit Gummieinsatz. Die Absätze waren flach und breit. Die Spitzen sahen ein bißchen gekrümmt zur Wagendecke empor. Dagegen trug die »Flotte« Halbstiefelchen mit hohen Absätzen und eine schwarze Masche an der Schnalle. Ästhetik auf Kosten der Hygiene. In einem Fach ihrer Diensttasche, dort, wo sonst Zehnkronenscheine zu liegen pflegen, lagen – Taschenspiegel und ein kleiner Kamm. Und aus der rechten Tasche des Jäckchens lugte neugierig der Zipfel einer Zuckerldüte hervor...

Die »flotte« Schaffnerin war keine Amtsperson. Eher ein Verkehrshindernis für gewisse Naturen. Ihre holde Weiblichkeit wirkte besänftigend auf reisende Choleriker. Man empfand das Stehenbleiben eines Wagens weniger lästig und stieg nicht aus, selbst wenn man zur Pünktlichkeit neigte. Und wenn man aufsprang, so zog uns ihr ewig Weibliches helfend auf die Plattform der Seligkeit hinan. Sie war das einzig liebliche Produkt des Krieges. Sie versöhnte mich sogar mit der Frauenemanzipation. Denn sie widerlegte die These von der Gleichberechtigung der Geschlechter so nachdrücklich, wie es nur – eine Frau kann. Eine schöne Frau allerdings.

Am 1. November werde ich vergeblich nach ihr suchen. Meine Straßenbahnfahrten werden nüchterne Alltagsgeschäfte sein. Der Glanz einer stillen Festlichkeit ist dahin. Ich beantrage: Einstellung der Elektrischen ab 1. November.

Josephus

Der Neue Tag, 19. 10. 1919

PAPIER

Eine Welt aus Papier ist erstanden. Eine Welt aus Personal- und Kulturdokumenten, deren Gebiet sich von der Musterungskund- bis zur Abreisend-Machung erstreckt und sämtliche Vergewaltigungsarten der Sprache und Menschlichkeit umfaßt. Mobilisierungsordre aus dem Jahre 1914 und Friedensvertrag aus dem Jahre 1919: Vorder- und Rückseite eines und desselben Blattes Papier, auf dem die vierzehn Punkte der Gerechtigkeit zwischen den vierzehntausend Rufzeichen hinter dem Hurrageschrei der Sturmangriffe unbemerkt verlorengingen. Papier, Papier! Ein Papier ist die Voraussetzung deiner Geburt, eine Daseinsbewilligung berechtigt dich zur sogenannten »Existenz«, und ein Zeitungsblatt ist die äußerste Grenze deines Horizonts. Deine Weltanschauung ist eine Broschüre. Aus vierundvierzig Millionen Sparmaßnahmen bestehen die Wände deines Wohngemachs. Sie haben keine Ohren für deinen Jammer. Und selbst das Hungertuch, an dem du nagst, ist Papierstoff. Papier, Papier, Papier! Eine Welt aus Hadern, Strazzen, Stoff- und Gesinnungslumpen...

Seit Jahrtausenden siegt eine armselige Papyrusstaude fast ohne Unterbrechung über alle Elemente. Sie besiegte Marmor, Stein, Erz, Eisen, Wachs. Aber noch war ihr Siegeslauf nicht vollendet. Die Menschheit vertraute ihr vieles an: Gesetze, Kriegsordnungen, Geheimnisse, Gefühle. Das Teuerste behielt sie ihr noch vor: das Gold. Erst im achtzehnten Jahrhundert begann das Papier, Gold zu ersetzen. Das war der Augenblick, da die Menschheit sich bedingungslos dem Papier unterwarf.

Heute triumphiert es. Heute ist der Höhepunkt seiner Macht erreicht. Hoch über den Ruinen Europas knattert im Wind eine papierene Fahne: der Leitartikel. Auf ihrem letzten Pleitegang noch wird die Zivilisation von ihrer papierenen Gefährtin, der Phrase, begleitet. Der Wohlstand stirbt, und noch in seiner letzten Stunde läßt er sich über seinen eigenen Tod täuschen – von der Banknote...

Diese, eine Erfindung des Teufels (Faust, II. Teil), ist die eigentliche Repräsentantin der Allmacht des Papiers. Schleichend und hinterlistig gewann sie unser Vertrauen. Glatt und schmiegsam ließ sie sich zusammenfalten, in die Tasche stecken, in den Umschlag. Sie erleichterte Bestechung und Seelenhandel. Nur noch ihr Knistern erinnerte an ihre

teuflische Abstammung. Wir ließen uns verleiten, sie für Geld herzugeben, und täuschten uns. Sie ward stärker als das Gold. Sie vermehrte sich mit unheimlicher Geschwindigkeit. Und heute reißt sie uns mit in den valutalosen Abgrund des Verderbens...
Papier, Papier! Wir haben keine Münze, wir sind ihm verfallen! Wir stellen neues Papier her, als könnte es uns helfen! Der Halm, an den wir uns klammern, ist nicht aus Stroh mehr. Er ist aus Papier. Wir machen Gesetze, um die Ordnung aufrechtzuerhalten, wir machen Verordnungen, Kundmachungen, Erlässe, Verträge – und alles ist Papier. Gerade seine Machtlosigkeit – der *Fetzen* Papier – hat uns unterjocht. Das ist die Rache. Die Gesetzestafeln aus Stein mußten zerschellen an der Widerspenstigkeit unserer Schädel. Wir schrieben Gesetze auf Papyros. Die Treue wurde ein leerer Wahn, da wir sie in eine Quittung verwandelten. Liebe und Freundschaft verbannten wir in die papierenen Seiten des Romans, die Weisheit vergilbte auf den Blättern philosophischer Bände. Wir liefertern uns restlos dem Papier aus. Was Wunder, daß es uns verschlang?...
Heute siehst du keine Mauern mehr. Die Häuser haben ihre Leiber verhüllt mit Plakaten aus Papier. Das ist der Trick des Papiers, um dir dein Papier herauszulocken. Papier gibst du für Papier. Drei kleine viereckige Papierschnitzel in der Elektrischen. Dafür bekommst du einen Fahrschein aus Papier. Viele, viele, viele Papierschnitzel im Laden. Da hast du einen Winterrock aus Papier. Ewig, ewig ist der Kreislauf des Papiers. Ein papierener *circulus vitiosus*, in dem du dich mitdrehst, ratlos, ohnmächtig, selbst ein Fetzen Papier, nicht Fleisch und Blut mehr, sondern eine Legitimation, ein Paß, ein Meldezettel...
Wie? Täuschte ich mich nicht? Sprach mir nicht jemand von Papiernot? Vermißt wird in dem großen Geraschel ein eigenes Knistern. Es mangelt an einer besonderen Spezies von Papier, dessen Existenz eine hygienische Notwendigkeit ist. Das einzige Papier, gegen das nichts einzuwenden wäre. Kann man nicht Verordnungen umstampfen? Ach! Sie können jene Papiersorte nicht ersetzen! Als Ersatz gilt höchstens die Banknote. Aber auch nur im Ausland... Oh! welche Verwirrung!...

Der Neue Tag, 19. 10. 1919

TYPEN AUS DEM GLASHAUS

Der Komiker

Der Komiker ist, wie schon seine Bezeichnung sagt: komisch. Das ist sozusagen seine Tragik: Er *muß* immer komisch sein. Dafür wird er bezahlt. Und gut bezahlt. Er ist dünn oder dick, überlang oder ellenkurz, aber immer unwiderstehlich und zum Lachen herausfordernd. Er fühlt sich verpflichtet, stets Witze zu machen und den Regisseur bei den Proben zu ärgern, was ihm natürlich den Beifall aller Kollegen einträgt. Diesen gegenüber ist er stets gefällig, weshalb er auch jedem von ihnen gefällt, er ist ein »Guter-Kerl«-Typus, den man zuweilen auslacht, weil er einfach dazu da ist, mit dem man Schabernack treibt und dem man einen faulen Witz nicht übel nimmt, weil er für üble Witze nie zu faul ist. Er ist ein Adabeimensch, ausgelassen und übermütig und über heikle Situationen unbekümmert hinwegsehend. Er ist körperlich gewandt, übt sich früh im Hinausgeschmissenwerden und Treppenhinunterkollern, wozu ihm sein Äußeres häufig Gelegenheit bietet. Das Lächerlichste, das ihm passieren kann, ist eine Heirat. Und gerade das soll häufig vorkommen. Er ist der einzige, den die Diva manchmal erhört, nachdem sie ihn angehört hat, und dem sie manchmal angehört, ohne ihn erhört zu haben ...

Der Operateur

Sein äußerer Habitus ist nebensächlich, weshalb darüber nichts zu sagen ist. Wertvoller ist sein inneres Ich. Im Gegensatz zum Regisseur ist er die Personifikation der Ruhe und der Bedächtigkeit. Pedant vom Scheitel bis zur kleinen Zehe, läßt er manchmal zehnmal hintereinander proben, um seine Aufnahme ja recht deutlich herauszubringen. Darüber werden Regisseur und Darsteller oft ungehalten, was ihnen aber wenig hilft, denn der Operateur ist nun einmal, wie gesagt, nicht aus seinem Häusel zu bringen, weil er die ganze Zeit über nur in seinem Häusel zu tun hat. Wenn er dem Regisseur einen Schabernack antun will, behauptet er steif und fest, dieses oder jenes Detail wäre ihm entgangen, und die ganze Geschichte muß von vorn wieder angehen. Im übrigen gehört er eigentlich mehr zum unbeweglichen Mobi-

liar eines Filmunternehmens und ist nicht mehr als ein, allerdings sehr wichtiger, Bestandteil seines Apparates. Apparat und Operateur gehören zusammen wie Zehe und Hühnerauge oder Roß und Reiter. Sein Privatleben interessiert weniger. Durch seinen Verkehr mit Schauspielerinnen fühlt er sich allerdings häufig bewogen, Seitensprünge zu unternehmen. Hat er bei solchen Gelegenheiten Geld verloren, so verwendet er seine Erlebnisse dazu, einem Filmautor einen »Tip« zu geben, was er sonst nur mit jungen Kinoelevinnen zu tun pflegt...

Der Autor

Der Autor ist derjenige, der ein Filmdrama verfaßt hat. Das ist leicht. Schwierig ist, eines zu stehlen. Doch auch das letztere treffen manchmal Filmautoren. Er versteht von der Kinotechnik nur das Notwendigste und ist lange nicht so versiert wie der Regisseur. Er hat nur *den* Verstand, der zur Abfassung eines Films gehört, und das ist nicht viel. Daher kommt es auch, daß der Autor bei den Proben dasitzt wie ein Tanzbär auf einem Maskenball. Es passiert ihm, daß der Regisseur sein ganzes Stück umkrempelt, und häufig fragt der Autor bei den Proben seines eigenen Stückes den Regisseur, wer denn dieses herrliche Drama verfaßt habe. Denn der Autor kennt sich selbst und traut sich deshalb nicht übermäßige Fähigkeiten auf dem Gebiete der Kinodramatik zu. Seine Fähigkeiten beweist er viel mehr auf anderen Gebieten, wo er sogar den Regisseur besiegt, weil der letztere sich in seinem Fache eben zu sehr – verausgabt, der Dramatiker zum Glück so etwas niemals in seinen Filmdramen tut...

Die Filmwelt, 24. 10. 1919

DER KLEINE SACHER

Vor einem Jahre noch zog ihn ein Karren durch die Straßen. Heute schleppt *er* einen Wagen. Ehemals hatte er überhaupt keinen Namen. Keine Firma. – Er war zwar kein Niemand. Aber ein Irgendwer. Ein Würstelverkäufer. Ein Gattungsexemplar. Heute hat er sogar einen Ti-

tel. Mehr: eine Schutzmarke. Noch mehr: Popularität. Er übersprang jene Stufe auf der Leiter eines Würstelverkäuferlebens, auf der man seinen Namen auf ein Schild malt. Aus einem Würstelverkäufer wurde er – aus Hochachtung möchte ich sagen: ward er, also *ward* er ein Sacher. Ein kleiner zwar, aber ein Sacher. Das nenn' ich Karriere.
Ein Sacher hat es nicht notwendig, durch die Straßen Würstel spazierenzuführen. Den Leuten nachzulaufen. Zu einem Sacher müssen die Leute selbst kommen. Deshalb schleppt er seinen Wagen bloß einmal täglich zu seinem »Stand«.

In der Praterstraße. Da sieht es aus wie bei einer ältlichen Chansonsängerin aus einem Varieté zweiter Güte. So ein bißchen puderbestaubte, billige Romantik. Überschminkte – Vorvergangenheit. Erlebnisse, die weit zurückreichen. Ein Alter, in dem man's »billiger gibt«. Ein vor zehn Jahren lebendig gewesenes, seit zehn Jahren steril gewordenes Lächeln um den Mund, das im Begriff ist, aus einer Maske eine Fratze zu werden.
Tagsüber ist die Praterstraße eine sogenannte »Verkehrsader«. Lastfuhrwerke stampfen roh und ungelenk über ihren Boden wie Möbelpacker. Autoräder stolpern über seine Unebenheiten, und Pneumatiks platzen mit scharfem Knall vor. Wut über die spitzen Steine. Für den Tag hat sich nämlich die Praterstraße den Nordbahnhof sozusagen als Nebenbeschäftigung genommen. Am Abend ist die Praterstraße zwar nicht gewaschen, aber geschminkt. Ihre Besucher sind: Mädchen für alles, die »Ausgang« haben, in Hüten vom vorletzten Herbst; kleine Kommis mit fabelhaft schillernden Selbstbindern und hartem Hut auf dem linken Ohrwaschel; Gymnasiasten, die Geburtstag feiern und ausziehn, die Liebe zu lernen; kleine, ganz kleine Kettenhändler, Kategorie: »Rucksack«; Pikkolos, die angeblich zum Zahnarzt mußten und einen halben freien Tag haben. Und überhaupt alles, was dereinst Haken werden will und sich beizeiten in der nächtlichen Praterstraße krümmt.
Hier hat der kleine Sacher seinen Stand. Wo denn sonst? Wenn ich nicht wüßte, wo er herkommt, ich würde glauben, der kleine Sacher sei eine patentierte Erfindung der Praterstraße.

Der kleine Sacher besteht aus drei Hauptteilen: Da ist zuerst ein Wagen, dann eine Frau, dann er selbst. Der Wagen hat die Höhe eines

Wächterhäuschens und steht auf einem Rädergestell. Man sieht es dem Wagen an, daß er sich aus einem Karren emporentwickelt hat. Im Anfang waren die Räder. Jetzt sind sie immer noch da.
Die Frau ist groß, stark, blondhaarig, blauäugig. Eine etwas billige Germaniakopie. Ein viereckiger Ausschnitt in der Wagenwand – das Fenster – faßt ihre Blondheit ein. Sie nimmt die Bestellungen der angestellten Kundschaft entgegen und erteilt ihrem Mann Aufträge.
Der kleine Sacher selbst schielt. Das ist wichtig. Andere Wurstzeughändler schauen gradeaus und gehen dabei zugrunde. Oder bleiben bestenfalls Karrenzugtiere. Der kleine Sacher aber vermochte sich alle Vorteile zu erschielen.
Ich hätte die ganze Geschichte nicht erzählt, wenn nicht folgendes passiert wäre:
Zwischen jugendlichen Schieberaspiranten stand ein Mädchen vor der Bude und biß in eine saure Gurke. Sie kostete zwei Kronen. Als sie bezahlen sollte, ergaben sich Komplikationen. Sie kramte in ihrem Täschchen. Etwas lange. Es war nur ein Fragment eines Einkronenscheines darin, mühsam zusammengepickt. Und achtundneunzig Heller in Barem.
Ich sah nicht recht, aber ich glaube, es schimmerte eine Träne in ihrer Stimme, als sie sagte: »Zwei Heller gebe ich Ihnen morgen.«
Worauf der kleine Sacher zwei große, prachtvolle saure Gurkenexemplare in die »Kronenzeitung« steckte und sie dem Mädchen gab. »Sie zahlen mir morgen!« sagte er.
Nichts weiter.
Das Mädchen ging.
Und ich wußte: Der kleine Sacher schielt sozusagen mit dem Herzen ...

»Der kleine Sacher«. Das klingt originell und bescheiden. Anspruchsvoll und zurückhaltend! Nicht – Gott behüte! – der große Sacher! Aber ich, der kleine Sacher, wäre wohl der Große geworden, wenn jener eben mir nicht zuvorgekommen wäre. Und wenn ich nicht – schielen würde. So bin ich zwar ein Sacher geworden. Aber ein kleiner geblieben.

Josephus

Der Neue Tag, 26. 10. 1919

SCHÖNBRUNN

Die Besichtigung der Gemächer freigegeben

Ein Schloßhauptmann und ein Zeremoniendirektorstellvertreter und ein Diener mit einer altösterreichischen Amtskappe und ebensolchem, d.h. böhmischem Dialekt sind geblieben. Das sind die Reste des Märchens von Schönbrunn.

Die Bäume fröstelt's im naßkalten Herbstregen. Sie stehen da wie Menschen, die man im Regen zurückläßt und warten heißt und die sich nicht wegrühren können und patschnaß werden müssen.

Die Zimmer, Kabinette, die Vorzimmer, die Stiegen heißen noch so, wie man's von Zimmern und Stiegen aus Märchenbüchern erwartet. Die »Trabantenstube«, das »chinesische Rundkabinett«, das »Vieux-lac-Zimmer«, das »Millionenzimmer«. Und das Imperfektum in den Erklärungen des Dieners und des Schloßhauptmanns: hier pflegte ... hier stand ... hier starb ... dort wurde... Wie seltsam glimmert das Wunder durch die Kruste von Staub und Geschichte!...

Eine Stiege. Steinfliesen, blauer Plafond. Breit, herrisch. Man schämt sich vor dieser Stiege, wie man so dasteht in einem bürgerlichen Winterrock, mit aufgekrempelter und kotbespritzter Hose. Es ist die – oh, wie wunderbar! –, die »blaue Stiege«. Wohin anders kann sie führen als in die »Trabantenstube«?

Da ist eine braune zierliche Fußbodentäfelung. Ein falbes Braun, wie das der Lindenblätter im Spätherbst. Soll man darauf treten? Auf die Diele eines echten »Nußbaumzimmers«?

In einem großen, kahlen Zimmer steht ein Schreibtisch am Fenster, ein alter, sehr kleinbürgerlicher Toilettespiegel drückt sich schüchtern in einen Winkel. Und in der anderen Ecke steht das Bett, das eiserne Bett. Puritanisches Eisen. Hier starb ein alter Kaiser. Deshalb heißt es das »Sterbezimmer«.

Kaiser Karl hat die angrenzenden Appartements neu herrichten lassen. Die Kaiserin Zita sollte dort wohnen. Die Geschichte, die zu machen sie sich einbildeten, ist ihnen zuvorgekommen. Kaiserin Zita hat nie dort gewohnt.

Hat nie gewohnt in diesem großen Rosar-Zimmer.

Ein großes Gemälde, die alte Habsburg im Aargau, hängt an der Wand. Bilder des Malers Rosar. Sie sind geschmeichelte Landschafts-

porträts. Als hätte der Maler der gnädigen Frau Natur beim Porträtieren zugerufen: Bitte recht freundlich! Und die Natur hätte gelächelt ...
Was ist das? Ein Kabinett wie ein Tempelchen aus dem Osten. So rund, so zierlich, so wunderbar wie ein Kapitelchen aus der Geschichte von Li-Hu-Tsang und Tai-Pe-To. Pastellbildchen an den Wänden, wie hingehaucht von einem fernen, wunderbaren Ostwind, der Teeblüten im Haar trägt und kleine silberne Glöckchen um die Schultern. Das »chinesische Rundkabinett«.

Dort rieche ich den Moder der Jahrhunderte. Ein paar Kapitel Weltgeschichte liegen aufgeschichtet auf dem Bett, auf dem Napoleon schlief und der Herzog von Reichstadt starb. Der Diener, ein Interpret der Ereignisse mit böhmischer Färbung, weiß genau das Datum.

Wißt ihr, wie chinesisches Rosenholz ist? Schüchterne Röte kleiner Mädchenbrüste. Es ist eine Farbe, die Duft hat. Dazwischen indische Zeichnungen, wie mit einer Nadel, die man in Farbe getaucht, ausgeführt. Und die Zeichnungen kommen aus Konstantinopel, der Stadt am Goldenen Horn, dorther, wo das Horn am goldensten ist. Über eine Million hat die Kaiserin Maria Theresia dafür ausgegeben, für dieses seltsam-fremde »Millionenzimmer«.

Ein Besen lehnt in einer Ecke und ein »Bartwisch«. Sie repräsentieren die Gegenwart. Sie spielen Realität. »Weißt du«, sagt der »Bartwisch« zum Besen, »oben, im zweiten Stock, werden hundertsieben Proletarierkinder amerikanisch gespeist!«

»So, so, amerikanisch!« meint der Besen und schielt in das chinesische Rundkabinett ...

Josephus

Der Neue Tag, 4. 11. 1919

»FRIWARD«

Das ist nicht etwa die Überschrift eines Kapitels aus der »Edda«. Auch nicht der Name eines Gottes aus der germanischen Mythologie.

»Friward« heißt eine Ballettpantomime, die, von Pseudonymen geleitet und gespielt, ach so gern französisch sein möchte und es im Französischen nur bis zum Fräulein Adrienne *Lachamp* gebracht hat, von

dem übrigens ebenfalls nicht feststeht, ob sie aus der Champagne oder der Vendôme stammt, oder auch nur ein Pseudonym ist.
Der große Saal des Militärkasinos hat eine Draperie aus Stimmung und rotem Tuch vor seine Estrade gehängt. Ein dumpfer Gongschlag verursacht ein plötzliches Verlöschen der Lichter. Wie bei den Boxern im »Apollo«. Aus irgendeiner dunklen Ecke schleicht hinterlistig ein roter, ein grüner, ein violetter, ein rosafarbener, ein himmelblauer Reflektor hervor und stürzt sich auf die Draperie. Diese klafft auseinander. Von Puder, Schminke und Reflektor mit allen Regenbogenfarben überflutet, erscheint ein frauenzimmerliches Pseudonym, dessen Nacktheit übertroffen wird von einem fleischfarbenen Trikot. Darauf machen die Operngucker: Ah!...
Die Musik spielt eine Melodie von Desider *Losonczy*. (Auch ein Franzose.) Das pseudonyme Trikot macht Gelenksübungen zur Taktlosigkeit der Musik. Adrienne Lachamp »wartet« laut Programm »auf den Geliebten. Endlich kommt er, doch läßt ihn das erzürnte Mädchen allein zurück«. Das ist nicht sehr nett von ihr. Aber auf der Bühne darf sich dies Fräulein Lachamp immerhin noch erlauben.
Fräulein Elly *Gyl* (das klingt schon mehr nordisch *à la* »Friward«) spielt »Kinderstube«. Sie ist nett, kann aber nichts für die Sinnlosigkeit dieser »Groteskszene«. Wenn sie nicht so hübsche Beine hätte, könnte man beinahe nicht vergessen, *wie* schlecht sie tanzt.
Nur *einmal* ist Pause. Zwecks Steigerung des Appetits. Ein junger Mann erscheint auf der Bühne und verkündet, daß das Büfett »links« sei.
Das »Büfett« besteht aus zwölf belegten Brötchen à zehn Kronen. Wenn man in ausländischer Valuta zahlt, schrumpft das ganze Büfett zu *einem* Brötchen zusammen. Ein Griff, ein Büfett.
Ein Gongschlag ermordet die Pause. Im Saal sind inzwischen alle guten Plätze besetzt. Man rückt, ohne Rücksicht auf Preislage der Plätze und bezahlte Karten, automatisch vor.
Dann massakriert die Musik einen Grieg, und der »Friward« veranstaltet einen Pogrom auf die Zuschauer.

Über diese muß noch ein Weniges gesprochen werden. Ein fremdländischer Offizier irrt hilfesuchend zwischen Valutaschiebern von dieser und Damen von der halben Welt herum. Man hört sehr viel Italienisch oder Kauderwelsch. Jedenfalls eine Sprache, die ein Polizeispitzel bes-

ser verstehen dürfte als jener italienische Offizier, der gerade einen Busen aus Puder und Schminke bewundert. Im übrigen wird Rindfleisch in hohen Preislagen (ausländisch) angeboten. Es ist ein intimer Zirkel, Menschen, die einander kennen. Vom C-Befund angefangen bis zur letzten Hasardpartie, aus der man durch die Klosettkloake geflüchtet ist.
Das schiebt Brötchen und fremde Valuten ins Maul. Das kichert und guckt und klatscht.
Und alles zusammen nennt sich merkwürdigerweise: »Friward«.

Josephus

Der Neue Tag, 7. 11. 1919

PROLETARISIERUNG DER HÄUSER

Ich kenne eine alte kleine Gasse in der Inneren Stadt. Sie ist nicht sonderlich rein. In der Ecke lagert sogar ein Misthaufen. Die Häuser sind alt, solide und bescheiden, zweistöckig, aber nicht hochmütig, wie Menschen aus guter bürgerlicher Familie. Nur *ein* Haus ist just in der Mitte, das stolzer, adeliger als die anderen aus der schnurgeraden Häuserlinie etwas bauchig hervortritt, als ziemte ihm nicht, ganz in derselben Reihe mit den anderen zu stehen. Es ist irgendein Amtsgebäude mit Sockeln und Sockelchen, pausbackigen Engeln unter dem Dachfirst und einem mächtigen, doppelflügeligen braunen Haustor, das weit offensteht, um seinen Portier, einen Menschen aus Bauch, Goldtressen und blondem Schnurrbart, zu zeigen. Dieses Haus präsentiert nicht aufdringlich, sondern vornehm zurückhaltend eine Visitenkarte aus Marmor mit schwarzen Buchstaben, die besagen, daß das Haus aus dem Jahre 1700 stammt. Wenn es dunkelt, rücken die anderen Häuser alle ein bißchen zusammen; nur das eine stolze, schöne Haus bleibt weiß, stark und leuchtend allein. Es fürchtet sich nicht vor dem Abend. Es zündet seine mächtige alte Laterne vor dem Eingang an und wird nur noch stolzer und stärker. Seine Kanten werfen schwere Schatten, und ich ermesse daran, wie dick seine Mauern sind. Die Fenster sind tief eingebaut, zwei Menschen könnten gemütlich in jeder Fensternische sitzen. Der Schatten eines Pausback-Engels zeichnet

sich am Dachfirst ab, und ich sehe, wie groß er ist. Auf dem Gesicht dieses Engels könnte man ein Gartenbeet aufschütten. Vierzehn Tage lang muß ein Mann an einem solchen Engel gearbeitet haben.
Ich liebe dieses Haus um seiner Schönheit willen und die Gasse dieses Hauses wegen, und ich wäre unendlich traurig, wenn eines Tages an einen Umbau gegangen würde und die Schädelplatte eines Engels zertrümmert am Boden läge.

Diese jungen Häuser sind alle Schwindelbauten. Der Herr Baumeister hat in drei Tagen seinen Plan fertig, und vierhundert Arbeiter sind mit der Errichtung des neuen Hauses beschäftigt. In vierzehn Tagen kann man einziehen. Ein halbwegs ehrgeiziger Windstoß könnte dieses Gebilde aus zentimeterdünnen Wänden umblasen wie ein Kartenhaus. Es ist aus Papiermaché. Ein paar armselige Blumenornamente unter dem First, auf denen nicht einmal ein Spatz ordentlich stehen kann, sollen eine Physiognomie vortäuschen. In Wirklichkeit haben diese Häuser alle dasselbe Gesicht. Keine Physiognomien, nur Nummern. Die Namen der Straßen sind ohne innere Berechtigung, man könnte sie miteinander verwechseln, wenn sie nicht verschiedene Straßenbahnwagen durchfahren würden. Kein Haus tritt vor, keines zurück, sondern alle stehen schnurgerade ausgerichtet in einer Reihe. Es ist der Militarismus der Häuser. Jahre-, jahrzehntelang wohnen wir in diesen Phantomen von Häusern. Sie sind keine Wohnhäuser, nur Schutzhütten vor den Stürmen des Tages, in denen wir nächtigen, essen und trinken, aber nicht wohnen.
»Wohnen«, »Häuser«, »Wände«, »Stuben« sind neue Begriffe geworden. Der Arme wohnt in einem Zimmer, der Wohlhabende in fünf, der Reiche in zehn. Aber alle Zimmer sind aus Papiermaché. Dennoch konnte man Kleinigkeiten, Zierrate anbringen, Teppiche, Bilder, wenn man Geld hatte. Bis die allgemeine Militarisierung und Mechanisierung des Lebens den Krieg brachte.

Als ich aus dem Felde heimkehrte, bemerkte ich schon im Hausflur eine peinliche Änderung. Die zwei Stangen aus Messing entlang der Stiege waren durch hölzerne, wurmstichige Stöcke ersetzt. Ich weiß nicht, hatte man jene »abgeliefert« oder gestohlen, sie waren nicht da. Die Proletarisierung der Häuser hatte begonnen.
Alle, alle Häuser sind schäbig geworden. Sie tragen gewendete Anzüge

und zerbeulte, vom Wetter hergenommene Hüte. Ihre Schornsteine sind rissig, gelb und grau, der Rauch dringt aus Ritzen und Spalten. Die Fensterscheiben sind mit braunen Papierstreifen beklebt und aus billigem grünlichem Glas mit häßlichen Blasen und Warzen. Hier und dort wird die Türe eines Hauses neu angestrichen. Das täuscht nicht über die Armut hinweg. Die Häuser lassen sich nur ihre alten Anzüge sozusagen chemisch putzen.

An den arm gewordenen Häusern werden Wohnungskommissionen Pfändungen vornehmen. Und die reichen, alten und stolzen Häuser werden mit Gewalt arm gemacht. Auch mein Haus in der stillen, alten Gasse. Eines Tages werde ich hinkommen, und das Tor wird zu sein, und ein Volkswehrmann wird davorstehen. Den Portier aus Bauch, Goldtressen und Schnurrbart wird man mit den Kunstschätzen nach dem Ausland verkauft haben. Hinter eisernen Gittern mit blaßgoldenen Spitzen werden Windeln hängen und Nachtgeschirre trocknen. Das Gegenteil von dem geschieht, was die Gegenwart erstrebt: Keine Proletarierbehausung wird würdige Wohnstätte, sondern umgekehrt – alle, alle Häuser sind proletarisiert.

Schlimmer aber ist die Fähigkeit der Menschen, in Buden zu wohnen. Der Krieg hat die Baracken gebracht und die Erdhöhlen. Mit ihnen hatte die Zivilisation ihren Höhepunkt erreicht: die Barbarei.

Gestern war ich am Nordbahnhof. Es war eine stille Nachmittagsstunde. Der Bahnhof ruhte aus. Es schneite, und die rostigen Schienenstränge drückten sich enge zusammen vor Kälte. Vor einem plombierten Wagen stand ein Volkswehrmann; die Hände in den Taschen, das Gewehr baumelte auf der rechten Schulter. Es war ein entmilitarisierter Wachtposten. In einem Tümpel zwischen zwei Schienen plätscherte eine schmutzige Ente. Sie gehörte einem jener Eisenbahner, die drüben in den Baracken wohnen.

Wie diese Baracken sich brüsten. Wie sie Häuser sein wollen! Sie sehen aus wie kleine Moritze, die Erwachsene spielen. Diese Waggons, die ihre Herkunft verleugnen, die sich einbilden, Wohnstuben zu sein, weil die Zwischenwände ausgehoben wurden und die Menschen verfaulte Matratzen in ihnen liegen haben. Und sind doch nur elende Waggons ältester Marke, die nicht mehr fahren können, weil man ihnen die Räder amputiert hat!

Das ist die vorletzte Etappe auf dem Wege zur Proletarisierung der

Häuser. Ziegel um Ziegel, Stein um Stein werden wir verpfänden, verkaufen, ins Versatzamt tragen. Und werden uns eingraben in Erdhöhlen. Und jene stolzen, großen, alten Häuser, in denen man Schützengrabensysteme erfand und zeichnete, werden längst nicht mehr sein. Sondern eine Welt aus Schützengräben. Unerbittlicher Kreislauf des Geschehens: Von der Erdhöhle zur Kultur, verflacht durch Zivilisation, zum Militarismus der Technik. Von da durch Krieg Sozialisierung, Proletarisierung bis zur Erdhöhle – nur ein Schritt.

Der Neue Tag, 8. 11. 1919

DAS JAHR DER ERNEUERUNG

Mit Geklirr und Geschepper verzieht sich dieses Jahr in die Annalen der Geschichte: Mit seinem Zipfel schleppt es eine Menge metallener Straßentafeln nach. Als das Jahr einzog, gab man ihm eine Erkennungsmarke: das Jahr der Erneuerung. Aus den Tiefen heraus wollte sich der Mensch der Revolution erneuert haben. Er tat sein schwarzgelbes Portepee ab und wickelte um das Bajonett, *das er behielt*, ein rotweißes. Dann fiel er auf die Knie und sang beim Hochamt der Demobilisierung sein: De *Be*fundis. Der Fortschritt setzte sich in die Automobile der Generalstäbler und in die Equipagen des Hofes. Autos und Equipagen entführten den Fortschritt. Das weibliche Geschlecht rückte aus der Kategorie der »Hilfskraft« in die Region der Gleichberechtigung empor und durfte durch Versammlungsbesuch und Stimmenabgabe bei den Wahlen in die Nationalversammlung seine politische Überzeugungslosigkeit ebenso geltend machen wie der Mann. Der »Umsturz« hatte sich so vollzogen, als ob er durch einen Erlaß des Chefs für Ersatzwesen fürsorglich vorgeregelt worden wäre. Es stürzte eigentlich gar nichts: Der Thron verfiel wie eine morsche Sitzbank in einem vernachlässigten Park; die Monarchie löste sich auf wie ein Zuckerwürfel im Wasserglase. Als kein Kaiser da war, entdeckte man die Republik. Da man nicht mehr loyal sein konnte, wurde man revolutionär.

Dennoch war die Revolution eine Notwendigkeit. Die Geschichte ging lange schon schwanger mit der Revolution. Hinter den Goldtres-

sen des Byzantinismus stank die Verderbtheit. Kulissen aus Phrasen und Lakaien verbargen den Dreck, der sich durch Jahrhunderte im Augiasstall des »Hofes« aufgehäuft hatte. Die Revolution *mußte* geboren werden. Aber da stolperte die Geschichte über die Drahthindernisse des Weltkrieges. Durch die Erschütterung geschah die Frühgeburt der Revolution.

Diese, ein frühgeborenes Kind, muß in Wärmestuben und Kliniken mühselig aufgepäppelt werden. Sie ist keine kraftvolle Erscheinung. Denn wir, wir, das erbärmlichste Geschlecht, haben sie gezeugt. Jedes Geschlecht hat die Revolution, die es verdient. Die unserige, schwach, engbrüstig, kam in die Kinderklinik der Koalition. Und selbst das wäre noch nicht einmal so schlecht. Aber wir haben in jener Klinik keine Ärzte. Und die Revolution stirbt zwar nicht, aber sie lebt auch nicht, sie ist ein gutes österreichisches Kind und »wurschtelt sich fort«.

Erneuerung! Erneuerung! Wo, frage ich, seht Ihr Erneuerung? Ist das Erneuerung, wenn die Burgmusik um die Mittagsstunde statt zur Burg zum Staatsamt für Heerwesen zieht? Wenn ein Minister Staatssekretär heißt? Wenn der Briefträger nicht »Diener« mehr, sondern »Unterbeamter« ist? Reißt ihm doch die Knechtseligkeit aus seiner armen, gemarterten Brust, und er mag heißen, wie er will, er wird kein Diener *sein*! Gebt dem armseligen Hirn des Staatssekretärs Weitsichtigkeit und Vernunft und laßt ihn nur Minister heißen! Laßt ab vom öden Geschepper der militärischen Tschinellen, laßt Beethoven spielen und verwendet Eure Janitscharenkapelle zu Türstehern in Kunsttempeln! Aber die Kesselpauke ist mächtiger als der Fiedelbogen. Im Lärm und Gepolter der Gosse, der Ihr dient, geht die Stimme der Kultur verloren, der Ihr zu dienen vorgebt!

Erneuerung! Ist der Befundmensch in Euch schon verlorengegangen? Ihr habt keine Furcht mehr vor dem General? Ihr steht nicht mehr beim Rapport? Ihr seid die Befreier vom Militarismus? Ihr predigt Menschenrechte?

Oh, der Streit um die Auslieferung von Kun und Levien, Fremdenrazzien und Abreisendmachungen, sind das die Erfolge Eurer Predigten über Menschenrechte? Militarismus der Geister, ist er nicht schändlicher als der der Leiber? Macht Ihr nicht geistige Gelenksübungen im Sozialismus? Kopf nicken! Eins, zwei! Habt Ihr keine Angst vor dem Arbeiterrat? Steht Ihr nicht täglich beim Rapport vor der Partei?

Es ist keine Erneuerung, solange nicht Einkehr ist! Wir müssen uns befreien vom Schwert des Militarismus, das über uns hängt. Die Waffe hat Gewalt gewonnen über die Faust. Werfen wir sie weg, die Waffe. Der Polizist hat seinen Helm abgelegt, aber die Polizei ist noch da. Den Bösen sind wir los, die Bösen sind geblieben. Der Zweck heiligt nicht die Mittel! Die Mittel prosanieren den Zweck.
So ist es denn kein Jahr der Erneuerung gewesen. Höchstens ein Jahr der Neuerungen. Gerngroß hat seine weiße Woche. Der Kramladen der Geschichte hat zuweilen sein Jahr der Novitäten.

Der Neue Tag, 12. 11. 1919

HERBSTREVUE

Wie arm dieser Herbst geworden ist!
Reich und herrlich pflegte er einzuziehen, wie ein Kaiser. Der Sommer hielt einen Moment stille, stellte sich am Straßenrand auf und ließ die Symphonie von Gold und Purpur an sich vorüberrauschen.
Der Herbst hatte Fülle und trächtige Pracht. Er schüttete Früchte in strotzende Marktkörbe. Äpfel, braunrot von der Sonne des Südens geküßt, mit glänzender Glasur, als ob sie mit feinstem Flanell geputzt worden wären. Birnen, gelb, mit harter, glänzender Schale, aus deren Poren der Saft des Lebens sickerte. Und Trauben, schwer, von mystischem Dunkel, wie formgewordene bacchanalische Wollust. Ihr Saft war Sünde.
Auf der Ringstraße, zwischen Parlament und Oper, lustwandelte Kaiser Herbst an Oktobernachmittagen. Diese Nachmittage waren wie schwere venezianische Kelche; braun, mit Sonnengold bis zum Rande gefüllt. Manchmal fiel eine Kastanienfrucht mit gedämpftem Laut in die goldene Fülle, wenn der Herbst mit seinem Zepter einen Zweig streifte.
Er ließ Notizen in den Zeitungen drucken: Seht! Ich bin gekommen! Ich eröffne die Saison! Er zündete hunderttausend Bogenlampen in den Straßen an und schüttete Millionen Glühbirnen aus seinen purpurnen Ärmeln. Ein Troß von schweren, ächzenden Kohlenfuhrwerken, mit grobhufigen, großen Gäulen bespannt, hielt vor jedem Haustor.

Der Herbst tat nackte, weiße Frauenschultern in kostbare Pelze, Sealskin und Blaufuchs, wie man Edelsteine in samtene Etuis schlägt.
Die Fiaker standen vor den Konzertsälen und fragten: »Fahr' ma, Euer Gnaden?« Sie waren eingehüllt in Demut und Lakaientum und beugten ihre feisten Säufernacken unter das kaudinische Joch des Trinkgeldes.
Kaiser Herbst ist entthront und arm und elend geworden.

Wie ist er eingezogen? Der Sommer wollte nicht einen Schritt beiseite treten, sondern wuchtete schwer und träge bis zum letzten Moment auf dem glühenden Asphalt. Er wich erst, als der feuchte Nebel durch die Ritzen der Pflastersteine drang und ein hartnäckiger Proletarierregen schweißig herabtropfte. Wenige, wenige Früchte sind gekommen. Die glasurnen Äpfel und strotzenden Birnen und sündigen Trauben sind ängstlich in knisterndes Seidenpapier gehüllt und frösteln hinter Fensterscheiben. Auf den Märkten aber, von schmutzig-grauen Täfelchen überwacht, ist schmutziges Obst bettlägerig, das an Tuberkulose stirbt und die Ruhr hat.
Es gibt keine Nachmittage mehr, an denen die Luft sich anfühlt wie warmes Gold. Es ist ein Ersatz aus Blech und Schwindel, und die Luft ist eine ganz gemeine Schiebung.
Aus den welken Kastanienblättern werden die Zwanzighellerscheine der Gemeinde Wien hergestellt.
Der arme Herbst hat vom Stadtrat das Verbot erhalten, Bogenlampen anzuzünden. Seine Glühbirnen sind der Kunstkommission unter dem Vorsitz des Herrn Enderes verfallen.
Die kostbaren Pelze hat er den Spekulanten verkauft. Rote Fleischhauergattinnen mit speckigen Rindsnacken tragen Blaufuchs. Es sieht aus, wie wenn auf rohen Holzklötzen plötzlich Edelweiß blühte.
Und die Abende sind erfüllt vom Gestank des Karbids. An einer Straßenecke wird Pferdewurst verkauft. Schieber und Dirnen sammeln sich wie dunkle Moskitos um die bläuliche Stichflamme. Von der blauroten Nasenspitze des Verkäufers plätschern blinkende Tropfen in den Kessel. Seine schmierigen Hände wühlen in Haufen von blauen Banknoten wie Mäuse in einem Speckmagazin.
Auf den Straßen schleichen vermummte Gestalten und suchen mit Blendlaternen das Pflaster ab. Sie suchen Zigarrenstummel und Dreck. Aus Pferdemist werden Ägyptische verarbeitet.

Nur im kleinen Park, in der Wollzetle, der so hilflos daliegt zwischen wiehernden Fiakerkutschern und besoffenen Pferden wie ein junges Mädchen in einem Soldatenlager, blühen Rosen. Rote und weiße Rosen. Verspätete Wunder. Blühende Anachronismen. Sie blühen für die sterbenden Kinder in den Kliniken.
Und auch kein Laub sehe ich fallen.
Die Menschen steigen vielleicht des Nachts auf die Bäume und pflükken Blätter zum Heizen ...

Der Neue Tag, 15. 11. 1919

WINTER

Seit gestern spielt der Nordwind Fangball mit mitteleuropäischen Schneeflocken. Sie sind weiß, ganz kleine, winzige Kügelchen, und haben gar keinen Nährwert. Sie bleiben sekundenlang auf gewendeten Winterröcken und papierenen Raglans liegen, und dann sehen sie aus wie Sternchen. Aber sie zerfließen und dringen durch die Poren des dünnfaserigen Stoffes bis auf die Haut. Diese, das einzige noch nicht gewendete Kleidungsstück, das die Menschen tragen, schaudert zusammen vor dem naßkalten Gruß des Winters.
Der Himmel hat ein verdrießliches Gesicht wie ein Fixbesoldeter. Sein Winterrock aus Wolken scheint auch nicht mehr echt zu sein. Vielleicht gibt es jetzt Wolken aus Papiermaché. Die Sonne hält sich strenge an die Vorschriften *punkto:* Lichtsparmaßnahmen. Der liebe Gott sitzt im Dunkeln. Man hat ihm wegen Überschreitung den Gasometer abgesperrt. Er kann also die anständigen Menschen nicht mehr von den – Reichen unterscheiden.
Die Kachelöfen in den Zimmern kommen sich vor wie nutzlose Reste aus vergangenen Kulturperioden. Sie stehen in der Ecke, hungernd nach Holz und Kohle. Sie machen sich klein, schrumpfen vor Bescheidenheit zusammen und haben das beschämende Gefühl vergessener Regenschirme etwa. Durch die finsteren Löcher der metallenen Türen grinst kalte Not. Auf den eisigen Herdplatten hockt der Winter und reibt sich vor Vergnügen die Frostbeulen.
Alle Märchen hat das Ereignis verschlungen. Großmutter ist vor Kälte

gestorben. Der Prinz kann nicht zu Schneewittchen gelangen, weil er keinen Paß hat. Und Dornröschen will gar nicht erwachen. Sie hat sich auf das rechte Ohr gelegt und beschlossen, noch tausend Jahre zu schlafen. Die sieben Schwaben dienen in der tschechoslowakischen Legion. Und Rübezahl muß seine Rüben in der Gemeinde Prag abliefern. Er hat keine Zeit zu Spektakeln. Das tapfere Schneiderlein tötet nunmehr nur Fliegen, um sie zu verspeisen.
Aber das Schlimmste von allem: Alle guten Engel halten Winterschlaf. Sie werden nicht einmal am Weihnachtsfest erwachen. Wie Fledermäuse hängen sie in der goldenen Krone des lieben Gottes. Und der liebe Gott wärmt seine Füße an dem klein gewordenen Feuerchen der Hölle. Es reicht gerade nur noch zur Not.
Die Bösen können nicht mehr gebraten werden. Die Kohlenteufel der Hölle machen Räteregierung und streiken.
Deshalb leben die Kriegsgewinner noch...

Josephus

Der Neue Tag, 17. 11. 1919

VERSCHNEITE WELT

Seit gestern schneit es.
Das ist kein Schnee von leichtem Oktobergeblüt, wie ihn manchmal spottlustige Herbstwolken aus den Ärmeln schütten. Kein schwindsüchtiger Schnee, der, kaum auf dem Pflaster angekommen, in ein nasses Nichts zergeht wie eine Kriegsschaumtorte auf der Zungenspitze. Kein herbstlicher Schwindelschnee, der eigentlich nur ein weißverkleideter Regen ist. Seit gestern ist der ehrliche, charaktervolle Schnee da, der Schnee, aus dem die Zuckerkrone des lieben Gottes gemacht ist, der Schnee aus den Wintermärchen, der Schnee der Schneeballen und der Schneemänner.
Stunden, die von den Turmuhren fallen, sinken bis über die eigenen Ohren in den weichen Flaum und lassen nichts mehr von sich hören. Die Hupentöne der Automobile und die Trompetenstöße der Tramwayschaffner wollen schreien und können nicht. Weiße, wollige Flokken legen sich ihnen um Brust und Hals und ersticken sie. Räder knir-

schen, und Fahrradklingeln sind eingehüllt in dämpfendes Hermelin. Alle Geräusche der Stadt liegen eingewickelt in bauschigem Schnee wie kostbare Instrumente in Watte.
Die Stadt wird vornehm wie eine Silberkönigin in blendendem Pelz. Ihre Pagen, die goldenen Glocken, schreiten in weißen Pelzpantöffelchen durch die Luft. Weicher Schneestaubpuder macht die häßlichen Sorgenrunzeln in ihrem Gesicht unkenntlich. Die Königin Stadt ruht. Wunderbar weiß sind ihre Glieder.
Der Schnee schläft dicht und fest auf den Drähten, auf den Kuppeln der Telegraphenstangen, auf Türmen, Erkern und Giebeln. Er hüllt dünne, frierende Zweige ein, wie man Kinder nach einem Bad einwikkelt in weiches Flanell. Die Laternen haben weiße, spitzige Narrenkappen und vor den Gesichtern dünne Schleier mit großen weißen Tupfen. Die goldenen Lichtkugeln der Autos und Straßenbahnen wirbeln Kügelchen aus Quecksilber vor sich her, die wie Sonnenstäubchen tänzeln. Alte, mißgünstige Besen sind heftig bemüht, den Kobold Schnee zur Ordnung zu rufen. Sie weisen ihn weg vom Trottoir: »Du, paß auf, hier darfst du dich nicht hinlegen! Aber der Schnee ist ganz ungezogen und setzt sich rittlings auf die schneesüchtigen Besen und die eifrig gebeugten Rücken der Herren Hausmeister. So ist der Schnee.
Die Wolken lagern dicht über den Dächern, um den Schnee leichter aus ihren weiten Manteltaschen schütten zu können. Leichte, dunstige Nebelzungen lecken an den Stirnen der Häuser. Die Menschen hasten durch die Gassen, sie sind gebückt, denn sie tragen Lasten von weißen Wundern auf den Schultern nach Hause.
Der Schnee verschüttet Grenzen und verwischt Verschiedenheiten. Er fällt in Paris, in Wien, in London und in New York. Er hat keinen Respekt vor papierenen Gesetzen. Er begräbt den Haß. Er ist wie eine liebe Hand Gottes, die weich und weiß und segnend über der Erde ruht.

Der Neue Tag, 19. 11. 1919

MARIONETTEN

Lily, meine kleine Freundin, sagt nicht: Marionettenbühne, sondern »Opa«. Ihr sind diese Puppen aus Holz, Draht und Stoffresten Schauspieler, erwachsene, richtige Menschen. Die lendenlahmen Kratztöne der Geige, die wie junge Papageien mit gestutzten Flügeln aufflattern, um ohnmächtig wieder in den geborstenen Geigenkörper zurückzusinken, und das tuberkulöse Klavier, dessen Saiten Angina haben, sind für Lily »Orchester«. Denn Lily ist erst sieben Jahre alt und geht mit »Onkel« ins Puppentheater. Wenn sie siebzehn alt ist, wird sie mit einem »Cousin« in die Oper gehen und die »richtigen« Schauspieler »Marionetten« nennen. Mit siebzehn Jahren sind Kinder, die Lily heißen, schon sozusagen Menschen. Also: erwachsen, verdorben und undankbar...

Die Stiege, die in das Marionettentheater in der Plenergasse hinunterführt, ist schmal und gebogen wie eine gekrümmte Wirbelsäule. Die Stufen sind zerbeult und alt. Und in der Mitte ausgetreten. Sie sehen aus wie die Abbildungen der Konkavlinsen im Lehrbuch der Physik. In jeder Höhlung schlummern ein paar Jahrzehnte Vergangenheit.
Aus der Tiefe dringt ein Geruch empor wie von Kinderwäsche und liegengebliebenen Speiseresten.
Die »Kasse« besteht aus einer Holzbude mit einem viereckigen Loch im Bauch. Man kriegt auch Zuckerl, vier Heller pro Stück. Sogenannte Erfrischungsbonbons. Sie sind deformierte, plattgedrückte Würfel aus Malz und Dreck und mit unzähligen Staubfäserchen beklebt wie mit Maden.
Lily möchte viel lieber dritten Platz haben als »reserviert« sitzen. Auf dem dritten Platz, der nur vierzig Heller kostet, muß man klettern. So hoch ist er. Dort steht man, von Aufregung und Schaulust innerlich straff gespannt wie von einer Spiralfeder aus Stahl. Und man sieht nicht die dicken Drähte, an denen die Schauspieler hängen, und den groben Mechanismus, mit dem die göttliche Vorsehung das Leben beherrscht und die Schicksale dirigiert.
Die Melodie der Orchestermusik ist falsch. Eine Weile gleitet sie auf den Fiedelsaiten wie ein leichtes Handwägelchen auf einer Landstraße. Dann rutschen Cis und D in eine Mulde. Schließlich geht die Melodie an einem Prellstein in Trümmer. Der Walzer zerplatzt.

Der Herr Billetteur ist eine fabelhaft theatralische Persönlichkeit. Sein Schnurrbart ist scharf himmelwärts gezwirbelt, als wollte er alle Wolken aufspießen. Seine weiße Sportkappe schießt blitzschnell durch den Saal, wie ein leichter Tennisball. Sein: Programm, bitte angenehm! poltert wie ein kleiner Donnerschlag durch das Gesumse junger Kinderstimmen. Wenn es dunkel wird, schreit er: Ruhe! Wer die Vorstellung durch lautes Reden unterbricht, wird ausgewiesen!
Hast gehert, Franzl? Wirste aussig'schmissen – übersetzt Frau Prochulka ins Böhmische.
Dann ist Ruhe.

Auf der Bühne wird »Mein Leopold« gegeben. Die Menschen zappeln. Sie sind steife Leinepappemenschen. Sie gehen, stehen, tanzen in abgehackten Rhythmen. Irgendwer spricht aus ihnen. Ihr Gesicht bleibt starr. Ihr ganzes Leben sieht sich an wie ein Klavierübungsstück, von einem Anfänger gespielt, der sich die Tasten erst aussucht, ehe er sie anschlägt. Diese Leutchen müssen sich erst besinnen, welchen Fuß sie vorzusetzen, welche Hand sie zu heben hätten. Ihre Aufregung äußert sich in einem lebhaften Tremolo der Gliedmaßen. Ihre Leidenschaft verursacht kaum eine lebhaftere Bewegung der Drähte. Ihre Seelenruhe ist kein Zustand, sondern eine jämmerliche stupide Starrheit. Das Leben hat Gesichtsmuskeln und Nerven und kann Seele vortäuschen. Aber die Marionetten lügen nicht wie die Menschen. Wenn der Draht sie nicht bewegt, rühren sie sich nicht. Und spielen nicht freien Willen, wo nur Diktat des Drahtziehers ist. Wahrheit ist nur auf der Marionettenbühne.
Dann ist Pause. Der Herr Billetteur ist ein Buffetier geworden. Er verkauft Kracherln. Sechs in jeder Hand. Seine Schnurrbartspitzen sind immer noch so steif. Er könnte an jeder auch noch sechs Flaschen aufhängen. Aber seine Strenge steht im reziproken Verhältnis zum Durst der Besucher. Je mehr Kracherl, desto weniger Schneid. Sein »Prrrogrrramm« grollt nur noch wie ein fernes, gedämpftes Donnerchen nach einem sommerlichen Gewitterregen. Der Buffetier hat den Billetteur verschlungen.

Nach der Vorstellung ging ich mit Lily in den Bühnenraum. Ich wollte ihr den Ernst des Lebens zeigen. Sie sollte sehen, wie jede irdische Lust endet. Wie arm und seelenlos diese Puppen sind. Ich zerstöre grausam eine Illusion, dachte ich.

Die Puppen lagen im Haufen über- und nebeneinander. Der alte Schuster hatte gar keine Füße, was man früher gar nicht gesehen hatte. Er trug leere Pantoffeln. Und die Brille auf seiner wächsernen Nase war keine wirkliche Brille, sondern gemalt. Und Fräulein Emma hatte knallrote Backen und hölzerne Augen und eine geleimte Nasenspitze. Ihre braune Perücke lag in einer Schachtel. Man sah, daß ihr Kopf hohl war. Es war ein trauriger Anblick.
Aber Lily weinte nicht. Sie war auch gar nicht enttäuscht. Sie rührte jede Figur an, überzeugte sich von ihrer Leblosigkeit und lachte.
Lily lachte!
So grausam können kleine Mädchen sein!...
Und wenn sie groß werden, sind sie noch grausamer mit armen Marionetten!

Josephus

Der Neue Tag, 21. 11. 1919

KONSULTATION

Vorgestern war ich noch pumperlgesund.
Ich schwamm wie eine Forelle durch das Gewässer des Lebens und plätscherte in Ereignissen. Ich ließ die Stunden durch die Finger gleiten wie leichte Sandkörner und jonglierte mit der Gegenwart. Auf meiner Nasenspitze balancierte steif und würdig wie ein Stock der Ernst des Lebens. Er drohte jeden Augenblick herunterzufallen, wenn ich das Gleichgewicht verlor.
Der Tod schwebte wie ein leichtes Wolkenschiffchen am fernsten Horizontrand meiner Tage, unerreichbar wie ein Paß und unwahrscheinlich wie ein Völkerbund.
Ich liebte noch Frauen und Bücher. Ich verliebte mich in Bücher und blätterte in Frauenseelen.
Unangenehmen Verwicklungen, die wie Sandbänke aus meinem Gewässer ragten, schwamm ich gewandt aus dem Wege. Peinliche Zufälligkeiten stieß ich hinunter auf den Grund. Mit waghalsigen Kopfsprüngen stürzte ich mich in kinodramatische Sensationen.

Der Reiz des Lebens durchprickelte meine Haut wie ein elektrischer Strom von anderthalb Milliampere.
Ich war gesund.

Gestern stand ich mit einem leichten Kopfschmerz in der rechten Schläfe auf. Der Leitartikel begann mit der Kohlennot und endete mit einem rapiden Kurssturz der deutschen Stilistik. Mein Schläfenschmerz steigerte sich. Der ganze Schädelbau war lose wie eine Koalition.
Ein Kollege sagte mir, das sei eine Stirnhöhlenentzündung. Es sei eine sehr langwierige, schmerzhafte Krankheit, triumphierte er. Man müsse zu einem Arzt.
Um meinen Kollegen zu ärgern, beschloß ich, mit Hilfe eines Doktors gesund zu werden.
Der Doktor untersuchte und fand nichts Stirnhöhlenentzündungsartiges. Um aber der Wissenschaft zu einem Triumph über die Materie zu verhelfen, untersuchte er mich ganz.
Er fand einen veralteten Rachenkatarrh, einen erneuerten Bronchialkatarrh, einen chronischen Lungenspitzenkatarrh, eine leichte Magenreizung, schwere Neurasthenie, hochgradig sich steigernde Neuralgie, beginnende Altersschwäche verbunden mit Anzeichen von jugendlichem Schwachsinn.
Ich bestehe aus lauter Katarrhen und Reizungen. Die Funktionen der Organe haben bei mir Krankheiten übernommen. Ich bin ein geradezu staatlicher Organismus.
Ich habe keinen Rumpf, sondern gewissermaßen einen Parlamentsrumpf. Mein Kopf ist ein sogenanntes Oberhaupt. Demgemäß habe ich keine Valuta. Mein Herz ist eine Staatskanzlei. Meine Gliedmaßen spielen Länderkonferenz.
Der Doktor, etwas fett und asthmatisch, freute sich. Seine wassergrünen Äuglein, die hinter wuchtigen Schmalzaugenklappen nach Atem rangen, schienen zu sagen:
Siehst du, wie wertlos du bist?
Ich zahlte fünfundzwanzig Kronen.
Der Doktor untersuchte das Geld gewissenhaft. Er klopfte die Zwanzigkronenbanknote ab wie einen Kranken.
Dann schnaufte er freundlich: Mein Herr, Sie können noch immerhin fünf Jahre leben!

Mein Kollege triumphiert. Er sagt mir »Du«. In fünf Jahren hat er ein großes Bühnendrama fertig, und ich kann es nicht herunterreißen.
Ich habe heute kein Kopfweh mehr. Aber schlimmer als aller Schmerz ist das Bewußtsein, im Besitz eines wertvollen Lungenspitzenkatarrhs zu sein. Man stirbt eben nie an einer Krankheit, sondern am Wissen um die Krankheit.
Ich schwimme nicht mehr wie eine Forelle durch das Gewässer des Lebens.
Ich sinke auf den Meeresgrund wie ein Taucher, mit Ereignissen beschwert wie mit Pflastersteinen.
Ich lasse nicht mehr die Stunden durch die Finger gleiten wie Sandkörner, sondern picke sie säuberlich in ein Tagebuch wie Briefmarken. Ich bin sozusagen Stundensammler geworden. Den Ernst des Lebens nahm ich von der Nasenspitze herunter. Ich benütze ihn als Wanderstab. Ich versuche, mit meinem Tod Kompensationsverträge zu schließen. Ich blättere nicht mehr in Frauenseelen, sondern lese sie. Bücher liebe ich nicht nur, sondern kaufe sie auch. Ich bereite mich auf das Jenseits vor und freue mich über die gutgeheizte Hölle.

Aber außerdem! Was kann ich nicht alles noch anstellen! Endlich bin ich frei von Rücksichten wie ein hochgespannter Leitungsdraht, der sich plötzlich losreißt von der Isolierung. Ich könnte fabelhafte Kurzschlüsse hervorrufen.
Ich könnte zum Beispiel meinem Chef die Wahrheit ins Gesicht sagen, meinen Kollegen ohrfeigen, meine Frau hinauswerfen, Vorschuß nehmen, meine Ersparnisse vertrinken, im Bankhaus einbrechen, Valuta schieben, ein paar Literaten totschießen, meinen Verleger beleidigen.
Das alles könnte ich und noch mehr!
Aber ich tu's nicht! Weil ich nämlich fürchte, daß ich vielleicht – doch noch länger lebe. – –

Josephus

Der Neue Tag, 28. 11. 1919

METAPHYSIK DES BUDGETS

Was ist ein Budget?
Im wesentlichen ist es die winzige Geldsumme, die wir im Monat oder im Jahre verdienen, plus der riesigen, die wir im Monat oder im Jahre ausgeben.
Woher aber nehmen wir die riesige Verbrauchssumme, um sie zu dem minimalen Verdienst zu addieren?
Es geschehen gewiß viele Wunder im Leben! Vorgestern fuhr ich in einem Fiaker vom Schottentor bis zur Südbahn und fand mich am Ziele unversehrt und vom Kutscher nicht erschlagen vor; vergangene Woche verlor ich meine Raucherkarte, und der Beamte gab mir sein Ehrenwort, daß ich spätestens im Frühjahr eine neue erhalten würde; vor zwei Tagen wartete ich auf den H-Wagen, und er kam; meine Wirtin erwartet noch immer nicht den Besuch einer improvisierten Nichte, um mir kündigen zu können; seit Wochen rauche ich Gestopfte vom Franz und explodiere nicht; seit Monaten esse ich in einer Gemeinschaftsküche und kann noch immer nicht wiehern; in meiner Wohnung wächst noch nicht *ein* Stalaktit; heute vormittag bekam ich eine telephonische Verbindung. Es geschehen also viele Wunder in meinem Leben. Aber das größte Wunder ist doch die Tatsache, *daß* ich lebe.
Wie komme ich eigentlich aus? Ich habe versucht, Buch zu führen über meine täglichen Ausgaben. Ich dividierte die Summe, die ich am Ersten bekam, durch die Zahl der Tage, die ich von dieser Summe zu bestreiten hatte. Der Quotient war eine Zahl von einer Zweistelligkeit, deren Höhe man in anständiger Gesellschaft auch nicht annähernd bezeichnen kann. Und außerdem noch ein Bruch. Der Bruch legte sich wie ein Hindernis, über das man stolpern mußte, quer über meinen Lebensweg. Diese Zahl war die mathematische Ausdrucksform für einen langsamen und sicheren Tod. Es war eine sehr symbolische Zahl.
Mit dieser Zahl versuchte ich, täglich zu sterben. Es reichte nicht. Um halbwegs anständig zu sterben, mußte ich das Dreifache haben. Der Bruch wackelte von Tag zu Tag bedenklicher. Er vertrug die Additionen schlecht. Der Bruchstrich bekam galoppierende Schwindsucht und wurde täglich dünner. Bis er eines Tages ganz verschwand. An Stelle des Bruches saß eine fette, große, bauchige 3.

Da hörte ich zu rechnen auf. Und – lebte weiter.
Mein Monatsleben ist ein algebraisches Monstrum: eine Gleichung mit einundzwanzig Unbekannten. Nur zehn Tage kann ich mir erklären. Wer wird da noch rechnen wollen?
Wovon aber lebe ich?
Karbidgas atmen, Haferreis wiederkauen, einen Meldezettel haben, auf die Wohnungskommission warten, das heißt doch leben?
Wovon?
Offenbar vom Budget, das nur bis zum Zehnten reicht.
»Offenbar.« Der Quotient aus jeder Division ist Verzweiflung und Aussichtslosigkeit. Ich dividiere nicht mehr. Sondern addiere, multipliziere sogar. Mit überirdischen Zahlen, glaube ich. Wenn ich keinen Quotienten habe, erreiche ich Summen und Produkte. Ich addiere und multipliziere metaphysisch, und davon lebe ich.

Das ist die Metaphysik des Budgets.
Aus den Ärmeln schüttle ich Lebensmöglichkeiten wie ein Schwarzkünstler Papierfähnchen. Irgendwoher, aus den Wolken, senken sich Existenzbedingungen schwebend hernieder. Der Boden öffnet sich wie im Theater, und Zahlen steigen hervor. An eine schlankgeschwungene, schmiegsame 2 reihen sich drei Nullen. Spitz und borstig hacken sich Einser in meine Brieftasche. Fett und mollig schlummern Zehner in einem Fach.
Mein Fuß tritt auf blumenzahlengeschmückte Beete. Wo ich hintrete, sproßt eine Ziffer.
Im Kaffeehaus ringelt sich der Mokkadampf in Dreiern, mit denen ich zahle.
Die Zigarre, die fünf Kronen kostet, zerrauche ich in zwanzig große Fünfer, mit denen ich ebensoviel Zigarren kaufe.
Und meinen Friseur bezahle ich mit den Konturen der Ziffern, die der Lehrbursch mit dem Seifenschaum auf meinem Bart zeichnet.
Es geht mir sehr gut. Ich komme aus mit meinem metaphysischen Budget.
Wer wüßte das zu erklären?

Josephus

Der Neue Tag, 30. 11. 1919

NIKOLO

Die kleine Lily sagte: Ich glaube, daß war eigentlich gar nicht der Nikolo. Ich weiß genau, vor zwei Jahren noch sah er anders aus und blieb auch länger sitzen und erzählte schöne Geschichten, und er hatte einen viel, viel längeren Bart, und der Bart war viel weißer. Auch einen großen, großen Sack hat er damals mitgehabt, und heute war's nur eine kleine Einkaufstasche, so wie sie Mama immer hat, wenn sie mit Fini auf den Markt geht. Ja, sagte Paula, ja, sicher, es war dieselbe Einkaufstasche, ich habe sie erkannt, meine rote Masche war am Henkel. Der achtjährige Karl aber war ein Bub und schon sehr gescheit und sprach: Ach was, ich weiß schon, es ist eigentlich gar nicht der Nikolo, es gibt keinen Nikolo überhaupt, und der Nikolo ist übrigens der Onkel Heinrich. Der Onkel Heinrich ist auch der Weihnachtsmann. Und der Onkel Heinrich kann heute nicht mehr mit dem Geld auskommen, er zankt deshalb mit Tante Mathilde – ich habe es selbst gehört –, und er kann keinen Sack mehr mit Süßigkeiten kaufen, und deshalb hat er nur Äpfel und ein paar Nüsse gebracht. Quatsch, es gibt keinen Nikolo, sagte der achtjährige Karl. Aber Lily widersprach: Es gibt bestimmt einen Nikolo. Alle sagen's, der Papa und der Lehrer und der Fritz, und der weiß doch alles, denn er wird nächstes Jahr Doktor. Und übrigens schreibt er Gedichte, echte Gedichte mit Reimen, wie sie im Lesebuch stehen.

Fritz kam herein. Nicht wahr, es gibt einen Nikolo? fragte Lily. Ja, freilich, sagte Fritz, ich werde euch was von ihm erzählen. Ich habe ihn soeben getroffen, wie er traurig und gebückt durch die Straßen ging, um nach Bari in Italien zurückzukehren. Es gefällt ihm gar nicht in Wien. Eine so traurige Stadt hat er in seinem ganzen Leben nicht gesehen, und er lebt schon sehr lange, müßt Ihr wissen, schon an die tausend Jahre. So wie in diesem Jahr ist's ihm noch nie gegangen. Zuerst wollten sie ihn gar nicht über die Grenze lassen und fragten ihn, ob er fremde Valuta habe und einen Paß. Alle Lebensmittel, die er mithatte, mußte er den Revisoren lassen. Er schrie: Ich bin ja der Nikolo! Aber die Grenzwächter spotteten nur und sagten: Er ist ein Schleichhändler! Es gibt keine Heilige nicht. Das haben mir jetzt'n abgeschafft.

So kam der gute Nikolo ganz ohne Pakete nach Wien. Am Südbahnhof wollte er einen Fiaker nehmen, denn er war sehr müde, er hatte keinen

Sitzplatz gehabt und war die ganze Zeit über im Zug gestanden. Hundertfuchtzig Kranl'n, Sö Tepp, olda! sagte der Kutscher. Da ging der gute Nikolo zu Fuß.
Er wollte Mistelzweige haben und ging in den Wienerwald. Aber da standen Kettenhändler, die hatten alle Mistelzweige abgesammelt und verkauften sie als Holz zum Einheizen um sehr teures Geld. »Ich bin der Nikolo«, sagte der Alte, »und muß Mistelzweige für die Kinder haben!« Aber die Kettenhändler lachten: »Der Nikolo sind Sie? Die Kinder selbst haben schon Mistelzweige und treiben Geschäfte mit Mistelzweigen. Mit dem Artikel werden Sie den Kindern keinen Schrecken einjagen.« Da ging der heilige Nikolo in die Stadt zurück.
Der heilige Nikolo hat ein sehr gutes Herz, müßt ihr wissen, und also dachte er: Desto besser, ich werde also ohne Mistelzweige kommen. Ich will lieber Zuckerln kaufen. In allen Läden aber kosteten die Zuckerln ein Riesengeld, und es war ein Glück, daß der Nikolo geradewegs aus der Schweiz gekommen war und Franken hatte. Also konnte er zur Not noch ein paar Kilo einkaufen. Mehr kaufte er nicht, denn die Zuckerln waren aus Schleichhandelszucker gemacht, der den armen Leuten nicht zukommen konnte.
Dann wollte der Nikolo Goldpapier kaufen. Aber da war in keinem Papierladen Stanniol aufzutreiben. Stanniol gab es nur auf der Börse – sagte man ihm. Und auf die Börse geht der heilige Nikolo nicht.
Als der heilige Nikolo über den Franz Josephskai ging, kam ein Mann auf ihn zu, der hatte eine weiße Kappe wie ein Lampion und ein buntes Band auf der Weste. Der hielt den heiligen Nikolo für einen polnischen Juden und zupfte ihm den Bart aus.
Um halb 9 Uhr abends begann der Nikolo schließlich, die Häuser abzugehen. Aber, was sah er da? Da waren alle Haustore schon gesperrt. Und als er läutete, kam der Hausmeister und fragte ihn streng, was er wolle. »Ich bin der heilige Nikolo«, sagte der Alte. – »Haben S' ein Sperrsechserl?« fragte der Hausmeister. – »Gewiß«, antwortete der Nikolo. – »So, ich krieg' aber schon zwei! Jetztn is halb neun, und mir san jetztn a Republik, und da kriegt der Hausmeister zwa Sperrsechserln! Verstanden?« – Da gab der Nikolo dem Hausmeister eine Krone. »Kleingeld is jetztn auch aus Papier«, sagte der Hausmeister, »und mir führen so was nimmer! Der Krampus is mir viel lieber als Sie, Herr von Nikolo oder Herr Nikolo, denn den

Adel hamma abg'schafft, der Krampus kommt durchn Schornstein und stört uns net. I pfeif' überhaupt auf die Sperrsechserln.«
Nun war der heilige Nikolo sehr traurig. In jedem Hause wiederholte sich dieselbe Geschichte. Nur die Kinder taten ihm leid, die hatten noch einen lieben Gott. Aber die Großen hatten ihn im Kriege verloren. »Der liebe Gott ist den Menschen amputiert worden«, sagte der heilige Nikolo.
Nun geht er wieder fort. »Wenn das so weiter bleibt, komme ich nie mehr. Nie mehr!« sagte er. »Die Menschen müssen viel, viel besser werden!«
Da waren die Kinder alle traurig. Und selbst der achtjährige Karl, der schon gescheit war, glaubte an den Nikolo. Die Karbidlampe im Zimmer hatte ein nur noch ganz kleines, verrücktes, blaues Flämmchen, das wie betrunken hin und her taumelte. Schließlich gab's einen großen Krach. Die Lampe explodierte.
»Das hat der Krampus gemacht«, sagte Fritz. Und die Kinder fürchteten sich...

Josephus
Der Neue Tag, 6. 12. 1919

HAUSSE UND BAISSE

In einem Wiener Staatsgymnasium taten sich die Schüler einer Klasse zusammen und bildeten ein Konsortium. Ein Handelskonsortium. Sie spielten auf der Börse, gewannen, verloren. Sie sprachen von Aktien, gingen des Vormittags nicht in die Schule, sondern auf den Schottenring. Fünfzehnjährige Börsianer.
In einem Wiener Büro machte der Chef eines Tages die Entdeckung, daß seine Tippmamsells vorzügliche Kenntnis und Gewandtheit in fachlichen Börseredewendungen hatten. Er forschte nach, und es erwies sich, daß die Tippmamsells Effekten besaßen. Börsen-Effekten.
Zwischen elf und ein Uhr mittags ist das Vestibül der Börse voll von Mittelschülern aller Kategorien und Altersstufen. Sie haben die Beschäftigung mit antiken Versfüßen aufgegeben, Homer wird in Zinsfüßen skandiert. Die ganze höhere Mathematik schrumpft zusammen auf

das Kapitel von Zinsen- und Prozentrechnung. Die Lehre von der Wärme wird am Sinken und Steigen der Kurse studiert. Es gibt keine Umsetzung der Energie mehr, sondern einen Umsatz der Papiere. Die Notenskala ist um neue Bezeichnungen bereichert. Kein »Sehr gut«, sondern »lebhaft«, kein »Ungenügend«, sondern »flau«. Der Papa ist ein Fixbesoldeter, ein Staatsbeamter, gewendet und zergrämt. Der Sohn Börsianer, Kapitalist, Grandspekulant.

So ist die Welt.

Es ist eine große Hausse in Schiebungen und eine Baisse in Moral. Es ist eine Umwertung aller Werte in – Börsenwerte.

Der Börsenaufschwung begann mit dem großen Lesebuchkrach. Als die Morgenstunde Eisenschrappnells im Munde hatte; als Tachinieren am längsten währte; die Armeekommandanten die sanftesten Ruhekissen hatten; dem Tüchtigsten der C-Befund gehörte; und der Anschluß ans Vaterland, ans teure, Annexion und Besetzung hieß: Da fing der Blutrausch der Weltgeschichte in ihren motorischen Bestandteilen zu wirken an. Die beschwipste Moral taumelte. Der Weltanschauung drehte sich der Kopf. Da die Religion den lieben Gott genötigt hatte, ein nationales Bekenntnis abzulegen, sanken die Tempel zu der Bedeutungslosigkeit von Parlamenten herab. Da die Altäre des Vaterlandes rauchten, vernachlässigte man die der Götter. Da man Respekt und Gehorsam schuldig war, verlor man die Ehrfurcht. Da die Ehrenbezeigung Pflicht ward, war die Ehrlosigkeit Brauch.

Einstmals, in einer weiten und wilden Welt, gab es Glücksritter mit Schwert und Spieß. Der Krieg war ja Romantik, die Revolution gesund – brachiale, eruptive Traumverwirklichung. Die Brutalität der Guillotine selbst war noch gesund. Aber *dieser* Krieg und *diese* Revolution in seinem Gefolge, sie waren raffinierte Naturerscheinungsimitationen. Die überlegt wilden Gebärden eines armseligen Zirkusmenschen, der in einem Pantherfell steckt. Wie wenn eine ausgestopfte Bestie falsche Zähne fletschen würde. Die Weltgeschichte ward eine politische Börsenspekulation. Setzte sich der waghalsige Jüngling aufs Roß, wenn die Zeiten wild waren und von Waffengetöse erfüllt, so geht er heute – spekulieren. Jeder Krieg hat seine speziellen Abenteurer. Man kann heute nicht mehr mit Schwert und Spieß Schlösser, Frauen, Herzogtümer gewinnen. Man kann Kaufleute im Expreßzug nicht mehr recht ausplündern. Man kann sie nur »hineinlegen«. Durch Geschäfte, Handel, Spekulationen.

Im Grunde ist es dieselbe Abenteurerlust, die Tannhäuser auf den Venusberg, Siegfried zum Nibelungenschatz, Parzival zum Gral brachte. Man bedarf nur heute keiner Rüstung mehr, um diese Ziele zu erreichen. Das Graltum ist eine Schiebung, der Nibelungenschatz liegt auf dem Bakkarattisch, der Venusberg heißt »Nachtfalter«. Alles ist mit Geld bequem zu erringen. Geld gewinnt man leicht und mühelos auf der Börse. Und selbst das Prickeln des Abenteurertums, der Kitzel des Sensatiönchens ist auch dabei. Also spielt man auf der Börse.
Börsenagenturen entstehen an allen Straßenecken. Alle Banken vermitteln Börsengeschäfte. Die ganze Schöpfung ist die verfehlte Börsenspekulation eines Gottes, der pleite gegangen ist.
Allmählich wandelt sich das Aussehen der Welt. Schieben die Wolken nicht? Sind sie »Kulissen«? Gewitter sind Geldkrisen, Blitze erleuchtende Spekulationseinfälle. Und ein Donner, nun, das ist natürlich ein »Krach«.
Die Winde, kommen sie noch aus Aeolus' Höhle? – Sie blasen aus hohlen Kassenschränken.
Regnet es, schneit es noch? – Ich glaube, erbitterte Kaufleute spucken aus.
Die Menschen vermehren sich nicht mehr durch Geschlechtskopulation, sondern durch Aktiengewinnverdoppelung.
Die Meere sind vielleicht riesengroße, quadrierte Aktienpapiere.
Und selbst die Nummern der Meridiane und Parallelkreise sind zu gewinnen und zu verlieren.
Zwischen Hausse und Baisse – Nordpol und Südpol – dreht sich die Erde um ihre eigene Profitachse.

Josephus

Der Neue Tag, 7. 12. 1919

DIE FRÜHSTÜCKSSUPPE

Der Wintermorgen blinzelt kurzsichtig durch dünne Wolkenbrillen auf Schottergeröll und schmutzige Erdschollen.
Sogenannte Gebrauchsgegenstände liegen »am Spitz«. Eine Blechschüssel mit einer offenen Rißwunde, wie von einer Granate zerfetzt.

Ein weißer Henkel aus Porzellan zwischen rotbraunem Blättergemisch, gekrümmt wie ein poliertes Fragezeichen.
Mit einem Zipfel zwischen Wand und Deckel einer rostflecksommersprossigen Konservenbüchse eingeklemmt, weht der Leitartikel der vorigen Sonntagsnummer im Morgenwinde.
Es ist eine Fragmentsammlung zerschlissener Häuslichkeit, so ein schmutziger Patzen Wiese. Ein Pinselklecks auf der Palette des lieben Gottes.
Ein Wägelchen knirscht über dem Schotter. Zwei kleine galizische Ponys voran üben »Kopfnicken«!
Von dem Gefährt steigt Dampf in kleinen, zarten Säulchen empor.
Das ist die Fahrküche mit der Frühstückssuppe. Das neueste Kapitel von »Wien im Elend«.
»Am Spitz« in der Goldschlagstraße macht die Fahrküche halt. Gott- und staatsamtgewollter Rahmen für die Frühstückssuppe.
Die Fahrküche ist eine militärische. Vielleicht aus der Sachdemobilisierungsanstalt. Sie macht den behäbig-brummigen Eindruck einer Längerdienenden.
Drei Volkswehrmänner hantieren an den Kesseln herum.
Der eine hat einen Schöpflöffel aus Blech. Wenn er ihn in den Schlund des Kessels hinabtaucht, entsteht drinnen ein geheimnisvolles Gezisch. Es ist, wie wenn die Moleküle der Suppe anfangen würden zu schwatzen.
Wenn der Schöpflöffel an die Oberfläche kommt, sieht man eine goldglühende Flüssigkeit, von Dämpfen umwallt wie im »Rheingold«. Auf dem Grunde des Schöpflöffels ruht ein Körper in unleugbarem Aggregatzustand. Offenbar ein Riff.
Während die Flüssigkeit in das Reindl der Frau Dworzak hinüberrinnt, offenbart sich das Riff als Kartoffel, Möhre oder so.
Um vierzig Heller kann man das »Rheingold« genießen.

Die Frühstückssuppe hat sich noch nicht eingelebt. Von Zeit zu Zeit kommt eine Frau mit einem Napf. Ein Schulmädchen mit einer Menageschale. Ein Arbeiter mit einem Topf.
Der Volkswehrmann bläst vor Kälte einen tonlosen, unhörbaren Militärmarsch in die roten Fäuste und schlägt den Takt mit den Füßen dazu.
Die Ponys stehen geduldig wie angestellte Wiener. Manchmal hebt

eines den Huf und klopft an die Deichsel. Nur um die beruhigende Gewißheit zu erlangen, daß es immer noch angespannt ist.
Die Suppe ist heiß. Ihre Hitze stumpft die Geschmacksnerven ab, und man braucht sie nicht zu schmecken. Sie rinnt, eine flüssige Wohltat, wie ein kleiner Golfstrom durch den morgenkalten Körper.
Morgen, übermorgen, vielleicht in einer Woche ist sie eingelebt, anerkannt, heimisch, die Frühstückssuppe.
Sie wird die allmorgendliche Ausflüssigkeit der volksfreundlichen Gesinnung im Staatsamt für Ernährungswesen sein.
Unter Umständen wird eine schmackhafte Brühe aus den sonderbarsten Elementen: aus Anspruchslosigkeit, gutem Willen und Zubußen.

Josephus

Der Neue Tag, 10. 12. 1919

DAS TAFTKLEID

Eine ukrainische Geschichte

Es war ein herrliches Taftkleid. Schwarz, mit Samteinsatz und Flitterperlen, von einer weichen und schmiegsamen Kühle, wie sie die großen dunklen Blätter tiefroter Spätrosen haben, die im Nachbarsgarten des Kirchendieners Alexei Afinowitsch blühten. Es stand so fest wie der Erfolg der Wunderkuren des blinden Korsaren Tiowfej und des Milchzaubers der Hexe Katja, daß zwischen Don und Dnjepr kein zweites Taftkleid dieser Art vorhanden war. Nastja Iwanowa, meine fürsorgliche Hausfrau, hatte es von ihrem Manne bekommen, dem Sergeanten Nikolaj Iwanow, der es wieder anläßlich eines kleinen Pogroms in dem etwa fünf Werst entfernten Judenstädtchen der reichen Schankwirtin Sonja Israelowitsch geraubt hatte. Nastja Iwanowa, wie schon erwähnt: meine fürsorgliche Hausfrau, war kraft dieses Taftkleides entschieden die vornehmste unter allen Dorfbewohnerinnen.
Jahre waren vergangen: Die Kuh des Bauers Kuszpeta war an Magenkrämpfen elend zugrunde gegangen, Alexei Pawlow, der Taugenichts, kehrte aus dem Kiewer Zuchthaus zurück, der Krieg brach aus, Nikolaj Iwanow, der Mann meiner fürsorglichen Hausfrau, ward in den Karpaten vermißt, das Dorf hatte manniges gelitten, die Landstraße die

Eisenhufe der Kavallerie, die benagelten Stiefelsohlen der Sturmtrupps, die zerrissenen und nackten der Kriegsgefangenenzüge, die Räder der Artillerie- und Trainkolonnen an ihrem Leibe zu spüren bekommen. Freundliche und feindliche, preußische, zarische, österreichische Einquartierungen wechselten miteinander ab. Aber in all dem jähen Wechsel der Zeiten und Dinge hatte das Taftkleid seinen Zauber bewahrt, war es allsonntäglich Brennpunkt der Bewunderung und Gegenstand des Neides alter und junger Dorfbewohnerinnen geblieben. Es verlieh seiner Besitzerin Würde und Rückgrat, verschaffte ihr Geltung und Ansehen. Ihre Kuh durfte unbehindert auf nachbarlichen Weiden grasen, ihr Söhnchen Sascha unverprügelt stehlen. Nastja Iwanowa, meine würdige Hausfrau, war eine Persönlichkeit, und ein Stückchen vom Glanz ihres Taftkleides umschimmerte auch mich, ihren harmlosen Mieter und Hausgenossen.
Da kamen die Bolschewiken. Nastja Iwanowa war eine erbitterte Gegnerin jedes Kommunismus. Sie hielt es mit Petljura, dem Kosakenhetmann, der die Bolschewiken bekämpfte, und mit seinem Stellvertreter im Dorfe, dem Ataman Nikita Kolohin, der das Dorf befestigt und es zu einem Stützpunkt ausgebaut hatte. Auf hügeligem Südrand des Dorfes hatte Ataman Nikita sein Hauptquartier aufgeschlagen, auf dem Kirchturm Maschinengewehre zur Abwehr bolschewistischer Flugzeuge aufgestellt und Alarm- und Signalapparate eingerichtet. Wenn die Sirenen in langgedehnten Tönen zu heulen, die Maschinengewehre auf dem Kirchturm zu rattern anfingen, wußte man: Die Flieger sind da! Der Bauer Kuszpeta ließ die Sense fallen, mit der er eben das Gras auf seiner Wiese gemäht hatte, lief zu der hohlen Weide, die am Wiesenrand stand, und holte aus der Höhlung seinen Schatz hervor, hundert goldene Dukaten in einem großen braun- und blaukarierten Taschentuch. Katja, die Hexe, ergriff ihre alte Katze, die sich gerade am Fensterbrett gesonnt hatte, beim Genick, der blinde Tiowfej brach sein Lied: Pulubyl ja tibia za twoju Krafatu – mitten im Worte »Krafatu« ab, so daß sein Kra – wie ein heiserer Unheilsruf klang, und Alexei Pawlow, der fünf Jahre im Kiewer Zuchthaus gesessen hatte, steckte die Bibel, die ihm der Pope von der Kiewer Strafanstalt mitgegeben und in der Alexei Pawlow ganze Nächte inbrünstig blätterte, weil er nicht lesen konnte, zu sich. Meine fürsorgliche Wirtin aber: Nastja Iwanowa, griff nach ihrem Taftkleid, das auf einem riesigen Türhaken seinen Ehrenplatz hatte, und schlug es in ein eigens zu die-

sem Zweck stets bereitgehaltenes großes weißes Packpapier. Alles rannte, jeder mit seinem Schatz, unter den Viadukt, den die Preußen noch im Jahre 1918 mitsamt einer kleinen Lokalbahn am Ausgang des Dorfes angelegt hatten, warteten dort das Tuten der Sirenen, das Knattern der Maschinengewehre, das Rattern der Flugzeuge ab und kehrten dann nach Hause zurück.

Es war Mitternacht, der Mond schien, das Dorf schlief. Nur Alexei Pawlow blätterte in seiner illustrierten Bibel. Da begannen die Sirenen zu pfeifen. Schüchtern erst, schläfrig, daß es tönte wie das Gähnen meiner fürsorglichen Wirtin Nastja Iwanowa. Dann immer voller, stärker und schneller. Nastja Iwanowa sprang auf. Ich hörte das Packpapier im Dunkeln rauschen, sie packte ihr Taftkleid ein. Die Dorfstraße entlang eilten die Menschen dem Viadukt zu. Nastja Iwanowa mit ihnen. Sie fiel in einen Graben, raffte sich auf und lief weiter. Nach fünf Minuten entdeckte sie, daß sie ihr Taftkleid vermutlich im Straßengraben hatte liegenlassen. Sie eilte zurück, wälzte sich den Graben hinunter. Gott und allen Heiligen Lob! Das Kleid lag da! Nastja Iwanowa rannte, das knisternde Paket fest an die Brüste gedrückt. Außer Atem kam sie am Viadukt an.

Die Nacht war erfüllt mit Geratter und Geknatter. Unter dem Viadukt kauerten die Menschen, sprachen leise mit angstbebenden Stimmen. Einige waren eingeschlafen. Auch Nastja Iwanowa.

Als sie im kühlen Morgengrauen erwachte, war ihr erster Gedanke: das Taftkleid! Aber weh! Heilige Mutter Gottes! Das Paket war weg. Man hatte es gestohlen. Gestohlen das herrliche, einzige Taftkleid, das seinesgleichen suchte zwischen Don und Dnjepr!

Nastja Iwanowa lief, rannte, raste zu Ataman Nikita. Der Soldat Onufrij Romanjuk stand Wache. Er ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen und versetzte Nastja einige Kolbenhiebe. »Ich geb dir zwei Rubel«, flehte Nastja. »Zehn will ich, Hundeseel!« bellte der Soldat Onufrij wie ein wütender Dackel mit seiner versoffenen Fistelstimme: »Gut, gut, ja, zehn!« weinte Nastja.

Sie kam vor den Ataman. Sie bat, kniete: »Herr, Herr, mein schönes, herrliches, Taftkleid! Man hat es mir gestohlen, heute in der Nacht, unterm Viadukt!«

Der Ataman war ein guter Herr. Er schickte zwei Soldaten aus. Die durchsuchten Haus um Haus und fanden endlich das Taftkleid bei der Katja, der Hexe.

Nastja Iwanowa trocknete rasch ihre Tränen. Beide Hände streckte sie nach ihrem Schatz aus. Ein Wildbach!? Oh, ein Wildbach hätte sich wie eine schleichende Schnecke ausgenommen neben der nach Hause rasenden Nastja. Sie lief zum Tisch, packte aus. Aber, was war das? Ein alter schmutziger Unterrock lag in dem Papier. Das Taftkleid? Wo war das herrliche Taftkleid?
Es hing am rostigen Haken hinter der Tür. Nastja Iwanowa hatte es in der Nacht verwechselt. Denn: Habt Ihr wirklich geglaubt, Katja, die Hexe, hätte das *Taftkleid* herausgegeben?!...

Prager Tagblatt, 13. 12. 1919

DAS WALDMÄNNLEIN VOM STEPHANSPLATZ

Wer kauft Weidenruten? Heutzutage! Kann man Weidenruten schieben? Sind Weidenruten ein »Artikel«?
Oder Vogelbeeren! Wie lächerlich! Korallenrote, winzige Kügelchen auf armselig-schmächtigen Zweiglein. Was macht man mit Vogelbeeren?
Oder ziegelrote und weiße Papierblüten aus Serviettenpapier! Ich bitte! Was ist schon so eine schwindsüchtige Papierblüte? Man kann sie nicht ins Knopfloch stecken. Wie lächerlich! Hat man schon je einen eleganten Winterrock mit einer Serviettenpapierblüte geschmückt gesehen?
Oder feingedrehte, komplizierte gewickelte Fränschen und Zipfelchen aus Kanzleipapier! Köchinnen schneiden zuweilen altes Zeitungspapier in solche Fränschen, drehen sie mit einer Haarnadel so lange, bis sie eine Art verwickelter Stalaktiten werden, und bringen sie an schrecklich weißen Küchenschränken an, wo Schubladen mit stolzen Aufschriften: Pfeffer, Zimt, Salz, Schmirgel in die öde Kachelweiße des Küchenraumes schwarz hineinstieren. Aber wer *kauft* diese fertiggewickelten Fränschen und Zipfelchen?
Lauter, lauter Nichtigkeiten! Gegenstandsloses Zeug. Alberne Nichtsnutze. Törichte Sächelchen, vom Wegrand der Zeit aufgeklaubt. Das Leben hat sie fallen gelassen oder gar, wer weiß, weggeworfen. Nein! Nicht weggeworfen! Solche Dinge sind zu wertlos, um weggeworfen

zu werden. Man läßt sie fallen, achtlos! Sie gleiten aus den Taschen, zwischen den Fingern durch. Alle diese Torheiten, die das kleine Männchen am Stephansplatz zu verkaufen sich einbildet, die sind, weiß Gott! nichts, nichts, gar nichts wert. Impotenzierte Wertlosigkeit.
Ich habe nie gesehen, daß jemand etwas dem Männchen abgekauft hätte. Sein Mäntelchen ist abgeschabt-papageigrün. Die Nächte sind offen wie die scharfen, spitzen Zähnchen der Not. Auf der sanften Rundung seines winzigen Rückens wuchten viele Jahrzehnte, Jahrhunderte vielleicht. Sein Gesicht mit dem Vollbärtchen klebt in einer Wollhaube. Dieses Gesichtchen birgt sich in der Wolle wie ein Vogel in einem Nest. Wie aschgraue Mäuschen huschen verschüchterte, scheue Blicke aus den Augen.

Ich habe lange Zeit nicht begriffen, wozu das Männlein dort steht. Eines Tages sah ich es.
Ich ging um die Mittagsstunde über den Stephansplatz.
Das Männchen stand nicht auf dem Bürgersteig – sondern, o wie merkwürdig! –, das Männchen stand in der Straßenmitte. Und um ihn rauschte ein Gezwitscher und ein Gejubel von hunderttausend Spatzen. Das Männchen fütterte sie. An seiner Nasenspitze blinkte ein hartnäckiger wasserheller Tropfen. Es hatte keine Zeit, ihn wegzuwischen. Mit beiden Händen streute das Männchen Brotkrümchen. Ein sehr stilles Lächeln kollerte wohlig und rundlich über sein Gesicht. Seine kleinwinzige Gestalt verschwamm, ertrank, tauchte unter in den Wellen eines brandenden Gezwitschermeeres. Und das Männchen hatte nur *einen* Wunsch: Oh, hätt' ich doch ein Dutzend Hände!...

Seitdem weiß ich, wozu das Männchen dasteht. Ja, ich sehe, es ist gar kein Bettler. Es ist irgendwoher aus dem sterbenden Wald mit seinen Vögeln geflüchtet. Ist sein Bärtchen nicht aus den Flaumfedern kleiner Vögel? Sein Wollhäubchen ist ein über den Kopf gestülptes Vogelnest. Und sein Mantel ist so grün, weil er aus Waldmoos gesponnen.
Ich stelle mir vor, daß es in der Seele dieses Männchens aussieht wie in einer kleinwinzigen, verlorenen Kapelle, irgendwo am Wegrand.
So wohlig und heimlich. Und eine dunkelrote Ampel brennt ewig darin unter einem Jesusbild.
Und ich weiß, wie dieses Männchen sterben wird:

Eines Morgens wird sein Kopf auf dem Körbchen mit den winzigen Nichtigkeiten ruhen. In der Nische vor der Stephanskirche.
Und von hunderttausend zwitschernden Spatzen getragen, wird seine Seele emporschweben.
Und auf seinem verschämten Holzkreuz in der Friedhofsecke wird Tag und Nacht ein Spatz sitzen und Wache halten und zwitschern. »*Requiescat in pace!*« wird er zwitschern.
Fast so schön wie ein Kanarienvogel.

Josephus

Der Neue Tag, 14. 12. 1919

WELTUNTERGANG

Gestern hat der von Professor *Porta* angekündigte Weltuntergang stattgefunden.
Zuerst begann meine Lampe hin und her zu schwingen, in rasender Eile, wie ein verrückt gewordenes Pendel.
Das Sofa, auf dem ich lag, schwankte wie ein leichtes Boot bei Seesturm. Die Wanduhr fiel plötzlich auf die Diele. Die Splitter ihrer zarten Glasscheibe klirrten wie kleine, dünne Silbermünzen.
Ganz unerwartet erfolgte ein dumpfer Knall. Da hatte irgendein Planet der Erde die erste Ohrfeige versetzt.
Die Wände stürzten. Sie sanken lautlos zusammen, man hörte überhaupt nichts Irdisches bei dem wütenden metaphysischen Geheul.
Ich befand mich auf einmal im Weltraum. Ich wirbelte. Mit mir wirbelten ein paar Millionen Menschen im Äther. Wir sahen aus wie kleine Papierschnitzel, die ein Schulbub aus dem vierten Stock bei starkem Windgang flattern läßt.
Plötzlich flog etwas Scharfes, feurig Goldenes vorbei. Ich war geblendet. Die Augen schmerzten. Zugleich aber hatte ich ein wohliges Gefühl. Ich ahnte Kohle. Blitzschnell durchzuckte mich ein Schrecken: Hätte ich doch die Kohlenkarte! Aber ebenso schnell erinnerte ich mich, daß ich mich ja im Weltraum befinde, wo man keine Kohlenkarten kennt. Ein Komet! schrien Millionen Stimmen neben mir. Ja, es war ein Komet. Ich schwang mich mit beiden Beinen auf seinen riesi-

gen feurigen Schwanz. Mit mir einige Millionen Menschen. Vier Millionen verbrannten sofort. Die anderen aber blieben wohlgemut sitzen und spürten das Feuer gar nicht. Als ich mich umsah, gewahrte ich, daß es lauter Deutschösterreicher waren, denen die Siedehitze des Kometenschweifes gerade die richtige Temperatur war. Ich vermute, daß es mit dem kolossalen Kohlenmangel weiland Deutschösterreichs zusammenhängt.
Zugleich hielt der Komet still. Er konnte den so schwer gewordenen Schweif nicht mehr schleppen und blieb frei schwebend im Weltenraume haften, in nächster Erdnähe, so daß wir den Weltuntergang genau beobachten konnten. Einige meiner Schicksalsgenossen hatten sich gerade auf den Weg ins Theater befunden, als der Weltuntergang anfing, und sahen nur durch ihre Operngucker auf die berstende Erde, nicht ohne eine gewisse Schadenfreude.
Man sah:
den ganzen Obersten Rat so ratlos, als wenn er Ordnung in Rußland hätte schaffen wollen;
die Horthysche Armee, wie sie plötzlich gegen die russischen Sowjettruppen schoß und alle zusammen sich zu einer bedrohlichen politischen Situation verkrampften;
Wilson, wie er sich vergeblich bemühte, auf seinem Kopf zu stehen...;
Louis Botha, den Premierminister, wie er am Kap der Guten Hoffnung hing und nach der Transvaalburenrepublik zurückzappelte;
den Heiligen Vater, der sich herzlichst über die endlich erlangte Freiheit freute und mit den Kardinälen ein Tedeum sang;
Kaiser Wilhelm, der rittlings auf dem Popokatepetl saß und eine Rede hielt, in der er hervorhob, daß er aus Rache gegen die Revolution den Weltuntergang arrangiert habe;
Karl Kraus am Kreuzknauf des Stephansturmes, wie er die letzte »Fackel«-Nummer am Weltbrand entzündete.
Und vieles, vieles andere.
Plötzlich gab es noch einen lauten Krach. Die Erde sank in die Tiefe. Wie ein verbrannter Gummiballon. Sie war nur noch ein Häufchen Asche.
Nur ein paar Millionen Österreicher, die sich auf dem Kometenschwanz hinübergerettet hatten, waren vom ganzen Erdball übriggeblieben und bildeten ein neues Österreich.

Der Komet erholte sich bald von seinem ersten Schreck über die plötzliche Belastung und begann langsam wieder herumzuschweifen.
Es bewahrheitete sich denn schließlich doch das alte Wort von Österreichs ewigem Bestand.
Allerdings hätte es mit Rücksicht auf den Kometen heißen sollen:
Austria irret in orbe ultima.

Josephus
Der Neue Tag, 18. 12. 1919

DIE RENTABILITÄT DER FAULHEIT

Weil wir sie nicht achteten, rächt sie sich nun an uns, die Faulheit. Die These: »Der Mensch muß arbeiten« ist eine mitteleuropäische, geradezu preußische Erfindung. Wer wußte bei uns je den Segen der Faulheit zu schätzen? Wir stöhnten unter dem Fluch der Arbeit und nannten sie einen Segen. Wir vergaßen, daß Adam erst arbeitete, als er aus dem Paradies der Faulheit vertrieben war. Mit der einem Mitteleuropäer angeborenen Fähigkeit, das Unnatürliche auf dem Umweg über die Logik zur Selbstverständlichkeit zu machen und dem Leider-Notwendigen den Stempel des Gottseidank-Nützlichen aufzudrücken, zerplagten wir die Jahrhunderte unserer Entwicklung. Arbeit! Arbeit! Europa stinkt nach Benzin zu einem Himmel aus Blaupapier. Milliarden Zahnräder zermalmen das letzte Quentchen Schönheit. Wie unglücklich fühlt man sich am Sonntag! Man wird krank vor Arbeitslosigkeit! Der Sabbath, die einzige armselige Reminiszenz aus dem verlorenen Paradies, wird verschluckt vom Gegähne der Langeweile, die der Mitteleuropäer erdulden muß, wenn er nicht schuftet. Er geht in Urlaub, nicht um zu feiern, zu faulenzen, sondern um »auszuruhen«. Begibt sich in eine Tatenlosigkeit, die eine Tätigkeit zur Voraussetzung hat. Er kennt keine andere. »Der Mensch muß arbeiten.«
Der Südländer, der Orientale, sie können faulenzen. Denn die Faulheit ist ein Talent und erfordert Fertigkeit. Das Faulenzen ist eine Kunst. Der Südländer faulenzt mit Anmut und Grazie. Der Orientale mit Philosophie und Tiefsinn. Die Kunst, auf einer leuchtend-grünen Wiese zu liegen, in Gottes große blaue Augen zu sehen und ganz einfach

glücklich zu sein, treffen bei uns nur Landstreicher und Poeten. Auch heute noch kann es der Durchschnittseuropäer nicht! Heute, da die Arbeitslosigkeit den Arbeitsmarkt beherrscht und die Faulheit rentabel ist!
So rächt sie sich an uns, die Faulheit. Sie wird rentabler als die Arbeit. Arbeit ist Aufwand. Die kleinste Anstrengung kostet mehr, als sie einträgt. Wenn ich über die Straße gehe, sind meine Sohlenatome, die auf den Pflastersteinen liegenbleiben, mehr wert als der Ertrag meines Weges. Wenn ich einen Brief schreibe, kosten Porto, Tinte und Papier mehr, als mir dieser Brief je einbringen könnte. Arbeit ist Aufwand an Material, Geld, Kraft. Es ist eine Verschwendung von lauter Unersetzlichkeiten.
Die Konsequenz dieser Einsicht, die sich – bewußt oder unbewußt – bei allen Zeitgenossen herausgebildet hat, ist der heute sichtbar gewordene Hang zur Faulheit und Arbeitslosigkeit Mitteleuropas. Man versucht überall, die Arbeit auf das geringste Minimum zu reduzieren. Der auf der Börse spielende Gymnasiast, der Unterstützung beziehende Arbeiter, der schiebende Staatsbeamte, der hasardierende Bankkassier sind alle nur Folgeerscheinungen der einfachen Wahrheit, daß die Faulheit – rentabel ist. Man will faulenzen, um leben zu können. Vom Arbeiten kann man's ja nicht mehr. Weil aber diese mißratenen Ebenbilder Gottes die Kunst des Faulenzens nicht verstehen, wird ihre Faulheit häßlich. Es ist immer noch etwas aus der großen Sippschaft der Arbeit in dieser Faulenzerei: Betriebsamkeit. Man arbeitet nicht, aber man ruht auch nicht. Man ist »betriebsam«. Man »betätigt sich«. Es tut sich was.
Nein, man kann nichts verdienen, wenn man arbeitet!
Man muß ins Kaffeehaus gehen, sich an einen Tisch setzen und warten. Der Verdienst kommt an deinen Tisch, fragt höflich: Ist's gestattet? und setzt sich. In der Luft schwirren Aktien und baumeln mit den Zinsfüßchen just über deiner Nase. Du brauchst nur zu schnurren. Alles hast du im Kaffeehaus, wenn du nur arbeitslos dasitzest: Zucker, Kerzen, Zigaretten, Leder, Provision. Im Büro umzingeln dich Zahlen. Spitze Buchstaben spießen dich auf. Geschäfte macht man, wenn man nicht arbeitet, sondern nur sitzt.
Fast noch mehr Gewinn bringt das Schlafen. Morgenstunde hat so viel Gold im Munde, daß es am einträglichsten ist, sie zu verschlafen. Ein Frühstück, ein zweites Frühstück, zwei Zigarren, zwei Fahrten in der

Elektrischen und dem Autobus – – verdient man so viel an *einem* Vormittag? Es ist besser, man verschläft ihn. Ich verdiene jeden Morgen dreißig Kronen, indem ich schlafe.
Aus der Arbeitslosigkeit wird sich die Schlafseuche entwickeln, wenn alle überzeugt sein werden von dem Gewinn des Schlafens. Allerdings, es leiden viele an Schlaflosigkeit. Desto besser! Man wird ein Konsortium zur Erzeugung und Verbreitung von Morphium bilden. Morphiumaktien werden steigen! Um unermeßlich reich zu werden, braucht man bloß Morphiumaktien zu kaufen und – sich schlafen zu legen. Erst dann wird die Welt vollkommen faul sein ...

Der Neue Tag, 21. 12. 1919

VOLKSCAFÉ

Die Häuser sind wie schmutzige Kinder in der Fremde, die sich ihrer schlechten Kleidung schämen und scheu zusammenrücken. Sie wagen sich nicht auf die Hauptstraße, sondern drücken sich in Seitengäßchen. An einem solchen Haus – es steht just an der Ecke – klebt, ein bißchen zu sichtbar vorgeschoben, wie ein Schwalbennest an einem Dachfirst, ein kleines Kaffeehaus.
Wenn man hineinkommt, sieht man an den Wänden Kleiderregale mit Nickelhaken. Die Nickelglasur ist abgesprungen, und die Haken haben matte Flecke. Sie sehen aus wie erblindete Augen. An den Haken ringsum hängen Zeitungen und illustrierte Blätter. Zerschlissen und schief, machen sie den Eindruck von totgehängten Lebewesen.
Das Kaffeehaus ist schmal und engbrüstig, und die Tischchen mit den Eisenplatten stehen dicht gedrängt nebeneinander und wirken atembeklemmend. Es ist wie eine Volksversammlung von Kaffeehausmöbeln. Alle drängen sich um den eisernen Ofen in der Ecke, der auf einem steinernen Postament steht, wie um eine Rede zu halten. Sein Mund glüht vor Begeisterung.
Der Kaffeesieder hat gute Verbindungen mit Bahnkohledieben – hat einmal jemand am Nebentisch gesagt. Wie löblich ist das vom Kaffeesieder! ...
In diesem Kaffeehaus bekommt man um billiges Geld, um sehr billiges

Geld, einen weißen Kaffee. Er ist nicht genauso weiß wie im Frieden. Er ist überhaupt nicht weiß, sondern braun. Aber er heißt »weißer Kaffee«, und also *ist* er es auch. Es geht den Dingen genauso wie den Menschen. Sie sind, was sie heißen.

Den Kaffee trinkt man aus dickbäuchigen Porzellantassen, die mit ihren vielen vernarbten Rissen und Sprüngen geradezu aussehen wie Korpsstudentengesichter. Es gibt bestimmte Tassen, über deren Rand hängt eine braune Milchhaut wie ein goldenes Vlies. Aber das sind nur bestimmte Tassen, und die gelangen an bestimmte Gäste.

Denn im Volkscafé verkehren bestimmte und unbestimmte Gäste. Es ist wie mit den Artikeln in der deutschen Grammatik. Die bestimmten haben vor den unbestimmten außer den gewissen Tassen noch andere Bezüge. Vor allem haben sie Namen, die bestimmten. Der eine ist der Herr Franz, der andere der »Sepp«, der dritte der Herr Wawlicka. Jeder hat einen Namen, und der Kaffeesieder sagt: Guten Morgen, Herr Franz! Oder: Servas, Pepi! Oder: Ergebenster habe die Ehre, guten Morgen zu wünschen, Herr Wawlicka! Denn der Herr Wawlicka ist, wie schon sein Name sagt, Schuldiener.

Interessanter aber sind die unbestimmten Gäste. Denen sagt der Kaffeesieder nichts. Höchstens, daß er ihnen herabfallend zunickt. Worauf die unbestimmten, die zum Unterschied von den bestimmten etwas weiter entfernt vom Ofen sitzen, im Chorus: Guten Morgen, Herr Hassenberger! dröhnen. Denn unbestimmte Menschen sind gewöhnlich demütig und für ein Kopfnicken dankbar.

Ich muß schon sagen, mich interessieren die Unbestimmten mehr. Sie sind interessant wie alles, was noch nicht entdeckt ist. Sie haben keine Bezeichnung, und ich kann mir vorstellen, wie sie heißen: Herr Taglöhner, Herr Pechvogel, Herr Arbeitslos, Herr Schwindsüchtig. Solange ich sie nicht kenne, heißen die Menschen so, wie sie sind.

Ich weiß, daß jener Mann dort, dessen langer, dünner Hals in einem weiten schmutzigen Hemdkragen herumstochert wie ein Federhalter in einem weiten Tintenfaß und vergeblich nach einem Halt sucht, im »Logierhaus« genächtigt hat und nun auf dem Weg ist in die Schulerstraße, wo der »Kleine Anzeiger« offene Stellen zu vergeben hat. Ich weiß genau, daß er ein schmutziges Kuvert aus der Tasche zieht und auf der Rückseite mit einem lächerlich schlecht gespitzten, will sagen: gestumpften Bleistift die Adressen vermerkt. Er schreibt eckig, unbeholfene, gelähmte Buchstaben und drückt dabei das unterste Glied des

rechten Zeigefingers so fest auf den Bleistift, daß sein Nagel ganz weiß wird. Dann geht er von Stelle zu Stelle, von einem Bezirk in den anderen, und überall ist schon jemand dagewesen. Der Mann heißt sicher »Pechvogel«.

Und so hat jeder von den »Unbestimmten« eine interessante Geschichte. Und alle Geschichten sind mehr oder weniger traurig.

Außer mir weiß noch jemand im Kaffeehaus alle Geschichten: Das ist nämlich der Pudel Lux, der als Kassier im Volkscafé mit Kost und Quartier engagiert ist und den ganzen Tag zwischen Schnapsgläschen und Saccharin und Backwerken auf dem Kassatisch sitzt.

Der Pudel ist ein Philosoph und ein großer Menschenkenner. Wenn jemand von den »Unbestimmten« sich dem Kassatisch nähert, hebt Lux das rechte Augenlid ein wenig. Dann läßt er es wieder zuklappen, oder er stellt sich plötzlich auf alle vier Beine und beginnt zu schnuppern. Lux ist ein sehr gescheiter Mensch.

Die junge Kellnerin, die Resi, die eine große schwarzlederne Tasche an der Hüfte hat, kann sich auf ihn verlassen. Auch die Resi teilt die Gäste in bestimmte und unbestimmte. Die Unbestimmten müssen sofort den »Weißen« bezahlen. Die Bestimmten rufen selbst: zahlen! und geben ein Trinkgeld.

Das größte Trinkgeld gibt Herr Wawlicka, der Schuldiener.

Da kam eines Tages einer, der gab ein noch größeres Trinkgeld. Er trug eine lederne Aktentasche und einen Regenschirm. Sein Kragen war nicht sehr blendend, aber immerhin nicht älter als zwei Tage. Und sein Hut konnte ganz gut als Schlapphut gelten.

Im übrigen war er noch jung und hatte ein blondes Schnurrbärtchen. Und seine Hose war gebügelt. Nur die Schnürschuhe waren geflickt.

Der kam täglich und gehörte vorderhand zu den »Unbestimmten«. Der Kaffeesieder aber behandelte ihn zuvorkommend, und da er den Namen nicht wußte, verbeugte er sich extra und tief.

Der junge Mann sagte freundlich: guten Morgen!

Eines Tages, es war der Erste, ging der neue Unbestimmte zum Kassatisch, um sich eine Bäckerei zu holen. Lux zog ein Augenlid auf, erkannte in dem Unbestimmten einen Gymnasialprofessor und ließ es sofort wieder zuklappen.

Seitdem sagte der Kaffeesieder: Aller ergebenster Diener, ich habe die Ehre, guten Morgen gewünscht zu haben! Lux muß es ihm mitgeteilt haben, daß der Neue ein Gymnasiallehrer ist.

Der Herr Professor bekommt von Resi, der Kellnerin, Backwerk auf den Tisch, er sitzt in der nächsten Nähe des Ofens und zahlt später als alle andern.
Herr Wawlicka, der Schuldiener, hat ein Gefühl wie einem etwas besser gestellten Kollegen gegenüber.
Die Resi bemüht sich sehr, nett zu erscheinen. Vorgestern und gestern hatte sie statt der großen, schwarzen eine kleine, sehr zierliche Spitzenschürze um.
Auch der Herr Professor trägt eine neue Krawatte.
Ich weiß genau, wie die Geschichte sein wird. Im April, wenn der Holler am Gürtel blühen wird, wird der Herr Professor mit Resi sitzen. Er wird ihr aus Rainer Maria Rilke vorlesen. »Die Geschichten vom lieben Gott«. Und vielleicht eigene Gedichte. Der Mann sieht so ganz danach aus, als würde er Verse schreiben.
Und die Resi wird eines Tages einen blonden Buben kriegen.
Und dann wird es vielleicht aus sein?
Ich fragte Lux, ob ich recht hätte mit meiner Geschichte.
»Ja, *c'est la vie*!« blinzelte der kluge Pudel. –

Der Neue Tag, 25. 12. 1919

KIND UND KUNST

Ich weiß nicht, ob es »Kunst« ist. Aber daß ein Fingerzeig Gottes darin ist, das weiß ich.
Ich höre die Ewigkeit im Lallen des Sechsjährigen. In den Pinselklecksen rauscht die Farbensymphonie himmlischer Seligkeiten.
Nein, ich bin kein Kunstkritiker. Ich weiß nicht, welchen künstlerischen Wert diese Werke an den Wänden und in den Glaskästen haben. Aber ich weiß, daß sie Werke sind. Daß sie menschlichen Wert haben. Daß sie vielleicht nicht »groß« sind, aber »ewig«, weil göttlich.
Pinselstriche und Patzen, ja, richtige »Patzen« an den Wänden. Die ganze lächerliche Unbeholfenheit kindlicher Seele naiv auf einem Papierbogen ausgebreitet. Man sagt einem Kind: Male, was du siehst. Und das Kind malt und sieht. Oh, wie gut sieht ein Kind, auch wenn es schlecht malt.
Der kleine Pribila Th. hat eine Mutter, eine Blumenverkäuferin. Er malt

eine Blumenverkäuferin. Ein Korb, natürlich ein bißchen robust, und Blumen darin und ein Weib dahinter. Und die Blumen sind frisch, wie mit Wasser bestäubt, und die Frau lebt.
Wiesenbilder. Ottakringer Kinder halten Bauplätze für Wiesen. Was wissen sie von einer Wiese? Also hat ihre »Wiese« das Aussehen eines gestickten »Läufers«. Es sind Blumen wie aus Baumwolle. Sozusagen eine Textilwiese.
Aber andere Kinder, die Ferienreisen machen können, haben schon Wiesen gesehen. Die Erinnerung mischt noch seltsame Phantasieblumen in das Bild. Wenn man in der Stube sitzt, denkt man an die Wiese. Und die Wiese ist viel, viel prächtiger, als sie »eigentlich« ist. Wenn man sie gar malen soll, so wird sie zum Inbegriff der Märchenherrlichkeiten der ganzen Welt. Also hinein in den schmalen Raum mit Traumfarbe! Die Wiese rauscht, jubelt in roten Akkorden! Gelbe Kleckse zwitschern dazwischen. Sanft und stark hält ein grüner Pinselstrich das Ganze in vernünftigem Bann. Wie ein Kapellmeister, der rote Trompeten, gelbe Fagotte, himmelblaue Bogenstriche zähmt, daß sie nicht durcheinandertaumeln.
Oh, der Prater! Im Prater, sagt so ein gottloser Erwachsener, sind: Riesenrad, Rutschbahn, Karussell, Watschenmann. Im Prater, malt die gottbegnadete Kinderseele, ist *Leben*. Alles andere: Riesenrad, Rutschbahn, Karussell, Watschenmann – ist Nebensache. Die Impression ist »Bewegung«. Es ist Tätigkeit, Vorwärtsdrang. Alles Geschaute ballt sich zum Gefühlskomplex: Lebendigkeit. Man malt ein Karussell. Aber das ist nicht die Hauptsache. Sondern was um das Karussell herum geschieht. Ein Junge blickt ergötzt darauf. Die Ergötztheit kommt nicht in seinem Gesicht zum Ausdruck. Sondern in der Stellung seiner Beine. In der Ergötztheit seines rechten Stiefels. Die ganze Gestalt atmet Freude. Das Spiegelbild des Karussells im Spiegel der Knabenseele ist eben das Thema: Karussell.
Revolution bedeutet düsteres Elementargeschehen. Der Himmel ist ganz unwahrscheinlich finsterblau. Rot flammt Fahne, Tafel, Aufschrift darüber.
Revolution bedeutet Kampf. Element: Volk gegen Maschine: Militär. Steif, mechanisch wie aus Metall rücken bleierne Doppelreihen vor gegen den wilden Haufen, der die Auflehnung darstellt. Irgendwie fühlt man: Sicher siegt vorderhand die Mechanik. Aber Urkraft, Natur brandet in dem wirren Gewoge der Undisziplinierten. Sie sind nur

einzudämmen, niemals auszuschöpfen. Was sind diese bleiernen Doppelreihen? Bestenfalls Deiche aus Eisen gegen die Brandung des Meeres.
Eine Straßenszene. Ein Pülcher in Hemdsärmeln fordert einen Mann heraus. Die »Watschen«, die im nächsten Augenblick erfolgen wird, liegt in der Luft. Man *sieht* ihren Knall. Deshalb zittert das kleine Mädchen so und drückt sich an ihren Begleiter, einen Knaben. Der zittert nicht. Im Gegenteil. Er freut sich auf den Knall der Ohrfeige. Und in feiner, kaum merkbarer Ironie zwei Köter auf dem Pflaster. Symbolisieren sozusagen das Tierische der beiden Männer. Diese Parallele ist sicher unbewußt. Desto besser: Das Bild hat so eine naive Pointe.
Es ist viel zu sehen in dieser Ausstellung »Kind und Kunst«. Mehr Kind als Kunst. Aber um wieviel mehr ist Kind als Kunst! Die Ausstellung müßte heißen: Das Kind. Und wer einen Blick in die Ausstellung täte, wüßte sofort: Kunst!

Der Neue Tag, 28. 12. 1919

DAS MÄRCHEN VOM GEIGER

Natürlich war der Geiger jung und blond. Und seine Geige war aus einem Zauberholz und hatte, wie jede andere Geige, vier Saiten. Die eine war aus Eisen, die zweite aus Silber, die dritte aus Gold – und die vierte war etwas ganz, ganz Wunderbares: nämlich ein langes, feines Elfenhaar. Es war eine Geige, wie sie in einem Märchen gar nicht anders denkbar ist. Eine richtige Märchengeige.
Es ist sehr leicht, Märchen zu erzählen. Wäre das, was ich hier schriebe, eine Erzählung, eine Novelle oder so was, ich müßte sagen, woher der junge, blonde Musikant die Geige habe. Aber in einem Märchen ist alles so einfach. Die Geige war da und basta. Man frage also nicht, wie sie in den Besitz des jungen, blonden Musikanten kam.
So schön und bezaubernd konnte der junge Geiger spielen, daß ihn selbst die Taubstummen in den Instituten hörten und die Melodien nachsangen. Die Sterne am Himmel tanzten, und sogar die Fixsterne drehten sich im Kreise. Der junge Musikant zergeigte die ganze Astro-

nomie, und die ordentlichen Professoren waren sehr böse, daß die Fixsterne es wagten, ihre Fixheit gegen alle Wissenschaft aufzugeben und zu tanzen.
Es ist nicht üblich, in einem Märchen nur einen Geiger vorkommen zu lassen. Es muß, fühle ich, etwas mit dem Geiger geschehen, und ich will deshalb noch eine Prinzessin dazutun.
Was? Prinzessinnen sollen nicht mehr vorkommen? Das ist nicht richtig. Denn erstens: gibt es auch ungekrönte Prinzessinnen, und zweitens kann ich von der Tradition nicht abweichen: In Märchen gibt es hauptsächlich Prinzessinen.
Natürlich war die Prinzessin noch jünger und blonder als der Geiger. Ob sie Wasserstoffsuperoxyd für ihre Haare brauchte, weiß ich nicht. Es ist immerhin auch das möglich, da sie ja auch im übrigen typische Fraueneigenschaften hatte, wie bald bewiesen werden soll.
So bildete sie sich z.B. ein, sie könne nur einen Mann von ganz außerordentlichen Fähigkeiten zum Gemahl und zum König ihres Landes machen. Sie veranstaltete daher ein Preisausschreiben durch die Zeitungen.
Daraufhin meldeten sich zahlreiche Werber.
Der eine war ein Maler. Er stellte eine Leinwand auf, strich dreimal mit dem Pinsel hin und her, und die Prinzessin stand da, kubistisch, futuristisch, expressionistisch. Jedenfalls so, daß man sie nicht erkennen konnte und der ganze Hof infolgedessen von der verblüffenden Lebenswahrheit entzückt war.
Der zweite war ein Dichter. So überragend groß, daß er niemals eine Idee hatte. Alle Ideen, die andere, geringere hatten, bezeichnete er als nichtswürdig im Vergleich mit jenen, die er hätte haben können, wenn er kein Dichter gewesen wäre. Dagegen bestand seine Kunst darin, Worte zusammenzukuppeln, wenn sie »sinnlos-prächtig« waren und zueinander nicht paßten. Sie brauchten bloß eine Mitgift an Klang und Farbe zu besitzen und waren schon verheiratet. Der Dichter war sozusagen ein Worte-Heiratsvermittler und zählte sich deshalb zur Moderne. Er hatte viele Jünger, die es aber in ihrer Kunst nur bis zu Wortverlobungen brachten, die manchmal auch auseinandergingen. Niemals brachten sie eine richtige Wörterehe zustande.
Und außerdem kamen noch viele andere Künstler und Weise. Ein Schnelläufer, der mit den Sonnenstrahlen um die Wette lief. Ein Jongleur, der mit Mond und Sternen Fangball spielte. Ein Baumeister, der

aus Regenbogen Brücken baute. Ein Gedankenleser, den man aber nicht anerkennen wollte, weil er, ein treuer Prinzipienmensch, jedem, der ihn um Experimente bat, sagte: daß der Konsultierende nichts denke.

Kurz, es waren alle gekommen, die etwas Besonderes konnten. Nur ein berühmter Telepath fehlte noch. Er hatte sich auf dem Wege in das Schloß der Prinzessin verirrt und konnte sich nicht zurechtfinden.

Auch mein junger Geiger kam in jenes Schloß.

Er gefiel der Prinzessin ausgezeichnet. Aber vorsichtig, wie nun schon einmal Prinzessinnen sind, hieß sie den jungen Geiger warten. Wer weiß, dachte sie, es kann immer noch einer kommen, der mehr kann.

Ich muß schon sagen, sehr schön war das nicht von der Prinzessin. Dabei war sie nicht einmal ein böses Ding. Sie war nur jung und blond und eben eine Prinzessin.

Eines Tages kam ein Herr mit einem Monokel. Auf seiner Visitenkarte stand: v. Revelant, Tanzmeister. Es war der berühmteste Tänzer des Landes.

Man ahnt schon, was da geschah. Ich könnte mein Märchen hier ganz gut abbrechen. Zweifelt jemand noch daran, daß einer Prinzessin, einer blonden jungen Prinzessin, der Tänzer besser gefiel?

Es kam, wie es kommen mußte. Der Tanzmeister bat den Geiger zu spielen. Und der Geiger spielte. Denn junge Musikanten sind stets bereit, sich in ihr eigenes Verderben zu spielen.

Nun ist das Märchen aber wirklich aus. Der Schluß ist ja so nebensächlich!

Stellen wir uns vor, daß der Musikant zur Hochzeit des jungen Paares aufspielte. Daß er, wie es in Märchen vorzukommen pflegt, plötzlich hinfiel und starb.

Und daß die Prinzessin, jäh erschreckend, entdeckte, daß ihr Tänzer gar nicht tanzen könne ohne Musik.

Oh, wie glücklich wäre der Geiger gewesen, wenn er auch noch hätte tanzen können.

Aber das kann eben niemals sein. Geiger können nicht tanzen. Einfach deshalb, weil sie – geigen müssen.

Josephus

Der Neue Tag, 28. 12. 1919

KINDER NACH MILANO

Der Portier des Südbahnhofes hat vierhundertachtunddreißig Wiener Proletarierkindern die Reise nach Italien, Mailand, Milano, freigegeben.
Der Herr Portier vom Südbahnhof hat da ein gutes Werk getan. Und dieses Bewußtsein strafft seinen Bauch. Die Proletariereltern, die die Kinder zum Zug begleitet haben, stehen dicht gedrängt, dünn und ausgemergelt vor der Tür, die zum Perron führt. Wenn man die Eltern sieht, denkt man an ausgepreßte Zitronen. Und an »Milano«, die runde, saftige Vollblutpomeranze.
Der Mann vor dem Perroneingang lächelt gütig und beruhigend. Als wollte er sagen: Ich weiß schon! Ihr wollt eure Kinder sehen! Aber fürchtet nichts! Ihr kennt mich! Ich habe sie euch nach Italien geschickt. Im geeigneten Moment werde ich euch noch auf den Perron lassen.
Und die Leute sind so glücklich. Und warten auf den geeigneten Moment.
Vierhundertachtunddreißig Kinder sind schon im Zug verstaut. Sie sind klein und in graue Wolle verpackt, und es sieht aus, als ob vierhundert Gepäckstücke im Zug nach Milano lebendig geworden wären. Die Kinder kollern durcheinander wie Reisekoffer. Das Coupé zweiter Klasse, in dem sie jetzt herumtollen, ist das erste warme Zimmer seit langer Zeit.
Der Perron ist leer. Nur ein paar Männer gehen herum. Die Italiener, die mitreisen. Und vom Arbeiterverein »Kinderfreunde«.
Eigentlich hat die sozialistische Gemeinde von Mailand die Kinder eingeladen. Und nicht der Portier. Er lächelt nur so. Von Beruf. Ein Portier ist leicht gerührt, wenn er vor einem Perroneingang steht.
Die paar Menschen da gehen auf und ab, und es sind gar nicht ihre Kinder, die wegfahren. Wenn man dem Wachmann sagt: kein Angehöriger, so ist man – schwups! – schon auf dem Perron.
Man muß nur »kein« stark betonen.
»Milano« ist eine wunder-wunder-wunderschöne Stadt.
Wenn man nach »Milano« fährt, kann man, muß man Proletariereltern vergessen, die dünn und ausgemergelt sind wie ausgequetschte Zitronen.

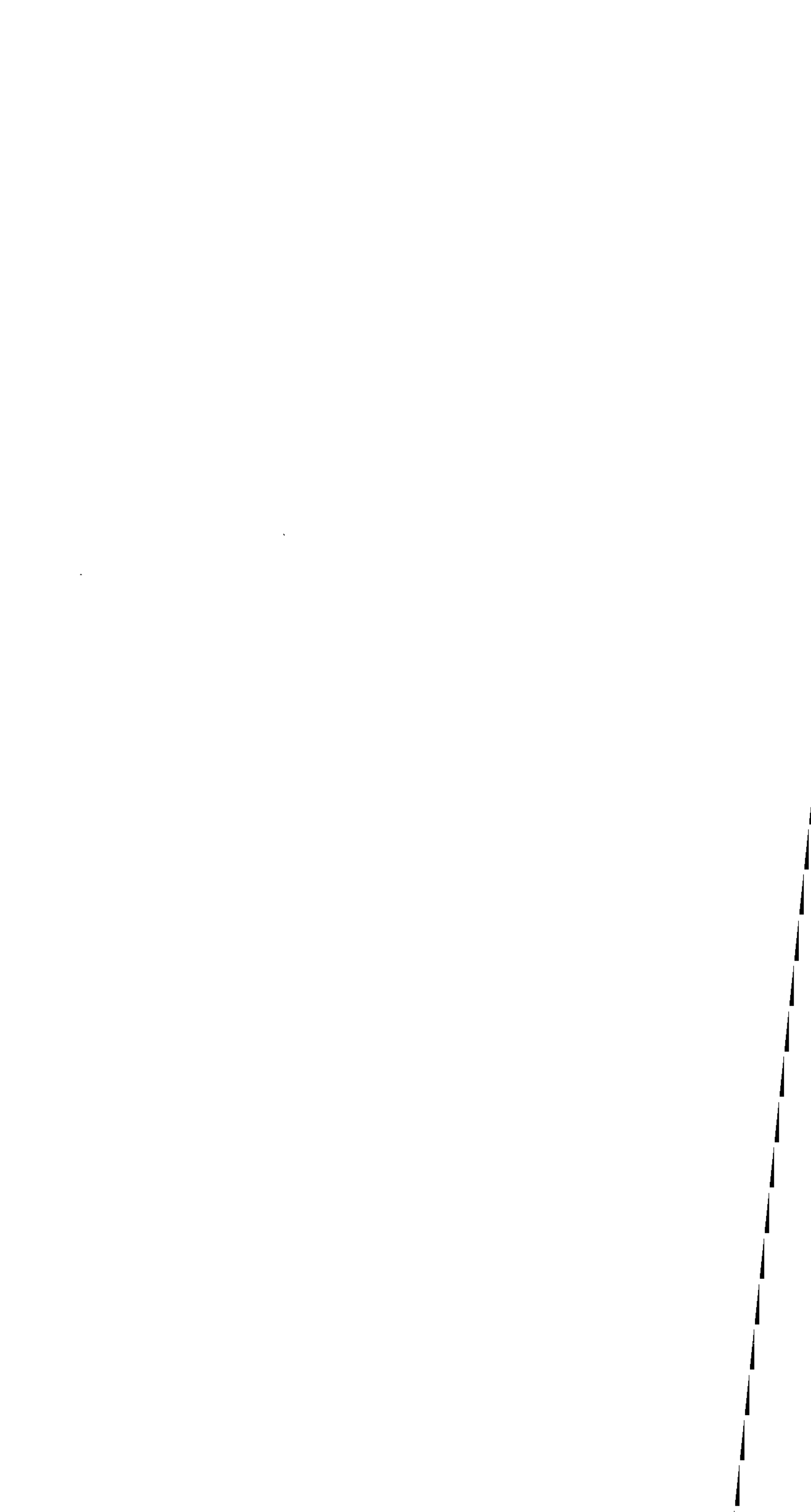
Der Portier weiß das, und deshalb lächelt er so gütig.
Überhaupt lächelt alles. Der Stollwerck-Automat lächelt mit seiner kleinen abgeblaßten Spiegelscheibe. Die große düstere Laterne an der Decke grinst. Und die kleinen Laternen der Bahnwächter blinzeln lächelnd und schlau:
»Milano« ist eine wunder-wunder-wunderschöne Stadt.
Deshalb lächelt alles. Und alles bildet sich ein, die Kinder nach Milano geschickt zu haben.
Und dann, vor Abgang des Zuges, werden die Eltern auf den Perron gelassen.
Oh, wer sagt, daß es den arbeitenden Menschen gutgeht? Die Hände der Männer sind rot, schwer und plump. Die Finger sind steif, wie aus Holz. Und diese schweren Hände schlottern wie mechanisch angesetzte Werkzeuge an lächerlich dünnen Handgelenken.
Proletariergesichter im Schimmer einer blakenden Perronlampe. Sie sind zerräderte Gesichter. Als ob eine 25-HP-Dynamomaschine mit tausend Rädern über sie gefahren wäre. Und manche sind platt und leer und ausdruckslos. Wie überfahren von einer Walze.
Aber alle sind irgendwie überfahren.
Ehe die Kinder hinfahren, muß man sie noch einmal sehen. Und ob sie auch gute Plätze haben. Und ob sie auch gut gegessen haben.
Die Leute werfen mit Namen auf dem Perron herum. Pepi! Hans! Grete!
Oh, es gibt so viele Pepis! Wie soll jemand wissen, daß es just der Pepi Werner ist?
Aber das kleine Frauchen in dem lächerlich-dünnen Schal, der erfrierend wirkt, wenn man ihn ansieht, ruft nur: Pepi!
Man wird doch wohl ihren Pepi kennen! Ihren Pepi, der nach Milano fährt. Milano, die wunderschöne Stadt, die in Italien liegt.
Um neun Uhr vierzig Minuten geht der Zug. Und um neun Uhr achtunddreißig erscheint Pepi Werner am Fenster.
Das kleine Mütterchen versucht an der Wagenwand emporzuklettern. Ach! Die Wand ist glatt, und sie rutscht ab.
Sie zappelt wie eine kleine Fliege, die sich mit einem Füßchen festgeklebt hat. Dieses kleine Frauchen will ihren Pepi küssen.
Kann man ihn nicht einmal küssen, wenn er nach Milano fährt?
Endlich steht sie auf dem Trittbrett. Aber ach! Sie ist zu klein und reicht nicht bis zum Mund ihres Pepi.

Ein Mann hebt die kleine Frau hoch. Jetzt, jetzt müssen sich ihre Lippen berühren.
Aber just in diesem Augenblick gibt's einen Ruck, und der Zug fährt.
Fährt nach Mailand, Milano, der wunder-wunder-wunderschönen Stadt.

Josephus

Der Neue Tag, 30. 12. 1919

1920



DAS ANTLITZ DER ZEIT

In der Kirche des heiligen Johannes, Pfarrkirche des zehnten Bezirkes, hielt Prediger Pater Hamerle an einem der letzten Dezembertage des Jahres 1883 eine sehr schöne Stegreifpredigt. Er sprach von den Gegensätzen zwischen Reich und Arm und meinte, daß der Schweiß, der an der Hand des armen Mannes klebt, besser und gottgefälliger sei als der Ring am Finger des Reichen. Er zitierte Abraham a Santa Clara und Schiller, die ebenfalls die Armut preisen. Und zum Schlusse wünschte der Pater seinen Pfarrkindern ein glückliches neues Jahr und vergaß nicht, sie zum Gehorsam gegenüber der kirchlichen und staatlichen Ordnung aufzurufen.
Der Taglöhner Eduard Ocholsky und der Schneidergehilfe Wenzel Groulig machten hierauf Krawall. Ihnen gefiel die Predigt nicht. Schiller und Abraham a Santa Clara imponierten ihnen wenig. Sie wollten lieber den Ring vom Finger des Reichen an ihren eigenen Fingern sehen als den Schweiß. Es entstand ein Lärm in der Kirche. Fromme Pfarrkinder stürzten sich auf die beiden und auf andere Ruhestörer, die mitkrawallisierten, und nahmen sie fest. Die Ketzer wurden der Polizei übergeben. Und – o Schrecken! – im Besitze eines der Verhafteten wurden sozialrevolutionäre Druckschriften vorgefunden.
Am Dinstag, den ersten Jänner des Jahres 1884 (man schrieb noch »Dinstag« ohne »e«) fühlten sich die Leitartikler jener Zeit verpflichtet, dem Publikum mit mehr oder weniger frommen Stegreifpredigten zu kommen. Die Leitartikel begannen in der Regel: »Wir stehen an der Schwelle eines neuen Jahres.« Von dieser Stelle aus wurde über das alte Jahr des langen und noch mehr des breiten gesprochen. Über die Schwelle stieg man erst am dritten Jänner. Und schrieb von Hofempfängen, vom beginnenden Fasching, von Offiziersqualifikationslisten, von der Witterung – die damals noch nicht »Wetter« hieß – und von allem jenem, über das man, an der Schwelle des nächst-neuen Jahres stehend, wieder schreiben konnte.
An diesem ersten Jänner aber pochte der Leitartikler nicht an die Pforten des neuen Jahres, sondern blickte auf den Zipfel des alten zurück. Der Leitartikel begann nicht: »Wir stehen an der Schwelle eines neuen Jahres«, sondern: »Mit einem wüsten Kirchentumult innerhalb der Marken der Haupt- und Residenzstadt schloß das alte Jahr.« Und

dann: »Man sieht bereits die sozialistische Bewegung in die Kirchen eindringen und die Freiheit der Kanzeln bedrohen. So weit ist es indessen nicht gekommen, wenn man auch schwerlich den Verdacht niederkämpfen wird, daß die Urheber der peinlichen Szenen jenen Elementen angehören, die aus Unklarheit über ihre Ziele sich Sozialisten nennen.«

»Aus der Wolke des Sozialismus ist der Steinregen in die Johanneskirche niedergefallen«, schreibt der Leitartikel poetisch. Und gibt sich redliche Mühe, die Entstehungsursache der Wolke des Sozialismus zu erklären: »Unter den heutigen Verhältnissen wollen die Massen selbst den Trost nicht, der ja immerhin ihr Schicksal erträglicher machen und der, wenn auch mit demselben (»derselbe« war ein beliebtes Pronomen) sie nicht aussöhnen, so doch gewiß ihnen dienlich sein kann, es leichter zu ertragen.«

Ungeachtet des Steinregens aus der Wolke des Sozialismus ging – nein! verfügte sich – der Kaiser zum Photographen, zum Hof-Photographen Angerer, und ließ sich um 1 Uhr mittags in mehreren Stellungen photographieren. Der Erzherzog Johann war inzwischen in der Franz-Joseph-Kaserne, wo er den Kronprinzen erwartete. »Derselbe« verfügte sich ins Divisionsbüro. Gegen 1 Uhr verließ die Wache mit klingendem Spiel den Exerzierplatz. »Daselbst« war Se. Exellenz, der Minister des Äußeren, Graf Kalnoky anwesend.

Aus dem Spiegel des Leitartikels lächelt das geschminkte, frisierte, stilisierte Antlitz der Zeit entgegen. Es gab sich vornehm. Ereignisse, die geeignet gewesen wären, Runzeln und Furchen um seine Augenwinkel zu zeichnen, wurden von höfischen Federn weggewischt. Man schrieb sozusagen geistige Rondeschrift. Den eckigen Ereignissen hobelte man die Spitzen ab und polierte sie rund. Man verlieh der Geschichte den persönlichen Adel und machte sie hoffähig. Aber dem Leben, das Überraschungen liebt, gelang es von Zeit zu Zeit, ein ungezogenes, schmutziges Ereignis zu gebären. Bei einem der Verhafteten findet man plötzlich sozialrevolutionäre Druckschriften. Flugs wird das Neugeborene gebadet, gepudert. Sozialrevolutionäre Druckschriften? Ach was! Sie stammen einfach von »jenen Elementen, die aus Unklarheit über ihre Ziele sich Sozialisten nennen«.

An der Spitze des Tages marschierten die Berichte vom Hof. Mit der Morgenröte ging die Hoheit auf. Daselbst. Höchstdaselbst. Nicht »hier«. Nicht »dort«. Die Lokalhistorie trippelte auf zierlichen Ball-

schuhen mit ellenhohen Stöckeln aus hinweisenden Fürwörtern. Die Zeit ging dementsprechend nicht, lief nicht, sondern verfügte sich. Ein armseliger Tröpfelregen schlug ein schimmerndes Pfauenrad, warf sich mit michelangelesker Geste einen Umlaut um, spannte sich ein »Ung« vor und war eine »Witterung«. Ruhestörer, landesverwiesene Ausländer und andere Abweichungen waren in jener Zeit der Typen – »Individuen«. »Im Laufe des vorigen Monats wurden 42 Ausländer weggewiesen, und zwar: je zwei Individuen nach den Niederlanden und der Schweiz, ein Individuum nach Italien – –« Perücken aus Suffixen umrahmten das Antlitz der Zeit. Ihre Haare kräuselten sich in rosagetünchten Satzfloskeln. Ein goldener Schnörkel umrahmte ihr Lorgnon. Sie wollte nicht zugeben, die Zeit, daß sie Zeit war. Am liebsten hätte sie sich »Hof-Zeitung« genannt. Sozialisten waren zwar keine Individuen, aber immerhin »Elemente«. Eine Revolte schämte sich ihres Wesens und nannte sich lieber »Exzeß«. Und alles, alles, über Individuen, Elemente, Exzesse, schrieb der Leitartikel weich und zart wie mit einer Flaumfeder, nachdem sich derselbe an die Schwelle des neuen Jahres verfügt hatte.
Wie ist das Antlitz der Gegenwart zerfurcht, durchpflügt, zerrissen! Wo sind Puder und Schminke? Verfügt sie sich noch? Oh, sie eilt auf Sohlenschonern. Ihre Phrasen sind nicht glättend, sondern schneidend. Das Antlitz der Zeit ist zernichtet. Das Leben ist zerlebt.
Häßlich ist sie, die Zeit. Aber wahr. Sie läßt sich nicht malen, sondern photographieren. Ob sie wahr ist, *weil* sie häßlich ist? Oder häßlich, weil wahr?

Josephus

Der Neue Tag, 1. 1. 1920

PETRO FEDORAK

Er war ein Bauer. Irgendwo in Galizien hatte er eine strohdachgedeckte Hütte, eine Kuh, ein Schwein, eine Frau und ein Kind. Die Kuh trieb er auf die Weide, das Schwein hielt er in seiner »Chalupa«, die Frau prügelte er, und um das Kind kümmerte er sich nicht. Er war ein armer Bauer.

Die Agenten, jüdische Agenten von »Austro-Americana« und »Lloyd«, kamen ins Dorf und erzählten von Kanada. In Kanada, dachte Petro Fedorak, kann man Gold finden. Man gräbt mit einer Schaufel, so tief etwa, wie man nach Kartoffelwurzeln gräbt, und plötzlich klirrt das Eisen. Man gräbt nicht tiefer. Man ist auf Gold gestoßen. Hat man einmal so einen Klumpen Gold gefunden, so nimmt man ihn mit in die Stadt, kriegt tausend Gulden dafür oder gar noch mehr und fährt nach Haus. Kauft noch zehn Joch Feld, gibt dem Pfarrer für die neue Kirche zehn Gulden, bringt seiner Marynka ein gelbes Kopftüchel mit roten Mohnblumen und ist ein reicher Bauer.

Petro Fedorak verkaufte einem jüdischen Hausierer zwei Pölster, gute daunengefüllte Pölster, in denen man selig schlief wie in Jesu Schoß, und löste eine Karte nach Kanada.

Von seinem Staunen darüber, daß man in Kanada, so tief man auch grub, kein Gold finden konnte, will ich gar nicht erzählen. Petro Fedorak gewöhnte sich mit der Zeit das Staunen vollkommen ab. Er arbeitete. Irgendwo in einer Fabrik. Und sparte. Und schickte Geld nach Haus. Und schrieb Briefe. Eigentlich schrieb er nicht, sondern diktierte. Und da er nicht lesen konnte, was die anderen schrieben, mißtraute er ihnen. Und er ging von einem zum anderen und ließ sich die Briefe noch einmal und noch einmal vorlesen. Und wenn sie schon ganz schmutzig waren, sah er sie selbst noch einmal an – er hielt sie immer verkehrt –, ließ dann eine dicke Träne auf das Papier fallen, strich mit der Hand darüber, daß sich die Tinte verwischte, und schickte den Brief ab.

Er ersparte sich ein kleines Sümmchen. Als er hörte, daß der Krieg vorbei sei und das kanadische Geld einen so gewaltigen Wert habe, löste er eine Karte und fuhr heim.

Und kam nach Wien, Wien, einer großen Stadt. Es hatte lange gedauert, bis er hierhergekommen war. Aber er hatte sich gedacht: Wie gut! Besser, lange zu fahren, als überhaupt nicht. Und wäre ich nicht in Kanada gewesen, so läge ich jetzt in den Karpaten.

Also, gelobt sei Jesus Christus, ich bin in Wien!

Er kam auf den Nordbahnhof. Es ging zwar kein Zug! Aber Petro Fedorak dachte: Vom Nordbahnhof ist es näher nach Hause als vom Hotel.

Und er beschloß zu warten, bis ein Zug gehen würde.

Aber da traf ihn der Schlag. Petro Fedorak starb gestern im Nordbahnhof am Herzschlag.

Es kann vielleicht übergroßes Heimweh gewesen sein. Es soll schon manchem vor Sehnsucht das Herz gebrochen sein.
Aber es muß nicht justament Heimweh gewesen sein! Es war ein einfacher, sinnloser, törichter, zweckloser, bestialischer, niederträchtiger Herzschlag.

Josephus

Der Neue Tag, 1. 1. 1920

DER KOLPORTEUR

Es ist eine kleine, bescheidene Gasse. Ich brauche ihren Namen nicht zu nennen. Denn gesetzt den Fall, sie hieße Moosgasse oder Steingasse oder Waldgasse – was liegt daran? Genug, es ist eine stille, bescheidene Gasse.
Die Stimmen der Großstadt werden schüchtern-gedämpft. Sie treten leise und demütig in den Bereich der Gasse wie fromme Gläubige in die Moschee. Es ist, als ob die Geräusche der Großstadt ihre Schuhe ausgezogen hätten und auf Socken dahertappten.
Die Häuser in der kleinen Gasse stehen dicht beieinander. Sie sehen sich mit ihren lächerlich kleinen, viereckigen Fensterscheiben an wie mit alten, kurzsichtigen Augen. Sie kennen einander ausgezeichnet. Oh, ausgezeichnet! Sie wissen alte Geheimnisse und Dinge, von denen man nicht gerne spricht.
Die Hühner des Kohlenhändlers Matthias Zawadil beherrschen die Straßenmitte. Am Nachmittag unternimmt der Hahn mit seiner Familie einen Spaziergang. Der Hahn geht stolz voraus und setzt vorsichtig einen Fuß vor den zweiten mit klassischer Senatorenwürde. Hinter ihm die Henne. Sie ist ein Frauenzimmer, launisch, nervös, weicht manchmal nach rechts oder links ab. Die Küchlein folgen gutmütig, naiv, ohne eine Spur von Lebenskenntnis, neugierig. Von Zeit zu Zeit trippelt eines auf den Bürgersteig und verliert sich in einem Hausflur. Jede Viertelstunde einmal bleibt der Hahn plötzlich stehen und stößt einen Trompetenruf aus. Dann sammeln sich alle um ihn. Worauf er wieder denselben Weg zurückgeht, stolz voran, mit klassischer Senatorenwürde einen Fuß vor den andern setzend.

Ich erinnere mich, daß einmal ein kleines weißes Küchlein in dieser Gasse eines jämmerlichen Todes gestorben ist. Ein Auto raste über es hinweg. Eine Sekunde lang gab es einen fürchterlichen Anblick. Das Küchlein in der Straßenmitte, das noch nie ein Auto gesehen hatte, versuchte fassungslos zu fliehen. Ach! Es wäre noch Zeit gewesen. Das Auto war noch weit, am Ende der Straße. Das kleine Tier sah zum erstenmal in seinem Leben ein rasendes, fauchendes Ungetüm. Konnte es wissen, daß Automobile nicht auch auf Bürgersteigen fahren? Es mußte annehmen, daß dieser Koloß aus Schnelligkeit, Staub und Gestank die ganze Gasse mit allen Häusern wegfegen würde, wie der Besen der Hausmeisterin die Körner von der Schwelle des Kohlenhändlers wegfegte. Wo gab es da Rettung? Nur in der Flucht. Und das Küchlein floh. Aber das Auto war schneller. Als Staub und Dampf sich verzogen hatten, lag ein weißer, rotgetupfter Fetzen in der Straßenmitte. Der Leichnam des Küchleins. Der achtzigjährige Hausherr von Nummer sieben, der frühere Gemeinderat Cölestin Prosper, stand mit seiner langen Pfeife am Fenster und sah das Unglück. Am nächsten Morgen gab es eine große Überraschung in der kleinen Gasse. Der Hausherr und Gemeinderat Cölestin Prosper schritt mit Zylinder und Regenschirm, gefolgt von seinem Dackel, nach drei Jahren wieder einmal durch die Gasse. Um die Mittagszeit kehrte er zurück. Cölestin Prosper schmunzelte. Er sah aus wie einer, dem etwas gelungen ist.

Ungefähr eine Woche später hing beim Eingang in die Gasse eine große Leinwand. Auf der starrten in fetten Buchstaben jedem die Worte entgegen: »Automobilen und Schwerfuhrwerken ist die Durchfahrt verboten!«

Seither lebte die Hühnerfamilie des Kohlenhändlers Matthias Zawadil in Frieden, wenn nicht gerade des Kohlenhändlers Tochter einer flatternden Henne mit einem geschwungenen Holzscheit nachläuft, um sie zu erschlagen.

Eines Tages stand ein kleiner Junge an der Straßenecke. Seine kleine schmutzige Linke umspannte kaum noch einen dicken Zeitungspack. Mit der rechten schwang er ein Blatt.

Er kam jeden Morgen und störte niemanden. Die Hausmeisterin und Matthias Zawadil und die dicke Köchin des Herrn Cölestin Prosper, die immer alte Gummigaloschen an den Füßen trug – Sommer und Winter –, kauften bei dem kleinen Jungen die Zeitung.

Aber einmal kam er auch am Abend. Es hatte kaum angefangen zu dunkeln, und schon stand der kleine Zeitungsjunge da. Aber er schwieg nicht! Nein, im Gegenteil. Er brüllte einen fanatischen, seltsamen Singsang. Es waren immer dieselben Laute, in der gleichen tödlichen Reihenfolge.
So kam er jeden Abend. Die Häuser, die gerade dabei waren einzunikken, schreckten jedesmal auf. Bei jedem Schritt klirrten die Fensterscheiben.
Oh, was war das für ein tüchtiger, kleiner Zeitungsjunge!

Eines Morgens ging der Hausherr von Nummer sieben mit Zylinder, Regenschirm und Dackel wieder einmal durch die Gasse. Um die Mittagszeit kam er zurück. Aber sein Regenschirm baumelte nicht, sondern ragte wie ein umgekehrtes Rufzeichen in den Himmel. Cölestin Prosper sah nicht aus wie einer, dem etwas gelungen ist.
Am Abend war der kleine Zeitungsjunge wieder da. Diesmal war er besonders guter Laune. Er rief also nicht: Der Abend, sondern: »Der Obend!« Das »O« war schrill und hatte gleichsam eine scharfgeschliffene Spitze. Es drang durch die dicksten Mauern. Es durchbohrte mit einer ungeheuren Rasanz die alten Kupferdächer.
Cölestin Prosper verließ mit seinem Regenschirm-Rufzeichen das Haus und näherte sich dem Kolporteur. Er tat, als wollte er eine Zeitung kaufen. Der kleine Junge hielt ihm sein ganzes Zeitungsbündel unter den weißen Backenbart.
Plötzlich schwankte die Spitze des Regenschirms. Ein kräftiger Schlag erfolgte.
Cölestin Prosper prügelte den Zeitungsjungen.

Seit jenem Abend steht ein anderer Kolporteur an der Straßenecke. Ich bin neugierig, was Cölestin Prosper machen wird.

Josephus

Der Neue Tag, 4. 1. 1920

DIE BAR DES VOLKES

In einer Seitengasse der Schulerstraße, in der Annoncenexpedition und Zeitungsbüros wie Schwalbennester an Dachfirsten hart aneinanderkleben, ist die Erste Wiener Suppen- und Teeanstalt. Abseits von der Dampffabrik der Gegenwart birgt sich die Bar der Armen. Kaum hundert Schritte weiter, in einer der nächsten Straßen, duliöht ein Varieté. Bogenlampen spielen Sonne. Das Varieté hat seine Auslagen: Holzbretter mit Photographien von Menschenfleisch. Auf einem Bild klimmt ein feiner, durchbrochener Seidenstrumpf eine schlanke Beinform hinauf, bis ihn eine ungewisse Wolke aus Spitzen und Unterrock verschluckt. Und auf einem andern atmet eine weiße Frauenbrust Geheimnisse hinter dem zarten Duft eines dunklen, unendlich weichen Tüllkleides. Und gegenüber ist eine Bar. Eine richtige Bar. Ein leicht beschwipster Klavierklang taumelt auf die Straße, die Häuserfassade entlang. Und die Drehtür ist unaufhörlich in Bewegung. Und hinter der Drehtür ist ein goldbetreßter Götze von Portier ersichtlich. Seine weißen Handschuhe atmen den Duft von unzähligen Parfüms. Seine blonden aufgezwirbelten Schnurrbartenden knicken gleichsam fortwährend zusammen vor Sealskin und Blaufuchs. Ein leiser, unendlich leiser Gläserklang schlüpft durch den Türspalt. Und manchmal fällt auf die Straße ein helles, klirrendes Fragment von einem Frauenlachen, daß es sich anhört, wie wenn eine kleine, dünne Silbermünze auf das Pflaster rollen würde.
Aber ich will ja gar nicht von dieser Bar erzählen, sondern von der anderen in der Seitengasse der Schulerstraße.
Die Tür ist offen. Blechgeschirre klappern. Links vom Eingang ist der Hahn einer Wasserleitung. Er schließt nicht recht. In gleichen Zeiträumen spuckt der Mund der Wasserleitung Tropfen in den Kessel. Klink! Klink! Wenn man eine Weile zuhört, nimmt es sich aus wie eine Musik. Sehr armselig, primitiv, aber doch eine Musik. Man lernt die Tropfen unterscheiden. Oh, sie sind durchaus nicht alle einander gleich. Der eine ist stark, plötzlich, und er fällt nicht, sondern stürzt sich geradezu mit einem Kopfsprung in den Kessel. Und ein anderer ist jung und zart und schüchtern und traut sich nicht recht in die Mitte, sondern plinkt leise auf den Rand. Und alle zusammen bilden dann eine sehr naive, kindliche Musik, und es klingt, wie wenn man in kleinen

Zeitabschnitten auf die sieben Tasten eines Kinderklavierspielzeugs tippt. Das ist die Tafelmusik der Armen.

Langgestreckt, wie gewaltsam ausgedehnt und schmalbrüstig ist der Raum. Die Decke ist hoch und erscheint noch höher, in unendliche Himmelsferne gerückt durch die schwere Schicht von Dunst, der wie ein Volkshaufen von Wolkenschleiern in der Luft wallt. Es ist wie eine Küchenwolkenmassendemonstration. In einer Dampfwäscherei sieht man nur noch solche Wolkenschwärme. Und irgendwo oben, mitten zwischen Nebelfetzen, von Dunstzipfeln umflattert, schweben drei, vier Glühbirnen, todmatte Glühbirnen, wie Sterne, die am Erlöschen sind. Manchmal bringt ein Luftzug oder die überhitzte Atmosphäre die unsichtbaren Stangen, an denen die Lichtlein hängen, in Bewegung. Und dann sehen die Lampen aus wie irrende Meteore, die einen Weg suchen, um hinunterzufallen. Gehobelte Holztische wie in einem Zeichensaal. Fünfzehn, vielleicht zwanzig Holztische in einer Reihe. An den Holztischen kleben dumpfe Menschenklumpen wie Fliegen, große, wuchtige Feldfliegen auf Fliegenpapier. Und irgendwo, weit vorne, in Dünsten gebadet, schwankt eine Bude aus Holzlatten wie ein Strandwächterhäuschen, das durch eine Überschwemmung ins Meer hinausgespült wurde. Das ist die Kassa, wo man um ein paar Papierfetzen andere Papierfetzen löst. Und dann schwankt man zur Küche, wo ein schwerer, großer Schöpflöffel rastlos pendelt zwischen Kessel und Blechgeschirren.

Irgendwo an einem Eck plumpst man hin und stellt seine Schale vorsichtig, vorsichtig, daß nur ja kein Tropfen in die Luft springt, auf die Tischplatte. Und in der Hosentasche, zwischen dem blauen Schnupftuch und dem Türschlüssel, liegt, steif und unnachgiebig, ein Blechlöffel, ein Zinnlöffel, mit Sommersprossen aus Rost. Mit diesem Löffel schlürft man Suppe und Gemüse. Und wenn man den Löffel vergessen hat, dann trinkt man aus der Schale. Der Löffel ist nur ein von der Kultur der Armut angeflogenes Suffix.

Wenn man seine Augen an den dampfgeschwängerten Dämmer gewöhnt hat, kann man sogar die Menschen sehen, die hierherkommen. Auf kragenlosen, nackten, ausgemergelten Hälsen stecken Köpfe wie zufällig aufgespießt: nicht gewachsen. Die Ohrmuscheln sind knorpelig und durchsichtig; fast wie aus Pauspapier. Ich weiß nicht, warum arme Menschen immer so dünne Ohrmuscheln haben. Und die Augen stehen entweder so weit vor, als steckten sie an Stielen und wollten fort

aus dem Kopf, um irgendwo in einer Suppenschüssel zu ertrinken. Oder sie liegen so tief in den Augenhöhlen vergraben, als schämten sie sich vor der Öffentlichkeit. Augen, die an Platzfurcht kranken.
Kennt Ihr solche Augen?
Und die Nasen sind plump wie formlose Klumpen aus Knetgummi. Da hat sich niemand Mühe genommen. Und das Kinn ist bei den Männern viereckig und groß wie eine Schiefertafel und bei den Frauen ausgezehrt-spitz und abschüssig wie eine schiefe Ebene. Und die großen Hände, über deren Rücken dicke blaue Stränge gespannt sind wie Stricke zum Wäschetrocknen. Mit den Fingern, die knorpelig sind und knorrig-gichtisch wie Waldwurzeln.
Kennt Ihr solche Hände?
Ein kleines Mädchen sah ich in der Suppen- und Teeanstalt. Ihre Haare waren in unsagbar dünne Mäuseschwänzchen gedreht und um den Kopf gelegt. Es war ein wasserhelles Haar, von jener Färbung, die auch nur Haare der Armen haben können. Nur die Augen waren von einem tiefvioletten Blau, einem reichen, satten Blau. Das Mädchen aß aus einem Topf. Dann ging es fort und trippelte durch jene Straße, in der sich die Bar befindet. Sie sah nicht einmal hinein. Sie lauschte nur eine Weile dem leichtbeschwipsten Klavierklang, der die Häuserfassade entlang taumelte. Und als dann durch eine Fensterritze das Fragment eines Frauenlachens fiel, hörte das Mädchen den Silberklang und bückte sich wie nach einer Münze.
Dieses kleine Mädchen kann sicherlich auch so schön lachen. So hell, daß es klingt, wie wenn eine dünne Silbermünze auf Steinfliesen kollert. Warum lacht es nicht?

Josephus

Der Neue Tag, 6. 1. 1920

100 JAHRE

Bei der ältesten Wienerin

Sie kann *nur* in der Kalvarienberggasse wohnen. Kennt Ihr die Kalvarienberggasse?
Links vom Elterleinplatz in Hernals steigt sie gelinde empor. Man sieht ihr Ende kaum. Man darf sich einbilden, daß sie sacht und sorgfältig in die Ewigkeit hinanführt.
Und wie es sich für einen Weg gehört, der zur Ewigkeit führt: Rechts steht ein Kirchlein mit einer rohen Steinmauer, es sieht so lieb aus wie ein Wetterhäuschen oder ein Spielzeug. Diese Kirche scheint gar nicht gemauert, sondern zusammengepickt. Ich glaube bestimmt, die Kirche ist eigens für die Kinder von Hernals gebaut. Erwachsene dürfen nur mit einer besonderen Erlaubnis hinein.
Und links, im Zehner-Haus, wohnt Frau Katharina Fischer, die am 4. Jänner 1920 rund hundert Jahre alt geworden ist.
Wenn man hundert Jahre alt ist, wohnt man selbstverständlich in der Gasse, die zur Ewigkeit führt. Geradewegs in die ausgebreiteten Arme des lieben Gottes hinein, der hoch droben steht und wartet; auf die Menschen, die mühselig den Kalvarienweg hinaufkeuchen.
Steigen wir nicht alle diese Kalvarienberggasse empor? Oh, sie liegt gar nicht im siebzehnten Bezirk allein. Alle Gassen, durch die wir wandern, sind Kalvarienberggassen.
Und wenn du mitten am Weg einen Hundertjährigen triffst, so kehre bei ihm ein.
Frau Katharina Fischer wohnt bei ihrer Tochter, die Anna Schimek heißt und die Frau eines Eisenbahnarbeiters ist. Die Frau Schimek war einmal eine stattliche Person – oh, bitte, eine sehr stattliche Frau! Im Frieden. Da konnte sie noch ausgehen, ins Geschäft, Geld verdienen. Die alte Mutter konnte noch herumgehen. Aber heute geht Frau Schimek nicht mehr ins Geschäft, sie kann die Hundertjährige nicht allein lassen.
Wenn man hundert Jahre alt ist, muß man doch essen. Eine von den wenigen Eigenschaften, die man sich in einem noch so langen Leben nicht abgewöhnen kann.
Und Frau Schimek spart und spart, um die Mutter zu ernähren. Und wird täglich dünner. Oh, sie ist längst keine stattliche Frau mehr wie

auf der Photographie in dem braunen Album mit gepreßtem Lederimitationsumschlag, dessen Spange vom vielen Auf- und Zuklappen an Sonntagen ein bißchen locker geworden ist.
Frau Schimek und ihr Mann sind sehr stolz auf die hundertjährige Mutter. Wie man stolz ist auf ein sehr kostbares Erbstück etwa. Oder einen echten Harzer, der herrlich schmetternde Tiraden auswendig kann. Wenn man hundert Jahre alt ist, wird man so ein bißchen Gegenstand.
Frau Kathi Fischer schläft auf dem Sofa im Zimmer des Ehepaares Schimek. Das heißt, sie schläft gar nicht, sondern liegt nur so. »Nach dem Essen«, sagt sie zur Entschuldigung. Wie sie so daliegt, kleinwinzig, nimmt sie kaum die Hälfte des Sofas ein. Wie eine Puppe, die ein Kind »schlafen gelegt« hat.
Frau Schimek zeigt, was ihre Mutter kann. Sie produziert sich. Die Hundertjährige sitzt auf. Sie freut sich sehr über einen Plausch. Sie darf reden.
Und sie spricht. Spricht ohne Unterlaß. Ihre hundertjährigen Hände mit den Knoten an den Fingern und den vielen, vielen tausendblauen Äderchen schießen wie Schwalben hart über der Tischplatte. Ihr zahnloser Mund sieht aus wie eine kleine Höhle, aus der ein Quell von Geschichtchen unermüdlich sprudelt. Die Gegebenheiten verhaspeln sich, verwirren sich, Ereignisse, die jahrzehntelang auseinanderliegen, rücken plötzlich zusammen, verwachsen wie Zwillinge bei Barnum. Die Hundertjährige sieht die weit voneinander entlegenen Geschichten so nahe, weil sie so fern sind. Etwa wie wir zwei Sterne Schulter an Schulter leuchten sehen, Sterne, die Millionen Meilen voneinander entfernt sind.
Kleine Alltäglichkeiten und nicht der Rede wert. Das alte, kleine Mütterchen aus dem Volke sieht mit dem hundertjährigen Auge der Geschichte. Revolutionen, Kaiser, Kriege, Festlichkeiten. Hie und dort guckt nur ihr eigener, kleiner Alltag der Historie über die Schulter. Etwa wie ihr Mann – Gott habe ihn selig, den guten Tempeldiener – eingesperrt war. Am Jom Kipur, ja wahrhaftig, am Versöhnungstag, und wie sie ihm danach Essen brachte und seine Befreiung durchsetzte. Ja, Essen brachte sie ihm, es war Suppe mit Bohnen. Es war eine gute Suppe mit großen Bohnen.
Und den Latour haben sie die Stiegen hinuntergezerrt, ja, man denke, vier Stockwerke haben sie ihn geschleppt. Das Schicksal Latours geht

ihr so nahe. Ach Gott! Und wie man geschossen hat! Es waren Fensterläden noch am Haus, und die sperrte Frau Katharina Fischer ganz einfach zu. Ja, zugesperrt waren die Fensterläden, und nun sollten sie nur schießen. Bum, bum!

Die Hundertjährige berührt mit der Faust den Tisch. Offenbar bildet sie sich ein, das wäre ein Klopfen. Und richtig! Ja, sie hat vergessen, vergessen, das Wichtigste zu erzählen! Wie Latour aufgehängt wurde. An einem Laternenpfahl.

Um Gottes Himmels willen! Am Ende wäre ich gar fortgegangen und im ungewissen geblieben über das endgültige Schicksal dieses Latour! Ich Tepp!

Und sechsundsechzig! Die Deutschen waren feine Leut' und sagten »Mutterl« zu ihr und bezahlten den Kaffee.

Alles ist wahr! versichert Frau Katharina Fischer. Ich kann alles glauben. Sie weiß, was sie weiß. Und ich kann mich darauf verlassen. Sie hat sich wirklich Mühe gegeben, mich genau zu informieren.

Ich soll doch wiederkommen. Sie besuchen!

Das junge Madel! meint Herr Schimek verlegen-ironisch.

Oh, sie bildet sich nicht ein, jung zu sein, die Frau Fischer. Sie ist die erste Frau in meinem Leben, die auf ihr hohes Alter stolz ist. Frauen müssen hundert Jahre alt werden, um ihr Alter offen einzugestehen.

Ich werde wiederkommen, gewiß. In der Kalvarienberggasse, die ich mein Leben lang hinanklimme, wohnt sie ja, die Hundertjährige. Ein Spielzeug aus dem Hauch der Ewigkeit.

Josephus

Der Neue Tag, 11. 1. 1920

PREISHOG'LZIAG'N

Preishog'lziag'n heißt eigentlich Preishakelziehn. Aber eigentlich heißt es doch Preishog'lziag'n. Geheimnisvolle Beziehungen bestehen zwischen dem Wiener Dialekt und dem edlen Sport des Hakelziehens.

Ja, das Hakelziehen ist ein edler Sport. Er stammt, sagt mein Kollege von der Sportrubrik, aus den Alpenländern. Nicht etwa aus den

Alpenlanden. »Alpenlande« sind vielleicht ein Sport. Aber das Hog'lziag'n stammt aus den Alpenländern.

Es besteht darin, daß sich zwei Menschen, Besitzer wetterharter Fäuste, einander gegenüber an einen Tisch setzen, den rechten Arm bis in die Mitte des Tisches vorstrecken, so daß sich die Hände just dort begegnen, wo der Schiedsrichter ein Kreuz mit weißer Kreide hingemalt hat. Hier angekommen, beginnen die Hände ihre Mittelfinger erst vage, dann immer mutiger auszustrecken, bis sie sich berühren. Es sieht aus, wie wenn zwei antediluviale Maikäfer einander begegnen und sich mit den Fühlern: Servus sagen würden.

Die Mittelfinger, die Haken, »Hog'l«, werden wollen, krümmen sich beizeiten zu solchen. Dann verschließen sie sich, fassen sich ein, wie zwei eiserne Sperrhaken etwa. Hierauf beginnt das Ziehen.

Beide Partner ziehen. Wer des andern »Hog'l« zu sich herüberzieht, einmal, zweimal, dreimal, hat gewonnen und ist somit der Sieger im Preishog'lziag'n.

Nicht wahr, ein edler Sport? Und stammt, bitte, aus den Alpenländern.

Es ist zweifellos der ruhigste, bescheidenste aller Körpersportspiele. Man sitzt am Tisch, raucht, kann sogar mit der Linken ein Krügel zum Mund führen und gleichzeitig mit dem rechten, Hog'l gewordenen Mittelfinger ziag'n.

So, ohne jede Aufregung spielt sich das ab. Das Hog'lziag'n ist unter den Körpersportspielen ungefähr, was »Einundzwanzig« unter den Kartenspielen.

Es erfordert keine geistige Anstrengung: Es stammt, wie gesagt, aus den Alpenländern und könnte sogar aus den Alpenlanden stammen. So wenig geistige Anstrengung erfordert es.

Am Sonntag kamen die Preishakelzieher im Gasthof des Herrn Swoboda zusammen und preisziagl'n Hog'l. Herr Swoboda zog mit.

Wenn man auf die Wand rechts sah, im Extrazimmer, wußte man, wie Herr Swoboda dazu kam mitzuzuziehen.

Dort hängt nämlich ein Bild, eine fabelhafte Photographie von Herrn Swoboda im Turnernegligée. Ein bedauernswertes Leiberl ist krampfhaft bemüht, in grenzenloses Weltall hinausstrebende Fleisch- und Muskelmassen zusammenzuhalten. An der Brust ein verwirrendes Gedränge von Orden und Medaillen. Die Photographie klirrt geradezu.

Ein Bild aus der Vergangenheit des Herrn Swoboda. Es war die Zeit,

da er noch keinen Bauch hatte und also Athlet war. Jetzt hindert ihn das Vorgebirge seines Leibes vielleicht an der Erwerbung weiterer Medaillen. Aber Hakelziehen kann er noch. Und wie!
Die übrigen Teilnehmer sind Athleten, noch nicht a.D. Wiener Athleten. Ihre Mittelfinger, die sie da auf dem Biertisch zu Haken krümmen, sehen aus wie lebendige Stuhlbeine. Es sind Fingerathleten.
So, so, fest. Los! kommandierte der Schiedsrichter. Er hat irgend etwas Schimmerndes im Knopfloch. Es kann ein Schwarzer-Adler-Orden sein oder ein goldenes Vlies. Jedenfalls schimmert es. Weiß Gott, ich habe einen großen Respekt vor schimmernden Dingen.
Auf den Tischen stehen die Gäste und sehen zu. Ihre Blicke hängen an dem Hakeln. Es sind Blicke, die sich sozusagen mit den Mittelfingern zugleich krümmen. Hakel gewordene Blicke.
Herr Swoboda macht ein gutes Geschäft. Der Sport verlangt Stärkung, und Schani trägt Bier. Ein Krügel an jedem Haken.
Von den achtzehn Athleten bekommen neun Preise. Jemand setzt sich ans Pianino im Extrazimmer und spielt den Siegesmarsch. Es klingt, wie wenn der Musikant mit allen zehn Fingern Hakel gezogen hätte.
Ich muß gestehen, ich ging etwas zeitlich fort. Man kann nie wissen. Es ist so ein gemütlicher Sport. Aber er stammt, wie gesagt, aus den Alpenländern. Ja, Gott segne diesen Sport.

Josephus

Der Neue Tag, 20. 1. 1920

TEISINGER

Der Untersuchungsausschuß beschäftigte sich mit den »militärischen Pflichtverletzungen« des Feldmarschalleutnants Teisinger, der rund 200 000 Menschen »auf seine Verantwortung« gegen das Ergebnis der ärztlichen Untersuchung für frontdiensttauglich erklärt hatte. Der Feldmarschalleutnant gab ohne weiteres zu, zweimal hunderttausend Menschen »widerrechtlich« in den Tod geschickt zu haben. Er wies nach, daß er »nach höheren Weisungen« gehandelt habe, nur der Hammer in der Hand des Kriegsmolochs gewesen sei. Der Untersu-

chungsausschuß fand, daß kein Grund vorhanden sei, Teisinger vor ein Militärgericht zu laden.
Wir müssen uns erst mühsam die Mentalität jener Zeit rekonstruieren, um langsam zu verstehen, was Teisinger eigentlich vorgeworfen wurde. Er hat »widerrechtlich« Menschen in den Tod geschickt. Denn es war eine Zeit, in der man – man denke! – Menschen mit Recht in den Tod schicken durfte. Es war eine Zeit, in der man den grotesken Widersinn für selbstverständlich ansah, daß die Gesundheit zum Sterben prädestinierte, die Krankheit des Sterbens enthob. Teisinger aber war das lebendige, zweibeinige Paradoxon jener Zeit: Er bestimmte die Kranken zum Tode. Die Verrücktheit des Krieges hatte sich so gesteigert, daß die Ausgeburt ihres hitzigsten Deliriums in das Gegenteil: den gesunden Menschenverstand übergriff. Teisinger, der schrecklichste der Schrecken, die personifizierte Kriegsfurie in Feldmarschalleutnantsuniform, wollte etwas ganz Vernünftiges: daß die Kranken sterben.
Deswegen wurde er angeklagt. Begreift man die Unlogik dieser Anklage?
Ein Mann wird angeklagt, weil er die Kranken in den Tod schickte. Wäre er damals angeklagt worden, als er sie noch schickte, so wäre die Anklage aus der Moral jener Zeit heraus verständlich gewesen. Denn die Moral jener Zeit war: *Gesunde* sterben lassen. Heute, da es als das größte Verbrechen gilt zu töten, fällt die Anklage gegen Teisinger in sich zusammen. Denn man klagt ihn nicht an, weil er tötete, sondern weil er Kranke tötete. Erhält man die Anklage aufrecht, so stellt man sich *eo ipso* auf den Moralstandpunkt jener Zeit, d.h.: Gesunde darf man töten.
Diesen Standpunkt nimmt die heutige Öffentlichkeit nicht mehr ein. Sie klagt nur jene an, die schlechthin getötet haben. Der letzte auf der Anklagebank müßte Teisinger sein. Nicht der erste. Denn ist Kranke töten eine Gemeinheit, so ist es wenigstens eine vernüftigere Gemeinheit als Gesunde töten. Solange aber der Urquell jener Niedertracht des allgemeinen Menschenschlachtens nicht einmal entdeckt ist, hat man kein Recht, Teisinger, der Abflußkloake, den Garaus zu machen.
Aber nicht das juristisch Greifbare ist es, das Kranketöten, weswegen Teisinger vor den Untersuchungsausschuß kam. Die Psychologie der Lynchjustiz lud ihn vor den Richterstuhl. Das revolutionierende Volk stürzt zuerst den König und dann den Minister, dessen Opfer der Kö-

nig selbst ist. Der blutbefleckteste in der Masse der Kriegsschergen war Teisinger. Er leuchtete rot, am rötesten hervor, und deshalb griff man nach ihm vor allen. Er war der Henker. Den Staatsanwalt suchen wir vergebens.

Teisinger, der Begriff, nicht Teisinger, das Lebewesen. Man sagte: »Teisinger«, wie »Tod und Teufel«. Er lebte nicht. Er musterte. Er gehörte zum Inventar der Kommission wie das Metermaß. Er war ein Organ des Staates, des »Vaterlandes«, wie die Polizei, die Häscher, die den Deserteur aufspürten. Er war eine Waffe wie ein Geschütz, die »Dicke Berta«, die schon im Hinterland funktionierte. Er war eine militärische Institution, wie das A.O.K. und das Militärkommando. Er war nicht *der*, sondern *das* k.u.k. Teisinger. Teisinger in Anführungszeichen. Man könnte ihn logischer anklagen des Umstandes, daß er sich zum Henker hergab. Aber Teisinger mit der Erziehung und Psychologie des aktiven Offiziers ist so nicht zu fassen. Teisinger mit der *moral insanity* des zum Pflichtmord und Ehrentod erzogenen privilegierten Häftlings in dem großen Kerker des Militarismus ist nicht klagbar, nur zu bedauern.

Zu denken, daß dieses fürchterliche »Teisinger« ein Mensch ist, *der* Teisinger mit einem Vornamen. Ein Mensch, der verzweifeln muß an einer Welt, in der man ihn seiner Verdienste wegen anklagt. Der seinen Freispruch nicht einmal versteht, sondern so deutete, daß er eben seiner Verdienste wegen nicht schuldig gesprochen werden kann. Zu erziehen, zu ändern ist nichts mehr an diesen Teisingers. Nur zu beklagen sind sie. Und wir, die wir ihn selbst – hervorgebracht haben.

Denn merken müssen wir uns dieses k.u.k. Teisinger. Sprechen wir *ihn* frei, aber verurteilen wir *uns*, stets an ihn zu denken. Auf daß er sich nicht wiederhole! Es könnte nämlich sein, daß... und es könnte sehr leicht sein, daß er sich wiederholt. Wir haben ihn zwar freigesprochen. Aber soweit sind wir nicht, daß wir ihn schon *überwunden* hätten!

Der Neue Tag, 21. 1. 1920

ARTISTEN

Manchmal ist die Welt kleinwinzig wie ein Ameisenhaufen, so daß man ordentlich den Respekt vor ihr verliert, und die Schatten vergangener Dinge so groß, daß man ihnen nicht entrinnt und sich stets von ihnen verfolgt weiß. Und oft glaubt man, auf dem Vorwärtsmarsche etwas liegengelassen und vergessen zu haben, und dann, urplötzlich, an einer beliebigen Stelle deiner Landstraße, siehst du es wieder vor dir, als wärest du rückwärts geschritten, nicht vorwärts, oder als hätten verflossene Dinge längere Beine und liefen dir voraus, um sich wie ahnungslose Meilensteine an den Wegen der Zukunft aufzustellen. Ja, die Meilensteine, denen du begegnest, sind gar nicht neu, sind immer wieder die alten, die dich auf Umwegen überholen und vor dir Posto fassen. Haben sie nicht alle das gleiche Gesicht? Lauter Bekannte sind alle Meilensteine.

So geschah es mir, als ich in das Grand-Café in der Praterstraße trat, studienhalber. Alle die Gesichter hatte ich schon irgendwo gesehen. Dieses Kaffeehaus, dessen Decke mit Zigarrenqualm geradezu bestrichen ist wie eine Brotschnitte mit Gänsefett und das vom Eingang nach links und geradeaus sich dehnt und zwei Katheten bildet, eine steckengebliebene Beweisführung für den Pythagoräischen Lehrsatz. Menschen, die an den Wänden und auf dem Fußboden picken wie Insekten auf Fliegenleim und mit den flatternden, zappelnden Händen wirklich den Eindruck machen, als möchten sie loskommen und könnten es nicht. Glühbirnen, die wie festgenagelte Leuchtkäfer rötlich durch den Qualm blinzeln, als täte ihnen ihr eigenes Leuchten weh. Ein Mann in einer grünen Weste, so grün wie Moorland auf einer geographischen Wandkarte, mit baumelnden, silbernen Haselnußknöpfen und einem Elfenbeinsächelchen an silberner Uhrkette. Offenbar ein Impresario. Eine Kartengesellschaft an der Wand rechts von der Kassa. Klitsch, klatsch schlagen die Karten auf das grüne Tuch wie wattierte Ohrfeigen. Die Männer in Hüten, offenbar zur Beruhigung ihres Gewissens. Denn was ein tüchtiger Artist ist, der versitzt nicht seine Stunde im Kaffeehaus, sondern kommt immer nur auf einen Sprung, einen Kunstsprung sozusagen, und braucht den Hut gar nicht erst abzunehmen. Bleibt aber dennoch, um seine Zeit im Kaffeehaus zu versitzen, aber den Hut auf dem Kopf, denn er ist, wie gesagt, »auf dem Sprung«.

Die Frauen, meist schon in »Bühnentoilette«, aus Schminkdosen zusammengekleistertes Temperament in den Zügen und Atropinimitation von Leben in den puppenfaden Glasaugen.
Hier traf ich sie wieder, die Gesellschaft aus dem ostgalizischen Kriegsnest, das »Wiener Varieté«, das »erstklassigste Ensemble«, das ich auf meinem Weg liegengelassen hatte und längst verloren glaubte, wie man etwa, von einem Feste heimkehrend, bunte Papierfetzen und herabgerissene Lampions hinter sich läßt, die dann der Wind einem Misthaufen zuführt oder der Regen durchweicht und vernichtet.
Ja, denkt euch, hier traf ich sie alle wieder:
Den kleinen Cohn, der sich »Tiberius« nannte und wie ein Nero aussah, den »Direktor« des Ensembles, der nach jeder Nummer im Kaffeehaus der Etappe absammeln ging und das Geld nach seinem Gutdünken unter seinen Leuten verteilte, oder auch nicht.
Claire Clairon, genannt »die Nachtigall von Hernals und Ottakring«, die rührend-falsch die Ballade vom Zigeuner sang.
Hertha-Hertha, mit einer Vergangenheit, derer sie sich nicht zu schämen brauchte: Zirkusreiterin, Dompteuse, und jetzt sang sie jeden Abend »Weine nicht, Hertha, Mädel vom Chantant«, ein Lied, das mit einem hochdramatischen Aufschrei und Hinfall zu enden hatte und das Hertha-Hertha wie ein billiges Feuerwerk in ein knacksendes Dis explodieren ließ.
Mia Martison, die »Riesenboa«, die in einem leuchtend roten Schwimmkostüm überlange Glieder auf den nie gesäuberten Dielenbrettern des Podiums verzweifelt räkelte und sich wand und krümmte, nicht wie eine Schlange, sondern wie ein personifiziertes langes Gähnen.
Das »tanzende Zwillingspaar«, zwei kleine Frauenzimmer mit unpersönlichen Puppengesichtern, die ihre Beine in die Luft schleuderten, so hoch, daß sie fast Löcher in den Plafond geschlagen hätten und weiß Gott auf welchen Stern geflogen wären, wenn sie nicht durch zierlichseidene Trikothöschen an den Rumpf genäht wären.
Und natürlich auch »der kleine Diabolo«, eine achtundzwanzigjährige, aber kontraktlich zum Backfischalter verpflichtete Person, mit wirren Superoxydblondlöckchen, die »Tiberius« in die Luft schmiß, daß sie wirbelte wie eine Zigarettenhülse im Sturm.
Und den »Conférencier« Herrn Lund, der einen roten Frack trug, einen Frack, ich sage euch, vor dem man sich gewiß würde bekreuzi-

gen müssen, wenn ihm seine Zirkusmanegevergangenheit nicht den Anstrich des Irdischen gegeben hätte. Herr Lund verkaufte Ansichtskarten an Etappenoffiziere, Ansichtskarten voll kostbarer Schweinereien, das Stück zu einer Krone. Nur jene Karten, auf denen er selbst, Herr Lund, photographiert war, kosteten zwei Kronen. Oh, er wußte sich zu werten! Sein Repertoire war seltsam, wie aus einer Antiquitätengalerie zusammengestellt, sein historischer Wert unschätzbar. Und Herr Lund pflegte sich gar nicht anzustrengen! Er machte Witze mit einer Selbstverständlichkeit, als ob sie neu wären, und er war interessant trotzdem, wie ein altes Räderwerk aus Nürnberg.

Alle, alle traf ich sie wieder im Artistencafé in der Praterstraße.

Mia Martison, die Riesenboa, erkannte mich zuerst nicht, um später, wenn sie mich erkennen würde, ein theatralisches »Ach Gott, wie komisch!« mit Erfolg an den Mann bringen zu können.

Nur Hertha-Hertha fühlte sich verpflichtet, über die schlimmen Zeiten zu klagen, in denen selbst Grafen in die Schweiz reisten, die zu ihr in inniger Beziehung standen.

Alle waren sie gewerkschaftlich organisiert und suchten ihren Obmann, einen »Arbeiterrat«, ja, denkt euch, einen Arbeiterrat! Geschminkt, parfümiert wie Drogerien, mit Halsbindchen, Kettchen, Ringen, Ohrgehängen verdächtig-gläserner Abstammung, suchten sie einen »Obmann«, waren gewerkschaftlich organisiert.

Es geht ihnen schlecht, die Vergnügungsstätten sind zu, man kann nicht »arbeiten«. Und Cohn-Tiberius gibt nichts her. Er hat Geld, der Hund, aber man sieht nichts.

So seltsam nahmen sie sich aus im Kaffeehaus: Rampenlicht entbehrend, Boheme mit Spießerhunger, Zauber in Gulaschtunke, Kunst in Wochentagsmisere. Ihr Reden ist falsch, weil sie keine alten Witze sagen, sondern neue Trauerspiele, und der ganze Aufwand an Schminke, Parfum, Glasgeglitzer, Goldzahnplomben, Superoxydblond, Pathetik, Pelzimitationen und Halbseide ist überflüssig, wenn man einen Obmann sucht und gewerkschaftlich organisiert und arbeitslos ist.

Es ist wie ein Faschingszug nach Aschermittwoch.

Josephus

Der Neue Tag, 25. 1. 1920

DIE REAKTIONÄREN AKADEMIKER

Revolutionsfeindlich, monarchistisch, »völkisch«, säbelsehnsüchtig, purpurverlangend, so ist die deutsche Jugend von heute.

Mit der Plötzlichkeit einer Offenbarung ward uns die Erkenntnis, daß nicht alles jung, was neu ist, und daß Jugend nur dem Alter, nicht der Veraltetheit antithetisch ist. Am Ende war es seit eh und je die *Fahne*, die die Jugend mitriß, und nicht die Idee, deren Ausdruck die Fahne ist. Der Schlachtruf und nicht die Güter, um die Krieg geführt wurde. Der Trompetenstoß, der Fanfarenruf. Nie die innere Gewalt einer Idee, sondern der Faltenwurf ihrer Pellerine. Und am Ende hat die naturgemäß theatralisch wirksame Geste einer gewaltigen Idee die Jungen zu Wortführern der Idee gemacht. Die Jugend war nur bestochen und nicht überzeugt. Hypnotisiert und nicht ergriffen. Ja, nicht einmal berauscht war sie? Nur betrunken?

Denn nun, da die Lavaglut der Revolution sich nicht in einem farbenprächtigen Feuerwerk äußert, sondern die Gefahr besteht, daß sie in der Gestalt eines nüchtern grauen Ascheregens die Welt einhüllt, spannt die deutsche Jugend die Regenschirme ihrer ordentlichen Professoren auf. Diese Revolution hat zu wenig romantischen Kitsch. Nüchtern war ja allerdings auch der Krieg. Aber die körpergewordene Phrase des zwanzigsten Jahrhunderts, Wilhelm II., wölbte sich wie ein schwarzrotgoldener Regenbogen über der Langeweile der Schützengräben. Poetisch war ja der Erstickungstod in Gasgestank gerade nicht. Aber auch durch Gasgestank führte der Weg in die Walhalla. Die moderne Revolution dagegen ist Götterdämmerung ohne Farbenspiel. Sieg ohne Siegesmarsch und Fahnenweihe. Feier ohne Truppenschau.

Und noch weniger: Die Truppenschau der Revolution, wenn sie überhaupt stattfindet, ist lächerlich einfach. Man steht selbst unter den zu Visitierenden. Man salutiert selbst, ohne salutiert zu werden. Stand man früher als Einjähriger auch mit in der Reihe, so doch mit dem erhebenden Gefühl, nicht ewig so stehen zu müssen. In ein, zwei Jahren würde man selbst Fronten abschreiten und mit gestellter Heiserkeit Kommandorufe brüllen. Was jetzt Fronten abschreitet – auch rein bildlich verstanden –, ist Plebejertum, staubgeborenes, purpurvermissenlassendes Proletariat. Ist womöglich noch Judentum. Es mangelt an knisternder Banalität, gottesgnadenträufelnder Rührseligkeit, tusch-

rauschender Hohlheit. Diese Revolution geht einher in Zivil und hat nicht einmal die nationale Überzeugung im Knopfloch. Ich bitte Sie...

Aber kann es wirklich sein?
So hätte sich die Jugend geändert? Waren die Bannerträger des Fortschritts stets nur Getriebene und nicht Treibende? Ist es nicht die urewige, bewegende, die *Vorwärtskraft*, die in jeder neuen Jugend wiedergeboren wird? Hebt nicht jede neue Generation die Welt aus den verrosteten Angeln? Pulst nicht das rote Blut jeder neuen Menschenwelle durch die Errungenschaften der Zeit? Ist die Opferfreudigkeit, mit der Generationen von Jünglingen den Flammentod auf den Altären der Kultur starben, nicht *bewußte* Aktivität? Hypnotisierte können auch handeln, gewiß. Sie können sich vielleicht auch, von fremdem Willen gebannt, opfern. Aber können sie *schaffen, Schöpfer* sein, wie die Jugendgeneration der Erde?
Und selbst wenn die Jugend, nur von der Geste bezaubert, die Heldentaten vollbracht hatte – hat diese Revolution etwa keine? Ist das Geheimnisvolle, das Schlupfwinkeltum revolutionärer Bewegung nicht jugendreizende Romantik genug? Bürgt die revolutionäre Gesinnung nicht genügend für das Vorhandensein von Gefahren? Ist es nicht gerade dieses Gefahrvolle, übereuropäisierte Nervenanspannende, was jeder revolutionären Bewegung den oft schädlichen Zuwachs an weiblicher Intellektualität und intellektueller Weiblichkeit beschert?
Warum also ist die deutsche akademische Jugend antirevolutionär?

Von mehreren wichtigen Ursachen ist die wichtigste die, daß die Stellung zur Revolution eine – *Brotfrage* ist.
Der junge Mann aus bürgerlicher Familie, der die Reifeprüfung bestanden hatte, konnte sicher sein, daß er in irgendeinem gutgeheizten Büro unterkommen würde. Er hatte sich acht Jahre mit Logarithmensuchen und Verba-auf-mi-Flektieren geplagt und weitere vier Jahre Testate und Mensurenschmisse gesammelt oder fleißig »Schnellsiederkurse« besucht – nun hatte er ein Recht auf Brot. Auf einmal wird ihm dieses Recht strittig gemacht. Nun können Männer ohne eine Spur von einem Schmiß, Männer, die nicht einmal *ein* Ungenügend für falsches Skandieren von Hexametern aufzuweisen haben – Staatssekretäre werden. Die Konkurrenz wächst ins Ungeheure. Man hat sich »zwölf Jahre umsonst geplagt«. Nicht nur, daß der manuelle Arbeiter ein grö-

ßeres Einkommen hat, nein, es ist ihm außerdem noch möglich, jene Art Karriere zu machen, die vor der Revolution nur dem Akademiker frei war. So entstand die unglückselige Antithese: Waschfrau und geistiger Arbeiter. Daß die Waschfrau ihm nicht mehr »Küß die Hand« sagen *muß* – wenn sie es auch immer noch tut–, »geniert« den »Doktor« mehr, als daß ihr Verdienst ein größerer ist.

Denn auch früher kam es vor, daß der akademische »Mittelständler« – wie häßlich und unnatürlich Begriff und Wort – kümmerlicher lebte als ein Taglöhner. Aber die betrügerische Gesellschaft gab ihm dafür das Phantom der »akademischen Ehre«. Er hatte nichts zu essen, aber er durfte »sich schlagen«. Theoretisch konnte er die höchsten Stellen im Staate einnehmen. Er war prädestiniert zum »Höheren Staatsbeamten«. Er konnte Minister und Feldmarschalleutnant werden. Der andere, nicht Graduierte, konnte es nicht. Und die ganze Erbärmlichkeit der menschlichen Durchschnittsnatur offenbarte sich darin, daß die nebulose, theoretische Möglichkeit, *mehr* zu werden als der Nachbar Taglöhner, den »Doktor« vergessen ließ, wie schlecht es ihm ging.
Im Krieg wurde mit einem Schlag die graue Theorie zur blühenden Wirklichkeit. Man war Offizier mit Zigarren- und Zigarettenzubußen, mit Gagen, Rekruten, Säbel und »Ehre«. Tief versteckt gewesene und von akademischer Kalkfarbe übertünchte Bestialität und Niedrigkeiten in dem und jenem durfte sich ungestraft austoben. Man war »Herr« mit Kommandogewalt über Leben und Tod, mit einem oder mehreren »Burschen«. Mit Schicksalssternen auf dem Blusenkragen. Und der lächerliche Trost, daß man eventuell nicht in einem Massen-, sondern in einem Einzel- und »Heldengrab« bestattet werden könnte, machte selbst den gräßlichen Tod um eine kleine Nuance angenehmer. Schließlich dauerte der Krieg zu lange, die Ehrenhaftigkeit schwankte bedenklich, man begann sich zu drücken, aber, aber die Überzeugung von der »göttlichen Sendung des Deutschen« war zu fest verankert. Chamberlain schrieb, Wilhelm der Zweite redete, die Presse leitorakelte, und der Weihrauch des »Vorgesetztentums« benebelte den Schädel. Man aß immer noch besser als der Mann, man durfte sich austoben, prügeln, schimpfen, kommandieren, raufen, trinken nach Herzenslust. Und als man schließlich merkte, daß etwas faul war im Staate, gab man die Schuld den Pazifisten, der »roten Internationale«, den Juden, mit denen man abrechnen wollte, sobald man zurückgekehrt wäre.

Man kehrte zurück, und siehe da: Pazifisten, Internationalisten, Sozialisten, Freidenker, Zweifler, Demokraten, kurz: »Juden« waren »am Ruder«. Nun war man arm, hatte nichts zu essen. Aber die »Ehre« war auch nicht mehr da? Auf die »Satisfaktionsfähigkeit« wird nichts mehr gegeben? Nun, soll man da nicht antirevolutionär sein?!
Also nach der Brotfrage die »Ehrenfrage«.

Die Revolutionsfeier war die erste Volksfeier in Deutschland und bei uns, bei der das Alkoholtrinken verboten ward. Die Revolution machte keine Bierbankpolitik. Diese Revolution war international. Gewiß auch ein Grund, weshalb die akademische Jugend ihre Feindschaft ansagte. Aber außerdem war diese Revolution noch antialkoholisch. Also höchst un-»deutsch«.

Eine gewagte Behauptung, vielleicht ein »Witz«. – Ich kann mich nicht seiner wehren: Er zwingt mich zur Veröffentlichung: Der *Antialkoholismus* dieser Revolution hat ihr bei den »Studierten« geschadet...
Volksfremd und weltfremd, eingeschachtelt in die Schubladen: Gelehrte, Mensuren, Korpsgeist, Patriotismus, lebt in deutschen »Landen« eine ägyptische Priesterkaste: die Akademiker. Seltsame Bräuche und uralte Gesänge. Hölzerne Sprache und steifleinene Weltanschauung. So sitzen sie im Tempel nationaler Kultur, und kein Blick dringt ins Allerheiligste. Und sie, die Priester, haben keinen Blick für die Welt.
Sie kennen eine »Nation«, sie bekennen sich zur »Nation«, aber sie haben keine Ahnung vom Volk.
Wie sollten sie da nicht Gegner der Revolution sein? Unsere Akademiker sind Priester, unsere Hochschulen, Klöster, unsere Wissenschaft – Kirche, der Rektor ein Erzbischof. Klerikalismus der Wissenschaft. Arterienverkalkung des Geistes. *Jeder* Klerikalismus ist reaktionär.

Der Neue Tag, 1. 2. 1920

»PLAKATE«

Nun bin ich krank und sitze im Lehnstuhl am Fenster meines Zimmers, das im ersten Stock liegt. Ich darf mich nicht erheben, darf keine Zeitung lesen, keinen fremden Menschen sehen. Ich darf nur gradaus durchs Fenster blicken.
Die Welt ist hinter mir versunken wie etwa ein Bahnhof, aus dessen Halle ein Zug mich mit rapid wachsender Schnelligkeit entfährt. Ich bin froh. Ich werde vielleicht wieder Landschaften sehen.
Nein, ich werde keine Landschaften sehen. Ich muß zum Fenster meiner Wohnung hinausblicken, und gegenüber ist hoch oben ein Fenster, und darunter ein Stück nackter Wand, von der sich der Mörtel in kleinen Brocken ablöst. Das gelbbraune Ziegelwerk, das darunter hervorsieht, bildet groteske Fratzen.
Und tiefer unten, just in gleicher Höhe mit meinem Fenster, beginnt eine seltsame, lustige, bunte Welt. Ein Wäschermädel mit roten Backen und einer prallen Büste, die von Bierbaum-Lyrik strotzt, über einen Waschtrog zierlich gebeugt. Mit schlanken Fingerspitzen faßt sie ein Wäschestück und hält es hoch. Das macht mich krank. Wie kann man nur so zimperlich mit Unterhosen umgehen? Unterhosen sind kein Schmetterling, mein Fräulein! Greifen Sie nur zu! Seltsamerweise weht irgendwoher ein Wind. Unerklärlich! Wie kommt ein Wind in diese Waschküche! Sie ist ordentlich gehalten, weiße, schwarzgestreifte Kacheln sind an den Wänden sichtbar. Ich wette, daß die Tür gut schließt. Nun aber bläht so ein rätselhafter Wind die Röcke dieses Mädchens hoch und ach! man sieht Waden und Strumpfbänder. Und ein wenig Spitzenzeug. Blütenweiße Dessous! Oh, wie nahe verwandt sind Seife und Erotik!
Ganz ohne innigere Beziehung zu diesem netten Wäschermädel ist, wie ich vermute, jener Mann linker Hand nicht! Ich wüßte nicht, aus welchen Gründen sonst er seine braunen Backen so bläht und mit seinen alkoholglühenden Augen besoffene Pfauenräder schlägt. Er ist groß und fett und macht den Eindruck eines vorsintflutlichen Ungeheuers, eines Ichthyosaurus etwa, der, ohne Rücksicht auf Darwin zu nehmen, mit einem kühnen und plumpen Satz über Tausende von Lebensformen hinweg direkt zum Menschen hinüberleitet. Wo in aller Welt leben Wesen dieser Art, mit menschenähnlichen Fratzen und

Elefantenhabitus? »Urwiener Musik-Gesang« steht auf dem Plakat. Das Ungeheuer hat einen winzigen Schädel, auf dem eine schwarze Haarglasur klebt. Im Verhältnis zu seinem Bauch ist der Kopf so lächerlich gering wie ein Holztiegelchen, mit dem Kinder spielen. Über dem ungeheuren Leib ein Instrument, Mandoline oder so. Die Farbe der großen, behaarten Pratzen und der Backen ist dunkelrot wie rohes Büffelfleisch, das drei Tage unterm Sattel gelegen hat. Dieses Übergangswesen vom Ichthyosaurus zum Menschen ist ein Urwiener Heurigensänger bei Johannes-Stube. Ich bin neugierig, was sich da zwischen dem dummen Wäschermädel und diesem seltsamen Naturexperiment entspinnen wird.
Rechts von dem Wäschermädel eine Gesellschaft, die mir gefällt. In einem geradezu ausländisch erleuchteten Lokal steht ein Herr auf Lackschuhspitzen. Seine weiß behandschuhten Hände schweben waagrecht in der Luft, Daumen und Zeigefinger berühren sich zärtlich. Der Mann ist Tanzlehrer. Nicht übel. Damen und Herren, süßlich wie Zuckerwerk, schlingen einen Reigen. Wie gut es den Leuten geht! Und hier muß man im Lehnstuhl sitzen und krank sein!...
Von einem entsetzlichen Geball aus Ultramarin und Schwarzblau überwölbt, schmettert ein messingner Kitsch, sozusagen »Lichtermeer«, eitel Jubel und Seligkeit. Ein einziger golden glühender Schrei. Ein gelbrotes Fanfarenjuchhe. Damen in hellen Kleidern, die silbern leuchten. Glühende Weinkelche wie Heiligtümer. Opferschalen auf Dionysosaltären. Wie? Ich habe schon so lange keine Zeitung gelesen! Wien hat Licht und Kohle im Überfluß.
Ah! Wie gräßlich! Da ist eine Nacht, blau, sag' ich euch, so schrecklich finsterblau wie violettes Sturmgewölk. Einer Lokomotive gefräßige Augen bohren sich durch das Farbendickicht. Auf Schienensträngen liegt ein armes Frauenzimmer. Waden wie das Wäschermädel. Nur ist es hier natürlich, daß ihre Röcke nicht in Ordnung sind. Erotik und Lokomotive passen doch besser zueinander.
Nun, ja! Warum liegt sie denn schon drei Tage und Nächte? Und der Zug, der so nahe ist, braust und braust fortwährend heran und überfährt sie doch nicht! Ich lechze nach Blut, Kleiderfetzen, zerschlissenem Menschenfleisch. Ich *will* diesen interessanten Frauenkopf mit dem wirren Haar endlich selbständig den Hang hinunterrollen sehen! Nein! Diese Lokomotive rührt sich nicht vom Fleck. Ich werde vielleicht sterben, und dieses Frauenzimmer wird immer noch über den

Schienen liegen und sich anglotzen lassen von der stupiden Lokomotive.
Es ist anders gekommen. Heute früh kam ein Mann mit Leiter, Kleistertopf und Pinsel. Die Nacht mit Lokomotive und Schienensträngen und Frauenkörper ist verschwunden. Ah! endlich.
In der Bar ist Musik. Ein Kapellmeister schießt weiße Strahlenbündel von seiner Hemdbrust in das Lokal. *Alle* Damen haben die Waden des Wäschermädels. Es kommt immer logischer: Bar und Erotik, das hat denn doch vernünftige Beziehungen!
Ich will krank bleiben. Diese lustige, bunte Welt vor den Augen haben. Ich lese keine Zeitungen. Es geht uns ja so gut, oh, so gut!

Josephus

Der Neue Tag, 1. 2. 1920

DER SCHLEIER

So. Jetzt wissen wir, wieviel es geschlagen hat: Die Stephansturmuhr ist verpackt. Ein Zeitungspapier, offenbar ein Leitartikel, verhüllt jenes Uhrblatt, auf dem die Ziffern so lustig zu springen pflegten. Schrups! war eine Minute vorbei: Die Zeit hüpft wie ein Eichhörnchen.
Jetzt kann man nur noch den langweiligen Zeiger sehen, wie er unermüdlich immer wieder den gleichen Kreislauf zurücklegt. Es ist eine Qual. Die Zeit hüpft nicht mehr lustig wie ein Eichhörnchen, sondern schleicht wie eine Schnecke. Ja, ja, es ist vorbei!
Ein Zeitungspapier, offenbar ein Leitartikel, zeigt an, wieviel es geschlagen hat. Er klebt zu hoch, man kann ihn nicht lesen. Aber ich stelle mir vor, was drin steht: Es ist ein Leitartikel aus den kürzlich verflossenen Tagen, an denen die Elektrische eingestellt war. Da wußten wir, wieviel es geschlagen hat. Die folgende Zeit brauchen wir nicht mehr zu sehen.
Was brauchen wir auch noch die Zeit, wenn wir Zeitung haben. Es muß auch nicht täglich ein neues Blatt sein.
Es genügt immer derselbe Leitartikel, aus dem man ersieht, wieviel es geschlagen hat.
Das Antlitz der Zeitung ist verschleiert. Maskiert. Die Faschingsmaske

unserer Zeit ist ein Zeitungsblatt mit erfreulichen Nachrichten, die man nicht einmal mehr zu lesen braucht, um sie zu kennen.

Der Neue Tag, 8. 2. 1920

SONNTAG

Wenn ich einmal des Morgens um zehn Uhr erwache, so kann ich Gift darauf nehmen, daß Sonntag ist. Dann warte ich eine Weile, bis am Fenster gegenüber Frau Katharina Zitherbart erscheint: Sie hat keine Schürze an, sondern eine schwarze Bluse mit einer weißen Halskrause. Um halb elf stürzen sich von allen Kirchtürmen eigene Glockenschläge auf die kupfernen Dächer der Stadt, als wollten sie die Häuser in Trümmer legen. Ja, es ist Sonntag.

Man hat Angst, auf die Stiege zu treten. Sie ist so ungewohnt rein, erinnert so von ferne an gewaschene, blonde Dorfmädchen, sie ist rührend dottergelb. Man geht behutsam und elastisch an ihr herunter, als stünde daneben ein Photograph, um mich für die »Woche« zu knipsen. Ja, es ist Sonntag.

Gewöhnlich ist die Elektrische eingestellt. Und wenn sie verkehrt, ist sie halbleer wie im Frieden. Die Leute tragen gewendete, »wie neue« Kleider und sehen hilflos darin aus wie Kinder, die erst seit drei Tagen laufen können. Man sieht sehr viel Ehepaare. Am Sonntag hat man Zeit, sich zu erinnern, daß man eigentlich mit irgend jemandem zusammenlebt, der ein Recht hat, spazierengeführt zu werden. Es sind sehr viele Menschen sichtbar verheiratet. Die Männer sind etwas plump, haben gewöhnlich knarrende Stiefel an und sind in Mentorlaune. Sie lehren unaufhörlich. Es ist merkwürdig, was die Ehemänner alles wissen.

Die Frauen bewundern einander und hören nicht zu. Sie schlagen Pfauenrädermienen.

Manchmal siehst du eine Familie. Die Kinder. Mädchen mit Zöpfen und Buben in Matrosenkappen. S.M.S. Sie sind so folgsam und brav voran, man glaubt geradezu Schellen an ihren Hälsen baumeln zu sehen. Und wundert sich, daß man's nicht läuten hört.

Am Nachmittag geht man ins Kaffeehaus. Alle Tische haben grüne

Lodenkostüme an. Täfelchen, Kreide, Schwamm und Karten. Um jeden Tisch sitzen Menschen, wie festgewachsen auf den Stühlen. Die runden Tische mit den Menschen herum sehen aus wie große Radieschenbündel. Die Beine sind, glaub' ich, an das Tischgestell geschnürt.
Die Frauen sitzen in den Fensternischen und lesen illustrierte Blätter. Wenn in ihr Gesicht Spannung kommt, dann wisse, daß sie das Bild eines Erzherzogs in der Schweiz entdeckt hat. Ihr Inneres summt »Gott erhalte!«.
Die Frauen in den Fensternischen tun mir leid. Die Männer haben sie da in die Ecken gestellt wie Regenschirme. Die Männer spielen Tarock. Die Karten plätschern wie schwere Platzregentropfen auf die Tische. Auf den Männerstirnen blinkt Schweiß. Ja, es ist verflucht schwer, Kartenspielen und Witze machen...
Im Kino gibt man »Madame Dubarry«. Ein wilder Mann hält einen weißen Frauenleib von Matejko auf den Armen. Wilde Männer sind halbnackt und interessant. Man drängt sich vor dem Kino. Aber die schönsten Stellen im Film sind zensuriert. Die Polizei hat die Unsittlichkeit verschluckt. Schade!
Am Abend fängt es langsam zu regnen an. Das ist so ein Regen zu Tarockpartiezwecken. Natürlich hat man den Regenschirm vergessen und kann nicht nach Hause. Und sitzt inmitten eines Radieschenbündels und schwitzt Aß und Eichel.
Um halb elf gießt es in Strömen. Die Straßen sind etwas dunkel, man hat Angst, weil man in der Früh die Zeitung gelesen hat. Wenn man Pech hat, gerät man in die Spirale eines Torkelnden, der ganz gut ein Messer bei sich haben könnte. Weil man seine Angst vor der Frau nicht verraten darf, zittert man inkognito.
Der Hausmeister riecht nach Wein wie ein Spundloch. Es dauert sehr lange, ehe er öffnet.
Auf der dottergelben Stiege sind Patzen wie in einem Schulheft. Im Fenster gegenüber zieht Frau Katharina Zitherbart die schwarze Bluse mit der weißen Halskrause aus.

Der Neue Tag, 8. 2. 1920

DER ONKEL AUS ÖSTERREICH
(Aus dem Tagebuch eines Mitglieds
der Friedenskommission der Mittelmächte)

New York, den 25. Jänner 1920. Nun weiß sich das arme Amerika nicht mehr zu helfen. In New York wächst die Hungersnot ins Riesengroße. Täglich sterben anderthalb Millionen Menschen. Grippe und Flecktyphus wüten in den armen Stadtteilen. Wenn ich nur wüßte, wie man dem armen Lande helfen könnte!

28. Jänner. Hurrah! Der Lebensmitteldiktator für die Vereinigten Staaten, Herr Franz Huber, bürgerlicher Gemischtwarenverschleißer aus Reutitschein, hat einen prachtvollen Einfall: Den Amerikanern werden sogenannte »Kronenpakete« aus Österreich zugeschickt. Die New Yorker werden a Freud haben. An allen Straßenecken kleben Plakate: Wollen Sie Lebensmittel aus Österreich? Schreiben Sie eine Postkarte nach Wien. In der Broadway 115 bekommen Sie die gewünschten Postkarten!

5. Februar. Die Hubersche Aktion entwickelt sich großartig. Die Amerikaner können sich vor Freude nicht fassen. Vor dem Amtslokal in der Broadway 115 sind Zehntausende angestellt. Wir mußten dreihundert Wiener Wachleute nach New York kommen lassen zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Die New Yorker haben nicht die geringste Übung im »Anstellen«. Es ist eine Schmach.

6. Februar. Zweihundertdreiundsechzig Wiener Magistratsbeamte sitzen in der Broadway 115, um die armen New Yorker abzufertigen. Die Amtsstunden sind von neun bis zwei. Um Mitternacht warten die New Yorker schon. Jetzt können sie sich schon famos anstellen. Dabei segnet jeder New Yorker ununterbrochen seinen Onkel aus Österreich.

8. Februar. Heute habe ich mir die Huberische Aktion näher angesehen. Unsere Magistratsbeamten funktionieren ausgezeichnet. Nur kann man diesen New Yorkern keine Ordnung beibringen. Sie sind hungrig, gewiß. Aber bei *der* Mißwirtschaft hört sich jedes Mitleid auf.

Da kann man halt nix machen! Unsere Magistratsbeamten verlangen von jedem New Yorker, der sich um ein »Kronenpaket« bewirbt, nur die unbedingt unerläßlichen Dokumente und Personaldaten; also z. B. Heimatschein, Meldezettel, Taufschein, Trauschein, Alter, Kragenweite, Hosenlänge (nur bei Männern), seit wann in New York ansässig (vor oder nach dem ersten August 1914) und ähnliches. Diejenigen, die Kinder haben, müssen entweder die Kinder selbst mitbringen oder amtlich beglaubigte Lichtbilder. Jedes Kind muß seine Identität durch einen am Bauch angebrachten Kautschukstempel von der hiesigen Polizei nachweisen. Aber diese Amerikaner! Kein Mensch hat hier seine Papiere in Ordnung. Von einem Meldezettel keine Spur. Ihre Kinder lassen sich nicht bestempeln. Natürlich kann man ihnen da keine Anweisungen auf »Kronenpakete« geben. Da kann man halt nix machen!...

15. Februar. Wir haben weitere zweihundertdreiundsiebzig Magistratsbeamte und Amtsdiener nach New York kommen lassen und die ganze Broadway gemietet. Wir statten die Amerikaner mit allen nötigen Dokumenten aus: Meldezetteln, Trauscheinen, Taufscheinen. Wir bestempeln die Bäuchlein ihrer Kinder, photographieren sie, messen ihre Halsweite und Hosenlänge. Natürlich sterben unterdessen täglich ein paar tausend New Yorker. Dieses Volk kann die »Kronenpakete« gar nicht mehr erwarten. Nun, da kann man halt nix machen!

25. Februar. Gott sei Dank! Nun haben alle Amerikaner ihre Dokumente in Ordnung. Jetzt geht es an die Überprüfung. Daß sie ihre Papiere nur nicht wieder verlieren! Seit dem Einsetzen der Huberaktion sind zirka drei Millionen Menschen gestorben. Nun, da kann man halt nix machen!

10. März. Die Huberaktion ist leider mit sehr vielen »Kronenpaketen« ins Wasser gefallen. Das kam so: Der Indianer Buffalo hat um zwei »Kronenpakete« eingereicht. Die Christlichsozialen im Wiener Gemeinderat verlangten den Taufschein des Indianers Buffalo zu sehen. Dabei stellte es sich heraus – unsere Wiener Polizei bewährt sich auch in New York sehr –, daß Buffalo noch der Sonnenanbetersekte angehört. Die Christlichsozialen verließen den Gemeinderat. Sie erklärten, nicht mehr kommen zu wollen, solange die Huberische Aktion dauern

würde. Inzwischen wurden zwei schon abgesandte Transportdampfer mit »Kronenpaketen« von der Besatzung gestohlen und dann versenkt. Ganz New York stirbt. Wir werden schon wieder Totenscheine ausstellen müssen. Nun, da kann man halt nix machen!...

Dieses Tagebuch habe ich vorgestern geträumt. Gestern war ich im Hause Wilhelms-Ring Nr. 8, wo die Scheine für die Hooverschen »Dollarpakete« ausgehändigt werden. Ein sehr liebenswürdiger Herr steht hinter einem Berg von Postkarten. Jeder Bewerber erhält drei Stück, füllt sie aus und übergibt sie dem Portier. Im Laufe einer halben Stunde sind zweihundert Personen erledigt. Ohne Meldezettel.
Da kann man halt nix machen!

Josephus

Der Neue Tag, 8. 2. 1920

PÖBEL

Das ist »Sünde wider den Geist«: der gemeine Drang unserer Zeit, die Kampfmethoden des Strolches bei der Austragung jeglicher Art Kämpfe anzuwenden. Galt die Ellenbogentaktik ehemals für verrufen, heute ist es die Stiefelabsatztaktik nicht einmal mehr. Der Sieg der Materie ist vollständig. Der Sieg des Fleischhauerknechtes über das Denkerhirn, des Wasenmeisters über den Geistigen. Die schwierige Faust eines Wegelagerers wühlt in den Schatzkammern geistiger Paläste. Der stinkende Atem des Heurigenläufers bläst Grobheitsbazillen in das zierliche Räderwerk des Genius. Krämer, die es sich leisten, und Gassenbuben, die es sich stehlen können, sitzen über dem Werk zu Gericht. Ein Tribunal des Pöbels, der keine andere Arbeitsfähigkeit mitbringt als die Eintrittskarte zu erhöhten Preisen.
In Berlin, der Heimat des weinreisenden Schwadroneurs, der leider auf der Auslieferungsliste fehlt, trotzdem er der eigentliche Bazillenträger des Deutschenhasses war; in dem Berlin des Jahres 1920, in dem jener Weinreisende, nunmehr zum Aktien- und Bauchbesitzer aufgedunsen, es nicht mehr nötig hat, alle Winkel der Welt mit seinem Posel zu verpesten, und im eigenen Lande eine Mischung von modernem Räu-

berhauptmann und vorsintflutlichem Spießer bildet; in diesem Berlin wurde bei der Aufführung von Heinrich Lautensacks »Pfarrhauskomödie« so randaliert, daß selbst die schwärzesten Kannibalen rot geworden wären vor Scham und ihrer Sitte, Menschen zu fressen, für immer abgesagt hätten aus Angst, einen Berliner Kunstrichter vom Parkett einmal bei einem heimischen Festessen vorgesetzt zu erhalten. In München wurde Wedekinds »Schloß Wetterstein« mit Knallerbsen demoliert. In Immschbruck, der Hauptstadt des heiligen Landes Tirrol, erhoben die freiheitskämpfenden Philisterbarden ein Geheul gegen Karl Kraus, daß selbst die germanischen Berserker des Arminius vor ihren eigenen Nachkommen sich in die nordischen Urwälder verkrochen hätten. In Wien aber, der Stadt der Hetz und der Hausse, wurde Richard Strauß am Sonntag durch eine organisierte Zischbande von jenem Dirigentenpult verjagt, an das ihn eine sterbende Stadt, die nur noch von ihrer Vergangenheit zehrt, mit vieler Not berufen hatte.

Ob sie nun Schleichhändler in Logen oder Kunschtenthusiasten auf der Galerie waren, die Zischer – sie hatten kein Recht dazu. Die Eintrittskarte gibt keinem – weder dem einen, der sie stiehlt, noch dem anderen, der sie kauft oder erhält – die Berechtigung, sein Barbarentum zu manifestieren. Tut er es im Namen des (unredlich) erworbenen Geldes, so ist es eine freche Überhebung. Tut er es im Namen der Kunst, seiner Kunscht, so ist es eine Lausbüberei. Im ersten Fall müßte man ihm klarmachen, daß er nur dank einer Verlegenheitssituation der menschlichen Gesellschaft die Erlaubnis erhält, einen Gottesdienst durch seinen Besuch zu entweihen. Im letzteren, daß zwischen künstlerischem und gesellschaftlichem Taktgefühl innige Beziehungen bestehen und daß er durch den Mangel an dem zweiten sich durchaus nicht als Besitzer des ersten erweist. Es hat noch gerade gefehlt, daß dieses Publikum von heute, das die sichtbare Widerwärtigkeit seiner Anwesenheit durch Stuhlrücken, Zuspätkommen, »Schlüsse«-machen, Pralinés-Schlecken hörbar macht, daß dieses Publikum auch noch seine Kritik durch Naturlaute kundgibt, wie sie beim Boxmatch längst nicht mehr üblich sind. Niemand hat ein Recht, Geistigkeit, die ihren Wert erwiesen, zu bespeien, auch die ehrlichen Enthusiasten nicht, die ihre künstlerischen und kritischen Fähigkeiten durch Gassenbüberei selbst der Nichtexistenz verdächtigen.

Es handelt sich gar nicht um Strauß oder einen anderen, Schmedes oder Ziegler. Wir müssen uns bestreben, den Triumph der Gosse ein

wenig zu dämmen. Es sind überall dieselben: ob sie nun bei der Ankunft eines Autobusses und der Elektrischen schwangere Frauen vom Trittbrett stoßen oder die Torschlüssel ihrer durch Kriegsgewinn und Plünderung erbeuteten Häuser im Theater konzertieren lassen – es sind immer dieselben: aus den Kloaken des Jahrhunderts hervorgekrochene Reptilien, Absud einer hartgesottenen Menschheit – *Pöbel.*

Der Neue Tag, 11. 2. 1920

MODELLSCHAU

Der Herr Direktor ist aufgeregt. Berufs- und sozusagen premierenmäßig.
Es gibt keine Modellschau ohne einen »Herrn Direktor«. Wenn jemand Direktor bei einer Modellschau ist, muß er aufgeregt sein. Das ist er den Lorgnons der Damen schuldig.
Der »Herr Direktor« gefällt mir. Er ist glatt rasiert, natürlich. Und liebenswürdig. Er lächelt wie ein Mannequin. Als ob er selbst eine Frühjahrstoilette trüge. Seine Höflichkeit ist ein Versprechen. Und er trägt einen Winterrock, weil's kalt ist. Und lächelt wie eine Dame in einer Frühjahrstoilette. Es ist keine Kleinigkeit, Direktor bei einer Modellschau zu sein!
Die Lorgnons der Damen springen mit leisem Kautschukklaps in die Höhe, stellen sich gewissermaßen auf die Zehenspitzen, um besser sehen zu können, wie Backfische bei einer Fronleichnamsparade. Lorgnons sind weibliche Wesen und sehr neugierig.
Die Zuschauer sitzen auf Stühlen, die an den Wänden aufgestellt sind. Die eingeladenen Damen haben Leichenbittermienen aufgesetzt wie sachverständige Totenbeschauer. Wie kann man nur Frühjahrstoiletten so schwer nehmen?
Ihr Blick bekommt die prüfende Schärfe eines Seziermessers, ihr Wesen ist Kritik. Wenn ich eine Frühjahrstoilette wäre, ich hätte ordentlich Angst.
Dann schwebt ein Marquisettekleidchen durch das Zimmer. Das Mädchen, das es trägt, ist bemüht, die Seele des Kleides zu werden. Sich ganz zu assimilieren. Sie hat auf ihre Persönlichkeit verzichtet. Sie ist

nichts anderes als der Inhalt eines Marquisettekleides. Sie ist eine Seele aus Marquisette.
Wie eine leise Ahnung schimmern Blumen durch ein papierserviettendünnes Gewebe. Es sind ölgemalte Blumen. Nicht etwa gestickte! Sondern gemalte Blumen. Bemalte Kleider! Es ist sehr rührend Margueriten auf Marquisettekleidern gemalt zu sehen. Das ist die Spezialität der »Wiener Modellgesellschaft«. Die »neue Wiener Note«. Störend ist nur ein Traum, der mich hartnäckig bedrängt. Ich sehe in Konsequenz dieser Note die Frau eines akademischen Malers die neuesten Landschaften ihres Mannes als lebende Kunstausstellung durch die Straßen tragen. Mit einem Handkatalog an einer Seidenschnur.
Denken wir nicht daran!
Crêpe de Chine in hell taube und Crêpe Georgette! Oh, wie das weich und nebelhaft ist! Die gemalten Blumen tauchen hinter dünnen Gazeschleiern empor wie an einem Sommermorgen, eh' die Nebel sich verziehn. Biedermeierkränzchen auf Schärpen erinnern von fern an blumenbemalte Suppentellerränder. Ideenassoziation: gemütliche Häuslichkeit.
»Louisin«! Wie das klingt! Wie flüsternde Seidenschleppen. Weiß ist das Kleid und fließt wie eine helle Sommerwolke. Und hat blaue Längsstreifen, die sich nicht recht trauen, ordentlich blau zu sein. Es ist die Bläue eines verschwimmenden Zigarettenrauchs. Es ist eine blasse Ahnung von Bläue. Es ist das Kindheitsalter der blauen Farbe. Das Kleid sieht aus wie ein frühreif sich gebärender Apriltag. Louisin!...
Die Gesichter der Damen sind merkwürdig ungerührt. Sie sitzen da wie Staatsanwälte. »Hoher Gerichtshof!« betteln Marquisettestoffe.
Nur der Herr Direktor ist liebenswürdig, frühlingshaft-beweglich wie eine Birke, von einem Höflichkeitswind sanft geschaukelt. Wenn man fortgeht, verneigt er sich graziös, lächelnd, wie ein Schwarzkünstler, der aus den Ärmeln Seidenstoffe geschüttelt hat.
Nicht wahr, es ist schön gewesen? – säuseln seine Augen.

Der Neue Tag, 22. 2. 1920

BAISSE

»Baisse«, das ist, wenn etwas wider Erwarten passiert. Die Spekulanten nämlich haben nicht just das erwartet, und deshalb kommt es. Es kommt immer, wenn die Spekulanten es nicht erwartet haben. So sind sie Spekulanten, denn »spekulieren« heißt: das Verkehrte von dem erwarten, was kommt.
Wider Erwarten stieg die Krone. Die Spekulanten verloren eine Menge Geld. Wenn sie keine Glatze hatten, so rauften sie sich so lange die Haare, bis sie eine bekamen. Es gab Spekulanten, die innerhalb vierundzwanzig Stunden kahlköpfig geworden waren. Es war ein Jammer in den Wechselstuben. Vor der Börse am Schottenring sah man am Vormittag lauter schlenkernde Arme. Die Körper waren ganz verschwunden. Die Menschen waren nur Gliedmaßen.
Nur er hatte sich in Sicherheit gebracht.
Ich brauche ihn nicht zu nennen. Wer kennt ihn nicht, ihn, der sich stets in Sicherheit bringt? Bei einer Eisenbahnkatastrophe bleibt er in einem Gepäcknetz hängen, als wäre er ein Reisenecessaire. Bei Schiffbruch schwimmt er auf der Oberfläche des Meeres wie ein Fettauge in der Suppenterrine. Bei Theaterbrand und dergleichen hat er einen Ecksitz, knapp vor der Tür, über der die Aufschrift: Notausgang dunkelrötlich »Leben!« lächelt.
So sieht er aus: Das Bezeichnendste vor allem, daß er sitzt. Auf dem bequemsten Ledersofa in der Wechselstube sitzt er. Man sieht, wie stramm seine Schenkel sind, da sein gestreiftes Beinkleid die Fleisch- und Muskelfülle kaum zu bändigen vermag und prall um die strotzenden Massen schließt wie eine nasse Schwimmhose. Freilich fällt die Gestreifte tiefer unten locker wie ein kleiner Glockenschoß um den gamaschenbekleideten Stiefel.
In der Bauchgegend wölbt sich die gelbe Weste wie ein ausgestopftes Kalbfell, und der drittletzte Perlmutterknopf ringt nach Atem. Die steifgebügelte Hemdbrust hebt und senkt sich regelmäßig. Sie atmet selbständig und nimmt bei jeder Hebung, so aus Gefälligkeit, die Krawatte mit. Währenddessen trägt der kurze Hals in stolzer Ergebenheit einen Kopf, auf dem die Haare, mühsam von einer Drogeladung Brillantine gebändigt, stirnwärts streben.

Während er, ein Bein über das andere geschlungen, im Lederfauteuil sitzt und in der »Bombe« liest, kommt jener Unglücksmensch.
»Kaufen Sie Lire?«
Schweigen.
»Brauchen Sie keine Lire?«
Irgendwo lächelt hinter einem Schreibpult ein eleganter junger Mensch. Der Mann mit den Liren ist natürlich ein Spekulant; verspekuliert hat er sich halt. Jetzt hat er Lire. Man fühlt, sie beschweren ihn. Sie hängen ihm um den Hals wie *ein* Pflasterstein um den Hals eines Selbstmörders, der justament ertrinken will. Sein Kopf ist zu Boden geneigt. Von dem Gewicht der Lire.
Der Gerettete im Lederfauteuil liest teilnahmslos in der »Bombe«. Ein feines Dekolleté! Er tastet nach dem goldumrahmten Monokel, das an einem breiten schwarzen Seidenbändchen baumelt. Er klemmt das Glas zwischen Nasenwand und rechten Backenknochen und reißt dabei das Auge weit auf. Das linke Auge ist etwas kleiner. Der Augapfel birgt sich schlau zwinkernd zwischen den runzligen Lidern.
Ein feines Dekolleté!
»Sie kaufen also keine Lire?«
Der Gerettete hebt sein Monokel: »Oho! Lire!«
»Lire haben keinen Wert. Die Krone steigt.«
»Ich geb' Ihnen die Lire um fünfzehnhundert.«
»Ich habe sie um siebzehnhundertvierzig verkauft.«
»Wann?«
»Gestern!«
»Mich haben sie tüchtig rasiert!«
»Womit hat man Sie eingeseift?«
»Mit Juli-Süd.«
»Ein Unglück! Pech! Ich habe gehört, daß der Horowitz sich erschossen hat. Hunderttausend Dollar hat er verloren.«
»Wer hat sich erschossen?«
»Der Horowitz!«
»Der Horowitz bin ich!«
»So?« Der Gerettete läßt sein Monokel fallen. Sein nacktes Auge badet in Wollust.
Dann geht der Horowitz. Mit den Liren, die ihn beschweren, um den Hals. Er sagt nicht: »Guten Tag!« Er denkt nur: »Keiner kauft! Kein Mensch kauft! Der Schlag soll ihn treffen!«

Der Gerettete nimmt »Bombe« und Monokel wieder auf. Ein feines Dekolleté.
Während er umblättert, sagt er schmatzend, so nebenhin, als verlöre er die Worte wie alte Tramwaykarten: »Glauben Sie, daß ich nicht weiß, es war der Horowitz?«
Der elegante Mensch hinter dem Schreibtisch lächelt Bewunderung. Er nimmt sich vor, stets zu den Geretteten zu gehören.
Er hat Talent.

Der Neue Tag, 22. 2. 1920

AUS DER VOGELSCHAU

Nun ist den ganzen Tag über mein Fenster offen.
Die jungen Tage sind da, schlank, birkenschmiegsam, sonnenduftig und schüchtern. Es gibt viel auf den Straßen zu sehen.
Nur, wenn man im vierten Stockwerk wohnt, ist man Herr über die Gasse. Unten ist man eingeschüchtert von der strengen Steifheit der Mauern; gefangen in einer beklemmenden Symmetrie von Ziegelstein und Eisen, hilfloses Zubehör einer Hausnummer. Unten trägt man auf den Schultern Last und Mühen zahlloser Stockwerke. Schwermut aller Mietparteien und Schwerfälligkeit aller Dinge. Unten ist man Opfer der Zeit, Sekundenstrich auf dem Zifferblatt der Gegenwart. Gegenstand der Straße, teilst du das Los mit Laternenpfählen und Rinnsteinen.
Oben bist du souverän. Lynkeus über den Dingen, leichter Seiltänzer des Lebens, nur von deinem eigenen Gewicht beschwert, pflasterfern und gottnah. Oben hat man den richtigen Maßstab zum Geschehnis. Man sieht es, wie es ist, nämlich: winzig. Die Menschen verlieren, was sie zu Individuum und Symptom macht: die Wichtigkeit. Sie sind Gattungsexemplare. Man hört ihre Sprache nicht, sieht nicht ihr Angesicht. Man weiß nur, warum es so leicht ist, sie von Pferden und Hunden zu unterscheiden: Sie gehen auf zwei Beinen.
Der Lärm der Stadt hat keinen persönlichen Zug. Oben ist er ein geballter Stimmenknäuel von einfachem Farbenton. Die scharfe Schneide einer schrillen Autohupe wetzt sich stumpf an dem schartigen Gewirr

der anderen Laute. Die junge Pfeife wird erdrosselt von dem wuchtigen und plumpen Knarren eines metallgepanzerten Lastwagenrades. Oben verbinden sich die Töne, wachsen ineinander wie ein Bienenschwarm.
Die Straßenbahn ist ein sinnloses Spielzeug; gelb und rot bemalt, schiebt es sich hin und zurück. Ein Unfall, ein Zusammenstoß ist eine lächerliche Ungeschicklichkeit. Nicht mehr. Eine Blutlache nimmt sich aus wie ein roter Tropfen, der von irgend jemandes Nasenbluten herrührt. Das Elend des Bettlers ist ein winziges Misthäuflein. Die Hast der Eilend-Beschäftigten ist ein unverständliches Getue minderwertiger Lebewesen, kleiner Maschinchen vielleicht. Und man versteht oben die Erfolglosigkeit heißer Gebete an einen Gott, der durch die Luke eines Wolkenkratzers auf die Welt herabsieht.
Oben ist man selbst ein kleiner Gott. Die Sorge muß vier Stockwerke hinaufkeuchen, ehe sie bei dir ist. Da geht ihr der Atem aus. Du begreifst die Minderwertigkeit des Parterres. Was unten so schrecklich scheint, ist oben gering. Ein Leichenzug ist eine Parade in Schwarz. Eine Träne ist überhaupt nicht sichtbar. Wichtig ist nur, was ewig ist: Vogelflug, Himmelsglanz, Wolkenfahrt.
Denkt euch: Man sieht, daß die Dächer der Straßenbahnen blechüberzogen sind und von einer dichten Staubkruste bedeckt. Die Dächer der Waggons werden niemals gereinigt – ich wette! Man verliert den Respekt vor Zweizonentarifen.
Man verliert überhaupt sehr viel Respekt im vierten Stockwerk. Der Wachmann sieht aus wie eine Marionette, in Pappe gekleidet. Sie steht in der Mitte einer Straßeninsel und dreht sich um ihre eigene Achse. Ganz deutlich ist nur eine dicke Naht in der Mitte des kreisförmigen Kappendeckels. Dann kommt ein roter Punkt, das ist die Nasenspitze. Und tiefer unten ein Metallglanz von zwei, drei Knöpfen, eine Bauchwölbung und zwei himmelwärts strebende Stiefelspitzen. Und da soll man Respekt haben?
Seltsam, wie die Menschen gehen. Die meisten erledigen das Gehen. Sie gehen nicht. Das Gehen ist ein Auftrag, den sie ausführen müssen. Ihr Oberkörper ist vornübergebeugt, und weit hinten schleppen sie die Füße wie lästige Anhängsel mit. Ich wette, sie wissen nicht, wozu sie die Beine haben. Der Kopf hängt über dem Pflaster, als wäre der Hals ein Bindfaden. Das sind offenbar Menschen, deren

Wollen größer ist als ihr Können. Ihr Streben eilt der physischen Bemühung voraus. Die Beine können niemals das Ziel des Kopfes erreichen.
Andere werfen die Beine schlenkernd voraus. Sie jonglieren mit den eigenen hosenumschlotterten Gliedmaßen. Frauen machen bei jedem Schritt kleine Drehbewegungen im Halbkreis. Rechts und links, abwechselnd, als wäre der Oberkörper drehbar angeschraubt.
Man verliert den Respekt oben. Vor allem, was man unten heilig, schön, gefährlich, schrecklich nennt.

Ich beschloß, keinen Respekt mehr zu haben.
Da bekam ich ihn.
Und das war so: Eines Tages saß ein Spatz auf dem Fensterbrett, er sah mich an. »Ich habe keinen Respekt«, sagte er.
Er ärgerte mich. Ich griff nach ihm.
Er flog aufs obere Fenstersims und schielte herunter.
»Ich habe keinen Respekt!«
Ich bin ein Mensch, und Respekt ist eine menschliche Notwendigkeit.
Ich verlor ihn vor dem Wachmann.
Und ein Spatz lehrte mich ihn.

Josephus

Der Neue Tag, 29. 2. 1920

TIERE

Im Schönbrunner Park kann man wieder die Tiere sehen.
In den Käfigen sind nur noch sehr wenige. Der Wolf läuft rasend das Gitter entlang, auf und ab, verzweifelt, daß er kein Stückchen Brot hat, um es den hungrigen Leuten zuzuwerfen, die ihn besichtigen.
Der Bär, ein sehr gemütlicher Mensch mit schwarzpolierten Fingernägeln, trägt trotz Sonnenschein und Himmelbläue noch seinen Pelz und macht sich nichts daraus. Er sitzt mit Pose und Bitte-recht-freundlich-Miene. Er hält den Käfig für ein photographisches Atelier. Augenblicklich beschäftigt er sich damit, einen Leckerbissen, der außerhalb des Käfigs liegt, in sein Bereich zu kriegen. Plötzlich senkt er rasch

entschlossen den Kopf und zieht den Brocken mit der langen, schlüpfrigen, sehr beweglichen Zunge herein.
Ein räudiges Kamel sieht aus, als hätte es seine Garderobe zum Hofschneider gegeben und liefe vorderhand in sehr blamablem Negligé herum. Ein anderes trägt seine Buckel mit hochwichtigem Ernst und ist krampfhaft bemüht, seinen Kopf recht hoch zu behalten. Manchmal bleibt es stehen, denkt ein wenig nach und sagt: langweiliges Leben.
Der Bison ist gutmütig, hat eine Schnauze wie ein preußischer Wachtmeister, fühlt sich aber sehr wohl in der Republik und macht einen durchaus demokratischen Eindruck. Nur manchmal rollt er ein blutunterlaufenes Auge nach rechts, wo ein weißgekleideter Knabe steht. Der Bison möchte ein bißchen Kinder zerfleischen.
Das Affenhaus ist geschlossen. »Kein Eintritt« steht darauf. Parlamentsferien ...
Die meisten Käfige sind leer. Die Herrschaften haben die Monarchie nicht überleben wollen und mit einer aristokratischen Geste ihre Behausungen Staatssekretären freigegeben. Ihre hochvornehmen lateinischen Visitenkarten haben sie mitgenommen.
Die Beuteltiere wissen noch immer nichts von dem Systemwechsel. Sie haben immer noch Beutel für eventuelle Nachkommenschaft bereit, obwohl sie eigentlich wissen müßten, daß eine Republik etwas auf Kinderheime und dergleichen gibt.
Die Beuteltiere sind sehr lustig. Sie hüpfen auf den Hinterbeinen und gebrauchen den Schwanz wie einen Spazierstock, der an ihrer rückwärtigen Hosennaht befestigt ist. Ihre Vorderpfötchen führen sie von Zeit zu Zeit zum Munde, um sich die Nägel mit den Zähnen zu maniküren.
Der Strauß hat lange nicht so schöne Federn wie jene Dame, der ich beim Eingang begegnet bin. Ich bin enttäuscht, Herr Strauß!
Der Schwan sieht aus, als ob er soeben aus der »Lohengrin«-Vorstellung käme, und schwimmt leicht im Teich umher, glücklich, daß er den Schmedes losgeworden ist.
Der Oberlehrer hat ein Geiergesicht. Er geht hier studienhalber herum. Sein Fach ist Naturlehre.
Ein Menschenpaar in mittlerem Lebensalter hat sich auf einer Bank niedergelassen. Es trägt seine Jungen nicht in Beuteln, sondern läßt sie mit Kieselsteinen nach den Schwänen werfen.
Gouvernantenpapageien führen kleine Säugetiere mit Spitzenhäubchen in grünlackierten Kinderwagerln spazieren.

Eine Ameisenbärfamilie mit Uhrketten, Spazierstöcken, Regenschirmen begibt sich ins Kaffeehaus im Vollgefühl ihrer durch den zoologischen Besuch erheblich gesteigerten Menschenwürde.
Ein herabgekommener Habicht mit grünem Plüschhütchen, kariertem Kragen und sonstigem Polizeiagentenzivilfell späht nach Beutemenschen.
Sonst sind keine Tiere in Schönbrunn zu sehen.

Der Neue Tag, 7. 3. 1920

DAS SCHIESSPULVER

Der neunzehnjährige Hörer am Hildsburghausener Technikum, Richard Geyer, hat ein achtschüssiges automatisches Selbstladegewehr erfunden und seine Erfindung schließlich so vervollkommnet, daß zweiunddreißig Schüsse hintereinander ohne Zwischenladung möglich sind. Diese Erfindung wurde patentiert. Sie gelang – das Datum mag man sich merken – in den ersten Monaten des Jahres 1920 in der deutschen bzw. bayrischen Republik, ungefähr vierzehn Monate nach der Beendigung des Weltkrieges.
Man kann also zweiunddreißigmal hintereinander, ohne zu laden, schießen. Auf Hasen oder Menschen, je nachdem man mit der neuen Erfindung auf die Jagd oder in den Krieg geht. Der neunzehnjährige Erfinder hat über die Verwendungsmöglichkeiten seines Gewehres nichts verlautbart. Es ist nicht anzunehmen, daß er es sich gerade als Jagdgewehr gedacht hat. Viel berechtigter ist die Vermutung, daß diese fürchterliche Erfindung nur Kriegszwecken dienen soll. Man wird also im nächsten Krieg mit dem Geyerschen Gewehr zweiunddreißig Menschen töten können, hintereinander, in möglichst rascher Folge. Im nächsten Krieg...
Denn auf einen nächsten Krieg deutet diese Erfindung hin. Das Schießpulver ist als Kriegstrieb- und -treibmittel nicht zu unterschätzen. Es ist ein tückisches Objekt. Die Ereignisse der letzten Monate und der Krieg haben häufig genug bewiesen, daß die Waffe Gewalt über den Bewaffneten hat. Es ist auch ganz gut anzunehmen, daß die Erfindung eines Zaubermittels, mit dessen Hilfe man auf die Entfer-

nung von vielen Meilen seinen Gegner vollkommen besiegen könnte, ein Volk zu einem mutwilligen Krieg zu verketten imstande wäre. Dieser Fall ist hier zwar ausgeschlossen. Wohl aber beweist eine solche Erfindung, daß Kriegs- und Mörderdrang noch lange nicht ausgerottet sind, im Gegenteil, daß sie noch recht lebendig sind in den Menschen unserer Zeit. Diese Erfindung beweist, daß wir noch immer nicht »genug haben«.

Denn schließlich sind Erfinder, ebenso wie Künstler, Produkte ihrer Welt, Konsequenzen der Strömungen, Werkzeuge in der Hand des Zeitgeistes. Sie sind der Ausdruck der häufig noch selbst unsichtbar bleibenden Triebe ihrer Umwelt. Dieser neunzehnjährige Geyer, mit dessen Namen eine zukünftige Menschheit vielleicht die traurigsten Erinnerungen an ihre glücklich überwundene Verwandtschaft mit wilden Affen verbinden wird, könnte ebensogut Meyer heißen. Es *muß* nicht der Richard Geyer sein. Es ist irgendeiner, ein zufälliges Individuum, das ein Gott oder ein Teufel zum körpergewordenen Ausdruck einer zeitbeherrschenden Roheit ausersehen oder verurteilt hat.

Es ist eine seltsame Zeit: Sie braucht Kohle und bringt nicht etwa einen Erzeuger künstlicher Kohle hervor, der mit einem Schlag eine Welt vor den furchtbarsten Katastrophen behüten könnte, sondern den Erfinder eines Mordinstruments, mit dem man ohne Zwischenladungspause eine Welt vernichten kann. Man braucht Leben und fabriziert Tod. Der tausendfältige Tod – Gasbombe, Granate, Schrapnell, 42-Zentimeter-Mörser usw. usw. – genügt nicht. Es mußte ein neuer Tod erfunden werden: das achtschüssige, automatische Selbstladegewehr, das mit zweiunddreißig Schüssen ohne Zwischenladung den Rekord im Fixmorden hat. »Schnellste Tötung garantiert...«

Die Erfindung kommt gerade zu einer Zeit, in der Flammenwerfer und Panzerautos in den Berliner Straßen die Existenzberechtigung des Erfinders beweisen. Vielleicht hat Richard Geyer nicht umsonst gelebt und kann – dieweil er ja erst neunzehn Jahre zählt – die Erfüllung seines Fluches selbst erleben. Vielleicht gar wird seine Erfindung es sein, die eine Wiederherstellung der Monarchien ermöglicht und den Beweis erbringt, daß eine Generation, deren *Lebensinhalt* das Schießpulver ist, wert ist, das *Opfer* des Schießpulvers zu werden.

Dieser Neunzehnjährige ist jedenfalls Repräsentant seiner Generation. Ein deutscher Jüngling, der weder Verse schreibt noch mit der Botanikertrommel in den Wald geht, noch unglücklich verliebt ist, sondern

der seine Jugend dem Schießpulver verschrieben hat. Neunzehn Jahre! Es ist schlimmer, als wenn sie dem Vaterland der Hohenzollern zum Opfer gefallen wären. Wieviel Neunzehnjährige werden sterben müssen, weil *dieser* Neunzehnjährige gelebt hat!...
Noch ist es zeitbeherrschend, europabeherrschend, das Schießpulver. Es macht sich selbst politische Ideen untertan, deren Zweck, nebst vielen anderen, auch die Abschaffung des Schießpulvers gewesen. Es bemächtigt sich der Seele der Führer und explodiert mit und in den Massen.
Die eigentliche Gefahr unserer Zeit ist das Schießpulver, das unsterbliche. Nicht »roter Terror«, nicht »Reaktion«. Nur – Schießpulver.
Hütet euch vor dem Schießpulver!

Der Neue Tag, 14. 3. 1920

ALLTAGSMYSTIK

Auf den Urgrund der Dinge kommst du nie, auch wenn du tausend Jahre alt wirst. Die Geheimnisse des Menschen entschleierst du, seine Seele legst du bloß, deinen Hund lernst du in- und auswendig kennen. Aber mit fühllosen Füßen trittst du auf den Pflasterstein, blind gehst du unter der Dachrinne vorüber, das Fensterkreuz, der Türrahmen, das Stuhlbein, die Wand, Kleinigkeiten, mit denen du dieselbe Luft atmest, weißt du nur zu benennen. Nicht mehr. Wie wenig ist ein Name!
Nun aber ist die Zeit des Vorfrühlings da, in der alle Dinge Seelen bekommen und der Alltag unverständlich wird und verworren, weil ihm der Märzduft zu Kopf steigt. Die Welt ist sonderbar unlogisch und töricht-ausgelassen, das Wetter macht sinnlose Sprünge, und auf das Solideste ist kein Verlaß mehr. Seltsame Mystik weht um die scheinbar simplen Dinge deiner Umwelt. Meilenfernes tritt zu dir in Beziehungen. Niegeahntes wird selbstverständlich und Wirklichkeit traumfern.
Sonnige Tage waren da, die Menschen leuchteten gewissermaßen von innen heraus, als hätten sie Sonne, wie Gefrorenes etwa, aus Tassen mit silbernen Löffeln geschluckt.

Mein Freund schämte sich seines Winterrocks. Er schämte sich vor dem Himmel, dem man mit weichem Flanell alle Wolken weggeputzt hatte, vor den Fensterscheiben, die merkwürdig blank waren, als hätten sie irgendwelche Winterkleider abgelegt, vor den Hausfassaden, denen man plötzlich ihre schöne Nacktheit glaubte, nun sie es durch ein Sonnenbad bewiesen.
Mein Freund schämte sich...
Und da er Geld hat, ging er hin und kaufte sich einen Überzieher.
Während er ihn probierte, lächelte er glücklich über einen ganz famosen Einfall. Ja, so würde er es machen, man konnte den Winterrock im Geschäft lassen und im neuen Überzieher auf die Straße gehen. Und die Fensterscheiben und die nackten Hausfassaden würden einen ansehn wie ihresgleichen.
Als wir unten waren, hatte sich die Welt ein bißchen geändert. Es wehte kühl, und die Sonne trug ein Wolkentüchlein um den Hals.
Und in der Nacht schneite es. Und mein Freund ärgerte sich.
Seltsam geheimnisvolle Zusammenhänge zwischen dem Kauf eines Überziehers und dem Wetterumschlag.
Mein Freund ist abergläubisch geworden. Gestern mußte ich ihn zu einer Kartenaufschlägerin begleiten.

Vor zwei Tagen hatte ich kein Geld.
Ich erwachte mit dem unangenehmen Gefühl eines unvorbereiteten Tertianers etwa. Ich hatte sozusagen ein schlechtes Gewissen, weil ich mir nicht erlauben durfte zu frühstücken. Ich beschloß, das Kaffeehaus zu schwänzen.
Ich blieb eine halbe Stunde länger im Bett.
Der Geldbriefträger kam. Er brachte sieben Kronen und siebenundsechzig Heller. Das war kein Honorar.
Vor einem Jahr hatte ich eine Zeitschrift abonniert. Sie stellt ihr Erscheinen ein und schickt mir nach Abzug des Kostenpreises für das erste Heft mein Geld zurück.
Zeitschriften pflegen manchmal auch im Dezember einzugehen. Aber das Geld schicken sie nur im Frühling zurück. Mystik des Märzalltags.

Die Post wird nun schon gar ungebärdig toll. Eine Rohrpostkarte bekam ich nach acht Wochen, einen unfrankierten Brief von einem Kollegen gegen Strafporto noch am selben Tag.

Der Briefträger trägt statt seines gefütterten kurzen Winterrocks eine kleine Frühlingspelerine. Jeden Morgen, wenn er die Stiegen hinaufhastet, bläht sich der Wetterkragen, und der Postbote sieht aus wie eine Riesenbrieftaube.
Ich glaube bestimmt, daß der ganz unverständliche Postverkehr mit dieser Pelerine und dem Flattern des Briefträgers irgendwie in einem Zusammenhang steht.
Unergründliche Postmystik.

Wenn man durch die Straßen geht, fallen einem die lächerlichsten Dinge auf.
Im Winter haben sich die Dinge versteckt. Sie hielten Winterschlaf. Im Frühling kommen sie zum Vorschein wie die ersten verstaubten Stubenfliegen.
Es ist allerlei zu sehen. Sonderbare Kleinigkeiten, geheimnisvolle Auferstandene.
In einer Gasse sehe ich plötzlich einen Doppeladler.
In der Elektrischen ein Täfelchen: »Im Innern des Wagens 6 Stehplätze!«
In einer Stadtbahnhalle einen Automaten mit blindem Spiegel. Einwurf: ein Zweihellerstück.
In einem Rinnstein finde ich ein Zwanzighellerstück aus Eisen.
Verschollene, längst begraben geglaubte Dinge kommen gespensterhaft zum Vorschein.
In einem Schaufenster, an dem ich täglich vorbeigehe, hängt plötzlich eine Tafel:

Zahlstelle des Veteranenvereines »Hoch- und Deutschmeister«

Es gibt noch irgendwo Veteranen der »Hoch- und Deutschmeister«. Grenzen der republikanischen Macht.
Ich kann die peinigende Vorstellung nicht loswerden: Zweihundertsiebenundfünfzig Veteranen mit goldenen Orden an roten Brustbändchen vor der Zahlstelle angereiht.
Sie hören nicht auf zu zahlen. Sie zahlen bis ans Ende der Welt.
Ewig, ewig ist so eine Zahlstelle...

Unerklärliches ist da, überrumpelt dich durch plötzliches Dasein, ohnmächtig bist du gegenüber Gespenstern. Schleierhaftes wallt um deine Stunde, der Taschenuhr stockt plötzlich der Herzschlag, wenn du sie

bös ansiehst, ein Schlüssel, den du längst verloren geglaubt, liegt harmlos auf dem Schreibtisch; so, als wäre nichts geschehen.
Geister spazieren um die Mittagsstunde, die Welt ist verkehrt, die Menschen verwandelt und müde vom Allzuviel des Geheimnisvollen.
Der Alltag ist nicht mehr grau, sondern frisch angestrichen. Und biegst du um die Straßenecke, so steht dort hinter der Plakatsäule das Wunder und zupft dich am Ärmel...

Josephus

Der Neue Tag, 14. 3. 1920

DIE METAMORPHOSE DES »SPERRSECHSERLS«

Von vornherein sei die Aussichtslosigkeit eines Kampfes gegen eine durch Wurschtigkeit und Wahlzettelfangpolitik der österreichischen Parteien geheiligte Institution zugegeben. Eine Institution, deren Vormärztum sich dauerhafter erwiesen hat als die so oft beschworene Ewigkeit von Kronen, Dynastien, Vaterländern. Eine Institution, so österreichisch, daß sie die Wahrheit des Sprichwortes »*Austria erit*...« hausmeisterlaternenklar beweist, und durch ihre geheimnisvolle Stabilität so irritierend, daß der Gegenwartsmensch, der von dem Unglück betroffen wird, zufällig nach 8 Uhr abends aus Mitteleuropa nach Wien verschlagen zu werden, seinen Taschenkalender von 1920 für einen faulen Zauber hält. Eine Institution, die über Revolutionen und soziale Erdbeben triumphierend ihren Haustorschlüssel schwingt und eher bereit ist, ihn auf die demütigen Häupter von Mietern und Nationalversammlungskandidaten niedersausen zu lassen, als ihn aus der Hand zu geben. Gegen eine solche Institution anzukämpfen ist vergebens.
Dennoch sei hier der Versuch gewagt, ernste Bedenken gegen den Beschluß des Reichsvereines der Hausbesorger und Portiere Österreichs zu erheben, der das Sperrgeld mit 2 Kronen festsetzen will. Wenn ein solcher Versuch weder originell noch aussichtsreich genannt werden kann, so doch immerhin mutig. Vielleicht waren die bis nun seit jeher mit Hausmeistern geführten Auseinandersetzungen zu wenig ernst, um besser wirken zu können. Man kann mit bloßen Spötteleien nicht

darüber hinweg, daß der österreichische »Hausmeister« und das »Sperrsechserl« am schlagendsten beweisen, wie sehr uns der Torschlüssel zu unserer persönlichen Freiheit fehlt. Es gibt ernstere Sorgen, gewiß! Aber unter den vielen herabwürdigenden Spezialitäten, unter denen der österreichische Mensch leidet, gibt es vielleicht keine mehr demütigende als dieses Strafporto für die Beförderung seines eigenen Ichs in die eigene Wohnung.

An dem Sonntag der Märzfeier – sehr sinnreich – hielt der Reichsverein der Hausbesorger und Portiere Österreichs im Alten Rathause eine Versammlung ab, die sich zu einer – Vormärzfeier gestaltete. »Das Sperrgeld für ein einmaliges Aufsperren wird mit zwei Kronen bestimmt.« Warum nicht? Auch die Straßenbahn hat einmal ein Sechserl gekostet! Sollte der Hausmeister just billig bleiben? »Sperr- und Reinigungsgeld seien das Haupteinkommen eines Hausbesorgers, und nach der heutigen Kaufkraft des Geldes sollte man eigentlich *zwanzig Kronen Sperrgeld* fordern.« Der Reichsverein der Hausbesorger und Portiere Österreichs scheint nicht im geringsten daran zu zweifeln, daß ein Hausmeister österreichischen Stils ebenso notwendig ist wie etwa die Straßenbahn.

Ganz abgesehen davon, daß das »Sperr- und Reinigungsgeld« vielleicht in keinem einzigen Fall »das Haupteinkommen des Hausbesorgers« bildet (kennt jemand einen Hausmeister, der keinen anderen Beruf hat?), ist das Beharren auf der Institution des Sperrgeldes seitens des Reichsvereines durchaus nicht so »proletarisch« und dem sozialistischen Zeitgeist entsprechend, wie es sich dieser Verein vielleicht denkt. Der Ursprung dieses Sperrgeldes ist doch eigentlich dem des Trinkgeldes verdächtig ähnlich. Während Straßenbahnschaffner und andere ehrlich arbeitende Proletarier das Trinkgeld als die Proletarierehre beeinträchtigend abgewiesen haben, während sich die Kellner und Friseurgehilfen vom Trinkgeld zu emanzipieren suchen, will der Reichsverein der Portiere und Hausmeister das erhöhte Trinkgeld. Das Entwürdigende des Trinkgeldes fühlt der einzelne Hausmeister sicherlich. Er macht es wett dadurch, daß er den Mieter einer noch schlimmeren Entwürdigung teil werden läßt. Denn nur so, unter gegenseitigen Entwürdigungen, wickelt sich der österreichische Verkehr ab.

Zwei Kronen Sperrgeld, das sind im Jahr *siebenhundertzwanzig* Kronen. Die *Mietzinsabgabe* beträgt bei einer Mietzinshöhe von 900 Kronen und darüber nur *fünfundvierzig* Kronen. Zu den 720 K. Sperrgeld

kommen noch 100 Prozent Reinigungsgeld. Die Steuerschraube des Hausmeisters ist schlimmer als die des Staates. Selbst wenn man annimmt, daß die Tätigkeit des Aufsperrens die Möglichkeit eines eventuellen Einbruchs verhindert, so ist zu bedenken, was kostspieliger ist: hie und da ein Einbruch oder allabendliches Sperrgeld...
Aber nicht einmal ein Einbruch wird durch die Institution des Sperrgeldes verhindert. In den größten Städten Europas geschehen weniger Einbrüche als in Wien. Ein Einbrecher nimmt sich eben selbst in Wien nicht die Mühe, beim Hausmeister anzuläuten, wenn das Kanalgitter zufällig schwer zu öffnen ist. Der Reichsverein der Hausbesorger und Portiere müßte eigentlich auch die Einbrecher zur Entrichtung eines den jeweiligen Einnahmen entsprechenden Sperrgeldes anhalten...
Ach! So einfach ist die Sache eben nicht. Es ist nicht genug daran, daß der Hausmeister meine Verhältnisse aus dem Meldezettel kennt. Er muß auch über meinen nächtlichen Lebenswandel orientiert sein. Er muß wissen, ob, wann und wie ich nach Hause komme. Deshalb werden wir nie das Sperrgeld loswerden. Und noch eines: Den Kampf, der seit Jahren zwischen den Parteien tobt, den Kampf um den Hausmeister nicht zu vergessen. Der Herr Landeshauptmann wird gewiß eine »Zweikronensperrgeldzahlendmachung« erlassen!

Der Neue Tag, 17. 3. 1920

»VERSUCHSKLASSEN«

Zu Otto Glöckels Schulreform

»Versuchsklassen« – ein etwas unglücklich gewähltes Wort für eine ausgezeichnete Sache. Wenn die Institution der »Versuchsklassen« sich erhält – bewährt hat sie sich schon –, so ist damit in aller Stille seit dem Umsturz auf dem Gebiete der österreichischen Schule unendlich mehr getan als auf allen anderen Kulturgebieten unseres öffentlichen Lebens. Neu sind die Methoden, die in den »Versuchsklassen« angewendet werden, ja gerade nicht. Aber neu werden die Menschen sein, die aus diesen Schulen herauskommen.
Es gibt keinen »Stundenplan« mehr! Von acht bis neun Rechnen, von neun bis zehn Deutsch, von zehn bis elf -- wie wurde unsere Kindheit

in die Fachschublade eines Stundenplanes gezwängt, unser Leben abgeteilt, unsere unschuldige Freude auf zehn Minuten Pause zwischen zwei Folterstunden rationiert! Draußen konnte es Schusterbuben regnen, gewittern, Erdbeben mochten sein, Revolution, Königsmorde – in der Schulstube änderte sich nichts: von acht bis neun Rechnen, von neun bis zehn Deutsch –– So wurde die Schule zum Marterort, jeder Freiheitsregung zum Vergehen, Lüge und Heuchelei mit Einsern in »Sitten« belohnt, Tartüfferie und Scheinheiligkeit großgezogen. Aus jenen Schulen ging ein Geschlecht von Verbitterten und Verkümmerten, Minderwertigen und Blindgehorsamen, Unselbständigen und Willkürmenschen, Pfeifendeckeln und Husarenleutnants hervor. Und selten, sehr selten waren die Freien. Die Schule war eine Art Kaserne. Der Unterricht alten Stils bestand aus geistigen Gelenksübungen. Und »Kopfnicken« war die wichtigste.
Der Unterschied zwischen der alten Schule und der neuen besteht in der Hauptsache darin, daß der »Stundenplan« verschwunden ist. Das Leben besteht aus Kräften, Materien und nicht aus Unterrichtsgegenständen. Es offenbart sich in Erscheinungen und nicht in Lesebüchern. *Non scholae, sed vitae!* Also lernt man *das Leben*. Das Leben in seiner überströmenden Fülle, in seiner reichen Gleichzeitigkeit. Nicht von acht bis neun Deutsch usw. Sondern die Muttersprache, weil sie das nächstliegende Ausdrucksmittel für die Erscheinungen des Lebens ist. Und alle anderen Gegenstände – und viel mehr, als ein Landesschulrat weiß –, insofern sie sich in der jeweilig besprochenen Lebensform offenbaren. Die »Gegenstände« gruppieren sich um ein Konzentrationsobjekt, das zugleich der Ausgangs- und Anknüpfungspunkt ist. Man muß nicht in der Schulstube sitzen, um zu lernen. Mit »verschränkten Armen« sitzen erhöht nicht die Tätigkeit des Gehirns. Bessert auch nicht die »Sitten«. Innerhalb der vier Klassenwände lassen sich nicht die Erscheinungen der Welt sammeln. Man lernt im Wald und auf der Landstraße, am Franzensring und auf der Wiese. Man lernt an Menschen, Gesellschaft, Dingen, Tieren und Steinen.
Die praktische Durchführung dieser Erziehungsmethode ist natürlich sehr schwierig. Der Lehrer muß eine fast ungeheure Bildung besitzen, und das unbedingt notwendige Material für den sogenannten »Anschauungsunterricht« ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht immer zu beschaffen. Nichtsdestoweniger sind mit der Einführung der »Versuchsklassen« bis jetzt glänzende Erfolge erzielt worden. Die zur

Ausbildung der Lehrer für die neue Erziehungsmethode gegründete »Lehrerakademie« wird freiwillig von tausendsechshundertundvierzig Lehrern – sie bringen schwere materielle Opfer, um die Lehrerakademie besuchen zu können – frequentiert. Bis jetzt sind hundertneun »Versuchsklassen« in vollem Gang. In ihnen sind fünfundfünfzig Lehrerinnen und vierundfünfzig Lehrer beschäftigt. Die Erfahrungen, die man mit den »Versuchsklassen« gemacht hat, sind geradezu überraschend. Nach einer Mitteilung des Fachlehrers List haben dreimal soviel Schüler der »Versuchsklasse« den Grundgedanken eines Märchens in Bildern gefunden als in der »normalen« Parallelklasse. Eigenartige Lösungen der Märchenbilder trafen dreihundert Schüler aus zehn »Versuchsklassen«, aus ebensoviel Klassen mit »normalem« Unterricht nur sechzehn.

Man muß die Ausstellung in der Meislschule des dreizehnten Bezirks gesehen haben, um die Leistungen der neuen Unterrichtsmethoden richtig einzuschätzen. Die Sechsjährigen aus der ersten Klasse modellieren fast naturgetreue Tierbilder in Ton. Statt des Lesebuches ist der Lesekasten mit beweglichen Buchstaben in Gebrauch. Die Kinder schreiben, lesen, rechnen, zeichnen, modellieren, schnitzen, lernen kaufen und verkaufen, den Wert des Geldes und der Gegenstände kennen. Sie lernen – das Leben. Physik, Chemie, Naturgeschichte, Botanik. Alles, wie es sich gerade trifft. Sie lernen nicht abseits der Welt, sondern in ihr. Nicht in der Dämmerkühle der Schulstube, sondern mitten im Wirbel des Tages.

Die Älteren stellen selbständig Wagen her und entdecken sozusagen das spezifische Gewicht von Neuem. Dieses System beruht überhaupt auf Nacherfindung. An der Entwicklung jedes einzelnen Kindes ist die Entwicklung der ganzen Menschheit zu studieren.

Wenn dieses System sich erhält, so wird es ganz neue Menschen hervorbringen. Vorausgesetzt, daß die Absolventen dieser »Versuchsklassen« nicht das Unglück haben, noch in die veralteten Formen unserer Mittel- und Hochschulen zu geraten, so wird unsere Zukunft ein anderes Gepräge haben. Denn schließlich sind es die Menschen, die sich ihre Zeit schaffen. Diese Jugend wird keinen Bierulk kennen und kein faschingsbuntes Deutschtum, keinen mittelalterlichen Mummenschanz und keine Reaktion. Diese Jugend wird nicht blindgehorsam und blutberauscht für Popanze in Kriege ziehen! Sie wird das Leben lieben und die Arbeit und ein Geschlecht zeugen, das fern von hirnver-

brannter Ideologie und hohlem Kitsch, haßwütigem Nationalismus und sklavischer Götzenverehrung, mitten im Tag stehend, Grenzen überbrückend und weltvereinigend, die Emporentwicklung der Menschheit sichern wird.

Der Neue Tag, 21. 3. 1920

STADTFRÜHLING

In den Auslagen der inneren Stadtteile erblühen im März plötzlich wunderbare kostbar-durchsichtige, weiche Blusenstoffe, die Preise schießen in die Höhe, und die Kaufleute schlagen aus. Am Vormittag sind die Kaufläden halb geöffnet, und ein Auslagearrangeur setzt Frühlingswaren in die Schaufensterbeete. Der Herr Direktor steht in der Tür, leutselig neben dem goldknöpfeknospenden Portier, wie ein hold erblühter Blumenstock. Die Sonne, die seinen Scheitel trifft, löst einen warmen Dunststrom duftender Brillantine aus. Seine Lackschuhspitzen schießen Strahlenbündel in die Höhe, leuchten in flüssiger Weißglut. Er könnte sich an seinen Stiefeln eine Zigarette anzünden.

An den Straßenecken sind die Blumenfrauen über Nacht aufgegangen mit hängenden Frühlingsgärten von Primeln, Veilchen, Leberblumen, Schneeglöckchen. Schieber in frühjahrsmäßigen Gürteltierüberzieherfellen lassen blaue Papierfetzen für ein Veilchensträußchen in die Körbe der Frauen flattern. Die Maronimänner lassen immer noch Maroni-Anachronismen braten, deren Duft wie eine aufgewärmte Winterreminiszenz in die Luft steigt. Auf den Köpfen der Damen erblühen schüchterne Stohhüte in blassen Farben, und den kurzen Rockschößen entsprießen schlanke Seidenstrümpfe. An blonden und braunen Zöpfen baumeln Schulmädchen mit Notenmappen durch die Straßen. Aus einem plötzlich gähnenden Schultor strömt eine Wolke kleiner Kinder wie loser Dampf aus einem geöffneten Maschinenventil.

Die Bettler wachsen an besonnten Mauern und nützen für ihr Gebrechen die sonnige Konjunktur aus, als hätten sie eigens zu diesem Zweck einen Vertrag mit dem Himmel geschlossen. Die Spritzwagen fahren mit breiten Wasserstrahlkämmen über das Pflaster, und ein

Mann mit einer Uniformkappe stäubt Wasser aus einem Gummischlauch auf die Köpfe der Passanten. Es ist wie im Kino.

In den Gärten und Parks knospen Kinder im Gummiwägelchen und Blätter an dünnen Zweigen. Es ist Frühling.

Es ist noch ein Frühling da. Er beginnt am Gürtel.

Die Straßen sind aufgerissen, mit Geschwür und häßlichen Wunden bedeckt. In der Sonne sind die Fenster mit scheibengroßen Pappendeckelpflastern und schmutzigen Fetzenverbänden doppelt, dreifach, tausendfach traurig.

Es sind die Straßen der hohen Löhne und der weiten Armut. Die Häuser sind so unerhört groß, übermächtig, wie Schicksale, erdrückend mit ihrer steinernen Wucht; sie lasten auf der Welt wie ein unabwendbares Unglück. Sie haben unzählige Fensteraugen, wie böse Gottheiten; man fühlt ihren schmerzenden Blick im Rücken, wenn man auf der Straße steht.

Alle Menschen kommen aus diesen Häusern. Hier sind keine anderen Menschen als solche, die aus diesen Häusern kommen. Sie tragen den dumpf-feuchten Mauergeruch auf den Schultern.

In einem Misthaufen stochern fünf, sechs Kinder herum. Staub hüllt sie ein. Sie klauben alles auf: Tramwayfahrscheine und alte Postbüchel und Knochen und Blechdosen. Die Kinder sind selbständige Sammelbüchsen mit Gliedmaßen.

Es ist Frühling.

Am Abend traben berittene Holzbündel durch die Straßen. Sie reiten auf Menschenrücken.

Und ein Mädchen in der Straßenecke wartet auf eine Gelegenheit zu einem neuen Kostüm. Es ist Frühling.

Die Bäume in den kleinen Gartenanlagen haben *tabes dorsalis*. Ihre Knospen sind nur symbolisch gemeint. Diese kleinen Spielgärten sehen aus wie Versorgungshäuser für kranke Sträucher.

Der Frühling ist ein ganz, ganz anderer...

Der Neue Tag, 21. 3. 1920

RINGELSPIEL

Im März lockt eine vielversprechende Sonne hier und dort ein »Ringelspiel« aus dem Vorstadtboden. Man fährt eine endlose Straße entlang, an grauen Zinshäusern vorbei, die Kaufläden werden immer spärlicher, die Kinder schmutziger. Knapp vor dem Viadukt gähnt die Straße plötzlich, ihre Kinnbacken sind sperrangelweit offen und lassen einen freien Platz sehen, eine Wiese oder so. Man weiß nicht recht, was das sein mag. Die Stadt hat sich noch nicht entschieden, ob sie sich hier fortsetzen oder enden soll, es ist überhaupt soviel Zaghaft-Ungewisses in dem Bretterzaun, der am liebsten schon ganz auf dem Boden liegen möchte und nur noch aus Repräsentationspflichten sich mühsam-gebeugt hält; in dem Gras, das zwischen dem Grau der Straße und dem Grün des Frühlings unentschlossen aus dem Boden sprießt; in den Menschen, die am Hals eine städtische Krawatte haben und ländliche Stiefel an den Füßen.

Hier beginnen die Ringelspiele.

Der Platz badet, schwimmt im Frühlingslicht. Als hätte man aus Kübeln Sonne auf den Boden geschüttet. Kinder buddeln in aufgewühlten Erdhaufen. Ein philosophischer Pudel wundert sich über den Mangel an Fliegen bei dem Sonnenwetter. Ein paar Eisenbahner, Pfeifen im Mund, stehen wie blaue Pinselstriche in der Landschaft. Sie duften nach Steinkohle und Sehnsucht. An der Wiesenböschung rastet ein Rudel junger Menschen.

Und in der Mitte, von einem Draht abgesperrt, ist das Karussell.

Ein dicker Stamm verzweigt sich an seinem oberen Ende. Er sieht aus wie ein tausendfach vergrößertes Skelett eines Regenschirms. An langen Ketten schwanken Sitzbretter. Und zehn Burschen stehen oben auf einer Art Karussell-Dachboden und zerren an den Ketten, immer rundherum, rundherum. Wer einen halben Tag gezogen hat, darf zehnmal hintereinander umsonst Ringelspiel fahren.

Herr Rambousek, Ringelspieldirektor, ist imposant. An seiner silbernen Uhrkette baumelt ein Elefantenzahn. Herr Rambousek hat einen Anzug aus blauem geripptem Samt. Eine Reitpeitsche schwingt er – schwups! Knall! Hast du nicht gesehn? – in der Rechten. Und nach jeder Runde läßt er einen schrillen kleinen Schrei seiner Pfeife entfahren. Die Buben auf dem Dachboden hören auf, sich zu drehen. Die

Kreisbewegungen der Sitzbretter verebben auf Befehl der Pfeife. Dann geht Herr Rambousek – schwups! Knall! Reitpeitsche in der Rechten, Sportkappe in der Linken – von seinen Passagieren das Reisegeld absammeln. Zwanzig Heller für die Runde.
Drüben poltert ein Spielkasten, Polonaisen im Galopp. Rasende Baßtöne stürzen sich schnaubend auf junge Quetschlaute. Balgerei unter den Klängen. Im Bauch des Kastens muß Fürchterliches vorgehen. Die Molltöne unterliegen. Natürlich. War vorauszusehen. Wenn Herr Rambousek pfeift, liegt alles, Dur und Moll, tiefes G und hohes Cis, durcheinander auf dem Boden.
Herr Rambousek hat Familie. Alle wohnen in einem Waggon auf Rädern. Herr Rambousek kommt weit herum und ist jederzeit reisefertig. Er braucht nur zwei Pferde vorzuspannen. Und dann sitzt er auf dem Kutschbock – schwups! Knall! Hast du nicht gesehn? – Fort ist er!
Ich wüßte gern, wie Herr Rambousek das mit seinem Paß macht und mit den Grenzen.
Aus dem Waggonhaus hörst du einen Säugling jammern. Frau Rambousek ist im Negligé – es ist erst vier Uhr nachmittags.
Sie gießt mit theatralischem Schwung schmutziges Spülwasser aus einer Schüssel über den Platz. Der Pudel ist aufgeschreckt aus seinen Grübeleien. Seine Gedankenkette ist patschnaß geworden. Er zittert, triefend vor Nervosität und Nässe.
Auf weitgespannten Schnüren hängt Wäsche. Der Wind bläht die Intimitäten der Familie Rambousek. Der Platz sieht aus wie ein Segelschiff.
Über dem Ganzen leiser Hauch einer halbvergessenen Romantik. Landstreicherluft. Drei Zigeuner sah ich einmal, lieblich war die Maiennacht...
Vom Boden steigt warmer Märzduft empor, man riecht Blühen irgendwo. Der Säugling jammert noch immer, der Spielkasten tobt.
Und Herr Rambousek, immer obenauf, leichtbeschwingter Tänzer über der Beschwer des Alltags – schwups! Knall! Hast du nicht gesehn? – ruft: Eine Runde! Eine Runde!

Josephus

Der Neue Tag, 25. 3. 1920

SOMMERZEIT

Der Magistrat verfügt, daß am fünften April der Sommer zu beginnen habe. Er beginnt wirklich.
Seit dem Krieg haben die Behörden die administrative Leitung der Naturgeschäfte inne. Zuerst bestimmte die Oberste Heeresleitung, wann Offensive, d.h. Frühling, und strategischer Rückzug, d.h. Herbst, zu beginnen hätten. Befahl sie den Stellungskrieg, so war Winter. Punktum.
Dann machte sich der Magistrat die Zeit untertan. Der Gemeinderat kontrollierte den Sonnenlauf. Er beschließt, daß die Haustore um acht Uhr abends gesperrt sein müssen. Dann kann man Gift drauf nehmen, daß die Sonne anfängt, drei Stunden früher unterzugehen. Der Straßenbahnverkehr wird eingestellt. Und richtig schneit es.
Denn wir sind, müßt ihr wissen, sehr weit fortgeschritten. Wir wissen schon, wie man die Jahreszeiten kommandiert: *Quod erat demonstrandum.*
Man könnte ein ganzes Laienbuch schreiben von der Weisheit der Europäer. Ganz Mitteleuropa ist Schilda. Um zu beweisen, daß sie stärker als die Natur seien, taten die Laienbürger folgendes: Sie verpesteten die Luft mit Gasbomben, zerschnitten die Erde mit Schützengräben, kamen der Allmacht des Todes durch gegenseitiges Erschießen zuvor und machten es der Natur unmöglich, Kohle, Licht, Holz, Wärme, Schätze zu spenden. Sie verhängten sozusagen über die Natur die Segenssperre.
Dann sahen sie, daß sie ohne die Segnungen der Natur nicht auszukommen vermochten. So drehten sie einfach den Zeiger zurück, da hatten sie Licht, sie froren sich tot und brauchten keine Kohle. Sie blieben zu Haus, legten sich schlafen, kümmerten sich nicht um ihre Geschäfte und pfiffen auf die Elektrizität. Sie waren fixer als die Natur. Im September beschloß der Gemeinderat schon den Winter. Im März schon den Sommer. So offenbart sich der Fortschritt.

Als ich die »Erleichterungen der Sparmaßnahmen« im Abendblatt las, entdeckte ich junge Knospen im Stadtpark. Wenn ich daran denke, daß die Theater erst um halb zwölf aus sind, wird mir heiß. Oh, Sommerzeit!

Ich stelle mir die entscheidende Stadtratssitzung über die Aufhebung der Winterzeit so schön vor: Herber Schollenduft steigt aus den Akten auf. An den schwarzen Federstielen und Hardtumthe-Bleistiften (Sorte »mittel«) sproßt es knospentoll. Veilchen sprießen aus den Tintenfässern. Der grüne Tisch ist grasüberwuchert. Am Plafond nisten Schwalben. Und die Bärte der ehrwürdigen Stadtväter sind aus Flieder. Die Welt ist voll blühender Verordnungen. Paragraphen knospen an den Wänden, in den Zeitungsspalten. Durch die offenen Haustore surren Maikäfer und zahlen kein Sperrgeld.
Der Herr Landeshauptmann macht die Sonne auf- und untergehend. Ganz, wann es ihm beliebt.
Wenn erst die Kaffeehäuser bis halb zwölf offen sind, werden die ersten Störche übers Meer ziehen. Und pünktlich halb sechs morgens, nach der Sommerzeit, haben die Lerchen, laut behördlicher Verordnung, zu trillern. Oh, Sommerzeit!...

Der Neue Tag, 25. 3. 1920

AUSFLUG

Im Schottentor riecht man den Heurigen, der 38er ist beschwipst und taumelt menschenleiberbehangen davon. Im Sonnenglanz perlt Schweißtau auf Rasenrücken. Der Motorführer ist eingekeilt und prustet Sauerstoff wie eine Maschine, HP 76. Rucksäcke, noch schlaff, aber leise schwellend in Erwartung ländlicher Eroberungen. Siebenfach genagelte Bergsteigersohlen auf Mitmenschenhühneraugen basierend. Von der hinteren Plattform dampft Menschenfleisch, Rädertempo beschleunigend.
Vorüber an grünbehangenen Gartenzäunen, die fast die Wagenfenster streifen. Hundegeheul in einem Gehöft. Die sausende Straßenbahn macht einen eingesperrten Pudel rasend. Er glaubt, daß ihn das lärmende rotgelbe Ungeheuer frozzelt. Junges Bohnengewächs kollert frühreif dünne Stangen hinan, will schaun, was oben sein mag. Naseweise Erker ziehen grüne Wildweinlaubschleier vors Angesicht, angstvoll vor Sommersprossen. Ein Gartengitter macht weiße Farbentoilette. Die Ölfarbe dunstet in der Sonnenwärme.

Endstation. Grünes Bedürfnishäuschen mit erhöhten Eintrittspreisen, Schaffner mit Zeitungsblättern, Weltgeschichte zwickend, auf von Hosenböden gescheuerten Holzbänken. Der offene Wagen spuckt Menschen aus. Erster Naturhauch wirkt aufmunternd auf Liebespärchen. Irgendwo fällt ein Kuß wie einzelner Regentropfen in die Stille.
»Café-Restaurant«. Cottage-Kellner, hemdbrustblank, scheitelglänzend, Haarsträhne sorgfältig gezählt, rechts und links mit Pomade, fett wie Schlagobers. Lautlose Handbewegungen. Ihre Finger gehn auf Gummiabsätzen. Der Pikkolo, Baby im Frack, hat blanke rotbraune Backen mit leichtem Pfirsichflaum. Er riecht nach Milch wie ein Säugling.
Eine Fensterecke war von einem Schieberrudel erobert. Überzieher und Röcke mit Gürteln, in denen seltsamerweise keine Handgranaten stecken. Breite Fingernägel schimmern, heute morgen noch vom Friseur poliert, wie Glassplitter herüber. Die Manieren frisch gekauft, knisternd noch und neu; der Ladenpreis baumelt sichtbar daran.
Es sind sechs, sieben. Ihre grünschillernden Krawatten machen Gepolter. Man bestellt Tschoklad. Sieben Tassen Tschoklad.
»Was dazu?!« neigt sich flüsternd der Kellner.
»Sieben Sacher-Torten!« einer sprach's. Er zahlt. Valutabeherrschend, Hand im Hosensack, darin sich die Finger hurtig bewegen wie gefangene Kaninchen. Möbelpackerbeine, auswärts gekrümmt. Wimpernlose Äuglein, die Augenbrauen kaum angedeutet, wie mit schüchternem Kohlestrich.
»Sieben Sacher-Torten!« Der Kellner lächelt, glattgeölte Überlegenheit. »Schani, bring den Herren *Kuchen*!«
Die Herren sind paff. Wollten sie nicht Sacher-Torten? Ihr Benehmen ist gedämpft. Ihre Krawatten sind auffallend still geworden. Der mit den Händen im Sack überlegt: Ist Kuchen Sacher-Torte?
Schani bringt Kuchen. Siebzig Finger zerbröckeln ihn. Tauchen Kuchen in Tschoklad wie Schwämme in Wasser. Endlich gurgelndes Geschlürf. Es klingt wie röchelnde Wassertropfen in einer kaputten Wasserleitungsröhre.
Auf der Landstraße Gesang. »Die Vöglein im Walde.« Gewaltsam konstruierte Harmlosigkeit. Touristenkostüme, wie gemalt. Aus den Frauengeschichten hat der Wind Puder weggeweht. Stadtmenschen in »Feld und Flur«.
Auf grünender Wiese erheben sich plötzlich fünfundzwanzig braune

Papiertüten. Durch anbrechende Dunkelheit glimmt rötlich eine Zigarette. Heimkehrer schwanken, Lodenhütchen im Nacken, lustig um jeden Preis, schwer wie beladene Heuwagen zur Scheune, der Haltestelle zu.
Sturm auf Straßenbahn. Geht-net-unter-Dialekt herrscht übermächtig vor. Wiedergurgler schlucken immer noch Heurigen.
Die ersten Straßen sind still, ducken sich aus Angst vor den heimkehrenden Bewohnern. Wie ein toller Schrecken durchfährt die Elektrische eine reservierte Straße. Und der Halbmond lacht hämisch über leberkranke, gelbsüchtige Gaskandelaber.

Josephus

Der Neue Tag, 28. 3. 1920

KRIEGSGEFANGENENLAGER

Als der Krieg Hals über Kopf aus dem Land mußte, ließ er aus Vergeßlichkeit ein Barackenlager mit Russen am Zipfel der Ausstellungstraße im Prater liegen. Dort liegt es noch. Drahtgitter, Brettersteige, Rote Kreuze, Orientierungstafeln, sogar ein Posten. Nicht mehr kaiser-königliches Bajonett aufgepflanzt, sondern Dienstrevolver, leger, volkswehrmäßig umgeschnallt.
Eingerosteter Schimmer verflogener Kriegsromantik. Man geht am Posten vorbei, nennt irgendeinen beliebigen Namen von russischem Klang, passiert. Eine große Baracke in der Mitte, in deren dunklen Gang man hineinsteigt wie in den hohlen Magenschlund eines Riesentierleichnams. Es riecht nach Moder und Speiseresten, dumpfe Kühle schlägt über dir zusammen, Fremdes kriecht schwarz und ungeheuerlich aus Bretterwinkeln, durch eine viereckige Zahnlücke des Daches bleckt grauweißes Gewölk blassen Schauer. Alle Blechtafeln über den Türen. »Eintritt verboten« – natürlich, mag ein Offiziersclosett gewesen sein, oder eine Adjutantur. Immer war irgendein Eintritt verboten.
Eine Holztür geht auf mit leisem Wimmern eines verhungernden Kindes; ein Russe, jung, blond, groß, in Hemd und Militärhose, schwarzen russischen Brustlatz vorgehängt. Er hat die bedächtig-unbekümmerte Art eines Menschen, der vieles erlebt und dem alles gleichgültig,

was nicht unmittelbar mit seiner Person zusammenhängt. Er ist nicht erstaunt, einen Fremden hier zu sehen. Was geht er mich an? Meinetwegen können zehn Fremde kommen! Oh, Brüderchen, ich hab' schon Fremde gesehen!
Ich weiß den Namen eines, der hier lebt, eines russischen Technikers. Ich frage. Der Russe sagt nichts. Er winkt nur.
Da ist ein Zimmer. Kasernenzimmer. Eisenmarterbetten mit schwarzen Pferdedecken, Stellagen an den Wänden, schmutzige Dielen in ärarischem Stadium. Immer noch leben Menschen so. Systemgewordenes Zigeunertum, Provisorium, das ein halbes Leben währen mag. Russenlager: Magazin für menschliche Beutestücke. Ist nicht immer noch Krieg? Draußen an den Wänden kleben noch Musterungskundmachungen, und Jungen rufen: Extraausgabe. Generalstabsbericht: Mißlungener Gegenangriff – sechshundert Stück Feinde...
Dieses Barackenlager und dieses Zimmer hier sind außerhalb, irgendwo am seitlichen Wegrand der Zeit. Seit drei Jahren, seit vier Jahren mögen hier auf den Betten die drei Russen kauern. Und sprechen: der eine von der Krim, der zweite von Odessa, der dritte von Moskau. Wenn der erste von der Krim spricht, sehen die beiden anderen Odessa und Moskau. Die Krim sieht genauso aus wie Moskau, und Moskau und Odessa sind eins. Ich glaube, die drei verwechseln manchmal untereinander ihre Heimat, und wenn sie erst einmal in Rußland sind, geht der Moskauer in die Krim seine Heimat suchen.
Das kommt davon, wenn man so lange in Gefangenschaft ist.
Sie sind etwas stumpf, sie haben die natürliche Gleichgültigkeit russischer Landmenschen gegen Fremde, nach einer Viertelstunde bietet einer Platz an. Er hat Zeit, oh, er hat Zeit, als wäre er in Rußland. Er hat erst sämtliche Annoncen aus dem »Rußkoje Slovo« lesen müssen, ehe er mir Platz bietet.
Das »Rußkoje Slovo« erscheint zwar in Prag, aber es ist russisch geschrieben. Genau das Russisch, das man in der Krim spricht, in Moskau, in Petersburg. Bei Gott! das »Rußkoje Slovo« könnte in Moskau gedruckt sein.
Aber es ist leider in Prag gedruckt. Und enthält einen Artikel über Th. G. Masaryk. Was kümmert dich Masaryk, Brüderchen?
»Z Rosiji nitschowó!« Aus Rußland kommt nichts! sagte einer und steht auf. Er hat langsame, bedächtige Bauernbewegungen. Er geht über die Dielenbretter, als ginge er in feuchter Ackererde, zwischen

aufgeworfenen Schollen. Er bleibt immer ein Bauer. Er ist schon fünf Jahre fort, aber ich glaube, ich rieche an ihm Herbheit des Märzbodens und ein bißchen beizenden Kuhmist. Er macht drei schwere, stapfende Schritte, und man steht mitten im Feld.
Die drei Russen sprechen: Es ist schad' um die Kleider, also geht man nicht in die Arbeit. Und wenn man ein klein bißchen krank ist, geht man zum Doktor, der verschreibt dir ein »Rezepiß«, und die Schwester bringt die Arznei. Die Schwester, *sestrá*, ist eine *»ruska«*, aber der Teufel hole sie! Sie ist vornehm und reicht die Arznei nur mit zwei Fingerspitzen, durch die Schürze. Bei Gott! Solche Schwestern!
Und dann reden sie wieder: von der Krim, von Odessa und von Moskau. Es wird Abend, einer zieht aus einem Stiefelschaft ein Kerzenstümpfchen heraus für den Fall, daß das elektrische Licht versagen sollte. Es versagt manchmal. Man kann nicht wissen.
Ich langweile sie. Sie wollen allein sein. Und reden: von Moskau, Odessa und der Krim.
Sie geben mir zögernde, schwerfällige Hände. Sie legen ihre Hände in die meine, wie man Gegenstände, schwere, aber gebrechliche Gegenstände reicht. Vorsichtig und plump.
Draußen herübergewehter Schallfetzen einer blechernen Karussellmusik. Letztes Verrauschen eines Tages drüben im Lagerhaus.
In der Baracke ist Licht. Ich wette, die drei Russen lesen noch einmal Prager Annoncen in russischer Sprache. Und dann reden sie: von Moskau, Odessa, der Krim.
Und alle drei haben die gleichen Gesichter.

Der Neue Tag, 4. 4. 1920

PRATERKINO

Vor dem Eingang sprudelt der Herr Portier. Breitgoldene Borte um das Kappenrund leuchtet ihn empor in Amtsregionen. Wäre er barhäuptig nur, erschiene er mir und den andern sehr zu seinem Schaden als personifizierte Dienstfertigkeit. Denn kleingewachsen und untertan ist sein Wesen zahlenden Mächten der Umwelt gegenüber und lichterloh entzündbar an leisem Banknotenknistern. So aber, breitrandige

Chargengloriole ums Haupt, erweckt er demütigende Ideenassoziationen wie: »Amt und Würden«, »Zucht und Ordnung«, »Hintertürl und Bestechung«. Dank dieser Amtskappe erhält er auch äußere Berechtigung, zwischen Nur-Jugendlichen und Schon-Sechzehnjährigen zu unterscheiden und der Bartlosigkeit verdächtige Besucher je nach der Höhe des Trinkgeldes in diese oder jene Kategorie mit beamteter Unerbittlichkeit einzureihen. Man kann der Minderjährigkeit entgehen, wenn man aus Rücksichten auf seinen Nebenverdienst zehn »Sporteln« verlangt und also durch Nikotinismus Kinoreife beweist.
Sein: »Prrrogrrrammm« ist ein kurzheftiger Trommelwirbel, den er jedem Besucher entgegenpoliert, und verspricht schon Spannung, Sensation, Aufgeregtheit, täte er selbst nichts mehr dazu. Aber auf den Trommelwirbel folgen Fanfarenstöße, gesprochenes Feuerwerk: »Das rote Aß«, und »Aß« fällt wie zischender Funken aus Loderbrand, daß man glauben muß, ein Loch im Rock bekommen zu haben. »Das rote Aß« ist das unerhörteste Filmzauberwerk sämtlicher Kontinente, in Amerika herausgepulvert mit einem Aufwand an Munition, wie ihn der letzte Weltkrieg gebraucht hat, und enthält in komprimierter Form zweimal hunderttausend Kriminalromanserien; ein Extrakt aus allen Greueltaten der Verbrechergeschichte. Von der Stirn des Herrn Portiers rinnt Begeisterung in Schweißströmen, wenn er die Vorzüge des »roten Aß« mit polternden Zungenlauten vor den staunenden Zuhörern preist.
»Das rote Aß« wird im Praterkino von den Zuschauern gegeben. Slowakische Arbeiter, kleiner Goldreif im linken Ohrläppchen, rotgeblümtes Halstuch, Soldatenhemd, grau-weiß geschecktes Gesicht und heraushängende Augenkugeln, gleichsam ohne Zusammenhang mit dem Hirn. Dirnen und Zuhälter, lärmende Schminke auf Backenknochenpolen, bandagierte Hände, verkommene Krüppel. Alle Menschen hier kommen von der Filmleinwand, kommen aus den berüchtigtsten Slums, aus dem wilden Westen. »Das rote Aß« beginnt vor der Vorstellung.
Glöckchenbimmel, Türen auf, Kommandorufe: Rechts gehn, Fohtöhl links, Menschenfleischdunst krallt sich qualmend um Brust und Hals, Dunkel überrumpelt dich wie übermächtiges Raubtier. Hinter deinem Rücken bereitet sich surrend Unheil vor, bleiches Lichtbündel zuckt aus quadratischer Augenöffnung, fährt scharf und pfeilschnell, Finsternis spaltend, über systematisiertes Gewirr von Köpfen, zeugt mit

fahler Leinwand verruchtes Geschlecht verzerrter Schattenteufel. Unerklärliches geschieht, meine Nachbarin von links hält einen rauchenden Revolver, schießt besinnungslos, ist Kellnerin in einer Wildwestschenke, ihr Chef ist der Kinoportier, ja, dieselbe Tellermütze mit dem breiten Goldstreifen – steht er nicht mehr draußen? Nein, Schankwirt ist er in der Nähe der Goldgruben, er verkauft keine »Sport«, sondern lehnt an einem Bierfaß; ha! jetzt habe ich ihn erkannt: So ist er, seine Augen gefielen mir nicht, noch als ich eintrat, sie hatten so eine zwinkernde Bestialität in Stellung und Ausdruck. Natürlich, jetzt weiß ich's: Einen geheimnisvollen Menschen hat er in seinem Oberstüberl verborgen, einen Doktor Diaz, der um jeden Preis das Geheimnis der fabelhaften Munitionserzeugung wissen muß und nun den Detektiv beseitigen will, jenen glattrasierten Menschen mit der zynischen Mundfalte und dem Aha-weiß-schon-Blick, der sich vorhin bei der Kassa einen Fohtölsitz kaufte. Sein Freund aber ist der »kleine Bär«, ein ungemein geschickter Mensch, der soeben noch, bürgerlich solide in Haltung und Winterrock, Plätze angewiesen hat und dem ich nie zugetraut hätte, daß er von dem Rücken eines galoppierenden Rappen auf den höchsten Zweig eines Baumes springen kann, um den Detektiv zu retten. Die Freundin aber, ich weiß schon, jetzt entspinnt sich ein Liebesverhältnis, jene Blondine, blaß, Lockenkopf, rührend-weiblich und männlich-mutig, die – sitzt sie nicht zwei Reihen hinter mir? Ach, die Arme hockt in einer Felsenhöhle, sie wird wohl erst bestenfalls im vierten Akt herauskommen können, und bis dahin ist ihre Munition längst verpfeffert. Und das alles wegen des Schankwirts! Der Teufel hole den Kinoportier!

Ein blutlüsterner Indianer, braunglänzend, ich rieche seinen Juchtendunst, kriecht gewandt auf allen vieren, duckt sich, lugt aus, seine Augen, Gott! wo hab' ich die schon gesehn? Das ist der slowakische Arbeiter mit dem Goldring im Ohrläppchen; wo der nur so schnell die Indianermontur herhat, möcht' ich wissen. So ein Vieh, von dem elenden Diaz gekauft! Ha! jetzt hat sie ihn getroffen. Dieser Slowake stirbt wirklich wie ein Indianer.

Ein wuchtiger Hieb auf ein Trommelkalbfell begräbt die restlichen Töne der Musik. Im Hintergrund zischt es, giftige Schlange oder so. Licht bricht aus zehn Birnen in die Welt, neben mir die Kellnerin, vor mir der Detektiv, der »kleine Bär« ruft: »Nächste Vorstellung acht Uhr abends«, sein Winterrock ist gar nicht beschädigt von der selbst-

mörderischen Kletterei. Aus aufgeplatzten Türen strömt Masse in zweitem Aggregatzustand, und draußen steht immer noch der heimtückische Schankwirt als Kinoportier verkleidet und trommelt Prrrogrrrammmwirbel...
Der slowakische Arbeiter verliert sich irgendwo im Pratergebüsch, wo er herumspionieren will. Heute Nacht noch stirbt er einen Indianertod.

Josephus

Der Neue Tag, 4.4.1920

DIE AUFERSTEHUNG DES GEISTES

Da er scheintot nur, aber begraben ist, dünkt es notwendig, über seine Auferstehung zu sprechen, zu einer Zeit, in der die Auferstehung der animalischen Welt aus zart erahntem Wunder erfüllte Wirklichkeit wird. Gewaltig ist die Sehnsucht nach dem Geist, seitdem er uns verlassen, seitdem wir ihn gekreuzigt. Groß war unsere Schuld, aber auch drückend unsere Buße. Wir verdienen das Wunder und erwarten es. Denn alles: Ungemach und Wirrsal, Grausamkeit und Wahnwitz, Übermut und Verzagtheit unserer Zeit sind aus der Vergeblichkeit dieses Wartens heraus zu verstehen und die Folge des völligen Verlassenseins vom Geiste. Der Mensch der Gegenwart trägt das Kainszeichen der Gottlosigkeit auf der Stirn. Er glaubt nicht mehr. Aber er wartet dennoch: auf eine neue Religion; auf die Auferstehung des Geistes.
Wartet mit der rührenden Unwissenheit eines winterlichen Baumes auf die Erfüllung dunkel gefühlter Wünsche, auf Sonne und Blühen. Nennt »Hunger« seine Qual und »Brot« sein einziges Bedürfnis und ahnt nicht, daß er auf Erlösung durch den Geist wartet. Denn so verstrickt ist er in der Materialität der Gegenwart, so sehr Bettler und Kämpfer um »nacktes Dasein«, so sehr Kind des Jahrhunderts, in dem die Maschine den Geist unterjochte, das Schießpulver seinen Erfinder, das Objekt den Mächtigen, der Götze seinen Schöpfer, daß ihm die Widernatürlichkeit und Verkehrtheit der Machtverhältnisse gar nicht zum Bewußtsein kommen, daß er die Ursache seiner Leiden ausschließlich in der plötzlichen, aber dauernden Stagnation seiner Gott-

heit Maschine sucht und findet und sein Heil *nur* von einer reichlichen Mehlbelieferung abhängig macht. Indessen herrschen Ungemach und Wirrsal, Grausamkeit und Wahnwitz, Übermut und Verzagtheit selbst in den Ländern guter Ernten und dampfender Betriebe. Denn nichts anderes ist die Ursache guter Ernten als der fette Dünger und der Grund für die dampfenden Betriebe die größere Kohlenmenge. Es ist nur besser geölte Mechanik, die aber den satanischen Strömungen der Zeit keineswegs beizukommen vermag. Man bäckt Brot, den Blick auf das nächstliegende Ziel: Befriedigung des Magens gerichtet – und nichts weiter. Man heizt Dampfkessel, um Mordinstrumente, und im besten Fall, um Dreschmaschinen zu erzeugen, bei deren Verwendung man wieder an nichts anderes mehr denkt als an die Sättigung. Der Mensch unserer Zeit ist trotz Hunger und Unterernährung – und zum Teil auch deswegen – der Unterleibsmensch. Eine physische Weiterentwicklung, die eine Verkümmerung der oberen Partien zustande brächte, dürfte gar nicht verwunderlich sein...

Seit Jahrzehnten schon geht die menschliche Entwicklung in dieser Richtung fort, das heißt: rückwärts. Den von den Vätern überlieferten Geist spannte man in das Joch der »materiellen Kultur« (lies: Zivilisation). Die Lokomotive des technischen Fortschritts zermalmte das humanistische Ideal von der »edlen Kraft und Güte«. Der »ritterliche Held« ward abgelöst von dem rücksichtslosen Ellenbogenmenschen, vom Unterleibsmenschen. So ist es zu verstehen, warum die Folgen des letzten Krieges fürchterlicher und tiefer sind als die vergangener. Hier gab es keine »Kämpfer«, sondern Maschinen. Man »focht« nicht, sondern funktionierte. Und es maßen sich nicht »Kräfte«, sondern »Mächte«. »Kraft« ist göttliche Auswirkung, »Macht« teuflische. Ihr zu entgehen ist fast unmöglich.
Man entgeht ihr nicht. Immer noch ist »Macht« das Treibende im gegenwärtigen Geschehen. Kapp und Lüttwitz »bemächtigten sich«, die Franzosen »besetzten«, die Spartakisten »bemächtigten sich«, die Neunkirchner Arbeiter »bemächtigten sich«, die Bolschewikenarmee »marschiert« und »erobert«. Jede geistige Strömung mündet in »Politik«. (Politik ist – angewandte – Wissenschaft von der Konstellation der »Mächte«.) Die »Macht« hat, wer Waffen zur Verteidigung seines Raubes besitzt und Brot genug, um Unzufriedenheit zu verhindern. Denn nichts mehr will der Unterleibsmensch als: geschützt sein und

essen. Wer diese Bedingungen erfüllt, ist »mächtig«. Ihm ist man »untertan«, wenn auch nicht ergeben. Der »politische« Mensch beherrscht also den Unterleibsmenschen. Es gibt keine anderen Menschen. Der »höhere« Mensch ist ausgestorben...

Also muß jede Bewegung, deren Endziel Höherentwicklung, Aufzucht ist, dieses Ziel vorderhand aufgeben, wenn sie zur »Macht« gelangen will. So kleidet sich Sozialismus in die Uniform des Spartakismus. Jener versprach letzten Endes Erfüllung geistiger Ideale. Aber der Unterleibsmensch braucht sie nicht. Er will nicht Freiheit, sondern Brot. Dieses erwartet er sich vom »Mächtigen«. Und »mächtig« gebärdet sich der Spartakismus, indem er die gepanzerte Geste des Kapitalismus übernimmt, den er abzulösen bemüht ist; indem er »den Spieß umkehrt«...

Vielleicht fehlt dem neuen Menschen und der neuen Zeit nicht mehr als ein neues Symbol. Vielleicht sind es nur die alten Zeichen der Macht, die zur Macht verleiten. Denn immer noch ist es der längst zerschlissene Purpurmantel, den sich der jeweilige Eroberer um die Schultern wirft; immer noch ein Fahnenfetzen von jeweils anderer Farbe, den die Hand des »Mächtigen« im Winde flattern läßt; immer noch ein Kampfruf von jeweils anderem Ton, der die »Truppen« zum »Sieg« führt. »Truppen«, »Sieg«, »Fahnen«, »Purpurmantel« – am Ende sind nur diese Erfindungen des Teufels daran schuld, daß wir ihm noch immer unterliegen... Daß er mit uns spielt und allen, die sich ihm verschrieben haben. Daß er ihnen heute die »Macht« schenkt und sie ihnen morgen nimmt. So schnurrt das Zeitrad in jähem Wechsel »Macht« auf »Macht« ab. Keine hat Bestand. Denn es fehlt der sittliche Schwung, der ethische Wille. Der Geist fehlt, der allein Bestand verleiht, und Gottes Atem, der den Erscheinungen ein Stückchen Ewigkeit einhaucht.
Nackte Brutalität »kämpft« und »siegt«, aber behauptet sich nicht auf die Dauer. Nicht »eine starke Faust« fehlt der Welt, sondern ein starker Geist. Denn es ist wohl wahr, daß der »Unterleibsmensch« nicht mehr will als Brot und Sicherheit. Aber Brot und Sicherheit reichen nicht aus, um ihn zu befriedigen, *wenn* er schon einmal satt und sicher ist. Er trägt das Kainszeichen der Gottlosigkeit auf der Stirn. Er glaubt nicht mehr. Er nennt »Hunger« seine Qual und »Brot« sein einziges

Bedürfnis. Und ahnt doch selbst nicht, daß er wartet: auf eine neue Religion; auf die *Auferstehung des Geistes*...
Und obwohl er nicht weiß, daß er auf ihn wartet, nur, *weil* er auf ihn wartet, muß der Geist auferstehen. Nicht eher wird Ruhe und Entwicklung sein.
Unter den Nachwirkungen der überwundenen Mächte und unter der Anwendung ihrer Symbole leiden wir. Damit der Geist auferstehe – schaffen wir sie aus der Welt! Befreien wir uns vom Panzer des Gewaltbegriffes, hören wir auf, uns »zu bemächtigen«! Wohl büßten wir lange genug, um des Wunders *wert* zu sein. Aber bereit sind wir noch nicht, es zu empfangen.

Der Neue Tag, 11. 4. 1920

DAS FRÜHLINGSSCHIFF

Vielleicht, daß ein Schlafloser, dessen Fenster auf den Kanal hinaussieht, in der Nacht ein kurzatmiges Taktprusten der rastlosen Schiffslunge gehört hat und das leise Geklirr ausgeworfener Ketten, als das Schiff haltmachte. Das weiß man nicht. Morgens sieht man plötzlich ein weißes Dampfschiff. Es schmiegt seine Wange ans Ufer, schlingt getreulich lange Kettenarme um die Pfosten, die aus der Böschung herauswachsen, und hackt spitze Eisenklauen in die weiche Ufererde.
Das ist weit draußen, im Donaukanal.
Es ist ein Frühlingsschiff und sicherlich – wer weiß – über Nacht aus Tiefen emporgetaucht, die bis jetzt vereist waren. Es ist ein laubweißes Haus mit unzähligen winzigen Fensterscheiben. Es raucht blaue Wölkchen aus einer langen Schornsteinzigarre. Taue und Rollen und seltsames Gestänge, Räderwerk und rätselhaftes Gerät aller Art ist auf Deck zu sehen. Windeln und Kinderwäsche spielen Segel auf ausgespannten Schnüren. Um Kiel und Bug plätschert silbriges Schaumwellengekräuse.
In einem Wächterhäuschen an Bord wohnt der Bootsmann mit seiner Familie. Er hat ein unbestimmbares Alter und stammt aus der Stormschen Novellensammlung. Nordseewind hat sich in seinem Backenbart verfangen, und an seinen Händen klebt sicher salziger Heringsge-

ruch. Natürlich raucht er auch eine kurze Holzpfeife, sie hängt ihm im rechten Mundwinkel wie ein eingehaktes Fragezeichen. Er spaltet Holz mit langsamen Gebärden. Seine Frau sieht ihm zu, mit einem Säugling im Arm.

Kinder werden hier geboren, wachsen auf und werden alte Bootsmänner mit Backenbart, salzigem Heringsgeruch und kurzen Holzpfeifen. Ganze Generationen von Schiffsmenschen kommen und verschwinden. Gewiß werden die Toten nicht am Zentralfriedhof begraben, sondern in weiße Segel gehüllt und an Ankertauen in die Fluten gesenkt, wo schuppengeschwänzte Nixen sie mit kühl-silbernen Armen aufnehmen.

Der Bootsmann ist, wenn ich ihn frage, aus Neutitschein und bei der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft engagiert. Er ist ein simpler Neutitscheiner, er kennt nur die Donau und keine Nordsee. Und Heringe kauft er im Delikatessengeschäft.

Wozu fragen?

Kinder spielen am Donaukanalufer. Auf der schmalen wippenden Landungsbrücke, die wie eine hölzerne Zunge des Schiffes das Land bedeckt, rennen sie hin und her, dieweil der Bootsmann schilt und dräut. Wenn man näher hinhört, merkt man ein bißchen Böhmabelndes. Wozu hinhören? Ich denke, der Bootmann ruft ungefähr: Lüpp de Lüpp nit upp! Oder so.

Auf den alten Ufersteinen, die mit blaugrünem Moos austapeziert sind, zwischen denen grünsamtene Grasbüschel steilgekämmt und justament den Wolken ins Angesicht schauen, ist Wäsche aus der Nachbarschaft gebreitet. Die Fenster der Häuser am Kanalufer stehen weit offen. Alles ist der Sonne preisgegeben.

Das Schiff aber beherrscht, leuchtend und stolz, Fluß und Land, die Häuser und die Menschen. Am Abend, wenn sie aus den Fabriken kommen, holen sie wacklige Stühle vor die Haustüre, setzen sich in Gruppen und reden vom Schiff. In den Nächten träumen alle Kinder von weißen schwimmenden Häusern und schimpfenden Bootsmännern. Und die kleinen Mädchen von Matrosen und fliegenden Holländern.

Über Nacht ist es dann plötzlich verschwunden.

Und ich glaube nicht, daß der alte Bootsmann ein paar Kilometer weiter seine Taue ans Land geworfen hat. Sondern daß er jetzt weiß Gott in welchen Meeren mit seinem weißen Haus herumschwimmt, um an fremden Ufern plötzlich aufzutauchen.

Vielleicht hört ein Schlafloser, dessen Fenster über dem Ufer liegen, in der Nacht ein kurzatmiges Taktprusten der rastlosen Schiffslunge und silbernes Klirren ausgeworfener Ketten.
Aber so bestimmt kann man das nicht sagen.

Josephus
Der Neue Tag, 18.4. 1920

FENSTER

Mir gegenüber ist die Wand mit den vielen Fenstern. Oh, ich wußte nicht, was Fenster sind, den ganzen Winter über, da sie kaum bemerktes, nebensächliches Zubehör der Wand waren und, mattgehaucht vom Frost, winterschlafende Existenzen lebten.
Nun aber weiß ich, was Fenster sind: Offenbarungen fremder Leben und Tode, geschwätzige Nachbarschaft, Plaudertanten. Ich unterhalte mich sehr gern mit den Fenstern. Der Frühling ist die Jahreszeit der Fenster.
Am Nachmittag sind sie alle weit offen. Es ist ein altes Haus drüben, und die Fenster öffnen sich nicht vornehm-reserviert nach innen, sondern auswärts. Es sieht aus, als ob die Wand ein Dutzend gläserner Flügel ausgespannt hätte, um plötzlich – hast du nicht gesehn! – auf und davon zu flattern.
Manchmal, wenn ein Wind sich in dem Lichthof verfängt, dreht sich ein Fensterflügel, oder eine Scheibe zerschmettert mit mächtigem Geklirr in der Tiefe. Dann dreht sich eine Frauenstimme kreischend in rostigen Angeln.
Manchmal kommt ein Leierkasten in den Hof. Dann öffnen sich die Fensterflügel weit und sagen: Bitte, bitte sehr!
Im ersten Stock ist die Wohnung entschieden am schönsten. In der Fensternische starrt Rhododendron, ein silbernes Vogelhaus überschattend, und ein Kanarienvogel wetzt seinen Schnabel an den Käfigstäbchen. Es ist ein zahmer Kanarienvogel, mit einem kleinen Häubchen auf dem Kopf. Am Morgen bekommt er Vogelfutter, und dann zwitschert er wohlerzogen ein Morgenlied aus dem Lesebuch. Etwa: Die liebe Sonne ist erwacht; oder so.

Quer über dem Tisch prunkt ein weiß gestickter Tischläufer aus rotem Peluche. Er hat immer ein paar Falten, denn die Kinder haben die üble Gewohnheit, die Ellenbogen aufzustützen, während sie den Kanari Gedichte aufsagen hören. Die Mutter trägt einen geblumten Schlafrock und Pantoffeln und streicht den ganzen Tag besänftigend über den Tischläufer. Dann plättet er sich. Einmal schickte ich ihr zwei Reißnägel mit einer Gebrauchsanweisung für den Tischläufer. Aber sie glättet ihn immer noch.
Der Vater kommt abends nach Haus und spielt mit seiner Frau Domino in Hemdsärmeln. Wenn sie so am Tisch einander gegenübersitzen, jeder die Steine vor sich, ängstlich vor dem Blick des andern, haben sie sehr viel Haß und Feindschaft gegeneinander. Und die Bitterkeit einer zehnjährigen Ehe glotzt mit schwarzen Augen aus weißglatten »Doppelfünfern«.
Im dritten Stock wohnt ein Grammophon. Es ist nur ein Zimmer mit zwei Fenstern. Und das einzig Lebendige ist das Grammophon. Ich habe noch nie einen menschlichen Laut aus dem zweiten Stock gehört. Das Grammophon steht auf einer Konsole, sein weißer Trichter mit rundem, unerhört großem Mund schreit Jubel und Wehmut in den Hof hinaus. Vielleicht wohnen auch noch Menschen in dem Zimmer. Vielleicht. Der Herr ist sicher das Grammophon. Das einzige Organ, mit dem die Menschen leben, die vielleicht dort wohnen.
Im vierten Stock, just mir gegenüber, wohnt eine graußweiß getigerte Katze, die sich ein ältliches Mädchen hält. Die Katze sitzt den ganzen Tag am Fensterbrett. Wenn das Mädchen nicht pünktlich nach Hause kommt, wird sie ungehalten. Sie sieht jedesmal nach der Wanduhr. Und wenn es sechs geschlagen hat und das Mädchen noch nicht zu Hause ist, stellt sich die Katze auf alle viere und fuchtelt mit dem Schwanz. »Ich werde sie am Ersten entlassen«, denkt die Katze.
Den ganzen Tag über sehe ich durch die offenen Fenster.
Geheimstes wird mir offenbar. Ich unterhalte mich sehr gern mit den Fenstern.

Der Neue Tag, 25.4.1920

FAHRT IN DEN KRIEG
vom roten Joseph

Der Krieg tobt (nicht wahr: »tobt?«) hart an des Reiches Gemarkung. (Das ist ein Satz!!)
Durch Ostpreußen gelangt man in den Krieg.
Einmal schon war ich im Krieg. Damals aber zog ich, Zugtier der Zeit, in ihn. Letzthin fuhr ich nur.
Bahnhöfe kleiner Städte kauern, gelbbraun und träge wie große Katzen im Mittagssonnenschein.
Unbrave Chausseen versuchen zeitweilig, Schritt zu halten auf gleicher Höhe mit dem Zug. Erlahmen aber, bleiben zurück, schmachvoll überholt.
Wälder klaffen unvermutet vor der Eisenbahn auseinander.
Schaffner tauchen überraschend in Türfüllungen auf, mit gähnenden Zangen in rußüberhauchten Händen. Reisende haben schreiend karierte Sportkappen schief aufgesetzt und lassen sorglos ihre Beine wie lockere Eisenbahnschienen in die Unendlichkeit baumeln.
Aus Perronuhrgehäusen stürzen metallene Glockenschläge dröhnend aufs Pflaster. Große tönende Vögel, die aus dem Nest fallen.
Vierschrötige Rohrplattenkoffer schleppen zappelnde Eigentümer mit sich. An einer überdimensionalen Hutschachtel baumelt, runzlig, ein Frauchen.
Städte zu beiden Seiten stellen sich auf die Zehenspitzen. Lugen durch die Coupéfenster. Kirchtürme und Hutfabrikanten offerieren sich bestens.

Das Land ist platt und die Menschen groß, blond und langsam. Die Landstraßen sind sumpfig. Die Sprache breit und breiig. Worte stapfen in großen Röhrenstiefeln schwerfällig daher. Konsonanten rutschen in die Tiefebene der E- und I-Vokale.
Aus den Abenden steigt Bierdunst empor. Politische Brocken, in Krügeln »Hell« aufgeweicht, zerkaut man bedächtig. Wau-wau-Bolschewik dräut rötlich hinter Grenzen.

Diese sind patrouillierendes Militär. Forschen nach Unkulturdokumenten. In fruchtbaren Randgefilden sprießen üppig Paragraphen-Schießgewehralleen, spenden Schatten und Schutz.

Drüben. Der Krieg spielt gemächlich Kegel. In weiche Fernen gehüllter Kanonenschuß gurgelt ein bißchen.
Trainzüge ratlos mitten im Weg. Wie Provinzler am Potsdamer Platz.
Patrouillen wachsen plötzlich aus dunklem Wald hervor. Kommandopfropfen knallen.
Die Erde krümmt sich schmerzlich in klaffenden Schützengrabenwunden.

Heimkehr. Berlin: Kultur des Westens. Litfaßsäulen.
Im Lunapark stattfinden immer noch Boxmatches. Berlin ist gerade beim fünften Teil der Vampire angelangt.

Freie Deutsche Bühne, 5. 5. 1920

CHIROMANTEN

Handlesekunst als Industrie

Es gibt Chiromanten und Chiromanten. Man sieht: Die Geschichte ist nicht so einfach. Ganz abgesehen davon, daß das Wort aus dem Griechischen stammt, nämlich von »Cheir« und –– aber das ist Nebensache.
Der Chiromant, von dem ich hier erzähle, ist nicht etwa ein Mensch aus Fleisch und Blut, sondern ein eigener Kasten. Er steht im Lunapark. Man legt die Hand auf eine Platte, drückt ein bißchen, steckt eine Nickelmarke – an der Kasse um zwei Mark erhältlich – in einen Schlitz, und dann beginnt so eine Art Revolutiönchen im Bauch des Chiromanten. Er gurgelt, räuspert sich, dann blitzt es noch ein bißchen blau und elektrisch aus seinem großen Scheibenauge, und seitwärts links fällt plötzlich, fein säuberlich in Maschinenschrift auf weißem Papier, deine Zukunft heraus.
Deine Zukunft ist gewöhnlich rosig, zum mindesten lila. Du brauchst keine Angst zu haben und siehst: Alles Herzklopfen war zwecklos...
Soweit ist die Sache in Ordnung. Das eigentlich Wunderbare beginnt erst jetzt, wenn das Wunder vorbei ist.
Dieweil man nämlich in seiner Zukunft liest, taucht ein Mann hinter dem Lesenden auf, guckt über die Schulter und sagt: »Merkwürdig!«
Nichts mehr als nur dies eine Wort: merkwürdig.

Eine Welt steckt in diesem Wort.
Der Lesende wendet sich um, und der Mann – oh, wirklich merkwürdig! – zeigt einen Zettel, auf dem genau dasselbe zu lesen ist. Einen Zettel, in Form und Inhalt dem deinigen gleich. Der Mann hat deine Zukunft. Du hast die seinige. Ihr seid sozusagen Schicksalsgenossen.
Der Mann, er sieht übrigens ein wenig aus wie Artaxerxes, mit schwarzem Bart und bleichem Antlitz – du denkst entfernt an Xenophons Werke und den Zug der Zehntausend – sagt: »Ist das nicht sonderbar? Kommen Sie, bitte, in jene Konditorei. Unsere Vergangenheit, unsere Hände, unser Leben – es muß doch eigentlich alles gleich sein?!«
Seine Stimme tönt hohl, als spräche er durch einen Trichter, und die Worte tropfen langsam wie kleine, spitze Glastränen auf deine Seele.
Wer kann widerstehen? Man geht in die Konditorei: Und dort erzählt dir der Mann deine, eigentlich seine Vergangenheit. Und verlangt dafür zum Schluß – fünf Mark.
Denn wie sagte ich schon oben? »Es gibt Chiromanten und Chiromanten.« Der Mann ist – auch ein Chiromant.
Ich beobachtete ihn zwei Stunden lang. Er fand immer wieder neue Opfer. Er hatte alle möglichen Zukünfte in der Rocktasche. Er konnte jeden verblüffen.
Als er mich bemerkte, verschwand er plötzlich. Dann, eine Viertelstunde später, traf ich ihn wieder. Er stand am Kurfürstendamm an einer Straßenecke und bot Zigaretten an. »Österreichische, englische, deutsche, türkische gefällig?« Und seine Worte tropften spitz und gläsern und zerschellten auf dem Pflaster...

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 30. 6. 1920

IM KLUB DER HUNDE

Wie »vornehme« Hunde leben

Neulich ging ich in den Klub der Hunde. Wenn ich jetzt »Hund« sage, so verstehe ich darunter weder die übliche Behörde noch irgendwelche militärischen Vorgesetzten aus meiner Kriegszeit, noch meinen gegenwärtigen Chef. Denn es liegt nicht in meiner Absicht, Menschen oder gar Hunde zu beleidigen. Nein! Ich war bei *ordentlichen* Hunden.

(Siehe Loebells »Naturlehre für die unteren Klassen«, Seite 24, oben links, 3. Kapitel »Der Hund« [lateinische Bez. *»canis«*].)
Der Klub der Hunde liegt in einer sehr schönen, etwas melancholischen Gegend, in der Nähe des Westend-Bahnhofes und einer anderen Haltestelle, der Endstation des Lebens nämlich, eines Friedhofes. Hier hat die Natur ein Loch in die Straße gebissen. Ganz unvermutet beginnt ein Feld sich zu dehnen, und der Weg nimmt ländliche Manieren an. Und ein verwitterter, grauer Bretterzaun kündet der Welt mit weißen Buchstaben: *Fehse.*
»Fehse« ist weder die Abkürzung für eine Lebensmittelzentralwirtschaftsstelle noch eine Hundekrankheit, sondern im Gegenteil: der Hundedoktor. Er hat ein kleines Sanatorium eingerichtet mit entzückenden Hundevillen aus Holzlatten, mit Ehe-Doppel-Strohgelegenheiten und Junggesellenlagerstätten; Klinik, Medikamente, zahnärztliches Ambulatorium, lockere Erde für den beliebten Buddelsport – alles ist vorhanden. Es ist ein vornehmes Sanatorium.
Hart an der Tür winseln zwei kleine gelbbraune Boxer herzzerreißend vor Heimweh. Sie sind noch jung, stecken sozusagen noch in den Kinderpfotenfellen und sind erst gestern hierhergebracht worden. Sie wollen unbedingt zurück, sie würden auf alle Bequemlichkeiten der Hundepension pfeifen, wenn sie pfeifen könnten. Sie zerkratzen die Tür, sie beginnen langsam zu zweifeln, an den Hunden, an der Welt, an Gott. Oh, es ist traurig!...
Dort – was seh' ich? – Auf dem grünen Rasen tummelt sich meine Tante aus Meseritz. Oh, ich erinnere mich ihrer noch ganz genau. Ich weiß noch, wie sie mir immer Kuchen auf den Tisch stellte, wenn ich kam und mir zugleich befahl, Gedichte aufzusagen. Während ich deklamierte, aß sie nach einer eigenen Methode meinen Kuchen, immer eine Schnitte während einer Strophe und, wenn die Strophe mehr als acht Verse hatte, sogar zwei Schnitten. Daran mußte ich jetzt denken. Als ich aber näher trat, sah ich, daß ich mich geirrt hatte: Es war gar nicht meine Tante, sondern ein Boston-Bullterrier, den ich sofort begrüßte. Ich ließ mir natürlich nichts anmerken; kein Hund der Welt konnte mir ansehen, daß ich überhaupt eine Tante in Meseritz habe. Der Bullterrier ist wirklich ein anständiger Mensch, er heißt Bully und ist erheblich länger als meine Tante. Auch läßt Bully mich nicht deklamieren, sondern beschäftigt sich inbrünstig mit dem Klingeldraht. Bully, müßt Ihr wissen, war noch sehr jung und schwerkrank an

Räude, als er herkam, er schwebte sozusagen zwischen der Pension und dem Jenseits der Hunde. Endlich entschied er sich mit Hilfe des Herrn Sadtlers, des Hundeerziehers und Räudesachverständigen, für die Pension, weil ihm der Klingeldraht so gut gefiel. Er macht seitdem gewaltige Luftsprünge, um den Draht zu erwischen, aber es gelingt nicht. Bully macht es wie ein gewisser Politiker – ich nenne seinen Namen nicht –, der seit Jahren Luftsprünge nach einem Ministerportefeuille machte, ohne es je zu erreichen.
In einem Liegestuhl räkelt sich mein Hauslehrer und blinzelt mich gutmütig aus halbgeöffneten Augen an, ganz wie damals, als er satt und suppengefüllt um drei Uhr nachmittags kam, um mir im Rechnen nachzuhelfen, und um halb vier schon schnarchte. Nur ist das hier natürlich ein satter Teckel.
Mein Klassenlehrer dagegen geht unaufhörlich im Käfig auf und ab, knurrt und schreit mich an, wenn ich mich nähere. Hergeth hieß mein Klassenlehrer – Gott habe ihn selig! –, er bellte immer fürchterlich, wenn er mich sah, als wäre ich der Mond. Der Wolfshund hier im Käfig macht es genauso. Ich fange langsam an, an Seelenwanderung zu glauben.
Vor dem Tor des Parlaments lustwandeln ein paar Männer der Öffentlichkeit. Abgeordnete und so. Gelegentlich hebt einer ein Bein, indes ein Kollege seine politische Ansicht beschnuppert. Ich vermute, es ist die Fraktion einer Partei, die sich vor Regierungsgeschäften fürchtet, denn die Herren bellen von »Fusionen« und »Koalitionen« und »Eventualitäten«. Es ist eine Gruppe feierlich schwarzer Rehpinscher. Ihre Zylinderhüte haben sie wahrscheinlich in der Hütte gelassen.
Es ist, wie gesagt, eine hochfeine Pension. Auf Schritt und Tritt wird man an Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft erinnert. So wurde z. B. der kleine Bully mit Wein, Schnitzel und Beefsteak aufgepäppelt, seine Kur kostete an die tausend Mark, ein Zahn wurde ihm gezogen. Ich glaube, er wartet jetzt noch auf eine Goldplombe.
Im März und im September, wenn bei den Hundedamen die Liebe erwacht, werden die Pensionsgäste nach Geschlechter gesondert. Denn Herr Sadtler gibt viel auf Moral. Diese Pension kann nicht etwa als Stundenhotel für leichtsinnig veranlagte Herren in Betracht kommen!
Ehe ich fortging, erwies mir ein Teckel die Ehre, meine Hose mit einer Litfaßsäule zu verwechseln. Diese Art, Abschied zu nehmen, ist bei vornehmen Hunden Sitte. Bully dagegen, der problematische Bully,

hüpfte immer noch nach dem Klingeldraht und beachtete mich nicht. Sollte er doch gemerkt haben, mit wem ich ihn vorhin verwechselt hatte?!...
»Bully«, rief ich beleidigt, »Bully, du bist ein Hund!« Aber Bully machte sich nichts daraus.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 6. 7. 1920

ABDUL RAHIM MILIGI

Beim ägyptischen Fakir

So ägyptisch, wie er auf dem Plakat unten, vor dem Eingang ins Panoptikum, aussieht, ist er nicht. Aber immerhin ägyptisch genug.
Nicht alle Menschen, die »Abdul Rahim Miligi« heißen, sind Fakire. Aber *dieser* Abdul Rahim *ist* ein Fakir.
Nach »Marsa und Belgaus«, den »berühmten Menschenkennern«, weht Abdul Rahim auf die Bühne wie ein afrikanischer Wüstenwind.
Abdul Rahim, der Sohn des großen Fakirs Miligi aus Kairo in Ägypten, dem Land, wo Krokodile und Fakire so zahlreich gedeihen wie bei uns etwa Schriftsteller und Johannisbeeren.
Abdul Rahim in einem schwarzen Perkalkittel, um den Leib einen bunten Seidenschal, der, morgenländische Farbenluft markierend, sich um den dunklen Ernst des beruflichen Mantels schlingt. Ein Fez leuchtet wie ein zinnoberrotes Rufzeichen steil gegen die Zimmerdecke. Ärmelumschlotterte Hände wirbeln in tollen Kreisen durch die Luft. Die weiten Beinkleider bauschen sich selbständig, wie von irgendeinem inneren Blasebalg aufgetrieben. Man fühlt sich versucht, sie »Windhosen« zu nennen, ohne Rücksicht auf den meteorologischen Begriff.
So ist mein Freund Abdul Rahim.
Daß er Feuer mit Appetit und Inbrunst verzehrt, daß er einen Jüngling aufs Podium ruft und ihn Eier legen läßt, darauf will ich nicht eingehen. Schließlich ist es nur eine rein geographische Angelegenheit, wenn ein Fakir aus Kairo eine Portion Feuer mit Flachs ißt und ein Spießer aus Berlin Eisbein mit Sauerkohl. Eine geographische Angelegenheit.
Bedeutungsvoller und merkwürdiger ist das Privatleben Abdul Rahims.

Abdul Rahim ist mißtrauisch. Seine braunen klugen Augen tasten erst vorsichtig mein Gesicht ab. Dann sprudelt Abdul Rahim ganze Nilkatarakte Privatleben. Seine Zunge stolpert im Gestrüpp deutscher Hilfszeitwörter. Abdul Rahim, der Fakir, »gibt sich im privaten Gespräch«. Sein schwarzer Kittel schließt oben nicht ganz, und ich sehe eine graukarierte, schon etwas vorgeschrittene europäische Bürgerweste. Oh, Abdul Rahim, Sohn des großen Miligi, du bist Europa verfallen! Du bist ein Fakir in einer graukarierten Weste! ... Dennoch ist Abdul in Kairo geboren, in dem wunderbaren Masr el Kahira, wo man Zauberei studieren kann in den Bazaren, im »Suk-el-Attarin« zum Beispiel. Die lungenkranken »Gjaurs« aus Europa, die in den ewigen Sommer Kairos fahren, lassen sich's was kosten. Ein Junge, der Karriere machen will, studiert Zauberei, Abdul Rahim studierte.

Vor etwa achtzehn Jahren kam er nach Europa. Dieweil er in der Schweiz Feuer schluckte und Züricher Jünglinge aus dem Publikum Eier legen ließ, starben seine Eltern. Ein Bruder, auch Fakir, lebt noch in Kairo. Erst neulich bekam Abdul Rahim einen Brief von seinem Bruder.

In Holland aber geschah es, daß Abdul Rahim sich verliebte. In eine Holländerin. Sie heirateten. Und nun wohnt Abdul Rahim im Norden Berlins mit einer weißen Holländerin und vier Kindern, die mohammedanisch getauft sind.

Das ist das Schicksal wanderlustiger Fakire: Sie geraten in die Räder der Zivilisationsmaschine und werden unbarmherzig zu mitteleuropäischem Bürgerbrei vermahlen ...

Abdul Rahim, mein Freund! Nimm deine weiße Frau mit den Kindern, und wandere heim nach Kairo, wo dein Chedive um seine Selbständigkeit kämpft. Und tue Buße am Grabe deiner Väter, und zeige deine Künste im wunderschönen Bazar Suk-el-Attarin, wo du ein richtiger Fakir bist und kein zehnprozentiges Erwerbssteuerobjekt wie im Berliner Panoptikum!

Ewiger Sommer ist in Kairo. Dort ißt man nicht Königsberger Klops mit Berichten von der Konferenz in Spa. Kehre heim nach Kairo, Abdul Rahim, nach Masr el Kahira! ...

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 8. 7. 1920

U 35

Irrungen, Wirrungen eines Films

»U 35« heißt ein Film, den die deutsche Regierung zur Verherrlichung der Unterseeboottaten herstellen ließ. Dieser Film fiel zur Zeit des Waffenstillstandes statt ins Wasser den Engländern in die Hände.
Die Engländer dachten sich: U-Boot ist U-Boot, und ausgerechnet auf die deutsche Matrosenkappe kommt es nicht an. Sagen wir: Die Heldentaten sind nicht deutsch, sondern englisch. Sagen wir: Kitchener statt Tirpitz. Denn die englische Mine ist ebenso von zerfetzender Wirkung wie die deutsche. Und ein zerfetzter Körper ist ein zerfetzter Körper. Ein deutscher Fleischlappen sieht einem englischen verdammt ähnlich. Also ward der deutsche Film zum englischen.
Vor kurzer Zeit kam der Film nach *Madrid* in Spanien. In Madrid aber *protestierte* der deutsche Vertreter gegen die Vorführung des Films. Protestierte, weil der Film – deutsch war. Ehre dem Manne, der so die deutschen Interessen wahrt! Er schämte sich des Films, der Fleischfetzen Fleischfetzen sein läßt und Tirpitz – Kitchener.
Der englische Vertreter protestierte *nicht*. Aber der Unternehmer verstand es, die Sache zu deichseln. Er redete den Protestierenden ein, daß der Film das spanische Publikum nur *für* die Deutschen einnehmen könne, nicht *gegen* sie.
Woraus zu ersehen ist, daß die Welt sich überall gleich bleibt. Wie gesagt: Fleischfetzen sind Fleischfetzen. Tirpitz Kitchener, und ein spanischer Unternehmer – ein Unternehmer. Ja, selbst das spanische Publikum, das noch nicht Gelegenheit hatte, in den ersten Schützengrabenlogen eines Weltkrieg-Theaters zu sitzen, ist – Publikum und für U-Boote eingenommen.
Und die U-Boote sind schließlich U-Boote. Die Kriminalistik ist international.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 9. 7. 1920

»DIE TRAGÖDIE EINES GROSSEN«

wird jetzt im »Marmorhaus« aufgeführt. Es sind »sechs schicksalsschwere Akte nach einer Idee von Paul Gruner«. »Sechs Akte« hätte genügt. Man muß sich nicht von vornherein schicksalsschwer diskreditieren. Man muß nicht mit der Tür ins Marmorhaus fallen. »Tragödie eines Großen« sagt genug. Sagt sogar zuviel.
Der Große ist Rembrandt. Warum gerade Rembrandt, erklärt das Programm: »Während bei den meisten derartigen Filmen das private Leben des Helden wenig bietet, das für die Allgemeinheit wirklich interessant ist, verlockt die tiefe Tragik des Menschen Rembrandt geradezu zu einer dramatischen Gestaltung.«
Es genügt nicht, daß etwas »geradezu verlockt«. Besonders dann nicht, wenn die Tiefe der Tragik eines Großen auf die Fläche einer Kinoleinwand projiziert werden soll. Viel zu innig sind die Beziehungen zwischen technischem Darstellungsobjekt und dem Darzustellenden. Kein Film der Welt wird »die tiefe Tragik Rembrandts« dramatisch gestalten können. Vielleicht die äußere Tragödie eines Menschen, der außerdem noch Rembrandt war. Aber muß es deshalb Rembrandt sein?
In den sechs Akten ist Rembrandt der Mann zwischen zwei Frauen. Zwischen Tochter und Nichte des reichen Kunsthändlers. Rembrandt heiratet die Nichte. Und findet nach fünf schicksalsschweren Akten zurück zu Nisly, der Tochter. In ihrem Schoß stirbt er.
Rembrandt ist in diesem Film zuerst »Künstler«, Schlapphutmensch sozusagen, leichtsinnig, vom Leben beschwipst. Dann zum Schluß »gebrochen«, verloren, betrunken. So muß Rembrandt im Film aussehen. Nicht anders.
Er malt beneidenswert schnell, wie ein tüchtiger Schildermaler. Flugs, fällt ihm was ein, greift er zu Pinsel und Palette. Als wollte er sagen: Momang, wern det Ding gleich haben! Bitte recht freundlich! So muß Rembrandt im Film malen.
Also, warum Rembrandt? Warum das Genie in der Vorstellung Zehntausender von Philistern neben den Kaffeehausbohemien stellen, warum den Begriff »Genie« profanieren helfen? Warum aus Rembrandt einen Schildermaler machen? Nur weil er das Pech hatte, zwischen zwei Frauen zu stehen? Mit der »Tragödie« war's genug gewe-

sen für »sechs schicksalsschwere Akte«. Es mußte nicht die »Tragödie eines Großen« sein.
Schon gar nicht, wenn man direkt aus der Komödie einer Größe kommt, die vor der »Tragödie eines Großen« gezeigt wird: nämlich Slezaks, des Kammersängers, Leben auf seinem Gut. Slezak, wie er ißt, betet, lacht, Witze erzählt. Parallelität der Erscheinungen. Man könnte beide Filmwerke verbinden. Ihnen einen gemeinsamen Titel geben. Etwa: die Unterwäsche zweier Lieblinge des Publikums: Rembrandt und Slezak.
Regisseur Günsburg tat manches, hätte mehr tun können. Holländische Häuser haben keine römischen Aulen. Glatte Fensterscheiben gab es nicht im sechzehnten Jahrhundert. Aufreizend stillos wird die Regie nirgends.

Freie Deutsche Bühne, 11. 7. 1920

DISKRETE HILFE

»Auskünfte in allen Lebenslagen«

»Diskret« lautet die Bezeichnung für das stillschweigende Übereinkommen zwischen jenen, die es brauchen, und denen, die es betreiben. Man schlägt der Behörde kein Schnippchen mit dieser fremdwörterlichen Bemäntelung. Auch die Behörde versteht es. »Diskret« ist ein sehr indiskretes Wort geworden.
Eine Straße, so eng, daß sich die einander gegenüberliegenden Häuser »guten Morgen« sagen können und die Fensterscheiben Familienintimitäten ausplaudern. Ein Haus mit weit offen gähnendem Schlund. Ein braungelbes Haustor. Beide Flügel nach innen geöffnet. Fahler Lichthof blinkt vom Ende her entgegen. Die Luft ist gewissermaßen grau schraffiert und fast greifbar. Man könnte sich ein Stückchen Luft abschneiden und in eine Schachtel stecken.
Auf ausgespannten Schnüren turnt blau- und rotgestreifte Unterwäsche. Zwei Kinder zeichnen mit rosa Kreide auf den brüchigen Steinfliesen, und auf der Glastür, die längst keine Scheiben mehr hat, sondern viereckige Brillen aus braunem Pappendeckel vor erloschenen Augen, hängt ein Täfelchen:

»Bett zu vermieten. Frau A. Auskünfte für alle Lebenslagen.«
Die Buchstaben sind nicht gedruckt, sondern mit der Hand geschrieben, sie wackeln ein bißchen auf dem Papier. Man hat die Empfindung, daß diese paar Worte von der Tafel herunterfallen und jämmerlich auf dem Pflaster zerschellen könnten.
Frau A. ist vorsichtig. Sie sieht erst durch die Türluke, lange und mit Ausdauer. Ihr Auge trinkt meine Erscheinung sozusagen zwei Minuten lang. Dann schlüpfe ich durch den Türspalt.
Frau A. »weiß schon«. Eigentlich »weeß schon«. Denn Frau A. ist unverkennbar aus jenem Kapitel deutscher Sprechkunde. Sie weeß schon.
Infolgedessen lädt sie mich ins Gastzimmer. Jetzt sehe ich Frau A. Auf ihrer blaugetupften Schürze wirbeln ein paar Sauceflecken toll durcheinander. Ein leiser, beizender Zwiebelduft schwebt um sie, hüllt sie ein. Ihre persönliche Atmosphäre. Ihre Augen sind klein, braun und rotgerändert wie die eines Huhns. Sie tränen immer ein bißchen. Wenn man Frau A. nur ansieht, muß man weinen. Die Augen gehen einem über. Unter einem unterernährten Rhododendron in der Fensternische philosophiert ein Papagei in einem Messingkäfig. Seine Augen sind funkelnd und etwas rotgerändert. Seine Augen tränen, vielleicht vom Zwiebelduft, vielleicht infolge einer wirksamen Anpassung an seine Herrin. Man kann nicht wissen. Auf einem roten Tischläufer liegen abgegriffene Spielkarten.
»Auskünfte für alle Lebenslagen«.
»Woll'n Se det Bett sehn?«
Diese Stimme fährt wie ein Rasiermesser durch die Luft.
»Nein, ich will nicht das Bett sehen. Ich habe eine diskrete Angelegenheit, Frau A., eine sehr diskrete.«
»Na, wo ist se denn?«
Sie sei zu Hause bei den Eltern. Kleines Mädchen. Siebzehn Jahre. Ihr Vater sei roh. Es wäre schrecklich. Wenn er erfährt... Ich lüge, lüge.
»Det kenn' wir«, nickt Frau A.
Was es kosten dürfte?
Nicht gar zu viel. Von wegen, weil es doch so ist, indem, daß ich ein »feiner junger Mann« zu sein scheine und »det arme Ding bei so'n Vattern«. Mit hundert Märkerchen ist die Sache beigelegt.
Ob ich nicht bei dieser Gelegenheit auch etwas Näheres über meine Zukunft wissen wollte?

O ja, ich will.
Hast kommt in die Frau wie in ein plötzlich angekurbeltes Auto. Sie mischt, mischt. Ihre Finger arbeiten wie kleine, exakte Maschinchen.
Ich werde glücklich werden, fünfzig Jahre leben, eine Rotblonde heiraten, zwei Kinder stehen mir bevor. Man denke: zwei Kinder!
»Nun, det Ding wird jut ausgehn!«
Aber daß gar kein »Ding« vorliegt, sagen die Karten nicht.
Oh, diese Karten!
»Also auf morjen!«
Frau A. tippt mir wohlwollend auf die Schultern. Der Papagei flattert ein bißchen mit den Flügeln.
Unten baumelt immer noch die rotgestreifte Unterhose. Im Torweg steht ein junges Mädchen. Billiges Perkalkleid und der mühsame Versuch einer Moabiter Eleganz, die sich nach Berlin W. sehnt.
Sie sucht »Auskünfte für alle Lebenslagen«. Ein Ruck: Sie geht hinauf.

Bei der »Hochvornehmen«

Im Inseratenteil der Zeitung hieß es nicht nur »diskret«, sondern auch: »hochvornehm«. Und außerdem in der Nähe des Kurfürstendamms, und außerdem – hört, hört! – die Frau ist eine Adlige. Eine »von«.
Im Hausflur ist es »hochvornehm«. Man muß geradezu Ah! sagen. Daß Betteln verboten ist, lehrt eine dräuende Tafel. Lauernd blinken in Messing eingefaßte Gucklöcher rechts und links. »Frau v. L., 3 Treppen hoch.« Selbst dieses »von« ist diskret. Es ist nur angedeutet. »v.« genügt. Man kann auch den Lift benutzen. Aber ich steige lieber. Auf der Treppe kann manches geschehen. Menschen können einem begegnen. Sie kommen vielleicht von Frau von L.
Auf der Treppe bekommt man ein bißchen Herzklopfen. Vom Steigen, ja, wohl aber auch vom blutroten Teppich. Und von den Säulen rechts und links, die, zwei und zwei, wie Trabanten, den Aufgang bewachen.
Vor der Tür klemme ich ein Monokel ein. Monokel ist immer gut bei solchen Gelegenheiten. *Ein* Fensterglas erweckt mehr Vertrauen als eine Brille von elf Dioptrien.
Ein Mädchen mit einer winzigen weißen Spitzenschürze öffnet. Im Vorzimmer liegen weiße, leere Kärtchen auf einer Silber simulierenden Tafel. Man schreibt seinen Namen drauf.

Ich schreibe: Adam von Bindernickel. Adam Bindernickel heiße ich manchmal, zum Spaß. Hier muß ich mich überdies adeln. Wie paßte sonst ein Monokel zu einem simplen Adam Bindernickel.
»Frau von L. läßt bitten.«
Sie ist geschnürt, im schwarzen Kleid mit Wespentaille und hochgeschlossenem Kragen. Fischbeinstäbchen fassen den Hals ein. Eine schwarze Perlenkette mit einem kleinen Kruzifix. Frau von L. ist aus Bayern.
»Bitte, Sie können sich überzeugen, bei uns läßt die Hygienie nichts zu wünschen übrig.«
»Oh, ich bin überzeugt!«
»Ich selbst bin fünfzehn Jahre in diesem Fach tätig. Ich arbeite nie ohne Arzt. Sie haben vielleicht bemerkt, daß im ersten Stock der Herr Doktor...«
»Nein! Ich bin mit dem Lift heraufgekommen.« Mein Monokel funkelt beleidigt.
»Wie alt ist die Dame?«
»Fünfundzwanzig.«
»Sehr vornehmer Kreis. Und alles übrige spielt keine Rolle. Sie verstehen...«
»Oh, ich weiß!«
»Mit fünfhundert, außer Spesen, sind Sie einverstanden?«
»Vollkommen!«
»Ich würde Ihnen empfehlen, dem Herrn Dr. W. unten einen Besuch zu machen.«
»Danke! Ich verlasse mich vollkommen auf Sie.«
Ich gebe Frau von L. die Hand. Sie behält sie. »Eine interessante Hand!«
Also auch Frau von L. weissagt. Honorar machen wir später ab. Wird dazugerechnet. Sie prophezeit mir: Ich werde nur 40 Jahre leben. Und jene Dame, für die ich mich interessiere, ist nicht mehr rotblond, nur blond. Donnerwetter! Es wird immer weniger!
»Und die Angelegenheit wird gut ausgehen.«
Wie hieß es dort: Det Ding wird jut ausjehn!
So hieß es dort...
Und in der Ecke, auch hier, Rhododendron. Nicht unterernährt, sondern gut gewachsen, gegen die Zimmerdecke starrend. Und darunter kein Papagei, sondern ein Kanarienvogel. Knallgelb.

Ich gehe. Verbeugung. Frau von L., schlank wie eine Birke, nur nicht silbern, geleitet mich liebenswürdig, von einem sanften Höflichkeitswind geschaukelt, säuselnd in Freundlichkeit.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 16. 7. 1920

DIE »WASSERZEICHEN« VON GROSSBERLIN

Ein dringendes Notsignal

Von Zeit zu Zeit wird man geradezu herausgefordert, etwas über »Wasserzeichen« zu schreiben. Was »Wasserzeichen« sind, wissen vielleicht einige. Viele werden es nicht wissen. Diese sind darauf angewiesen, durch eben diese Mitteilungen sozusagen mit der Nase auf die Berliner Wasserzeichen gestoßen zu werden. Denn Wasserzeichen sind eben jene mehr oder minder flüssigen Erscheinungen in der Berliner Öffentlichkeit, die man – auch mit den Augen – vornehmlich aber mit dem *Geruchssinn* zur unerfreulichen Kenntnis nimmt. Wer jetzt noch immer nicht weiß, was »Wasserzeichen« sind, dem kann ich nicht helfen, der muß diese Zeilen schon zu Ende lesen.

Von vornherein sei festgestellt, daß *nicht ich* der Urheber dieser unsittlichen Abhandlung bin, sondern ein treuer Leser der Neuen Berliner Zeitung. Unser treuer Leser also mußte neulich zum Elektrizitätswerk gehn und nahm seinen Weg über die Röntgenbrücke. Zwei Holztreppen führen von der Röntgenbrücke zum Elektrizitätswerk, und auf eben diesen zwei Holztreppen sah unser Leser die »Wasserzeichen«.

Die »Wasserzeichen« kommen einerseits von aufgenommenen Speisen, andererseits aber – und dies sei ein Vorwurf gegen die *Behörde* – von der *Aufhebung des Freiklosetts*. Zwanzig Pfennige sind ein erheblicher Betrag für eine Tätigkeit, die eigentlich eine Subtraktion ohnehin bedeutet. Daß man aber im Zeitalter der Revolution geradezu ein Kapitalist sein muß, um von dem, was gar nicht addiert wurde, noch subtrahieren zu können, ist eine öffentliche Angelegenheit, die von Natur und durch die Umstände nicht gerade zum Himmel duftet.

Unser Leser, ein gründlicher Wasserzeichenforscher, empfand noch am selben Tage, an dem er seine Entdeckung gemacht hatte, »am Knie«, wo sich zugleich auch eine Bedürfnisanstalt befindet, die Not-

wendigkeit, zwanzig Pfennig auszugeben. Und ward also hinter den Kulissen zum unfreiwilligen Lauscher einer hochdramatischen Szene, die sich gleichzeitig auf offener Bühne zwischen Klosettfrau und einem jungen Mann abspielte. Der junge Mann kam in höchster Eile, stutzte jedoch plötzlich vor der Höhe des Eintrittspreises, und die gütige Frau las zwar in seiner Seele, konnte ihm aber nicht helfen. Dienst ist Dienst, sagte sie, und Vorschriften müssen eingehalten werden. Vorschriften *können* ja auch eingehalten werden. Der junge Mann aber hatte nicht eben *Vorschriften* einzuhalten. Und so kam es, daß er die Groß-Berliner »Wasserzeichen« um eines vermehrte.

Dieses ebenso dringliche wie unmoralische Thema wäre mit obenstehenden Ausführungen erschöpft, wenn die ganze Geschichte, wie alle guten Geschichten, nicht auch noch eine Pointe hätte. Und diese Pointe sind – die Wärterinnen der Bedürfnisanstalten selbst. Denn die Tücke des Objekts, das sie zu betreuen haben, hat die Patenttüren so eingerichtet, daß, wenn sie zuschnappen, ein grausam-geheimnisvolles Zeichen der Gemeinde Berlin als dem Unternehmer eine einmalige Benutzung anzeigt. Und das kostet zwanzig Pfennig. Und sehr viel verdienen die Wärterinnen eben infolge der häufigen Wasserzeichen auf den Straßen auch nicht. Man denke sich also die Tragik des Schusters, der barfuß laufen muß, auf die Wärterin der Bedürfnisanstalt übertragen. Tantalus, der bekanntlich in der Unterwelt dazu verurteilt war, nach Früchten ewig zu haschen, die er nie erreichen konnte – was ist er dagegen? Ungleich grausamer sind die sozusagen *umgekehrten* Tantalusqualen ...

Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß die Berliner Wasserzeichen auch *kapitalistischer* Herkunft sein können. Denn gesetzt den Fall, es hätte einer schon die zwanzig Pfennig, so käme er in Verlegenheit wegen Mangels an Gelegenheiten. Nur die größeren Verkehrsplätze in Berlin sind mit diskreten Notwendigkeiten versehen. Aber der stärkere Verkehr von Kraftwagen und Straßenbahnen hat nichts zu tun mit den inneren Bedürfnissen der menschlichen Natur, und man kann den Vorwurf nicht unterdrücken, daß es der Berliner Verwaltung an – sagen wir: psychologischem Verständnis fehlt ...

Und somit wäre die Geschichte von dem Berliner Wasserzeichen zu Ende. Wir hoffen, daß dieser Wink genügt und daß unser treuer Leser der Behörde nicht auch noch mit *jenem* Zaunpfahl kommen wird, den sie unbedingt verstehen *müßte* ...

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 17. 7. 1920

EINE STUNDE IM SCHIEBERBÜRO

Mein Freund Aldrian Helder – schöner Name, was? – klingt wie Bardensong durch Waffengetümmel – begann eines Tages im Telegrammstil zu sprechen, z.B.: »Habe 25 Säcke brutto für netto à siebzehneinhalb«; oder: »Prima Qualität, zehntausend Stück lagernd, nicht transito, fein, was? Gemacht!« Auf meine Frage: »Wie geht's?« antwortete er: »Teile Ihnen mit, daß am Reingewinn mit zwanzig Prozent, zahlbar bei Abschluß, beteiligt.« – Er sprach geradezu wie ein Telegraphendraht...

Gestern schnurrte er mir folgendes Satzfragment vor: »Habe Büro gekauft, prachtvoll gelegen. Lift. Etabliere Import und Export. Bitte um Besuch!«

Das Haus ist wirklich »prachtvoll«. Auf einem runden Türschild aus Emaille steht, schwarz auf weiß, sehr eindrucksvoll »Ein- und Ausfuhr G.m.b.H.!«

Im Flur des vornehmen Hauses stand ein Portier, ganz aus blauem Tuch und gelben Litzen, und sagte: »Lift gefällig?«

Ein Boy ließ mich ein.

»Sehr erfreut!« sagte Aldrian. »Mein Kompagnon – mein Freund!«

Aldrian nennt keine Namen. Er bedauert, daß die Menschen keine Nummern tragen.

Der »Kompagnon«, eine Hälfte der G.m.b.H., sah aus wie die beschränkte Haftung.

Seine Hose – es gibt nämlich Menschen, deren getreuestes Charakterspiegelbild ihre Hose ist –, seine Hose also hatte oben an den Schenkeln noch einen leichten Anflug gebügelter Gewissenhaftigkeit, etwas tiefer bekam sie einen kleinen Moralhöcker, und schließlich zerrann sie glockenförmig in zügel- und bügellose Willkür.

Ich bekam einen türkischen Kaffee vom Boy serviert. Aldrian stellte türkische Zigaretten auf den Tisch. »Eene Em pro Stück«, sagte er. Es war fünf Minuten vor zwei. Um zwei begannen die »Amtsstunden«.

Knapp nach zwei kamen: eine Frauensperson mit Hut; eine ohne Hut; ein Mann in Uniform; zwei Lehrlinge aus einem Kaufladen mit langen beweglichen Ohren wie Hasen; ein Herr im Sportanzug; ein Gent in Halbschuhen; ein kleines Mädchen.

Alle fragten nach Herrn Helder, der unnahbar hinter dem Schreibtisch stand. Mit allen verhandelte der »Kompagnon«.
Vor der Frau im Hut machte er eine Verbeugung. Dabei setzte er einen Kneifer auf, was offenbar ein besonderes Entgegenkommen bedeutete. Er sprach sehr schnell, während seine Hände wie weiße Kaninchen die Weste hinauf und hinunter liefen. Seine Rede klang wie Wassersieden in einem Teekessel.
Der Mann in Uniform holte ein Paket in Seidenpapier aus der Rocktasche. Aldrian rollte das Seidenpapier auf und zählte. Es waren rumänische Banknoten. Seine Finger liefen, überrumpelten sich, glitten geschmeidig zwischen den Banknoten durch. »Eine viertel Million!« sagte Aldrian.
Der Mann im Sportanzug sprach mit dem Gent in Halbschuhen.
Indes notierte Aldrian:
Drei Waggons rumänische Lei;
ein Waggon polnische Mark;
zwei Waggons Sardinen à siebzehneinhalb, transito;
fünfhundert Pferdedecken à hundertfunfzich;
zehn Waggons holländische Kondensmilch, lagernd Stuttgart;
fünftausend Dosen »Sydol«, Friedensware;
Raupenleim, Schmirgel, Fliegenpapier, Zündhölzer, nicht garantiert.
Alle Anwesenden spielten sozusagen Tennis mit imaginären Waren. Die Preise stiegen, stiegen. Wie Quecksilbersäulen, die man plötzlich in Siedewasser steckt.
Dazwischen klingelte der Apparat. Aldrian strampelte gleichsam mit Zinsfüßen in der Muschel herum.
Millionen sprangen mit leichtem Klaps gegen die Zimmerdecke und blieben kleben, wie feuchtgemachte Zigarettenhülsen, von Schulz u. Comp. emporgeschleudert.
Sardinenöl ergoß sich über Pferdedecken. Die nicht garantierten Zündhölzer entzündeten sich am Schmirgelpapier.
Um drei Uhr war »Büroschluß«.
»Eine halbe Million!« sagte Aldrian und klingelte eine Bank an.
»Fest!« sagte Aldrian.
»Fest!« wiederholte der »Kompagnon« und drückte seinen Kneifer auf, als gelte es diesem. Dann gingen sie.
Nun weiß ich wenigstens, was Ein- und Ausfuhr ist.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 23. 7. 1920

Polnisch-russischer Krieg

DEUTSCHE TRUPPEN BEI RASTENBURG IN BEREITSCHAFT

Königsberg

Der Ausnahmezustand, der seit Sonnabend über Ostpreußen verhängt worden ist, hat die Bevölkerung zwar überrascht, jedoch nicht verstimmt.

Eine *unmittelbare Gefahr* dürfte nach menschlichem Ermessen *nicht* bestehen, da die russischen Armeen nach südlicher Richtung vorwärtszustoßen beabsichtigen.

Um Gefahren, die durch übergetretene Banden, durch Flüchtlinge und gegebenenfalls durch Seuchen entstehen könnten, hintanzuhalten, genügen die vorhandenen deutschen Truppen. Diese sind in *vorbereiteten Barackenlagern* gesammelt.

Voraussichtlich wird die interalliierte Kommission im Laufe des heutigen Tages den deutschen Truppen, die sich in der Gegend von *Rastenburg* an der Grenze des Abstimmungsgebietes befinden, die *Erlaubnis geben, in das Abstimmungsgebiet einzumarschieren, da die dort befindlichen Ententetruppen an Zahl zu gering sind.* Der bereits seit Wochen in Königsberg anhaltende Streik, der auch mit Terrorakten verbunden ist, steht mit der Nähe der russischen Armee in keinerlei Zusammenhang.

Man könnte höchstens indirekt von einem gewissen psychologischen Einfluß sprechen. Bisher herrscht in ganz Ostpreußen vollständige Ruhe.

Wenn überhaupt irgendwo die Gefahr des Übertritts der polnischen oder russischen Truppen besteht, so kommt sie in erster Linie für das Gebiet von *Lyck* in Betracht, wo sich die Russen etwa *80 Kilometer vor der Grenze* befinden.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 26. 7. 1920

EINE UNTERREDUNG MIT GENERAL V. DASSEL

Königsberg

Grodno, das, wie bekannt sein dürfte, wieder von den *Polen besetzt* worden ist, wurde nach Mitteilungen hier angekommener Reisender, die zu sprechen ich Gelegenheit hatte, *von den russischen Truppen kampflos geräumt*. Es heißt, daß die roten Truppen sich auf der ganzen Front zurückzögen. Die *Anzeichen des Waffenstillstandes* sind deutlich bemerkbar. Ich hatte hier Gelegenheit, mit Generalmajor *v. Dassel*, der seit Verkündigung des Ausnahmezustandes für Ostpreußen den Träger der höchsten Militärgewalt verkörpert, zu sprechen. Er erklärte mir folgendes: »In die Angelegenheit der in Königsberg streikenden Arbeiter mische ich mich nicht. *Unsere Kräfte an der Ostfront reichen meiner Ansicht nach aus*, um etwaige Einfälle fremder Truppen nach Ostpreußen abzuwehren. Im übrigen sind die Besatzungsmannschaften der Franzosen und Italiener im Abstimmungsgebiet an Zahl sehr schwach und umfassen meiner Kenntnis nach nur zwei bis drei Bataillone.« Über seine Ansicht bezüglich der Stellung der Sowjetarmee befragt, erklärte General v. Dassel, daß seiner Meinung nach die Sowjetarmee nur nach Süden gegen Warschau drängen könne und keinerlei andere Ziele habe. Man müsse aber in Betracht ziehen, *daß die Führer der roten Truppen unter Umständen nicht stark genug sein könnten, um ihre eigenen Leute vor Einfällen nach Ostpreußen abzuhalten*. Damit müsse gegebenenfalls gerechnet werden. »Nach soeben hier eingetroffenen Berichten von Reisenden«, so fuhr der General fort, »ist jetzt *Waffenstillstand abgeschlossen worden, und auf der ganzen Linie herrscht bereits Kampfruhe*. Wie es heißt, treffen *französische schwarze Truppen morgen* ein. Sie sind jedenfalls als Schutz für das Abstimmungsgebiet bestimmt. *In Warschau ist der Räumungsbefehl wieder zurückgenommen* worden, und es herrscht dort Ruhe. Nur von streikenden Arbeitern wurde ein Munitionslager in die Luft gesprengt. Es ist nicht ausgeschlossen, *daß Sowjetrußland mit dem Waffenstillstand eine List vorbereitet und den Waffenstillstand plötzlich abbricht*.«

Was die Handhabung des Ausnahmezustandes in Königsberg anbetrifft, so ist er sehr gelinde. General v. Dassel ist Süddeutscher und verhält sich gegen die Zivilbevölkerung äußerst freundlich.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 27. 7. 1920

UNBOTMÄSSIGKEIT DER RUSSISCHEN ARMEELEITUNG?

Marggrabowa

Nach soeben hier eingetroffenen Meldungen ist die *russische Armee nicht geneigt, dem Befehl der Moskauer Regierung, sich vorderhand passiv zu verhalten und im Angriff nicht weiter vorzugehen, Folge zu leisten.* Es macht sich angeblich ein *starker Widerstand und eine Kluft zwischen Regierung und Armee bemerkbar*, welch letztere vielfach von zaristisch gesinnten Offizieren befehligt wird. Es läßt sich auch entgegen den Nachrichten, die in Königsberg verbreitet waren und vom Eintritt der Waffenruhe an der polnisch-russischen Front zu melden wußten, hier feststellen, daß der *Waffenstillstand noch nicht eingetreten* ist.

Zum mindesten fanden noch vorgestern Kämpfe bei *Grodno* statt, und angeblich sollen vorgestern abend *alle Forts von den Russen zurückerobert worden* sein. Gerüchtweise heißt es, daß zwei Forts südlich von Grodno in Brand stünden. Was die Berichte anbelangt, daß die Lage der Polen auf dem Frontteil südlich von Grodno arg bedrängt sei, so trifft dies nicht ganz zu, denn hier leisten die Polen den stärksten Widerstand.

Die ersten polnischen Banden

Marggrabowa

Die ersten versprengten Banden der polnischen Armee, die, von den Russen verdrängt, sich in Gruppen knapp bis zur ostpreußischen Grenze durchschlagen, sind nördlich von *Bakalarzewo* gesichtet worden.

Die Russenfront 40 km von Marggrabowa

Lyck

Von *Marggrabowa ist die russische Front nur mehr vierzig Kilometer* entfernt. Ich habe bei *Prostken* die Grenze überschritten. Es herrscht überall vollkommene Ruhe. Ich konnte mich selbst davon überzeugen, daß allenthalben in den umliegenden Ortschaften ohne jede Störung gearbeitet wird.

Französische Offiziere in der polnischen Armee

Lyck

Laut Nachrichten von Grenzbewohnern soll sich in der polnischen Armee nicht nur französische Artillerie befinden, sondern auch *französische Offiziere*, die höhere Kommandostellen innehaben. Ihre Zahl soll recht beträchtlich sein.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 28. 7. 1920

JAGD AUF DIE FLIEHENDEN POLEN

Lyck

Die Russen veranstalten gegenwärtig in der Gegend von Lomza eine *Jagd auf die fliehenden Polen. Eine Berührung mit der Grenze wird vorläufig vermieden.* Die Leitung der polnischen Armee ist ausgesprochen schlecht. Die Offiziere entstammen zum Teil dem ehemaligen alten österreichischen Landsturm. Ich konnte feststellen, daß polnische Truppen, die sich mitten im Rückzuge befanden, *völlig betrunken* waren. Mehrfach bemerkte ich, daß die Russen gelegentlich keine Gefangenen machen und kleine Trupps laufenlassen. Die Straßen sind jetzt überfüllt von Trainzügen und aufgelösten Kolonnen, die einen trostlosen Eindruck machen. Merkwürdigerweise trifft man *fast auf keine Verwundeten.* Die Flucht scheint also ziemlich kampflos erfolgt zu sein. Die Russen danken ihren Sieg ihrer fraglos ausgezeichneten Kavallerie. Ihre Artillerie ist von geringerer Bedeutung. Wie ich hörte,

erfolgte der *russische Einzug in Suwalki mit einer Reiterpatrouille, die aus einem Offizier und drei Mann bestand.*

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 30. 7. 1920

DIE POLNISCHE NORDARMEE VERNICHTET

Umfassung und Frontdurchbruch – Panikartige Flucht der Polen – Einnahme wichtiger Orte durch die Russen

ZWISCHEN DEN ARMEEN

Ein Augenzeugenbericht – Bei den roten Truppen

In der Nacht über die deutsche Grenze

Lyck

Die Umfassung und Vernichtung der polnischen Nordarmee ist vollzogene Tatsache. Die Russen haben die Festungen *Ossowietz, Suwalki* und *Lomza erobert. Sie haben die unmittelbar an der ostpreußischen Grenze gelegenen Orte Grajewo und Szutschin, die sich nächst Biala befinden, genommen. Auch Augustowo ist von den Bolschewisten besetzt.* Schon vorgestern wurde bekannt, daß die Sowjetarmee mit großer Geschwindigkeit sich der Grenze nähere. Diese Angaben stützen sich nicht auf Gerüchte, sondern auf Mitteilungen, die ich selbst unmittelbar von polnischen Truppen erhalten habe. In der Nacht von Mittwoch zu Donnerstag war ich aufgebrochen, um die Grenze zu überschreiten und den Versuch zu unternehmen, möglichst weit ins Polnische vorzudringen und irgendwie die Kampffront zu erreichen. *Eine solche Kampffront existiert indessen nicht mehr.* Alles ist in Auflösung begriffen. Man hatte mich gewarnt, ein Überschreiten der Grenze würde nicht gelingen, da sie von polnischer Feldgendarmerie bewacht sei, die niemanden durchlasse. Ein Fuhrwerk brachte mich

zur deutschen Gemarkung. Der weitere Weg sollte zu Fuß zurückgelegt werden. Es war dies schon deshalb notwendig, weil, wie man mir mitgeteilt hatte, zweifellos ein Wagen, ein Auto oder ein Pferd von Polen oder Russen ohne weiteres requiriert, mit anderen Worten: mir fortgenommen worden wäre. Gegen vier Uhr früh war die Grenze erreicht. Die deutschen Posten, denen gegenüber ich mich auswies, ließen mich passieren. Sie hatten ja auch keine Ursache, mich zurückzuhalten. Im Dämmerlicht des grauenden Morgens lag die Landstraße da. *Weit und breit kein polnischer Posten zu sehen.* Einsamkeit und Stille ringsum. Offenbar waren die polnischen Feldgendarmen bereits geflohen. Hierzu hatten sie auch allen Anlaß, *denn das ganze Grenzgebiet von Suwalki, Grajewo, Szutschin hinunter nach Kolno wird bereits von den Russen beherrscht und von ihren Patrouillen abgesucht. Die russischen Truppen befinden sich unmittelbar an der deutschen Grenze.* Das dumpfe Grollen ferner Geschütze war zu vernehmen, die in regelmäßiger Wiederkehr ihre Arbeit verrichteten, was, wie ich später erfuhr, einem *Nachhutgefecht* galt, in das fliehende Polen mit verfolgenden Russen verwickelt waren. Ich schritt auf der Straße von Prostken in der *Richtung nach Grajewo* vorwärts.

Begegnung mit fliehenden polnischen Truppen

Bald konnte ich mit eigenen Augen gewahren, welchen Umfang diese Flucht, die allgemein war, angenommen hatte, denn schon gegen 5¼ Uhr morgens stieß ich auf versprengte polnischen Truppenteile, die in namenloser Unordnung, völlig aufgelöst, ohne irgendwie Verbände einzuhalten, flüchteten. Man kann sich von dem Grade der herrschenden Verwirrung keinen Begriff machen: Die polnischen Soldaten, die an mir vorbeizogen, waren aufs äußerste erschöpft, sie hatten Tornister, Gewehre und alle Ausrüstungsgegenstände einfach fortgeworfen und eilten mit dem Aufgebot der letzten Kräfte, von wilder Panik gepackt, weiter, ohne Ziel, ohne Befehle, ohne Führung. Mannschaften und Offiziere durcheinander. Die letzteren, die jede Autorität verloren zu haben schienen und nicht einmal den Versuch unternahmen, die Disziplin herzustellen, wußten überhaupt nicht, wo sie sich befanden. Karten besaßen sie keine. Ein polnischer Hauptmann zu Pferd, der mich am Straßenrand stehen sieht, reitet auf mich zu

und fragt höflich: »Können Sie mir vielleicht Auskunft geben, wo wir uns befinden?« Als ich, unwillkürlich lächelnd, ihm antworte, macht er eine verzweifelte Handbewegung: »Wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten ... es ist furchtbar, grauenvoll!« – Der Trupp zieht weiter. »Wo sind die Russen?« rufe ich noch nach. Einige wenden sich um und weisen auf die Landstraße, die hinter ihnen liegt. Dann humpeln sie weiter, so schnell sie können.

Auf der Fluchtstraße

Es ist sieben Uhr. Ein strahlender, wolkenloser Sommermorgen. Kühler Tau auf den Gräsern, ein leichter, zarter Nebel liegt über den Feldern, in den Bäumen am Grabenrand zwitschern die Vögel, wundervoller Friede breitet sich auf die Landschaft. Aber der Weg trägt die Spuren der fliehenden Polen: da ein zerbrochenes Gewehr, dort ein Paar noch fast neuer Stiefel, eine stehengelassene Feldküche, ein zertrümmerter Leiterwagen, ein verendetes Pferd, Uniformfetzen, Riemenzeug, eine Feldflasche, abgerissene Telegraphendrähte ... Nach einer weiteren Stunde begegne ich einem zweiten, kleineren Flüchtlingstrupp. Die Leute sind sichtlich völlig verstört, todmüde, blaß, übernächtigt, schmutzig, zerfetzt. Sie kommen, wie sie mir bekunden, aus der Gegend von Suwalki, das den Russen überlassen werden mußte.

Die ersten Russen

Um neun Uhr ertönt von ferne her Pferdegetrappel. Eine leichte Staubwolke wird sichtbar, und *wenige Minuten später sehe ich mich einer Kavalleriepatrouille gegenüber. Es sind Russen, die Vorhutspitze der roten Truppen.* Ein Oberleutnant führt sie, er ist von zehn Mann begleitet. Alle sind in tadelloser Ausrüstung und tragen die alten russischen Uniformen, auch die gleichen Rangabzeichen.

Ein Verhör

Man hält mich an. Der Offizier fragt höflich, aber bestimmt: »Wer sind Sie?«
Ich legitimiere mich. Er prüft sorgfältig meine Papiere, gibt sie zurück und fragt: »Woher kommen Sie?«
»Von Lyck.«
»Also aus Deutschland. Was suchen Sie hier?«
Ich bemühe mich, ihm den Zweck meiner Anwesenheit zu erklären, er ist zuerst äußerst mißtrauisch und zeigt nicht übel Lust, mich festnehmen zu lassen. Dann fragt er: »Haben Sie polnische Truppen gesehen?«
»Ja, einige versprengte Flüchtlinge. Zwei kleine, regellose Abteilungen.«
»Mehr nicht?«
»Nein, mehr nicht!«

Was der russische Offizier erzählte

Das Verhör ist beendet. Es scheint befriedigend ausgefallen zu sein, der Offizier wird liebenswürdiger und berichtet ungezwungen von den letzten Kampfereignissen: »Wir haben große Erfolge gehabt. Soeben wurde von uns *Suwalki* besetzt. Dort sind jetzt Litauer und Russen. Ehe die Polen abzogen, haben sie noch geplündert und ein Pogrom veranstaltet. Ebenso auch in *Lomza*, das wir gleichfalls eingenommen haben. Wissen Sie übrigens, daß auch *Ossowietz* von uns besetzt ist, desgleichen Grajewo?«
»Werden Sie die deutsche Grenze überschreiten?«
Er schüttelt den Kopf: »Wir haben keine diesbezüglichen Befehle. Ich glaube, das kommt auch gar nicht in Frage. *In Deutschland haben wir nichts zu suchen!*«
»Wissen Sie etwas vom bevorstehenden Waffenstillstand?«
Er ist erstaunt: »*Davon ist mir noch nichts bekannt!* Aber möglich wäre es schon. Die Polen sind fertig. Hier gibt es keine Kampffront mehr, sie ist durchbrochen. Die Polen befinden sich in vollster Auflösung. Sie haben ein Debakel erlitten.«
Hinzuzufügen ist noch, daß ich aus meinem Gespräch mit dem russi-

schen Oberleutnant den Eindruck gewann, daß er *überzeugter Sozialist* ist. Ausgesprochen kommunistischen Ansichten scheint er nicht zu huldigen. Er hegt Achtung vor dem Deutschtum, hofft auf einen Sieg der Sowjetarmee und erwartet, daß in ganz Europa der Sozialismus seinen erfolgreichen Einzug halten werde.
Der russische Offizier macht den Eindruck eines gebildeten Mannes, er spricht Russisch, Polnisch, Französisch und recht gut Deutsch. Wie er mir noch mitteilt, hat er in der Zarenarmee als Leutnant gedient und den ganzen Krieg mitgemacht. Er warnt mich weiterzugehen: »Sie würden auf größere Truppenverbände unserer Leute stoßen und... na... man kann für nichts garantieren. Sie könnten festgenommen werden. Kehren Sie lieber um.«

Flucht der interalliierten Kommission?

Die Patrouille reitet weiter und ist bald aus dem Gesichtsfeld verschwunden. Ich trat, dem Rat folgend, den Rückzug an. Spätabends traf ich, ohne Zwischenfall, wieder in *Lyck* ein. Dort herrscht *große Erregung*. Man hat erfahren, *daß die von der Entente geplante Munitions- und Truppenzufuhr zu Wasser nur als ein Trick anzusehen* sei. Die Entente nimmt den Standpunkt ein, daß das *Abstimmungsgebiet nicht zu Deutschland gehöre, also nicht an die deutsche Neutralitätserklärung gebunden sei, und man befürchtet dringend, daß die Entente es als Operationsbasis für Unternehmungen gegen die Russen benutzen wolle*. Die Ententekommission fährt übrigens, wie ich höre, am heutigen Freitag von der Grenze ab. Wahrscheinlich auf Grund der sie beängstigenden Nachrichten über den Vormarsch der russischen Truppen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 30. 7. 1920

IN DEN WÄLDERN VON AUGUSTOWO

Die Reste der polnischen Nordarmee – In Suwalki – Unheimliche Wälder – Bandenkrieg

Lyck

Ich kehre soeben von einem Ausflug in das Innere des Kampfgebietes *Suwalki – Augustowo* zurück. Ich mußte einen Weg suchen, auf dem ein Zusammentreffen mit polnischen Truppen bzw. Sicherheitswehren weniger in Betracht kam. Der Druck der russischen Armee von Norden gegen die Überreste der polnischen Wehrmacht, die sich noch im Kampfgebiet *Ossowietz* befinden, wo übrigens auch ein Gruppenkommando eingerichtet ist, bewirkt es, daß *nördlich von Ossowietz* nur noch zersplitterte Teile der polnischen Armee, einzelne Kompanien, seltener Regimenter, Stellungen, Wege, Brücken besetzt halten. Entlang der ostpreußischen Grenze von der *Romintenschen Heide* ungefähr bis südlich um *Marggrabowa* sind polnische Grenzposten sehr selten. Von Marggrabowa bis *Raczki* in Polen begegnet man nur deutschen Grenzposten, für die ein Ausreisevisum von einer der interalliierten Kommission in Ostpreußen genügt. In Raczki bekam ich einen Wagen von einem polnischen Juden. Es war gegen 8 Uhr morgens. Er erklärte, nur bis zum Einbruch der Dunkelheit fahren zu wollen. Dann sei es in den Wäldern zu gefährlich. Von Raczki führt eine Chaussee geradewegs nach *Suwalki.* Zu beiden Seiten wellt sich das Land. Auf der Chaussee bleibt man häufig stecken. Man kennt in Polen keine Fahrtrichtung. Trainzüge, verhältnismäßig gering an Umfang, stehen bald rechts, bald links. Man tut am besten, in der Mitte zu fahren. Man fragt nicht; wenn man fragt, wird man verhaftet wegen Spionageverdachts und womöglich drei Tage festgehalten. Manchmal erschossen. Wie man's trifft. Die meisten hier befindlichen Regimenter stammen aus der so rasch zusammengeschmolzenen Freiwilligenarmee, die zu Beginn des Feldzuges gegen die Bolschewisten rasch auf 300000 gestiegen war und jetzt nur noch kaum 60000 Mann zählt. Es sind die Regimenter 6, 9 und 21, soviel ich aus den Nummern auf Achselstücken, Kappen usw. ersehen konnte. Lauter junge Menschen im Alter von ungefähr neunzehn bis fünfunddreißig Jahren.

Die polnische Front, die früher die Verteidigungslinie Grodno-Nje-

men-Orginskikanal-Styr-Sbrudz innegehabt hatte, hat sich jetzt um die Hälfte verkürzt. Die *russische Nordarmee* ist im ganzen *zwei Infanterie- und zwei Kavalleriedivisionen* stark. Eine russische Infanteriedivision hat ungefähr 6000 Mann, eine Kavalleriedivision ungefähr die Hälfte. Die russischen Truppen, die also in der Nähe Ostpreußens stehen, sind im ganzen 8000 Mann – hoch gerechnet – stark. Daß die Polen vor dieser kleinen Armee zurückweichen müssen, trotz der Alliiertenhilfe – französische Artillerie mit Offizieren und Bedienungsmannschaft kämpft mit–, beweist die innere Schwäche des polnischen Staates.

Die Chaussee, auf der ich fahre, ist heiß, trocken und staubig. Es liegen sehr wenig Ansiedlungen am Weg. Hier und dort ein paar Bäume. Ringsum noch Spuren vergangener Weltkriegskämpfe, aufgeworfene Erde, Schützengrabennarben. Charakteristisch ist, daß in dem gegenwärtigen russisch-polnischen Krieg, der ja in der Hauptsache Bewegungskrieg ist, von polnischer Seite sehr wenige Befestigungen ausgeführt wurden – wenigstens auf der Strecke, die ich sah.

In *Suwalki*, einem Nest von ungefähr 3000 Einwohnern, war ein polnisches Regimentskommando, ein Artilleriepark, ein Trainpark. Alles in »geschlossenen Lagern«. Suwalki war, wie ich von einem polnischen Unteroffizier erfahren konnte, zweimal von Bolschewikenbanden – nicht regulären Truppen – vorübergehend besetzt. Aus *Suwalki* und übrigens auch aus *Augustowo* sind bezeichnenderweise sämtliche Beamte schon ungefähr drei Wochen weiter nach dem Süden abgeschickt worden, ohne daß die Stellen von Militärbeamten besetzt worden wären. Die Folge dieser Hals-über-Kopf-Taktik ist, daß auf dem ganzen Landstrich von der Grenze bis zur Kampffront und im Süden bis ungefähr Bialystok kein Telegraph und Telephon verkehrt und die wichtigsten Verbindungsmittel für die Armee fehlen.

Da der Mann, mit dem ich nach Suwalki gekommen war, durchaus umkehren wollte, mußte ich nach einer neuen Fahrgelegenheit suchen. Es gelang mir, einen längst requirierten Bauernwagen, der seinem Besitzer für Geld und gute Worte doch noch überlassen worden war, in *Okuniewiec* bei Suwalki zu bekommen.

Die Wälder von *Suwalki* und *Augustowo* sind wirklich unheimlich. Die Chaussee läuft in der Mitte, schneidet also den dichten Laubwald, der nur von Zeit zu Zeit durch einzelne kleine Tannengruppen unterbrochen wird, durch. Es fängt an zu regnen. Es ist merkwürdig still.

Irgendwo in der Ferne wiehert ein Pferd. Ein halbzerbrochenes Wägelchen kollert über den Weg. Verschwindet hinter der Biegung eines Karrenweges, der, quer über die Chaussee laufend, sich im Wald verliert. Sonst nichts. Zweimal hörte ich im ganzen Gewehrschüsse knallen. Einmal knatterte irgendwo ein Maschinengewehr auf, verstummte plötzlich. Es war nur eine Übung. Von der Richtung Grodno her war nichts zu vernehmen.
Die Polen haben die Sträflinge, die im suwalkischen Gefängnis gesessen waren, nach Augustowo oder südlich weiter überführen wollen. Bei dieser Gelegenheit entkam ein Trupp der Häftlinge. Sie treiben sich jetzt bewaffnet in dieser Gegend herum. Bis an die ostpreußische Grenze haben sie sich nicht gewagt. Aber die Patrouille, auf die ich hier, richtiger: die hier auf mich stieß, scheint aus ehemaligen Häftlingen bestanden zu haben. Der Führer, in einem etwas seltsamen Aufzug, gab sich für einen – *Bolschewiken* aus. Allerdings, es kann auch ein versprengter Bolschewik gewesen sein. Bolschewistische, polnische, litauische Banden – es kommt hier alles durcheinander. Zumeist abgesprengte Heeresteile, häufig aber auch Deserteure, die sich ohne Unterschied der Armeezugehörigkeit zu reinen Raubzwecken zusammenschließen.
Der Zusammenstoß mit diesen wirklichen oder angeblichen Bolschewisten verlief glimpflich. Es kostete ein paar Zigaretten, eine Zigarre für den Führer, die er sorgfältig in ein Stück Papier hüllte und in die Rocktasche steckte. Er erzählte, er sei von der dritten »Sotnie«, Kavallerie 5, und seit acht Jahren Soldat. Dabei wußte er seine Division nicht anzugeben, konnte nicht lesen und stammte aus der Pripjedgegend. Er war dummschlau von Angesicht, trug einen Brotsack um die rechte Hüfte, Karabiner um den Rücken geschnallt und eine »Menaschka«, längliche russische Menagenschale, im Gürtel. Zum Abschied klopfte er mir auf die Schulter. Wohlwollend, herablassend.
In *Szczepki*, einem Dorf, das aus Trümmern, einer Hütte und einer kleinen provisorischen Schenke besteht. Vor dem »Gasthof« stand – ein Auto. Tadelloses, privates Auto. Und drin, in der Schenke, saß der Autogast. Mein Kollege aus Berlin, von dem ich mich vorgestern in Lyck getrennt hatte.
Allgemein läßt sich folgendes zusammenfassend sagen: Dieser Krieg ist in der Hauptsache ein *Bandenkrieg*. Und zwar werden die Bandenbildungen von beiden Parteien absichtlich vorgenommen. Diese

Kampfmethode liegt einerseits der an Zahl und technisch-militärischem Können ziemlich schwachen Sowjetarmee besser, andererseits aber paßt er auch den Polen, die begreiflicherweise einen Rückzug leichter bewerkstelligen, wenn sie in aufgelösten Banden und Gruppen flüchten. Allerdings erschwert das bei den letzteren eine Zusammenfassung des geschlagenen Heeres oder macht eine solche überhaupt unmöglich. Es ist auch unmöglich, daß die an die Ostgrenze Preußens gedrückten polnischen Armeeteile sich je erholen. Dieses erhellt ja auch aus folgendem: Von Augustowo nach Grajewo führt nur eine eingleisige Bahn, und diese ist jetzt, nach Aussagen polnischer Unteroffiziere, zerstört bzw. funktioniert nicht. Von Grajewo über Ossowietz nach Bialystok verkehrt die Bahn. Aber die Verbindung zwischen Bialystok und Warschau ist an mehreren Stellen unterbrochen. Nur eine Chaussee verbindet die an der ostpreußischen Grenze kämpfenden Polen mit Warschau. Nur der *Waffenstillstand* kann die Truppen vor völligem Verderben retten.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 31. 7. 1920

ROTE KOSAKEN AN DER GRENZE

Die russische Kavallerie – Ein junger General – Schwacher deutscher Grenzschutz – Die Entente in Allenstein

Allenstein

Bolschewistische Kavallerie, die gestern noch in *Lonza* gewesen ist, wurde zurückgeschlagen. In *Grajewo* sind größere bolschewistische Truppenmengen einmarschiert. An der Grenze bei *Prostken* befindet sich *eine Schwadron bolschewistischer Kavallerie*. Ich habe sie selbst gesehen und konnte mich davon überzeugen, daß sie *gut ausgerüstet* ist. Im Munitionsgürtel trägt jeder Mann 260 Patronen. Der Führer, Reserveoffizier, von Beruf Student, versicherte mir, daß er *nicht* daran denke, deutsches Grenzgebiet zu verletzen. Die bolschewistische Kavallerie, die sehr gut ist, hat die kleinen Pferde, die im Krieg üblich waren. Die Mannschaft besteht zum Teil aus *Donkosaken*, die teils in alter Montur, teils in moderner feldgrauer Uniform stecken. Es

herrscht *militärische Disziplin*, Salutieren usw. nach altem Stil. Die Russen bezahlen alles Requirierte mit Sowjetnoten und behandeln die Grenzbevölkerung gut. Polnische Militärflüchtlinge, die bisher in Preußen waren, kehren in großen Mengen zurück. Dagegen flüchten die reichen Polen aus *Suwalki* und *Augustowo*. In mehreren Städten haben die eingerückten Sowjettruppen Plakate und Ankündigungen an die Bevölkerung veröffentlicht, um sie zu beruhigen. Unter den Kommandanten der russischen Armee ist *General Suchaczewski* besonders *beliebt*, ein vierundzwanzigjähriger junger Mann, der ehemals zaristischer Oberleutnant, jetzt Sozialist aus Überzeugung ist. Die *ganze Grenze* entlang ist *russische Kavallerie* sichtbar, doch sind nirgends Grenzverletzungen vorgekommen. Die Truppen versichern der Bevölkerung immer wieder, daß sie die Grenze respektieren würden. Der polnische Rückzug ist noch im Gange. Die letzten Regentage haben die Rote Armee in der Verfolgung etwas aufgehalten. Von einem *Waffenstillstand* wissen die Truppen nichts. Die Verpflegung scheint nicht besonders gut zu sein, die Soldaten sind hungrig. Die polnische Postenkette an der ostpreußischen Grenze wurde *auf die Höhe von Friedrichshof zurückgezogen*. (Friedrichshof liegt im Kreise Ortelsburg.) *Unser Grenzschutz* braucht dringend *Verstärkung*. An manchen Teilen der Grenze sind *keine 400* Mann anwesend, während drüben *Tausende* flüchtender, bewaffneter Polen sind. Die deutsche Bevölkerung erwartet daher dringend den Einmarsch der Reichswehr, von dem man sich wenigstens eine moralisch beruhigende Wirkung verspricht.

In *Allenstein* befindet sich ein Heerlager zurückgezogener *Ententetruppen*. Die Interalliierten sind sichtlich ziemlich *ratlos*, weil ihnen der rasche bolschewistische Vorstoß ganz gegen den Strich geht. Die Interalliierten waren bereit, die Grenze nicht zu verlassen, wurden aber von den Ereignissen überrascht und mußten aus Furcht vor einem Zusammenstoß mit Sowjettruppen sich bis *Allenstein zurückziehen*. Jetzt ist offenbar zwischen der interalliierten Kommission in Allenstein und der Entente *die Verbindung unterbrochen*, denn die Allensteiner Kommissionen warten auf Befehle, die indessen nicht kommen.

In *Westpreußen* ist zum ersten Male ein Zug polnischer Flüchtlinge, unter denen sich meist *Beamtenfamilien* befinden, eingetroffen und wird interniert werden. Die ärmere polnische Bevölkerung sieht dem Einmarsch der Sowjettruppen entgegen und flieht nicht.

In *Ostpreußen* beginnen sich *Werbungen für die Rote Armee* allmählich fühlbar zu machen. Als Bedingung für die Aufnahme in die Rote Armee gilt die *Zugehörigkeit* zu einer der beiden *sozialistischen Parteien* seit der Revolution.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 2. 8. 1920

EIN TAG BEI DEN BOLSCHEWIKEN

Besuch in Suwalki – Sowjet-Verwaltung – Die Propaganda

Marggrabowa

Soeben kehre ich aus *Suwalki* zurück, einer der kleinen Grenzstädte, die sich in russischen Händen befinden. Der Ort beherbergt die typische polnisch-jüdische Einwohnerschaft des Ostens. Seit Sonnabend ist *litauische Infanterie in Stärke von ungefähr einer Kompanie* eingezogen. Die Uniformen der Litauer sind aus Khakistoff oder aus durchaus modernem Feldgrau; man sieht sie allenthalben in Suwalki, kleine, untersetzte Gestalten. Sie werden von einem Hauptmann befehligt. Aber *als Zivilbeamte fungieren zwei Sowjetkommissare mit Vollmachten der Moskauer Regierung.* Es ist überraschend, wie schnell und prompt die russische Verwaltungsorganisation arbeitet. In der Verwaltung selbst ist vorderhand *nichts geändert* worden. Die öffentliche Ordnung versieht die Stadtpolizei, d.h. polnische Beamte. Bahn und Post sind geblieben. Die Bevölkerung verhält sich ruhig und scheint offenbar mit der Lage der Dinge durchaus zufrieden zu sein. Bauern aus der Umgebung hielten eine Versammlung ab, in der erklärt wurde, daß sie mit dem Sowjetsystem einverstanden seien, was wohl schon als eine *Folge der russischen Propaganda* anzusehen ist. Die Sowjetkommissare haben *Flugschriften und Broschüren* verteilt sowie Plakate anschlagen lassen, in denen gesagt wird, daß die Juden im Handel nicht beeinträchtigt würden und überhaupt nichts geändert werde. Als *Zahlungsmittel* benützt man *Sowjetrubel,* daneben steht auch die *deutsche Mark hoch im Ansehen.* Es wurde nichts requiriert. Zahlreiche Leute, die geflohen waren, um der Einreihung in die polnische Armee zu entgehen, kehren heim, und es heißt, daß viele von ihnen sich zur russischen Armee melden. Zwischen Litauern und Russen besteht ein

durchaus freundschaftliches Verhältnis. Beide Armeen verkehren kameradschaftlich miteinander. Politisch ist wohl ein Widerstreit vorhanden, der sich aber militärisch nicht bemerkbar macht. Die Aufgabe der Litauer ist sichtlich, die *Vorhut der russischen Armee* zu sein. Bei Neueroberungen besetzen die Litauer die Orte, zu Kämpfen selbst aber werden sie wohl weniger oder gar nicht verwendet, wohl deshalb, weil sie den Russen als unverläßlich gelten. Das Leben in Suwalki ist nach jeder Richtung hin frei, und die Bevölkerung fühlt sich nach dem Abzug der Polen sichtlich erlöst. Die einzige Einschränkung, die besteht, ist die um 9 Uhr abends beginnende Polizeistunde. Die einzigen Delikte, die mit schweren Strafen, und zwar mit dem Tode, bedroht sind, sind der Verkauf und Genuß von Schnaps und Plünderung.
Die Sowjetkommissare sind nicht zugänglich; sie lassen sich nicht sprechen. Ich hörte nur, daß einer von ihnen Schriftsteller sei. Vom Waffenstillstand ahnen die Litauer etwas, haben jedoch keine Gewißheit und glauben auch nicht an ihn. Die Stimmung ist jedenfalls ausgezeichnet, nur herrscht Mangel an Rauchtabak, und als ich hundert Zigaretten verteilte, rief das nicht geringes Aufsehen hervor. Nun, es ist nicht schwer, Aufsehen in Suwalki zu erregen!

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 3. 8. 1920

DIE ROTE ARMEE

Genosse Regimentsarzt

Vor drei Tagen sah ich in Augustowo, wie ein einfacher russischer Soldat einen schlafenden Regimentsarzt weckte. Der Muschik schrie nicht etwa: Euer Gnaden, Infanterist Iwan Iwanowitsch Kolohin bittet Sie gehorsamst, aufstehen zu wollen, sondern *»Stawajtowarysz!«*, was zu deutsch heißt: *Steh auf, Genosse!*
Und – könnt Ihr's glauben? – der Regimentsarzt stand wirklich auf.
Man kann die Rote Armee verstehen, wenn man die Phantasie aufbringt, sich einen Offizier vorzustellen, der nicht weiterschläft, wenn ihm ein Infanterist: Steh auf! sagt. Aber das ist noch immer nicht das Entscheidende. Sondern die Tatsache, daß der also geweckte Offizier *auch weiter Offizier bleibt*. Denn ich sah, wie der Regimentsarzt sich

den Schlaf aus den Augen rieb und dem Muschik befahl »Pajdjom!« – und wie dann der Regimentsarzt voranging, der Muschik ihm folgte, hinter ihm »in Haltung«. Nicht ausgerechnet drei Schritte Distanz, sondern vielleicht nur anderthalb. Denn es war ein Soldat der Roten Armee.
Offiziere und Soldaten speisen in einer *gemeinsamen Messe*. Aber die militärische Form ist da. Die Rote Armee ist *nicht gedrillt, aber diszipliniert*. Sie wird gewiß nicht schikaniert, aber ausgebildet. Die Russen werfen nicht mit Pflastersteinen, sondern schießen. Ihre Karabiner sind von neunziger Konstruktion. Einige österreichische Mannlicher-Gewehre Modell 95 sah ich auch.

Die Gliederung der Sowjet-Armee

Die Sowjettruppen sind in Divisionen, Brigaden, Regimenter, Kompanien und Sotnien geteilt, und nicht in Räuberbanden. Ihr Dienstreglement ist wahrscheinlich ein bißchen zusammengestrichen, aber es ist da. Die Russen marschieren, und wahrscheinlich können sie sogar Parade marschieren, kurz, die Rote Armee ist keine Freibeuterschar, sondern eine Armee. Eine *antimilitaristische Armee*! O Witz der Weltgeschichte! Kreuzritter des zwanzigsten Jahrhunderts. Kreuzritter des Sozialismus.

Die Reitertruppen des Generals Budjonnin

Dabei war es nicht die eigentliche reguläre Sowjetarmee, die ich an der ostpreußischen Front zu Gesicht bekommen konnte, sondern die Freiwilligen; zumeist Kavallerie. Die berühmt gewordenen Reitertruppen des bolschewistischen Generals *Budjonnin*. Dieser war in der zaristischen Armee höherer Unteroffizier, so etwas wie Offizierstellvertreter gewesen. Aktiv, und hatte es *innerhalb eines Jahres bis zum General gebracht*. Er ist einer der verläßlichsten Kommandanten der Sowjetregierung und bei allen Kavallerietruppen beliebt. Verläßlicher jedenfalls und beliebter als *Brussilow*, der nicht, wie Nachrichten in letzter Zeit zu erzählen wußten, ein Kommando an der Nordfront führt, sondern *unter scharfer Kontrolle von Sowjetkommissären in Moskau sitzt und nur Pläne für den Generalstab ausarbeitet*.
Was den General Budjonnin betrifft, so erzählte mir mein Gewährs-

mann, Unteroffizier der russischen Armee, Student von Beruf, daß der General Soldat mit Leib und Seele und *überzeugter Bolschewik* sei. Es sei schwer anzunehmen, sagte der Student, daß ein ehemaliger aktiver Wachtmeister der zaristischen Armee Sozialist aus Überzeugung wäre. »Bolschewik« mag er immerhin sein. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß Budjonnin (er heißt übrigens nicht Budinnyn, wie sonst geschrieben wird) trotz seiner strategischen Selbständigkeit, psychisch Subalterner von Geburt, einem System, das ihn in die für seine militärische Begriffswelt unerreichbar scheinende Generalsregion gehoben hat, aus Dankbarkeit ergeben ist.

Die Ausrüstung der Freiwilligen-Truppen

Von vielen Seiten hört man, die Bolschewiken, die sich in der Nähe Ostpreußens zeigen, wären schlecht ausgerüstet. Das stimmt nicht. Es ist Täuschung. Die Bekleidung der Truppen nämlich, die jetzt Polen besetzen, ist nur *nicht einheitlich*. Es sind, wie gesagt, Freiwilligenregimenter. Sie kämpfen in denselben Uniformen, in denen sie eingerückt sind. Ich sah nur wenige Kavalleriepatrouillen in einheitlicher Uniform. Zumeist ist die Einheitlichkeit der Uniformierung vom Offizier abhängig. Es gibt Offiziere, die sich aus einem militärischen Stilgefühl heraus für die Uniformierung ihrer Truppen besonders interessieren. Das sind zumeist sehr bezeichnenderweise *deutsche Offiziere und Unteroffiziere*. Man macht sich hier und auch in Ostpreußen kaum eine Vorstellung davon, *wieviel Deutsche in der russischen Armee sind*. Die anderen Unterkommandanten haben weder Sinn dafür noch Zeit dazu. Ich sah Soldaten in alten sackbraunen Kazapenmänteln, in Pelzmützen, in einfachen Kappen, dunkelblauen und weißen, und einige sogar ohne Kopfbedeckung in schwarzen, russischen Blusenhemden. Die Distinktion der Offiziere ist, wenigstens bei der Kavallerie, meist irgendwo an der Bluse eine Schleife, in vielen Fällen sind Offiziere von der Mannschaft überhaupt nicht zu unterscheiden.

Die moralische Verfassung der Sowjet-Armee

Von einem demoralisierten Zustand der russischen Armee kann überhaupt nicht gesprochen werden. Die Zeit ist endgültig vorbei, da der Russe seine Stiefel verkaufte und barfuß lief. *Es ist überhaupt unmöglich, einem russischen Soldaten etwas abzukaufen*, denn er hat Geld genug, und Schnaps darf er beileibe nicht mehr trinken, als ihm zugeteilt wird. Essen kann er kaufen, und das tut er auch. Denn die Verpflegung klappt nicht ganz bei den Feiwilligenverbänden.
Jedenfalls macht der russische Soldat keine Geschäfte mehr. Ebensowenig, wie er raucht oder plündert. Man traut seinen Augen nicht: Ein polnischer Jude redet auf einen Kosaken ein. Der Jude möchte gern einen Ledergurt kaufen, und der Kosak – weder verkauft er, noch zieht er eine Nagaika – sondern er lächelt, lächelt: Njet, batjuszka, njet...
Der Antisemitismus ist offiziell nicht vorhanden. *Antisemitische Auslassungen, Diskussionen, Streitigkeiten sind strafbar.* Der jüdische Prozentsatz im russischen Heer ist, wie mir mein Gewährsmann erzählte, verhältnismäßig groß. Durchschnittlich sind ungefähr zwölf Juden in jeder Sotnie.

Zahlungsmittel

Die Russen zahlen mit Sowjetgeld und litauischem. Das Infanterie-Regiment 101, das ich in Augustowo sah, hatte sehr viel litauisches Papiergeld. Die Sowjettruppen finden alles furchtbar billig in Polen. Ich sah, wie ein Infanterist ein Pfund Bonbons in einem Judenladen kaufte. Er gab *fünfhundert Rubel* dafür. Als ihm der Jude herausgeben wollte, winkte der Soldat ab.
Die Folge dieser Überschwemmung mit Sowjetrubeln ist natürlich ein *rapides Steigen der Preise. In sämtlichen besetzten Gebieten sind die Preise über Nacht um fünfundzwanzig Prozent gestiegen.* Die Kaufleute von *Suwalki* und *Augustowo* fangen schon jetzt an, Waren ins Innere von Rußland zu schaffen. Das ist leicht. Man fährt innerhalb des Sowjetgebiets mit einer Legitimation der Heimatgemeinde oder überhaupt ohne Papier. So hat sich die Welt geändert. Der Paß, ehemals eine russische Spezialität, ist ein Reise- und Kulturdokument des »freien Westens« geworden.

Sozialisierungsmaßnahmen

Die alarmierenden Nachrichten über gewaltsame und sofortige Sozialisierungen durch die russische Armee sind falsch, zumindest tendenziös übertrieben. Mit jeder größeren russischen Truppe rückt ein *Zivilkommissar* ein. Dieser hat nur die Aufgabe, die *administrative Leitung der Behörden* zu überwachen, keinesfalls aber das Recht, auf eigene Faust zu sozialisieren. Die Berichte von wilden Banden, die »sozialisierend« den Bolschewisten auf dem Fuße folgen, sind selbstverständlich gefärbt. Daß sich hinter dem Rücken einer erobernden Armee Räuberbanden bilden, ist besonders bei den Verhältnissen in Polen selbstverständlich. Allein diese Banden rauben eben, sozialisieren aber nicht. Richtig sozialisiert wird nur in auffallend großen Gutshöfen, wo Knechte und Mägde sich den Besitz der Herrschaft teilen. Der polnische Gutsbesitzer würde bei dieser Gelegenheit von den Sowjettruppen sicherlich auch zu Rate gezogen werden. Aber er ist längst mit seinem beweglichen Vermögen geflüchtet. Daß sich jedoch die Sowjetarmee in jeder eroberten Stadt mit Bitten um Rat und Hilfe an die dort bestehenden Arbeiterorganisationen und Gewerkschaften wendet, ist nur natürlich. Man kann von einer Roten Armee wirklich nicht verlangen, daß sie etwa die Vereinigung der Ritter vom Malteserorden oder einen feudalen Herrenklub um Unterstützung angehe. Den Sicherheitsdienst übernehmen Arbeiter, aber ohne daß die alte Polizei, die in Augustowo zum Beispiel eine Art Einwohnerwehr ist, aufgelöst werden würde. Der einzige »Terrorakt« der russischen Armee war der, daß die Stadtpolizei die *weißen Binden ablegen* mußte. Daß sich in jeder polnischen Stadt nach dem Einmarsch der Sowjettruppen sofort ein Arbeiterrat bildet, ist selbstverständlich. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß in Deutschland Arbeiterräte, ohne daß Sowjettruppen einmarschiert wären, gebildet worden sind.

Die Stimmung der Bevölkerung

Die Bevölkerung, die in den letzten zwei Wochen sich nicht auf die Straße gewagt hatte, ist über den Einmarsch der Russen herzlich froh. Man versteht das, wenn man hört, daß die Polen in *Suwalki* auch bei

Stammesgenossen, polnischen Bauern, nicht nur Juden und etwa dort wohnenden Russen, Vieh requirierten, Pferde, Geld, Materialien, ohne zu bezahlen, und Tiere und Gegenstände, die man ihnen nicht überlassen wollte, auf der Stelle vernichteten bzw. totschlugen. Vor ihrem Abzug aus Suwalki veranstalteten sie, wie ich schon berichtete, ein kleines Mordfest. In *Grodno* brachten die Polen sechzig jüdische Familien um. Nach bewährten Mustern wurden *siebzehn junge Männer geblendet, schnitt man Frauen die Brüste ab und vergewaltigte Minderjährige.* Auch die katholische Bevölkerung kam schlimm weg. Nun, da selbst von der gefürchteten Sozialisierung nichts zu sehen ist, freuten sich Jud und Christ über die Sowjetarmee. Die Polizeistunde ist zwar für 9 Uhr festgesetzt. Aber die *neunte Abendstunde ist nach russischer Zeit (Moskau) zwölf Uhr Mitternacht.* Und auch wenn man nach neun auf die Straße kommt, wird man mit Towarisch (Genosse) angeredet.

Das Kulturniveau der Bolschewiken-Armee

Im allgemeinen ist das geistige Niveau des russischen Soldaten dasselbe geblieben, nur das moralische hat sich gehoben. Ich sprach mit mehreren Kosaken, die von *Lenin* nichts wußten. Dagegen ist *Trotzki* geradezu eine legendäre Persönlichkeit im russischen Heere. »Trotzki«, sagte mir einer, »ist der größte Mann der Welt. Wenn er spricht, kann er alles von den Soldaten haben. *Er spricht so laut, daß ihn zwei Regimenter, in weitem Karree aufgestellt, hören können.* Trotzki ist größer als der Zar.«
Zeitungen sind bei keinem russischen Soldaten vorzufinden. Von Zeit zu Zeit bekommen sie umsonst das sozialistische offizielle Blatt zugesendet. Heeresberichte werden vom Kommandanten beim Appell verlesen. Politische Vorträge halten Studenten, Schriftsteller, Künstler, die eigens zu diesem Zweck die Truppen besuchen. Schreiben und lesen können immer noch die wenigsten Soldaten. Es wird politisiert. In den Schänken, wo allerdings kein Schnaps verabreicht wird, sitzen die Muschiks herum und lassen sich, gewöhnlich von einem jüdischen Kameraden, vorlesen.

Die Freiwilligenmeldungen

Man macht sich kaum einen Begriff davon, *wie viele junge Leute sich freiwillig zur Roten Armee melden.* Und das sind nicht nur Polen, Deserteure, die vorher geflüchtet waren und jetzt zurückkehren, sondern Deutsche, und zwar deutsche Arbeiter aus dem Rheinland. Mit jedem Schiff, das von Swinemünde nach Königsberg fährt, kommen ungefähr zwanzig rheinländische Arbeiter, die sich der Roten Armee zur Verfügung stellen wollen. Sie haben selten Glück. Sie sind ungeschickt genug, mit vorschriftsmäßig visierten Pässen über die Grenze kommen zu wollen; da aber die Interalliierte Kommission im Verein mit der deutschen Behörde überhaupt jeden Grenzverkehr verbietet, ist ein Überschreiten der Grenze nur auf Schleichwegen möglich. Die deutsche Postenkette an der Grenze ist sehr dicht, aber die polnischen Deserteure, die nach Rußland hinüberwollen, sind auf einen Trick gekommen. Sie lassen sich von jemandem begleiten, der im Lande bleiben will. Und während sie die Flucht wagen, stellt sich der simulierende Flüchtling hart an der Grenze auf und läßt sich von den Wachtposten so lange beobachten, bis er annehmen kann, daß sein Kamerad glücklich drüben ist.

Sie rüsten ...

So sieht die Rote Armee aus. Sie wird nicht nach Ostpreußen kommen. Sie kann nicht nach Ostpreußen kommen. Das Hakenkreuz in Ostpreußen ist viel zu stark. Mir geschah folgendes auf der Rückreise von Insterburg nach Königsberg. An einem Kupeefenster hart neben mir stand ein blonder junger Mensch und unterhielt sich mit einem draußen stehenden Passagier. Dieser steckte dem Mann im Kupee irgend etwas mit geheimnisvollem Augenzwinkern zu, ich vermutete, eine Waffe. Aus dem Innern des Kupees kam plötzlich ein kleiner, runder, satter Kaufmann aus Insterburg oder Umgebung hervor.

»Hören Se, junger Mann, ich nähme Ihren Platz ein, wenn Se nich wächgehn.«

Der junge Mann wendete sich um. »Sie brauchen sich nicht so aufzuregen.«

Der andere: »Sonst känn ich glauben, Sä sind auch so een Jud. Aber Se sind ja een deutscher Mänsch.«

Darauf der Junge unter Hinweis auf sein Hakenkreuz: *»Diese Beleidigung lasse ich nicht auf mir sitzen.«*
Aus einer dunklen Kupeenische ächzte die Stimme eines Juden: »Immer Jud, Jud, was kann ich dafür, daß mein Vater ein Jud war?«
Später, beim Aussteigen in Königsberg, kam ich zufällig mit der Hand an die Rocktasche des Hakenkreuzhelden. Ich tastete mindestens einen Armeerevolver. In der Hand trug der junge Mann eine Munitionskiste. Sie war sehr schwer.
Es wird gerüstet in Ostpreußen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 5. 8. 1920

EIN EXPERIMENT

Die andern, die zwei und fünf Mark gezahlt hatten, dürften sich sogar geärgert haben. Ich aber langweilte mich nur, denn ich war eingeladen. Karl Mayer – kennen Sie Karl Mayer? – (Er hat den Caligari-Film miterzeugt, was immerhin Begabung beweist. Aber, oh! – wäre es dabei geblieben!...) Karl Mayer also bearbeitete den Fuldaschen »Dummkopf«, ein Lustspiel in abgestandener Kitschtunke, für den Film. An und für sich ist es ein Verdienst, deutsche Literatur zu reduzieren. Aber sich einzubilden, daß sie nach der Reduktion erst recht Literatur sei, ist Unsinn. Ludwig Fulda ist genug. Karl Ludwig Mayer-Fulda kann man gerade noch im Film vertragen. Dieser Kentaur mit Filmphysiognomie und literarischem Unterleib aber wurde im Meistersaal in der Köthenerstraße verlesen. Herr Doktor Pauli, der »einführender Worte« eine Menge sprach, erklärte, es sei ein »interessantes Experiment« hier zum ersten Mal versucht: die Vorlesung eines Filmmanuskripts.
Ich hätte es mir ersparen können, hier, just an dieser Stelle, wo Raummangel Wichtigeres gebeut, über dieses Experiment zu sprechen, wäre es nicht ein irritierend-klassisches Beispiel für die lächerlichen Bemühungen derer um den Film, diesen justament und unermüdlich auf eine höhere Wertsprosse der Literaturleiter zu heben. Mir däucht, die Berliner Filmtechnik und all ihr Drum und Dran sind alt genug, um dieser Primanerambitiönchen endlich einmal ledig zu sein. Dieses krampf-

hafte Suchen nach Beweisen für den »Kunstwert« des Films führte zu einer Vorlesung, bei der Lulu Pick, der verurteilt war, aus dem Experimentalobjekt schweißtriefend einen »interessanten Abend« auszugraben, mit bemitleidenswertem Opfermut sechs Akte las und es immerhin durch ein gewisses Können zustande brachte, daß die andern sich ärgerten, ich mich langweilte, aber nur wenige aufrichtig genug waren fortzulaufen. Das hat man davon...

Ein Bühnendrama kann man vorlesen, ein Filmmanuskript nicht. Denn jenes wird, auch wenn aufgeführt, gesprochen, dieses gestikuliert. Der künstlerische Ausdruck für das Bühnendrama ist bei Aufführung und Vorlesung das Wort. Ein Filmmanuskript kann man nicht verlesen, sondern, wenn man will, vorgestikulieren. Denn nicht das Wort, sondern die Geste ist das künstlerische Ausdrucksmittel für das Filmwerk. Diese einfache Weisheit kapierte man nicht. Also kam das »Experiment« zustande. Gott behüte uns vor einer Wiederholung!

Freie Deutsche Bühne, 8. 8. 1920

MOSAIK AUS OSTPREUSSEN

Zu Schiff nach Königsberg

Königsberg, im August

»Völkerrecht« heißt man das Unrecht, das die Völker einander nach festgelegten Regeln antun.

Nach der Beendigung des Weltkrieges erfand man den Begriff des »Korridors«, durch den man gegenwärtig das Völkerrecht spazierenführt. Das Völkerrecht füllt den Korridor so vollkommen aus, daß ich von Swinemünde über die See nach Königsberg fahren mußte.

Ich saß im Salonwagen erster Klasse. Ja.

Saßen außer mir noch drei Kaufleute aus Königsberg da und waren seekrank. Sie übergaben sich in ausländischer Valuta und Ulaunsteinpreisen. Das aber ertrug ich noch.

Nun hat eine Berliner Filmgesellschaft eine Schauspielerexpedition nach den Masurischen Seen ausgerüstet. Es waren da: drei bekannte Berliner Schauspieler. Sie trugen ihre Berühmtheit und ihre Sportanzüge mit Andacht und Eleganz. Dann noch eine kleine Schauspielerin,

die ich vom Sehen kannte. Aus dem Café. Und noch eine Schauspielerin, die so dämonisch aussah, daß ich schwor, sie sei eine Ungarin. Und sie war wirklich aus Ungarn.
Ihre Abstammung verpflichtete sie zu einem höchst ungrammatikalischen Deutsch, das sie mit lauter Meisterhaftigkeit mundhabte. Sie hatte entschieden Talent, »fremde Größen« zu spielen. Das heißt: Bei einer Ungarin kann man nie wissen, ob es wirklich Talent oder nur Nationalität ist.
Und das ertrug ich nicht mehr. Denn als ich hörte, daß die Schauspielergesellschaft zwecks »Stellung« eines patriotischen Films an die Masurischen Seen gehe, wurde ich seekrank.
Die Kaufleute riefen: »Stiu-art!« und dachten, dieser wäre auch ein Drama von Friedrich Schiller. Aber einer, der es besser wußte, korrigierte: »Ste-ward«, sagt man bei uns in Königsberg.
Das Meer wußte, was es den Passagieren schuldig war, und benahm sich wie beim Photographen. Es posierte Ruhe und Bewegtheit. Abwechselnd. Zum Schluß spielte die Welt Sonnenuntergang am Meer. Die Welt war eine Ansichtskarte.
Ein Kaufmann aus Königsberg sagte: Ah!
Und da landeten wir schon in Pillau.

Durchläufer

In Königsberg sind alle Hotels besetzt. Zum Glück gibt es noch »Fremdenheime«.
»Fremdenheime« sind Anstalten, in denen sich selbst ein Heimischer fremd fühlt.
Ich sprach einen Mann vor dem Bahnhof an, und der führte mich ins »Kaiser-Fremdenheim«. Der Inhaber dieses Fremdenheims ist zugleich Privatdetektiv.
Man denke, wie »heimisch«. Es ward mir sehr fremdenunheimlich.
Im Flur, auf buntem Fensterglas, ein Porträt Kaiser Wilhelms.
Im Entrée, wo das Telephon angebracht ist, ein Porträt Kaiser Wilhelms.
Im »Empfangszimmer«, wo die Inhaberin sitzt, ein Porträt Kaiser Wilhelms.
Im »Empfangszimmer« waren zwei Landwirte aus Ostpreußen.

Der eine hatte ein Zimmer mit zwei Betten bekommen und wollte nur eines bezahlen.
»Ich benutze ja nur eenes. Und ich bin hirr, aus dem Krreis Königsberchs zu House. Sie müssen mich anders behandeln als solche Dorchläufer.«
Dabei sah er mich an.
Später traf er mich im dunklen Korridor und stieß mich an, ohne ein Wort zu sagen.
»Verzeihung sagt man bei solchen Gelegenheiten« – rief ich ihm zu.
»Sie werden mich niecht lehren«, sagte er. »Sie – Dorchläufer!«
Und er spuckte aus vor einem, der nicht im Kreis Königsberg zu House war...

Königsberger Sonntag

Vormittags rudert man am Königsberger Teich.
Nachmittags rudert man am Königsberger Teich.
Abends rudert man am Königsberger Teich.
In der Zwischenzeit sitzt man in einem der Kaffeehäuser, in denen die Musik Walzer aus dem Dreimäderlhaus spielt.
Plötzlich erlischt das elektrische Licht. Es ist Streik in Königsberg.
Die Musik will zeigen, daß sie geistesgegenwärtig ist, und spielt weiter.
Aber sie rutscht aus dem Dreimäderlhaus in den Grafen von Luxemburg.
Um elf Uhr gehen die Bürger heim durch stockfinstere Gassen.
Kommt ihnen ein Trupp streikender Arbeiter entgegen. Ganze Familien mit Kind und Kegel. Und groß und klein singen: Die Arbeit hoch!...
Die »Burschoahs« ärgern sich.
Königsberger Sonntagsvergnügen.

Kino

Auch im Kino war ich. Man gab »Die Sucht nach Luxus«. Die Geschichte einer schönen Jüdin, die ihre Familie verläßt, die Geliebte eines Grafen mit Monokel wird und schließlich zugrunde geht.

Diese Filmtragödie ist tendenziös. Durch die Löcher ihrer Tragik schimmert junkerlicher Antisemitismus durch.
Man klatscht Beifall im Königsberger Kino. Es ist sehr finster. Vorn, auf den dritten Plätzen, kichert jemand wie gekitzelt.
An tragischen Höhepunkten spielt die Musik:
Puppchen, du bist mein Augenstern.

Allensteiner Theater

Vor dem Regierungsgebäude in Allenstein zwei englische Wachtposten in Khaki. Sehr stramm. Ihre Bajonette blitzen geradezu preußisch. (Ist das eine Beleidigung?)
Wenn ein Offizier vorbeigeht, nehmen sie Gewehr bei Fuß. Es sind stramme, brave, preußische Engländer. Gott segne sie! Zwecks Abschaffung preußischer Schildwachterei haben sie den Krieg geführt...
Am Allensteiner Theater gibt man den »Strom« von Max Halbe. In den Pausen trinkt man Zuckerwasser mit Zitronensaft und »lustwandelt«.
Man klatscht in Allenstein lauter als anderswo. Die Schauspieler bekommen sogar Blumen, Geranienblüten aus Blumentöpfen und eine Rose mittendrin. Eine verzweifelte Rose.
»Der Strom« von Halbe ist ein trauriges Stück und sollte in Allenstein nicht gespielt werden.
Denn die Allensteiner lachen sehr gerne. Sie lachen auch bei traurigen Stücken.
Zum Schluß stürzen bekanntlich beide Brüder in den »Strom« und ertrinken. Das ist zu traurig für Allenstein.
Ein Bürger, der vor mir saß, wischte sich den Schweiß mit einem blauen Taschentuch von der Stirne und sagte: »Das wußt' ich ja! Wenn man so'n Bruder hat!«...

Internationales

In Lyck kommt man um Mitternacht an. Und außerdem regnet's. In kleinen Städten kommt man immer um Mitternacht an. Und gewöhnlich regnet's.

In Lyck sind die Hotels auch besetzt. Aber irgendwo kann man noch unterkriechen. Haben Sie eine Ahnung, warum Lyck so voll von Fremden ist?
In Lyck waren die Italiener. Der Herr Oberst »Colonel«, Offiziere. Die Frau Oberst, das Bambino, der kleine Junge des Obersten, eine Offiziersmesse und ein Grammophon mit Caruso-Platten. Natürlich. In der italienischen Offiziersmesse hing das Bildnis Hindenburgs. Und Caruso sang aus dem Grammophon. Verdi.
Die Platten aber waren – deutsch. D.R.P.
Dagegen wurde ein italienischer Sergeant, der ein Mädchen aus Lyck liebte, meuchlings von einem unbekannten Mörder erschossen. Wenn man in Lyck ein Mädchen lieben will, so muß man in Lyck oder mindestens in Ostpreußen geboren sein. Sonst wird man meuchlings erschossen. Man ist – wie sagt man doch in Königsberg? –, man ist ein »Dorchläufer«.
Ein anderer Sergeant aber verlobte sich mit einer Inderin, die Emma hieß. Er ließ eine Verlobungsanzeige in die Lycker Zeitung einrücken. Zum erstenmal, seitdem Lyck besteht, hatte etwas Internationales im Blättchen gestanden.
Im Lycker Kabarett – jawohl Kabarett! – sind sogar gute Kräfte. Die besten Nummern geben die Zuhörer. Als der Conférencier ein Spottlied auf Noske sang, stand einer auf, rief: Pfui! und ging hinaus.
Es war ein Eingeborener. Groß, dumm und selbstlos. Denn er hatte einen guten Witz gemacht, ohne Honorar zu verlangen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 9. 8. 1920

BÜCHER DER REVOLUTION

Drei Bücher: ein ungarisches, ein deutsches, ein russisches.
Das ungarische heißt: »Ringende Dörfer« von Béla *Révész* und ist bei *Rowohlt*, von Stefan *J. Klein* schlecht ins Deutsche übertragen, erschienen.
Ungarische Dörfer. Die Männer wandern Arbeit suchend nach Amerika. Zurück bleiben die Frauen, die Greise, das Vieh, die Kinder, das Zigeunermädchen, der Hirt. Der Himmel blau, der Sommer heiß und

das Blut der Frauen begehrlich. Sie verfallen alle dem Hirten, dem Zigeunermädchen, der Mannschaft der Ortsgendarmerie. Sonst findet man in dem Buche noch eine Beschreibung einer Fabrik. Sie ist heiß, wie das Kapitel über die Sinnlichkeit der Frauen. Und die Dörfer »ringen«, weil: erstens die Männer ringen, um die Frauen erhalten zu können; zweitens: die Frauen ringen, um sich den Männern ehrlich zu erhalten. Beides ist vergeblich. Sonst steht nichts in den »Ringenden Dörfern«.

Einen sozialen, revolutionären Roman hat Révész schreiben wollen. Weil es aber bei jungen Ungarn nie ohne Sexualität abgeht, kamen die verlassenen Frauen dazu. Dazu? Die *Fabrik* kam dazu, als Entschuldigung. Auf hundertvierzig von hundertsechzig Seiten räkeln sich mannverlassene Waden, Schenkel, Brüste. Der ungarische Sommer dehnt sich ranzig in Ölfarben als Hintergrund, mit Paprika bestreut. Der blaue Himmel hat sozusagen Paprikasprossen. Poetisches Fett trieft von Frauenkörpern. Dazwischen riecht es ein bißchen brenzlich nach Weihrauch. Dann wird es katholisch. Maria muß herhalten.

Auch sie.

Rowohlt, der gute Sachen verlegt, ist auf die Gyulastunke hereingefallen. Ein Rat für junge Dichter: Nehmt eine Fabrik, Arbeiterqual und Frauenschenkelfleisch mit katholischem Myrrhensalat, entwürdigt so die Revolution, und Ihr seid verlegt.

Der Deutsche *A.H. Zeiz* hat sein Buch »Die roten Tage« genannt. (Erich-Roeß-Verlag.) Da wird der Hergang der Revolution und der Lebenslauf eines Revolutionärs, seine Entwicklung vom Schwärmer zum pessimistischen Skeptiker und von da zum alles verstehenden, alles verzeihenden Übermenschen der Liebe sehr nett, sehr unterhaltsam geschildert. Mein Gott, es ist nicht aufregend, was da gesagt wird, aber es ist klug und manchmal geistreich. Komposition geschickt, Gestalten typisiert, Herz und Kopf in gleicher Weise an der Schöpfung beteiligt. Sie gehört zu jenen Erscheinungen der revolutionären Zeit, die man unter einem Titel zusammenfassen könnte. Etwa: »Das Bourgeoise im Revolutionären«.

Das Buch der Revolution aber hat der *Russe* Victor *Panin* geschrieben. Es heißt: »Die schwere Stunde« (bei Paul *Cassirer* in *Berlin* verlegt). *A. Ruckward* hat es in ein flaches Zeitungsdeutsch übertragen. Fehler der meisten Übersetzer von Beruf: *Einfache* Sprache übersetzen sie in eine *platte*.

Victor *Panin* erzählt in Tagebuchform die Geschichte eines Schriftstellers, der aus dem Felde heimkehrt, die veränderte Welt nicht mehr versteht, Liebe sucht und Haß findet, seine Frau nicht verträgt, die ihn übrigens betrügt, sein ganzes früheres Leben als Lüge erkennt, seine Werke verbrennt und ratlos herumirrend zwischen Haß und Haß, einsamer Komet der Nächstenliebe, täglich sich die Seele wundschlägt an den Menschen. Seine Frau verläßt ihn, seine Tochter wird Dirne, seine Freundin von Soldaten erschossen, sein einziges Söhnchen stirbt vor Hunger und Kälte. Nur er bleibt übrig und der »Gute Mann«, ein ehrwürdiger Greis, die einzigen zwei liebenden Menschen in der Wüste des Grauens. Langsam wächst der Schriftsteller zu Christushöhen hinan. Der Roman ist eine Heiligenlegende ohne eigentliche »Wunder«. Eine naturalistische Heiligenlegende.
Dieses Russenbuch *muß* man gelesen haben, um Rußland, das neue, kennenzulernen. Es ist die neue russische Kunst.
Lernt von diesem Panin, deutsche und ungarische Dichter, daß man das Beste am besten einfach sagt. Und daß man so allerdings nur sagen kann, was man *gelebt* hat.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 10. 8. 1920

MINISTERURLAUB IN TEUTONGINA

Eine Hundstagsgeschichte

Der Sommer des Jahres neunzehnhundertzwanzig war ungewöhnlich heiß in der Republik Teutongina. Die Kolibris und Paradiesvögel, die auf den Ästen Zuflucht gesucht hatten, lösten sich direkt in buntgefiederten Dunst auf. Die Vogelweibchen durften sich das Eierbrüten ersparen. Die jungen Vögel krochen atmosphärisch ausgebrütet aus der Eierschale. Die Vegetation wurde so üppig, daß die Bäume anfingen, in den Himmel zu wachsen. Dagegen war natürlich nicht gesorgt worden.
Mit der Bevölkerung der Republik Teutongina gingen merkwürdige Veränderungen vor. Von den Gesichtern mancher Affen schmolzen Monokel in einzelnen Glastropfen weg. Die kurzsichtigen Affen waren nicht mehr imstande, ihre eigene Weltanschauung zu erkennen,

und gaben die Politik auf. Die Menschen, die im Lande Teutongina wie auf einem Pulverfaß lebten, hatten Angst, dieses könnte bei der Temperaturhöhe schließlich explodieren, was die Prophezeihungen übrigens schon längst gesagt hatten.
Die parlamentarischen Beratungen dehnten sich unter dem Einfluß der Hitze in die Länge bis zur Beschlußunfähigkeit. Die Aktenfaszikel verbrannten zu Asche. Alle Verordnungen der teutonginischen Minister fielen ins Wasser, um sich abzukühlen.
Der teutonginische Ministerpräsident *Feh* löste sich in Tränen auf. Der gewesene Polizeipräsident *Ros* schrieb ein Buch in der richtigen Voraussetzung, daß die von der Hitze benommenen Teutonginer es lesen würden. Dieses geschah.
Die Nachbarn des Landes Teutongina, die es vor kurzem besiegt und unterworfen hatten, bestanden hartnäckig auf der Erfüllung des Kriegsvertrages, den man bewußtlos allgemein »Friedensvertrag« nannte, und bedrängten die Republik sehr. Ein teutonginischer Schlosserlehrling, der, von Geburt beschränkt und von der nationalen Temperatur in Brand gesteckt, das Schildwächterhäuschen vor dem Gesandtschaftsgebäude eines Nachbarstaates mit einem anderen Häuschen verwechselt hatte, wurde von jenem Nachbarstaat verhalten, fünftausend Schildwächterhäuschen mit den Farben des beleidigten Landes anzustreichen und mit einbruchsicheren Schlössern zu versehen. Die gesamte teutonginische Wehrmacht mußte in Paradeuniform mit Pfauenfedern und 42-Ztm.-Kanonen ausrücken und unter fortwährendem Salvenkrachen schwören, daß sie Bedürfnisanstalten von fremden Schildwachthäuschen wohl zu unterscheiden wisse.
Der Präsident der Nachbarrepublik stellte überdies Teutongina die Forderung, die hohen Celsiusgrade zu sammeln und sie im kommenden Winter statt der schuldigen Kohlenlieferungen an den Siegerstaat abzugeben. Mit dem Sammeln der Celsiusgrade mußte sich die ganze schulpflichtige Jugend befassen.
Die teutonginische Verfassung löste sich auf. Der Einfluß der Regierung verwandelte sich infolge der Hitze in Eindampf. Dieser bildete nun jene Wolken, die sich dräuend über Teutongina zusammenzogen.
Zum großen Schrecken der Bevölkerung beschlossen der Ministerpräsident *Feh* und der Minister der Verbalnoten *Si*, in Urlaub zu gehen.
Die Zeitungen schrieben: »Man darf sich wohl wundern, daß die zwei wichtigsten Mitglieder der Regierung in einem Augenblick Urlaub

nehmen, da es gilt, dringende Fragen zu erledigen.« Die teutonginische Halbmondzeitung empörte sich: »Nachdem die Regierung die Waffenablieferung so mir nichts, dir nichts verfügt, geht sie in Urlaub. Und bedenkt nicht, daß gerade jetzt die Bäume nicht ausreichen, um dem braven Bürger Schutz vor den Sonnenstichen der Wahrheit zu bieten, und daß infolgedessen die Aufpflanzung von Bajonetten eine dringende Notwendigkeit ist.«

Ganz Teutongina war über die Abreise der Regierungsmitglieder empört.

Kaum aber waren die beiden Minister weg, als die Temperatur plötzlich zu sinken begann. Die Vogelweibchen mußten wieder ihre Eier ausbrüten, die zusammengeballten Eindampfwolken ergossen sich in einem wohltuenden Platzregen über Teutongina, und die Paletotdiebe in den Cafés hatten alle Arme voll zu tun.

Die Schuljugend hörte auf, Celsiusgrade zu sammeln, die Parlamentssitzungen schrumpften wieder ein, und die Verordnungen fielen nicht mehr ins Wasser, sondern nur unter den Tisch.

Die Streiklust flaute ab, die teutonginische Halbmondzeitung hörte zu kläffen auf, da die Hundstage ja vorüber waren. Dank dem Regen sproßte überall frisches Grün der Sicherheit. Die Teutongianer Bürger fühlten sich so wohl, daß sie eines Tages den Beschluß faßten – sämtliche Minister in Urlaub zu schicken.

Dieses geschah, und seit damals ist Teutongina das bestverwaltete Land auf Erden.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 14. 8. 1920

EIN WOHLTÄTIGKEITSFEST, DAS VATERLAND UND EIN BAURAT

Der Republikanische Führerbund veranstaltet am 21. dieses Monats ein Wohltätigkeitsfest zu Nutz und Frommen aller jener Kriegsbeschädigten, die heute noch in den Lazaretten liegen.

Es geht ihnen nicht gut, den Leuten, die heute noch, Fragmente der Großen Zeit, in den Lazaretten lagern.

Ein Wohltätigkeitsfest erfordert bekanntlich drei Voraussetzungen,

um stattfinden zu können: 1. die Wohltätigkeit, 2. Geld, 3. einen Raum.
Die Wohltätigkeit liefert der Republikanische Führerbund.
Das Geld gaben Einwohner Berlins.
Aber den Raum stellt das Vaterland zur Verfügung.
Das Vaterland heißt heute nicht mehr so. »Vaterland« sagte man noch damals, als die Kriegsbeschädigten kriegsbeschädigt wurden. Heute heißt das Vaterland: »Reichswirtschaftsministerium«.
Das Reichswirtschaftsministerium sollte den Landesausstellungspark am Lehrter Bahnhof zur Verfügung stellen. Zur näheren Information sei festgestellt, daß der Landesausstellungspark ein Teil jenes Vaterlandes ist, für das die Kriegsbeschädigten heute noch in den Lazaretten 5,40 Mark pro Tag bekommen. Also ein *Vaterlands-Ausstellungspark.*
Für die Überlassung dieses Parkes verlangt das Reichswirtschaftsministerium – *fünfzehnhundert Mark.*
Im Landesausstellungspark befindet sich ein Saal. Diesen Saal hat das Kriegsministerium – auch ein Repräsentant des Vaterlandes – gepachtet.
Und die *Heeresverwaltung* verlangt außer einem Revers, mittels dessen der Republikanische Führerbund für alle eventuellen Schäden haftet – *fünfhundert Mark.*
Baurat *Köhler* machte dieses Geschäft im Namen des Vaterlandes.
Das Wohltätigkeitsfest findet also statt. Dank den Bemühungen des Republikanischen Führerbundes und der Warenhäuser.
Und *entgegen* den Bemühungen des Vaterlandes ...

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 20. 8. 1920

DAS URTEIL DER GESCHICHTE

Wer ist schuld am Kriege? – Das Lexikon bringt es an den Tag

Nun steht es fest, das Urteil der Geschichte. Es ist im Druck erschienen, um sechzig Mark erhältlich. Das Urteil der Geschichte ist erheblich billiger als der Weltkrieg.
Sämtliche Zweifel sind behoben. Die Autorität des Meyerschen Konversationslexikons hat sich nämlich schon der letzten, der allerletzten

Ereignisse bemächtigt. Das erste Friedens-Konversationslexikon ist erschienen. Allerdings ein Handbuch nur.
Der Weltkrieg heißt im Lexikon auch so, und nun ist kein Zweifel mehr möglich. Es war wirklich ein Weltkrieg. Ich fange nun getrost mit meinen Memoiren an: Erinnerungen an den Weltkrieg.
Die Kriegsursachen stehen unverrückbar fest auf Seite 760:

> *»Ernstgemeinte deutsche und englische Vermittlungsversuche scheiterten an der Zwangsläufigkeit des Bündnismechanismus und dem bewußten russischen Kriegswillen.«*

Also die Zwangsläufigkeit war's. Das ist allerdings eine gehässige Denunziation der Zwangsläufigkeit an den Völkerbund ... (Wir nehmen's ihm aber nicht übel, dem Meyer. Er ist sonst *wirklich* objektiv.)
Wilhelm II. ist tatsächlich geflüchtet. »Flucht des Kaisers«, sagt Meyer. Alle Bemühungen, Wilhelms Abfahrt als Ausflug nach dem Ausland hinzustellen, sind nunmehr vergeblich.
Liebknecht ist erschossen, die Luxemburg ermordet worden. Ebert, nämlich der Friedrich, hat es erheblich weiter gebracht als Johann Arnold. Dieser war Mitarbeiter der Bremer Beiträge und avancierte zum Freund Klopstocks. Der Friedrich aber ward Reichspräsident, ohne den *Messias* von Klopstock ganz gelesen zu haben.
Klabund, die Brüder Mann, Däubler, Werfel, Zech, Sternheim, Hasenclever und Kokoschka haben das Lexikonalter erreicht. Jetzt gehöre ich zu den »Jüngsten«.
Das »Hakenkreuz« ist im neuen Lexikon nicht zu finden. Ich fand nur »Hackenzimpel«. Aber das ist ein Vogel und kein Antisemit.
Das Wort »Humanität« ist immer noch da. Es heißt: »Menschlichkeit«. Aber die ist *nur* im Lexikon vorhanden.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 21. 8. 1920

DIE GOLDENE KRONE

Aus dem Inventar der Berliner Woche ist Olga Wohlbrück endlich, endlich in das der Universum-Film-A.-G. übernommen worden. Die Abonnenten der Woche können im Mozartsaal am Nollendorfplatz ein Wiedersehn mit der goldenen Krone feiern.

Olga Wohlbrück, furchtbar unberufen, Courths-Mahler mit Niveau und grammatikalischem Deutsch, lebte davon, daß Bürgertöchter sich vergeblich und schmerzhaft in Fürsten verliebten und diese aus der Etikette nicht heraus konnten. So entstand »Tragik«. Niemand hatte schuld. Jeder »trug Schicksal«. Es war sozusagen Hebbelsche Notwendigkeit, aus oberflächlich gesellschaftlichen Formen herausgeschürft.
Nicht ungeschickt. Glaubhaft. Scheinbar mit kühler künstlerischer Objektivität, ohne Parteinahme. Tiefer nur sah man »Woche«-Interesse für höhere Sphären. Wie Prinzen leben, lieben, leiden, sterben, begraben werden und selig.
So die Goldene Krone: Marianne (Henny Porten), Tochter des Gasthauses Zur Goldenen Krone, und Herzog Franz Günther, der tuberkulos ist und sterben wird. Und wäre er kein Herzog und nur tuberkulos und müßte sterben, was wetten Sie? Marianne täte ihn auch lieben.
Aber er ist auch noch Herzog.
Und erstens: Herzog. Zweitens: todgeweiht. Beides verursacht Liebe ohne Erfüllung. Nun ist, wird Marianne noch mit Klaus Stöven, dem Großfischhändlerssohn – gute Partie – verlobt. Klaus ist ein anständiger Mensch. Er ist bereit zu Kompromissen. Franz Günther? Gut! Sie lieben sich? Gut! Für mich bleibt ja auch was.
Er hat sich getäuscht, Klaus. Er kennt die Olga Wohlbrück nicht! Marianne eilt aus Verlobungsfeiern, Segenswünschen, Brautnächten zu Franz Günther, der sterben muß. Schloß, Diener, Livree, Ah!, Ärzte. Marianne pflegt. Pflegt.
Eines Tages kommt des Herzogs Familie. Hochwohlgeboren. Marianne muß weichen. Und in dieser Nacht stirbt er. Gerade in dieser.
Noch eine Komplikation: Sterbend hatte Franz Günther seinem Adjutanten aufgetragen, doch ja Marianne zu heiraten. Und dieser Adjutant erschießt sich. Weil er nicht heiraten kann von wegen der Familie. Ja, ja, so einfach ist das nicht bei Fürstlichkeiten.
Nun, wer die »Woche« liest, weiß, daß Marianne jetzt heimkehren und Klaus heiraten wird.

Ich aber protestiere dagegen, daß heute, am siebten August neunzehnhundertundzwanzig, noch nicht zwei Jahre nach der Revolution, die Weltanschauung der »Woche« aus »trauten Familienkreisen« durch

den Film ins Volk getragen wird. Daß Fatzkerei tragisch wirkt, weil Olga Wohlbrück leben muß.
Ich protestiere!!!

Freie Deutsche Bühne, 22. 8. 1920

RAUCHVERBOT IM SPEISEWAGEN

In den preußischen Speisewagen darf man nicht rauchen.
In den Speisewagen der ganzen Welt darf man rauchen. Wenn nicht im ganzen Speisewagen, so doch in einem eigens für Raucher bestimmten Abteil. Speisewagen sind zur Bequemlichkeit jenes reisenden Publikums eingerichtet, das es sich leisten kann.
Nicht rauchen dürfen aber ist keine Bequemlichkeit.
Manchem ist die Zigarre nach dem Essen wie ein Punkt hinter einer Schularbeit. Eine Unterschrift unter einem Brief. Also Abschluß eines Tagesabschnittes. Essen und Rauchen sind also zwei zusammengehörige Angelegenheiten. Der preußische Speisewagen leugnet es.
Die Revolution ist durch preußische Schlösser gegangen. In den preußischen Speisewagen kam sie nicht.
Sie stürzte Dynastien, aber kein Rauchverbot.
Denn der preußische Speisewagen ist zwar verschiedenen Zügen beigegeben. Nur *einem* Zug nicht: dem *Zug der Zeit.*

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 24. 8. 1920

KÜCHEN-KULTUR?

Ein Besuch in der Hexenküche

Mein Onkel ist Restaurateur. Er selbst gibt viel darauf, nicht »Gastwirt« zu heißen, obwohl er einem Veteranenverein angehört und während des Krieges sämtliche messingnen Uhrpendel zwecks Verlängerung der Großen Zeit abgeliefert hat. Es wäre damals fast zu einer Scheidung gekommen, denn seine Frau – meine Tante – ist sehr für

Uhrpendel aus Messing, obwohl auch sie Freudentränen und Liebesgabenzigaretten in meinen Tornister weinte, als ich zum Helden tauglich befunden wurde. Also dieser Onkel ist Restaurateur.
Ich esse manchmal bei ihm, habe zehn Prozent Rabatt und lasse mich dafür von den Kellnern kollegial behandeln. Die Kellnerinnen hat meine Tante, die diesen Gebrauchsgegenständen leider nicht so hold ist wie den Uhrpendeln, abgeschafft.
Neulich sagte mir mein Onkel: Ich habe eine neue, moderne Kücheneinrichtung. Ich will sie dir zeigen!
Ich ging mir die neue, moderne Kücheneinrichtung ansehn.
Da ist zum Beispiel der kleine Lucullus. »Der kleine Lucullus bäckt, bratet ohne Fett«, las ich auf einer Tafel. Auf diesen kleinen Lucullus ist mein Onkel, der Restaurateur, sehr stolz. Obwohl er, ich glaube, noch vor der neuen, modernen Kücheneinrichtung auch ohne Fett buk und – bratete.
Ich sagte meinem Onkel: »bratet« ist ein Fehler. Aber da war mein Onkel beleidigt. Eine neue, moderne Kücheneinrichtung sei keine deutsche Schulaufgabe, meint er. Und selbst in der Schule nehme man es heute nicht mehr so genau. »Man muß mit der Zeit gehn!« schloß mein Onkel. Mein Onkel geht immer mit dem Messingpendel der Zeit...
Also der kleine Lucullus ist ein rätselhaftes Instrument. Irgendwo brennt es, schmort, prasselt, und alles ohne Fett. Der kleine Lucullus stammt natürlich mittelbar auf dem Umweg über das deutsche Reichspatentamt vom großen Lucullus ab, der ein Römer war und seinerseits wieder von den lukullischen Genüssen kommt. Es gibt auch kulinarische Genüsse bekanntlich. Ich riet meinem Onkel zu einer Verbindung dieser beiden Genußarten, die den Titel führen soll: »lukullinarische Genüsse D.R.P.« Sie müßten den Geschmack der katilinarischen Strafreden haben.
»Kann das auch ohne Fett gemacht werden?« fragte mein Onkel.
»Ich muß erst im Cicero nachlesen«, sagte ich.
»Wer ist Cicero?«
»Ein berühmter römischer Redner, der sicher dein Stammgast gewesen wäre, wenn du damals schon den ›kleinen Lucullus‹ gehabt hättest.«
»So, so«, sagte mein Onkel und zeigte mir rasch den »Einkochglasöffner«.
Der »Einkochglasöffner« ist eine komplizierte Angelegenheit aus mas-

sivem Blech. In eine runde Öffnung steckt man den Mund eines fest zugepfropften Einkochglases, dreht dann rechts ein bißchen, und der Apparat saugt den Deckel von der Öffnung. Der »Einkochglasöffner« köpft sozusagen automatisch die zum Tod durch den Darmstrang verurteilten Einkochgläser.
Dagegen ist der »Fleischroller« kein Henker, sondern ein Schöpfer und Gestaltender. Eine Drehung an der Kurbel, und schon spuckt der Rachen des »Fleischrollers« ein Wickelkind von einem Fleischlappen in den Teller. Ich glaube, der liebe Gott hat sich bei der Erschaffung des Menschen eines ebensolchen »Fleichrollers« von größerem Format bedient...
Es gibt auch eine »Knet- und Rührmaschine«. Man bewegt einen Hebel, der wie ein Ararat aus einer Sintflut von Blech und Eisen herausragt, hin und zurück, und im Bauch der »Knet- und Rührmaschine« gewinnt eine Mischung aus Sägespanmehl und faulen Eiern Teigform und -farbe.
Bohnen in gesundem Zustande, die man in einen geheimnisvollen Trichter schüttet, werden in fünf Minuten zu einem braunen Brei verdaut und ausgeschieden von der »Bohnenschnitzelmaschine«. Jene Bohnen aber, die sich noch schüchtern in grüne Schotenmäntelchen hüllen, läßt man vom »Bohnenentfaserer« bis zur skandalösen Splitternacktheit entkleiden.
Ich sah wunderbare Dinge in der modernen Hexenküche. Alles funktionierte von selbst. Die paar Köche in den weißen Repräsentationsschürzen kamen mir vor wie große Zauberer. Sie rührten keinen Finger. Alles war selbständig. Eine »Kohlenschubmaschine« erbrach Kohlen in den Herd. Ein »Feuerentfacher« aus Gummi blies aus vollen Backen, bis die Platte glühte. Eine »Topfzustellmaschine« griff mit zarten Eisenzangen vorsichtig die Henkel und schob Töpfe und Bratpfannen auf die Platte. Ein »Speise- und Suppenumrührer« bewegte fünfundzwanzig Löffel gleichzeitig in ebenso vielen Gefäßen. Eine »Geflügelskalpmaschine« stand in der Ecke und wartete mit gierigen Pranken aus scharfgeschliffenem Kiesel auf ihre Opfer.
Die Hände der Küchenmannschaft hatten nichts zu tun. Und ich verstand endlich jenes weise Wort: »Wenn Gourmand ohne Hände geboren wäre, hätte er auch gekocht.«
Das ist Kultur.
Ich entsinne mich, wie das bei uns zu Hause war. Wenn das die alte Katinka gesehen hätte!...

Katinka stammte aus Böhmen und war in einem Jahrhundert zur Welt gekommen, in dem es noch keine Tschecho-Slowakei gab, sondern gutes Essen und gute Politiker. Sie war eine antike Mischung aus Mensch und »Rühr- und Knetmaschine«, und sie weinte immer, teils aus Rührung, teils von den Zwiebeln. Wenn sie weinte, ging der Suppentopf über. Manchmal schneuzte sie sich, und die Gyulassauce geriet ausgezeichnet. Sie kostete mit einem Holzlöffel von allen Speisen, um zu sehen, ob sie gar seien, und spuckte aus, wenn's noch nicht fertig war.
So war Katinka. Sie ist tot. Sie hat den Magen ihrer Zeit genug getan und also gelebt für alle Zeiten. Aber »Kultur« war Katinka nicht.
»Kultur« ist die neue, moderne Kücheneinrichtung meines Onkels, des Restaurateurs.

Nun ist der Geschmack der Speisen, die im Restaurant meines Onkel verabreicht werden, so ganz dem »kleinen Lucullus« entsprechend, der »bäckt und bratet ohne Fett«. Es sind gewissermaßen galvanisierte Speisen. Sie schmecken nach Weltkrieg und Kultur, nach ... (pfui Teufel, reden wir nicht davon!)
Katinka aber ist tot. Wenn ich an sie denke, muß ich weinen. Vor Rührung und Zwiebelduft.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 25. 8. 1920

DER NABEL DER SITTLICHKEIT

Wie Plakate zensiert werden

Die »Vergraulung der Erwachsenen« wird gewöhnlich durch Behörden herbeigeführt. Das Wort »Vergraulung« lernte ich von einer solchen Behörde. Ich kann nichts dafür. Und das kam so:
Über die Sittlichkeit des halbwüchsigen Berlins wacht neben der *Reichszensur* die *Ortspolizei*. Die Reichszensur ist der Nabel der Sittlichkeit. Mit ihr durch eine Nabelschnur verbunden ist die ortspolizeiliche Zensur. Weder die Reichs- noch die ortspolizeiliche Zensur können es verhüten, daß Jugendliche unter sechzehn Jahren von lebenden Frauenkörpern, die wahrnehmbar und gewiß auch der Ortspolizei nicht ganz fremd, durch die Straßen wandeln, verführt werden. Dies

zu verhüten ist auch weder die Aufgabe der Reichs- noch die der ortspolizeilichen Zensur. Im Gegenteil haben diese beiden Behörden nichts gegen jene Obszönität, die aus Fleisch und Blut besteht. Die Aufgabe der Zensur ist es vielmehr, die Jugendlichen vor Schaden durch Frauenspersonen, die nur aus *Farbe und Papier* bestehen, zu behüten.
Daher kommt es, daß Plakate der Reichs- bzw. ortspolizeilichen Zensur überwiesen werden und hier vor das Auge des Gesetzes kommen. Es sind eigentlich mehrere Augen des einen Gesetzes. In der Reichszensur die Augen älterer, juristisch gebildeter Staatsbeamten, deren Prüderie man eigentlich versteht, weil Sinn und Zucht mit den Jahren kommt und Avancements erleichtert. Das Auge des Gesetzes in der ortspolizeilichen Zensur aber wird von einem Herren namens *Langner* benützt, der, vor Jahren zwar, aber anscheinend mit Nachdruck, Küster gewesen sein soll.
Die Filmgesellschaften machen Reklame für ihre neuen Filme durch Plakate. Und da es sich nicht vermeiden läßt, daß Frauen in besagten Filmen Hauptrollen spielen und diese Hauptrollen nicht immer gerade Nonnenkostüme erfordern, gelangen die Frauen auch auf das Reklameplakat. Und eben über das Maß der Unsittlichkeit dieser Frauenspersonen und über den eventuell für die unreifere Jugend erwachsenden Schaden hat die Reichs- bzw. ortspolizeiliche Zensur zu urteilen. Auf einem der letzten Filmplakte war eine Frau in einem etwas erotischen Kostüm dargestellt, das den Unterleib frei und einen Streifen Bauch sehen ließ. Der Nabel der Sittlichkeit empörte sich gegen jenen auf dem Plakat abgebildeten und verfügte, daß mindestens ein sanfter *Schleier* über jene nackte Partie geworfen werden müsse. Der Schleier wurde hergestellt. Ferner: Das Filmplakt für den Film »Das Skelett des Herrn Markutius« wies in irgendeiner Ecke einen *Totenschädel* auf. Herr Langner behauptete, es sei seine Pflicht, die Minderjährigen nicht nur vor täuschend nachgebildeten Frauenbeinen zu bewahren, sondern auch vor Totenköpfen. Das sei, sagte er, nicht »for die Kinder«. Und es gelang ihm bei dieser Gelegenheit, jenes prächtige Wort zu bilden, dessen ich mich sofort im Anfang dieser Auseinandersetzung bemächtigt habe: Man dürfe, sagte Herr Langner weiter, *die Kinder »nicht vergraulen«*.
Auch politische Bedenken sind unter Umständen den hiesigen Zensurstellen nicht fremd. Das Sumurun-Filmplakat von Matejko zeigt eine

lächelnde Frau, die sich von einem fremdrassigen Mann – halb freiwillig – rauben läßt. Die Reichszensur dekretierte nun: Man empöre sich in Deutschland, wenn weiße Frauen in den besetzten Gebieten sich mit den Schwarzen einließen. Sei dieses vom gesellschaftlichen Standpunkte unumgänglich, so könne man ein Bild, auf dem eine weiße Frau sich so ganz ohne Widerspruch von einem Fremdrassigen rauben lasse, keineswegs dulden. Also mußte der Maler das Bild retouchieren, und *die nun bräunlich gewordene Frau gibt zu keinen politischen Bedenken mehr Anlaß.*
Es wird sicherlich sehr viel Obszönes, Schamloses, wirklich Sittenverderbendes gemalt, gedruckt, erzeugt und vertrieben. Eine Zensur ist gewiß notwendig. Aber eine Zensur, die *selbst zugibt*, sich von künstlerischen Gesichtspunkten *nicht leiten zu lassen*, und die Gründe solcher Art, wie sie hier verzeichnet sind, mühselig hervorsucht, macht sich selbst der Überflüssigkeit verdächtig.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 26. 8. 1920

DER NOTSCHREI EINES BERUFSKOLLEGEN

Ein »Sportfreund«, der Pech hatte, ist in Not. Er läßt eine Annonce in der Sportwelt erscheinen:

> *Welch' edeldenkender Sportfreund überweist zur Aufrichtung eines durch eigenartige Umstände unverschuldet in Not geratenen Kollegen etwas von seinem heutigen Gewinn? Hochherzigen Gebern besten Dank zusichernd, bitte freundlich zugedachte Spenden an Herrn G. Urban in Bitterfeld schicken zu wollen.*

Der Glaube an die Solidarität innerhalb der Berufsgemeinschaft der »Sportfreunde« ist rührend. Und neu die Selbstverständlichkeit, mit der ein privater Kommunismus von dem Bewußtsein der »Sportfreunde« Besitz ergreift: »Von seinem heutigen Gewinn« soll dem unverschuldet in Not geratenen Kollegen ein anderer »Edeldenkender« – so muß er sein – *etwas* abgeben. Etwas. Die Hälfte wäre ja um Gottes willen beinah schon jener Kommunismus, dessen Verwirklichung die Existenz der »Sportfreunde« überhaupt unmöglich machen würde ...
»Sportfreundschaft« ist ein Beruf geworden, »Sportfreunde« unterein-

ander sind also Kollegen, daß ein Sportfreund gewinnen kann, glaub' ich auch. Aber daß er so »edeldenkend« sein wird, wünsche ich zwar dem unverschuldet in Not Geratenen von Herzen, glaube es aber – offen gestanden – nicht.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 26. 8. 1920

DIE KUGEL AM BEIN (II)

Schicksale eines Entlassenen

Sonntage

Ich traf ihn um Mitternacht vor einem der Berliner Fernbahnhöfe. Er sammelte Zigarettenstummel. Tat sie in eine Pappendeckelschachtel und barg sie in der Rocktasche.

Es war ein Bahnhof, mit dem die Leute aus den Sommerfrischen kamen: vorschriftsmäßig gebräunt, sonnengesättigt und selbstzufrieden, als wären Sonne, Meer, Gebirge Einrichtungsgegenstände, die man sich durch eigener Hände schwere Arbeit erworben und den Sommer über benutzt hat. Jetzt tummelte man sich zwischen Reisekoffern und Pappendeckelschachteln, wartete auf die Straßenbahn und freute sich auf die anderen Möbel aus Holz, die man nun zur Abwechslung im Winter benutzen wollte.

Im Hintergrund aber schlich er, der Zigarettenstummel sammelte. Ich sprach ihn an.

Es war seine sonntägliche Beschäftigung, Zigarettenstummel zu sammeln. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß in der Nacht von Sonntag auf Montag viel mehr rauchende Menschen in den Straßen waren. Und in einem Gefühl sonntäglichen Reichtums größere Zigarren- und Zigarettenreste wegwarfen als sonst an Wochentagen. Denn der Wochentag macht karg und kleinherzig. Und der Sonntag verschwenderisch. Und davon, daß die anderen *ein*mal in der Woche sich reich dünkten, lebte er, der Tabakreste suchend im Dunkeln schlich.

Er trug eine Seidenpapierserviette in der Rocktasche. Die Serviette

war sein – Zigarettenpapier. Daraus und aus den aufgeklaubten Tabakresten »drehte« er sich »Zigaretten«.
Ich fragte ihn um seine Adresse. Er hatte keine. Er war ein Obdachloser.
Ich bestellte ihn zu mir. Er kam nicht.
Dann hatte ich ihn vergessen. Nur, sooft ich eine Zigarette auf der Straße zu Ende rauchte, warf ich einen größeren Rest fort, als ich es früher je getan. Und hätte ich die Macht gehabt im Lande, ich hätte befohlen, daß alle Tage Sonntag sein müsse. Damit die Menschen sich reich dünken und die anderen, die im Dunkeln nach Resten suchen, etwas finden können.

Der Dieb

Eines Tages sah ich ihn wieder. Er kam in die Redaktion und bat um Hilfe. Er erkannte mich nicht. Und ich erfuhr sein Schicksal. Es ist nicht außerordentlich. Es ist nur traurig, unendlich traurig.
Der Mann, von dem ich hier erzähle, lebt wirklich. Daß heißt: Er stirbt. Nur wenn man ihn oberflächlich ansieht, könnte man glauben, daß er lebt.
Der Mann, von dem ich hier erzähle, ist ferner – *ein Dieb*. Das heißt: Er *war* ein Dieb. Denn daß er vor drei Jahren gestohlen *hat*, beweißt nicht, daß er heute stiehlt. Dennoch läuft er mit dieser Spitzmarke durch die Straßen Berlins, mit der Marke, die ihm der Landesgerichtsrat U., der Vorsitzende der Verhandlung, seinerzeit umgehängt hat.
Der Mann heißt P.R. Im Jahre 1917, er war aus dem Krieg als Invalide zurückgekehrt, nahm er Stellung als Hausdiener bei einem Berliner Teppichhändler in der Zimmerstraße. Glaubt ihr vielleicht, es sei leicht, Diener bei einem Teppichhändler zu sein? Die Perserteppiche sind sehr, sehr schwer, wenn es gilt, sie in die Häuser jener Käufer zu schaffen, die sich für den Sommer Sonnen, Berge und Meere kaufen und für den Winter Perserteppiche. Der Invalide P.R. bekam für seine schwere Arbeit bei dem Teppichhändler, der Millionär ist, ganze *fünfunddreißig Mark wöchentlich*.
P.R. bat um Gehaltsaufbesserung. Aber es war 1917, Krieg, und die damals modern gewesenen Felder der Ehre wurden nicht mit Perserteppichen, sondern nur mit Europäerleichen bedeckt. Der Berliner

Teppichhändler machte nicht gerade die glänzendsten Geschäfte. Wohl zeichnete er Kriegsanleihe und betete für den Sieg. Aber dem P.R., der sich für den Sieg invalid gekämpft hatte, zahlte er nur fünfunddreißig Mark Wochenlohn.
Da tat der Invalide P.R. etwas ganz, ganz Entsetzliches. Daß er vor wenigen Monaten noch ahnungslose Menschen, die *keine* Teppichhändler waren, ihre Angestellten *nicht* hungern ließen, totgeschossen hatte im Namen einer Gewalt, die er, P.R. selbst, nur in ihren Wirkungen kannte, war lange nicht so entsetzlich. Der Invalide P.R. tat etwas viel, viel Schlimmeres als Menschen töten: Er stahl. Er bestahl seinen Hungergeber, den Millionär und Teppichhändler, um diesen so zum Brotgeber umzugestalten. Aber das nahm die Behörde dem Invaliden P.R. furchtbar übel. Der Vertreter des Gesetzes, Landgerichtsrat U., der im Jahre 1917 (es war noch billiger) davon leben konnte, daß er Menschen, die aus Mangel an Brot gestohlen hatten, zu Brot und Wasser verurteilte, der Landgerichtsrat U. machte aus dem Diebstahl mit Hilfe des Gesetzes, das er zu diesem Zweck studiert hatte, einen »Vertrauensmißbrauch« plus Diebstahl. Und der Invalide P.R. wurde zu *zwei Jahren Zuchthaus verurteilt.*

»Chaussee mit Heimattrank«

P.R. saß zwei Jahre im Zuchthaus zu *Naugard* in Pommern, vom Juni 1918 bis Mai 1920.
Im Zuchthaus zu Naugard in Pommern ist es noch schlimmer als um 35 Mark Wochenlohn bei einem Teppichhändler in der Zimmerstraße. Im Zuchthaus bekommt man zum Beispiel täglich um zwölf Uhr mittags ganz umsonst fünfviertel Liter einer Flüssigkeit, die man »Plemberbrühe« nennt. Der Name ist unverständlich wie die Zusammensetzung. Und um sechs Uhr zum Abendbrot »Chausseestaub« mit »Heimattrank«. »Chausseestaub mit Heimattrank« – P.R. weiß selbst nicht, *was* das ist, und der Landgerichtsrat U. und der Teppichhändler wissen es auch nicht – verursacht geschwollene Gliedmaßen. Ist man erst einmal soweit, dann liegt man mit achtzig geschwollenen Männern in einem Saal und läßt sich durch »Bettruhe« kurieren. Manchmal stirbt man ein wenig an der Bettruhe. Bleibt man aber unvorsichtigerweise am Leben, so wird man außer der Kur durch Bettruhe auch den

Disziplinarstrafen des Direktors und des Oberaufsehers unterzogen. Und außerdem erfriert man etappenweise. Und wenn man eine Zeitung liest, deren Politik der Gesinnung des Direktors nicht genehm ist, so büßt man auch für die linksgerichteten Sünden des Redakteurs.

Vier Mark auf den Weg der Besserung

Im Mai 1920 kam P.R. aus dem Zuchthaus. Mit 27 Mark 40 Pfennigen. 17 Mark 40 Pfennige kostete die Fahrt nach Berlin. 6 Mark gab P.R. für Essen aus. Und mit 4 Mark kam er nach Berlin.
In Berlin gibt es einen »Verein für entlassene Strafgefangene«. P.R. glaubte, sich an diesen Verein wenden zu müssen. Aber der Verein für entlassene Strafgefangene sagte: Stellen wären nicht frei, und Geldunterstützung könne er nicht geben, weil er selber nichts habe. Wäre P.R. damals zu mir gekommen, ich hätte ihm genau dasselbe gesagt. Und ich bin noch heute kein Verein für entlassene Strafgefangene.
Auch der Generalstaatsanwalt P., an den sich P.R. wandte, zuckte mit den Achseln. (Ich kann auch großartig mit den Achseln zucken und bin kein Generalstaatsanwalt.)
P.R. suchte nun selbst Arbeit. War drei Wochen Aushilfsdiener am Gendarmenmarkt im Hospiz. Dann brauchte ihn das Hospiz nicht mehr.

Obdachlos

Die Wohnung, die P.R. früher in der Puttkamerstraße bewohnt hatte, steht nicht mehr frei. P.R. ist also obdachlos. Infolgedessen polizeilich nicht gemeldet.
Eine logische Einrichtung hat zur Folge, daß nicht polizeilich gemeldete Sterbende keine Erwerbslosenunterstützung erhalten. Das heißt: Nur wenn man eine Wohnung hat, gilt man vor dem Gesetz als Erwerbsloser. Wer *so* erwerbslos ist, daß er nicht einmal eine Wohnung hat, ist *nicht* erwerbslos. Sagt die Behörde. Denn wichtiger als die Tatsache, daß du geboren bist, invalid, Sträfling, hungrig und unglücklich, ist: daß du polizeilich gemeldet bist. Denn erst ein polizeilicher Meldezettel ist Voraussetzung und Bestätigung deiner Existenz. Alles, Gutes

und Böses, kommt vom Meldezettel. Erkenne, Mensch, Zusammenhänge, Ursachen, Wirkungen! Erst der Schikane des Meldezettels folgt die der Erwerbslosenunterstützung.
P.R. geht Arbeit suchen. Da er sonderbarerweise fest entschlossen ist, ehrlich zu bleiben, sagt er überall, er habe im Zuchthaus gesessen. Und davor entsetzen sich nicht nur Teppichhändler, sondern sogar jene, die Valuten schieben, Aufklärungsfilme verfassen und der »Orgesch« angehören. Und da diese drei Berliner Kategorien am meisten Arbeit zu vergeben haben, kann P.R. verhungern.
Er trägt die Kugel am Bein, die man ihm, dem Galeerensträfling, noch immer nicht abgenommen hat. Eine unsichtbare Kugel am Bein. Eine Kugel aus Vorurteilen der anderen.
Wenn jemand den Mut hat, P.R. zu helfen, so möge er es rasch tun. (Durch die Redaktion dieses Blattes.) Denn es könnte geschehen, daß P.R. über kurz oder lang zu mir kommt und mir gesteht: Ich habe doch wieder gestohlen.
Und es fiele mir nicht ein, die Polizei zu verständigen...

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 27. 8. 1920

DIE DRINGLICHKEITSLISTE DES WOHNUNGSAMTES

Die zehn verflossenen Monate und die vier kommenden

Ein Mann in Berlin, der keine Wohnung hatte, kam auf die sonderbare Idee, das Wohnungsamt Berlin-Lichtenberg um die Zuweisung einer Behausung zu bitten in der Annahme, daß das Wohnungsamt für solche Zwecke eingerichtet worden sei. Er bat um die Wohnung am 22. November des Jahres 1919, und er erhielt am 21. August 1920 wirklich eine – Zuschrift, deren Wortlaut wiederzugeben Pflicht ist, weil das Mißverständnis jenes Mannes, der das Wohnungsamt für ein Wohnungsamt gehalten hat, sich in Berlin wiederholen könnte. Das Schreiben lautet:

Ihr mündlicher Antrag vom 22. 11. 1919 als Wohnungssuchender hat unter lfd. Nr.... der Dringlichkeitsliste Berücksichtigung gefunden.

Sie erhalten nach erfolgter Zuweisung von 1 Stube und Küche schriftlichen Bescheid. Falls Sie nach vier Monaten diesseits noch keine Wohnung erhalten haben sollten, ist Ihr Antrag unaufgefordert zu erneuern, widrigenfalls werden Sie aus der Liste der Wohnungssuchenden gestrichen werden. Persönliche Vorstellungen zu nicht gesetztem Termin erschweren den Geschäftsgang und verzögern die Zuteilung.

Städtisches Wohnungsamt,
Wohnungsnachweis.

Eine Dringlichkeitsliste des Wohnungsamtes ist eine Liste, in der ein Antrag unter einer Nummer Berücksichtigung findet. Also müßte eine Dringlichkeitsliste eigentlich Berücksichtigungsliste heißen. Denn die Rücksicht merkt man zwar, die Dringlichkeit aber schwerlich, da doch der Mann nach den verflossenen zehn Wartemonaten weitere vier warten müßte, um »diesseits« eine Wohnung zu erhalten beziehungsweise nicht zu erhalten. Mit welcher Voraussicht das Wohnungsamt arbeitet und mit welcher Umsicht es seine Klienten auf alle Fälle vorbereitet, erhellt aus dem Begriff: *»Diesseits«*. Es ist nämlich durchaus möglich, daß sich trotz der Dringlichkeitsliste eine Einstubenwohnung und Küche im *Jenseits* findet. Dort würden allerdings persönliche Vorstellungen zu nicht gesetztem Termin den Geschäftsgang des himmlischen Wohnungsamtes nicht erschweren und die Zuteilung einer Behausung im Elysium – als Belohnung für die auf der irdischen Dringlichkeitsliste ausgestandene Bedrängnis – nicht »verzögern«.
Welch ein Trost ist doch so eine Zuschrift!

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 30. 8. 1920

»DAS MÄDCHEN AUS DER FREMDE«

Im Theater des Westens

»Das Mädchen aus der Fremde« ist ein italienisches Lustspiel von Dario Nicodemi, ins Russische übersetzt und von russischen Schauspielern im Theater des Westens in russischer Sprache gespielt.
Geographieunkundige konnten das italienische Stück für ein russisches

halten, so sehr lag gestern nachmittag Italien in Rußland. Es gab eine Hinauswurfszene von solch erschütternder Wahrheit, daß man wußte: So was lernt man nur in echt russischen Schenken.

Der Inhalt des Stückes ist trivial, mehr, ist italienisch. Die Russen (Wassily *Wranski*, Lydia *Potrèchine*, Tamara *Duvan*) erfüllten ihre Rollen mit Urwüchsigkeit, ein bißchen Übertreibung und Drastik, deren Deutlichkeit man zuweilen nur deshalb entschuldigt, weil's Gäste sind.

Der Regisseur kündigte im Zwischenakt zwar russische Stücke für die nächsten Tage an. Warum aber *fing* man nicht mit einem *russischen* Stück an? Warum als Theater des Ostens im Theater des Westens mit einem (schwachen) Stück des Südens?

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 30. 8. 1920

LEBENDE KRIEGSDENKMÄLER

2500!

Es gibt immer noch ungefähr *zwanzig* Verwundetenlazarette in Berlin. Und in den zwanzig Berliner Lazaretten leben, das heißt quälen sich, jammern etwa *zweitausendfünfhundert* Kriegsverwundete, sehnen sich fruchtlos nach Glück und Gesundheit, verlorenen Gliedern und nach der Zeit, wo es noch keine Felder der Ehren, sondern nur solche der Ähren gab, auf denen Brot wuchs und keine Grabkreuze erster und zweiter Klasse . .

Der Cutaway

Die Verwundeten erhalten Kleidung und freies Essen. Viele von ihnen haben so nachdrücklich Schaden genommen an der Großen Zeit, daß sie noch für lange Monate Anspruch erheben werden müssen auf Krankenkleidung und -nahrung. Aber hie und da kann doch noch einer halbgeheilt und mit soviel Prozenten Berufsunfähigkeit, als die Waffenfabrikanten Kriegsgewinn haben, das Lazarett verlassen. Und diese Entlassenen erhalten – einen Cutaway mit gestreifter Hose. *Bei-*

des ist aus Papierstoff. Was soll ein Mensch, der in die Welt hinausgeht, um zu verdienen, mit einem papiernen Cutaway?

Der Krüppel als Steuerzahler

Außer dieser Ausrüstung bekommt der Mann, der meist ein Fragment von einem Mann ist, noch hundertfünfzig Mark mit auf den Weg. Eine Arbeitsvermittlung kann die amtliche Fürsorge in den seltensten Fällen schaffen. Wohl aber werden einzelne Patienten von den amtlichen Fürsorgestellen selbst verwendet: Die Verwundeten machen Botengänge. Dafür erhalten sie zwei Mark pro Stunde. Aber an jedem Wochenende meldet sich der Staat, derselbe Staat, für den die Patienten Patienten geworden, und knipst seine *zehn Prozent vom Wochenlohn* ab.

Fremde Valuta

Die Unterstützung für die Familien der Verwundeten beträgt in Berlin ungefähr siebzig Mark die Woche. Familien, die in der Provinz leben, erhalten erheblich weniger, und für Angehörige von Verwundeten, die zum Beispiel in Lothringen leben, sorgt der Staat überhaupt nicht. Nimmt er etwa an, daß *Frankreich* sich verpflichtet fühlt, eine Familie zu erhalten, deren Oberhaupt im deutschen Heer gekämpft hat? Auch in den von den Polen okkupierten Gebieten Deutschlands leben Angehörige deutscher Invaliden. Und die Unterstützungsgelder, die diese Angehörigen vom deutschen Staat erhalten, werden drüben – in *polnischer Valuta* ausgezahlt. Daran ist natürlich die polnische Behörde schuld. Aber ist es etwa einer deutschen eingefallen, mit den polnischen maßgebenden Stellen über diese Frage zu verhandeln? Stehen uns gar keine Mittel zur Verfügung? Kommen nicht Geldsendungen aus Polen nach Deutschland? Und kann man nicht den in Deuschland lebenden polnischen Empfängern ein Viertel ihres Geldes auszahlen?

Wirtschaftliche Gründe

Es geht ihnen nicht gut, den Überbleibseln des Krieges! Auch die *Stadt Berlin* sündigt an ihnen. Die Große Berliner Straßenbahn ist angeblich aus wirtschaftlichen Gründen nicht in der Lage, ihnen Freikarten zu gewähren. Auch nicht Fahrpreisermäßigungen. Was sind »wirtschaftliche Gründe«? In der Betrachtung eines Einbeinigen versunken, der unter zweibeinig Schiebenden auf dem Bürgersteig stolperte, dachte ich lange nach über die »wirtschaftlichen Gründe« der Großen Berliner Straßenbahn. Und ich fand keine andere Deutung als die: Einmal gab es »Rückzüge aus strategischen Gründen«. Analog zu diesen gibt es heute: Vorwärtshumpelungen aus wirtschaftlichen Gründen...
Soll ich von einzelnen Fällen erzählen? Ich weiß eine Menge einzelner Fälle, so viel, daß ich nach den eindringlichsten suche, um nur anzufangen. Ich glaube, daß es die folgenden sind:

Der Blinde

Ein Soldat, der an vollkommener nervöser Blindheit litt, wurde dank einem geschickten Arzt wieder fünfundneunzig Prozent sehfähig. Der Soldat war früher beim Maschinenbau gewesen. Auf Anraten seiner Ärzte sollte er jetzt Zahntechniker werden. Der Mann ging um Unterstützung bitten. Aus dem Garnisonslazarett Tempfelhof geradewegs in die amtliche Fürsorgestelle. Und brachte dort sein Anliegen vor. Es wurde abschlägig beschieden. Und der es abschlägig beschied, ein Ingenieur *Kurtz*, rief dem Mann nach: *»Der will 700 bis 800 Mark im Monat verdienen. Mehr als ich. Ich glaube, der ist ein Jüd.«* Dieses geschah in Anwesenheit anderer Invaliden, die sich darüber empörten. Man beklagte sich über den Ingenieur. Und das Fürsorgeamt erwiderte: Was den Berufswechsel beträfe, so könne der Mann ja beim Maschinenbau bleiben. Und auf persönliche Beleidigungen wolle man lieber nicht eingehen. Jeder Orgesch-Organisator und Hakenkreuzbesitzer darf auf persönliche Beleidigungen eingehen. Ein Blindgewesener aber, der zwei Jahre lang die Welt nicht gesehen hatte, muß das Unglück haben, einen Ingenieur namens Kurtz zu erblicken, nachdem er kaum die Augen aufgeschlagen.
Was heute in den Fürsorgestellen mit Blinden und Nichtblinden, Lah-

men und Zerfetzten, Juden und Heiden herumkommandiert, ist nicht Lazarettbewohner, sondern gesund und versorgt. Wie wäre es, wenn Invalide zu Invaliden sprächen? Jene, die um das Leiden wissen, zu jenen, die leiden?

Im offenen Viehwagen

Bei der Auflösung des Lazaretts *Tegel* wurden neun Kranke mit offener Tuberkulose nach dem Potsdamer Lazarett überführt. Die neun mit offener Tuberkulose fuhren von Tegel nach Potsdam von *8 Uhr früh bis 8 Uhr abends in Viehwagen.* Ohne ärztliche Begleitung. Ich wette, daß an demselben Tage, in der Zeit zwischen 8 Uhr morgens und 8 Uhr abends, eine Unzahl moderner und nichttuberkuloser Menschen in Eisenbahnkupees erster Klasse Gold, Valuten und wertvolle Waren über die Grenze schmuggelten.

»Vollständig geheilt«

Die *Treuenbrietzener Lungenheilanstalt* entließ eines Tages *hundert* Patienten als »vollständig geheilt«. Die Lungen dieser hundert kümmerten sich aber nicht um den Befund von Treuenbrietzen und blieben ungeheilt. Die hundert suchten um Aufnahme in der Lungenheilanstalt Biesenthal an. Und in Biesenthal wollte man die »vollständig Geheilten« nicht aufnehmen, weil sie – an *offener Tuberkulose* krankten und ihr Aufenthalt in Biesenthal den anderen Patienten zu gefährlich *ansteckend* geworden wäre ...

Verhandlungen ...

Für den 1. August dieses Jahres suchten die Lazarettbewohner um eine Unterredung im Arbeitsministerium an. Der Arbeitsminister erwiderte:

»Auf die Zuschrift vom 28. Juli 1920 teile ich Ihnen im Einverständnis mit dem Herren Reichsfinanzminister mit, daß ich am Dienstag, den 3. August 1920 bereit bin, Vertreter des Reichsbundes der

Kriegsbeschädigten, des Internationalen Bundes der Kriegsopfer und der Lazarette durch einen meiner Vertreter empfangen zu lassen, um die Wünsche der Kriegsbeschädigten entgegenzunehmen. Den Reichsfinanzminister habe ich gebeten, einen Vertreter zu entsenden. Ein Empfang am Sonntag, den 1. August, ist nicht möglich.

Am 3. empfing Ministerialdirektor *Dr. Ritter* die Deputation. Draußen warteten 1000 Kriegsbeschädigte. Es kam zu keiner Verhandlung, weil im Amt das Gerücht laut wurde, daß sich Zusammenstöße zwischen der Sicherheitspolizei und den wartenden Kriegsbeschädigten ereignet hätten. Die Deputation ging hinaus. Nachdem sie für Ruhe gesorgt hatte, kam sie zurück und wurde – für Mittwoch bestellt.

Am Mittwoch erhielt sie ein Telegramm:

Fortsetzung der Besprechung über Wünsche der Lazarettinsassen nicht heute, sondern Freitag, 6. August, vormittags 10½ Uhr.

Reichsarbeitsministerium, Abt. B. A.

Aber am Freitag war – der *»Deutsche Offizierbund«* als Vertreter der Interessen einer halbzerschossenen *Mannschaft* geladen. Daran scheiterten wieder die Verhandlungen...

Die Fratze der Großen Zeit

Ich war im Garnisonlazarett bei den »Kieferbeschädigten«. Wißt Ihr, was das sind: Kieferbeschädigte? Es sind Menschen, die Gott nach seinem Ebenbilde schuf und die dann der Krieg nach *seinem* Ebenbild umarbeitete. Hier siehst du die Fratze der Großen Zeit. So sah der Krieg aus:

Das Kinn ist weggeschossen und Nase und Oberlippe hängen frei in der Luft. Oder nur ein halbes Kinn fehlt. Und dafür eine Nasenhälfte der Länge nach. Oder quer durch das ganze Gesicht fuhr eine Granate spazieren, und ihr Führungsring blieb im Ebenbilde Gottes haften, im Antlitz eines weißen Menschen. Oder irgendeinem fehlt der Mund, die Lippen fehlen, die Lippen, mit denen er küssen, flüstern konnte. Die Lippen. Nur die Lippen...

Es ist den »Kieferbeschädigten« verboten, Photographien ihrer eigenen Entstelltheit zu besitzen. Es ist verboten, der Öffentlichkeit Kieferbeschädigungen bzw. deren Gipsabgüsse, die im Lazarett aufbewahrt

sind, zu zeigen. Warum? In allen illustrierten Blättern der Welt, in allen Museen, an allen Litfaßsäulen sollten Kieferbeschädigungen zu sehen sein. Und das Kultusministerium sollte für die Dauer eines halben Jahres anordnen, daß in sämtlichen Kinotheatern Deutschlands vor dem Beginn der Meßterwoche und am Schluß des siebenundsiebzigsten Teils der »Vampire« *ein* Bild gezeigt werde: der Mann ohne Lippen.
Und ahmte man dieses Beispiel in der ganzen Welt nach, so käme bald ein Völkerbund zustande, dessen Vorsitzender der Soldat ohne Lippen wäre.
Dieser Völkerbund brauchte nämlich gar nicht viel Erklärungen zu reden...

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 31. 8. 1920

SECHS FUSS TIEF

Bei den Stammgästen der »Lebensquelle«

Sechs Fuß tief unter dem Sündenpflaster der Friedrichstraße lernte ich Paule Pieker in der »Lebensquelle« kennen. Wir wurden Freunde.
Paule Pieker lebt den ganzen Tag unterirdisch, in der Kaschemme in der Friedrichstraße. Das Lokal wurde vor einiger Zeit »ausgehoben«, aber Paule Pieker war nicht dabei. Paule Pieker ist schlau: Während die Behörde drunten in der Kaschemme nach Moralabnormitäten spürte, stand Paule Pieker, der aussieht wie ein verkörpertes Delikt, draußen vor der Tür und sah zu, wie die Polizei funktionierte. Er sah mit Spannung und vollkommener Kühle zu, als wäre ihm Polizei eine erstaunlich neue Erfindung und eine Aushebung eine zum erstenmal erlebte Sensation.
Nachdem die Polizei fort war, ging Paule Pieker in die Kaschemme, trank einen »Kirsch« und noch einen »Kirsch«, denn er hatte gerade einer Dame in der Friedrichstraße das Handtäschchen abgenommen.
Es waren leider nur zwanzig Mark drin gewesen und eine Straßenbahnsammelkarte. Acht Mark kostete der Schnaps. Für Zigaretten braucht Paule Pieker keinen Pfennig auszugeben. Die bekommt er von mir.

Seit einiger Zeit bin ich Stammgast in der Kneipe.
Es ist ein bißchen starker Dunst drin und die Zimmerdecke mit einer Rauchwolkenschicht bestrichen. Wie kleine Leuchtkäfer kämpfen sich ein paar armselige Glühbirnen durch das dichte Grau. Die kahlen Holztische stehen unordentlich im Weg, und die Stühle wackeln betrunken. Schweigsam und steif beobachtet ein eiserner Ofen vom Winkel aus seine gesetzlose Umwelt.
Ein Pudel, triefäugig und in schäbigem Paletotfell, ist Wächter der Kasse. Er sitzt vor einer Pyramide aus Zigarrenkisten, Pflaumenkuchen und Sarotti-Schokolade und wedelt philosophisch mit seiner Schwanzquaste. Wenn sich Unberufene der Kasse nähern, erhebt er sich und bellt.
Im Hintergrund füllt ein weiblicher Fleischklumpen den Raum. Es ist Frau Berta. Ihre Köperformen breiten verschwimmend sich aus. Sie ist, aus zehn Schritt Entfernung gesehen, ein undeutlicher, geballter Nebel. Je näher man kommt, desto deutlicher wird der Kern. Ein Antlitz, breit und kreidegrau wie ein pensionierter Klassentafelschwamm. Darunter künden überdimensionale Blusen und Röcke verhüllte Weibmasse. Frau Berta ist sozusagen ein kondensiertes Frauenreich.
Wenn es gelingt, durch eine Frage (zum Beispiel: wo die Toilette sei) Frau Berta zum Aufheben eines ihrer Schlagbaumarme zu bewegen, kann man sehen, welch eine Welt sich hinter ihr auftut. Eine Welt aus Schachteln und Paketen. Frau Berta ist eigentlich als wohltätig Verdächtiges verhüllende Fleischmauer engagiert.
Gegen zwei Uhr nachmittags füllt sich das Lokal.
Da kommen zum Beispiel Frieda und Emma.
Am Tisch in der Ecke links sitzen Paule Pieker und ein Mann mit Boxerfäusten. Diese Fäuste sind unwahrscheinlich groß. Sie wachsen mit beunruhigender Plötzlichkeit, rot und blaugeädert – die Adern sind dick wie Wäschestricke –, aus den blaugelb karierten schottischen Ärmeln hervor. Ich glaube, sie sind gar nicht natürlich gewachsen, sondern von einer Faustfabrik hergestellt und geliefert. Und außerdem ist Aujust da.
Aujust ist Zuhälter und kann fabelhaft spucken. Aujust schießt, feuert Spuckekugeln mit haargenauer Sicherheit in kühngeschwungenem Bogen gegen gewisse Ziele, als da sind: Frieda und Emma.
Frieda und Emma wischen sich mit aufgehobenen Rockschößen das Gesicht trocken und sagen: »Aujust ist ein Schwein!«

Dann setzten sie sich an den Tisch.

Frieda war sechs Wochen eingesperrt, weil sie mit falschen Papieren eine Dienstmädchenstelle angenommen und eine Brosche gestohlen hatte. Das heißt, Frieda hatte natürlich mehr gestohlen: Taschentücher, eine Parfümflasche, Siegellack. Den Siegellack stahl sie aus Passion. Frieda liebt Siegellack. Sie hat eine Leidenschaft: Sie siegelt alle gestohlenen Pakete. Eingesperrt war sie nur wegen der Brosche. Das andere hatte sie gut versteckt, und sie gibt es auch nicht heraus, die Frieda.

Emma aber war acht Wochen im Spital. Emma schämt sich natürlich. Sie erzählt nicht, daß sie krank gewesen. Sie sagt, sie hätte auch gesessen. Emma ist nicht so dumm: Sie kann doch nicht jedem vom Spital erzählen.

Paule Pieker nur sagt es mir im Vertrauen: »Emma is 'n Luderchen. Jetzt prunkt se mit 'n Kriminal. Krank war se jewesen. Pfui!« Sagt Paule Pieker...

Gegen drei Uhr kommt ein Liebespärchen. Er ist jung und ein bißchen zerzaust von wegen der Liebe. Sie geht im Hemd und trägt die Bluse auf dem Arm. Beide machen Toilette. Sie kleiden sich gegenseitig an, bestellen Klops und küssen sich. Sie bindet ihm die Krawatte und sagt »Bubichen«.

Sie essen beide mit einem Löffel. Es ist sehr niedlich. Sie sind ganz von sich eingenommen. Sie lieben sich ehrlich, überzeugt, brünstig. Sie drängen an Überschwang in einen halben Tag, was andere über acht Flitterwochen dehnen. Es sind komprimierte Flittertage, und die Welt ist ein Sommerfest, ein Königsbraten der Klops. Und Polizei ist überhaupt ein Märchen, mit dem man kleine Kinder schreckt.

Während ich in der Zeitung lese, fällt ein Schatten auf mein Blatt. Der Schatten gehört dem Herrn Ruck. Herr Ruck stammt aus Bayern und war in früheren Jahren Ringkämpfer. Allein zweckloses Kämpfen hatte für ihn keinen Sinn, und Herr Ruck ist jetzt ein bißchen Straßenräuber in Thüringen. Von Zeit zu Zeit kommt er nach Berlin.

Er ist imposant, und sein Körper setzt sich nicht aus Fleisch und Knochen, sondern aus Muskelquadern zusammen. Herr Ruck ist ein wandelndes Bauwerk.

Er sieht, daß ich fremd bin, und er will mein Gesicht agnoszieren. Das bewirkt er, indem er, großes Ereignis, das er ist, seinen Schatten auf

meine Zeitung vorauswirft und mich zu einer Drehung des Kopfes veranlaßt. Da ich ihm nicht gefiel, machte er Miene, sich an meinen Tisch zu setzen.
Da kommt Paule Pieker, mein Freund, dazu, und wir schwimmen in das ruhige Fahrwasser eines Gespräches. Paule Pieker erzählt, daß jetzt lauter »Pofel« mit der Untergrundbahn fahren. Kein Mensch hat was bei sich, und die Zeiten sind so schwer.

Dennoch ist, wie ich schon häufig erwähnte, Paule mein Freund. Und er wurde es eines Abends, als eine Gesellschaft von fünf oder sechs Männern Mundharmonika spielte.
Es war eine billige Mundharmonika, und sie glitt von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Unter den Männern waren: ein Ungar, ein Russe, ein Italiener, ein Schwabe. Jeder von den vieren spielte Mundharmonika. Jeder ein Lied, das man in seinem Lande singt. Alle vier spielten immer wieder dieselben Lieder. Das ging zwei Stunden so.
Paule Pieker, der mir kurz vorher noch übermütig eine halbe Zigarette, an der ich geraucht, aus dem Munde schlankweg weggenommen hatte, stand sehr traurig da und lauschte. Er konnte nicht spielen, und er war sehr niedergeschlagen.
Sie weinen? – fragte ich ihn.
Nee! sagte Pieker – aber nu – nu wein' ick.
Und Paule Pieker weinte wirklich.
So wurde er mein Freund. Sechs Fuß tief unter dem Sündenpflaster Berlins lebt mein Freund, Paule Pieker. –

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 2. 9. 1920

KABARETT »SCHALL UND RAUCH«

Hans v. Wolzogen bemüht sich, Literarisches mit Unterhaltendem zu bringen. Wo beides getrennt marschiert, ist beides gut, wo beides durcheinanderfließt, ist beides weniger gut. Das Ideal ist Joachim *Ringelnatz*, Wedekindscher Abstammung, reiner Humor plus bewußter Frechheit und erotisch exzedierende Poesie, wirklich: Poesie. *Hoerter* zeichnete witzig originell die Haarformen kulturgeschichtlicher Ent-

wicklung, Perücken als Zeichen der Zeit, Schnurrbärte »Es ist erreicht!« als Zeichen der unsrigen. Else *Ward* trägt ausgezeichnet – mit gelassener Überlegenheit, innerlich über Objekt, Thema, Publikum, sich selbst – Theobald Tiger und Willi Prager vor.
»Die Kulissen der Seele«, ein Undrama von dem Russen *Evreinoff*, ist Experiment. Nicht ganz gelungen. Der Einfall, auf der Bühne das Innere des Menschen (das »Ich«) darzustellen, Gefühl und Verstand agieren zu lassen, ist gut, wirksam, aber nicht »Theater«. Dem Theater nähme man diese Tänzerin über Tod und Leben und groteske Verzerrung tragischer Probleme sehr übel. Im Kabarett wird das Ding mißverstanden und für einen Sketch gehalten. Das ist grade gut so.
Man müßte es aber *ohne* Masken spielen, die symbolischen Akteure *charakterisieren*. Der Verstand z.B. als Hofrat, das Gefühl als Bonvivant, nicht als Puppen.
Das Publikum war's zufrieden, klatschte Wolzogen heraus, und die liebliche Tänzerin Lola *Hardmenger* bekam sündhaft teure Blumen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 2. 9. 1920

EINSTEIN, DER »FALL«

Der neueste »Fall« heißt »Einstein«. »Fälle« ereignen sich überall dort, wo Zeitungen, zu Wachhunden der Kultur dressiert, über Erfindungen, Entdeckungen, Phänomene, Premieren, Raubmorde, Wettrennen, Boxmatches, Aufklärungsfilme, Primaballerinen, Modetage, Sonnenfinsternisse, siamesische Zwillinge, Ministerkonferenzen und Wunderkinder der wartenden Öffentlichkeit »reportieren«. Reportage ist die Mittlerin zwischen Novität und Nation, und aus Zeitungsberichten setzt sich schließlich die Kultur zusammen. Die Entdeckung Amerikas ginge heute so vonstatten, daß Kolumbus ein Sonderberichterstatter als Presseattaché beigegeben und der Ruf »Land, Land!« als zweispaltiger Sensationsbericht »aufgemacht« würde. Der Reporter, Geburtshelfer der Kulturerrungenschaften, verursacht mehrspaltige Frühgeburten mit Wasserköpfen aus Cicerofett.
Es kann keine Retorte mehr platzen, keine Froschmetamorphose sich vollziehen, kein Manschettenknopf erfunden, kein philosophisches

System erbaut werden: Retorten, Frösche, Manschettenknöpfe, Systeme sind »Fälle«. Eine Relativitätstheorie mußte zum Feuilleton werden, da der Journalismus ja den Einstein der Weisen gefunden hatte. So ward Erkenntnis zum »Stoff«.
Die christlich-germanische Weltanschauung aber, die Wahrheiten auf ihre arische Abstammung prüft, war irritiert durch das Jüdeln der bei Ullstein und Mosse erschienenen Relativitätstheorie und horchte auf. Zwischen Reporter und Reportarier geworfen, verwandelte sich ein Forschungsergebnis zum politischen Fußball. Im Saal der Disharmonie vereinigten sich deutsche Naturforscher zu wissenschaftlichen Disputen auf antisemitischer Grundlage. Aus Relativitäts- wurde Rassentheorie.
Und Einstein selbst häuft Fehler auf Fehler. Es gibt wissenschaftliche Zeitschriften genug, in denen er sich mit seinen Gegnern auseinandersetzen könnte. Statt dessen hat er »nahestehende Seiten«. »Nahestehende Seiten« sind journalistische Stützpunkte, von denen aus die Reporter »Informationen« gegen die Öffentlichkeit abfeuern, um »Gemüter« zu bewegen. »Von Einstein nahestehender Seite verlautet«, daß er fortreist.
Es ist am besten so. Die Leitartikelspalte wird wieder dem rechtmäßigen Taufpaten der Ereignisse freigegeben. Der Nationalismus der Vereinigung deutscher Naturforscher darf sich in Tanzkränzchen, Bierabenden und gemütlichen Zusammenkünften gegen die jüdische Weltherrschaft organisieren. Und Einstein, das Opfer der Sensation und der rassereinen Borniertheit, darf wieder zurück in seine Studierstube, wo er sich gewiß auskennt.
Er verlasse das Land der Reportage und der Karikultur. Wenn die Jahrhunderte erweisen, daß seine Lehre eine wissenschafliche Tat von Bedeutung gewesen, bleibt der Ruhm der »deutschen Wissenschaft« ja doch ungeschmälert.
Denn nichts beweist den deutschen Professor in Einstein besser als die Naivität, mit der er fixen Reportern aufsitzt.
Die deutschnationale Vereinigung der Naturforscher gegen Einstein aber braucht erst gar nicht zu beweisen, daß sie undeutsch ist.

Freie Deutsche Bühne, 5.9. 1920

IRRUNGEN, WIRRUNGEN

Überraschende Entdeckungen im Telephonbuch

Das neue Telephonbuch, eine Spätgeburt der Reichspost, die sechzehn Monate – von April 1919 bis August 1920 – das Junge im Mutterleibe trug und unter Schmerzen zur Welt der falschen Anschlüsse brachte, wurde begrüßt wie ein Thronfolger: Zeitungen feuerten Leitartikelböllerschüsse ab, und Telephonabonnenten sanken auf die Knie und riefen Hallelujah! Lustige und peinliche Verwechslungen, die sich aus Anrufen nach dem alten, senil gewordenen Telephonbuch ergeben hatten, schienen ausgeschlossen. Nun hatte man ein Werk, auf das man sich verlassen konnte.

Das neue Telephonbuch hat den Zweck, den Anschlußsuchenden – *irrezuführen.* Das steht zwar nicht ausdrücklich im Vorwort, aber man sollte es eigentlich wissen. Wer etwas von der Parallelität der Erscheinungen versteht, weiß es. Wer sich also schon überzeugt hat, daß die Einrichtung des Telephons überhaupt dazu dient, nicht Verständigungen, sondern Mißverständnisse herbeizuführen, der versteht auch, daß der Zweck des Telephonbuchs der ist, falsche Anschlüsse anzugeben. Überwältigend ist die Logik der Reichspost, die also kalkuliert: Verlangst du, Abonnent, die richtige Nummer, so bekommst du die falsche. Also setzen wir ins Telephonbuch die falsche, auf daß die richtige sich melde!

Das *Reichswirtschafts*ministerium hat im neuen Telephonbuch die Nummern »Zentrum 6634–39«. Ruft man die Nummer, so meldet sich – das *Auswärtige Amt.* Fragt man die Auskunftsstelle vom Amt »Zentrum« nach dem Reichwirtschaftsministerium, so verweist sie auf die Auskunftsstelle vom Amt »Kurfürst«. Die Auskunftsstelle vom Amt »Kurfürst« hat keine Ahnung vom Reichswirtschaftsministerium. Die Dame hat den Segen dieser Institution noch nicht gespürt.

Das *Reichsministerium des Inneren* hat die Nummer »Zentrum 10715«. Ruft man diese Nummer, so meldet sich die *Wohnung* des Reichsministers. Das Reichsministerium hat in Wirklichkeit die Nummer »Zentrum 6960«. Will man aber die Wohnung des Reichsministers Koch, so muß man nicht etwa die Nummer seiner Wohnung verlangen, sondern »Lützow 2265«. Denn die Wohnung des Reichsministers ist nicht dort, wo er wohnt, sondern dort, wo er zufällig wohnt.

Aus dem neuen Telephonbuch kann man ferner außer Logik auch – *Botanik* studieren. Man erfährt zum Beispiel, daß es nicht nur rote und gelbe Rüben gibt, sondern auch – »Reichsrüben«. Die Reichsrüben wachsen natürlich im Deutschen Reich und sind gesetzlich geschützt: D.R.P. Also Reichspost, Reichsministerium, Reichsrüben. Warum nicht? Die Reichsrüben haben einen ganz besonderen Saft, genannt: »Reichsrübensaft«. Und mit diesem Saft – ich weiß nicht, ob mit dem Genuß oder mit der Verwertung – beschäftigt sich eine »Reichsrübensaftgesellschaft«. Ruft man die *»Reichsrübensaftgesellschaft«* an (Steinplatz 10473), um zu fragen, wie der Reichsrübensaft schmecke, so meldet sich – das *Kinotheater »Motivhaus«* und gibt Auskunft über den Spielplan, der nicht einmal den »Rübezahl« Film enthält.
Seit einigen Wochen sind Speisefette (Margarine, Pflanzenfette aller Art) in freiem Handel erhältlich. Aber die »Reichsstelle für Speisefette« hat 39 *(neununddreißig)* Telephonnummern. Butter ist allerdings noch rationiert. Aber erstens: ist die Butterration so gering, daß sie höchstens als Buttermenge auf dem Kopf einer Behörde in Betracht kommt, keinesfalls aber als »Speisefett«. Zweitens: beschäftigt sich die »Reichsstelle für Speisefette« dennoch mit der Butter (ich meine natürlich mit der Rationierung), so sind neununddreißig Nummern für einige Gramm Wochenmenge ein bißchen zuviel.
Auch Seiden- und Wollstoffe sind frei. Aber die »Reichswirtschaftsstellen für Seide und Wolle« haben noch je eine Telephonbuchnummer. Diese Wolle muß in ganz besonders verworrenen Knäueln hergestellt sein, da die – Abwicklung sich so langsam vollzieht.
Wie besser machen? Man kann schwerlich eine zweite Auflage des neuen, ach so neuen Telephonbuches herstellen. Auch ist es umständlich, die Telephonanschlüsse jetzt so herzustellen, wie sie das Telephonbuch fälschlich angibt. Am besten also wäre: Man nenne einfach die Kinder mit anderem Namen. Das Reichswirtschaftsministerium – Auswärtiges Amt, das Reichsministerium des Innern – Wohnung des Reichsministers usw. Die Beamten mögen bleiben und, damit die Bevölkerung den Wechsel nicht merke, sich insgesamt mit der Zubereitung des Saftes aus deutschen Reichsrüben beschäftigen.
Dieser Saft wirkt berauschend und verursacht neuerliche ulkige Verwechslungen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 7. 9. 1920

BESUCH IM JENSEITS

Das Jenseits befindet sich im Norden Berlins, in der *Schultzendorfer Straße*, und man kann mit der Straßenbahn hinkommen, ohne selig geworden zu sein. Der Direktor des Jenseits ist nicht der liebe Gott, sondern der simple Herr Gustav K., ein Mann in den besten Jahren, verheiratet und Vater zweier Töchter, die, sehr diesseitig veranlagt, nicht gerade mit Geistern Verkehr pflegen.
Herr Gustav K. wird von seiner Ehegesponsin »Justav« genannt, was gerade auch nicht sehr himmlisch klingt. Es ist nicht durchaus notwendig. Der eine nährt sich vom Film, der andere vom Himmel, und Justav, der Jute, dachte sehr richtig: janz oder jar nischt und, wenn's schon durchaus Schatten sein sollen, dann solche, von denen das Gruseln kommt. Gustav K. richtete sich also ein Jenseitsetablissement ein und begann, von Toten zu leben.
Am Vormittag von zehn bis zwölf legt Herr Gustav K. Karten und dirigiert Menschenschicksale. Auch vermittelt er Ehen; »nur bei Bekannten«, sagt Herr K. Und außerdem hat er sich der Magie ergeben, und zwar täglich von *sieben bis neun Uhr abends.*
Für diese Zeit halten sich die Geister der ganzen verstorbenen Nachbarschaft bereit, auf Justavs Ruf zu erscheinen. Im Hause Justavs werden nämlich spiritistische »Sianzen« abgehalten, wie Frau Emma sagte. Frau Emma ist eine gebildete Frau, sie hat ihre Jugend in einer Schule verlebt, denn ihr Vater war Pedell, und sie hat oft beim Herrn Direktor die Fenster geputzt. (Das alles erzählte mir Frau Emma aus purer Angst, ich könnte sie ewig für »so eine« ansehen. Ich versicherte Frau Emma K., sie sei eine der gebildetsten Damen, die ich je gesprochen.)

Gustav in der Geisterstunde

Man muß Herrn Gustav kennen: Er ist von Geburt etwas kurz geraten und sieht aus, als ob ihn sein Schöpfer just, eh' das Werk fertig war, ungeduldig liegen gelassen hätte. So mußte Gustav, so gut es ging, selbst zusehen, daß aus ihm etwas werde. Es wurde wenig. Gustav ist dünn und klapprig. Seine Gliedmaßen schlenkern an den Gelenken, und ich hege die Vermutung, daß sie mit solidem Bindfaden befestigt

sind. Sein wällischer Nußkopf erhält Bedeutung und Gewicht erst durch die Brille, eine Hornbrille, die am Nasenbein ein bißchen geflickt ist, mit Baumwolle umwunden. Um sieben Uhr ist Geisterstunde. Gustav schlägt einen grauen Leinenkittel um seine dürre Erbärmlichkeit, reibt sich die Hände, rückt an der Brille und ruft: *»Emmschen!«*
»Emmschen!« ist Emma, seine Frau. Gustavs haben zwei Zimmer im zweiten Stock, das dritte ist an ein junges Ehepaar vermietet, das Gustav, der Heiratsvermittler, auf dem Gewissen hat. Aus dem zweiten Zimmer, dem Schlafzimmer, kommt Emma mit der »Ampel«. Die »Ampel« ist eine elektrische Glühbirne mit einem wunderbaren rosa Schirm, auf dem schätzungsweise fünf Fliegengenerationen auf Sommerfrische gelebt haben. Die »Ampel« stellt »Emmschen« auf die schwarze Kommode, dreht das Hängelicht ab und öffnet die Tür: *»Frau Wittek!!«*

Die Gäste

Die Gäste sind verwitwete Nachbarinnen mit Anhang. Frau Wittek, Frau Leyden, Frau Kuhle, Frau Kohn. Ein paar halbwüchsige Mädchen und ein achtjähriger Junge namens Max. Natürlich Max!
Das Entree beträgt *fünfzig Pfennig pro Person*, ob voll- oder minderjährig, ist gleich; billiger ist noch niemand ins Jenseits gekommen. Jeden Abend um sieben Uhr kommt die gleiche Nachbarschaft, um den *Verkehr mit »lieben Verstorbenen«* zu pflegen. Gustav kommandiert die Verstorbenen. Er allein ist mit allen per du, und er kennt sich in der Geisterwelt besser aus als ein Schutzmann in seinem Rayon. Gustavs Alltag ist die Geisterwelt. In den Räumen der Unendlichkeit liegt sein Büro. Er geht täglich hin wie unsereiner in die irdische Arbeitsstätte.
Die rosarote »Ampel« auf der Kommode überschwemmt das Zimmer mit Mystik. Alles ertrinkt in der roten Dämmerung. Die Konturen der Möbel runden sich, Kanten werden von rosa Nebeln verschluckt, die Gesichter der Frauen glimmen rötlich, als wären sie von innen erleuchtet, als stäken in den Mündern kleine Ölflammen, und die Köpfe wakkeln wie aufgesteckte Lampions.
Da und dort klirrt ein Schlüsselbund ängstlich durch das Schweigen und verstummt erschrocken, da Gustav sein »Gebet« beginnt.

Die Beschwörung

Gustav beginnt die Beschwörung mit einem *Gebet*, das ungefähr diesen Wortlaut hat:

> *»Wir alle hier Versammelten schwören zur heiligen Stunde Andacht und Aufmerksamkeit und geloben Stillschweigen und Glaube an der Seligkeit der Toten und ewiges Leben derselbigen!«*

Die Lampions der Frauen nicken, nicken, im Hintergrunde steht »Emmschen«, trocken und gerade, für sie ist diese Beschwörung einfach wie eine Kaffeemühle, sie ist, wie gesagt, nicht so eine, sondern eine gebildete Person, und Geist- und Geisternähe sind ihr wohlvertraut. Sie bringt einen Zug von Nüchternheit in dieses Heiligtum, sie ist kühl wie eine Wasserleitungsröhre und bildet eine Art Polizei der Geister.

Gustav stellt sich hinter der Kommode auf, in seinen Brillengläsern blinken rote Pünktchen, doppelt spiegelt sich die Glühbirne in seinen Augen. Er flattert mit den Ärmeln seines grauen Sackmantels wie eine große Fledermaus, er klopft mit einem Federstiel auf das Holz und wirft: »Eins, zwei drei!« die Zahlen wie drei spitze Glasscherben in die Erwartung.

Dann wendet er sich mit dem Rücken zum Publikum und klopft dreimal an die Wand: *»Lieber Friedrich!«*

Cohn mit »C«

Friedrich ist der erste. Friedrich ist der selige Herr Kuhle. Er ist schon zehn Jahre tot und hat das Prioritätsrecht. Er erscheint zuerst. Witwe Kuhle tritt vor. Einen Schritt nur.

»Herr K., ach, daß er nicht böse wird wegen Karl!«

Ich vermute: Karl ist Friedrichs glücklicher Nachfolger.

Herr Gustav K. klopft an die Wand. Fünf kurze Schläge. Und wirklich! Irgendwo, im Winkel rechts, erhebt sich ein Geraschel, flattert auf, eine Weile, man hält den Atem an.

Dann fällt Gustavs »Nein!«, erlösend wie ein Gewicht, und zerreißt die Schwüle.

Es sei heute ein schlimmer Tag, ein *»atmosphärischer Tag«*, sagt Gustav, und man könne nicht alle Verstorbenen bemühen, und Gustav

schaut über mich hinüber zu »Emmschen« im Hintergrunde. Mit Herrn Kohn – mit dem will er's noch versuchen, Gustav, der Liebenswürdige.
Frau Kohn ist lang und mager, sie sieht aus wie ein angezogenes Bügelbrett, dem man einen Kopf aus Grauhaaren und Knochenstücken aufgesetzt hat. Sie wird aufmerksam und steckt den Kopf vor wie ein Vogel, so beweglich und spitz.
Gustav klopft, aber es rührt sich nichts.
Man horcht, dann klirrt irgendwo ein Schlüssel, aber *Kohn ist nicht da.* Unausgesprochene, aber deutlich fühlbare Zweifel schweben in der Luft, die Stimmung ist zerrissen, die Gesichter bekommen wieder den alltäglichen Ausdruck, eine Maske aus Dumpfheit und Berechnung, da sagt Emmschen laut:
»Justav, hat sich der Seliche nicht mit »C« geschrieben?«

Die Töchter

In diesem Augenblick steigt beizender Parfümduft auf, fährt scharf durch die Mystik des Raums, zwei weiß und blau gekleidete Frauen entrauschen der Schlafzimmertür. Es sind Gustav K.s Töchter.
»Nu is Schluß!« sagt eine.
Gustav enthüllt die Leuchtbirne, die Witwen mit Anhang tropfen langsam aus dem Zimmer, und die Töchter erblicken mich und markieren eine Sekunde lang »Haltung«. Dann schäumen sie hinaus, und eine ruft nachträglich durch den Türspalt ins Zimmer: »Nanu, kommste nich?!«
Frau »Emmschen« bleibt fünf Minuten draußen, indes Gustav seine Fledermausgewandung ablegt und mich mißtrauisch halb und halb vertraulich ansieht.
»Emmschen« kehrt zurück, weist mit der Hand gegen die Tür und erklärt: »Meine Töchter!«
Denn »Emmschen« ist keine »so eine«. O nein!...

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 9. 9. 1920

WO IST DER SCHUTZMANN?

Drei Stunden auf der Suche nach der Polizei

Am achten September neunzehnhundertzwanzig, um sieben Uhr abends, machte ich mich von meiner Wohnung aus (Gleditschstraße in Schöneberg) auf die Suche nach einem Schutzmann. Von Zeit zu Zeit hat man ein bißchen Bedürfnis nach Sicherheit: Man bedarf für sich selbst des Beweises, daß Berlin in Mitteleuropa liegt und daß man sich vor Sabri Mahir, wenn es ihm gelegentlich einfallen sollte, Boxmatches auf der Straße mit Untrainierten zu improvisieren, nicht unbedingt fürchten muß. Grüne und blaue Farbe wirkt besänftigend auf Auge und Gemüt.

Man muß fühlen, daß man Staatsbürger, Einwohner ist, Registrierter, Katastrierter, unter dem Schutze der Gesetze Stehender, polizeilich Gemeldeter, zehnprozentige Steuer Zahlender, kurz: Kulturmensch mit Niveau und Hemmungen. Zu solchem Zweck suchte ich einen Schutzmann.

Um sieben Uhr war ich fortgegangen. Und um halb elf fand ich ihn. Inzwischen hatte sich manches ereignet. Überraschendes, Peinliches, Segensreiches:

Das Überraschende

Das Überraschende ereignete sich Ecke Bülow- und Frobenstraße. In die Bülowstraße war ich vom Nollendorfplatz abgebogen. Der Nollendorfplatz ist Straßenbahnknotenpunkt und Untergrundbahnstation.

Hier stand nun kein Schutzmann.

In der Bülowstraße auch nicht.

Die Bülowstraße entlag, der Potsdamer Straße zu, rasselte ein Leiterwagen. Aus der Frobenstraße kam ein Mann und schob einen Bücherkarren vor sich her. Der Kutscher des Leiterwagens fuhr frisch-fröhlich auf den Bücherkarren los. Der Karren kippte um, und die Bücher fielen aufs Pflaster.

Was war zu erwarten? Daß Leiterwagenkutscher und Bücherkarrenbesitzer aneinandergeraten. Daß der Mann der Bücher den Pferden mit

Faustschlägen in die Zügel fallen und der Kutscher unterdes systematisch mit dem gründlichen Zerreißen der Bücher anfangen würde.
Solches wäre geschehen. –
Wenn ein Schutzmann dabeigewesen wäre. Sagte ich nicht, daß Grün und Blau besänftigend wirken? Die Nähe des Gesetzes macht Verzagte kühn, und fühlt man die Anwesenheit einer Rechtsvertretung, so beharrt man auf seinem »Recht«.
Aber es war eben *kein* Schutzmann da. Und so ereignete sich das Überraschende:
Der Mann vom Bücherkarren sagte: »Nette Bescherung! Jetzt suchst du mir aber die Bücher zusammen!«
Und der Leiterwagenkutscher – stieg vom Bock, bückte sich und sammelte die verstreuten Bände. Schichtete sie säuberlich auf dem Karren und bestieg dann wieder seinen Bock. Nickte dem Bücherkarrenbesitzer freundlich zu, sagte: hui! zu den Pferden und rasselte weiter.
Der Mann mit dem Bücherkarren ging seinen Weg, die Frobenstraße hinunter.
Das nennt man »gentlemanlike«, wenn es in London geschieht. In Berlin heißt es »überraschend«.
Wo aber war der Schutzmann?!

Das Peinliche

Auch in der Potsdamer Straße war er nicht.
In der Potsdamer Straße ging ein Regenschirm aus der Provinz mit seinem Oberlehrer spazieren. Der Regenschirm war sehr groß, so groß, wie ein Regenschirm nur in kleinen Städten gedeihen kann. Und der Oberlehrer war sehr klein und mager. Der Oberlehrer suchte die Schellingstraße.
Es waren wenig Leute in der Potsdamer Straße, und es regnete spärlich, aber dauerhaft.
Die Laternen trugen Schleier aus Regenwasser.
Der Oberlehrer suchte die Schellingstraße.
Er trippelte vor mir her und hielt jeden Vorüberkommenden an: Wo ist die Schellingstraße?
Niemand wußte genau. Einer wies rechts, ein anderer links. Der Regenschirm ging im Zickzack mit dem Oberlehrer, und ich hinter beiden.

Endlich wandte er sich um: Entschuldigen Sie, wissen Sie, wo die Schellingstraße ist?«
»Ich suche einen Schutzmann!« sagte ich. »Wissen Sie, in Berlin fragt man einen Schutzmann nach einer unbekannten Straße, und sofort erfährt man's.«
»Es ist ja kein Schutzmann da, allerdings!« sagte der Oberlehrer.
»Sie kennen eben Berlin nicht!«
»Nein, nein!« sagte der Oberlehrer demütig. »Ich kenne Berlin nicht!« Und er suchte die Schellingstraße.
Am Potsdamer Platz trat eine Dame aus einem Kaffeehaus. Sie hatte keinen Mantel an. Sie stand in einem leichten Abendkleid da und fror und rief nach einer Droschke.
Knapp vor ihr war der Standplatz der Droschken.
Zwei Droschkenkutscher kamen, zögernd wie der Herbstregen und verdrießlich.
Die Dame wollte in die Monumentenstraße. Die Kutscher schüttelten verneinend die Zylinder.
Es kamen noch zwei, drei andere Droschkenlenker. »Monumentenstraße ist weit!« sagten ihre Zylinder.
Die Dame fror im leichten Abendkleid.
»Wissen Sie, Gnädige«, sagte ich grüßend, »man muß einen Schutzmann verständigen!«
»Ja, gewiß!« sagte die Dame, und ihre Zähne klapperten.
Aber am achten September, zwischen ein Viertel vor acht und drei Viertel vor neun, war *am Potsdamer Platz kein Schutzmann* zu sehen.
»Ich suche einen Schutzmann!« sagte ich zu der Dame, die klapperte »Guten Abend!« – und ging.
Ich glaube, der Regenschirm mit dem Oberlehrer irrt immer noch im Zickzack nach der Schellingstraße, und aus der Dame ist inzwischen ein leichtbekleideter Eiszapfen geworden.
Wo aber war der Schutzmann?

Das Segensreiche

Auch in der Leipziger Straße war der Schutzmann nicht. Infolge seiner Abwesenheit geschah das Segensreiche. Der abwesende Schutzmann machte sozusagen in der Leipziger Straße gut, was er am Potsdamer

Platz gesündigt hatte. Denn jedes Ding in Berlin, auch die Abwesenheit der Polizei, hat zwei Seiten.
Kam ein Lehrbursch aus der Konditorei Hilbrich mit einer Kaffeetasse, stieß gegen einen dicken Herrn und ließ die Tasse fallen. Das Porzellan zerbrach.
Der dicke Herr mußte ein paar Schritte zurücktreten, um, von seinem eigenen Buch ungestört, auf den Boden sehen zu können.
»Wie kann man nur!« schrie er.
Der Lehrling aber piepste: »Sie werden bezahlen!«
»Lausejunge!« schnob der Dicke.
Eine Menschengruppe umringte beide. »Wart!« pustete der Herr und drehte sich im Kreise nach einem Schutzmann. Der Lehrling hing an einer Rockklappe des Dicken und ließ nicht locker und drehte sich mit wie ein Planet um seine Sonne.
Man suchte nach einem Schutzmann. Der Dicke und der Lehrling. Der Lehrling zwitscherte: »Warten Sie, bis ein Schutzmann kommt!«
»Wart, bis ein Schutzmann kommt«, fauchte der Dicke. Sechsmal hintereinander wiederholten beide dieselben Sätze.
Als aber kein Schutzmann kam, wurden beide wütend – auf den Schutzmann.
Der gemeinsame Haß versöhnte sie. »Kein Schutzmann!« sagte der Herr.
»Nein!« sagte der Lehrling.
Da – zog der Herr sein Portemonnaie und gab dem Jungen fünf Mark für das zerbrochene Geschirr. Das war das Segensreiche.
Wo aber war der Schutzmann?!

Da war er

Als ich gegen halb elf Uhr wieder zum Potsdamer Platz kam, sah ich zwei grüne Sicherheitswehrleute. Sie duckten sich zusammen und sahen hinauf in die erste Etage des Cafés »Eins A« am Potsdamer Platz, wo ein Exzentrikkapellmeister gerade seine Nummer absolvierte.
Versunken in den Anblick des flatternden, rudernden, lärmenden Kapellmeisters, standen die beiden armen Menschen, Schulter an Schulter, mitten am Potsdamer Platz.
Sie verdienen wahrscheinlich nicht soviel, um sich so einen Kapellmeister einmal näher ansehen zu können. Und das ist bedauerlich.

Aber es ist bedauerlich, daß erst ein Exzentrikkapellmeister die Polizei hervorlockt, indes so viel Polizeiwidriges bis dahin geschah: Überraschendes, Peinliches, Segensreiches.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 11. 9. 1920

DAS GEHEIMNIS DER VERKEHRSSTÖRUNG

Verkehrsstörungen sind geheimnisvoll. Sie ereignen sich immer, wenn man, in der Straßenbahn sitzend, einem heißersehnten Ziel zugefahren wird und allmählich die Überzeugung gewinnt, daß Haltestellen Erfindungen des Teufels sind, der merkwürdigerweise neu Einsteigende durchaus nicht holen will. Zwischen zwei Haltestellen, nicht etwa an einer von beiden, ereignet sich das Geheimnis der Verkehrsstörung.
Am Anfang ist ein Ruck wie bei einer mystischen Angelegenheit. Wie bei der Erschaffung der Welt zum Beispiel oder bei einer spiritistischen Sitzung. Dann steigt der Schaffner aus, und du siehst ihn nie wieder. So, ohne Lebewohl, mit jünglinghafter Sorglosigkeit begibt sich der Brave in ungekannte, kaum erahnte Gefahr.
Was ist geschehen? Vorne? Wohin man nicht sehen kann? Muß man nicht absteigen? Schauen? Retten? Wenn überhaupt noch was zu retten ist... Ach! Wenn du aussteigst, ist es nur ein verirrter Kieselstein gewesen, der sich in Rot und Verzweiflung auf die Schienen geworfen hat und den jetzt der Wagenführer zurückstößt.
Ach! Wenn du aussteigst, fährt dir die Straßenbahn davon!
Steige nicht aus! Bleib sitzen! Auch, wenn's eine Stunde dauert und der Schaffner nicht wiederkehrt, um dir zu sagen: Das und das sei los. Es währe noch zwei Minuten oder eine Viertelstunde!
Nein! Er kommt nicht, er kommt nicht. Du weißt nichts von den rätselhaften Vorgängen vorne. Vorne geht die Welt zugrunde, explodiert der Weltball, Kometenschwänze verfangen sich in den Rädern der Straßenbahn, und du weißt nichts, nichts, nichts.
Der Schaffner kommt nicht. Warum teilt bei Verkehrsstörungen der Schaffner den Fahrgästen nicht mit, ob sie aussteigen sollen oder warten können? Eine Betriebsstörung ist kein Amtsgeheimnis.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 16. 9. 1920

DREI VIERTELSTUNDEN VON BERLIN

Wallfahrt und Erntefest in Bernau

Ein Sünder bin ich und der Verdammnis Anheimgefallener. Aber Wallfahrten und Bußgänge mache ich mit. Grundsätzlich. Ich bin schon so.
So machte ich die Wallfahrt nach *Bernau* mit, die die Berliner katholische Gemeinde am vergangenen Sonntag veranstaltete.

Es waren schätzungsweise etwa hundertfünfzig Gläubige gekommen, und sie fanden reichlich Platz in der kleinen, alten Herz-Jesu-Kirche in Bernau, die eine Art familiärer Mystik, heimlicher Heiligkeit in Fensternischen, Mauerwinkeln, Altardecken eingefangen hat. Der Gottesdienst war um halb zwölf beendet, die Chorknaben legten ihre Hemden ab und schlüpften wieder in die Alltäglichkeit profanen Bernauer Jungentums. In dem kleinen Hof, in dem die Herz-Jesu-Kirche steht, war links an der Gartenmauer ein Verkaufszelt errichtet. Zwei Schwestern boten Gebetbücher, Rosenkränze, Kruzifixe, Heiligenbilder und Ansichtskarten feil. Um die Bude drängten sich die Leute. Die Heiligenbilder waren billig, sie kosteten fünf oder zehn Pfennig das Stück.
Zwei Mädchen trugen in Handkörben aus Stroh Ansichtskarten, Photographien berühmter katholischer Kirchenstätten herum. Es waren meist ärmliche Menschen zur Wallfahrt gekommen; man sah's an ihren Kleidern, die verschämte Bedürftigkeit so ängstlich zu hüten versuchten, daß sie offenbar wurde. Aber alle kauften, denn es waren Arme. Reiche kaufen nichts um Gottes willen, sondern der Nützlichkeit halber oder zum Genuß.
Um halb eins war »Kaffeekochen« im Restaurant »Elysium«. Sie trugen Päckchen, die Gläubigen, mit Kaffeebohnen und Brotstullen, und den Kaffee ließen sie sich im »Elysium« kochen. Die Frauen hatten Geschirr und Kannen und Tassen mitgebracht. »Elysium« ist zwar ein heidnischer Name, aber es war ein braver, bürgerlicher Restaurationsgarten mit ein paar heimischen Bernauer Linden, und man trank Bohnen- und Ersatzkaffee, nicht Nektar, den Göttertrank. Die Frauen stellten sich in langen Reihen vor der Küche an und ließen den Kaffee sieden. Stullenpapier verbreitete bürgerliches Ausflugsgeräusch. Es

war seltsam, wie menschliche Gemütlichkeit der Religiosität ein selbstverständliches, familiäres Aussehen verlieh.
Die Menschen hatten gebetet, gegessen, Gott und der Welt Genüge getan und schickten sich an heimzukehren. Glockenläuten in der Seele, schritt ich zum Bahnhof.
Da verfiel ich der Sünde.

Es standen drei Bauernwagen, ehrlich, breit und behäbig, aber mit leichtsinnigem Papierschmuck bekränzt. Räderspeichen, Stangen, Bretter trugen sorglos bunte Papierschnitzel, grün, blau, rot. Im ersten Wagen saß die Musikkapelle. Es war eine würdige Kapelle, mit einer Kesselpauke und glattgestrichenem Kalbfell, mit einem Flügelhorn, zwei Brummtrompeten und ein paar nebensächlichen Musikanten. Die Instrumente bliesen einen Heidenlärm im Marschtakt, die Pferde nickten mit den Köpfen, fromm und ergeben, wie Pferde sind. Im zweiten Wagen standen Mädchen in weißgestreiften Kleidern und dufteten nach ländlicher Unschuld und Wäschestärke. Sie trugen Heugabeln, Krampen und Harken. Alle hatten bunte Mützen aus Seidenpapier. Es war eine Maskerade der Feldgeräte.
Die drei Wagen setzten sich in Bewegung, die Pauke dröhnte, ganz Bernau erzitterte. Fensterflügel flogen automatisch auf, Eingeborenenköpfe kommen zum Vorschein, Kinder rennen, Ziegenböcke und Gänse: *Erntefest!*
Die Landstraße entlang, der Schrebergartenkolonie zu, rollt die Musik. Ein Sünder bin ich und der Verdammnis anheimgefallen: Ich lief mit.
Draußen waren Gärten und Villen bekränzt, die Zäune tänzeln kokett in papierenem Putz, die Kürbisse haben vor Freude aufgedunsene Gesichter, Kaninchen rennen aufgeregt in kleinen Käfigen, als müßten sie Gedichte aufsagen beim Empfang der Gäste, und die Hähne wehen mit den Kämmen wie mit roten Fahnen und benehmen sich überhaupt so couragiert, als hätten sie jemals Erntefeste veranstaltet und zum engeren Komitee gehört. Von allem Hausgeflügel aber am schönsten ist die Braut, ein fünfzehnjähriges Mädchen in weißer Korpulenz, Lilie markierend, mit Jungfernkranz und Bräutigam, der, schüchtern noch und halb schon Unternehmungsgeist, den Zug ordnet. Voran der »Hochzeiter«, in weißen Strümpfen und Halbschuhen und kurzer Hose. Sein Lodenhütchen sitzt locker und leichtsinnig auf dem linken Ohr, seine Pfeife baumelt bekränzt, und die Rauchwölkchen tänzeln übermütig

blaue Ringel-Ringel-Reihen in der Luft. Dann die Musik, Brummtrompeten in den Niederungen, Flügelhorntöne turnen spaßig auf den höchsten Sprossen einer schwankenden Tonleiter, und die Kesselpauke schlägt ernste Löcher in der Festtagsfreude. Dann eine Schar weißer, gestrählter Kinder, blond und mit Schollengeruch. Der Wind trägt Duft von Herbst und trocknendem Heu in vollen Schüsseln vor sich her.
Erntefest.
Der Zug marschiert zum Herrn Pfarrer. Seine Hochwürden haben eitel Frohsinn angelegt und empfangen die Gäste mit Wohlbehagen. Kaum drei Viertelstunden von Berlin entfernt, ist die Welt wieder wie in »Hermann und Dorothea«. Die Braut sagt ein umfangreiches Gedicht auf, und es ist die Rede drin von gestreutem Segen und Frucht und Jahr, und zum Schluß reimt sich »von dannen gehn« sinnreich auf »Wiedersehn«.
Das Gedicht war lang, und dieses Aufsagen ohne Stottern eine Leistung, die ältesten Bernauer nicken Bewunderung, und Bernau ist schon ein paar Jahrhunderte alt. Des Pfarrers väterlicher Ernst löst sich in wohlgefälliges Schmunzeln und Dank, und der Zug zieht weiter, vom Pfarrer angefangen, von Haus zu Haus, hübsch gesellschaftlichen Rang noch, und schließlich fängt es an zu regnen.
Ich habe mich nicht geirrt, es stand irgendwo ein Tisch mit Bier, und in Bernau sind der Gärten genug, und *alle* heißen »Elysium«. Wie aus einem Wallfahrer ein Trunkener wurde, ist mir nicht genau erinnerlich.
Ein Sünder bin ich nämlich und der Verdammnis anheimgefallen. Gnade mir Gott!

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 17. 9. 1920

SONNTAG IN MITTELEUROPA

Sonntage sind Brücken zur Wiederherstellung gelockerter Beziehungen zu Natur, Diele, Kirche, Kino und Verwandten. Sind Familienbräuche, sorgfältig aufgebügelte, duftend nach Stärke und Naphtalin, durchtränkt von Wohlergehn und Gebet.

Am Vormittag findet Erbauung von Seelendomen statt, die man einweiht mit Biertrank und Skat. Zu dieser Zeit sind Gottes- und Friseurläden reichlich besucht.
Kinder defilieren in weißer Unschuldsparade vor dem lieben Gott, der Eisen wachsen ließ, und die Vögel in der Luft blasen aus Lesebüchern Gedichte von Emanuel Geibel dazu.
Überhaupt sind die Tiere von Lafontaine und erwarten menschlichen Besuch im zoologischen Garten. Wenn ihnen ein Oberlehrer Leckerbrocken in die Käfige schiebt, zitieren sie höflich: Der Oberlehrer ist gut.
Die Ehemänner sind rasiert und tragen Regenschirme. Ehefrauen schmücken ihre Köpfe mit Federn, die Sträuße einmal weiter hinten getragen haben.
Die Zeitungen machen fünf Seiten mehr Kultur, gehen schwanger mit einer literarischen Beilage und tragen Heiratsannoncen am Hinterteil! Feuilletonisten managen den Fortschritt der Nation.
Im Lunapark kann man dressierte Flohheit sehen und Menschen im Urzustand. Die Welt ist Karussell, Rutschbahn, Nigger, Wellblechsee.
Andere wieder sind wettend bei ziellosen Pferden. Die armen Tiere heißen zum Beispiel – mein Ehrenwort! ich weiß es bestimmt aus dem Sportteil der B. Z. –: Pipifax, Lausbub, Kukulies, Goldseele, Taktfest, Mimose.
Während also Pferde eilen, fordert Bantam-Gewichtsmeister Bolander (so muß er heißen) sämtliche Zeit- und Gewichtsgenossen zu Match und Mut. Rippenbrüche wirken erlösend. Mitteleuropa sehnt sich nach krachenden Wirbelsäulen. Gespaltene Unterkiefer lassen uns gleichmütig.
Rotes Amüsierblut gerinnt eindrucksvoll auf dem Kriegsschauplatz, bis die Polizeistunde schlägt.
Und bereits um halb zwölf Uhr nachts geht im Westen des Cafés die Welt am Montag auf.

Freie Deutsche Bühne, 19. 9. 1920

BEI DEN HEIMATLOSEN

Der Revers

Nr. ... P. B.
Verhandelt Berlin, den ... 1920.
Der ...
wurde angewiesen, binnen fünf Tagen ein anderweitiges Unterkommen sich zu beschaffen, widrigenfalls und wenn er nicht nachweisen könne, daß er solches aller angewandten Bemühungen ungeachtet nicht vermocht habe, er wegen Nichtbeschaffung eines Unterkommens werde bestraft werden. Demselben wurde auch ausdrücklich bedeutet, daß nach § 361, Nr. 8, des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich diese Strafe in Haft bis zu 6 Wochen besteht und nach § 362 ebenfalls auch auf Überweisung an die Landespolizeibehörde behufs Unterbringung in ein Arbeitshaus erkannt werden könne.
v. g. u.
Unterschrift des Obdachlosen.
Unterschrift des Kriminalschutzmanns.

Das ist die eigentliche Ursache der vorgestrigen *Revolte der Obdachlosen* in der Fröbelstraße. Es waren meist Jugendliche, von einem Abenteurer Aufgehetzte, einem früheren Baltikumer. Die jugendlichen Obdachlosen hielten in Weißenseee eine Versammlung ab und beschlossen, das Heim zu stürmen. Ein Beamter, der sie beruhigen wollte, wurde blutig geschlagen und mußte ins Krankenhaus gebracht werden. Sicherheitspolizei mußte einschreiten. Einige der Missetäter sind schon verhaftet. Aller wird man wohl nicht habhaft werden.

Das oben zitierte Schriftstück ist der *Revers*, den alle, die das Obdachlosenheim in der Fröbelstraße aufsuchen, unterzeichnen müssen. Das Deutsch, in dem diese Urkunde der Menschlichkeit abgefaßt ist, entspricht der Menschlichkeit, die sie bekundet. Die jugendlichen Pseudorevolutionäre haben sich gewiß nicht gegen das verschrobene Deutsch und die ungrammatikalische Humanität empört. Sie wollten einfach ein bißchen stürmen – »Freiheit«, rief die wilde Begierde –, ein bißchen zeigen, daß man »wer ist«, und den Tatbestand der Republik beweisen. Aber begreiflich wäre die tätliche Empörung auch dann (wenn auch nicht zu entschuldigen), wenn sie ehrlich wäre und nicht die Folge des Gewissenlosigkeit eines sittlich Gestörten. »Widrigen-

falls und wenn« jemand nicht nachweisen könne, daß er ungeachtet aller Bemühungen kein Unterkommen gefunden habe – muß das strafbar sein, Haft bis zu sechs Wochen? Beweist nicht eher die Geschicklichkeit, sich nach fünf Tagen heutzutage in Berlin eine Wohnung zu beschaffen, Reife fürs Gefängnis? Die Verordnung ist alt, sie stinkt nach Moder, und sie wird ja jetzt auch abgeschafft werden. Jetzt, nachdem ein pflichtbewußter Beamter, ein menschenfreundlicher, das Opfer einer losgelassenen Bestialität geworden, der eine gesetzliche Verordnung selbst das Ventil geöffnet hat.

Das Haus

Rote Ziegelsteine. Die trostlose Uniform aus Strenge und Dauerhaftigkeit, an der bei uns zulande Behörden, Spitäler, Gefängnisse, Schulen, Postämter und Gotteshäuser zu erkennen sind. Vergeblich bemüht sich ein Garten mit herbstbunten Bäumen, der Staatlichkeit des Unternehmens einen rührenden Zug zu verleihen. Das Haus bleibt ziegelrot und Behörde und sieht aus, wie gewaltsam mitten in Natur hineingestellt. Die Fröbelstraße ist übrigens in einer Gegend Berlins, in der überhaupt eine ziegelrote Atmosphäre herrscht. Rechts ein Bretterzaun um einen freien oder halbfreien Platz, und etwas weiter ein einsamer Waggon, offenbar von fahrendem Volk. Die Prenzlauer Allee verdankt ihren verführerischen Namen den paar schwindsüchtigen Bäumen, die dem vorstädtischen Pflaster der Armut entsprossen und nicht der Natur, sondern einer Magistratsverordnung zufolge Bäume sind. Vorn ist das Spital, rückwärts das Obdachlosenasyl. Vor dem Eingang grüßt Polizei freundliches Willkommen allen jenen, die ihr zu entgehen trachten. Die Gänge sind kahl, mit weißgetünchten Amtsgesichtern. Der Oberinspektor, ein großer, blonder, gütiger Mensch, der so viel versteht, weil er so viel schon gesehen. Die Beamten tragen hier überhaupt Menschlichkeit unter der Uniform. Wer das Elend zu beaufsichtigen hat, kann das Laster verzeihen. Alle Beamten des Staates müßten je einen Monat im Heim für Obdachlose Dienst tun, um Liebe zu lernen.

Saal und Menschen

Der Saal ist ungeheuer lang und verhältnismäßig schmal. Man könnte hier spazierengehen, stünden die Betten nicht quer, militärisch in zwei Reihen einander gegenüber. In der Mitte im Gang der Länge nach auch Betten. Eiserne nackte Gestelle, Büßerbetten aus Drahtnetzen. Jeder Obdachose bekommt eine dünne Decke aus Papierstoff, die allerdings rein und desinfiziert ist. Auf diesen Betten hocken sie, schlafen sie, lagern sie, die Heimatlosen. Groteske Gestalten, als kämen sie alle aus den Armen- und Abenteuerromanen der Weltliteratur. Fast sind sie unwirklich. Alte Männer in Lumpen, mit grauen Bärten, Landstreicher, die Huckepack ein Bündel Vergangenheit auf gekrümmten Rükken schleppen. Ihre Stiefel tragen den Staub zerwanderter Jahrzehnte. Männer in mittlerem Alter, in halben Uniformen, mit braunen Gesichtern, aus Hunger und Härte gemeißelten. Jugendliche in schlotternden Beinkleidern, mit Augen, in denen sich Gehetztheit und Trotz mischen. Frauen in braunen Lumpen, schamlos und scheu, neugierig und gleichgültig, flackernd und resigniert. Je hundert in einem Saal. Frauen, erwachsene Männer und Jugendliche getrennt. Es dauert ungefähr zwei Stunden, ehe ein Schub beisammen ist. Von vier Uhr nachmittags bis neun Uhr abends ist Aufnahme. Eine Schüssel dampfender Suppe bekommt jeder. Wer gar zu elend aussieht, kriegt mehr. Jeden Morgen ist Krankenmeldung. Es melden sich viele. Viele haben Fußleiden. Es sind Menschen, die ein Lebensalter wandern müssen. Etwa fünfzig Prozent Geschlechtskranke. Die meisten sind verlaust. Es kostet schwere Mühe, sie zu einer Reinigung zu bewegen. Durch die Desinfektion werden die Kleidungsstücke ruiniert. Sie wollen lieber mit unversehrten Läusen leben als mit noch mehr zerfetzten Kleidern.

Die Familien

Die Familien wohnen in getrennten Holzbuden, die in den Sälen zurechtgezimmert wurden. Manche haben sich's gemütlich eingerichtet. In jeder Saalecke ist eine Gasflamme und ein kleiner Herd. Hier können die Frauen kochen. Wäsche hängt auf ausgespannten Schnüren und trocknet im Dunst von warmen Speiseresten, Verdauung und Gemeinschaft. In jeder Stube eine Gaslampe. Flüchtlinge hausen hier.

Aus Preußen, dem Rheinland, Holstein. Sie kennen einander. Sie statten einander Besuche ab. Manche haben ein paar gerettete Möbel mitgebracht oder mühselig neue zusammengerafft. Ich stelle mir vor, daß die Frauen zuweilen auch miteinander streiten. Vielleicht eines Kindes oder eines Topfes wegen. Solcher Kleinigkeiten wegen können Arme streiten. Die Kinder sind blond und ein bißchen ungewaschen. Sie haben keine schönen Spielzeuge, und ihre Welt ist ein Hof, zehn Kieselsteine, ein Baum und die Umgebung. Oh, die Umgebung ist das schönste.

Der Oberstleutnant

Ich saß bei ihm, mit ihm in seiner Holzbude. Der Herr Oberstleutnant Bersin ist ein russischer, zaristischer, geflüchteter Offizier. Seit April in Berlin. Er ist alt und stolz und steif. Ein bißchen schief geht er, die Welt ist ja gar so schief geworden. Revolution! *Batjuschka Zar* ist nicht mehr. Wo ist der Zar? Wo sind die Epauletten? Wo ist der Generalstab? Wo ist Rußland, das große Rußland? Er hat den chinesischen, den japanischen, den Weltkrieg mitgemacht. Er war Oberstleutnant im Generalstab. Zuletzt in Riga. Er spricht sehr gut Deutsch und freut sich, daß er mit mir Russisch sprechen kann. Neben seinem Bett liegen Zeitungen und Bücher. Er liest alles, was er bekommt. Seine Offizierskappe hängt an der Wand. Er zeigt sie mit sehr viel kindlichem, rührendem Stolz, wie ein Knabe eine Trommel etwa. Er möchte gerne arbeiten. Er will der Stadt nicht so zur Last fallen. Er ist Oberstleutnant. Wie lange können noch die Bolschewiken herrschen? Noch ein klein wenig! Das ist ja Wahnsinn! Revolutionmachen! Offizieren Achselklappen herunterreißen! Wo ist der Zar? *Batjuschka Zar?* Wo ist Rußland? Er hat Familie. Seine Kinder – vielleicht sind sie schon verheiratet, geflüchtet oder gar tot! Was ist das für eine Welt? Eine schiefe Welt! Armer, armer Oberstleutnant! Die Geschichte hat einen Purzelbaum geschlagen, und der Oberstleutnant ist ins Nachtasyl gefallen.

Früher einmal lebten Tausende vorübergehend im Obdachlosenheim. Jetzt durchschnittlich tausend jede Nacht. Am Morgen werden zwei, drei Säle von der Polizei durchforscht. Sie findet manchen, den sie gesucht hat.

Es gibt auch andere, die man gar nicht mehr mustert. Man kennt sie. Seit zehn Jahren und mehr kommen sie ins Asyl. Stammgäste. Stammobdachlose. Das Vorläufige ist ihnen unveränderliche Lebensform geworden, und in der Heimatlosigkeit sind sie zu Hause.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 23. 9. 1920

TRIANON-THEATER

»Der Roman einer Frau«, Lustspiel in 3 Akten von Lothar Schmidt

Prämissen: erstens: Der Ingenieur betrügt seine Frau; zweitens: mit der Gattin des Literaten. Seine eigene Frau ist eifersüchtig; seine Schwiegermutter ist eine kluge Schwiegermutter; der Literat ist ein dummer Ehemann; und beide Familien wohnen in einer und derselben Villa. Schlußfolgerung: Lustspiel in drei Akten.

Eindeutigkeiten plumpsen ins Parkett. Es sprüht nicht: Es zischt. Keine Knallbonbons: Schwedische Zündhölzer. Die Technik nur fällt stellenweise anerkennenswert aus der Possenschablone hinauf in Lustspielregion.

Rosa *Valetti* beschwiegermutterte Eugen *Burg*, den mäßigen Ingenieur, ausgezeichnet. Neben dieser Schwiegermutter kann sich Julius *Falkenstein* als Literat nur belachen lassen und Rolf *Müller*, der kleine Knabe Klaus, belächeln, aus dem – trügt nicht Lieblichkeit zu sehr – trotz Wunderknabentum noch einmal ein großer Rolf Müller werden wird. Eugen *Burgs* Regie verrät Geschmack, Fleiß, Instinkt. Man rief nach dem Autor, den Schauspielern. Sie kamen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 24. 9. 1920

HERBST IN BERLIN

Morgenstunden, von Trübsalglasur sanft überhauchte, schaukeln, frühwindgeschwellt, pausbackig durch die Stadt. Von Pflichtweckergeklingel aus weicher Bettheimlichkeit geschrillt, klettert der Mensch,

Herr der Schöpfung, verspätet an frommen Morgensprüchleinsprossen empor zu Wachheit und Waschbecken.
Hausverwalterbesen wischen Gewesenes und Gesten und welkes Laub aus der Pflastersteine Angesicht.
Straßenbahnen schlottern, von der Insassen Tatendrang getrieben, stromsparend Schienen entlang dem Segen der Arbeit zu. Und Kinder, mit Bravheit und Schulmappen verkehrend, Morgenkakaogeschmack in den Mündern, wiederkauen eiligst deutsche Dichter. Andre wirbeln aus nächtlicher Lauheit, blättergleich von Hungerwind geschüttelt, in den Maschinenbehälter Welt. Indes, kaum gesehen und nichtsdestoweniger, eine Sonne über marineblaue Himmel schlendert, sorglos, als wären Bürostühle, Treibriemen und Kultur unbekannt auf Erden.

Bei Herbstmittagssonnenstrahl häuten sich die Litfaßsäulen neu mit Offenbarungen profitsuchener Lebensfreude, die verführerisch noch nach frischdünstendem Klebekleister duftet. Aus den Dielen der Erde sprießt die Ernte der Saison. Damenhüte erblühen auf Kleiderstengeln in den Schauscheibengärten von Wertheim und Tietz.
Sonnensatte kehren heim zu Perserteppich und Premiere. Und schon klimmt der Spielplan aus sommerlichen Possenniederungen olympische Höhen hinan. Große Filmereignisse werfen ihre Schatten auf die Leinwand.
Nächte sind passantenbelebt und von frisch errungener Amüsierfreude durchpulst. In den großen Schauspielhäusern der Welt gibt man das Spiel vom Leben des reichen Mannes.

Aber im Tiergarten ist Herbst. Alleen wandeln trauerbunt durch die Welt. Herbst ist im Tiergarten.

Prager Tagblatt, 26. 9. 1920

ABENDGANG DURCH ALT-BERLIN

Die Geräusche der Stadt werden leise und andächtig, ziehen sich die Schuhe aus und treten in Strümpfen in die schmale, wunderbare Gasse »Am Krögel« wie Gläubige in die Moschee.

»Am Krögel«. Ein Name, glattgeschliffen von dem Wassersturz der Jahrhunderte, grünlich schimmernd von der Patina des Gewesenen.
An einer Wand liest man:

»Produktenankauf hinten am Wasser. Zahle höchste Preise für Altpapier, Zeitungen, Akten, Geschäftsbücher, Bedrucktes, Metallblech, Flaschen, Lumpen usw. Händlern zahle ich Extra-Preise.«

Rechts und links Wände mit rostigen Gitterbrillen vor schlummernden Fensteraugen. Erinnerungen haben sich in Ritzen und Rillen festgekrallt. Verschollene Laute kauern in den Nischen. Fetzen verstorbener Worte flattern fledermausgespenstisch von Wand zu Wand.
Die Gasse ist voll von vergangenen Dingen. Vergessenes hüllt Stein, Dach, Fenster und Mörtel ein. Alles liegt eingebettet in flaumigen Wattebauschen der Vergessenheit wie kostbare alte Edelsteine in zärtlichen Etuis.
Oben ein schmales Rechteck Herbsthimmel wie eigens zugeschnittener Blaupapierstreifen.
Unten das Pflaster, uneben und holprig von der Last der Ereignisse. Jahre sind über die Steine geschritten, haben sie in die Erde gedrückt. Schwere Lastwagen der Geschichte sind über das Pflaster gepoltert.
»Hinten am Wasser« ist der Produktenankauf. Das Haus ist baufällig und unbewohnt, und der »Produktenankauf« vollzieht sich im Hof. Man darf über die zerbeulten, hölzernen Stiegen hinauf in leerstehende Zimmer, die nach Kälte riechen.
Die Reste gewesenen Lebens sind verflattert. Das Haus ist wie eine balsamierte Leiche, die nicht zerfallen kann.
In irgendeinem Zimmer steht noch der Ansatz zu einem Herd.
Und auf diesem Herdansatz hockt eine Katze.
Die Katze ist vielleicht hundert Jahre alt, vielleicht älter. Sie ist auf diesem Herd groß geworden und hat Mäuse gefangen und sich von Menschen kraulen lassen. Menschen und Mäuse sind nicht da. Die Katze kann es nicht begreifen. Sie facht plötzlich ihre Augen an wie zwei grüne Kohlen. Es ist frostige, in Glas eingesperrte Glut.
Unten trommelt ein Dutzend Jugendstimmen gegen Stille und Vergessenheit: Eine Schule ist da. Der Herr Lehrer hat mit den Kindern einen Ausflug nach Alt-Berlin gemacht.
Zehn Knaben knattern wie Automobile die Treppe hinan. Da gibt es die Katze auf nachzudenken. Sie springt durch eine Luke hinaus, um zu sehen, ob die Welt sich wirklich so stark geändert habe.

Unten, die Gasse entlang, geht der Abend herum wie eine Schildwache und wartet auf die Nacht. Im Licht seiner Mondlaterne liest er die Preise des Produktenhändlers.
Die einzige Gaslampe am Krögel erglimmt zaghaft. Ihr kleines Licht fällt zitternd wie ein silberner Tropfen ins Dunkel.
»Hinten am Wasser« tutet die Sirene eines Spreedampfers. Und drüben am andern Ufer beginnt Berlin, eine schnurgrade, bequeme Welt mit Lift, Wasserleitung und Badezimmern.
Die Katze sitzt jetzt just über dem Kanalgitter, in der Mitte des »Krögls«, und kann's nicht begreifen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 29.9. 1920

»SCHALL UND RAUCH«

Das Oktoberprogramm raschelt amüsant: Wilhelm *Bendow*, Conférencier im Straßenanzug, sachliche Trockenheit in der humorigen Aktentasche; Anna *Pohl*, die junge Debütantin, von einer entzückenden, lyrisch-sentimentalen Absinth-Dirnen-Verworfenheit und scheinwerferblauem Elend. Joachim *Ringelnatz*, göttlicher Spaßmacher, vom Tisch der Götter aufs Podium herabgestiegen; Mady *Christians*, so schön, so Kinostar, daß jede ihrer Übertreibungen verzeihlich ist. Lida *Kresse*, Tatarismus im Körper, Janitscharenklang in den Gliedmaßen, braun, geschmeidig. Angorakatze, die tanzen gelernt hat; Couplets von Theobald *Tiger* und »Wenn sie stoppte«, Szene von Hans *Bötticher*, unterhaltend, manchmal mehr. Die Musik Hollaenders: Wiener Heuriger mit leichtem Sodawasserzusatz, nördlich gemischt.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 2. 10. 1920

DER TEMPEL SALOMONIS IN BERLIN

Im Gasthaus des Ostens

König Salomo, der von den bekannten salomonischen Sprüchen, Psalmen und Urteilen abstammt und noch zu jener Zeit regiert hat, in der die Geschichte rückwärts ging, nämlich von 1015 bis 975 vor Christi Geburt, liebte die Pracht und das Wohlleben und war freigebig Untertanen und Gott gegenüber. Jenen schenkte er Steueredikte und Zehentverordnungen, diesem fromme Gebete und einen herrlichen Tempel. Gold, Marmor und ähnliches Baumaterial ließ sich der König von seinen Nachbarn liefern. Seine Königsburg erbaute er mit Hilfe des Königs Hiram von Tyrus, und damals offenbarte sich die Unhaltbarkeit des Antisemitismus. Denn es ereignete sich, daß der König Hiram, schlau, als ob er ein Salomo wäre, dem König Salomo einen unbeschränkten Kredit eröffnete und daß der König Salomo, naiv, als ob er ein Hiram wäre, so lange borgte, bis der Antisemit Hiram sein wahres jüdisches Wesen zeigte und, auf seinem Schein bestehend, den Salomo pfänden ging. Er erbeutete so zwanzig fruchtbare Gefilde im Norden des Judenreiches, denn König Salomo konnte seine Schulden just nicht bezahlen. Überhaupt benahm sich der König Salomo wie ein leichtsinniger Rittergutsbesitzer. Er hatte durchaus Monokelmanieren, und wenn ihn nur die Hakenkreuzler erlebt hätten, so wäre alles anders gekommen...

Herr *L. Schwarzbach*, nicht aus dem Lande Ophir, sondern aus *Drohobycz*, unternahm es, *den Tempel Salomos zu rekonstruieren*, »en miniatur natürlich«, wie er in seiner Anzeige sagte, in einer Verkleinerung von 1:70. L. Schwarzbach arbeitete *neun volle Jahre* an der Erbauung des Salomonischen Tempels. Ich sah mir die Photographie dieses Mannes an, der neun Jahre seines Lebens an dem Tempel einer toten Majestät baut, von der man sich nicht einmal einen Bauratstitel erwarten kann. Es ist das Bild eines bärtigen polnischen Juden mit Samtkäppi und Stirnlocken und großen, dunklen philosophischen Augen, in denen die Mystik die Spekulation totschlägt. Das Bild hängt über dem Tisch, auf dem der Salomonische Tempel aufgestellt ist. Und alles zusammen ist in der Hirtenstraße, an der Ecke, wo ein kleines jüdisches Gasthaus nistet.

Die Karten zum Eintritt in den Tempel Salomos bekommt man entwe-

der im Gasthaus selbst oder, wenn man vorsichtig ist, doch lieber in der Buchhandlung – Sternkucker, Grenadierstraße. Man bekommt ferner um zwei Mark noch eine Beschreibung und um weitere zwei Mark eine Beschreibung in hebräischer Sprache. Man muß diese Behelfe haben, will man den Tempel Salomos kennen. Man ist sonst hilflos wie ein Bräutigam.

Der Tempel Salomos von Herrn L. Schwarzbach besteht aus haltbarem Pappendeckel, ist rot und weiß und golden bestrichen, hat eine Unzahl niedlicher Türen und Fenster und Türme und Erker und ist wirkliche, gute Kleinkunst. Schlanke Säulchen streben mit leichtem Aufwärtsschwung gegen das dünne Gewölbe, tragend und gewachsen. Eigensinnige Zinnenzacken tänzeln in den Höhen wie Späße, die sich der liebe Gott mit dem Gebäude seiner Erhabenheit erlaubt hat. Quarzgrüne Fenster bereiten andeutend vor auf Predigt, Gottesdienstkühle und Konfirmation. Schmale Treppen eilen regelmäßig und unübersehbar schräg Höhen hinan. Kleine Häuser überraschen unlogisch, wie Feldsteine mitten im Weg, auf dem glatten Parkett eines viereckigen Hofes. Wächtertürme lugen, auf Zehenspitzen stehend, rings in die Welt um den Gasthaustisch. Ein Brunnen, winzig wie ein Westenknopf, birgt Tiefen en miniature, Wassermengen im Maßstab 1:70. Das Ganze, ein Liliputinstitut, beträgt Pompöses in Niedlichkeit. Liebliches Pathos.

Man sieht: das Fundament, 300 Ellen hoch und 500 Ellen im Quadrat breit, unter dem der Strom Kidron floß; den Eingang zum Blumengarten, »woher der Duft der Blumen in das Allerheiligste drang«; die 71 goldenen Stühle der Sanhedrin-Richter; den Frauenhof, einen Quadratraum »von 135 auf 135 Ellen«; den Raum für die Nazaräer, in dem sie ihre Gelübde abgelegt hatten, keinen Wein zu trinken und sich das Haar nicht schneiden zu lassen; die 15 Levitenstufen, auf denen die 15 Psalmen gesungen wurden, je ein Psalm auf einer Stufe; den Wachtturm, auf dem die Priester so lange Wache hielten, wie das Opferfeuer brannte; das Dach aus purem Gold über dem Allerheiligsten, beschlagen mit ellenlangen Spießnägeln, um unanständige Vögel fernzuhalten; und schließlich den Altar, der 32 Ellen im Quadrat groß war.

Es kommt kein Mensch in die Hirtenstraße, in den Tempel Salomos. Denn das Volk ist gottlos und republikanisch. Im Nebenzimmer des Gasthauses starren trockene Schleie auf einem klebrigen Teller und strecken Gabelschwänze in die Luft. In einer Terrine trauert Einge-

machtes. Über einer Stuhllehne wallt, schlaff und leer, ein abgelegtes Frauenkleid.
In der Wirtsstube zerkaut eine Tischrunde Ereignisse und Valuta.
Sie sprechen nicht von König Salomo, dem Weisen, der eigentlich ein Ästhet war, mit exzentrischen Neigungen, dem ich es zutraue, daß er manchmal in den »Frauenhof von 135 auf 135 Ellen« kam und, wenn keiner es sah, in den Blumengarten schlich, um sich eine Oscar Wildesche grüne Nelke ins Knopfloch zu stecken.
Zuweilen gar wird er der Königin Saba ein wunderbares goldenes Dächlein geschenkt haben. Dafür wurde er nun von Hiram gepfändet und um zwanzig Landgebiete ärmer gemacht. Um ganze zwanzig Landgebiete!...
So wunderschön war Saba, die Königin. –

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 2. 10. 1920

FLÜCHTLINGE AUS DEM OSTEN

Fürst Geza – (in Ungarn setzt man den Vornamen nach dem Familiennamen), und er heißt nur so dank einem launigen Schicksal, das Bettlern manchmal herrschaftliche Attribute beizulegen beliebt –, also eigentlich: Geza Fürst war in einem Budapester Kolonialwarengeschäft Lehrling seit seinem zwölften Lebensjahre. Als er sechzehn Jahre alt war, begann die ungarische Räteherrschaft, und der Kolonialwarenladen wurde geschlossen. Infolgedessen ging Geza zur roten Armee.
Als die Reaktion in Ungarn ans Ruder kam, flüchteten Geza Fürst und seine Eltern in das von den Rumänen besetzte Gebiet Ungarns. Die Rumänen wiesen die Familie Fürst aus. Der Vater Fürst, ein jüdischer Schneidermeister, übersiedelte mit Frau, vier Töchtern, Schere, Elle, Zwirn, Nadel und seinem jüngsten Sohn Geza in die Slowakei. Nach Budapest konnte der sechzehnjährige Geza, der ja in der roten Armee gedient hatte, nicht zurück. Also kam er nach Berlin.
Nicht etwa, um in Berlin zu bleiben. Der Demobilmachungskommissar ließe es ja ohnehin nicht zu. Geza Fürst, der kaum Siebzehnjährige, will nach Hamburg. Auf ein Schiff. Als Schiffsjunge. Soll er etwa neu-

erlich in einem Kramladen kunstvolle Tüten drehn, Heringe bei steifen Schwänzen aus den Fässern ziehn und Rosinen hinter dem Ladentisch verschütten? Oder sich bei Armeen anwerben lassen? Geza Fürst will mit Recht auf ein Schiff. Sirenen tuten, weiße Kamine prusten Dampf, Schiffsglocken läuten, und die Welt hat kein Ende. Geza Fürst wird einen guten Matrosen abgeben. Er ist breit gebaut und dennoch von leicht beweglichem Körper, und seine grauen Augen sehen schon Grenzenlosigkeit und blaue Horizonte.
Nun kam Geza Fürst nicht nach Hamburg, weil er vorläufig keine Papiere hat.
Geza Fürst schlief in einem Logierhaus in der *Grenadierstraße*. Dort machte ich seine Bekanntschaft. Ich lernte noch andere kennen. In diesem Logierhaus waren nämlich etwa *hundertzwanzig aus dem Osten geflüchtete Juden* untergebracht. Viele Männer waren geradewegs aus der russischen Kriegsgefangenschaft gekommen. Ihre Kleidung bildete eine groteske Monteurfetzeninternationale. In ihren Augen war tausendjähriges Leid zu sehen. Frauen waren da. Sie trugen ihre Kinder auf dem Rücken wie schmutzige Wäschebündel. Und Kinder, die auf krummen Beinen durch eine rachitische Welt krochen, knabberten an harten Brotrinden.

Es waren Flüchtlinge. Man kennt sie allgemein unter dem Namen »Die Gefahr aus dem Osten«. Pogromangst schweißt sie zusammen zu einer Lawine aus Unglück und Schmutz, die, langsam wachsend, aus dem Osten über Deutschland rollt. Im Berliner Ostviertel staut sich ein Teil in größeren Klumpen. Wenige sind jung und haben gesunde Glieder wie Geza Fürst, der geborene Schiffsjunge. Fast alle sind alt, gebrechlich und gebrochen.
Sie stammen aus der Ukraine, Galizien, Ungarn. Hunderttausende sind zu Hause Pogromen zum Opfer gefallen. Hundertvierzigtausend fielen in der Ukraine. Überlebende kommen nach Berlin. Von hier aus wandern sie nach dem Westen, nach Holland, Amerika und manche nach dem Süden, nach Palästina.
Im Logierhaus riecht es nach Schmutzwäsche, Sauerkraut und Menschenmasse. Auf dem Fußboden lagern zusammengerollte Körper wie Gepäckstücke auf einem Bahnsteig. Ein paar alte Juden rauchen Pfeife. Die Pfeife stinkt nach verbranntem Horn. Kinderkreischen flattert in den Winkeln herum. Seufzer verlieren sich in den Ritzen der Dielen-

bretter. Einer Petroleumlampe rötlicher Schimmer kämpft sich mühsam durch eine Wand aus Rauch und Schweißdunst.
Geza Fürst aber hält es nicht aus. Er steckt die Hände in die ausgefransten Rocktaschen, pfeift sich eins und geht auf die Straße, frische Luft schöpfen. Morgen wird er vielleicht in dem ostjüdischen Obdachlosenasyl in der Wiesenstraße unterkommen. Wenn er nur Papiere hätte. Denn man ist sehr streng in der Wiesenstraße und nimmt nicht so ohne weiteres jeden auf.

Im ganzen sind 50000 Menschen aus dem Osten nach dem Kriege nach Deutschland gekommen. Es sieht freilich aus, als wären es Millionen. Denn das Elend sieht man doppelt, dreifach, zehnfach. So groß ist es. Es sind mehr Arbeiter und Handwerker unter den Zugewanderten als Händler. Nach der beruflichen Gliederung sind *68,30 Prozent Arbeiter, 14,26 Prozent Lohnarbeiter und nur 11,13 Prozent freie Händler.*
Sie können in keinem deutschen Betrieb untergebracht werden, obwohl die größte Gefahr nur dann besteht, wenn die Leute *nicht* arbeiten dürfen. Dann werden sie natürlich Schieber, Schmuggler und sogar gemeine Verbrecher. Der Verein der Ostjuden in Berlin bemüht sich vergeblich, die Öffentlichkeit zu überzeugen, daß das Gesündeste die Verteilung der zugewanderten Arbeitskräfte auf den gesamten deutschen Arbeitsmarkt wäre. Aber selbst die Abschiebung der Leute begegnet Schwierigkeiten bei den Behörden. Statt allen jenen, die ein Ausreisevisum verlangen, sofort die Abreise zu ermöglichen, versucht die Behörde, die Erledigung der Ausreisegesuche in die Länge zu ziehen. Wochenlang sterben die Geflüchteten hier von der Mildtätigkeit der Mitmenschen, eh' es ihnen möglich wird, das Weite zu suchen. Bis jetzt ist es zwölfhundertneununddreißig Personen gelungen, Berlin zu passieren, ohne Hungers gestorben zu sein.

In der Wiesenstraße, in dem städtischen Asyl für Obdachlose, das eine Zeitlang geschlossen war, ist jetzt eine *Unterkunftsstätte für geflüchtete Ostjuden* geschaffen worden. Die Leute werden gebadet, desinfiziert, entlaust, gespeist, gewärmt und schlafen gelegt. Dann verschafft man ihnen die Möglichkeit, Deutschland zu verlassen. Es ist eines der segensreichsten Vorbeugungsmittel gegen die »Gefahr aus dem Osten«.
Hie und da ist einer unter den Leuten, der Intelligenz und Unterneh-

mungsgeist besitzt. Er wird nach New York gehen und Dollarprinz werden.
Vielleicht gelingt es Geza Fürst, nach Hamburg zu kommen und Schiffsjunge zu werden. Geza Fürst, der jetzt in der Grenadierstraße auf und ab geht, Hände in der Hosentasche, Rotgardist außer Dienst, Abenteurer und Seepirat *in spe*. Ich hörte ihn letzthin ein ungarisches Lied singen, das hatte folgenden Text: Ich und der Wind, wir beide sind gut Freund; kein Haus und kein Hof und kein Menschenkind, das um uns weint...

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 20. 10. 1920

»DER TOR UND DER TOD« UND »ELEKTRA«

Im Neuen Volkstheater

Welch grausamer Einfall, Hoffmannsthals dekadent kompliziertes, sublimes Werk im Neuen Volkstheater! Wo unberufen gesunde Oberbuchhalter von Geburt und überhaupt »Absolventen« auf Büldung an numerierten Lostagen abonniert sind. Es war ein verlorener, verlorener Abend. In den Oswald-Lichtspielen war gerade gestern Katharina die Große uraufgeführt worden!
Je lyrischer der Tor Claudio (Arnold *Czempin*) wurde, desto verschnupfter der Zuschauerraum. Nie hörte ich so viel Niesen. Sie husteten auf Lyrik.
Alle Schauspieler deklamierten. Stellten sich mitten auf unter dem Scheinwerferlicht, und indes saß der Tod *(Twardowski)* wie ein Gesangslehrer auf der Geige und »hörte« ab.
Dann war »Elektra«, und die Leute entsannen sich des Abonnements und hörten auf zu niesen, weil nebenbei ja auch was geschah. Rose *Liechtenstein* (Elektra) leistete quantitativ Enormes. *Dennoch* war sie stellenweise sogar groß. Dagegen die andern bemühten sich alle, »Elektra« zu sein. Sie machten es *auch* so. Schrien, wo sie still sein sollten. Die ganze Tragödie ein Geschrei! Dachten sie.
Regisseur *Goldberg* sollte dem Tod zur Geige nicht einen ausgewachsenen unproportionierten und störenden Cellobogen geben.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 23. 10. 1920

KOMÖDIENHAUS: »DIE SACHE MIT LOLA«

Schwank von Rudolf Bernauer und Rudolf Schanzer

Rudolf *Schanzer* und Rudolf *Bernauer* singen altbekannte, liebvertraute Melodien. – Vom reichen Provinzonkel, der nach der Metropole kommt und einer Lola nachstrebt. Die Lola hat einen Korsettsalon. Einen stilisierten.
Man lachte – pruschte vor Lachen. Der Raum lachte, die Sessel, die Kronleuchter. Bei jedem Wort, bei jeder Bewegung, bei jedem neuen und alten Witz. – Man erlachte der Direktion dreihundert Vorstellungen. – Hintereinander.
Und das ist gut. Wir brauchen Lachen.
Pallenberg war prachtvoll. Er geht nicht von der Bühne. – Er spielt, er spielt. – Mit sich, mit dem Publikum, mit seinen Beinen, Füßen, am wenigsten mit seinen eigentlichen Partnern. Er monologisiert, improvisiert, karikiert, parodiert – sich und andere, macht Gegenstände zu Akteuren und zu seinen Partnern.
Herzerfrischend war Josefine *Hora* als mißtrauische Gattin aus Zanzenberg an der Zanze, pikant und toilettenbegabt Emma *Sturm* als Lola; Hermann *Picha*, Heinz *Stieda* und Bernhard *Haskel* rundeten die Sache ab.
Im Parkett gratulierte man sich gegenseitig.

Neue Berliner Zeitung, – 12-Uhr-Blatt, 25. 10. 1920

SOWJETAUSSTELLUNG IN BERLIN

Nur Plakate und Porträts

Etwas stimmt nicht an dieser Bezeichnung: Sowjetausstellung. Sie müßte: *Sowjetpropagandaausstellung* heißen. Sie zeigt nicht, was in Rußland vorgeht, geschaffen wurde, wirkt, zerstört und baut, sondern was in Rußland vorgehen *soll*, nach dem Willen derer, die es befehlen. »Befehligen« – hätte ich fast gesagt.
Daß *befohlen* wird, spürt man deutlich. Man befiehlt zum Beispiel: Idealismus, Gewissen, proletarisches Bewußtsein, Nächstenliebe. Der

Zarismus befahl: Mord, Pogrom, Barbarei. Ein Fortschritt ist also da. Nur: Es wird eben befohlen. Der Fortschritt ist anbefohlen.
Die Ausstellung besteht im ganzen aus etwa sechzig Plakaten und mehreren hundert Bildern, Photographien. Und kommunistischen Broschüren. Und Tannenreisig.
Ein verhältnismäßig kleiner Raum des Gewerkschaftshauses faßt die Ausstellung. Darin liegt Unlogik. Bestünde die Ausstellung aus den Abbildungen des bisher von den Sowjets Geleisteten, der kleine Raum wäre verständlich, denn es ist den Sowjets vielleicht beim besten Willen nicht möglich gewesen, mehr zu leisten in einem Land, das besät ist von den Trümmern zaristischer Höllenmaschinen. Allein, die Ausstellung gibt nur Sowjetpropagandatätigkeit wieder. Da hätte man mehr zeigen müssen als nur Plakate, Abbildungen von Volksreden und Physiognomien der Führenden.
Kurz, die Ausstellung vermittelt nicht »anschaulich«. Sie vermittelt Anzuschauendes. Man erfährt, daß man auch in Rußland Reden hält, Truppen ausrüstet, verwahrloste Kinder säubert, die Hilflosen unterstützen will (ob es gelingt, sieht man nicht), bei Kongressen an grünen Tischen zusammenkommt, berät und sich schließlich photographieren läßt.

Plakate sind durch künstlerische Mittel wirkende Tendenz. Solche Gewißheit ist nötig, um die Ausstellung unvoreingenommen besichtigen und genießen zu können.
Hat man sich mit der Tatsache vertraut gemacht, daß in Rußland so ziemlich alle Kunst im weiteren Sinn, das heißt alles Können in das Joch *politischer Tendenzwirkung* gespannt ist, so kann man seine Freude an beidem haben: am Ausdruck *und* an der Wirkung.
Das Wertvollste an der ganzen Ausstellung ist ein Satz, das fünfte von den zehn Geboten der Sowjetrepublik. Es lautete: Richte deine Kraft gegen die Reichen, die *Mittleren laßt in Ruh, den Armen hilf!* Das ist die Weltanschauung der politischen Nächstenliebe: Liebe nicht deinen Nächsten, sondern deinen nächsten Armen wie dich selbst!...
Der Rest ist Farbe. Ein Sowjetbanner, wie ein roter Himmel aufgeschlagen über den »Völkern der ganzen Welt«. Politische Bilderbücher für das russische Kindervolk: »Wie die Zaren das Volk marterten«; »Getreue Erzählung für die Bauern, wie wir die Herren vertrieben haben«; biedere Einfalt, heilige, zur Seele des russischen Bauern spre-

chende, mit den Mitteln, mit denen stets zum russischen Bauern gesprochen wurde: von den Zaren, den Korsaren, den Dichtern, den Großfürsten, den Bolschewiken. »Wie der Deserteur dem Kapitalisten half«; während redliche Soldaten dem über die Grenze flüchtenden Soldaten nachschießen (auch in Rußland nachschießen), entweicht der Kapitalist, der böse, oh, der Böse.

Alles ist schwarz oder weiß. Schwarz ist schwarz, und Weiß ist gewöhnlich rot.

Karikaturen überragen an Bedeutung und künstlerischem Wert nicht die in Westeuropa üblichen.

Ergreifend schlicht in der bewußten Unbeholfenheit ist ein Bild, das Arbeiter und Arbeiterin an einem Amboß darstellt. Ungelenkes Bein, plumpe Stellung – es wirkt unmittelbar wie ein guter, alter Holzschnitt. Schlachtschitzen rasen blutig und grausam über »Gefilde«. *Jegorew*, Kommandant der Wrangel-Front, blickt wie ein Kommandant. *Trotzkis* tiefes Auge und bewußte Geste an der Wand. Und kommunistische Broschüren. Und Tannenreisig.

Arbeiter mit rotem Stern kommen einzeln in die Ausstellung. Man strömt nicht, man tropft sozusagen. Blickt andächtig und von Leninschauer durchbebt in eine erträumte Welt, in eine bessere. Angeblich bessere.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 29. 10. 1920

SHAKESPEARE UND DADA

Gestern wirbelte Anton *Kuh*, der Wiener Schriftsteller, im Vortragssaale des Graphischen Kabinetts das Thema: »Dadaismus« auf. Kuh warf den Dadaisten Verrat am Dadaismus vor. Er wies nach, daß die Dadaisten vom Unsinn leben, nicht, weil sie nicht anders können, sondern weil der Unsinn rentabel ist. Sie machten systematisch und geschäftstüchtig »in Unsinn«.

Die Beziehung »Shakespeare und Dada« war nicht überzeugend genug, aber in der Form so elegant ausgedrückt, daß sie glaubhaft wirkte.

Es kommt überhaupt bei Kuh, dem Aphoristiker, mehr auf das Wie an. Darin enttäuscht er niemals.

Dialektisch in der Betrachtung, paradox im Ausdruck, salopp in der Gebundenheit, witzig im Ernsthaften, ernst bei Lächerlichkeiten und köstlich-anmutig selbst im Kaffeehäuslichen: So ist Anton *Kuh* einer der elegantesten geistigen Leichtakrobaten. Wertvoll, weil selten in einer Zeit, die nur deshalb brutal oder pathetisch, dumm oder politisch wird, weil sie geistlos ist.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 30. 10. 1920

AUS DER UNTERWELT VON BERLIN

Draußen sind die Menschen Passanten. Merkzeichen der Straße wie Straßenbahn, Zaunpfahl, Laterne, Kiosk. Zu Hause eröffnen sie sich. Ich habe an einigen Sonntagnachmittagen fremde Menschen besucht, denen es schlechtgeht.

Der Stuhl

In der Bellermannstraße 17 im Hof parterre nistet der Schneider O. mit Frau und Kind.

Aber eigentlich ist nicht der Schneider O. Wohnungsinhaber, sondern der Stuhl.

Man könnte vielleicht sagen, das Bett sei Mieter. Nein, der Stuhl ist es.

Denn das Bett hatte O. von Anbeginn. Mit dem Bett begann es überhaupt.

O. heiratete vor anderthalb Jahren. Dazu mußte er unbedingt ein Bett haben. Und anderthalb Jahre dauerte es, da war O. schließlich soweit, daß er sich einen Stuhl kaufen konnte. Und nun ist der Stuhl der eigentliche Herr in Zimmer und Küche.

Der Stuhl steht im Zimmer in der Ecke und wartet. Nur Gästen, Kundschaften des O., gewährt er Platz, indes O., das Zentimetermaß um den Hals, eine Stecknadel zwischen den Lippen und die Kreide in der Linken, die Maße notiert.

Wenn der Gast fort ist, geht der Stuhl in seine Ecke zurück.

Bei besonderen Anlässen nur sitzt O. selbst auf dem Stuhl. Dann ist er sehr feierlich.
O. ist arm und schwächlich und erst am Anfang seiner Karriere. Er kam aus Danzig, wo er nicht bleiben durfte, nach dem Kriege nach Berlin. Zuerst wohnte er in einer Küche, nur in einer Küche. Jetzt hat er Zimmer und Küche, eine Wiege, ein Kind, einen Eimer, einen Tisch, ein Bett, und alles das beherrscht der Stuhl. Die Wohnung kostet siebenundzwanzig Mark im Monat.
Einen Anzug näht O. für zweihundertunddreißig Mark fertig. Das ist billig. Aber es kommen verhältnismäßig wenige, um sich Anzüge machen zu lassen. Wenn O. Geld hätte, in der Zeitung zu inserieren, kämen vielleicht mehr. Denn nun hat O. einen Stuhl, und die Gäste können sich sogar setzen.
Anderthalb Jahre mußten die Gäste stehen.
Die letzte Neuanschaffung ist ein Oberbett. Das kostet an die siebzig Mark, aber es war notwendig. Die Nächte im Winter sind kalt.
Ich saß auf dem Stuhl. Meister O. saß auf dem Bett. Das Kind lag in der Wiege. Die Frau arbeitete in der Küche.
Die Wohnung sieht aus wie kahlgeschoren. Sie riecht nach nichts.
Es gibt noch ganz andere Wohnungen, die nach viel riechen, aber sie sind *nur* elend. Diese hier ist grausam.
Und Wohnungsinhaber ist der Stuhl. Anderthalb Jahre hat alles auf ihn gewartet: der Schneider, der Kübel, das Bett, die Wiege.
Es ist ein ganz gewöhnlicher hölzerner Stuhl. Aber es ist *der* Stuhl.
Und nun weiß ich auch, warum die Wohnung so grausam ist: weil ein Gegenstand sie bewohnt und der Mensch, der auch da ist, ein Gebrauchsgegenstand ist. Als wäre der Mensch ein Stuhl. Er ist aber nur ein Schneider, der Hunger hat.
Dennoch bekommt seine Frau in der nächsten Zeit noch ein Kind.
Und da wird für den Schneider vielleicht der Anlaß gegeben sein, sich auf den Stuhl zu setzen.

Massenquartier

E.S. wohnt in Neukölln, Karlsgartenstraße 5, vorn parterre. E.S. ist Rohrleger.
Nächstens geht E.S. ins Gefängnis. Er hat nämlich gestohlen, weil er

sechs Kinder hat. Eines der zehn Gebote müßte lauten: Du sollst nicht sechs Kinder haben!
Bei E.S. wohnt ein Verbrecher, der ihn zum Diebstahl verleitet hat. Die Verhandlung hat noch nicht stattgefunden, die Gefängnisse sind überfüllt, und der Rohrleger E.S. kann nicht flüchten, weil er kein Geld hat. Er könnte höchstens aus diesem Grund noch einmal stehlen. Dann würde er eine noch einmal so lange Strafe bekommen. Vorläufig aber ist er auf freiem Fuße.
Mit seinen vorläufig freien Füßen geht E.S. Arbeit suchen. Man braucht nicht so viele Rohrleger. Infolgedessen hungert E.S., der Rohrleger.
Er ist den ganzen Tag über nicht zu Hause. Man trifft ihn selten.
Aus seiner Wohnung dringt Dunst wie aus einem Versammlungslokal, das fünftausend eben verlassen. Ein Korridorschlund, eng und dunkel wie die Rohre, die E.S. zu legen pflegt. Vier Kinder zu Hause, zwei im Spital.
In einem Zimmer drängt sich eine Anzahl Betten. Die Betten treten einander die Zehen ab. In der Wohnung des Rohrlegers schlafen Kinder, Bettgeher, eine Frau. Bei Tag sieht es aus wie ein Magazin von Lagerstätten.
In der Küche dämmert die Bratpfanne auf dem kalten Herd. Vertrocknete Reste längst gegessener, vergessener Speisen in Geschirr und Töpfen.
Keines der Kinder hat Schuhe. Sie lagen herum wie erfrorene Spatzen. Die schulpflichtigen Kinder gehen nicht zur Schule. Sie liegen bis zum Mittag im Bett.
Das Sofa in der Küche hat in der Mitte ein Loch. Daraus glotzt ein fahles Roßhaarbüschel.
Dieses Loch im Sofa ist das schrecklichste. Schlimmer als die leeren Fensterrahmen, die der Wind ausfüllt.
Das Loch im Sofa wächst und wächst. Es verschlingt die Bratpfanne, die sechs Kinder, die Frau, den Rohrleger.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 3. 11. 1920

DER ELEKTRIZITÄTSSTREIK

Sonntagsgang durch die stumme Stadt

Berlin in Dunkelheit

Die Stadt ist nicht tot, die Stadt ist nicht einmal finster, sie ist nur stumm.
Jetzt erst, da sie nicht ist, die Straßenbahn, glaubt man, sie zu hören. Eigentlich war sie es, die den eigentlichen »Lärm der Großstadt« macht. Und sie war es eigentlich, die das neue Menschenmaterial dieser Stadt beförderte. Jetzt lärmt die Stadt nicht mehr, sie ist stumm. Und das Menschenmaterial fährt nicht; es wandert. Es ist eine Stadt auf Beinen. Manchmal funktioniert das elektrische Licht, und manchmal hört es grundlos auf. Eine Stadtbahnstation leuchtend vor Frieden und Streitlosigkeit. Bogenlampen- und glühbirnenbegabt. Man könnte glauben, Streik der städtischen Elektrizitätsarbeiter sei eine ferne, ferne Angelegenheit aus dem Jahre 1920 zum Beispiel. Und eine andere Stadtbahnstation (z. B. der zoologische Garten) mit – Pechfackeln aus Museen für Altertumskunde an Kassenschaltern. Die Pechfackeln stinken Anklage und Empörung über Streik in die Luft.
Friedrichstraße: Diese Straße besteht aus Tag und Nacht. Sie sieht aus wie ein experimenteller astronomischer Beweis. In der Behrenstraße scheiden sich die Tageszeiten. Noch ist Unter den Linden Nacht, tiefschwarze. Tritt man über die Grenze: Behrenstraße, ertrinkt man in einer Sintflut von Licht.
Cafés: friedlich nebeneinander Mittelalter und zwanzigstes Jahrhundert. Die Abstimmung der einzelnen Lichtströme ist geheimisvoll und verschieden. Hier erweist sich, was prädestiniert ist zu Pech und glücklichem Zufall. Ein Lokal in der Friedrichstraße hat die silbernen Armleuchter seiner Urahnen zur Erhellung einer traurigen Gegenwart angewendet. Drinnen ist Gruftatmosphäre. Wölbungen strömen seltsamen Totengeruch aus. Die Gesichter der Menschen sind halb und ein viertel beleuchtet. Gespenster erschimmern aus Hintergründen: Sind das Kellner in weiten Sterbeservicegewändern?
Und hart daneben, streikferne und mit Kulturerrungenschaften ausgerüstet, sprüht ein anderes expressionistisches Licht »Ballungen« in eine geblendete Menschheit.

In den Schaufensterläden am *Potsdamer Platz* und in der *Leipziger Straße* verkümmern Kerzen. Tropfenweise stirbt eine Straßenkultur aus Stearin.
Die Stadt ist stumm. Verödet schleppen sich Schienen in die Unendlichkeit wie Streiks. Es sind zwei parallele Linien, die nach geometrischem Gesetz niemals zusammentreffen: wie zwei Parteien, die verhandeln...
Die Menschen schieben nicht! Sie schieben sich. Es dauert eine Stunde, eh' man die Friedrichstraße von der Behrenstraße bis Unter den Linden durchschritten hat. Man schiebt sich. In der Mitte klafft finster der Abgrund, der Grundriß der Friedrichstraße, an dem der Berliner Magistrat schon seit Ewigkeiten arbeitet, auf daß wir hart an ihm wandeln...
Straßenhändler sind Straßenhändler, seitdem Straßen finster wie Haustore sind. Und alles, was lichtscheu, scheut das Licht nicht mehr.
Es ist alles symbolisch: Berlin ist ein Kintopp, ein dunkles Geschäft, ein expressionistisches Gemälde.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 8. 11. 1920

ADRESSENSCHREIBER

Ein Wintermorgen- und Kulturbild

Der Novembermorgen liegt wie ein Eisblock in der Welt, starr und bleiern, Löcher muß man in ihn bohren, will man ihn durchschreiten.
Alle Menschen stoßen sich mit vorgeneigten Köpfen durch den Eisblock: Novembermorgen-vorwärts, krümmen, Arbeit witternd, willig den Rücken, auf dem der Alltag reitet, blasen den letzten Morgenkaffeegeschmack in die Lüfte, immer noch eingehüllt in eine Art Dunstpelz aus nächtlicher Behaglichkeit und unterbrochener Bettwärme.
Nur im Hof eines großen Kohlenkaufhauses *stehen* die Menschen.
Die Firma hat durch eine Tageszeitung *Adressenschreiber* gesucht. *Fünfhundert*, Alte und Junge, haben sich gemeldet.
Die Jungen sehen aus wie die Söhne der Alten. Die Alten sehen aus wie die Zukunft der Jungen.
Adressenschreiber erkennt man unter anderem daran, daß sie gewaschen und geflickt sind.
Es ist ein peinlich gesäubertes Elend. Alle sehen so aus, als wären sie

dünngescheuert und schwindsuchtgeschmirgelt. Wie alte Tischmesser, die durch jahrzehntelanges Geschliffenwerden degenschmal und biegsam werden. Es ist eine ganz eigene Rassearmut.
Die Hände tragen gestopfte Zwirnhandschuhe, die das Frieren nicht verhindern, sondern verbergen sollen. Die Hemdkragen sind mit der Innenseite nach außen gekehrt und mattweiß und ohne Glanz. Die Stiefel sind blank, mit flehend zum Himmel gerichteten Spitzen. Zwischen Handschuh und Rockärmel rötet sich dünnes Handgelenk im Frost. Die Paletots sind »Übergangskleider«. An kühlen Sommernächten wärmen sie. Sie gehören zu den Sowohl-als-auch-Röcken.
Wenn fünfhundert mit den Zähnen klappern, ist es fast wie Mühlengeräusch anzuhören.
Nicht zwei von den fünfhundert sprechen miteinander. Sie klappern sich gegenseitig an. »Ich möchte dich gern hinausklappern«, denkt einer zum andern.
In den Rocktaschen liegen Umschläge, graugrüne, mit peinlich gebügelten, weißen Zeugnissen. Dokumente, Bestätigungen, Schriftproben. Sie liegen schon seit Wochen, auskunftsbereit, in diesen Rocktaschen.
Manchmal klopft jemand mit dem rechten Absatz gegen den linken, und plötzlich klopfen fünfhundert Absätze gegeneinander.
Es ist wie fernes Trabgeräusch einer Reiterkavalkade.
Um sieben Uhr gähnt ein Tor auf, dann ein Portier. Je zwanzig Adressenschreiber sickern an dem dicken Portier vorbei in den Schlund des Hauses.
Das Geschäftshaus braucht hundert Adressenschreiber.

Franz A-t, Stallschreiberstraße, in einem leeren, kalten Zimmer wohnhaft, war unter den andern Vierhundert. Er ist ein älterer Herr mit nervösen, kleinen grauen Augen, die gewöhnt sind, über rote, grüne, blaue Ziffernreihen und in Kontokorrentnischen mäuschenhaft herumzuhuschen.
Er ist ein doppelter Buchhalter mit einfachem Hunger (famos vulgaris), was übrigens gut wäre. Denn Franz A-t ist ein doppelter Buchhalter, ohne es ausnützen zu können. Er ist kein doppelter Buchhalter, weil er über sechzig ist und die Leut nur jugendliche doppelte Buchhalter mit ebensoviel Arbeitskraft wollen.
Franz A-t wollte Adressenschreiber werden. Die Firma – eine der großen Berliner Firmen – bot ihm 25 DM *für tausend Adressen.*

Fünfhundert kann man *im Tag* schreiben, wenn man lange geübt hat. Das sind 12,50 DM *im Tag.*

Das mit dem F.-A. nur nebenbei! Vierhundert *Franz A-t* gingen fort. Sie klapperten mit den Zähnen. Das Geräusch war genau so mühlenklapperähnlich wie vorher. Ich konnte am Slang nicht deutlich unterscheiden, ob es Frost oder nur Wut war.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 11. 11. 1920

DER HERR HAUPTMANN UNTER LITERATEN

Eine Prügelszene im Café Größenwahn

Gestern um die neunte Abendstunde erlitt das »Café des Westens« den Besuch des Herrn Hauptmanns Hermann *Freist,* der, betrunken, in Zivil zwar, aber kriegerisch gesinnt, mit Todesverachtung einen friedlichen Literatentisch stürmte, das Geschirr zu Boden warf und den Schriftsteller Anton Kuh ins Gesicht schlug, ohne jede andere Veranlassung als die, daß ihn, den Orgeschmann, infolge seiner Trunkenheit die ganze Macht der Gewohnheit aus der Wilhelminischen Muskel- und Militärdiktaturzeit überkam und also ein Grimm in ihm aufstieg gegen ein geistiges Antlitz, das derzeit nicht mehr von einer Helden- und Kanonenfutteruniform entstellt war. Während um den überfallenen Tisch die empörten Gäste sich sammelten, um den Hauptmann *Freist* in die Wirklichkeit einer halbwegs republikanischen Freiheit zurückzurufen, erschien stockschwingend ein Herr namens Stephan *Wassermann,* der, unvermittelt zwar, aber offenbar aus angeborener Veranlagung, gegen »die Juden« zu wüten anfing und die weiblichen Gäste des Cafés in jener gewählten Weise beschimpfte, wie sie im Zeichen des Hakenkreuzes selbstverständlich und bei rechtsseitigen Putschorganisationen üblich ist.

Der überfallene Schriftsteller, der Herr Hauptmann, der Herr Wassermann und die Zeugen begaben sich in das Polizeirevier in der Mommsenstraße, wo der Hauptmann, nüchtern geworden durch die Aufregung und infolgedessen ganz unmilitärisch-feige, die Lage so darzustellen versuchte, daß er selbst im Kaffeehaus überfallen worden sei und sich nur zur Wehr gesetzt habe. Es stellte sich heraus, daß der

Hauptmann *Freist* und der Stephan *Wassermann* Wohnungs- und Gesinnungsnachbarn sind und gemeinsam nach ungarischem Horthy-System einen Feldzug unternommen hatten, um ihren Zorn gegen die noch vorhandene Geistigkeit auszutoben und die letzten Stinkgasreste der Großen Zeit gegen jene zu blasen, die angeblich an der Republik schuldig sind.
Die deutschösterreichische Staatsbürgerschaft des Schriftstellers Kuh veranlaßte die Herren *Freist* und *Wassermann*, die – *Ausweisung sämtlicher Ausländer* zu verlangen. Schließlich wurden die Personalien aller unmittelbar Beteiligten und der Zeugen aufgenommen.
Der Herr Hauptmann und sein Begleiter zogen ab, obwohl die Polizei besser getan hätte, die Straßen Berlins vor der Gefahr der beiden zu bewahren. Ob sie unbehelligend nach Hause gekommen sind, weiß ich nicht.
Ich weiß nur, daß die Sitten der reaktionären Ungarn trotz der geforderten »Ausweisung aller Ausländer« in Deutschland von den Hakenkreuz-Kulturbazillenträgern verbreitet werden. Daß wir anfangen müßten, Berlin und Budapest zu schützen und jene Berliner, die von Beruf Budapester sind, nach Ungarn auszuweisen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 13. 11. 1920

DER KLUB DER ARMEN TÜRKEN

Es gibt viele reiche Türken in Berlin, aber noch mehr arme.
Die reichen wohnen im Westen, sind zwischen elf und zwölf vormittags auf der Börse und gewinnen Geld. Zwischen elf und zwölf Uhr nachts sind sie in westlichen Likörstuben, wo sie den Koran ausschwitzen und das Geld verlieren. Noch mehr Geld verlieren sie in den Morphiumklubs, wo sie das Leben und Treiben der Harems mit Muße studieren. Ich kenne einen Türken, der eigens aus Konstantinopel nach Berlin gekommen ist, um eine richtige Anschauung von einem Harem zu gewinnen. Er schwor, daß es in Konstantinopel lange nicht so türkisch zugehe.
Aber die *armen* Türken!
Die nähren sich von Kartenlegen und Feuerschlucken und Handdeu-

ten, obwohl sie in ihrer Heimat Schuster oder Schneider oder Tischler gewesen sind. Wenn ein türkischer Schneider nach Berlin kommt, knüpft er sofort Beziehungen mit höheren Mächten an und kennt sich in der Zukunft eines Berliner Schneiders so genau aus wie in einer Tasche, die er selbst genäht hat.

Es gibt auch türkische Handwerker in Berlin, gewiß, die auf dem goldenen Boden ihres Berufes stehenbleiben. Aber das sind einfach keine Türken. Sondern Berliner, die zufällig in der nächsten Nähe der Hagia Sophia zur Welt gekommen sind, weil ihr Storch sich in den Baustilen nicht ausgekannt und eine Moschee für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche gehalten hat. Diese verirrten Berliner Türken heiraten deutsche Frauen, sohlen deutsche Stiefel und singen: Der Gott, der Eisen wachsen ließ. Ja, einen kenn' ich, der sogar Feuer schluckt im Passage-Panoptikum, Abdul Rahim Miligi, Sohn des großen Miligi aus Kairo in Ägypten, der, selbst schwarz wie die Finsternis seiner Heimat und orthodox mohammedanisch, blonde evangelische Kinder hat, mit einer weißen, pietistischen Holländerin im Osten Berlins ein bürgerlich-glückliches Familiendasein führt und Königsberger Klopse sein Leibgericht nennt.

Doch wollte ich von dem Klub der armen Türken in der Grenadierstraße erzählen:

Der ist in den rückwärtigen Räumen eines jüdischen Türkengasthauses, dessen Besitzer seit ungefähr zehn Jahren in Berlin lebt und dessen Tochter einen *preußischen Wachtmeister* geheiratet hat. Der Jude trägt Bart und Fez, wandelt in einem geblümten Kattunschlafrock mit unzähligen Troddeln durch die zweieinhalb Stuben und sagt, was ein Türke sagen muß, nämlich: Salem Aleikum! Seine Frau steht hinter einem Glasschrank in der Küche und kredenzt verbotene Getränke. Ein Türke sagte mir, daß mohammedanische Türken zwar keinen Schnaps trinken dürfen, aber noch weniger verkaufen. Der Jude aber, der kein Gläubiger des Korans sei, sondern nur ein Gläubiger der bei ihm verkehrenden Türken, *dürfe* Schnaps ausschenken.

Um sieben Uhr im Winter, im Sommer erst gegen zehn, kommen die Gäste. Die meisten sind exotisch braun und schwarz und gar keine echten Türken. Das sind die Kartenleger, Handliniendeuter, Feuerschlucker. Sie setzen sich zu einem kleinen Skatspiel zusammen, verlieren sehr viel, trinken noch mehr und rauchen, rauchen, leider nicht aus Schläuchen und Saugnäpfen wie der König auf dem Titelbild von Tau-

sendundeiner Nacht, sondern ägyptische Zigaretten, die genauso wie die Harems in Berlin erzeugt werden. Manchmal steht einer auf und hält eine politische Rede; sie sprechen Türkisch, aber es dreht sich nie um türkische Verhältnisse, sondern um Berliner Putschabsichten. Die meisten Türken in diesem Klub sind konservativ, das Bild des vorletzten türkischen Sultans Abdul Hamid hängt in der Küche über dem Glasschrank. Ja, auf der Busenwölbung der Frau Wirtin ist in einer Brosche der Stand der Weltgeschichte von 1916 festgehalten: Man sieht den deutschen, den österreichischen, den türkischen Monarchen noch Schulter an Schulter.

Anders die türkischen Juden. Die sprechen Deutsch und sagen: nee! Sie lesen hebräische und jüdische Blätter und unterhalten sich über Zionismus und Orenstein und Koppel. Neulich sagte einer: »Orenstein ist eine schwere Sache. Der Mann ist nicht *ein* Schlaukopf, sondern hundert. Und von allen diesen hundert ist jeder einzelne noch ein ganzer Schlaukopf für sich.

Diese Juden sehen aus wie weise Nathans, und sie spielen auch stundenlang Schach. Manchmal Domino. Sie schlürfen 100 Grad Celsius heißen Mokka aus kleinen Tellern, ziehen schmutzige Zuckerwürfel aus den Taschen und beißen den Zucker. Dann kommt »Aldjelis«, die Kellnerin.

Von ihr erzählt man, daß sie die Tochter eines europäischen Professors sei. Sie sieht dementsprechend sehr orientalisch aus, mag einmal hübsch gewesen sein und trägt eine echte Bernsteinkette. Sie duzt alle Gäste, die sie schon lange kennt, und wenn sie jemanden überhaupt nicht kennt, duzt sie ihn auch. Sie repräsentiert hier allein türkisches Frauenleben. Sie bekommt sehr viel Trinkgeld und Spielgeld, sieht jedesmal nach der Uhr und kennt sich auf dem Zifferblatt nicht aus. Gegen neun verkündet sie Mitternacht und beginnt einzukassieren. Aus der Tatsache, daß man ihr nicht zahlt, schließt sie, daß es erst neun ist.

Manchmal kommt Iwan Krecevic, ein Bosniake, lang, ungeheuer wie das Elend, und bläst Mundharmonika. Aldjelis tanzt – nicht türkische Tänze wie europäische Tänzerinnen, sondern Lieschen, Lieschen...

Die zwei Stuben sind einfach, sozusagen vernachlässigt spartanisch. Ein Sofa an der Wand hinter dem Spieltisch könnte vielleicht orientalisch sein und stammt, ich wette, aus einer Berliner Fabrik. Nur an der Wand ist ein echter Smyrnateppich, und den hat der Wirt in Berlin unter der Hand erstanden.

Um zwölf Uhr hat sich »Aldjelis« mit ihrem Spielmann Iwan Krecevic längst zurückgezogen, und der Wirt selbst muß einkassieren. Die Gäste versuchen, einige Getränke abzuleugnen, aber der Jude droht mit Aldjelis. Dann zahlen sie.
Die Frau geht mit Schlüssel und Laterne zum Tor den Gästen aufsperren. Und sagt, was jede Türkin sagen muß, nämlich: Addjäh!
Daraus erhörte ich, daß sie aus Leipzig stammt.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 19. 11. 1920

SPIELZEUG

Zur Ausstellung des Berliner Hausfrauenvereins

Im Warenhaus Tietz, im zweiten Stock, haben die Berliner Hausfrauen mit viel Müh' und Fleiß »Spielzeug, das man selbst gemacht, und Spielzeug aus altem Familienbesitz« ausgestellt. An der Ausstellung beteiligten sich Erwachsene und Kinder, Zöglinge verschiedener Kinderheime und -horte.
Und das ist der Fehler der Spielzeugausstellung. Man ließ Erwachsene und Kinder Waldschulen, Puppen, Hausgeräte, Bäume, Tiere, Häuschen und Spielzeugmaterial – Pappe, Zündschachteln, Papierstreifen – herstellen. Dann verteilte man die Preise. Den ersten Preis erhielt ein Mann, der Schachfiguren und Geflügel mit wirklich wunderbarer Genauigkeit und unendlich viel künstlerischer Sicherheit hergestellt hatte.
Ein Erwachsener erhielt den ersten Preis. In einer Ausstellung, die auch von Kindern beschickt war. Man hätte die Erzeugnisse der Großen von denen der Kinder *trennen* sollen. Respekt vor dem Mann, der, erwachsen und in einem Berufe, vielleicht sogar unmittelbarer Teilnehmer der Großen Zeit, dennoch Gott nicht verloren hat, ein Künstler wird am Spielzeug. Aber *Andacht* vor dem Kinde, das mit süßen, ungelenken Fingern sich seine *Welt*, seine ganze und große Welt aus bunten Papierstreifen klebt, so daß dann eine lächerliche Kleinigkeit entsteht.
Es sind *zwei* Ausstellungen.
Den ersten Preis hätte ich dem hilflosesten, ungeschicktesten Püppchen aus Knetgummi gegeben, das das jüngste Kind erschaffen hat.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 20. 11. 1920

IST BERLIN EHRLICH?

Seit ungefähr einem Monat führe ich Menschen in Versuchung. Ich habe es mir vorgenommen, die »Ehrlichkeit« (im Sinne der geltenden Sitten und Gesetze) der Menschen dieser Stadt zu prüfen, indem ich sie zu Vergehen wohlüberlegt verleite. Es hat sich erwiesen, daß ein solches Vorgehen nie zum Ziel führen kann: Denn ist in der Mehrzahl der Fälle, die ich verursachte, auch die absolute »Ehrlichkeit« zum Vorschein gekommen, so gilt das noch nicht als Beweis für die Ehrlichkeit der absoluten Mehrzahl überhaupt. Dennoch seien hier die Ergebnisse meiner Missetaten mitgeteilt: Sie sind, wenn auch nicht typisch, so doch kennzeichnend.

Äpfel und Geld

Am sechzehnten Oktober, gegen zwölf Uhr mittags, Nähe des Spittelmarktes. Ich kaufe mir ein Pfund Äpfel. Gehe zu einem »fliegenden« Zeitungshändler. Bezahle eine Zeitung mit fünf Mark und warte auf den Rest. Der Händler zählt: eine Mark, zwei, drei, vier.
Ich sehe zerstreut in die Luft, auf Ladenschilder, auf meine Tüte mit den Äpfeln.
Klappe plötzlich die hingestreckte Hand zu, ich weiß, es fehlt noch eine Mark siebzig, aber ich tue so, als wüßte ich es nicht, und gehe fort, hinüber, schräg, auf die andere Seite. Schiele nach dem Händler. Er packt spontan sein Zeitungsbündel fester unter den Arm und läuft mir nach. Und gibt mir den Restbetrag mit einem selbstverständlichen Gesicht.
»Verzeihen Sie, bitte«, sage ich, »hätten Sie die Güte, mir meine Äpfel einen Augenblick zu bewahren! Ich habe drin zu tun und bin gleich wieder da. Bedienen Sie sich, bitte, mit einem Apfel!« Er überzeugte sich durch einen Blick, ob ich es ernst meine.
»Bitte sehr!« sagt er.
Ich gehe in den Hausflur, der eine Glastür hat, und betrachte den Zeitungshändler. Er öffnet die Tüte, sucht offenbar nach dem ertragreichsten Apfel, und plötzlich, es dauert eine Sekunde, hat er den Entschluß gefaßt. Er geht mit den Äpfeln fort, nicht hinüber zu seinem früheren

Standplatz, sondern die Straße entlang. Ich trete aus dem Hausflur, er biegt in die nächste Seitengasse.
Dem Geld, um das er sich ja Äpfel hätte kaufen können, widerstand er.
Dem Apfel, als dem Nahrungsmittel *in natura*, der körperlichen Erscheinung, konnte er nicht widerstehen.
Er defraudierte.

Der Gürtel und die drei Untergrundbahnkarten

22. Oktober, 11 Uhr abends. Regina-Diele. Kurz vor Schluß.
Ich saß am Tisch mit einem jungen Paare. Ihn taxierte ich sofort: Gürteltier.
Er war im englischen Sakko, aber ich sah deutlich seine Überkleider auswendig: weiter, brauner Paletot mit Gürtel und malerischen, weichen Falten. Das Halstuch ist weiß mit knallvioletten Längsstreifen. Er trägt es *über* dem Paletot, gar nicht um den Hals, obwohl es doch ein Halstuch ist.
Ich ging mit den beiden zur Garderobe. Sein Paletot war nicht braun, sondern schnupftabakgrün. Aber der Gürtel war da. Und das Halstuch war nicht violett, sondern ziegelrot und marineblau quergestreift. Aber er trug es *über* dem Paletot.
Er hatte im Kaffeehaus zwei Torten verzehrt, zwei Molle getrunken, vier Liköre.
Ich ging hart vor beiden zur Untergrundbahnstation Zoologischer Garten.
Auf der Treppe zur Untergrundbahnstation ließ ich den Rest eines Fahrkartenblocks fallen. Es waren noch drei Karten zu neunzig.
Ich war fünf Schritte vor beiden. Sie machte ihn auf den Block aufmerksam. Er steckte ihn ein.
Es war ein Gürteltier zwar, aber kein großzügiger Schieber. Er war ein kleinbürgerlicher Hochstapler.
Er hat mich enttäuscht.

Eine Woche Pech

Dann hatte ich eine Woche ungefähr Pech. Das heißt, ich begegnete lauter ehrlichen Leuten: Am 25. Oktober, 3 Uhr nachmittags, Stadtbahnstation Friedrichstraße. Ich löse zwei Fahrkarten zu fünfzig, lasse eine auf dem Schalterbrett liegen. Der Dienstmann, der daneben stand, ist alt und gebrechlich. Er keucht mir nach: mit der Karte. Als gälte es, mich, sich selbst, den Bahnhof, die ganze Welt vor einem unermeßlichen Unglück zu bewahren.

Am 26. Oktober Anhalter Bahnhof, 7 Uhr morgens. Ich habe eine alte Pappendeckelschachtel mit Zeitungspapier und Holz gefüllt. Morgens auf dem Weg zur Arbeit gehe ich in den Wartesaal 2. Klasse einen Kaffee trinken. Ich trete hinaus, geschäftig, zerstreut, ein Reisender. Gebe die Schachtel einem verdächtigen, jungen Menschen, der an der Wand lehnt, eine Zigarette raucht. Offenbar ein Kofferträger. »Wollen Sie mir das bitte halten? Ich muß im Wartesaal Zigaretten kaufen!« Ich kam nach fünf Minuten zurück. Er hielt die Schachtel unter dem linken Arm. Sie war intakt. Es war ihm nicht eingefallen, sie anzurühren. Er rauchte noch seinen Zigarettenrest und lehnte an der Wand.

Ich gab die Schachtel einer ärmlich aussehenden Frau vor dem Eingang am Droschkenstandplatz. Sie hielt sie redlich.

Als ich herauskam, sagte ich: »Ich schenke Ihnen das Paket!«

»Ach nee!«

»Ja, nehmen Sie, bitte! Es ist nichts drin! Ein paar Holzspäne und Zeitungspapier. Wollen Sie sehen?«

Ich öffnete das Paket. »Nehmen Sie die Schachtel!«

Sie sah mich mißtrauisch an, ließ Papier und Holz drin sein, stülpte den Deckel über alles und dankte, dankte, als hätte ich ihr ein Stück Seligkeit in der Pappschachtel geschenkt.

Ein Herr in Pelz und mittleren Jahren klopfte mir seinen Stock auf die Schulter, als ich, knapp neben ihm, vor einem Schaufenster der Konditorei Hildrich in der Leipziger Straße meine – allerdings leere – Brieftasche fallen ließ. (29. Oktober, 11 Uhr vormittags.)

Am 31. fuhr ich nach dem Armen- und Arbeiterviertel Grüner Weg, Patzenhofer Bierstube. Trank, bezahlte mit einem Zehnmarkschein, ließ sieben Mark fünfzig auf dem Tisch liegen.

Zwei Kutscher saßen in der Nähe. Ich ging fort, kam nach einer Vier-

telstunde wieder. »Det is er ja!« sagte der eine Kutscher zum Wirt. Ich bekam mein Geld.

Der Zigarettenstummel schon, die Zigarre nicht

Bahnhof Charlottenburg, Mitternacht. Zehnter November. Eine Mark ließ ich am Fahrkartenschalter liegen. Hinter mir war nur eine (gutgekleidete) Dame. Die Mark verschwand.
Ich stieg am Bahnhof Börse aus. Ging die Oranienburger Straße entlang. Sie war leer und dunkel.
Ein Mann ging gebückt herum. Er suchte nach Zigarettenstummeln.
Ich trat vor ihn in seine Bahn. Ich ließ eine Papiertüte mit einer Zigarre fallen. Ich hörte, wie er hinter mir einen raschen Schritt anschlug. Er hob die Zigarre auf.
Und schrie: »Sie! Sie! Ihre Zigarre!«
Ich tat, als hörte ich nicht. Da hatte er mich schon erreicht. Er gab mir die Zigarre.
Er suchte nur nach Zigaretten*resten*. Ordnung muß sein! Und seit damals bin ich tief beschämt. Daß jemand, der in Not ist, einen Fund, der in sein Fach sozusagen einschlägt, ehrlich zurückerstattet.

Bargeld und Achterkarte, und doch glaub' ich

Zehn Mark, die ich in der Zimmerstraße vor einer Konditorei fallen ließ, hob eine Zeitungsträgerin auf, die neben dem Schaufenster stand. Sie war hungrig.
Ein Herr von gutem Aussehen, etwa Kaufmann, mit dem ich in der Straßenbahn 62 saß, steckte meine eben gelöste Achterkarte ein, die ich auf meinem Platz liegen ließ. Ich ging auf die Plattform, und er dachte offenbar, ich wäre ausgestiegen.
Aber wären selbst alle Menschen, die ich in Versuchung führte, erlegen, ich glaube an den Mann, der Zigarettenstummel gesammelt und eine Zigarre verschmäht hat.
Ich bereue meine Sünden. Gott und der Stummelsucher seien mir gnädig!

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 24. 11. 1920

WARTESAAL IV. KLASSE

Die Passagiere, die nicht reisen

Groß, gelb, schmutzig schwimmt die Laterne im Korridor. Man sieht die Kette nicht, an der sie hängen dürfte, weil eine schwefelfarbene Wolke aus Kohlendunst, Schweiß, Staub – vielgefräßiges Ungeheuer – rastlos Dunkles verschluckt und nur Leuchtendes erkennen läßt. Aus dichter Nebelwatteverpackung glimmen elektrische Birnen wie geschwollene Glühwürmchen auf.

Der Wartesaal IV. Klasse pustet feuchte Wärme aus, wenn die Tür aufgeht.

Er macht sich Luft wie jemand, der in Gefahr war zu ersticken.

Im rötlichen Düster schwanken formlos verschwommen Mensch und Gegenstand. Der Rauch beißt dem Büfettschrank, den Bänken, den Koffern die Kanten ab. Er amputiert dem Kellner die Rockschöße, verschluckt die Nasen der Passagiere. Mischt einen Brei aus Kleidung, Holz, Körper, Lichtschimmer.

Die Frau am Büfett ist eingeschlafen. Unbewacht blinken Flaschen und Gläser, wölben Zigarren ihre Bäuche in rotgoldenen Livreéwesten, verkümmern Heringe auf klebrigem Porzellan, verschrumpeln Würste sichtlich im Dunst. Man sieht das Vorwärtskriechen einer großen Verwesung.

Einmal war der Wartesaal ein Gefäß mit ewig wechselndem Inhalt. Er sog einen Strom Passagiere ein und spie ihn wieder auf die Bahnsteige aus.

Er roch süßlich nach Steinkohle und Lederkoffer, nach Abenteuern. Er roch nach Welt. Heute ist er Asyl für Obdachlose. Er riecht nur mehr nach Straße, er ist nicht mehr Ouvertüre der Welt, sondern Intermezzo der Stadt.

Um Mitternacht füllt er sich mit Menschen, die von Beruf heimatlos sind: Zigarrenrestesucher und Straßenmädchen und so. Paule Pieker aus der Lebensquelle traf ich an und Anneliese, das Matrosenmädchen aus Hamburg, das eine Tätowierung auf der rechten Brust hat: F.W., zwei runde, blaue, sorgfältig kalligraphierte Buchstaben, die bedeuten Fritz Wutt. Nach allem, was man so von Fritz Wutt hört, muß er ein Teufelskerl gewesen sein, ein Hamburger Hafenlöwe, der ein Boot mit den Zähnen flottmachen konnte und mit den Augen die Weiber. An-

neliese ist blonden Gemüts und sehr fromm. Sie war Pietistin in Hamburg, und sie trägt immer noch im Handtäschchen ein gottergebenes Liederbüchlein, und das dritte Lied kann sie auswendig singen: »Herr Christ, dem ich mich ganz ergeben.« Und sie meint sicher Fritz Wutt, den Hafenlöwen, dessen Namen sie auf der Brust trägt.
Oh, die Polizei! Manchmal kommt ein Bahnpolizist mit einer weißen Armbinde und fragt, ob die Herrschaften »wirklich reisen«. Man reist nicht wirklich:
Man löst nur eine Fahrkarte vierter Klasse bis zur nächsten Station, um im Wartesaal sitzen zu können.
Liebespärchen kommen, Grauschädel entrüsten sich sittlich, der Wartesaal sei kein Tiergarten; er ist aber doch einer, Tiergartenfortsetzung im Winter. In den Winkeln, sorgsam verhüllt von einem Oberbett aus Dämmerflaum, flüstern sie Zwiesprache der Liebe.
Kutscher trotten herein, blaugekittelt. Sie haben etwas Pferdehaftes, sie können, glaube ich, wenn sie wollen, jeden Augenblick wiehern. Sie schneuzen sich, es klingt wie Pferdeniesen, und sie wecken den Kellner: Einen Kümmel! Sie werfen trinkend Kopf mit Zylinder rasch hintenüber, schütteln sich, zahlen, wollen noch ein wenig in der Wärme bleiben, sie hamstern Wärme und gehen hinaus, wenn sie genug haben.
Anneliese, blonden Gemüts, summt dünn und gläsern: Herr Christ, dem ich mich ganz ergeben. Ein junger Mensch zählt die aufgelesenen Zigaretten.
Ein dreifach gegabelter Heringsschwanz starrt von einem Büfetteller in die Höhe, um aus Zeitvertreib den Plafond aufzuspielen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 26. 11. 1920

HAAS-HAYE-BALLETT

Haas-Haye, den Schöpfer der diesjährigen großen Modepantomime »Die östliche Göttin«, sah ich gestern im geschlossenen Raum der Scala proben. Das Ballett war, soweit männlich, in Hemdsärmeln, die Frauen in Alltagskleidern, und man sah nur die Konturen des künftigen Balletts, die Wochentagskonturen. Doch könnte man, ohne der

Kritik vorzugreifen, schon wohl sagen, daß die Tänzer ein mitreißendes Tempo haben und wahrscheinlich ein paar farbenbunte Bühnenbilder ergeben werden.
Kostüme sah ich. Sie lagen, eben abgeliefert, auf Stühlen herum und waren noch nicht lebendig. Ich kann sie mir wohl an den Körpern der Tänzer denken, die übrigens zum Teil Russen sind, also Tradition haben.
Vielleicht ergibt sich nun eine Renaissance des Varietétanzes. Er war lang genug verkitscht.

Neue Berliner Zeitung, 12-Uhr-Blatt, 30. 11. 1920

VON RITTERN UND ROSSEN

»Tattersall«, der Name ist nicht eigens erfunden worden für die Institution, sondern sie ist die Erfindung eines Mannes, der »Tattersall« hieß. Wer so heißt, muß ein Traber sein. Man hat nicht einen Namen, der aus Pferdehufgetrappel besteht, und ist dabei doppelter Buchhalter oder Oberlehrer. Der Mann lebte im 18. Jahrhundert, war Engländer, Traber und gründete 1777 in *London* den ersten »Tattersall«, eine Anstalt zur Wartung und Aufzucht der Pferde. Die nahen Beziehungen, die seit jeher zwischen Pferden und der vornehmen Welt bestanden haben, verursachten es, daß die englischen Adeligen den Tattersall zu einem Zusammenkunftsort erhoben, einer Art Klub. So bildete sich mit der Zeit jener Tattersall heraus, wie wir ihn kennen. Seit einigen Jahrzehnten schon werden in den europäischen Tattersalls nicht nur Pferde gezüchtet und gewartet, sondern auch Reiter.
Im Tattersall riecht es nach Pferdemist, Parfüm und Leder. Es ist knallendes Aroma. Damoklespeitschen hängen sozusagen in der Luft. So riecht es auf Junkergütern, in Kasernenhöfen und in den Romanen der Natalie von Eschstruth. Stroh und Häcksel auf dem Boden im Umkreis. Im Hof ist die Erde lockerer. Hufdressierter Sand wie auf dem Rennplatz. Unten ist Garderobenraum. Aus Seitengängen hört man Pferdewiehern, Hufescharren. »Tattersall, Tattersall« scharren die Hufe.
Drinnen reitet man. Zwanzig Mark die Stunde ist in den meisten Tat-

tersalls der übliche Preis. Allerdings kann man unter Musikbegleitung reiten oder ohne. Das musikalische Reiten ist nicht nur gesund, sondern auch festlich. Die Reiter sind durch besondere Unternehmungslust gedopt und die Pferde dreßgestriegelt. Die Herren haben geblähte Nüstern, und die Damen tragen schwarze und blonde Mähnen praktisch unter steifen Männerhüten, die wie Feurwehrhelme um das Gesicht geschnallt sind. Die Rosse bemühen sich, möglichst geräuschlos aufzutreten, und machen den Eindruck, als hätten sie sich Gummiabsätze unter die Hufe nageln lassen. Sie traben immer im Kreis, immer im Kreis, es sieht aus wie ein lebendig gewordenes Karussell. Die Pferde halten gleichen Schritt und achten gegenseitig darauf. Wenn ein Pferd – Gott behüte! – den Schritt wechselt, ist es gesellschaftlich blamiert, und das ist bei Pferden schrecklich.
Die Musik ist dünn, es ist die Ballmusik der Pferde, sie hört sich an, als bestünde sie aus Blech und Glas. Die Melodien sind die alten Schlager, bei den Rossen sehr beliebt. Nicht die neuesten Dielen-Foxtrotts, denn die Pferde fühlen aristokratisch, haben eine durchaus reaktionäre Weltanschauung und verachten die Schiebe- und Schiebertänze. Es sind ewig die gleichen Melodien. Das Flügelhorn prustet ernste Lagen, die jüngste Trompete schlägt eine steife, gefrorene Kapriole, da fährt ihr eine alte Baßtrompete rügend dazwischen, und aus ist's.
Plötzlich kippt die Melodie um, die Reiter setzen feierliche Mienen auf, man könnte meinen, jetzt habe sich eine gründliche Wandlung in ihrer Seele vollzogen, und wirklich! Siehe da: Die Pferde wechseln den Schritt. Links, rechts, links, rechts. Oder gar, sie machen alle kehrt und spielen umgekehrtes Karussell.
Dann schlägt die Musik einen wütenden Galopp an, und Roß und Reiter schnauben, machen Windsbraut, spielen Elemente, die steifen Feuerwehrhelme der Damen verschieben sich ein bißchen, der Herren Nüstern sprühen Funken, der Sand spritzt auf in feinen Staubwölkchen, man zittert um das Monokel und versucht dennoch zu beweisen, daß man – oho! – mit Monokel galoppieren kann, es sind schreckliche fünf Minuten, hilf, lieber Gott, bis die Musik ein Einsehen hat und stillehält und die Pferde langsamer atmen und die Reiter verschnaufen.

Hinter der Barriere, auf einer Art Estrade, sitzen die Familien und freuen sich, wie gut Emma und Kurt »sich halten«. An der Barriere mit dem Pferd stehenzubleiben und der Tante Minne einen Gruß zuzuru-

fen, die hinten Tee schlürft und Kuchenreste sorgfältig mit dem Teelöffel sammelt, ist verboten, aber geduldet. Man hält sehr gerne ein Weilchen im Reiten inne und zeigt sich seinen Erziehern: Seht ihr, wie gut das Geld angelegt war?
Oh, Reiten ist eine vornehme Angelegenheit! Deshalb hat sich ihrer der neue Adel bemächtigt. Sie sitzen heute schon auf stolzen Rossen, die gestern noch, um nicht durch die Brust geschossen zu werden, Armeelieferanten waren. In einem Berliner Tattersall zeigte man mir einen Delikatessenhändler, der mit keinen anderen Tieren je etwas zu tun gehabt hatte als mit geräucherten Heringen. Heute hat er zwei Rappen im Stall, und er reitet im Tattersall musikalisch im Dreß, mit französischen Reithandschuhen, die er sich eigens aus Paris kommen ließ.
Auch kleine Landwirte kommen nach Berlin an bestimmten Tagen, um sich hier zur Vornehmheit emporzureiten. Sie haben Reitvereine gegründet und arrangieren sich Galoppaden in Berlin. Sie sitzen zwar nicht schlecht auf den Pferden, aber sie benehmen sich etwas ungetüncht. Das heißt, sagte mir ein Stallmeister, sie geben zuwenig oder zuviel Trinkgeld. Und daran erkennt man die Menschen und die Reiter...

Prager Tagblatt, 30. 11. 1920

EINE HUNDEHÄNDLERLIST

Die Hundestraßenverkäufer leben schlecht mit der Polizei, der blauen und der grünen. Sie dürfen keine Hunde verkaufen.
In der Friedrichstraße aber sah ich einen Mann, der führte einen wunderschönen Dobermann an der Leine. Der Hund trug am Halse die Aufschrift: *»Nicht zu verkaufen!«*
Infolgedessen bemühten sich ein paar Leute, den Hund zu erstehen. Ohnmächtig war der Schutzmann, der dazukam. Denn der Besitzer des Hundes gestand ja öffentlich, daß er den Hund *nicht* verkaufen wolle. Er hatte das Gesetz übertrumpft, indem er es zu strenge ausführte. Während er sich fügte, revoltierte er schon. Denn er verkaufte schließlich doch den schönen Dobermann.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 1. 12. 1920

DER WOCHENMARKT DER MODELLE

Aula der Akademie der bildenden Künste. Eine Vormittagsstunde. Madame Dubarry, Napoleon, ein Bettler, Venus Anadyomene, Tannhäuser, Herakles, der griechische Jüngling, das Mädchen vom Lande, der Frühling und überhaupt Themen für Maler, Kosten fünf Mark die Stunde, sind hier abzuholen. Modellbörse.

Einmal wöchentlich zwischen zwölf und eins kommen die Modelle Berlins in der Aula zusammen, um sich anzubieten. Sie sind ausgestellt wie Puppen in einem Laden. Jedes Gebrechen ist hier Vorzug. Der Bucklige freut sich seines Buckels. Jede Tugend ist hier doppelte Tugend. Die Gutgewachsene freut sich ihres Wuchses. Die Häßliche muß ausgesprochen häßlich sein. Objekte der künstlerischen Darstellung müssen alle Merkzeichen des Typischen besitzen, um symbolisch zu wirken. Die Hökerin muß Hökerin sein, doppelt unterstrichen. Eines jeden Eigenschaften müssen so aussehen, als schaute man sie durch ein Vergrößerungsglas. Ein Bettler soll das Bettlertum der Welt verkörpern. Sonst ist er keiner. Es genügt nicht, daß er Lumpen trägt. Er muß zum Lumpentragen *geboren* sein. Dann ist er »Modell«.

Also kommen hier alle Gegenstände zusammen und alle »Charakteristischen«. Junge Mädchen in der Mehrzahl. Denn man muß nichts gelernt haben zum Modellstehen. Man muß nur aussehen. Die persönliche Erscheinung als Beruf.

Alle, die noch nicht gefrühstückt haben und nicht wissen, ob sie zu Mittag essen werden, kommen hierher. Maler haben gute Herzen. Sie bezahlen nicht nur, sie geben auch zu essen. Man muß nur Glück haben.

Es sind viele darunter, die das Sich-Anbieten verstehen. Sie sind schon lange Modelle. Sie haben ein halbes Leben »gestanden« und »gesessen«. Es sind namenlos Berühmte darunter. Ihre Porträts hängen in den größten Museen der Welt, zwischen kostbarsten Sammlungen. Ihre Körper sind verewigt, werden von Kennern mit zugekniffenen Augen bestaunt. Die Originale selbst stehen immer noch in der Aula. Sind im Wert nicht gestiegen, sondern eher gefallen.

Seit einiger Zeit ist Lohnbewegung unter den Modellen. Sie organisieren sich zu einer Art freier Gewerkschaft. Sie wollen mehr Geld für die Stunde. Eine Zeitlang haben sie gestreikt. Einen Mindestpreis fürs Modellstehen haben sie noch nicht erreicht.

Sie stehen da, willenlos, ergeben, und warten. Maler kommen und prüfen. Ihre Augen dringen geübt durch Mantel, Rock, Bluse, tasten Brüste, Arme, Schenkel ab. Es ist Menschenjahrmarkt.
Am interessantesten sind die Männer. Jeder einzelne ist Typus. Repräsentant eines Menschenschlages, einer Klasse, eines Berufes.
Da ist ein alter, würdiger Herr mit Backenbart. Er kennt alle Kunstrichtungen. Die alten, die neuen, die zukünftigen. Er ist sein Leben lang herrschaftlicher Diener. Das heißt, er ist eigentlich nie Herrschaftsdiener gewesen. Aber in seinem zweiten Leben ist er Herrschaftsdiener. Er ist dreiundzwanzigmal als Herrschaftsdiener porträtiert worden. Er ist nie im wirklichen Leben in einem Grafenschloß gewesen. Er war in seiner Jugend Kulissenschieber.
Da ist Napoleon. Er war vierzehnmal Napoleon. Davon viermal nach der Schlacht bei Moskau. Er steckt mitten in einem großen Deckengemälde eines herzoglich anhaltinischen Schlosses. Von Beruf war er Privatbeamter. Er versteht nichts von Schlachten. Er hat einmal bei den Pionieren gedient. Er weiß, was ein Ponton ist. Er ist dennoch Napoleon. Sechsmal auf Elba. Zweimal auf St. Helena. Er hat Napoleons Leben auswendig gelernt. Er weiß sämtliche Napoleonanekdoten. Er hat sich über seine eigene Biographie ordentlich informiert.
In der Nähe der Akademie, in einem kleinen Gasthaus in der Goethestraße, kommen die Modelle am Nachmittag zusammen. Auch von hier aus werden sie von Malern geholt. Hier erledigen sie Standesfragen.
Seitdem die Filmindustrie ins ungeheuere wächst, haben die Modelle reichlich Nebenbeschäftigung als Statisten. Da bekommt man fünfzig Mark für den Tag, aber es ist eben ein ganzer Tag, und es ist doch nicht dasselbe. Es ist nicht die richtige, hohe Kunst.
Dennoch wandern die Jungen alle ab. Nur die Alten bleiben dem Modellstehen treu.
Ein Berliner Dienstmann in Pension, schon an die Sechzig, ist einmal als der Seher Kalchas zu einem großen Wandgemälde im Hause eines Berliner Bankiers verwendet worden. Seitdem ist er Kalchas. Manchmal läßt er sich herbei, auch einen Bettlertyp abzugeben. In der Hauptsache ist er Kalchas, der Seher, und das ist sein wichtigstes Erlebnis. Er feierte vor einem Jahr sein zwölfjähriges Kalchasjubiläum, und die Kollegen veranstalteten ihm zu Ehren ein bescheidenes Fest.
Er hatte häufig Gelegenheit, im Film zu statieren, aber er tut's nicht um ein Königreich. Er verachtet den Film.

Er kommt jede Woche, stellt sich an eine Säule und wartet. Kein Maler hat für ihn Verwendung. Aber er geht nicht zum Film. Er ist eine Schöpfung Homers. Er ist eben Kalchas, der Seher.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 3. 12. 1920

HANSI NIESE

Buchbinderoperette im Thaliatheater. Maria Theresia, Marie Antoinette, Wiener Hof, Pariser Hof.

Von der »großen Kaiserin« zur »armen Königin« nach Paris gesandt, wird die »Frau aus dem Volke« sozusagen Botschafterin für Haus- und Küchengebrauch. Engagiert als Reinmachefrau für die Kulissen der Weltgeschichte, des habsburgischen Hauses und französischen Hofes Schutz- und Putzgeist zugleich, scheuert sie mit Mutterwitzbesen fleißig Lüge und Lack, hält die brüchige Ehe der Marie Antoinette in Ordnung, sieht nach dem Rechten und erlauscht rechtzeitig das Unrechte.

Mit der Anekdote »Maria Theresia als Taufpatin« aus dem Lesebuch für österreichische Volks- und Bürgerschulen schließt Buchbinder, diesmal vom Film beeinflußt, bildhaft feierlich mit einem plastischen »Gott erhalte«.

Leo Aschers Melodien schlottern süffig um Vers und Prosa. Altes ist verdünnt, Heuriger verwässert. Österreichlerisch, nicht österreichisch. Kein Duliöh – eine Duliöchelei. Unvermittelt artet sie überdies noch in eine Bartarantella aus, weil neuerdings Kastagnettengeklapper Dielenerbgesessene heimatlich anmutet. Der Kapellmeister Grzyb hatte viele Mühe, ehe er es so weit gebracht, daß Musik und Text nicht auseinanderfielen wie zusammengelegte Nußschalen.

Hansi die Niese aber, die »Botschafterin Leni«, wächst hier zum weiblichen Girardi heran. (Auch »Mein Leopold« war miserabel, und Girardi war darin Girardi.) Fesch und resch, Kratzbürste und Engel, g'müatbegabt und robust, Wienerin, nicht Operettenwienerin, ungefähr, was Aschers Musik sein müßte und mehr.

Sie kann jeden Augenblick, man zittert drum, aus dieser Operettenleni eine tieftragische werden. Immer auf der Kippe, immer vor dem Ab-

grund. Der große Erfolg am Schluß ist Wirkung einer Entspannung: Gott sei Dank! es ist also Komik!
Hauptmann oder Buchbinder, das wäre also gleichgültig. Gültig ist der wirkliche Mensch hinter Buchbinder. Gelobt sei der Niese Unabhängigkeit von Text und Rolle.
Man muß, wenn es darauf ankommt, die Leni Niese sein. Die Hansi ist es; selbstständig wie alle großen Komödienspieler, die Menschlichkeiten schöpfen, wenn sie Kitsch anfassen.
Alle anderen Mitwirkenden, auch die Josephi als Maria Theresia, so brav und bemüht, daß ich schweige.

Freie Deutsche Bühne, 5. 12. 1920

»SCHALL UND RAUCH« (II)

Schon droht dieses einzige literarische Cabaret Berlins mit Varieté. Es ist auf dem Wege vom Cabaret zum Kabarett.
Aber das macht nichts! Ach! Täte der Conférencier und Dichter Alfred Richard *Meyer* nur nicht unablässig so, als hätte er Geist zu verbergen hinter Worten und Wörtern und als wäre er ein Ringelnatz. Das ist er nicht. Sondern ein zersprengter Lyriker. Die Eier, die sein Pegasus legte, waren faul.
Erst als aus dem schwachen Cabaret ein gutes Kabarett wurde, mit Lola *Herdmengers* Tänzen, mit den Chansons des herrlich russischen Naturburschen Gregor *Ratoff*, mit Trude *Hesterbergs* drolligen, starken, heiteren Liedern; mit Theobald Tigers gutem Chanson »Immer die Landstraße lang«, das Paul *Graetz*, unverwüstlich ein Nuancenmultimilliardär, wunderbar sprudelte, sprach, sang, kam »Stimmung« auf und erfolgversprechender Beifall.
Aus dem ersten Teil muß man lobend retten: Kammersänger Desidor *Zador*, der zwei Dingerchen souverän, galant, humorvoll sang, und Lia *Manja*, die natürlich-naive Liedersängerin.

Neue Berliner Zeitung, – 12-Uhr-Blatt, 9. 12. 1920

ERWERBSLOSES VOLK

Wie die Arbeitslosen studieren

Im Museum für deutsche Volkskunde in der Klosterstraße traf ich die Erwerbslosen. Zwölf im ganzen. Zwölf Erwerbslose im Museum für deutsche Volkskunde sind mehr als hundert Professoren an der Akademie der Wissenschaften. Zwölf Erwerbslose sind zehntausend, hunderttausend, Millionen, sind das ganze deutsche Volk. Gestern sah ich das ganze besiegte deutsche Volk siegreich im Museum für deutsche Volkskunde. Seit ungefähr zwei Monaten finden *Führungen Erwerbsloser durch die Museen und Galerien Berlins* statt. Arbeitslose, die nicht wissen, wovon sie in der nächsten Woche ihre Frau, ihre Kinder, sich selbst ernähren werden, suchen einen Vormittag lang nicht nach Beschäftigung wie sonst alle Vormittage. Sie kommen ins Museum, zeigen ihre Erwerbslosenkarte vor, und wenn zehn beisammen sind, fängt das Studium an. Ein Doktor, ein Professor, ein Kunsthistoriker führt und erläutert. Zwölf, zehn, vierzehn Erwerbslose folgen, lauschen, lernen. Ein boshaftes Schicksal kann es zustande bringen, daß dem einen oder dem andern von den zwölf just an dem Vormittag, an dem er schlesische Spinnrocken aus dem siebzehnten Jahrhundert studiert, eine gutbezahlte Stellung verlorengeht. Er aber studiert schlesische Spinnrocken...

In der Nähe der Klosterstraße ist die alte Kirche mit dem wunderbaren Glockenklang. Ich glaube, die alten Glocken in dem verstaubten Gestühle oben sind rückwärts lebende Propheten. Es sind gewiß die schönsten Glocken von Berlin. Sie künden nicht die Stunden, sie singen Abschnitte, Psalmen der Ewigkeit. Wenn sie den zehnten Morgenpsalm gesungen haben, kommen die zwölf Erwerbslosen ins Museum für deutsche Volkskunde.

Es sind zwei Weißhaarige unter den studierenden Erwerbslosen, Setzer oder so. Die legen umständlich ihre Brillen an. Die übrigen sind jünger. Satt sieht keiner aus. In diesen dünnen Paletots friert man sicherlich draußen. Das Museum ist geheizt.

Da der Herr Führer kommt – er hat einen graumelierten Bart und Brillengläser, und er sieht sehr museal aus in seinem sympathisch-altmodischen Cutaway, als käme er soeben aus irgendeinem der alten

Museumsschränke –, greifen zwei, drei Hände zögernd zu den Hüten, und einer grüßt, und es ist wie ein Wieder-jung-Werden und Schulknabe-Sein, und man ist gar nicht mehr Erwerbsloser, und die Erwerbslosenkarte ist ein Schulzeugnis, und man freut sich wie damals, als man die Bänke verlassen durfte, um mit dem Herrn Lehrer »auf Anschauungsunterricht« zu gehen.
Der Führer spricht von den Unterschieden nieder- und oberdeutscher Wohnkultur. Einer der Erwerbslosen weiß etwas. Er hat auf seiner Reise durch den Norden Deutschlands diese und jene Beobachtung gemacht. Er freut sich, sie mitteilen zu können. Er erzählt wie ein Schüler, der froh ist, im geeigneten Augenblick etwas unbedingt Wichtiges zu wissen. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn jetzt der Herr Führer sein Klassenbuch hervorzöge: Brav, Schulze, sehr brav!

Die Vertreter der Entente müßten einmal zu einem Erwerbslosenunterricht eingeladen werden. Und dann dürfen sie Deutschland die Aufnahme in den Völkerbund verweigern. Weil ein Volk, dessen Arbeitslose ins Museum studieren gehen, anders ist.
Mit Ludendorff haben wir nicht gesiegt. Sondern mit den Erwerbslosen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 10. 12. 1920

FENSTER (II)

Krank bin ich, krank.
Weil ich krank bin, wird die Umwelt gesund und lebhaft. Tante Minna ist gekommen. Sie trägt ein schiefes Kapotthütchen mit zerdrückten Glastrauben.
Tante Minna rückt mich mit dem Lehnstuhl ans Fenster. Ihre Glastrauben klimpern.
Gegenüber ist die Wand mit den vielen Fenstern. Manchmal, ist es warm draußen, spannt die Wand ihre vielen Fensterscheiben aus wie gläserne Flügel, um – hast du nicht gesehen! – auf und davon zu flattern.
Manchmal schmettert ein Wind einen Fensterflügel aufs Pflaster. Dann

höre ich, wie eine Frauenstimme sich kreischend in rostigen Angeln dreht.
Ich sehe in alle fremden Stuben.
Im ersten Stock, in der Ofennische, dorrt Rhododendron neben einem silbernen Vogelhaus. Der Kanarienvogel schleift seinen Schnabel an den Käfigstäbchen scharf. Der Kanarienvogel trägt ein kleines gelbes Kapotthütchen wie Tante Minna. Morgens bekommt er Vogelfutter. Dann zwitschert er ein Morgenlied von Eichendorff.
Quer über den Tisch ist ein Tischläufer gelegt, weißgestickt. Die Kinder stützen die Ellenbogen auf den Tischläufer, während sie den Kanarienvogel Gedichte aufsagen hören. Davon bekommt der Tischläufer Falten. Die Mutter trägt einen Schlafrock mit gemalten Chrysanthemen. Der Schlafrock sieht aus wie ein Blumenbeet aus Kattun. Die Mutter streichelt den ganzen Tag den Tischläufer und besänftigt die Falten.
Einmal schickte ich ihr zwei Reißnägel mit einer Gebrauchsanweisung für den Tischläufer.
Aber sie streichelt ihn immer noch.
Der Vater kommt abends heim und spielt mit der Frau Domino. Sie kämpfen im Spiel die Bitterkeit einer zehnjährigen Ehe gegeneinander aus.
Sie führen ein friedliches Familienleben.
Im dritten Stock bewohnt ein Grammophon ein Zimmer mit zwei Fenstern.
Das Grammophon steht auf einer Konsole und singt aus großer, metallener Trichterkehle, so zum Spaß, für sich.
Vielleicht leben auch noch Menschen dort.
Ich stelle mir vor, daß auf dem Mieterverzeichnis im Hausflur steht: Drei Treppen, Nummer 33: Grammophon.
Im vierten Stockwerk, just mir gegenüber, nistet eine grauweißgesprenkelte Katze. Sie hält sich ein ältliches Mädchen. Die Katze sitzt tagsüber am Festerbrett. Wenn das Mädchen nicht pünktlich nach Hause kommt, sieht sie ungehalten nach der Wanduhr. Und dann schlägt es sechs, und das Mädchen ist noch nicht da. Die Katze stellt sich steif auf die Beine und fuchtelt mit dem Schwanz, weil sie ja keinen Zeigefinger hat.
Ich werde sie *doch* am Ersten entlassen! – denkt die Katze.

Freie Deutsche Bühne, 12. 12. 1920

UKRAINOMANIE

Berlins neueste Mode

Manchmal wird eine Nation modern. Griechen und Polen und Russen waren es eine Zeitlang. Nun sind es die Ukrainer.
Die Ukrainer, von denen man bei uns und im übrigen Westen nicht viel mehr weiß, als daß sie irgendwo zwischen Kaukasus und Karpaten wohnen, in einem Land, das Steppen und Sümpfe hat, daß die ukrainische Etappe wegen der erhöhten Etappenzulage eine verhältnismäßig angenehme war. Außerdem hat man die höchst unbestimmte Vorstellung von einem »ukrainischen Brotfrieden« dank dem politischen Dilettantismus eines österreichischen Kriegsdiplomaten. Im übrigen sind »Ukrainer« eines jener Völker, von denen man nicht bestimmt sagen kann, ob sie nur Menschenfresser oder gar auch Analphabeten sind. Ihrer Abstammung nach sicher »Russen und dergleichen«, ihrem Glaubensbekenntnis nach urkatholische Heiden mit bartumwalltem Priestertum aus Gold, Myrrhen und Weihrauch.
Diese Operettenbegriffe von Land und Volk sind zu verführerisch. Die Polen sind schon zu verwestlicht, auch von den Griechen weiß man bereits Genaueres, seitdem Mitteleuropa erfahren hat, daß auch griechische Könige von Affen gebissen werden können wie Filmschauspielerinnen. Rußland ist durch die zahlreichen deutschen Auswanderer und Kriegsgefangenen bereits ein heimischer Begriff, für Varieté und Operette also nicht mehr zu gebrauchen. Bleibt die »Ukraine«.
Ein armer, aus Lublin (im ehemaligen Kongreßpolen) eingewanderter Jude eröffnet sich im Osten Berlins einen Zigarrenladen, schreibt auf ein Schild ein paar kyrillische Buchstaben und nennt seinen Laden einen »original-ukrainischen«. In Kaffeehäusern tanzen Mädchen den neuesten amerikanischen Jazz und nennen ihn »ukrainischen Nationaltanz«. Am modernsten aber sind die »ukrainischen« Pantomimen und Ballette.
Berlin schwelgt in groteskem Operetten-Ukrainertum. Jede Melodie von irgendwelcher slawischen Klangfarbe ist »ukrainisch«. Zu dieser Mode haben freilich die echten Ukrainer selbst den Anlaß gegeben, und zwar durch den ukrainischen Sängerchor, der hier, wie in mehreren europäischen Großstädten, einige Male mit riesengroßem Erfolg aufgetreten ist und der Konjunktur selbst einen »Tip« gegeben hat, wie

aus einem nationalen und politischen Begriff Geld zu machen wäre. Außerdem bewirken die Zustände im Osten Europas eine Auswanderung von Russen und Ukrainern und Polen nach dem Westen, wo sie alte »Ukrainer« sind, weil »ukrainisch« eben Mode geworden ist.
In den »ukrainischen« Balletten geht es demgemäß stark gemischt zu: ein bißchen tatarisch, ein bißchen russisch, ein wenig allerdings auch kosakisch. Schließlich ist es die Aufgabe der Varieteunternehmungen, denen diese Abhandlung gewidmet ist, zu unterhalten und nicht wissenschaftlich-ethnologische Studien zu treiben. Aber man sollte Volkskunst nicht entstellen, schon gar nicht die Kunst eines augenblicklich wehrlosen Volkes, dem Bolschewisten und Polen die Heimat geraubt haben.
Im Eispalast, dessen Ballett vorzüglich geschult ist und in dem wirklich künstlerische Leistungen zustande kommen, werden »Die roten Schuhe«, eine Ballettpantomime, getanzt. Es soll eine ukrainische Legende sein. Die Kulissenkirche im Hintergrund ist nicht ukrainisch (also griechisch-katholisch), sondern russisch, also orthodox. Die Heldin des Balletts trägt den russischen Kopfschmuck – Ukrainerinnen tragen nur Blumen im Haar, weiße Blusen mit blauroten Ornamenten an den Ärmeln und Rändern, niemals seidene, goldbetreßte Jacken. Tscherkessen haben nie in der Ukraine gelebt, sondern im Kaukasus. Die ukrainischen Bäuerinnen tragen kurze Stiefel, niemals weiße Tanzschuhe. Die Tänze sind mit Ausnahme eines sogenannten »Hoppaks« und einer »Kolomejka« russisch.
Die Geschichte des ukrainischen Kosakenhelden und Aufrührers *Mazeppa*, der, wie aus der Geschichte bekannt ist, vom polnischen König nackt auf den Rücken eines Pferdes gebunden und so ein paar Tage durch die ukrainische Steppe geschleppt wird, kann man in Sarrasanis Zirkus sehen. Auch hier spielen russische Motive in ukrainische Nationalhistorie hinein. Ukrainische Geistliche sind griechisch-katholisch und tragen keine Popenbärte.
Das ukrainische Ballett Glazeroffs ist ukrainisch, tut aber *noch* ukrainischer und tanzt – mit Messern, wie Indianer tanzen. Es sind ganz famose Tänzer aus Kiew, die sich verpflichtet fühlen, den »wilden Mann« zu spielen vor einem westlichen Publikum, dem eine Kolomejka zu zahm ist für das hohe Entrée. Ukrainer haben in ihrem Leben nicht mit Messern im Munde getanzt.
Die ukrainische Volkskunst ist eine ganz eigene, mit stark ausgepräg-

:en nationalen Kennzeichen, und hat weder mit der russischen noch mit der polnischen oder tatarischen etwas gemein. Interessant aber ist das Phänomen als solches: daß eine Nation, sobald sie ihre staatliche Selbständigkeit verliert, in den Operetten und Varietés zu herrschen beginnt.
Berlin, das Barometer westlicher Operettenmode, zeigt andauernd auf »Ukrainertum«.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 13. 12. 1920

KREDIT!

Drei Proben

Immer noch, wenn ich ohne Geld war – und ich war es häufig –, hatte ich Angst, ein Lokal zu betreten, einen Laden, weil das Genossene oder Gekaufte immer noch mehr kosten könnte, als ich hatte. Im Zustand einer Geldleere empfindet man die Preise der Waren doppelt groß, selbst wenn man ihre einfache Größe schwarz auf weiß im Ladenfenster oder auf dem Speisezettel sieht. Es ist eine gewisse Laden- und Kaffeehausplatzangst, die stets dann eintritt, wenn man gerade so viel hat, um rechnen zu müssen.
Vorgestern aber nahm ich Vorschuß auf meine Weihnachtsgratifikation von 1921, die von 1922 bekomme ich am 24. Dezember d.J., und versuchte, Vertrauen zu erwecken, indem ich Mittellosigkeit vortäuschte. Das heißt, ich kehrte die Ladenplatzangst sozusagen in eine Ladenplatztapferkeit um. Es fiel mir leicht, Verlegenheit zu spielen, da ich Besitz hatte. Und ich versuchte, a) mein Äußeres auf seine Vertrauenswürdigkeit zu prüfen und b) das Innere der anderen auf ihre Vertrauensseligkeit. Ich teile hier drei Proben mit:

Der Kellner

Eines der größeren Lokale in der Friedrichstraße, Verbindung von Café und Konditorei mit leisem Ansatz zu hoffnungsvoller Barentwicklung unter sanfter Nachmittagskonzertbegleitung. Sonntag. Es

sind sehr viele Gäste da, die nur des Sonntags wegen gekommen sind. Der Kellner kennt sie nicht. Er flitzt, weiß, flink, wie ein Körper gewordenes Strahlenbündel, durch das Lokal und jongliert auf drei Fingerspitzen mit Sacharin, Kaffee-Ersatz und milchgefüllten Fingerhüten aus Porzellan.
Ich bestelle eine Tasse Mokka. Mit Musikbegleitung kostet sie 3.50 Mark. Kuchen à 2 Mark drei Stück. Ich rauche bei dieser Gelegenheit eine umfangreiche, den bessern Ständen angehörende Zigarre mit Livreeweste und trage ein Monokel. Und sehe überhaupt nach etwas aus. Der Kellner flitzt nicht, wenn er in meine Nähe kommt. Er bremst achtungsvoll. Und dann bestelle ich noch eine Selter.
Nach fünf Minuten rufe ich: »Zahlen!« Da der Kellner kommt, sage ich: »Herr Ober, ich habe mein Geld zu Hause liegengelassen. Ich werde mich bei Ihnen legitimieren, wenn Sie wünschen, ich kann Ihnen aber auch meine goldene Uhr zurücklassen.« Meine Uhr ist aus Silber.
Der Ober sah mich an und tat so, als wäre er Menschenkenner. Er sagte: »Bitte, bitte sehr, mein Herr!« Und dann: »Man weiß ja, mit wem man es zu tun hat.« Oh, er wußte es. Nach zehn Minuten kam ich wieder und zahlte. Und gab eine Mark Trinkgeld, weil an der Wand ein Zettel das Trinkgeldgeben verbot. Der Kellner – ich mache ihn besonders darauf aufmerksam – wird nächstens sämtliche Zechpreller in der Hoffnung auf eine Mark Trinkgeld durchgehen lassen.

Der Friseur

Ein Friseurladen in der Potsdamer Straße. Ich war bereits rasiert, aber ich ließ mich frisieren. Scheitel durchziehen? fragte der Meister. Er massierte galant und mit Takt, seine Fingerspitzen vollführten eine Quadrille auf meinem Kopfe. Er liebkoste jedes Haarbüschel. Es war kein Kopfwaschen. Es war eine Art Liebesverhältnis zwischen ihm und meinem Kopfhaar.
Und nachdem der Scheitel »durchgezogen« war, griff ich an jene Stelle, wo andere Menschen eine Brusttasche zu haben pflegen und ich nur ein Loch im Unterfutter, sah kindlich, lammfromm erschrocken aus wie ein Kalenderheiliger und erklärte, mein Geld sei mir gestohlen worden. Der Meister blickte zum Gesellen, der Geselle zum Lehrjun-

gen und der Lehrjunge wieder zum Meister, und es war das erstemal, daß der Lehrjunge sich im Einverständnis mit dem Meister befand, denn sie tauschten einen Blick aus, den sie mir gemeinsam dann zuwarfen und der an meiner kühlen Unschuld hinunterglitt wie ein glattgeschliffener Kiesel an nasser Bordwand. Sie hätten mich vielleicht nicht gehen lassen, wenn ich nicht meine Uhr, sie war diesmal silbern, herausgezogen und den Versuch gemacht hätte, sie zu hinterlassen. Der Meister pendelte sichtlich zwischen Mißtrauen und Unterwürfigkeit. Er überlegte: Mache ich Skandal, verliere ich vielleicht einen Kunden, bleibt er mir schuldig, verliere ich 1,50 Mark – und ich ging. Als ich zurückkam, konnte ich deutlich bemerken, wie im Meister, Gesellen und Lehrjungen der Glaube an die Menschheit wuchs und stark wurde.

Das Peinliche

Das wird man verstehen, auch wenn ich es nicht beim Namen nenne oder es nur als Anstalt bezeichne, in der eine Frau sitzt als vom Magistrat designierte Vestalin menschlicher Bedürfnisse, Geld einnimmt oder auch nicht. Eine dieser Frauen an einem der verkehrsreichsten Punkte Berlins, gewitzigt durch Erfahrung, wäre mir hereingefallen.
Mit Rücksicht auf die Dringlichkeit zahlte ich nicht im voraus, sondern blieb im nachhinein schuldig. Die durch viele Gäste bereits enttäuschte Frau wäre imstande gewesen, ein Geschrei zu erheben, wenn ich ihr nicht eine mit Photographie versehene Legitimation der österreichischen Eisenbahnen zurückgelassen hätte. Sie hatte Achtung vor einem fremden Stempel aus angeborener Achtung vor Stempeln überhaupt. Und als ich wiederkam, lächelte sie mir entgegen, verheißend. Ich vermute, sie hatte die ganze Zeit meine Gesichtszüge studiert, und sie wäre auch sonst einem etwaigen Verhältnis nicht abgeneigt gewesen und hätte mir alles Schuldenmachen verziehen, denn sie erzählte unaufgefordert von ihrem trostlosen Leben und daß sie nicht einmal den Heiligen Abend frei haben würde.
So verwandelt sich jeder Humor in soziale Tragödie. Deshalb hörte ich auf.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 15. 12. 1920

MALVINE BIVIAND, DIE TÄNZERIN

Vor einigen Tagen endete die spanische Tänzerin Malvine Biviand durch Selbstmord in Meran

Spanische Küste. Fischerkneipe. Im Sommer, wenn die Fischer ihre Kähne dichtmachen und sich zum Langostasfang rüsten, wird viel gesoffen und geliebt. Die Langostas sind Heuschreckenkrebse, keine Fische. Man kann an ihnen nicht reich werden. Man kann ein paar Pesetas verdienen, um über den Winter auszukommen.
Die Kneipe, das Ufer, die ganze Welt riecht nach Teer und Pech. Die Fischer rauchen dazu, und das stinkt nicht minder. Vielleicht ist manchmal auch Musik. Wie Kastagnetten, Tarantella. Wie der spanische Scirocs, den man »Solano« nennt. Ehe sie den Segura, den Jucar, den Guadalviar hinauffahren, hinunterfahren, wollen sie noch einmal tanzen sehen, die Fischer. Die Tochter des Wirtes tanzt ihnen vor. Sie kann tanzen. Alle Spanierinnen können, glaub' ich, tanzen. In einem Land, in dem die Gärten »Huertas« heißen, sind alle Frauen geborene Tänzerinnen.
Die Wirtstochter ist arm, sie trägt einen zerschlissenen Rock. Man sieht ihre Haut leuchten. Weil das Leben ein Film ist und der liebe Gott Regisseur, kommt der mächtig reiche deutsche Zigarrenfabrikant in jenes Fischerdorf und just in jene Kneipe. Und just ist Musik. Mit Kastagnetten, Tarantella. Und just tanzt die Wirtstochter.
In Deutschland heißen die »Huertas« nur »Gärten«, und die Frauen, die in den Bars tanzen, sind nackt oder kostbar angezogen und tragen kein zerschlissenes Kostüm. Auch riecht es nach »Moschus«, »Diva«, »Venusträne«, Puder, nicht nach Teer und Pech. Diese Filmregie ist zu verführerisch in Spanien. Dem kinologischen Weltgesetz zufolge verliebt sich der mächtig reiche Fabrikant in die tanzende Spanierin und nimmt sie nach Deutschland mit und »zeigt ihr die Welt«, und sie heißt »die spanische Tänzerin«.
Und er heiratet sie, heißt es.
Nun darf sie kostspielige Launen haben. Sie läßt sich einen spanischen Tänzer nach Berlin kommen. Er wird ihr Partner. »Das spanische Tänzerpaar.« Kastagnetten, Tarantella.
Dieser spanische Tänzer bringt einen Solanohauch mit und ein bißchen Parfüm aus den heimatlichen Huertas. Er spielt mit Leidenschaft.

Seine Tanzpartnerin spielt mit. So nebenbei ereignet sich ein wenig Weltgeschichte. In Berlin ist Revolution. Alle Menschen spielen, auch wenn sie nicht Spanier sind. Die Spanier erst recht.
Die spanische Tänzerin – sie heißt Malvine Biviand – wird berühmt. Nicht auf der Bühne, sondern im Klub. In vielen Klubs. In den vornehmen. Sie gewinnt und verliert Tausende. Hunderttausende Spanier gewinnen und verlieren immer viel.
Neue Männer treten auf: ein rumänischer Doktor, ein ukrainischer Diplomat. In einem Spielsalon, dessen Besitzer ein Falschspieler ist, verliert die Biviand mit einem Mal sechshunderttausend Mark. Sie versetzt ihren Schmuck.
Sie ist egoistisch, weiblich-hysterisch, mondän, gebieterisch, wild, vielleicht brutal unter Umständen. Jedenfalls elemantar. Obwohl sie die europäische Salonphraseologie aller Kultursprachen beherrscht. Das kinologische Weltgesetz schreibt ihr »Seele mit Kastagnetten« vor. Sie darf den Operettenglauben einer zivilisierten Berliner Menschheit nicht enttäuschen. Sie muß »Affären« haben, Bogenlampenglorie, Kulissenhintergrund. Die Welt ist wirklich aus Pappendeckel: Ein Spielerskandal folgt dem anderen. Die Kriminalpolizei tut dem Filmregisseur den Gefallen und greift ein. Nach einer durchspielten Nacht. In einem berühmt-berüchtigten Spielsalon in der Wilhelmstraße.
Eine Biviand darf sich nicht banal verhaften lassen. Es muß Steigerung, Höhepunkt, Niedergang, Überraschung sein. Eine Berliner Spielklubbesitzerin aus Pankow kann ohne weiteres vor die Richter kommen. Die spanische Tänzerin muß »verschwinden«.
Sie verschwindet. Taucht im Sommer plötzlich in Marienbad auf. Wo es »international« ist. Sie spielt. Sie spielt gegen das Gesetz. Gegen die Gesellschaftsordnung. Sie wird verhaftet. Endlich.
Malvine Biviand darf nicht in der Untersuchungshaft vor Aufregung krank werden und zum Beispiel sterben. Vielleicht möchte sie sterben. Oder wieder ein kleines Fischermädchen sein und in der Kneipe tanzen, wo es nach Teer und Pech riecht. Aber sie darf die Welt nicht enttäuschen. Sie wird frei. Sie »verschwindet«.
Vorgestern spielte sie im Kasino in Meran. Sie verliert hundertsechzigtausend Lire. In der Meraner Kurhausbar sprudelt Sekt aus geheimen Springbrunnen in dünngeschliffene Gläser.
Vor Malvine Biviand steht ein halbgeleertes Sektglas. Sie hat – offenbar in einer goldenen Kapsel – Zyankali, Friedenszyankali. Sicher. Sofort

wirkend. Sie schüttet Zyankali in das halbgefüllte Sektglas. Keiner hat's gesehen.
Sie trinkt und stirbt. Unter Kastagnettengeklapper tanzt ihre Seele ins Jenseits.

Prager Tagblatt, 15. 12. 1920

DIE WELT IM STIFT

Der einundzwanzigjährige Maler, Zeichner, Radierer *L. Boris* hat seine »Schatten«, ein paar Radierungen im Verlag Friedrich *Dehne*, Leipzig herausgegeben. Die »Schatten« bestehen aus drei Abbildungen: »Erste Liebe«, »Geld«, »Bühne«.
Aus diesen drei Dingen besteht das Leben. Die Welt birgt und offenbart sich in einer hingeworfenen Kleidfalte. Daß sie mit Kunst und Können hingeworfen ist, bewiese nur das Talent des Einundzwanzigjährigen. Aber daß in jedem Strich die Wahrheit einer Weltanschauung liegt, beweist den großen, starken Künstler, der einundzwanzig Jahre oder zweitausend alt ist. *»Geld«:* Nacht. Straße. Bogenlampe. Dirne, Bettler, Strolche, Geld zählend. Ein Bettler und ein Hund. Der Hund frißt Brot. Der Bettler trägt einen zylinderförmigen Hut und hat Krallen statt der Finger. Sonst nichts. Eine *Welt* in einem Strich! –
Erste Liebe: Ob es Knabe und Mädchen vor einer Badewanne sind und die Wasserleitung im Hintergrund eine menschlich-tierische Sinnlichkeitsfratze annimmt oder die junge Frau, die der Erfüllung schlank, rank, wehmütig entgegenwächst, immer ist es eine organische Verbindung von französischer Form und altklassischer Lebensauffassung mit einem deutsch-tragischen Einschlag, der merkwürdigerweise diesem jungen Ungarn eigen ist. Irgendwo blitzt immer Originalität auf, in der formalen Behandlung oder in der Auswahl des rein Stofflichen, wie zum Beispiel in der Abteilung »Theater«. Hier liegt die Originalität besonders in der Unterstreichung jener stofflichen Momente, die dem durchschnittlichen Künstler gewiß verlorengehen: Anwärter und Anwärterin, die im Vorzimmer auf das Engagement warten; die Toilettenfrau, die im Korridor interesselos, gelangweilt, nicht mehr gelangweilt, weil sie für Langeweile bezahlt ist, dumpf, stumpf ihrer Pflicht

obliegt, indem sie sitzt. Hat man den Mut, über solche Bilder den Titel »Theater« zu setzen, so ist man neu, nicht originell allein.
Denn *das* ist maßgebend: Der Stoff nicht als »Inhalt«, sondern als Ausdrucksmitttel für Gesinnung, Wille, Gärung, Kraft. – Boris: Einundzwanzigjähriger! Tausendjähriger!

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 22. 12. 1920

MONTMARTRE IN BERLIN

Bänkel und Bühne: Größenwahn

Die »Diele« im alten Café des Westens, die mit ihrem Lieschen-komm-ein-bißchen-Stil wie ein Paradox aus Monokelglanz und Salonpomade über den Häuptern schuldender Literaten schwebte, ist nicht mehr vorhanden. In der Diele des »alten Cafés« hat Rosa *Valetti* gestern vor Presse und geladenem Publikum ihr – wie sag' ich nur? – Kabarett? Cabaret? – ihr »Bänkel« und ihre »Bühne« eröffnet.
Der Name »Größenwahn« könnte irreführen. Der »Größenwahn« aber hat mit dem im Parterre wenig zu tun. Unten ist Wahn vielleicht. Man muß wohl nur von Größe sprechen, sooft oben Rosa *Valetti* auftritt.
Sie singt das alte französische, von Paul *Wiegler* übertragene Lied »Die Dirnen« von Aristide *Bruant,* »Warum sind wir arm« von dem Freiheitsdichter Karl *Beck* (um 1840), »Die kranke Liese« von Georg *Herwegh* (1848). Sie spielt das schwangere Dienstmädchen in dem dramatischen »Scherz«: »Adele ist schwanger.«
Ich glaube nicht, daß jemand jene Lieder mit so viel zitterndem Schmerz und Jubel auf offenen Händen einem Publikum darreichen kann, das, anders als in der Kirche und dennoch so, ohne es selbst zu wissen, zur Gemeinde wird. Ich glaube, daß nur Rosa Valetti so singen kann: mit behutsamer Scheu um das Werk tastend und zugleich von ihm ganz erfüllt. Schöpfer sein und Anbetender. Gott und Demütiger. Und so schlicht! Pathos und Wirkung so zart einhüllend in die blauen Nebel einer herzlichen Lyrik. Rosa Valetti singt ein Dirnenlied, und es wirkt wie ein altes, frommes Gedicht von Angelus Silesius etwa.
Ich glaube nicht, daß jemand eine solch schwangere Adele leben kann.

So stumpf und lauernd. So keifend und feig. So hündisch-heulend und so auftrumpfend-pöbelhaft. So lächerlich und so unsagbar traurig. So mit einem heitern, einem nassen Aug'. –
Neben Rosa *Valetti* bleiben ihr berühmter Bruder Hermann *Vallentin* mit dem »Berliner Morgenchoral« von Hans *Janowitz* und den Klabundschen »Schieber« und »Margot« und die kleine große Schauspielerin Blandine *Ebinger* (Klabundsche Texte und Hollaendersche Musik) von nachhaltender Wucht und Wirkung. Käthe *Kühl* sang Frank *Wedekinds* »Gebet einer Jungfrau« und »Das Lied vom gehorsamen Mägdelein« (Musik von *Reinitz)* ein wenig zu distanziert. Sita *Staub* gab die Dirne in einer Montmartre-Szene etwas literarisch. So: Dirne vom Hörensagen. Schablonendirne. Maja *Sering*, Erich *Walter* taten brav ihre Pflicht.
»Größenwahn« ist nur Name, offenbar der klanglichen Volkstümlichkeit wegen gewählt. »Größenwahn« ist kein Kabarett, kein Theater, kein Überbrettl, es ist ein Eigenes der Valetti. Gelingt es ihr, ihre Schöpfung »durchzuhalten«, so hat sie ein neues Genre geschaffen. Die »Valetti-Bänkelbühne«.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 23. 12. 1920

»REIGEN«

Kleines Schauspielhaus

Vor dem Aufgehn des Vorhangs berichtete Frau Gertrud *Eysoldt*, daß die Staatsanwaltschaft *zwei Stunden vor der Premiere* den »Reigen« verboten habe und daß *dennoch* gespielt werde. Pfui, Herr Staatsanwalt! Wir stehen bereits nach Wedekind und knapp vor Silvester 1920 – Hoch, Frau Eysoldt! Sie haben Mut und Entschlossenheit bewiesen für die Kunst.
Nachdem dieses gesagt ist, darf auch folgendes erzählt werden: daß der »Reigen« von Arthur Schnitzler selbst nicht für die Bühne und nicht für das Lesepublikum bestimmt war, sondern für einen intimen Freundeskreis. Daß das Manuskript lange Zeit in der Lade des Autors lag, weil er Bedenken hatte. Und daß er schließlich *gezwungen* war, es doch zu veröffentlichen. Es ist Pflicht des Referenten, Schnitzler einen

seits vor dem Staatsanwalt, andererseits vor dem »Reigen« in Schutz zu nehmen.
In jeder der zehn Szenen wird feuilletonistisch-witzig nachgewiesen, daß die Brunst des Männchens nach der Vereinigung erloschen ist. (Von den Tieren weiß man das schon längst.) Robert *Forster-Larrinago* mußte deshalb eine »verbindende Musik« schreiben, die in jeder Szene dort einsetzt, wo der Vorhang über einer zensurwidrigen Intimität sittig sich senkt. Um begünstigend anzudeuten, daß hinter dem Vorhang die Peripetie sich vollzieht, spielt ein verborgenes Orchester sozusagen eine Erotica. Die Musik wirkt gut und ist notwendig. Das spricht gegen den »Reigen«.
Else *Bäck* gab die »Dirne«. Wahr und jede Nuance mathematisch feststellend. Eine gut durchkomponierte Dirne mit stillen, etwas zu stillen Theatereffekten. Kurt *Götz* als »junger Herr«, Viktor *Schwanneke* als Ehemann, Poldi *Müller* als »süßes Mädel« waren »guter Durchschnitt«. *Forster-Larrinaga* karikiert zu sehr den »Grafen«, Blanche *Dergau* gibt eine fast hysterische »Schauspielerin«, und es soll nur eine »Schauspielerin« schlechthin sein. Karl *Etlinger* aber *war* »der Dichter«. Himmelblau-verschmockt, instinktiv-gescheit, Frauenverführer ohne persönliches Verdienst. Tänzelnd über Ernst und Lächerlichkeit, Herrchen jeder Situation, unmündig und mutterwitzig. Eine Art tapferes Dichterlein. – Hubert *Reuschs* Regie ist geschmackvoll.

Neue Berliner-Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 24. 12. 1920

WEIHNACHTEN BEI DEN ALTEN

Um mich herum saßen: Herr Wiedermut, Herr Balke und Frau Kürschstein, die Hausmutter, und sie waren zusammen rund zweihundertdreißig Jahre alt. Wir sprachen von Weihnachten.
»Das war einmal ganz anders«, sagte Herr Wiedermut. »Heute ist das nicht mehr so. Ich weiß noch, wie es – ach Jott, war das ein Rummel vor Weihnachten.« »Da war der Weihnachtsmarkt noch am Schloßplatz«, warf Herr Balke von Zimmer 20 ein. »Da kamen selbst die Prinzen und die hohen Herrschaften herunter vom Schloß und beteiligten sich an den Volksbelustigungen. Und die Studenten zogen in

Couleur daher und trieben Ulk, und die Arbeiter und die Gewerkschaftsinnungen, au je!« »Na, und erst die Schlowaken«, sagte die Hausmutter Frau Kürschstein. »Was die nicht alles zu verkaufen hatten.« »Und manche darunter waren gar keine Schlowaken«, sagte Herr Wiedermut, der die Wahrheit liebt. »Es waren verkleidete Berliner.« »Freilich, freilich«, sagte Herr Balke.

»Ich saß am Vormittag in einem Zimmer der Weydringer-Stiftung und sprach mit den alten Leuten über Weihnachten von einst. Das war eine Zeit, in der es noch keine Marburger Studenten gab, sondern solche, die mit Arbeitern gemeinsam Ulk trieben. Und die Prinzen saßen nicht auf fernen Schlössern, sondern mischten sich unter das Volk. Und der Schloßplatz und der Lustgarten und überhaupt die ganze Stadt, das war ein einziges Weihnachtsfest. Sozusagen eine Weihnachtswarenstadt.

Am Bürgersteig, es muß furchtbar kalt gewesen sein, saßen die kleinen Kinder und riefen: Een Sechser die Knarre! 'n Dreier det Schaf! Een Sechser die laufende Maus! Und sie mußten alles verkaufen, die armen Kinder, denn wenn sie ohne Erlös nach Hause kamen, gab's Keile. Und da saß einmal ein Mädelchen, das hatte drei Bücher zu verkaufen, und die drei Bücher kosteten dreißig Pfennig. Weil aber damals um die Weihnachtszeit jeder Mensch seinen Bildungshunger mit Pfefferkuchen sättigen konnte, kaufte dem armen Mädchen niemand etwas ab. Als es aber finster wurde, raffte sie sich zu einem verzweifelten Entschluß auf: Sie rief einen reichen Herrn an und erzählte ihm ihr Leid. Der reiche Herr war so unerhört reich, daß er dem kleinen Mädchen die Bücher abkaufte und *fünfzig Pfennig* gab. Dreißig für die Bücher und zwanzig so. Weil es aber ein Herr aus einer vergangenen Zeit ist, sagte er zu dem Mädchen: Aber nicht vernaschen! I wo! sagte das Mädchen und ging nach Hause.

Diese Geschichte hat auf Frau Kürschstein einen so unerhörten Eindruck gemacht, daß sie sie mir heute wieder erzählt. »Oh, welch ein Herr! Fünfzig Pfennig gab er statt dreißig.«

»Merkwürdig ist diese neue Mode der Tannenbäume, der vielen Tannenbäume«, sagt Herr Balke. »In früherer Zeit hat es nämlich gar nicht so viele Tannenbäume gegeben. Man gebrauchte Pyramiden und Kronen, die waren aus Holz geschnitzt und bunt verziert. Heute sind allerdings Tannen modern geworden. Vielleicht, weil die Menschen keine Geduld mehr haben, Kronen zu schnitzen, oder weil die Welt so

liederlich unpraktisch ist und einen haltbaren Kronenbaum verschmäht, der zwanzig und dreißig Jahre als Weihnachtsbaum dienen könnte.«

Damals war Herr Wiedermut noch Weber. Er gehört immer noch der Innung an, aber er webt nicht mehr. Er wird zu Weihnachten erst zu seinen Kindern gehen und dann nach Weihnachten zu seinen Enkeln. Unter Umständen ist es sehr gut, wenn man alt wird, weil sozusagen der Bekanntenkreis sich mit jedem Jahr vermehrt.

Während ich mich mit den Alten unterhielt, saßen die kleinen Buben, die Enkel des Hausverwalters, respektvoll hinter den Greisen und hatten ganz große, runde Augen. Sie dachten fortwährend an die Knarren um einen Sechser. Und an den Schloßplatz und an Schlowaken, die ohne Einreisebewilligung und Paß nach Deutschland kommen durften und übrigens gar keine Schlowaken waren, sondern Berliner.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 24. 12. 1920

LESEBUCH GEGEN WELTGESCHICHTE

Die alte Verlogenheit idyllischer Begriffe von dem patriarchalischen Verhältnis zwischen Fürst und Untertan, Vorgesetzten und Untergebenen, von Schulter an Schulter und Königstreue, und das gesamte Fibelrüstzeug der Orgescheriche und die ganzen Potemkinschen Ludendörfer sind immer noch erhalten: in den Schullese- und Lehrbüchern der republikanischen Mittelschulen Preußens.

Da diese Auseinandersetzung zu Mißverständnissen führen könnte, sei von vornherein festgestellt, daß hier keinerlei Kränkungsabsicht vorliegt. Hier soll nicht mit irgendeiner Tendenz für oder gegen gesprochen, sondern der Versuch gemacht werden, durch eine Aufzählung von Lesestücken und die Gegenüberstellung von Wirklichkeit und vergangenen Traumgebilden einer braven, aber unerfahrenen Zeit den Kultusminister auf den großen Widerspruch aufmerksam zu machen, der zwischen dem, was die deutsche Jugend liest, und dem, was sie erlebt, besteht. Nur weil die Wahrheit sittlicher ist als jedes wie immer auch geartete Ideal, sind unzeitgemäße Ideale schädlich.

Aus den Lehr- und Lesebüchern der preußischen Mittelschulen steigt

immer noch alter Weihrauch zwecklos auf. Es sind immer noch die alten Lesebücher. Man hat an allen möglichen und unmöglichen Änderungen im Reich nach dem Umsturz gedacht. Aber das Papier der Schulbücher erwies sich stärker als die Weltgeschichte.
Vor mir liegt ein »Deutsches Lesebuch« für die Sexta von J. Hopf und R. Paulsiek, Abteilung: »Beschreibende Prosa.« Da ist ein Kapitel über das *Samenkorn*. Die Erläuterung des Samenkorns beginnt wörtlich: »Wenn du in den Ostertagen dein *buntes Ei verzehrst*, so merkst du gewiß, daß ein Ei aus drei Teilen besteht.« »Aber auch jede deiner bunten *Bohnen*, welche dir die Mutter vor Ostern in den Winterabenden *zum Spielen* gab –« Abgesehen von dem mangelhaften und veralteten Deutsch muß diese Abhandlung jedes Kind der Sexta sofort stutzig machen. Wie viele Schüler der Sexta haben bunte Eier zu Ostern? Welche Mutter gibt »in den Winterabenden« Bohnen »zum Spielen« her?

In dem Absatz vom »Sperling« heißt es: »Friedrich der Große erließ den Befehl, diese Tiere überall *wegzufangen* (!), totzuschießen oder *auf jegliche Weise* (!) zu vertilgen. Auf den Kopf eines jeden Sperlings setzte er den Preis von sechs Pfennigen. Da *derselbe* (!) annehmbar war...« Welche Vorstellung hat ein Sextaner von sechs Pfennigen? Wie lange muß ihm der Lehrer erläutern, daß sechs Pfennige eine Summe und kein Phantom sind? Nichts davon, daß sechs Pfennige *damals noch* einen Wert hatten. Und – »derselbe«? Jeder Deutschlehrer streicht diesen Fehler zweimal mit roter Tinte an. Und diese umständliche Art, die Nützlichkeit der Spatzen zu erklären! Da muß Friedrich der Große herhalten und sein gerade nicht sehr herzlicher Erlaß, alle Spatzen totzuschießen. Entspricht diese Form wirklich der Auffassungsfähigkeit und dem Interesse der modernen Jugend?
Immer noch sind *Kopisch* und *Sturm* die offiziellen Jugenddichter. Aus den dünnen Gefühlsaufgüssen jener Gartenlaubennachkommen soll die deutsche Jugend Trost und Mut in der schweren Zeit finden! Georg Ludwig *Hesekiel* dichtet immer noch:

> Zu Charlottenburg im Garten
> In den *düstern Fichtenhain* (!)
> Tritt, gesenkt das Haupt, das greise,
> Unser teurer König ein.

Welcher Sextaner interessiert sich noch ernstlich für den düstern Fichtenhain, der obendrein noch im Garten steht?

Schlimmer ist es mit dem Geschichtsunterricht. In den »Geschichtlichen Charakterzügen und Lebensbildern« las ich von der Feuertaufe des Prinzen Wilhelm: König Friedrich Wilhelm läßt seine beiden Söhne rufen. »Wir haben heute einen Angriff beschlossen. Kann also heiß hergehen. Darum sollt ihr euch das ansehen! Reitet voraus, ich komme nach! Doch *setzt euch nicht mutwillig der Gefahr aus*!«
Ob Wilhelm *Petsch*, der Verfasser dieses Berichtes, ist dabeigestanden? Hat wohl diesen Aufzeichenstil mitstenographiert. Ach, welch ein Pressequartier!
Eines Tages tritt König Wilhelm an das Krankenbett eines dem Tode geweihten Soldaten. Auf dem Bett liegt des Soldaten Tagebuch. König Wilhelm schreibt in das Tagebuch: »Mein Sohn! Gedenke Deines treuen Königs! Wilhelm!«
Richtig! Der Soldat stirbt. Aber vor dem Tode geschieht folgendes:
»Seine Augen verloren ihr *gläsernes Aussehen* (!) und mit der letzten Kraft richtete er sich auf und sagte: ›Ja! Majestät! Ich werde Ihrer ewig gedenken! Auch dort oben!‹
Dann sank er zurück und atmete nicht mehr!«
Man versuche ernstlich, einem Quintaner, dessen Vater im Felde gefallen ist oder Kameraden sterben gesehen hat, diese süßliche Geschichte einzureden. Seine Schwester, die Krankenpflegerin im Hospital gewesen, weiß ganz andere Aussprüche sterbender Soldaten zu zitieren.
Wozu dieser ganze verlogene Kitsch, da wir alle die Wahrheit gesehen haben? Man tut selbst den alten Königen unrecht, die in ihrer Zeit gewiß auch Gutes und Großes geschaffen, wenn man ihnen dererlei Albernheiten andichtet.
Herr Haenisch könnte sich wirklich einmal die Schulbücher ansehn!

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 28. 12. 1920

AUSBLICKE IN DAS JAHR 1921

Aus Unterredungen mit »führenden« und »hohen« Persönlichkeiten

Die europäische Presse pflegt seit langem die Sitte, zu Beginn eines jeden neuen Jahres hervorragende Persönlichkeiten um ihre Meinung über das kommende Jahr zu befragen. Stehen doch die besagten hervorragenden Persönlichkeiten insgesamt an allen jenen Stellen im Staate, von denen aus ein freierer Blick über die nächsten und weiteren Weltereignisse möglich ist. Wollte sich einer die Mühe nehmen, in alten Zeitungsjahrgängen nachzulesen, ob die Voraussagen der führenden Männer wirtschaftlich eingetroffen sind, so würde es sich erweisen, daß die Weltereignisse Launen haben und oft aus purem Eigensinn ihren Lauf anders gestalten, obwohl sie so eigentlich schon aus Ehrfurcht vor den Interviewten wie vor den Interviewern genau so geschehen müßten, wie in den Neujahrsnummern vorausgesagt war. Aber Ereignisse können sich eben irren. Im großen ist doch anzunehmen, daß die Persönlichkeiten recht behalten. Von dieser Erwägung ausgehend, haben auch wir es unternommen, einige führende und hohe Persönlichkeiten von einem unserer Mitarbeiter über die Aussichten im neuen Jahr zu befragen und hier die Antworten der befragten Männer wiederzugeben:

Der Droschkenkutscher

Der Droschkenkutscher, den ich um Mitternacht in der Nähe des zoologischen Gartens interviewte, äußerte sich sehr pessimistisch.
»Wat de Zeitungen schreiben«, sagte er, »ist Quatsch, Sch...e. Von Politik vasteh ick nischt. Aber eh daß ick de Zeitungen lese, freß ick lieber Hafer an der Plempe, wie der Jaul.
In det neie Jahr komme ick lieber jar nischt mehr rin. So janz rin. In Silvester wird's noch wat jeben. Det is imma so. In Silvester ist jut und Jeld und den Taxameter sehn se jar nischt, weil sie besoffen sind un ick auch. Aber dann schlaf ick mir aus, und dann ist wieder, wie im alten Jahre. Janz jenau so. Quatsch! mit det neie Jahr. Ick brauche keens. Wolln Se fahren?«
»Nein! Ich danke Ihnen sehr – –«

»Quatsch!« sagte der Droschkenkutscher und schmatzte mit den Lippen, bewegte die Zügel und fuhr langsam davon.

Der Straßenbahnfahrer

Dem Straßenbahnfahrer ist zwar das Reden während der Fahrt verboten. Ich sprach also zögernd und mit erwartungsvollem Herzklopfen vor jeder Antwort. Während wir auf glatten, wie geschliffenen Schienen, die sich nackt und kühl über die Straße bahnten, vorwärtsglitten, sagte er:
»Ich werde Dienst haben in der Silvesternacht!«
»Dann fahren Sie ja geradewegs ins neue Jahr hinein!«
»Ja. Aber ohne Zusammenstoß. Einmal schon hatt' ich einen Zusammenstoß, das war 1899, und niemals mehr. Das war nicht meine Schuld.«
»Wie's im neuen Jahr wird? Herr, das weiß niemand nicht. Da müssen Sie schon einen von de Herren fragen, die wat's Regieren vastehn.«
»Sie sind aber eine führende Persönlichkeit?«
»Ach so!« lachte er. »Freilich! Eine führende Persönlichkeit! Ich weiß nur, daß es besser werden muß. Es muß doch einmal besser werden?!«
»Ich weiß es eben nicht!« sagte ich dunkel.
Er sprach gar nichts mehr.

Der Mann mit dem Staatsruder

Am Schiffbauerdamm sah ich gestern um die Mittagstunde einen, der gerade mit seinem Boot angelegt hatte. Es war warm, die Sonne schien geradezu aprilhaft.
Ich ging zu dem Mann und bat ihn um Feuer. Während er mir arglos ein Streichholz zwischen hohlen Händen vorhielt, sagte ich tückisch:
»Sie rudern wohl so, den ganzen Tag?«
»I wo! Ick rudere nur zum Verjniejen! Weil die Sonne so warm is. Det is jar nischt mein Kahn! Den hab ick losjelöst!«
»Ach so! Sie führten also das Staatsruder? Sozusagen?!«
»Gewiß! det Staatsruder!« Er lachte und schüttelte seinen Oberkörper kunstvoll, ohne die Beine zu rühren.

»Wie wird's im neuen Jahre werden?«
»Jut wird's werden! Hoffentlich! De Brotkarten werden abjeschafft. Det ist jut. Haben Sie Brotkarten, Herr?!«
»Wo sind denn Ihre Brotkarten?«
»Ick habe jar keene, weil ick keene Wohnung – Sie vastehn, Herr?! Also die Brotkarten« – begann er hochdeutsch und nahm dabei eine stramme Körperstellung, so eine gesellschaftliche Körperstellung ein, »müssen unbedingt abgeschafft werden! Dann wird's jut. Schenken Sie mir wat, Herr!«
Ich überreichte dem Mann, der ein Staatsruder geführt hatte, eine Mark mit Hochachtung.
»Ich danke schön!« sagte ich.
»Ick auch!« erwiderte er höflich.

Der Türmer auf der Siegessäule

Der alte Herr auf der Siegessäule ist sicherlich eine hohe Persönlichkeit, dachte ich. Er sieht vielleicht am fernen Horizont Ereignisse auftauchen, von denen wir Parterremenschen erst überrascht werden, wenn sie bereits am Potsdamer Platz sind. Ich stieg also erst die breiten, dann die schmalen Stufen hinauf. Es waren viele Fremde oben, die für die Weihnachtstage und den Neujahrstag nach Berlin gekommen waren, um Ansichtskarteneindrücke zu hamstern.
Der alte Türmer, ein wackerer Invalide, gewesener Unteroffizier, sagte:
»Heute ist klares Wetter, da sieht man ja alles, fast wie im Sommer. Im Winter, wenn's neblig ist, ist's ja nicht sehr gut.«
»Sehn Sie heute in die Zukunft?«
Er lächelte nachsichtig und gab mir sein Fernglas.
»Hoffentlich wird's besser im neuen Jahr!« sagte ich so harmlos und überleitend als möglich.
»Ja, ja!« sagte der Türmer. »Es muß *billiger* werden! Das ist die Hauptsache. Ich sage immer: Sie streiken so viel wegen der höheren Löhne. Warum streiken sie nicht for die Billigkeit? Daß man wieder was kaufen kann?
Sehn Sie, solange dieser Mantel noch hält, ist ja gut! Aber dann, wenn ich erst Kleider kaufen soll, das ist ja gar nicht möglich!

Deshalb also sage ich: Es muß billiger werden! Ich habe ein kleines Mädchen angenommen, sie ist eindreiviertel Jahre, ein schönes, intelligentes Kind, wenn ich nach Hause komme – ich habe immer vierundzwanzig Stunden Dienst –, sagt sie: Der Papa kommt! Aber es kostet alles so viel, die Milch und alles, daß ich nicht weiß, wie ich sie halten soll.

Deshalb sage ich: Sie sollen lieber streiken, daß es billiger wird!«

»Na denn, auf Wiedersehen!« entließ mich der Türmer freundlich.

Der Riese aus dem Friesenland

Auf der mehrtägigen Suche nach Größen kam mir auch zufällig ein *Riese* in den Weg. Es ist der aus dem Friesenland stammende F.S., der erst seit kurzer Zeit in Berlin weilt. Der Mann ist mit seiner Schwester, einer Riesin, hier. Er war Handwerker in seinem friesischen Dorf, ist von einer unerhörten Größe, etwa 2,50 oder mehr, und kam auf den guten Einfall, aus seiner Körperlänge ein Geschäft zu machen. Er will jetzt mit seiner Schwester als »Riesenpaar« auftreten.

»Ich bin nur größer als Sie«, meinte der Riese, »aber Sie wissen sicher besser Bescheid in politischen Angelegenheiten. Ich errege überall Aufsehen, wo ich hinkomme, hoffentlich gewöhnen es sich die Leute im neuen Jahr ab, mir auf der Straße nachzusehen.

Ich lese ja auch Zeitungen, auch Ihre Zeitung, aber alles ist so überraschend, daß man nichts voraussagen darf. Das werden sich die Herren oben auch hüten!

Ich hoffe, daß ich im neuen Jahr ein gutes Engagement finde. Glauben Sie nicht, daß die Leute zu mir kommen werden? Das ist doch interessant!« sagte er.

Ich wünschte dem Riesen guten Erfolg, sah noch, wie sein Haupt in den Wolken verschwand und eilte in die Redaktion.

Neue Berliner-Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 31. 12. 1920



1921



JENSEITS...

Zwei Stunden hinter dem Fahrkartenschalter der Hochbahn

Angenommen, es käme einmal ein Wilder unvorbereitet an einen mitteleuropäischen Kassenschalter. Er befände sich vor dem größten aller Zivilisationswunder. Menschen stehen vor einer undurchsichtigen Glasscheibe und blasen Wortgebilde durch ein kreisrundes Loch. Jenseits der Glasscheibe schwebt eine Frauenstimme in Alt- und Diskantsphären und gibt Frage und Antwort. Durch einen quadratischen Ausschnitt reicht eine rätselhaft selbständige Hand rote, blaue, gelbe Billetts und streicht Geld ein. Was geht hinter der Glasscheibe vor?

Immer gehörte der Kassenschalter zu jenen Mysterien der Alltäglichkeit, vor denen selbst der Großstadteuropäer, hastend von Maschine zu Maschine und von Wundern verwöhnt, in einem Augenblick des Rückfalls in Urzustand und Kindheit haltmachte und sich unbewußt die Erlaubnis gab zu staunen. Das Undurchdringliche weckte Forschertrieb und vulgäre Neugier. Die Schalterbeamtin besteht im Sommer aus einem Stückchen Batistbluse, im Winter aus einem Sweatertorso und zwei Händen. Ob ein Schalterbeamter überhaupt so gebaut ist wie jeder andere Mensch, ist sehr fraglich. Hat er einen geraden, einen krummen Rücken? Hat er Beine?

Gestern ging ich mit pochendem Herzen hinter einen Schalter. Ich kam in einen Schalterraum. Der Schalter ist gar nichts Merkwürdiges. Er ist nur das offizielle Gesicht des Kassenraumes. Das gläserne, mattangestrichene, undurchdringliche Gesicht.

Im Kassenraum lächelt ein kleiner eiserner Ofen mit offenem Mund und zeigt behaglich glimmende Kohlen. An drei Schaltern sitzen drei Damen. Sie sind jung und gut gebaut, nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, aufrecht und mit allen Merkmalen einer fehlerlosen menschlichen Körperlichkeit versehen. Die eiserne Tür ist abgesperrt, seit jenem Überfall vor zwei Jahren, dem die Schalterbeamtin am Zoo zum Opfer gefallen ist. Die Damen haben seitwärts an kleinen Tischen Banknoten nach der Größe aufgeschichtet. In ihrer Schürze häuft sich ein flatterndes Geld. Sie sprechen plötzlich sehr laut, scheint mir. Ich habe vergessen, daß ich nicht mehr draußen stehe, nicht mehr Publikum bin. Draußen höre ich sie gerade so,

wie ich's brauche. Daß sie drinnen lauter als gewöhnlich sprechen müssen, damit ich sie, wenn ich Publikum bin, verstehe, wird mir jetzt erst offenbar.

Plötzlich bin ich selbst Schalterbeamter. Ich sehe von jenem Etwas, das draußen mit belegter Stimme »eine Dritte Alexander« fordert, nur ein schwarzbekleidetes Bauchviereck und ein Fingerbündel, das einen runzligen Einmarkschein auf das Fensterbrett wirft. Ich versuche, das Aussehen des Mannes zu erraten. Er trägt gewiß einen grünen Plüschhut und hat einen karierten Kragen an. Alle Männer mit solch viereckigen Fingerenden haben grüne Plüschhüte und karierte Hemdkragen.

Dann schwebt ein schwarzer Muff heran, ein Ungetüm mit Atlasriesenrüschen. Aus dem Muff schlüpft eine Hand in gelbem Leder, noch eine gelbe Lederhand. Eine Hand zerrt ungeduldig an der zweiten. Was haben diese vornehmen Hände gegeneinander? Die Linke hat der Rechten den Handschuh ausgezogen. Die Rechte, seh' ich, ist manikürt. Die Fingernägel glänzen wie Paradeknöpfchen. Diese Hand verlangt sicher »eine Zweite Wilhelm«. Das ist eine Hand aus dem Westen. Sie duftet so westlich.

Das ist ein Portemonnaie aus grünem Krokodilleder. Zwei behandschuhte Fingerspitzen tupfen vorsichtig hinein und fassen mit Zangengriff einen blauen Zwanzigmarkschein. Ich sehe Lederhandschuhe, Wollhandschuhe, das Fragment einer gestreiften Hose, über der der Mantel auseinandergeht, und eine Hand, die in die rückwärtige Hosentasche greift. Diese Hand, dieser Mantel, dieses Hosenfragment sind mir höchst zuwider. Ich kann mir ganz gut denken, daß diese Hand eine Viertelstunde früher in jene geheimnisvolle Tasche hätte greifen können. Ich weiß: Hinten warten noch so viele Bauchvierecke, Hände, Portemonnaies, Hosenstücke!

Ich sitze ganz ruhig da. Die Mädchen an den Schaltern kümmern sich nicht um mich. Es ist merkwürdig, wie sie ganz bei der Arbeit sein können.

Sie bekommen eine verhältnismäßig gute Entlohnung. Schon das Anfangsgehalt beträgt ungefähr 800 Mark. Dafür müssen sie achtundvierzig Stunden in der Woche Dienst machen. Dienst machen, das heißt: mechanisch Geld zählen, kleine rote und gelbe Kartons ausgeben.

Ich habe Zeit, hier in diesem Schalterraum, und benutze sie, um nachzudenken, ob es leicht ist, Schalterbeamter zu sein.

Es ist nicht leicht. Ich könnte zum Beispiel niemals Schalterbeamter sein.
Ich müßte fortwährend darüber nachdenken, wie die Menschen aussehen, die zu den Händen und Ärmeln gehören.
Ich würde wahnsinnig werden vor lauter Kombinieren. Ich würde vielleicht plötzlich aufspringen, meinen Geldhaufen zu Boden schmeißen und hinter der Dame im Chinchillapelz herfahren. Was hat sie am Alexanderplatz zu suchen?
Ich habe das Geheimnis gefunden, wie man Schalterbeamter sein kann: Man muß gegen alles in der Welt achtundvierzig Stunden lang gleichgültig sein. Nur nicht gegen das Problem: fünfundachtzig Pfennig oder eine Mark; rote und gelbe Karte.

Eine Frau schiebt ein Bündel herein. Das Bündel zerfällt in einen Fünfzigpfennigschein, zwei doppeltgefaltete Briefmarken, ein polnisches Fünfpfennigstück und eine blaue 15-Pfennigkarte.
»[...]« sagt das Fräulein am Schalter. »Briefmarken nehmen wir nicht, und das ist ein ›Pole‹.«
»Sie nehmen keine Briefmarke?« Es ist eine eingerostete Stimme. Gott weiß, woher sie kommt.
»Aber Sie hängen einem alles an!«
»Wir hängen nichts an!«
»Sie nicht, aber Ihre Kollegen!«
»Meine Kollegen hängen auch nichts an!«
»So, von wem hab' ich denn diesen Mist?«
»Von uns nicht.«
»Na, denn nicht! Denn fahr' ich auch nicht!«
Die Frau schaufelt ihren »Mist« wieder ins Täschchen. Die Untergrundbahn hat sich's mit ihr verdorben.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 3. 1. 1921

LAUTER JUXEN

»Juxartikel« sind gewissermaßen aus Blech, Pappe, Holz und anderen Materialien hergestellte Pointen, die zwecks Irre- und Nasführung einer harmlosen Mitmenschheit durch eine mechanische Tätigkeit ausgelöst werden. Ich stelle mir vor, daß »Juxartikel« ungefähr wie Volkslieder entstehen; so, von Hand zu Hand wandernd, immer größerer Vollendung, feinerer Wirkung entgegengehen. Sie haben schon so was Ursprüngliches in ihrem Wesen.

Ich kann mir allerdings auch einen genialen Erfinder denken, der, seinen Nächsten wie sich selbst liebend, in der Einsamkeit seiner Giebelstube Tag und Nacht über eine originelle Methode nachdenkt, wie die zivilisierte Menschheit unangenehm zu verblüffen wäre. Solche Erfinder sterben vielleicht vor der Patentierung ihrer Lebenswerke einen freudlosen Hungertod, indes draußen das Volk aus ihren Kulturtaten Mut und Hoffnung für ein neues Jahr schöpft. Das Volk ist undankbar.

Rastlos schreitet mit jedem Jahr die Entwicklung der Karnevalkultur vorwärts. Aus einer Unterredung mit einem fliegenden Juxbasarbesitzer gebe ich folgendes wieder:

Während des Krieges ruhte der Forscherbetrieb der Juxerfinder fast vollkommen. Man beschränkte sich auf Niespulver, explodierende Zigarren, zusammenkrachende Stuhllehnen. *Inter arma silent musae.*

In den letzten Kriegsjahren begannen die Invaliden sich mit der Erfindung und Herstellung der »Juxe« zu befassen. Heute beschäftigen sich ungefähr zweitausend Invaliden in Deutschland mit der Herstellung und Erfindung von Juxartikeln.

Der Erfinder des ersten explodierenden »Frosches« war ein slawischer Triestiner. Er hieß Iwan Krak und war von Beruf Uhrmacher. Er lebte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es ist nett von dem Mann, daß er »Krak« hieß. Wirklich: »Krak!« Deshalb nannte man den explodierenden Frosch lange Zeit »Krak-Krak«. Ein Beweis für die Existenz einer regulierenden Bestimmungsmacht im menschlichen Geschehen. Hier rief nicht ein Ereignis eine onomatopoetische Bezeichnung hervor, sondern die Onomatopoesie eines Namens verursachte ein Ereignis.

Alljährlich wurden vor dem Kriege in Deutschland ungefähr 200 Juxartikel erfunden und zur Patentierung eingereicht. Ein seltsames Verhängnis verursachte es, daß sämtliche Juxartikel nur in der Hand ihrer Erzeuger funktionieren. Die herrlichsten Gemeinheiten werden im Patentamt eingeschüchtert und verpuffen blindgängerisch.
Interessant ist die Feststellung, daß die meisten Erzeugnisse aus Bayern kommen. In Nürnberg werden sehr viele Juxe ersonnen. Bayern hat seit jeher sehr viel Sinn für Jux.
Auf dem Wege durch die Friedrichstraße, die Lindenpassage entlang bis zum Bahnhof Friedrichstraße, werden die »Juxe« verkauft. Nur die »Zauberartikel« müssen besonders erläutert werden. Das versteht man so ohne weiteres nicht. Erst wenn's erläutert wird, versteht man's auch nicht.
Das Fräulein, das die Zauberdinge erklärt, hat flatternde Pupillen und rudernde Handbewegungen. Sie plätschert in Wundern.
Drei kleine Jungen haben gemeinsam einen eisernen Nagel gekauft. So einen, den man durch die Finger durchstößt, wobei schmerzverzerrtes Antlitz zu mimen wäre. In Wirklichkeit ist der Nagel eigentlich gar nicht durchs Fleisch gegangen, sondern – das sage ich nicht.
Die drei kleinen Jungen gehen sehr glücklich mit dem Nagel hinaus. Nach fünf Minuten kommen sie wieder. Sie haben das Kunststück vergessen. Sie lernen's wieder.
Nach fünf Minuten geht die Ladentür: die drei kleinen Jungen. Sie haben das Kunststück vergessen.
Das Fräulein mit den flatternden Pupillen nimmt ihnen den Nagel ab und gibt ihnen dafür ein Zauberei. Die Geschichte mit dem Zauberei ist leichter zu kapieren. Die drei kleinen Jungen gehen mit dem Zauberei auf die Straße und lassen es fallen. Es ist aus sehr dünnem Holz und zerbricht auf dem Pflaster.
Darüber lacht ein Erwachsener, der soeben einen Zaubernagel und einen Nirvanalöffel erstanden hat. Der Erwachsene hat buschige Augenbrauen. Er hat ganze Tannenforste über den Augen.
Ich hasse ihn.

Josephus
Prager Tagblatt, 6. 1. 1921

KUNSTASYL

Das Heim der hungrigen Künstler

Einem einzigen Menschen in Berlin – Groß-Berlin hat rund vier Millionen Einwohner – war es aufgefallen, daß Künstler hungern und zugrunde gehen. Dieser Mensch mietete in der Klosterstraße 62 einen Laden, in dem – sagen wir vielleicht Adam Krause oder so – einen Handel mit Patenthosenknöpfen (oder so) betrieben hatte. Käte Hyan, so heißt der Mensch, sagte: Dieser Laden ist ein Kunstasyl.
Maler kamen und Bildhauer und Dichter, brachten ihre Werke, aus dem Laden wurde ein kleines Museum, und Käte Hyan mietete noch die rückwärts gelegene Wohnung dazu. Der Hauswirt sträubte sich gegen Kunstasyl. Hauswirten ist Asyl ein fremder Begriff. Vielleicht aber rührte Käte Hyan just an jene Stelle seines Innern, wo nach Lesebuchbegriffen das Gewissen des Menschen sitzt. Die Wohnung bestand aus zwei Zimmern und einer Küche. Aus der Küche wurde ein Bühnengarderobenraum. Der Herd ist auch noch da, und aus einem Zimmer wurde eine Bühne, nachdem eine Wand durchbrochen worden war.
Wichtiger aber als all die ausgestellten Sachen sind *zwei Dutzend Kaffeetassen* vorn im Laden. Aus diesen Kaffeetassen trinken Künstler, die hungrig sind und durstig.
Was ist Kunstasyl? Berlin braucht eines selbst für Künstler, die *nicht* hungrig sind. Einen Zufluchtsort für die von der Straße Verfolgten, von den Straßen, die erfüllt sind von Dieben, Polizei, Börse und Film. Kunstasyl heißt: Obdachlosenasyl. Wenn jemand obdachlos ist in dieser Stadt, so ist es der Künstler. Nicht die Kunst. Die Kunst ist Objekt der Snobandacht, Göttin im Tempel des Westens; der Künstler sucht Zuflucht in der Klosterstraße.
Vorgestern abend war ich dort. Die Untergrundbahnstation Klosterstraße drückte sich schüchtern in die Ecke, die Straßen waren schwach erleuchtet. Von der Parochialkirche mit dem unwahrscheinlich wunderbaren Glockenspiel löste sich Klang um Klang los. Irgendwie bekam die Trostlosigkeit dieser Gegend Physiognomie, unberlinische, die Straßenbahn, die die Stralauer Straße entlang daherflitzte, war wie eine anachronistische Großstadtvision.
Frau Hyan hatte ein paar Leute von der Presse eingeladen, geeichte

Posauner öffentlicher Einrichtungen, und ein paar Zuhörer. Dieses Publikum bestand aus Neugierigen, nicht Beflissenen. Sie waren skeptisch, nicht enthusiastisch. Vielleicht lockte es sie, die Erfolge einer Kühnheit zu sehen und eines Glaubens an die Güte der besitzenden Menschheit. Beides hätte Käte Hyan. *Das Geld für die Januarmiete und für die Stühle hat sie noch immer nicht.*

Ich möchte von den Leistungen sprechen: Eine Schauspielerin las Rabindranath Tagore. Ein junger Dichter eigene politische Satiren, eine junge Sängerin sang aus der Bohème, und eine Dichterin trug Gedichte vor.

Vor dem weißen Autoritätsbart Rabindranath Tagores hatten die Leute Respekt. Sie gähnten nicht. Sie stocherten sogar mit interessiertem Aug' in den indischen Blütenkränzen herum. Die politischen Satiren gefielen ihnen hie und da. Wenn ihnen auch die Gesinnung nicht entsprach, so glaubten sie doch, die Luft eines politischen Witzblattes, einer satirischen Sonntagsbeilage zu atmen, und sie lächelten wohlwollend Beifall. Aber die Dichterin verstanden sie schon gar nicht. Sie waren empört, weil sie zwanzig oder dreißig oder hundert Mark wohltätigen Herzens gespendet hatten und Gedichte vorgesetzt erhielten, für deren Verständnis mehr als Wohltätigkeit und Geld nötig war. Halb befriedigt gingen sie heim. Ich sehe sie noch heute die Köpfe schütteln über ein Kunstasyl. Obwohl sie, ich bin überzeugt, als sie die Glocken der Parochialkirche um 11 Uhr nachts hörten, »ach wie schön!« riefen.

Dieses sei nur erzählt, um zu beweisen, daß das Kunstasyl autoritativen Schutz braucht und Vormundschaft der Geachteten und Anerkannten. Frau Hyan hat Geschmack, aber wenig Kritik. Fast ist jeder Hungrige über sie schon wertvoller Künstler. Sie erzählte mir eine sehr rührende Geschichte:

Am Sonntagvormittag kam ein Mann auf zwei Krücken herangehumpelt, den sie für einen Bettler hielt. Sie wollte ihm Brot geben, er aber bot ihr seine Werke an.

Nichts Wunderbares, daß Menschen auf Krücken, die Werke geschaffen haben, wie Bettler aussehen. Aber das Bettlertum befähigt sie noch nicht zu künstlerischem Wirken.

In der Klosterstraße liegt der Anfang eines sehr schönen Werks. Der Kultusminister Haenisch soll sich darum kümmern. Die Presse, die Schriftstellergenossenschaft, der Bühnenverein, die Kunstakademien sollten sich darum kümmern. Es könnte nämlich sein, daß aus dem Kunstasyl ein Obdachlosenasyl, oder noch schlimmer, ein Dilettantenasyl wird.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 7. 1. 1921

YU-SHI TANZT...!

»Yu-Shi tanzt«, eine alte, verspätet nach Berlin geratene Operette von Jacobson und Bodanzky, eine Art Limonade aus Teeblüten mit europäischen Zusätzen, wird im Neuen Operettenhaus mit einem großen Aufwand an Toiletten, Kulissen, elektrischem Licht gespielt. Einen normalen Amerikaner von der Ehe mit einem süßen kleinen Geishamädchen, welches Yushi heißt, zu befreien ist Sinn des Lebens jener Gesellschaft der amerikanischen Kolonie in Yokohama, die sich entsetzlich benimmt, scheußliche Hüte trägt, aus mehr oder weniger unsympathischen Frauen besteht. Die Musik ist von Ralph Benatzky »geliefert« worden. Als hätte wer Teeblütenmusiksamen zwischen Grinzing und Sievering ausgestreut, und nun wäre ein Melodienkomplex hervorgegangen, der silberne Taubenröhrentöne auf Heurigengeigen setzt. Aus dem Einerseits-Milieutreue, Andererseits-Milieubluff ist eine für naive Operettenbesucher recht nette, für verwöhnte immer noch erträgliche Amüsierangelegenheit geworden.

Lilly Flohr ist Yu-Shi. Ich kann mir eine bessere, eine leichtere Yu-Shi denken. Eine japanischere. Man kann Pathos, Schmerz, Lächerlichkeit markieren. Niemals Unbeholfenheit. Lilly Flohr aber vergißt jede Viertelstunde, daß sie Kimono trägt. Sie verfällt in Abendtoilette. In dem Augenblick, in dem sie das Duett mit dem Liebesgeständnis beginnt, breitet sie die Arme aus, wird Primadonna, Ekstase, entfaltet sich aus japanischer Knospe zur europäischen Dame. Sie kann nichts dafür. Man kann wirklich nicht Soiréemelodie mit Geishamanieren singen. Daran ist Benatzky mehr schuld als Lilly Flohr.

Es ist über die anderen nichts mehr, nichts weniger zu sagen, als daß sie ihre Pflicht erfüllt haben. Die Regie Victor Paffis verrät Routine mit Geschmack.

Freie Deutsche Bühne, 9. 1. 1921

WENN BERLIN WOLKENKRATZER BEKÄME...

Vorschläge zur Behebung der Wohnungsnot

Seit einiger Zeit denkt man daran, *Wolkenkratzer in Berlin* zu bauen. Die Veranlassung dazu böte die ungeheure *Wohnungsnot* und die Inanspruchnahme bürgerlicher Wohnungen durch Behörden, Kommissionen und dergleichen. Gegen die Errichtung von Wolkenkratzern spräche nur der Umstand, daß der Bau sehr teuer wäre. Manche, die es verstehen wollen, behaupten, daß die Zeit für die Wolkenkratzer heute, wenigstens für eine Weile, vorbei sei. Wolkenkratzer, meinen sie, hätten nur dann einen Sinn, wenn es sich darum handeln würde, am kostspieligen Bauterrain zu sparen. Heute nun, da die Baukosten so enorm seien, spiele der Bodenpreis eine im Verhältnis so geringe Rolle, daß man ruhig einfache Häuser bauen könnte, wäre das Material nur billig zu beschaffen.

Nun scheinen aber Wolkenkratzer außer ihrem Hauptzweck, Raum zu ersparen, auch noch andere, nicht minder wichtige Zwecke und Vorteile zu haben. Ihre Errichtung würde zwar viel kosten, aber die *Mietpreise* für Büros, Geschäftshäuser, Kaufläden, Warenhäuser wären entsprechend höher. Die Einrichtung der Wolkenkratzer bietet viel Komfort, einfachen, verhältnismäßig billigen Komfort, und die *Reklame*, die ein Geschäft dadurch allein schon für sich macht, daß es in einem Wolkenkratzer untergebracht ist, ist nicht gering anzuschlagen.

Und im übrigen ist es wirklich an der Zeit, den *obdachlosen Mietern* ihre Wohnungen zurückzugeben und Kommissionen und Behörden in eigens für sie errichteten Räumen unterzubringen. Es ist sinnloseste *Raumverschwendung*, wenn Ämter sich in Wohnungen festsetzen, in denen Badezimmer, Küchen, Dienstbotenzimmer ihren eigentlichen Zwecken entzogen werden. In den meisten Ämtern kann man die Be-

obachtung machen, daß oft ein einziges Tippfräulein an ihrer Schreibmaschine beim Fenster sitzt, während der übrige Teil des Zimmers infolge seiner Lichtlosigkeit nicht als Arbeits-, sondern höchstens als Durchgangsraum benutzt werden kann. Ämter und Büros müssen eigens für ihre Zwecke eingerichtete Räume haben. Das *Problem der Wohnungsnot* wäre mit der Errichtung von Wolkenkratzern *behoben.*

So erwägen denn die Behörden jetzt, nachdem sie sich zuerst etwas gestärkt zu haben scheinen, ernstlich die Errichtung wenigstens eines Probe-Wolkenkratzers in Berlin. Er könnte im Zeitraum von *neun Monaten* fertig sein. Die Kosten sind heute schwer zu bestimmen. Die Zahl der Stockwerke spielte dabei keine Rolle. Ob man 8 oder 16 Stockwerke errichtet – das macht im Preis keinen so enormen Unterschied. Jedenfalls müßte das Haus *mindestens zehn* Stockwerke hoch sein, um den Namen »Wolkenkratzer« tragen zu dürfen.
Die Bezeichnung »Wolkenkratzer« stammt aus der Seemannssprache und bedeutet ursprünglich die am höchsten angebrachten *Schiffssegel,* die bereits »die Wolken kratzen« können. Das Wesen der Wolkenkratzer aber besteht nicht allein darin, daß sie hoch sind. Es ist vielmehr ein *eigenes Bausystem,* das erst die enorme Höhe der Wolkenkratzer überhaupt möglich macht.
Wollte man ein nach dem einfachen Bausystem errichtetes Haus um so zahlreiche Stockwerke erhöhen, so müßten die Grundmauern unglaublich stark sein, denn sie hätten die Aufgabe zu »tragen«. Bei den Wolkenkratzern aber ist das Tragprinzip nicht angewendet. Es ist eine Art Meisenbausystem, wie ein bekannter Berliner Architekt sagt. Jedes Stockwerk ist selbständig und trägt sich selbst. Man kann einen halbfertigen Wolkenkratzer vom höchsten Stockwerk aus bauen. Die tieferen werden dadurch nicht berührt. Es sind Eisenkonstruktionen, die die Kanten der Häuser bilden, und das Viereck einer Stockwerkmauer ist gleichsam durch eine Diagonale in Dreiecke geschnitten und also tragfähig und einsturzsicher. Zu Ende des 19. Jahrhunderts wendete Meister *Buffington* in *Minneapolis* zum erstenmal dieses System an. Es bewährte sich ausgezeichnet bei Bränden und sogar bei Erdbeben. So dürfte vielleicht die auf den ersten Blick paradox wirkende Tatsache bekannt sein, daß bei dem großen Erdbeben in San Franzisko die Wolkenkratzer allein verschont blieben. Es konnte eben nichts »einstürzen«, weil jedes Stockwerk sich selbst trägt und

die oberen Stockwerke von einer Erschütterung der unteren nicht abhängig sind. Die Mauern sind nicht mehr tragendes Element, nur Füllungen.
Die *Fundamentierung* der Wolkenkratzer muß äußerst solide sein. In *Chicago* wendet man besondere Sorgfalt an, man grub zwanzig Meter tief, legte häufig flache Schwellroste oder etwa 15 Meter lange Pfähle ein und überdeckte ihre »Köpfe« wieder mit Beton.
Die *Inneneinrichtung* der Wolkenkratzer ist äußerst komfortabel. Ein Wolkenkratzer beschäftigt unter Umständen *20000 Hausangestellte*, hat eine eigene Wasserversorgung, Vakuumreinigung, Pumpwerke, Feuerwehrschläuche und eine eigene Feuerwehrkompanie mit einem Hauptmann. In großen Tanks sind Wasserreserven vorhanden, von unten aus führen *Steigrohre* zu den Tanks. Die Aufzüge sind natürlich von besonders fester Konstruktion. Die Arbeiter des Wolkenkratzers gehen Tag für Tag zu Fuß alle Stockwerke ab, schichtweise, kontrollieren alle Einrichtungen.
Die Wolkenkratzer sind eigentlich *die* Ausdrucksform unseres Jahrhunderts. In ihren Pfeilern und Drahtgerüsten schwingt der Treibriemenrhythmus der Gegenwart. Sie sind die Überwindung des Problems von Babel. Siehe da: Man baut Türme, die in den Himmel ragen, Erdbeben kommen, und die Türme von Babel stürzen nicht ein. – Warum sollte Berlin keine Wolkenkratzer haben?
Ich saß mehr als eine Stunde bei dem weitgereisten Architekten, dem Baurat *Jaffé*. Er zeigte mir Bilder vom Eiffelturm, der zart und leise, fast singend gegen den Pariser Himmel anstrebt. Ich sah die riesenhaften Zentauren- und Zyklopenwerke von New York, den Chicagoer Massonic-Tempel, das Ferris-Rad, das sich wie ein aufgestellter Äquator unermüdlich dreht, die Gesamtansicht von East River, New York aus der Vogelschau. Alles ist unerhört, überdimensional, wuchtig und doch schlank, irdisch und dennoch siegreich zum Himmel schwingend.
Warum sollte Berlin keine Wolkenkratzer haben?

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 18. 2. 1921

DIE WELT IST KLEIN

Mein Friseur war Gefangener in einem französischen Lager. Er wurde von amerikanischen Soldaten bewacht. Eines Tages sagte ihm ein Amerikaner: Borg mir deine Uhr. Wenn der Krieg aus ist, schicke ich sie dir zurück.
Haha! lachte der Friseur. Wenn der Krieg aus ist! – Nahm herzlichen Abschied von seiner Uhr und gab sie dem Amerikaner.
Der konditionale Teil des amerikanischen Versprechens erfüllte sich: Der Krieg war aus. Am Weihnachtstage erhielt mein Friseur einen Brief aus Amerika. Von dem Soldaten, der inzwischen wieder Apotheker geworden war. In dem Brief schrieb der Amerikaner: Teurer Kamerad, schreib mir, ob du die Uhr willst oder ihren Dollarwert. Vielleicht magst du auch Lebensmittelpakete? Ich bin dein treuer Kamerad.

Ein anderer Amerikaner hatte im Kriege einen schwerverletzten Deutschen gefangengenommen. Der Amerikaner transportierte »seinen« Gefangenen in ein belgisches Hospital, nahm Urlaub von der Front und beschloß, den Deutschen gesund zu pflegen.
Vor dem Tode gab er dem Amerikaner einen Ring zum Andenken. Der Ring war aus Eisen, mit einem Reichsadler auf schwarzweißrotem Hintergrunde. Es war ein armer, gesinnungstüchtiger Ring.
Die Eltern des Deutschen inserierten in der Zeitung: Unser Sohn ist verschollen, wahrscheinlich in fremder Erde begraben. Wer etwas von ihm weiß, möge es uns mitteilen.
Die Eltern des Deutschen bekamen eines Tages den Ring und einen Brief aus Amerika. In dem Brief stand: Hier ist der Ring eures Sohnes. Schneidet ihn entzwei, und schickt mir die Hälfte zurück. Es ist ein Andenken an einen Gefährten.

Gestern las ich in einer Zeitung: Zwei Freunde ersuchen vermögende Sportsleute, Klubs, Filmstars, Kriegsgewinner, ihnen zu einer kleinen Ausrüstung zu verhelfen, damit sie zu Fuß und im Paddelboot um die Welt reisen können.
Die Männer, die wackeren, die zu Fuß und im Paddelboot um die Welt reisen wollen, gefallen mir. Sie haben nie Geographie gelernt. Deshalb ist ihnen die Welt klein.

Erst die Berechnung schafft Entfernung, Distanz. Alles Böse kommt daher und alles Mißverständnis. Weil wir glauben, daß wir zu weit voneinander entfernt sind, als daß wir uns hören und verstehen können, schweigen wir und sprechen miteinander.

Prager Tagblatt, 21. 1. 1921

INDIEN IN BERLIN

Im ganzen 60 Mann – Ein Klub – Unterm grünen Buddha

Vor einigen Tagen erregte der Mord an dem Inder *Singh* in Berlin großes Aufsehen. Die Filmphantasie der Öffentlichkeit wob um die nackte Mordtatsache eine Fülle von politischen und sonstigen Geheimnissen. Es ist, als ob der Angehörige eines exotischen Volkes nicht einem gewöhnlichen Mörder zum Opfer fallen könnte. Um einen Inder muß unbedingt ein Ring von Verschwörungen sein.

Es ist eine dankbare Aufgabe, dergleichen Wunderglauben der Wirklichkeit gegenüberzustellen. Ich ließ es mir angelegen sein, die Inder in Berlin aufzusuchen. Sie sind gar nicht geheimnisvoll. *Drei Fakire* sind im ganzen unter ihnen, und auch die sind in Berliner Varietés und Zirkussen tätig und haben ihren Zauber erst in Europa gelernt. Die übrigen Inder sind zumeist *Kaufleute*, zum geringen Teil Handwerker, fünf sind – Stenotypisten in Berliner Büros. Die meisten sind verheiratet, haben Kinder – vielleicht sogar blonde –, die Kinder besuchen deutsche Schulen und lernen in der Gesangsstunde: Kuckuck, Kuckuck, ruft's durch den Wald ...

Im alten Charlottenburg ist eine Art *indischer Klub*. Eine kleine Konditorei, die die Inder zum Teil aus eigenen Mitteln, zum Teil mit Unterstützung der deutschen Behörden errichtet haben, weil es den meisten unmöglich war, nach Hause zurückzukehren. Vor dem Kriege lebten im ganzen etwa hundert Inder in Berlin, nach dem Kriege schmolz ihre Zahl auf etwa fünfzig bis sechzig zusammen. Der Rest hat sich über alle Gegenden des Deutschen Reiches zerstreut, und nur einzelne haben den Weg in die Heimat angetreten. Ob es ihnen gelungen ist, nach Hause zu gelangen, ist unbestimmt.

Der Inder Nana, den ich kennenlernte, während ich in der *Daily Mail*

las, ist fünfundvierzig Jahre alt, seit zwanzig Jahren in Europa und Sportsmann von Beruf. Er behauptet, im Hamburger Hafen eine Persönlichkeit ersten Ranges zu sein, die Maschinen- und Heizräume aller großen englischen und amerikanischen Schiffe zu kennen und zweimal mit reichen Engländerinnen verheiratet gewesen zu sein. Während des Krieges will er vom deutschen Auswärtigen Amt gelebt haben. Die deutsche Regierung soll nämlich Indern gegenüber ganz besonders zuvorkommend gewesen sein. Viele von den Indern wurden zu *Spionagezwecken gegen England* verwendet. Die braven Inder ließen sich das Geld geben und etablierten sich häuslich in Berlin.

Nach dem Kriege mußte man irgendwie für sie sorgen. Man gewährte ihnen – Zucker, und sie gründeten eine kleine »Bonbonniederlage«. Im Anschluß an diese entstand eine Konditorei, und in dieser leben jetzt jene Inder, die familienlos, ohne häuslichen Herd, Anlehnung an Landsleute in der großen fremden Stadt suchen.

Die Ermordung Singhs ist Tagesgespräch in der indischen Stube.

Über dem Kamin rückwärts in einer Nische sitzt ein *grüner Buddha*. Er hat Augen aus saphirähnlichem Gestein und das Gesicht eines ewig lächelnden Besserwissers. Er weiß ganz gut, daß er hier niemandem übermäßigen Respekt einflößt. Er sitzt da und sucht sich an Europa zu assimilieren.

Neben Buddha rechts ist die Federzeichnung eines europäischen Malers, die Rabindranath Tagore darstellen soll. Der Dichter hat einen Prophetenbart aus Kreidestrichen, und seine Augen sehen versonnen, wie es sich gehört, gen Osten.

Im übrigen spielen die Inder zuweilen Karten, indes das blonde Serviermädchen (aus irgendeiner Spreegegend) Tassen, Karten, Schwamm und Kreide bringt. Sie spielen ohne Hast, mit sehr viel Überlegung, und sie klatschen nicht mit den Karten ohrfeigenähnlich wie europäische Spieler, sondern legen sie sachte an den Rand des Tisches, wie kostbare Gefäße etwa.

Nana und seine Freunde gehören der nationalistischen Partei an. Im Grunde sind sie europäerfeindlich, das heißt eher englandfeindlich, und Deutschland scheint ihnen sympathisch zu sein. Ein indischer Student, der hier ein Handelshochschulstudium absolviert, sagte mir sehr weise: »Die Inder lieben immer besiegte Völker.«

In den ersten Abendstunden gehen die braven Inder nach Hause. Einige haben zu Hause Weib und Kind, wie gesagt, und sie schlucken

kein Feuer und lassen sich auch nicht lebendig begraben, sondern nehmen wahrscheinlich das Rechenheft ihrer kleinsten Tochter her, um es auszubessern.

Nur Nana, meinem Freund, dem Europamenschen, begegnete ich nach Mitternacht wieder in der »Zoodiele« im Wartesaal des Bahnhofs »Zoologischer Garten«. Er saß da mit einem bekannten Filmregisseur. Ich glaube, er hat bereits eine Filmidee...

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 24. 1. 1921

DER TOD IM ZIRKUS

Das Ende eines Berliner Clowns

Am letzten Sonnabend starb während der Abendvorstellung *im Zirkus Sarrasani der Clown Richard Maerkl.* Maerkl bekam in dem Augenblick, in dem er die Arena betreten sollte, einen *Blutsturz*, fiel nieder, verlor das Bewußtsein und stand nicht mehr auf. Er starb den Tod eines Clowns. Geschminkt und im Narrengewand, mit flatternden Frackschößen und einem zerbeulten Hütchen auf der blonden Schopfperücke rutschte er ins Jenseits hinüber.

Wer Artisten kennt, weiß, was das heißt: Clown sein. Weiß, wie traurig-possenhaft so ein Doppelleben ist, in dem zur Hervorbringung lächerlichster Effekte das größte Raffinement nötig ist. Weiß, daß in der Persönlichkeit des Clowns, der sein literarisch fixiertes Porträt in den zahlreichen Narren Shakespeares hat, die Grenze zwischen Trauerspiel und Komödie, Weinen und Lachen, Gewitztheit und Hilflosigkeit nicht vorhanden ist und daß hier die Gegenpole des Weltgesetzes zusammentreffen um der künstlerischen Wirkung willen allein. Der Clown ist ein Witz der Schöpfung.

Wer wird Clown? Wie wird man Clown? Wer bringt jenen persönlichen Mut und jene geistige Überlegenheit auf, die ein freiwilliges Narrentum erfordert? Wer hat den seltsamen Ehrgeiz, sein Leben lang peinliche Verlegenheiten zu erdulden und ewig ausgelacht zu werden?

Der Clown *Maerkl* stammt aus einer alten Zirkusfamilie. Sein Vater, ein dreiundachtzigjähriger Greis, hatte einst einen großen *Wanderzirkus* und war berühmt. Ein Unglücksfall – es soll ein *Brand* gewesen

sein – brachte dem großen Zirkus kein jähes, sondern ein langsames, trauriges Ende. Der alte Maerkl *lebt* und wurde bis jetzt von seinem Sohn, der selbst verheiratet war und Familie hatte, *unterstützt.*
Maerkl, der junge, machte alle Artistenkunststücke mit. Er lernte Reckturnen, Kopfstehen und versuchte sich am Seil und auf dem Rad. Aber er hatte die innere Unstetheit eines Poeten und konnte die Verbürgerlichung des artistischen Spezialberufes nicht begreifen. Die Zeit der wandernden Komödianten, von denen jeder alles können mußte, ist seit ungefähr dreißig Jahren vorbei. Ein Artist aus der guten alten Zeit, der noch auf Jahrmärkten Schaustellungen gab, machte alles. Er turnte am freien Hängedreieck und tanzte am Drahtseil, war Zauberkünstler und Exzentriker und hatte fünf Rollen in fünf Kostümen. Der moderne Artist ist Fachmann auf einem Spezialgebiet und versteht von andern Dingen nichts oder nur sehr wenig. Er hat seinen meist selbst erfundenen Trick und verdient damit Geld wie ein Handwerker oder ein Kaufmann. Er »betreibt« seinen Trick wie ein Geschäft. Wer aber, wie Maerkl, der Clown, sich nicht spezialisieren kann, weil er alles Artistische innerlich durchlebt, wird Clown. Das heißt: Er bewahrt sich die innere Freiheit. Er steht über den Dingen, weit zwischen den Fachgebieten. Er ist der Bohemien der Bohemiens. Eine vermenschlichte Pointe des Vagantentums.
Dennoch war Maerkl nicht immer Clown. Er ritt eine Zeitlang, war Exzentriker in *Österreich*, erlitt einen Unfall, erkrankte und wurde schließlich älter. Er konnte nur noch Clown sein, weil es gerade sein Talent war und ihm seine Anstrengung bedeutete. Seine Hauptrolle im Zirkus bestand darin, auf *dem Boden der Arena ausgestreckt* zu liegen und, Angst und Bangen markierend, den großen *Elefanten* zu erwarten, der mit einer rührend-zärtlichen Plumpheit dahertappte und über den Körper des Clowns schritt, während der Elefantendresseur in blendendweißer Uniform, mit Peitschenknall und Lackstiefelglanz, Herr der Situation, siegreich vor Parkett und Logen sich verneigte. Vielleicht hat nur ein Kind auf den Dresseur weniger als auf den Clown geachtet. Der Clown Maerkl starb knapp *vor seiner Nummer.* Als der Elefant heraustrat, suchte er vergeblich auf dem Boden nach Teppich und Clownskörper und schüttelte verwundert den Rüssel.
Von einem Mitglied des Artistenvereins (F. U. B.) erfuhr ich zufällig Namen und Aufenthaltsort eines Jugendfreundes des toten Clowns. Der Freund heißt A. J., ist durch Trunk und Verbrechen herabgekom-

men, aus dem Artistenverband ausgeschlossen und muß in einem der traurigsten Etablissements im Berliner Norden für *fünf Mark Fixum* nebst Trinkgeldern jeden Abend als Ausrufer, Schwergewichtsstemmer und Hypnotiseur ein winterliches Rummelplatzpublikum unterhalten.

Ich sprach mit A.J. Er steht seitwärts vor dem Vorhang einer primitiven Bühne in einem Raum, der kaum fünfzig Personen faßt, und führt Regie. Die Vorstellung samt allen Nummern wird fünf- oder sechsmal am Abend abgehaspelt, der Eintritt kostet eine Mark für Erwachsene, »Kinder dürfen nicht« hinein, zahlen aber nur fünfzig Pfennig. A.J. zieht einen schmalen, ach zu schmalen Vorhang nach jeder Nummer und besonders vor der »Nacktkultur« zu. Zieht er rechts, bleibt links eine Lücke und umgekehrt. Das Publikum brüllt.

A.J. bekam hie und da – keiner wußte es – kleine Unterstützungen von Maerkl. Ich weiß nicht, ob alles wahr ist, was mir der Lebende von dem Toten und über sich selbst erzählte. Ich weiß nur, daß der Lebende den Toten beneidete. Er log gewiß nicht, und es war auch nicht angelerntes Pathos, als er sagte: So möcht' ich sterben!

Ich wollte ihm Geld geben, er nahm's nicht. »Geben Sie's in die Kasse, wir teilen dann alle«, sagte er. »Mutschi ist krank.«

Er meinte das oxydiert blonde Mädchen aus der »Nacktkultur«-Nummer, das er vielleicht liebhat.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 26. 1. 1921

WAS LIEST DER BERLINER?

Man gelangt, wenn man durch einige Leihbibliotheken und einige Buchhandlungen Berlins gegangen ist, zu den widersprechendsten Meinungen darüber, welche *Lektüre* der Berliner bevorzugt. Ein besonders nach einer gewissen literarischen Richtung hinausgebildeter Geschmack scheint den meisten abzugehen. In anderen Städten kann man die Beobachtung machen, daß gewisse, nach dem sozialen und intellektuellen Standpunkt geschiedene Bevölkerungsklassen einen *typischen* Geschmack in der Auswahl der Lektüre äußern. Natürlich kommt hierbei nur die Belletristik in Betracht. Wissenschaftliche und

andere Bücher werden ja gewöhnlich von Fachgebildeten oder Studierenden entliehen. Der Berliner liest *alles.* In diesem Satz komprimiert sich das Urteil über seine Stellung zur Literatur.

Schwankungen bestehen nur zwischen den verschiedenen *Stadtgegenden* Berlins. Eine kleine Stichprobe bei Leihbibliotheken des Zentrums, des Nordens und des Westens ergab in einer Beziehung überraschende Resultate. Wollte man das Bild, das sich aus dieser Umfrage ergibt, als das bezeichnende gelten lassen (und man darf es wahrscheinlich tun), so ergäbe sich, daß man gemeinhin im Norden das Ewige liest, wovon man eigentlich annimmt, daß es im Westen gelesen würde, und umgekehrt. So kam in der letzten Woche in einer Leihbibliothek des sogenannten alten Westens ein Roman der Courths-Mahler nicht weniger als in fünfundvierzig Ausgaben an ebenso viele Abonnenten. In einer kleinen Leihbibliothek nahe der Frankfurter Allee waren Courths-Mahler und ihre Artgenossinnen mit zusammen etwa *elf Büchern* zusammen vertreten. Dagegen sind Theodor *Storm*, Gottfried *Keller, Heyse, Herzog in 186 Exemplaren* vorhanden. Zu den meistgelesenen Autoren dieser Leihbibliothek gehört – Ehre dem Berliner Norden! – *Theodor Storm.*

Bezeichnend für die Zusammensetzung des Leihbibliothekspublikums des Stadtzentrums ist der Umstand, daß in den Leihbibliotheken und Buchhandlungen der inneren Stadtgebiete Courths-Mahler, Olga Wohlbrück und ähnliche moderne Familienschriftstellerinnen *in fast demselben Ausmaß* gelesen werden wie die *ganz großen Dichter*: Knut Hamsun, Panin, Dostojewski. Das Leihbibliothekspublikum dieser Gegenden setzt sich eben aus den verschiedensten Elementen zusammen: den Intellektuellen, den Halbgebildeten, den Ungebildeten. In der Stadt sind sie alle tätig. Sie holen und tauschen ihre Lektüre auf dem Wege von oder zu der Arbeitsstelle. In einer Leihbibliothek des »Zentrums« wurden zum Beispiel *Jensens »Gletscher«* innerhalb eines Monats von *fünfundvierzig Abonnenten* verlangt, von zwanzig gelesen. *Kellermanns* »Tunnel« ist heute noch – trotz der starken Abgenutztheit durch die Verfilmung – eines der meistbegehrten Bücher. Dagegen wird sein neuestes Buch »Der neunte November« fast nur im Westen sehr stark verlangt. Und auch hier finden verhältnismäßig viel *mehr Käufer* als Leihbibliotheksabonnenten Interesse für den »Neunten November«. Eine Buchhandlung am Kurfürstendamm verkaufte an dem Tage, an dem eine umfangreiche Besprechung des Buches in

einer Berliner Tageszeitung erschienen war, nicht weniger als *achtundfünfzig Exemplare.*

Zu den typischen Leihbibliotheksschriftstellern gehört Hans Heinz *Ewers* noch immer. Seine Bücher müssen immer wieder neu gebunden werden. Es scheint, als ob die Leser den Versuch machten, diese Romane im wahrsten Sinne des Wortes zu verschlingen.

Eines Kuriosums soll hier noch gedacht werden: In der Leihbibliothek Ewald *Luck*, im Norden, in der Gräbbestraße, wurde im vergangenen Monat – Ludwig *Börne* von etwa fünfzehn Abonnenten gelesen. Der Band, in dem sich die »Rede auf Jean Paul« befindet, war sechsmal entlehnt worden. Ein seltsamer und seltener Beweis für die Wiederauferstehungsmöglichkeit eines Schriftstellers, der vor hundert Jahren die Fehler der Deutschen geißelte, und ein Beweis dafür, daß wir uns nicht geändert haben – und die Börnes nötig hätten.

Klassiker werden weder gekauft noch in den Leihbibliotheken verlangt. Der Grund dafür mag einerseits darin liegen, daß fast jedes deutsche Haus mit einem Schiller mindestens versehen ist, andererseits aber auch in dem Verständnis für die Klassiker und in der Lieblosigkeit, mit der sie in den öffentlichen Lehranstalten zerrissen und kommentiert, den Generationen als »Lesestoff« aufoktroyiert werden. Kein Volk versündigt sich so an seinen Klassikern wie wir. Zehn Jahre nach der Absolvierung der Schule verwischt sich im Hirn des Durchschnittsbürgers der Unterschied zwischen dem Oberlehrer und dem Dichter, den jener gelehrt hat. Lessing, Herder, Klopstock sind in den deutschen Schulen geradezu »Unterrichtsgegenstände« geworden.

Im allgemeinen läßt sich weder ein klares Bild über die literarischen Neigungen der Bevölkerung gewinnen, noch darf man gewisse Schlüsse aus den Ergebnissen einer solchen Rundfrage aufstellen. Soviel nur versichern alle Buchhändler, Verleger, Leihbibliotheksverwalter und Inhaber übereinstimmend, daß sich der Geschmack des Publikums bedeutend *gebessert* habe im Vergleich zur Zeit *vor* dem Kriege. Der Krieg war gewiß keine »sittliche Läuterung«. Er war nur ein »Stahlbad«. Aber er wäre kein Unglück gewesen, wenn er nicht eine innere Vertiefung der deutschen Menschheit mitverursacht hätte.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 28. 1. 1921

WENN MAN ARBEIT SUCHT...

Wer einmal einem bettelnden Invaliden schon statt des verlangten Almosens den Rat gegeben hat, doch »etwas zu arbeiten«, und wer sich über die Höhe der Erwerbslosenfürsorge ärgert, der nehme sich einmal drei Tage Zeit und versuche es, Arbeit zu finden. Stellung suchen gehen ist viel peinlicher noch, als im Kaffeehaus von einem Invaliden belästigt zu werden.

Ich suchte im *Zentrum* der Stadt und im *»alten Westen«* und in der Nähe des *Alexanderplatzes* jeden Tag drei Stunden. Drei Tage dauerte meine Arbeitssuche. Nach dieser Zeit erwies es sich, daß von etwa *fünfzehn* Besuchen in offenen Läden, Export-, Engrosfirmen und kleineren Unternehmungen nur *drei* – allerdings schwache – Aussichten blieben: Ein Herrenartikelladen hatte mich zum nochmaligen Besuch eingeladen, eine Scherenschleiferei versprach, mir zu schreiben, und der Lagermeister einer großen Kohlenfirma, der meine Körperlichkeit mit eindringlicher Sachkenntnis gemustert und mich wegen zu großer Schwäche abgewiesen hatte, sagte, er würde sich umsehen, ob im Büro noch eine Kanzleikraft gebraucht würde.

Ich begann in der Bülowstraße in einem Laden, in dem Stahlwaren verkauft und Rasierklingen zum Schleifen angenommen werden. In diesem Laden hatte ich einmal eine Taschenschere gekauft, und der Inhaber und eine blonde Verkäuferin hatten sich meiner mit besonderer Wärme angenommen. Nun kam ich gegen 5 Uhr nachmittags in einer nicht mehr ganz vorteilhaften Uniform, nahm den Hut in der Tür ab und blieb drei Schritte vor dem Ladentisch stehen. Die blonde Verkäuferin – oh, ich entsinne mich noch ihrer frühlingshaften Freundlichkeit der »Kundschaft« gegenüber, die damals Handschuhe und ein kultiviertes Zivil trug – sah mißtrauisch über eines Herrn Schulter hinweg, der eine Nagelfeile betrachtete. Sie riß bereits mit einer Hand eine Schublade auf, offenbar, um mir Geld zu geben. Aus einer Öffnung in der Ladenwand trat ein Mann, wahrscheinlich der Besitzer. Er trug eine hellgraue Weste und einen Zwicker an einem schwarzen Seidenband. Er hatte graue, kurzgestutzte Haare und einen kleinen, schwarzen Schnurrbart, der so eingefettet war, daß ich ihn riechen konnte. Auf seiner hellen Weste hing ein brauner Öltropfenfleck wie eine gemalte Träne.

»Ich will kein Geld. Ich bin arbeitslos und möchte bei Ihnen arbeiten.«
Der Herr neigte den Kopf, runzelte die Stirn, ließ den Kneifer fallen – der baumelte noch ein bißchen nervös am Bande – und sah mich aus verrenkten Augäpfeln an. Das war sein »prüfender Blick«.
»Waren Sie in der Branche?«
»Nein. – Ich bin Buchhalter von Beruf.«
»Buchhalter! – Können Sie die Herrschaften behandeln?«
»Ja!«
»Wie können Sie das?«
»Ich habe ein gutes Benehmen.«
»Nun, Frida, schreiben Sie seine Adresse auf. Wir werden Ihnen schreiben«, sagte der Mann und setzte den Kneifer auf und sah zu, wie Frida meine Adresse schrieb.
Als ich fortging, machte ich eine ungeschickte Verbeugung. Frida sah mich an und sagte nichts, und der Inhaber nickte ein paarmal heftig mit dem Kopf, als wäre der am Halse angesetzt und müßte auf seine Haltbarkeit ausprobiert werden.
Ein *Wäscheladen* in der Potsdamer Straße geriet in Aufruhr, als ich um Arbeit bat. Die Besitzerin war dick und trug ein weißes Schürzenkleid mit knisternden Riesenrüschen. Sie faßte mich am Oberarm, drehte mich zur Tür und besah sich dann ihre Hand.
Ein *Handschuhladen* besaß eine nette Verkäuferin, sie sagte: »Leider nichts!« und war sehr ergriffen.
Ein Mann, der mit einem *Handwagen* gegenüber dem Potsdamer Bahnhof stand und Apfelsinen verkaufte, sagte, ich möchte um 8 Uhr wiederkommen, er wolle sehen: »Wenn meine Alte nicht kommt, helfen Sie mit!« Und er gab mir, nachdem er lange gesucht hatte, eine Apfelsine mit einem Grünspanfleck.
Der Kohlenhändler, eigentlich der »Platzmeister« in der Gegend des »Gleisdreiecks«, besah mich sehr scharf. Er trug eine braune Sportkappe mit großem Schild und hatte schwarze Kugelaugen. Er war sehr klein, hüpfte ein bißchen hoch, griff nach meinem Oberarm und sagte: »Nee!« Als ich »Danke!« sagte, rief er: »He!« Ich blieb stehen. »Können Sie gut schreiben?« – und er machte die Bewegung des Schreibens nach. »Ja!« »Ich werde in der Kanzlei nachfragen! Kommen Sie nur vorbei!« – Er meinte natürlich »wieder«. »Ich muß es bestimmt wissen!« – sagte ich. »Sehr wahrscheinlich!« erwiderte der

Platzmeister. »Kommen Sie nur vorbei!« Und er winkte mir mit der Hand freundlich, als säße ich im Zuge und er hätte mich zum Bahnsteig begleitet.
Eine *Bankfiliale* in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße. Hinter den messingdrahtvergitterten Scheiben und Schubfenstern sitzen viele Herren und kritzeln. Ein Bote, der das Monogramm seiner Firma auf allen Körper- und Bekleidungsteilen eingraviert hat, als wäre er ein Eßbesteck, macht Anstalten, auf mich zuzukommen. Ich gehe ihm entgegen: »Ich möchte den Herrn Vorstand sprechen.«
Der Herr Vorstand hat spärliches, glattgescheiteltes Haar und ist im Cutaway. Er hält einen Bleistift an die Lippen gepreßt und fragt: »Was wünschen Sie?«
»Ich möchte Arbeit!«
»Wir haben keine.«
»Ich bin akademisch gebildet.«
»Können Sie Englisch?«
»Ein wenig.«
»Briefe lesen, übersetzen, Correspondence?«
Er sagte *Correspondence* mit französischer Aussprache. Es ist, als spräche er etwas sehr Gewichtiges. So eingefettet klingt sein »ans«.
»Wahrscheinlich treff' ich's.«
»Schreiben Sie ein ausführliches Offert, *Curriculum vitae*, Beruf, Stellungen und so weiter. Guten Tag!« Er wedelte mit dem langen Bleistift in der rechten Hand, während er abgeht. Der gravierte Bote geleitete mich zur Tür. –
Drei Lebensmittelgeschäfte in der Nähe des Alexanderplatzes gaben mir verstaubte Gardinen, alte Leberwurst, zwei harte Semmeln. Damit endete meine Arbeitssuche.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 2. 2. 1921

BEZIEHUNGEN

Jeden Morgen kommt der Oberlehrer um zwei Minuten zu spät aus dem Hause. Er trägt einen Pack Hefte in der Hand. Aus dem ersten Heft lugt ein graues Löschpapier mit roten Tintenmensurstrichen her-

vor. Auf dem weißen Heftumschlag steht in violetter Schrift: »Friedrich Kulpe, Obersekunda«.
Der Oberlehrer hat den Morgenkaffeegeschmack noch im Mund und denkt an Friedrich Kulpe, der die Partizipialkonstruktion nicht versteht. – Kulpe wird nicht versetzt.
Indessen rollt drüben die »162« heran, und der Oberlehrer ist noch lange nicht an der Haltestelle. Jetzt hält die Straßenbahn, und der Oberlehrer denkt: Noch eine Minute!...
Aber just an dieser Haltestelle steigt kein Mensch aus, und der Wagen fährt sehr rasch weiter. Der Oberlehrer setzt sich in Trab, während er die Hefte an seine Brust drückt. Den Wagen aber erreicht er nimmermehr.
Während er auf den nächsten wartet, denkt er nicht mehr an die Partizipialkonstruktion und auch nicht an Friedrich Kulpe. Er denkt daran, daß er morgen nur zwei Minuten früher aufstehen wird.
»Das ist zu dumm«, sagt der Oberlehrer und kauft eine Zeitung beim Straßenhändler.
Am nächsten Morgen kommt der Oberlehrer zwei Minuten zu spät aus dem Hause. Er hat den Morgenkaffeegeschmack noch im Mund, trägt einen Pack Hefte, erreicht die »162« nicht mehr und denkt: »Das ist zu dumm« und kauft eine Morgenzeitung beim Straßenhändler.
Zwischen gestern und heute ist sonst kein Unterschied. Nur daß auf dem ersten Heft heute »Thomas Ungewinn« steht. Und es ist nicht die Partizipialkonstruktion, sondern das Gerundium.
Der Zeitungshändler kennt den Herrn Professor. An dieser Haltestelle steigt kein anderer ein. Der Oberlehrer ist der erste Zeitungskäufer.
Manchmal denkt der Oberlehrer: »Stünde ich um zwei Minuten früher auf, ich erreichte die Straßenbahn punktlich, könnte mir aber allerdings kein Blatt kaufen. Ich würde mir eben eine Zeitung an der Straßenecke vor dem Schulgebäude kaufen und das Neueste in der Zehn-Uhr-Pause lesen.«
Manchmal denkt der Zeitungshändler: »Wenn der Herr Professor nicht auf den Wagen warten müßte, würde er keine Zeitung kaufen. Gesegnet sei der Morgenschlaf des Oberlehrers!...«
Wenn der Zeitungshändler die Umrisse des Herrn Professors am Straßenende auftauchen sieht, faltet er jenes Morgenblatt zusammen, das der Oberlehrer allmorgendlich kauft.
Wenn die »162« daherkommt und der Oberlehrer sich in Trab setzt, denkt der Zeitungshändler: »Oh, daß er sie doch nicht erreichte!...«

Später sitzt der Oberlehrer im Klassenzimmer, prüft Friedrich Kulpe und Thomas Ungewinn, den einen in Partizipialkonstruktion, den andern im Gerundium, und denkt: »Versetzen? – Oder nicht versetzen?« Aber an den Straßenhändler denkt der Herr Professor nicht.
Der Straßenhändler hat die Morgenblätter verkauft und wartet auf die Mittagszeitungen. Er geht in die nächste Patzenhofer-Stube, ißt Königsberger Klops und trinkt ein großes Hell und denkt an das schlechte Geschäft, weil es gerade regnet.
Aber an den Herrn Professor denkt der Straßenhändler gar nicht.
Morgen, um halb acht Uhr früh, wird dennoch der Oberlehrer aus dem Hause kommen, einen Pack Hefte unter dem Arm, Morgenkaffeegeschmack noch im Mund, pünktlich zwei Minuten zu spät. Die »162« wird fortfahren. »Noch eine halbe Minute!...« wird der Oberlehrer denken.
Aber wehe! – Drüben an der Straßenecke wird der Händler schon das bewußte Morgenblatt zusammenfalten...

Berliner Börsen-Courier, 6. 2. 1921

DIE PASSION

Im Großen Schauspielhaus

In sieben Bildern die Leidensgeschichte Christi. Das mittelalterliche französische Mysterienspiel der Brüder *Greban* hat Wilhelm *Schmidtbonn* nicht nur – wie es auf dem Theaterzettel heißt – »frei übertragen«, sondern auch aus dem Naiven ins Problematische gerückt. Niemals ist selbst das Premierenpublikum des Großen Schauspielhauses so empfänglich gewesen für die Passionsgeschichte Christi wie heute, im Jahre 1921. Aber nicht Christi Schmerz um die Menscheit des Kurfürstendamms wurde ihr gezeigt, sondern eine literarische Kuriosität. Deshalb und weil in Meinhardts Kolossalmanege alle religiöse Lyrik sich in pathetische Bildhaftigkeit wandeln muß, um nicht ganz verlorenzugehen, weil in der Pause zwischen einer göttlichen Erscheinung und einem wunderbaren Leid sichtbar und hörbar die Bühnentechnik des zwanzigsten Jahrhunderts mit Scheinwerfern, elektrisch gehobenen und gesenkten Kulissen, mit Dielengepolter und Maschinenkrach

den Fortschritt der Zivilisation beweist; und weil schließlich das Publikum das Pausendunkel als Aufforderung der Regie auffaßt, durch Räuspern, Stuhlklappen, Niesen seine Anwesenheit darzutun – war man weder ergriffen noch bewegt, sondern nur »interessiert«, obwohl *alle* Schauspieler ausgezeichnet, Fritz *Wendhausens* Regie stilgemäß (wenn man von dem leider Gegebenen der Zirkusräumlichkeit und -technik absieht) und Klaus *Pringsheims* Musik schlicht-fromm wirkten.

Klöpfer (als Jesus) mußte, Manegevoraussetzungen Rechnung tragend, die sanfte Innerlichkeit des Christusleids mit antik plastischem Gebärdenschmerz verbinden. Es gelang ihm. Erschütternd menschlich wirkte die plötzliche Brüchigkeit in der Stimme, als er Judas umarmte, wissend um den Verrat und um den Verräter leidend. – Lina *Lossen* (als Maria) traf den naiven Schmerz der Mutter, die selbst als Mutter Gottes – Mutter ist, die die Notwendigkeit versteht, aber nicht fassen kann, und die sich endlich nur deshalb fügt, weil sie darüber sterben darf, so überzeugend, daß ich glaubte, die Mütterlichkeit aller Frauen der Welt in ihr verkörpert zu sehen. – Römisch-heroenhaft, heldisch-schön und fremd war Raul Lange (Pontius Pilatus). – Der Frauenchor klang manchmal zu irdisch-nahe.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 7. 2. 1921

WELTUNTERGANG (II)

Jährlich, mindestens einmal, droht die Welt unterzugehen. Nun melden die Blätter, daß der Komet *Pons-Winnecke*, der zwischen den Nachtlokalen des Äthers beschwipst umhertaumelt, unwiderstehlich angezogen von den Berechnungen der Astronomie, in den nächsten Wochen wieder in den Bannkreis einer Sternwarte gerät und der Erde mit seinem leuchtenden Flederwisch liebkosend übers Angesicht fährt. – Aber die Welt geht bestimmt nicht unter.

In einer Wiener »Reformschule« – einer Anstalt, in der Schulkinder manchmal auch unterrichtet werden – sah ich die Zeichnung eines kleinen Mädchens: Wie die Welt untergeht. Die roten Linien auf der Klassentafel krümmten sich in einer Art Krampf-Zickzack. Und die Kreide

lag in Mehlstaub verwandelt auf dem Katheder. Hefte und Bücher flogen mit gesträubten Blättern in dem windschiefen Klassenzimmer umher. Der Herr Lehrer saß mit einem gebrochenen Lineal in Händen, eine geknickte Autorität, auf dem Boden neben dem Stuhl. Alle Kinder lagen tot und verletzt in den Bänken, die sich vertikal aufbäumten. Rote Kreide rann in Strömen.

Einen gewaltsamen Weltuntergang durch Explosion hätte ich mir früher, vor dem Kriege, vorstellen können, wie die Welt, Elektrizität und Fortschritt unaufhörlich einatmend, mit technischen Sensationen zum Bersten gefüllt, eines Tages ganz allein, ohne Zusammenstoß, wirklich geborsten wäre. Aber heute ist kein Zerplatzen mehr möglich. Das Stadium der Einschrumpfung durchlaufend, wird die Welt schimmlich verdorren wie eine Zitrone, die in der Schublade vergessen liegengeblieben ist.

In einem verschwiegenen Raum eines Berliner Bahnhofes fand ich diese Tafelinschrift: »Der Schlüssel befindet sich bei der Wärterin, die als solche kenntlich gemacht ist.«

Die Wärterin, von Gott »als solche« kenntlich gemacht, aß eine Schmalzstulle. Ich hätte sie agnosziert, wenn ich ihr im wilden Wald begegnet wäre oder auf dem Ball des Witwenklubs »Rosentugend« oder auf der Nasenspitze des Montblanc. Aber sie war »als solche« nicht behördlich kenntlich gemacht.

Ich fragte sie: wodurch sie kenntlich gemacht wäre?

Durch eine Armbinde, sagte sie. Aber die Armbinde trüge man jetzt nicht mehr, seit der Revolution.

Und *das*, seht Ihr, ist Weltuntergang.

Prager Tagblatt, 10. 2. 1921

FULDA ALS WELTANSCHAUUNG

Am 22. Januar fand im Trianon-Theater die Uraufführung von »Das Wundermittel«, Lustspiel von Ludwig Fulda mit Käthe Haack und Julius Falkenstein, statt.

Ich hielt Fulda bislang für einen harmlosen Prologisten bei fünfzigjährigen Beständen frommer Kunstvereine, einen Turnenkel Jahns am

christlichen germanischen Schönheitsidealreck. Seine Seele, deuchte mir, schritte Parade in einexerziertem Epigonenjambenmarsch durch die klassisch gezierten Portale fremder und deutscher Burgtheaterliteratur. Stammte er nicht aus dem Volke der Gelegenheitsdichter und Anlaßdenker? In Blumentälern lustwandelnd, auf Kadelburgen Gastfreundschaft genießend, war er erträglicher Aufputz der Zivilisation. Plötzlich aber ward er uns offenbar als Weltanschauung.

Nun wird er gefährlich, da er den Gipfel seines Wirkens erreicht. Es zeigt sich nämlich, daß er nicht zu den Bourgeoisinstinktzüchtern gehört, sondern daß er diese ganze Züchtung repräsentiert. Er kommt nicht der Weltanschauung des Spießers entgegen – diese Weltanschauung lebt in ihm, literarisch verkörpert in seinen Gestalten und Tendenzen.

Die sinnig-sittige Atmosphäre eines Ateliers, in dem zwei erwachsene Männer und eine volljährige Jungfrau kameradschaftlich hausen und zu dritt einen Kettenhandel treiben mit Fulda-Sentenzen und -Gefühlen, dümmlicher Keuschheit, vernageltem Idealismus – das ist die Atmosphäre »aus des Dichters Werkstätte«. – Eine junge, fesche, flick-, stopf-, tipp- und tatbereite Frau, die unberührt und meilenfern jeder Verderbnis dennoch mit einer widerlichen Altklugheit Dirnenweisheiten über »die Männer« zu sagen weiß (alle wollen sie von uns dasselbe) – das ist Fuldas Idealweib. – Die Rapidität, mit der teutsche Jünglinge aus der Stille der Begabtheit in den Schieberstrom der Welt schießen und überzeugt sind von ihrer gelungenen Charakterbildung und der Notwendigkeit ihres Seins, das erklärt Fuldas eigene Existenz restlos. Selbst er, der den Schwindel erfand, glaubt heute bereits an sein eigenes »Wundermittel«. Außer ihm glaubt's (wie in seinem Stück) die ganze Welt. Indem er eine Satire gegen sie zu schreiben glaubte, schrieb er eine gegen sich. Denn die Welt glaubt nicht nur an moderne unverständliche Bilder, sie glaubt noch mehr an schlechte Wundermittel. Sie geht aus Snobismus mit der verrücktesten Kunstrichtung. Aber mit Ludwig Fulda aus natürlicher Veranlagung.

Die gefährlichsten, weil verständlichsten Gegenargumentationen sind die platten. Fulda benützt dem Bürger geläufige Gegenbeweise. Er »enthüllt« nach Reportermanier: Der »Unternehmer« des »Expressionismus« ist – man sieht es ja – ein ganz gemeiner Schwindler. Und weil es wirklich derlei gibt oder mindestens geben kann, ist Fuldas Feldzug gegen das Werdende erfolgreich.

Beschränkte sich der Erfolg Fuldas nur auf die Austreibung des Snobis-

mus allein, so wäre er anständig. Aber Ludwig nimmt dem Bürger den Snobismus vielleicht und gibt ihm dafür den Glauben an das Wundermittel: Fulda. Und weil die Welt mehr bürgerlich als anderswie ist, mehr Fulda-verwandt als snobistisch veranlagt, ist Fulda gefährlich geworden.
Von nun an werde ich sie fürchten, die Fuldanaer, selbst wenn sie Festprologe bringen.

Freie Deutsche Bühne, 13. 2. 1921

KINDER OHNE HEIMAT

Die Tätigkeit des Berliner Vormundschaftsamtes

Anläßlich der Umwandlung der einzelnen Stadtgemeinden Berlins in ein »*Groß-Berlin*« war die Verfügung erlassen worden, sämtliche bis jetzt zentralisierten Behörden, insofern es nicht den Grundbedingungen ihrer Wirksamkeit widerspräche, zu *dezentralisieren* und ihre Tätigkeit den einzelnen Bezirksämtern der Gemeinde Groß-Berlin zu übertragen. Von dieser Verfügung wurde auch das seit dem Jahre 1912 bestehende *Vormundschaftsamt der Gemeinde Groß-Berlin*, dessen Wirkungskreis im Laufe der Kriegsjahre sich allmählich erweiterte, so daß dem Vormundschaftsamt heute die Obhut über *zwanzigtausend elternlose Kinder* obliegt, betroffen. Sowohl die *Vormundschaftsrichter* als auch die Beamten wehrten sich und wehren sich noch heute gegen eine Dezentralisation des Vormundschaftsamtes. Die Vormundschaftsrichter legten in einem Schreiben an den Berliner Magistrat alle Gründe für die Beibehaltung des zentralisierten Vormundschaftsamtes im Dezember v.J. dar. Auf dieses Schreiben hin erhielten die Berliner Vormundschaftsrichter vom Magistrat eine *schroffe Antwort*, die fast einer Rüge gleichkam. Der Magistrat stellt sich nämlich auf den Standpunkt, daß durch das Gesetz der Schaffung Groß-Berlins die Dezentralisierung des Vormundschaftsamtes erfolgen *müsse*, während die Vormundschaftsrichter auf die Einschränkung in dem Gesetze hinweisen, die darauf hindeutet, daß alle jene Behörden, deren Wirkung durch eine Dezentralisierung geschwächt würde, wie bis jetzt bestehen bleiben. Ein zweites Schreiben, das die Vormundschaftsrichter in der-

selben Angelegenheit an den Magistrat sandten und das Anfang Januar abging, ist bis jetzt vorderhand noch nicht erledigt. Man muß aber annehmen, daß die Schwierigkeiten der Aufstellung des Vormundschaftsamtes schon bei Beginn der Aufteilung in dem Maße in Erscheinung treten werden, daß von einer Dezentralisierung wird abgesehen werden müssen.

Vormünder und Richter

Nebst vielen anderen Gründen für die Beibehaltung des geeinten Vormundschaftsamtes sprechen auch die folgenden: Berlin hat *nicht in allen Bezirken* eine gleich große Zahl Waisen beziehungsweise unehelicher Kinder. Zwei Bezirksämter, *Moabit* und *Wedding* zum Beispiel, wären also mit Arbeit überlastet, während die andern Bezirke im Verhältnis sehr wenig in Vormundschaftsangelegenheiten zu tun hätten. Außerdem ist bekanntlich der *Wohnungswechsel* der unehelichen Kinder so häufig, daß durch die Übersendung der Papiere aus einem Bezirk in den anderen Zeit- und Geldverlust entstehen würden. Die Prozeßvertreter, die bis jetzt mit den einzelnen Vormündern um so besser auskamen, als jeder Vormund sein Vormundschaftsgericht kannte und ein persönliches Verhältnis zu den Richtern hatte, kämen jetzt nach der Dezentralisation vor ungeahnte Komplikationen. Für *zweiundzwanzig Abteilungen* des Vormundschaftsgerichtes arbeiten gegenwärtig *fünfzehn Buchhalter* in einem gemeinsamen Raum und stehen in fortwährender Verbindung miteinander. Im Hause des Vormundschaftsamtes in der Landsberger Straße 43/47 ist alles vorhanden: ein *Arzt*, der die Schwangeren untersucht, ein *Notar*, der Urkunden ausstellt, ein *Rechtsbeirat*, der Frauen und Kinder berät, eine *Schwester* mit *vierzehn Helferinnen*, eine *Schwangerschaftshilfe*, die *Adoptivabteilung*, die *Kasse*. Die Dezentralisation aller dieser Ämter ist rein technisch ein Ding der Unmöglichkeit. Daß der Magistrat die Aufteilung des Vormundschaftsamtes beschlossen hat, ohne mit den Beamten und den Vormundschafsrichtern vorher beraten zu haben, beweist nur das Kleben der Behörde am starren Buchstaben und eine Einsichtslosigkeit, die ihresgleichen sucht.

Die Sprechstunde

Das Gebäude des Vormundschaftsamtes in der Landsberger Straße ist sehr groß, umfaßt drei Nummern, einen quadratischen Häuserkomplex (43 bis 47). Das Vormundschaftsamt ist in drei Stockwerken untergebracht. Um zehn Uhr vormittags füllen sich die Gänge. Frauen aus allen Ständen und Bevölkerungskreisen mit Kindern auf dem Arm und Männer. Auf den Bänken in den Korridoren sitzen sie. Die Kinder lärmen, spielen. Die Frauen erzählen einander ihre Schicksale. Bei der einen hat es der Vormund durchgedrückt, daß sie zwanzigtausend Mark bekommt, die andere erhält nur zweitausend. Rasch ist sie beim Vormund, um sich darüber zu beklagen. »Ja«, sagt der Vormund (er ist ein weiser Herr), »hätten Sie sich halt den Vater ihres Kindes in reicheren Kreisen gesucht. Ich kann nichts dafür.« Schwangere Frauen sind in großer Anzahl da. Sie belagern den Rechtsbeirat *Dr. Ehlers*. Dr. Ehlers war aktiver Hauptmann und wurde im Kriege blind. Er hat es durch eine unermüdliche Ausdauer dazu gebracht, daß er jetzt alle einschlägigen Gesetze und Paragraphen beherrscht, sich in jede Sache vertieft, auswendig Bescheid weiß, fast alle Namen seiner Klienten kennt, Briefe diktiert und mit den Vätern verhandelt.

Verwickelte Lage

Den meisten schwangeren Frauen handelt es sich darum, Geld für die Zeit ihrer Niederkunft und die ersten Wochen nach der Geburt des Kindes zu bekommen. Nach dem Gesetze ist der uneheliche Vater erst nach der Geburt des Kindes verpflichtet zu zahlen. Es handelt sich also um eine »einstweilige Verfügung zur Pfändung«. Der uneheliche Vater erlegt beim Vormundschaftsamt eine Summe für die Mutter und für die ersten drei Monate nach der Geburt des Kindes. Bei den meisten Vätern geht es glatt. Ein einundzwanzigjähriger Bursche, Handwerker von Beruf, mit 250 Mark Wochenlohn, erlegt pünktlich jede Woche *hundertfünfzig Mark* für das Kind. Es gilt aber, meist sehr verzwickte Fragen zu erledigen: Eine verheiratete Frau, die gegenwärtig von ihrem Mann geschieden werden soll, ist schwanger. Das erwartete Kind ist die Frucht eines Ehebruches. Dieser Ehebruch hat die Scheidung veranlaßt. Das Kind, das nun geboren wird, trägt den Namen des Ehe-

gatten der Mutter, nicht den seines wirklichen Vaters. Dieser Ehegatte kann für die Versorgung des Kindes nicht in Anspruch genommen werden, da er ja eben dieses Kindes wegen die Scheidung beantragt hat. Das Kind ist aber dennoch gesetzlich nicht das Kind des unehelichen Vaters. Es handelt sich also darum, der ratlosen Frau Geld zu beschaffen. Auf gütlichem Wege, durch Vorladungen und Verhandlungen mit dem Vater, wird der Frau, so gut es geht, geholfen. Es regnet Adoptionsfragen, Erbschaftsregulierungen, Volljährigkeitserklärungen.

Sie erinnert sich nicht mehr

Ein junges Weib, neunzehnjährig kaum, blond, Stirnlöckchen, Halbschuh, hoher Absatz, blaues Kostüm, schwanger. Anscheinend aus kleinbürgerlichem Hause. Sie ist einmal, abenteuersüchtig, ins Café gegangen, hat sich »ansprechen« lassen, hat – unvorsichtig genug – nicht nach dem Namen des Herrn gefragt und soll jetzt ein Kind bekommen. Sie kennt den Vater nicht. Aber *sie schämt sich*, vor dem Vormundschaftsamt die wahre Sachlage anzugeben, und *erfindet einen Vater*. Einen fremden Namen. Die Nachforschungen des Amtes bleiben natürlich ergebnislos. Nach langem Zureden gesteht das Mädchen, daß es sich des Vaters seines Kindes nicht mehr erinnere. Man übergibt sie der Schwangerschaftsfürsorge.

Er ist es nicht

Ein würdiger Herr, Scheitel, glattrasiert, vierzigjährig. Eine Frau hat ihn als Vater ihres Kindes bezeichnet. Er ist offenbar aus besseren Kreisen. Er schwört, daß er nicht der Vater ist. Die Frau soll eine *eidesstattliche Versicherung* abgeben. Sie ist jung. Es ist vielleicht das erste Mal, vor den Folgen einer falschen eidesstattlichen Versicherung wird ihr ein bißchen bange. Es ist vielleicht doch ein anderer gewesen.

In der Schwangerschafts-Fürsorgestelle

Die Frauen, die die Schwangerschafts-Fürsorgestelle aufsuchen, stehen im Alter zwischen *sechzehn und einundzwanzig* und gehören verschiedenen Berufen und Ständen an. Meist sind es Arbeiterinnen, Tagelöhnerinnen, Dienstmädchen, Kellnerinnen. Aber auch eine *Opernsängerin* kommt hierher, eine *Adelige*, eine *Offizierstochter*. Es ist sehr charakteristisch, daß, obwohl die Zahl der Hebammen und Ärzte, die in Berlin für verhältnismäßig billiges Geld Abtreibungen vornehmen, sehr groß ist, die jungen Frauen dennoch entbinden wollen. Allerdings versagen bei den meisten die Abtreibungsmittel, viele sind zu unerfahren, um ihren Zustand rechtzeitig zu erkennen, und die meisten hoffen, daß ihnen während der Zeit der Schwangerschaft doch noch irgendwie plötzlich Hilfe kommen würde: durch eine Heirat oder auf andere Weise.

Dreiundzwanzig vom Hundert

Der Arzt, der zweimal in der Woche Sprechstunde hat, gibt den Frauen sogenannte *»Schwangerschaftsbescheinigungen«* und verweist sie an die Armen- oder Krankenkasse. Die Frauen bekommen Milchscheine, finden, wenn sie unterkunftslos sind, Aufnahme im *Frauenheim*, wo sie sich mit Heimarbeit beschäftigen. Die Unterstützung aus den Krankenkassenbeiträgen beträgt etwa *zehntausend Mark jährlich*. Die Schwangerschaftsfürsorge unterstützt jährlich *vier- bis fünftausend schwangere Frauen*, das sind *dreiundzwanzig vom Hundert in Berlin*. Die Auszahlung der Mietsbeiträge an den Wirt der Schwangeren, die Versorgung der Frau mit Lebensmitteln, Wäsche für das Kind und die Zuweisung an Entbindungsanstalten (gewöhnlich das Birchow-Krankenhaus) gehörten ebenfalls zu den Obliegenheiten dieser Fürsorgestelle.

Ein vierzehnjähriger Vater

Auch in der Fürsorgestelle gibt es komplizierte Fälle. Verschiedene Geldzuschüsse für die Schwangeren müssen, wie schon erwähnt, durch eine sogenannte einstweilige Verfügung vom Vater mit vieler Mühe erlangt werden. In der letzten Zeit ereignete es sich, daß eine *dreiundzwanzigjährige Frau von einem Vierzehnjährigen* schwanger war. Die Geschichte spielt im Norden Berlins. Der vierzehnjährige Vater, der gesetzlich gar nicht zu verklagen ist, mußte auf dem Umwege *über seinen Vater belangt* werden. So kommt es, daß ein Großvater zur Zahlung der Alimente verpflichtet werden kann.

Adoptiveltern und -kinder

Im allgemeinen kann man sich kaum einen Begriff machen, wie viele kinderlose Familien Adoptivkinder anzunehmen wünschen. Die Adoptivstelle bringt die elternlosen Kinder meist sehr gut unter. Auf dem Land, in wohlhabenden bürgerlichen Familien, in der letzten Zeit sogar bei *ausländischen Valutafürsten*. Nicht weniger als *siebenhundert Kinder* sind augenblicklich an Adoptiveltern abzugeben. Im vergangenen Jahr sind *zweihundertdreißig Kinder* untergebracht worden. Der Wunsch der meisten Adoptiveltern geht nach einem *Mädchen* im Alter von zwei bis drei Jahren. *Knaben* sind *weniger* begehrt. Psychologisch ist diese Tatsache einerseits durch den Krieg zu erklären, der den Eltern gezeigt hat, welch eine undankbare Aufgabe es ist, Söhne großzuziehen, die man dann opfern muß, andererseits aber auch so, daß der Wunsch nach dem Kinde ja gewöhnlich *von der Frau* ausgeht, die sich meist nach einem Mädchen sehnt. Die Wünsche der Adoptiveltern sind sehr verschieden und natürlich sehr schwer zu befriedigen. Sie wünschen zum Beispiel »blaue Augen«, »intelligentes, sanftes Temperament«, »gute Herkunft«. Besonders aber sind zwei Begriffe zu Schlagworten geworden: »eheliche Vollwaise« und »Kriegswaise«. Die Trennung von den natürlichen Müttern ist gewöhnlich sehr leicht. Es gibt Adoptiveltern, die hintereinander *fast jährlich* Adoptivkinder aus der Adoptivstelle holen, wie zum Beispiel ein Hamburger Ehepaar, das bereits *drei Jungen* zu sich genommen hat.

Der Roman des kleinen Rudi

Ein chilenischer Milliardär und Großindustrieller, der vor einiger Zeit bei seinen Verwandten in *Berlin* weilte, wollte, da er kinderlos ist, einen Erben aus Deutschland holen und ließ sich die Knaben aus der Adoptivstelle vorführen. Am besten gefiel ihm der fünfjährige Rudi, Sohn einer Kellnerin und eines unbekannten Vaters. Der fünfjährige Knabe fährt nun als Milliardärssohn nach *Chile*, nachdem von der Gesandtschaft des Fremden dem Vormundschaftsamt genaue Auskunft über das ungeheure Vermögen des Großindustriellen erteilt worden war.

Schwindelannoncen

In der letzten Zeit nehmen infolge der eifrigen Recherchen des Vormundschaftsamtes die Schwindelannoncen in den Tageszeitungen bedeutend ab. Sie bezogen sich zumeist auf *falsche Adoptionen*, gewissenlose Hebammen, die von den Mädchen, den jungen Müttern, Geld bekamen und für das Kind beziehungsweise für eine Adoption zu sorgen versprachen, standen mit Schwindlerpaaren in Verbindung, teilten die Beute, und nachdem die Mutter bereits eine Menge Geld gezahlt hatte, stellte es sich heraus, daß von einer Adoption keine Rede sei. Heute sind die Adoptivschwindler bereits so vorsichtig, daß ihr Vorgehen gesetzlich nicht strafbar erscheint und den Behörden keine Handhabe, gegen sie einzuschreiten, geboten werden kann. Ein noch nicht aufgeklärter Fall spielte vor einiger Zeit in einem *Berliner Hotel.* Es war wahrscheinlich eine sogenannte falsche Adoption. Das Eingreifen des Vormundschaftsamtes verscheuchte sofort den Fremden, der annonciert hatte. (Es war ein Schwede.)

Die schwarze Liste

Das Vormundschaftsamt hat viele Adoptiveltern auf die sogenannte schwarze Liste gesetzt. Es sind Familien, die sich zur Erziehung der Kinder nicht eignen, Vorbestrafte, Kranke und solche, über die die eingeholten Auskünfte ungünstig lauten. Jene Eltern, denen ein Kind

übergeben wird, müssen einen *Probeantrag* für drei Monate mit dem Vormundschaftsamt schließen. Die sogenannte *Geburtsurkunde* bleibt dem Kinde sein Leben lang erhalten, so daß eine Verheimlichung seiner Abstammung unmöglich ist. Es ist dies eine Härte im Gesetz, das in der Republik bald abgeschafft werden sollte. Bekannt ist wahrscheinlich allgemein das Gesetz, das Eheleute *unter fünfzig Jahren* die Adoption verbietet. Der Staat schützt den noch ungeborenen natürlichen Nachkommen vor dem Blutsfremden. Ausnahmen sind nur dann gestattet, wenn ein ärztliches Attest die *Sterilität des Ehepaares* bezeugt.

Die Kleiderkammer

In der Kleiderkammer des Vormundschaftsamtes, die Weihnachten 1919 mit einem vom Roten Kreuz gestifteten Stammkapital von *zehntausend Mark* gegründet wurde, verkauft man um dreißig bis fünfzig Prozent billiger als in Kaufläden den Müttern Kleidungsstücke, Windeln, Gummitücher, Nahrungsmittel. Mittellose, schwangere Frauen erhalten Waren und Lebensmittel *umsonst*, beziehungsweise werden ihre Einkäufe auf das Konto des Vaters gebucht, nachdem eine sogenannte einstweilige Verfügung vorausgegangen ist. Der Umsatz der Kleiderkammer beträgt *dreißig- bis vierzigtausend Mark im Monat* und hat täglich einen Besuch von *fünfzig bis sechzig Kunden* aufzuweisen.

Pflegeelternschaft als Gewerbe

Es wird den meisten unbekannt sein, daß die Pflegeelternschaft gewissermaßen ein Berliner *Beruf* ist. Das Vormundschaftsamt hat einen Riesenstamm von sogenannten *fixen Pflegeeltern*, von denen *achthundert* eingetragen, aber noch viel mehr gewiß vorhanden sind. Die Pflegeeltern sind durchwegs Proletarier. Sie müssen eine sogenannte *»Haltekindererlaubnis«* besitzen und sich bei der Behörde eines guten Leumunds erfreuen. Eine Lücke im Vormundschaftsgesetz bedeutet die Tatsache, daß für Kinder *über sechs Jahre* die Pflegeeltern *keine* Haltekindererlaubnis besitzen müssen. (Als ob ein siebenjähriges Kind den

schlechten Einflüssen seiner Umgebung nicht mehr verfallen könnte!) Mit dem Kind, das sich bei den Pflegeeltern befindet und mit diesen selbst steht der betreffende *Berufsvormund* fortwährend in Verbindung. Diese Privatpflegestellen sind einerseits ungeeignet, weil jede Kontrolle von seiten des Vormundschaftsamtes über den Verbrauch an Milch, Zucker und dergleichen unmöglich ist. Es kommt vor, daß die Pflegemütter Zucker- und Milchkarten verkaufen und dem Kinde Saccharin und Ersatz geben. Wäre die Gefahr der Infektionskrankheiten in den *Heimen* nicht so groß und lehrte die Erfahrung nicht, daß in Heimen aufgezogene Kinder typische »Heimkinder« sind, d.h. geistig und körperlich zurückgeblieben, so wäre die Unterbringung in Heimen noch am zweckmäßigsten. Aber sowohl die erwähnten Gefahren als auch die Tatsache, daß jede Art von Kasernierung – auch die hygienische – die individuelle Entwicklung hemmt, lassen Pflegeelternschaft als das kleinere Übel erscheinen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 18./21. 2. 1921

AUTORITÄTEN

Autorität wird von Gott selbst verliehen. Ihre äußeren Kennzeichen sind selten Zepter und Reichsapfel, sondern meist Gebrauchsgegenstände, einfache wochentägliche, wie zum Beispiel ein Schnurrbart oder eine Goldborte.

Unser Griechischlehrer, der einen grünen Rock trug und von einem Patinaschimmer umgeben war wie ein seltener Aorist, schwang einen großen schwarzgebundenen Katalog, gewissermaßen ein Damokles-Klassenbuch über unseren Häuptern und war doch keine Autorität. Der Schuldiener aber, der Valentin hieß, einfach Valentin, hatte nur einen rechteckigen Schnurrbart mit geschliffenen Spitzen und allerdings eine Schulglocke. Und war eine Autorität.

Papierene Autoritäten wie die eines Lehrers zum Beispiel – ob sie nun auf Kathedern oder Thronstühlen sitzen – kann eine Revolution stürzen. Die Autoritäten von Gottes Gnaden mit den dünngeschliffenen Schnurrbartenden und der Goldbortenglorie um den Kopf sind das stets Bleibende im welthistorischen Wechsel der Gesinnungen.

Wer zur Autorität geboren ist, wird nicht Staatsmann oder Professor, sondern irgend etwas Beliebiges, Subordiniertes. Zum Beispiel Wetterprophet.

Jeden Morgen tritt ein kleiner Mann mit einem Regenschirm in den Friseurladen. Er ist lächerlich wie ein Scherzartikel; so als bestünde er nicht wirklich, sondern gewissermaßen in Anführungszeichen. Er muß jede seiner Bewegungen irgendwie besonders hervorheben, damit man sie bemerke. Aber er ist eine Autorität kraft seines Regenschirms und mit Gottes Willen.

Ich stelle mir vor, daß er einmal, vor grauen Zeiten, an einem wolkenlosen Sommermorgen in den Laden kam und seine Autorität mit einer Regenprophezeiung begründete. Dann regnete es wirklich. Und der kleine Mann wurde Autorität in Wettersachen. Der Friseur richtet sich nach den Antworten des Mannes. Der Gehilfe, weiß er nicht, ob er am Sonntag nach Potsdam soll oder in die Komische Oper, fragt den Mann mit dem Regenschirm. Nur der Lehrling fragt nicht, weil er ohne Rücksicht auf Wetterverhältnisse zu Hause Ohrfeigen bekommen muß.

Täglich sehe ich den tanzenden Tisch an der Straßenecke. Den tanzenden Tisch zeigt ein Mann, der offenbar Autorität hat. Sein Tisch tanzt nur, wenn fünf oder sechs Leute ihre Hände auf der Platte halten. Der Mann trägt eine großkarierte Sportmütze und einen wehenden Schlips. Er flattert mit einem großen roten Taschentuch. Seiner Autorität gehorchend, stützen sechs Leute ihre Hände auf die Tischplatte.

Dann rotiert der Tisch mit den Sechsen schnell, immer schneller, bis der Autoritäre »halt!« ruft.

Der Tisch bleibt plötzlich stehen, und alle sechs fallen in den Straßendreck.

Das Geheimnis des tanzenden Tisches besteht in einem Trick. Das Geheimnis erfährt man nur um den Preis von zwei Mark.

Wer einmal im Dreck gelegen hat, entschädigt sich für den eigenen Schaden und den Spott der Unbeteiligten durch den Ankauf des Geheimnisses, um mit dem Respekt, den seine erhandelte Macht hervorruft, seine frühere Lächerlichkeit auszugleichen.

Obwohl außer dem Zauberkünstler keiner die Anwendung des Tricks so gut versteht, daß er andere tanzen lassen und aufs Pflaster schmeißen könnte, tut jeder so, als wüßte er's und – oh! – würde es ihnen schon zeigen.

Einer nach dem andern legt seine Hände auf die Tischplatte, wirbelt und fällt und zahlt, auf das Pflaster gezwungen von der Autorität des Straßenhändlers.
Der Straßenhändler strömt Autorität aus wie ein Motor elektrischen Treibstrom und richtet um sich einen Autoritätswall auf. Und ist nur ein Straßenhändler.

Autorität haben alle Besteckmenschen. Das sind Wesen, die das Zeichen ihrer Hörigkeit, als wären sie Messer oder Gabel, in Gestalt eines Monogramms auf Livreeknöpfen und Mützenschildern eingraviert haben. Autoritäten sind Pförtner und Schaffner. Was dir ein Straßenbauingenieur in Zivil sagt, muß nicht richtig sein. Aber ein Mann aus Tressen, Schnurrbart und Farbentuch weiß alles. Bei einem Backenbartigen gar ist ein Irrtum ausgeschlossen. Seine Worte schreiten im Parademarsch zum Takt einer unhörbaren Militärmusik in sicherer Defilierung auf gerader Luftlinie dem »Direktion« gewordenen Ziel zu.
Eine Autorität ist der unbekannte, alle kennende Herr im Cutaway, der mich im Kaffeehaus höflich grüßend stört, sanft beruflich schaukelnd zwischen Tisch und Tisch einhergeht, freudige Überraschung im Antlitz, wenn er mich sieht, weil er so lang, lang schon auf mich gewartet hat und die Sehnsucht seiner Kindheit endlich in Erfüllung gegangen ist. Alle Kellner, die frackflügelschlagend zwischen sich öffnenden Gästereihen durchschießen, schlängeln sich in Ellipsenbiegung um den Herrn, und sein Blick, der streng werden kann, macht eine wehende Serviette erstarren.
Autorität auch ist die Kassiererin, die wie eine riesengroße Likörflasche in Frauenform, wahrscheinlich zu Reklamezwecken, hinter Glas und Zuckerpyramiden auf erhöhtem, lehnelosem Stuhl sitzt; und nichts ist, was ihr entginge.
Minister hebt und senkt die Waage der Gelegenheit wie eine Wasserwelle Schiffsplankenbretter. Ihre Autorität ist vergänglich, weil sie erworben ist.
Ewig bleibt der Pförtner des Gebäudes, Freskobildnis, das aus dem Portal, zu plötzlichem Leben erweckt, herausgetreten ist, weil seine Autorität Gottesgnadentum ist.

Berliner Börsen-Courier, 19. 2. 1921

NÄCHTE IN KASCHEMMEN

Die Romantik der Kaschemmennächte bricht am Bahnhof Alexanderplatz, Ausgang Münzstraße, ein und überwuchert groß, schwellend die Gegend, ich glaube, die ganze Welt. Zu dem Wesen dieser Kaschemmennächte gehört die Neue Schönhauser Straße, aus deren Pflastersteinen, als wären es Laternenpfähle oder sonstwie der Straße gehörende Gegenstände, Zuhälter und ihre Mädchen wachsen, und auch die Polizeidirektion, deren Tore bereits zu sind und von zwei Grünen bewacht. Die Sehnsucht dieser zwei Schutzpolizisten ist eine Zigarette, die man nicht rauchen darf im Dienst, oder eine Stunde in einem rötlich angehauchten Lokal und nicht eine Dirne, die man abfassen kann, weil ihr Zuhälter nicht rasch genug zur Stelle war, sondern ein Zigarettengeschäft gewissenlos, pflichtvergessen in einer Haustornische abwickelte. Ohne die Weinmeisterstraße, an deren Ecken Gesindel wuchert, kann ich mir die Kaschemmennacht auch nicht denken. Und ganz bestimmt nicht ohne den Spitzel, der in Zivil, aber uniformiert, inkognito und kenntlich, weil seine Schnurrbartspitzen treue Pflichterfüllung und Wachtmeisterdienstzeit verraten, Autorität und Sicherheit in Schritt und Blick, nach den Unsicheren späht. Und wäre er selbst unscheinbarer, mimikryhafter, als er ist, an Schritt und Blick allein würde ich ihn erkennen, an der Furchtlosigkeit, in der er aufragt, leise gestützt von einem Schanktisch oder einer Mauer. Die anderen haben keine Furchtlosigkeit, nur Frechheit.

Café Dalles

Das Café Dalles in der Neuen Schönhauser Straße 13 hieß einmal Engelspalast. So ändern sich die Zeiten. Es war eine Zeitlang öffentliche Speisehalle, und ich glaube, das ist wohl seine ursprüngliche Bestimmung. Engelspaläste werden nicht von vornherein so gebaut: mit langen Schlünden, deren äußerstes Ende, wie das Ufer eines weiten Sees, unsichtbar in Rauchnebeln verschwindet; und mit einem zweiten Eingang links, in dem einmal vielleicht ein Séparée für Engel außer Dienst war und heute ein Roulettetisch steht und

Roulettespiele an den Wänden hängen, Kästen mit Glasscheiben, mit buntbemalten Ansichtskartenhintergrund, harmlos wie Spielzeuge für die heranreifende Jugend.

Kirsch, der Einbrecher, und Tegler Willy und der Apachenfritz sitzen am Tisch, und gegenüber steht der Herr Wachtmeister. Hinten am Ende des Schlundes sitzt Elli auf irgend jemandes Knien, denn sie hat neue Strümpfe an. Es geht nicht, daß man die neuen Strümpfe nicht zeigt. Sie hat blonde Löckchen ins Gesicht gekämmt. Die Löckchen sind etwas steif und baumeln, wie gestärkte Rüschen, um das Gesicht. Ich glaube, sie hat keinen anderen Wunsch als den nach einem halbgeleerten Allasch. Mag sie ihn trinken. Mein Freund gibt ihr ein Butterbrot. Ich glaube, sie hat gar keine Wünsche mehr. Neue Strümpfe, einen Allasch und ein Butterbrot. Es ist wirklich ein Engelspalast.
Kirsch (ich weiß nicht, wie er augenblicklich mit der Polizei steht, sein Verhältnis zu dem Wachtmeister läßt auf einen Waffenstillstand schließen) dreht vielleicht eine neue Sache, oder er bespricht eine Skatpartie, eine harmlose, oder wird bald hinübergehen, links, wo der Roulettetisch steht. In der Ecke rechts beim Eingang spielt jemand Klavier, und Kirsch geht Geld einsammeln. Vielleicht fühlt er die Notwendigkeit, sich irgendwie zu betätigen. Alle geben ihm aus Respekt oder weil sie eben geben wollen, obwohl sie das Spiel kaum hören. Die dünnen Klänge sind in Zigarrendunst, wie in Wattebäusche, eingewickelt. –

Das Reeselokal

Das Reeselokal schwimmt in rotem Licht. Alle Lampen tragen dunkelrote Papierservietten um die Schultern, wie Pelerinen, und auf dem Podium spielt die Musik, und die Gäste sind etwas nüancierter. Reese ist das Lokal, zu dem man *hingeht*. Die anderen sind Lokale, in denen man *sich aufhält*. Man tut gewissermaßen einen tiefen Atemzug, ehe man zu Reese kommt. Und man geht gewöhnlich nach 8 Uhr abends hin. Und die Musik heißt »Konzert«.
Auch kann man bei Reese den Hut abnehmen, und kein Mensch sieht dich an. Und manchmal taucht, niederschwebend aus westlichen Sphären, ein Falschspieler auf. Und nicht etwa Kirsch geht für die

Musik einsammeln, sondern ein Mann, der mit kleinen, grünen, numerierten *Kartons* versehen ist. So ist es bei Reese.
Bei Reese werden die Gäste zwar »höflichst ersucht, sofort zu zahlen«, aber der Kellner hat Anstand genug, sich zu entfernen, wenn man's nicht tut. Bei Reese trägt man auch ein Kostüm, wenn man Dame ist, und manchmal sagt der Kellner wirklich: Die Dame, bitte! Die Dame aber sagt dem Kellner: du. Neue Strümpfe sind bei Reese keine Seltenheit.
Auch steigt man drei Stufen empor in den rückwärtigen Saal, wo man Skat spielt. Und der junge, verlotterte Schauspieler, der ein ganz begabter Bursche war, ist hier Stammgast. Er sucht sich eine Skatpartie zusammen.
Manchmal mischt sich bei Reese Politik und Verbrechen. Und *Kern* sah ich wieder. Ich kenne ihn von *Budapest* und *Wien* her. Es war eine Zeit der Umstürze, und ich war auch einmal in Ungarn eingesperrt...
Bei Reese spielt die Kapelle ohne Pause, und sie ist schwarz gekleidet. Es ist zwar kein ausgesprochener Kapellmeister da, aber ein erster Geiger, der mit den Augen dirigiert. Und die Musik spielt gut.
Manchmal ist bei Reese auch ein kleiner Skandal. Aber es sind immer Ehrensachen. Es geht nie ums Geld, sondern um die Frauen.
So ist es bei Reese.

Der Albert-Keller

Der Albert-Keller dagegen in der Weinmeisterstraße ist still und ohne Musik und auch nicht in Rot getaucht. Der Besitzer ist ein rumänischer Einwanderer und heißt mit dem Namen Albert. Man versteht den Namen »Albert-Keller«.
Der Albert-Keller hat Stammgäste von einer solchen Dauerhaftigkeit, daß sie sogar ihre Post dort abholen. Gewisse Institutionen des Albert-Kellers erinnern an die eines Literatencafés. Man kann zum Beispiel im Albert-Keller einen ganzen Nachmittag schlafen. Paul schlief gerade die vierte Stunde, als wir ankamen. Er schlief den Kopf auf dem Tisch, und es war, als sägte er mit der Nase die Tischplatte durch. Neben ihm bewachte Regine, glasbrillantengeschmückt, seinen Schlaf. Paula war mit ihrem Zuhälter da. Der trank ein Glas Bier, klopfte dem Mädchen die Schulter ab und sagte: Guten Tag. Sie blieb sitzen, in einer schmut-

zigen Bluse, mit schwammigen hängenden Brüsten, und trank den Kaffee meines Freundes aus. Vorgestern war sie in der Hirtenstraße in einem feinen Lokal gewesen und hatte guten Kaffee getrunken. Und dieser hier schmeckte ihr gar nicht, pfui! Ein anderes Mädchen lehnte am eisernen Ofen. Sie fror und war still, und wenn sie sprach (sie sagte nur: »Was machst du?«), sah man, daß sie keine Zähne hatte. Ihr Rudolf hat einen plombengefüllten Mund. Es ist gar kein Mund, es ist eine ganze Goldkiste.

Therese ist blond, ganz oxydiert, und ich begleite sie zum Stand am Alexanderplatz. Sie ist augenblicklich in einer Art Krise. Der Rudolf nämlich, dem sein Mädchen eingesperrt wurde, sah sich plötzlich allein, und er engagierte Therese. Inzwischen aber (kaum eine Woche war sie drin gewesen) kam die andere wieder heraus, und die war routinierter, auch üppiger an Gestalt. Sie hatte es bereits im Fußgelenk sozusagen und war ein unvergleichlich besseres Geschäft. Infolgedessen ließ Rudolf Therese. Sie sucht eine Stütze. »Das ist kein Charakter, der Rudolf«, sagt sie. »Er hätte sich doch mit mir aussprechen können.«

Ja. Ich meine auch, Rudolf ist kein Charakter. Wie kann man nur so auf Geschäft sehen!

Ich muß Therese beim Abschied den Daumen drücken, damit sie Glück hat. Und dann ist sie zufrieden. Ich glaube, sie ist ein Charakter.

Die Zigarrenkiste

Auch die Welt der Kaschemmen hat ihre Symbole und geheiligten Merkmale. Das Abzeichen eines Tambours zum Beispiel ist eine respektable, ausgewachsene Keule mit Goldtressen. Das Kennzeichen eines Einbrechers ist eine Zigarrenkiste.

In der Zigarrenkiste liegen keine holländischen Zigarren, sondern je nach ihrer Größe: »Tendel« oder »Ellen« oder »Knacker«. Oder: »Einfach-Mittelbruch« und »Doppel-Mittelbruch«.

In der Welt der Kaschemmen haben nämlich sogar die Einbruchswerkzeuge ihre Spitznamen. Ein Dietrich heißt »Tendel«, ein Brecheisen »Ellen«, ein Bohrwerkzeug, das allerdings dank dem rapiden Fortschritt der Technik ein überholtes Kulturmittel ist, heißt »Knacker«. Ein Mann, der mit »Knackern« arbeitet, hat bei mir alle Achtung ver-

loren. Er ist zurückgeblieben. Wer etwas auf sich hält, verdient, was er zum Leben braucht, mit Sprengstoffen, Sauerstoffen und Gebläse. Ein Knacker?! – Pfui!

In der Zigarrenschachtel liegen auch »S-Haken«. S-Haken heißen so, weil sie die Form eines lateinischen »S« haben. Für einfache Korridortüren genügt ein S-Haken. Franz aber hat niemals S-Haken. Einfache Korridortüren öffnet er mit einem Taschenmesser. Franz hat es weit gebracht!

Franz trägt die Zigarrenkiste immer in der Rocktasche. Franz aber pfeift überhaupt auf Symbole. Er *braucht* keine Zigarrenkiste. Und er ist doch der Franz!...

Die Zigarrenkiste – sie muß ramponiert sein und abgegriffen und einen widerspenstig gegen die Strippe ankämpfenden Deckel haben – ist das Kenn- und Erkennungszeichen. Es kann nicht etwa eine beliebige Kiste sein! – Eine Zigarettenschachtel gewiß nicht! Es muß eine ganz zweifellose *Zigarrenkiste* sein.

Siehst du: Ein Mann, der *ohne* Zigarrenkiste über die Schwelle tritt – was ist er schon? Höchstens Zuhälter! Dem sagt der Wirt so leicht von oben herab: »Na! Wie geht's?« – und es ist so, als würde er dem Ankömmling jede einzelne Silbe allergnädigst auf die Schulter klopfen. Aber ein Mann, der mit einer Zigarrenkiste kommt, findet eine freie Gasse, durch die er tritt, und minderwertige Zuhälter machen einen Respektsbogen um ihn. Das ist die Bannmeile der Zigarrenkiste. Man sollte nicht glauben, was so eine harmlose Zigarrenkiste vermag. Sie ist das Sinnbild der Autorität und bildet sozusagen für jeden Anfänger und neuen Kaschemmenweltbürger den Tornister, in dem er seinen Marschallstab trägt. Ehre der Zigarrenkiste! –

In der Mulackstraße

Um elf Uhr nachts sieht die Mulackstraße aus wie ein Teil einer ausgegrabenen Stadt. Eine Laterne an der Ecke der Schönhauser Straße schielt furchtsam quer herüber. Ein Mädchen patrouilliert auf und ab, unaufhörlich und gleichmäßig wie ein Pendel, als würde sie von einem unsichtbaren Räderwerk in Bewegung gesetzt.

An der Ecke links ist *Willys* Budike. Sein Gehilfe Hans ist auch da. Dieser Gehilfe ist von einer geschniegelt-unschuldigen Haartracht, ge-

scheitelt und pomadisiert. Und *Gustav*, der Lithograph, fühlt sich hier ganz wie zu Hause. Er trägt weiche Filzpantoffeln, und sein Gesicht ist wie ein herbstliches Stoppelfeld.
Willy ist *Buchmacher*. Einmal sind ihm ein paar Offiziere hereingefallen, die eigentlich nichts mit Buchmachern zu tun haben dürfen. Willy begrüßte eben einen dem Auto entstiegenen Freund. Vor dem Auto bekamen die Offiziere Respekt. Sie glaubten, ein Buchmacher, der einen Autobesitzer zum Freund hat, sei kein Buchmacher. Sie gaben Willy Geld. Sehr viel Geld. Dann verschwand Willy.
Gegen halb zwölf kommt der »lange Hermann«. Er hat ein sehr gemütliches, breites Gesicht. Seine Augen sind klein und verschwommen, es sieht aus, als verbergen sie sich hinter einem leisen Tränenschleier, um ungesehen zu beobachten.
Um dieselbe Zeit verschwindet Gustav. Ich weiß nicht, was Gustav im Keller macht. –

Die Tippelkneipe

In der *Tippelkneipe* (Linsenstraße) sitzen »Kloppbrüder« und Straßenfeger. »Kloppbrüder« sind Bettler. Ihre Uniformen sind weit und haben Raum genug für »Gelegenheitsware«. Die »Kloppbrüder« sind alle dünn und erfroren, die Kälte sitzt in allen Poren ihrer Haut. Die Kälte ist in zehn afrikanischen Sommern nicht auszutreiben. Es ist gewiß nicht leicht, »Kloppbruder« zu sein.
Sie spielen Karten. Ihre schmutzigen Pappkartons klatschen jedesmal auf den Tisch wie gedämpfte Ohrfeigen.
Fred und *Karlchen* sind keine Kloppbrüder. Es ist überhaupt sehr nett von ihnen, daß sie hier sitzen. Das haben sie, Gott sei Dank, nicht nötig. – Fred und Karlchen: verdienen jeden Tag zweihundert Mark.
Fred und Karlchen sind im Westen tätig. Als Glühlampenspezialisten. Nur vornehme Häuser kommen in Betracht.
In so einem Hausflur ist manche Glühbirne angebracht. Da steigt Karlchen auf Freds Schulter und schraubt die Glühbirne ab. *Vier bis sechs Mark* das Stück zahlen zwei Firmen in der Elsasser Straße. Die Elektrotechniker fragen nicht nach der Herkunft der Glühbirnen. Elektrotechniker sind nicht neugierig.

Seht Ihr ein, daß es eigentlich nett ist von Fred und Karlchen, hier zu sitzen? Unter gewöhnlichen Kloppbrüdern bei einem Skat?! –
Es ist sehr still in der Tippelkneipe. Ein alter Hund lagert vor dem eisernen Ofen. Das Aufklatschen der Karten stört ihn nicht. »So ist das Hundeleben!« – denkt er.

Gipsdiele

Diese Diele heißt deshalb so, weil sie in der Gipsstraße liegt. Es ist alles so einfach in dieser Welt!
Ich bin sehr gerne in der Gipsdiele. Es ist ein gemütliches Lokal. Klein, schmalbrüstig, und der Mann hinterm Tisch, dick und rundlich, der in seiner Gewandung aussieht wie ein kleines kostümiertes Bierfaß auf einer Maskerade, dem jemand einen Kopf aufgesetzt hat, nimmt selbst einen beträchtlichen Raum ein. Viel bleibt für die zwanzig anderen auch nicht übrig.
Es sind viele Bekannte hier. Der »lange Max«, Stukkateur (aber nur am Tage), die Grete, die eigentlich Margot heißt, die kleine Berta, Else (ohne Zunamen) und schließlich Anny, die schlesische, zum Unterschied von der bayerischen.
Es empfiehlt sich, beide nicht zu verwechseln; die bayerische Anny hat ihren Stand am Schönhauser Tor und kommt nie in diese Gegend. Außerdem ist sie erst vor einer Woche zurückgekommen. Aus dem Zuchthaus, behauptet sie. Aber ich glaube ihr nicht. Sie ist, wie Max ganz richtig sagt, aus dem Krankenhaus gekommen und schämt sich nur, es zu sagen.
Anny, die schlesische, zählt Geld. Wenn ich hinsehe, hört sie auf zu zählen. Ich weiß nicht, warum. Ich erzähl's doch niemandem.
Jemand hat seine Zigarrenkiste hingestellt und bestellt zwei Allasch. Das Hinstellen der Kiste und die Bestellung haben ein großes Loch in die Unterhaltung der Gesellschaft geschlagen: Sie schweigen. Ein Mann mit einer Hoteldienerkappe denkt eifrig nach: Was hat er nur gedreht?
Max sagt zu dem Mann mit der Kappe: »Ich brauche eine Frau und eine ›Doppelte Mittelbruch‹.« – Die »Doppelte Mittelbruch« kann man leicht haben. Morgen schon. Aber eine Frau – das geht augenblicklich nicht.

Um jeder Eventualität vorzubeugen, kreischt Erna: »Ich bin besetzt!« Erna liebt den Franz. Erna hat seit einer Woche eine Goldplombe und lacht infolgedessen unaufhörlich. Sie kann doch nicht etwa den Mund offenhalten wie ein hungriges Krokodil! Nein! Wenn die Welt sehen soll, daß sie eine Goldplombe hat, muß Erna lachen. Erna lacht bei den traurigsten Gelegenheiten.
Franz ist groß und breit und tritt gerade ein. Einen Augenblick lang füllt seine Persönlichkeit das Lokal vollkommen. Er strotzt vor Autorität. Alle Zuhälter werden klein, fallen schlaff in sich zusammen wie geplatzte Gummiballons.
Erna erhält einen Rippenstoß, daß sie gegen die Bank taumelt. Aber Erna lacht...

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 23./28. 2. 1921

DIE PROMINENTEN

Die »Prominenten« heißen die Hervorragenden, wörtlich: die Glänzenden, bildlich: die Helden. Diejenigen, denen, verbürgten Überlieferungen zufolge, schon in die Wiege gutgesinnte Wesen himmlischer Struktur Gaben hineinwerfen wie Münzen in einen Opferstock. Sie allein haben Anspruch auf »Schicksal«, während alle andern, Minderwertigen sich mit Zufällen (unsinnigen oder geistreichen) begnügen müssen. Im Leben der Prominenten trägt jede Geringfügigkeit Lesebuchfrüchte. Alle Ereignisse, die für die Weltgeschichte unbrauchbar sind, fallen dennoch nicht in den Papierkorb, sondern geben Veranlassung zu Anekdoten. So, von der Vorsehung bewacht, von Gott selbst gewissermaßen durch ein Fernglas beobachtet, treten sie nach antiken Mustern ihren Scheideweg an, der gewöhnlich zu Lorbeer und Memoiren steil hinanführt.
Die Weltgeschichte kennt viele »Prominente«. Zum Beispiel: Napoleon, oder: Goethe, oder: Friedrich den Großen. Der Leser weiß bereits, was ein »Prominenter« ist.
Bis nun war das so, daß ein wirklich »Prominenter« zu Lebzeiten zwar schon von seiner Prominenz wußte, aber nicht viel mehr davon sprach, als gerade nötig war. Der Respekt – auch der Prominenten – vor der

Nachwelt war zu groß, als daß man ihr ein Urteil vorwegzunehmen gewagt hätte. Auch ging es den meisten Prominenten im Leben nicht so, wie sie es verdient hätten. Just in den entscheidenden Augenblicken erwachte der traditionelle Neid der Götter. Die Prominenten aber duldeten gerne und überließen alles getrost der Nachwelt, der sie überhaupt das größte Vertrauen entgegenbrachten.
Neuerdings haben sich die Prominenten eines andern besonnen. Sie sind entschlossen, sich gegen einen ungerechtfertigten Götterneid zur Wehr zu setzen und alle Ansprüche, die sie dank ihrer Prominenz an das Leben stellen zu müssen glauben, auch »durchzudrücken«. Sie haben von der Revolution und dem Sozialismus die Notwendigkeit der Organisation gelernt. Die Prominenten organisieren sich.

Die prominenten Schauspieler Deutschlands organisieren sich. Die Bühnengenossenschaft hat bereits festgestellt, daß die Prominentenbewegung von *Berlin* ausgeht. Die prominenten Schauspieler Deutschlands wünschen eine ihrer Prominenz entsprechende Behandlung. Sie wollen sich ihr Startum sichern. Durch Organisation Größe bewahren.

Ich kann mir keine rapidere Niederlage des Helden- und Führergedankens vorstellen: Organisation ist die Kampfmethode der Schwachen. Die Gedrückten, Zufälligen und Ausgebeuteten, die Nachtrottenden, nicht die Wegesuchenden, die Befohlenen und zum Gehorsam Geborenen gelangen nur durch das Mittel der Einigkeit zur widerstandsfähigen Stärke. Die von Geburt Starken sind am mächtigsten allein.
Die prominenten Schauspieler, die ihre Prominenz widerlegen, indem sie ihre Bedeutung durch eine behördlich konzessionierte Vereinigung festlegen, besitzen die glückliche Geistesart kleinstädtischer *Hautevolée*. Sie gründen eine Art Stammtisch der besseren Kreise.

Wer darf über die Prominenz eines Schauspielers entscheiden? Der Theaterdirektor, der Kritikerverband oder die Tafelrunde der Prominenten selbst? Wenn die Knie zittrig, die Kehle heiser, das Auge glanzlos werden, ist man dann noch Prominenter? Oder tritt man aus und verlangt seinen Mitgliedsbeitrag für das letzte Halbjahr zurück?
Ich stelle mir einen Verein der mythologischen Prominenten vor: Herkules, Zeus', des Donnerers, Sohn, der seinen Krankenkassenbeitrag entrichtet; Siegfried, der Drachentöter, mit einer Mitgliedskarte in der

Brieftasche; Odysseus, der den Kassierer um ein Monatsgeld beschwindelt. Gunther – Gunther? – War der überhaupt prominent?

Nein! pfui! sagte der Prominente. Niemals wird ein Statist mein Betriebsrat sein! Die alphabetische Reihenfolge der Mitglieder einer Genossenschaft – oh, wie blamabel!
Ich verstünde einen, der so spräche und entschlossen wäre, einsam auf steilem Bergesgrat zu wandeln.
Nie werde ich zehn verstehen, die mit der Mehrzahl eine Einsamkeit begründen wollen: zwecks Unternehmung einer Kletterpartie auf den Höhen der Menschheit.
Ich begreife den Auserkorenen, dem der Herr im Dornbusch sich zeigt. Einem organisierten Dutzend Auserkorener erscheint kein flammender Herrgott.
Es gibt eine Gleichartigkeit der Unbedeutenden.
Die Größen der einzelnen sind nicht einmal ähnlich: weder in der Art noch in der Wirkung.
Wohl aber verstehe ich eine Star-Gewerkschaft. Moissi, Asta Nielsen, Trude Hesterberg, Celly de Rheydt. Was volle Häuser bringt.
Dann aber mögen die Prominenten ehrlich sein und sich nur *Stars* nennen. Es kann eine Ritterkaste geben. Eine Kaste der Helden ist unmöglich.
Eine Genossenschaft der Könige ist absurd.

Berliner Börsen-Courier, 23. 2. 1921

EIN PROFESSOR

Vor einigen Tagen wurde der ordentliche Professor der Philosophie an der Wiener Universität, *Adolf Stöhr*, begraben. Er starb, fünfundsechzig Jahre alt, an den Folgen eines simplen Rotlaufs, nachdem er sein Lebenswerk *(»Wege des Glaubens«)* vollendet hatte. Er war ein origineller Philosoph und im Leben so still und einfach, daß selbst nach seinem Tode die Zeitungen nicht laut wurden. Ich glaube, daß an der großen Stille um ihn ein paar Kleinigkeiten schuld sind. Zum Beispiel: sein graukarierter Salonrock.

Ich war vier Jahre lang sein Schüler und trug und zerriß verschiedene Anzüge. Adolf Stöhr aber trug immer seinen graukarierten Salonrock, in dem er wahrscheinlich groß und alt geworden war und alle seine Bücher geschrieben hatte. (Ich nenne nur: »Letzte Lebenseinheiten und ihr Verband im Kleinplasma«; »Der Begriff des Lebens«; »Analyse der reinen Naturwissenschaft Kants«; »Die Vieldeutigkeit des Urteils«; »Psychologie der Aussage«.) Er war ein gründlicher Sprachenkenner und behandelte das Wort fast naturwissenschaftlich wie ein gezüchtetes Experimentierobjekt. Er glaubte an die Gewalt der Sprache über die Sprechenden und daß die Dummheit der meisten Menschen von der Übermacht des Ausdrucks komme. Zu den vom Wort Verleiteten zählte er: die Frauen, die Journalisten und – die ordentlichen Professoren der Philosophie. Und auch das gehört zu den Kleinigkeiten, die eine große Stille verursachen.

Dazu gehörte auch seine große Rondeschrift, deren Buchstaben rundvollendet und deutlich waren wie knusprige Mohnkringel. Er kam von der Naturwissenschaft her und baute kühne Metaphysik auf biologischen Ergebnissen wie ein Bergmann, der zwischen vitalischen Harmlosigkeiten Mysterien findet, mineralischen Tiefen entsteigt, um sich zum Gottsucher zu wandeln.

Adolf Stöhr ist in wissenschaftlichen Kreisen bekannt geworden. Populär wurde er nicht, denn er trug einen graukarierten Salonrock und schrieb eine für einen Philosophen sträflich lesbare Handschrift. Auch las er von acht bis neun Uhr früh, da die Unberufenen und Ruhmkünder noch schliefen und ihn nicht hören konnten. Andere Philosophen waren schwarz gekleidet, lasen von sieben bis acht Uhr abends und wurden populär. Die Philosophie ist auch ein Beruf und erfordert Repräsentation.

Ich glaube nicht, daß die Historie den Philosophen der Gegenwart Physiognomien und persönliche Symbolik verleihen wird wie den Weisen des klassischen Altertums. Obwohl ein Bratenrock, ein graukarierter, doch so etwas wie eine Tonne ist und Stille erzeugt wie ein ausgewachsenes Riesenfaß...

Berliner Tageblatt, 26. 2. 1921

IM DAMPFBAD BEI NACHT

Das Asyl der Reinlichen

Das Dampfbad im Admiralspalast ist wieder die ganze Nacht offen, nachdem sein Nachtbetrieb während des Krieges zuerst eingeschränkt, dann vollkommen eingestellt war. Man kann *des Nachts dampfbaden*.

Vor dem Kriege war es der unbedingt erforderliche Abschluß verbummelter Nächte und die neue Menschwerdung des freiwilligen Nachtwandlers. Er spülte das Gestern in den Bassins ab und entstieg den Wassern des Admiralspalastes, dem Heute geweiht, frisch rasiert, neuen Taten entgegen, in die Morgenluft der Friedrichstraße. Das Dampfbad war die Zäsur zwischen nächtlichem Pofelbacchanal und täglicher Berufstätigkeit. Es stand zwischen Barbüfett und Bürotisch. Anders hätte man – man erinnere sich – jenen Vergnügenspolterdienst in Permanenz nicht durchhalten können.

Heute, da das Lustgeschäft in der Diele schwebt und der Mensch der neuen Generation es nicht mehr nötig hat, in reinen Gewässern zu baden, weil ihm alle Salben, mit denen er geschmiert ist, abgeschlemmt würden, ist das Dampfbad ein *Nachtasyl* geworden. Wer kein Hotelzimmer findet, geht ins Dampfbad. Eine Nacht kostet zwanzig Mark. Für diesen Preis hat man sich sozusagen reingeschlafen und ausgeschwitzt. Man müßte über dem Dampfbad ein Motto anbringen. Etwa: »Durch Schweiß zum Licht!«

Von dem nahegelegenen Bahnhof Friedrichstraße kommen gegen Mitternacht *Reisende* mit Koffern. Von ergebnislosen Wanderungen durch die Hotels der Stadt zurückgekehrt, atmen die Menschen Erlösung vor dem Eingang ins Bad. Es ist langsam eine notwendige Institution dieser Großstadt geworden! Es fördert und reinigt den Fremdenverkehr.

Der groteske Anblick eines nächtlichen Heißluftzimmers, in dem sechzehn splitternackte Obdachlose den Kohlenruß einer Eisenbahnfahrt auszudünsten bestrebt sind, erweckt infernalische Vorstellungen. Es ist wie eine Illustrationskette zu Dantes Rekognoszierungsfahrten in der Unterwelt. Der kraft höherer Weisungen einzig Bekleidete und seiner Schrubberpflicht Vollbewußte, der dräuend mit Folterfaust und Frottierinstrument griffbereit dasteht, könnte ganz gut ein Diener der

Unterwelt sein, wüßte man nicht, daß sein Höllencharakter sich lindert, wenn zum Schluß nach überstandener Buße ein Trinkgeld seinen wahren Beruf offenbart.

Ich weiß nicht, ob die Menschen auch in der Hölle so lächerlich sind. Wenn auch unten die Sitte besteht, sie nackt auszuziehen, dann sind sie es trotz der Tragik sicherlich. Ich glaube, daß die mitternächtliche Zeit die an und für sich komische Nacktheit der Menschen noch verstärkt. So grotesk ist die Vorstellung, daß jemand in der Zeit zwischen zwölf und zwei Heißluft genießen will.

Irgendwer macht mit schlottrigen Gelenken, die aussehen, als wären sie mit Zwirnfäden probeweise zusammengeheftet, in einem Bassin Schwimmübungen, eine ganze nächtliche Stunde hindurch. Der andere, der dick ist und der zum Festhalten seines Bademantels sich eigens von der Erde den Äquator borgen müßte, sieht mit grauenhaft schadenfroher Miene dem Gelenkeschlottrigen zu, bis ihn selbst fröstelt und er beschließt, sich im heißen Bassin die durch den Anblick des Schwimmenden verlorengegangene Wärmeenergie zuzuführen. Er tappt vorsichtig mit dem rechten Fuß hinein, es ist ihm doch zu heiß, ich glaube, er möchte gerne sehen, wie er schreitet -- aber sein Bauch ist nicht aus Glas.

Das *Schlafzimmer* sieht aus wie ein ausgehöhltes Polygon aus der Geometrie. Die Sofas sind klein, niedrig und zahlreich. Sie stehen da wie absichtslos, als hätte man sie gerade noch nur hier aufbewahren können. Die Frottierten versuchen, sich auf den Sofas Ruhe zu holen.

Bei dieser Gelegenheit lassen sie dem andern keine. Es ist ganz unglaublich, was die Reinlichkeit für versteckte Sehnsüchte aus den Schlupfwinkeln ausgeschwitzter Seelen heraufzuholen imstande ist. Der *Appetit* wächst ungeheuerlich. Ich glaube fast, daß das Dampfbad während des Krieges nur deshalb geschlossen war, weil England uns blockierte. Sechzehn gründlich gereinigte Menschen können die Vorräte *einer großen Stadt für ein halbes Jahr* vollkommen verzehren.

Oh, wenn Stullen nicht die Eigenschaft hätten, in Knisterpapier eingewickelt zu sein! Als würde weiches Papier nicht genügen! Drei Herren, die von der Bahn gekommen sind, lassen sich ihre Handkoffer herübergeben. Ich hoffte, einer würde den Proviant für alle drei in seinem Koffer haben. Ich hoffte weiter, der Hunger würde bei allen dreien *gleichzeitig* auftreten, da sie doch mit demselben Zug gekommen und gleichzeitig mit dem Bad fertig waren. Sie aber, hinterlistig, benützten ihren Appetit als Reizmittel für mich.

Abwechselnd klinkte je einer von den dreien seinen Koffer auf, sein kleiner Schlüssel quietschte im Schloß wie ein junger Hund, und dann kam das Auspacken; mit sämtlichen Stadien einer regelrechten Frühstücksentfaltung, als wären wir nicht in einem Dampfbad bei Nacht, sondern auf einer grünen Wiese am Sonntagnachmittag.
Mit der Zeit lernte ich die drei Reisenden deutlich voneinander unterscheiden. Der eine entwickelte sein Brot rasch und sicher, und er raschelte nicht, sondern rauschte. Der andere rauschte nicht, sondern war ungeduldig und riß immer seine Papiere durch. Der dritte währte am längsten. Er packte umständlich und mit viel Sorgfalt das Papier wieder zusammen. Ich glaube, der hatte noch eine lange Reise vor sich.
Seltsam, wie einer sich bemüht, allen Anwesenden klarzumachen, daß er's gar nicht notwendig hat, hier zu baden. Nein, gewiß nicht. Er war schon gestern rein. Wer zweifelt daran? Aber so ein unfreiwilliges Bad, meint er, weil man kein Hotel findet, ist auch nicht unangenehm. Und obwohl ich ihm herzlich gern glaube, daß er unbedingt reingewaschen war, noch ehe er ankam, hört er nicht auf, mich zu überzeugen. Er ist aus der Provinz. Es kommt ihm sehr spaßhaft vor, und ich sehe schon, er nimmt sich vor, es der nächsten Stammtischrunde zu erzählen, was man alles in Berlin erleben kann.
Man schläft nicht schlecht auf diesen Sofas, wenn man bereits gesättigte Schlafnachbarn hat. Tritt man in den Korridor, sieht man ein Plakat, das einerseits das Rauchen verbietet (woher sollte man auch Zigaretten nehmen?), andererseits das Betreten des Manikürzimmers in »unbekleidetem Zustande«. Dennoch sah ich Unbekleidete aus einem Manikürzimmer treten.
Menschen im Urzustand wandeln durch die Gänge des Admiralspalastes. So müssen die Landstraßen der Welt ausgesehen haben, als sie noch ganz jung war und die Herren- und Damenkonfektion noch kein blühender Erwerbszweig.
Geht man um 5 Uhr früh auf die finstere Straße, sieht man gerade noch das letzte Stadium eines Trennungsprozesses zwischen Mann und Frau und das müde Geschlurf eines Friedrichstraßenmädchens, das in dieser Nacht Pech gehabt hat und leer nach Hause geht. Es regnet, irgendwo rollt ein Lastwagen, und man friert bitterlich.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 4. 3. 1921

IM LAUFSCHRITT NACH LEIPZIG

Dauerlauf auf der Landstraße

Der *Zentralverband der deutschen Leichtathleten* hatte mich für Freitag, sieben Uhr früh, eingeladen. Um neun Uhr begann der Wettlauf Berlin–Leipzig. Ich sollte mit dem Auto mitfahren.
Um sieben Uhr früh trank ich in der Geschäftsstelle, Binger Weinstuben, Brückenstraße 4, acht Kognak. Als ich fertig war, kam der Chauffeur und sagte: Es ist kalt draußen. Er wollte auch einen Kognak. Darauf trank ich weitere sechs Kognak. Da hörte es auf, draußen kalt zu sein.
Wir fuhren nach *Potsdam*. Im Potsdamer Lustgarten stand der Mann von der Meßterwoche und kurbelte. Der Starter schoß eine blinde Patrone ab, und die Läufer setzten sich in Bewegung. Dann begann die Fahrt auf der Landstraße.

Es ist eine sträflich kahle Landschaft zwischen *Berlin* und *Wittenberg*. An den Rändern der Landstraße ragt hie und da ein Wettläufer auf. Die Läufer tragen Pappendeckelschilder auf Brust und Rücken, bunte Trikots mit ganz kurzen Höschen. Ihre Schenkel sind stramm und arbeiten wie Mechanismen, pünktlich, zuverlässig, wie Hebel, die von irgendeinem Uhrwerk in Bewegung gesetzt werden. Der Abstand zwischen den einzelnen Läufern ist verhältnismäßig groß. Jeder läuft, die Fäuste an die Brust gepreßt, den Oberkörper vorgeneigt, hinter seinem Radfahrer oder vor ihm. Der Radfahrer heißt »Schrittmacher«. Aber es kommt vor, daß der Läufer rascher ist und sein eigener Schrittmacher sein muß. Er hat nämlich keinen fremden Mechanismus, der versagen könnte. Er hat nur seine Maschine aus Fleisch, Blut, Muskeln und Knochen: zwei Beine, auf die er sich verlassen kann.
Bis Wittenberg steigt die Landstraße langsam an. Es sieht aus, als bemühe sie sich, freie Ausschau zu gewinnen, Kilometer- und Prellsteine führen vorbei und zurück, kleine weiße Dingerchen, die plötzlich Eile bekommen zu haben scheinen, weil sie nicht länger auf einem Fleck warten wollen. Bis wir nach Treuenbrietzen kommen.

In Treuenbrietzen tragen die Schornsteinfeger Zylinder. Auf der Straße wickelt sich der lebhafte Verkehr eines Briefträgers ab, und vier

oder fünf semmelblonde Kinder werden in ihrem Würfeln aufgescheucht durch das heranratternde Auto. In Treuenbrietzen hält ein Auto selten. In dem kleinen Kaffeehaus trägt die Serviermamsell eine hochaufgesteckte Oxydfrisur und heizt den eisernen Ofen. Wir bringen mindestens zwanzig Kilometer Kälte in das Kaffeehaus. Und trinken Kognak...

Nach einer Weile kommt der erste Läufer. Es ist zwölf Uhr und einige Minuten. Der erste Läufer heißt *Sillier*. Er war 1913 im Wettlauf Berlin–Breslau Sieger. Er ist klein und schwarz und trägt ein schwarzes Trikot und hat ein ruhiges Gleichmaß in Bewegung und im Gesicht. Er hat einen slawisch-romanischen Typus und tiefliegende, gescheite schwarze Augen. Es sind die flinken Augen eines sehr schnellen, gewandten Menschen.

Ich bewundere ihn aufrichtig. Ich hätte diese Mechanisierung der Körperkräfte niemals geglaubt, wenn ich sie nicht an ihm erlebt hätte. Er macht den Eindruck einer ganz auf Laufen eingestellten menschlichen Maschinerie. Die Energie aller Körperteile rückt gewissermaßen abwärts, legt sich in die Beine. Es ist, als trüge er im Innern ein Uhrwerk, das aufgezogen wird, sechs Stunden, zwölf Stunden lang läuft und die Bewegungen der Beine zu regulieren hat. So pünktlich und exakt ist jedes Muskelspiel. Ich sah Sillier nach den ersten zehn Kilometern, nach dreißig, am nächsten Tage, am drittnächsten Tage in Leipzig beim Meßwettlauf. Sillier läuft immer noch so, wie er die ersten fünfzehn Schritte gelaufen ist.

In Treuenbrietzen muß man alle Läufer passieren lassen, dann kann man erst weiter. Einer der letzten, aber immer noch nicht der letzte, ist der Meistergeher *Bialoblocki*. Er ist marode geworden, er läuft nicht weiter, aber er geht. Geht, geht, unermüdlich, Ellenbogen rhythmisch vor- und rückwärtsstoßend, nach der zehnten Stunde immer noch so lächelnd, als ginge er Sonntag nachmittags auf einer grünen Wiese spazieren.

Ganz Treuenbrietzen (der Postbote, der Schornsteinfeger im Zylinder, die fünf Kinder) hat den Mund offen. Es ist eine außerordentlich günstige Fügung des Schicksals, eine besondere göttliche auf Treuenbrietzen herabgeträufelte Gnade Gottes, daß es mitten auf dem Weg der Dauerläufer liegt. Unser Auto rattert dem Ausgang zu, begleitet von den erstaunten Blicken des Postboten und dem bewundernden Glänzen des Schornsteinfegerzylinders.

Wittenberg ist eine historische Stadt, wie man weiß. Aber man merkt es gar nicht, wenn man nicht so gebildet wäre. Während wir aussteigen und die Leinwand zwischen zwei Bäumen ausspannen, auf der mit mächtigen schwarzen Buchstaben das Wort »Ziel« in die Ferne stiert, laufen die Kinder und die Großen am Eingang der Stadt Wittenberg zusammen, vielleicht genauso, wie sie einmal zusammenliefen, als etwas viel Wichtigeres geschah und irgend jemand fünfundneunzig Thesen anschlug. Ganz *Wittenberg* widerhallt von der Ankunft der Dauerwettläufer. Die Reformation hat wahrscheinlich eine ähnliche Aufregung hervorgerufen.
Am nächsten Morgen ist in Wittenberg *Musik*. Vor dem Café, das zugleich eine Bäckerei ist und in dem sich die Läufer umkleiden, das heißt auskleiden, haben vier Mann Wandermusikanten mit Flügelhorn und Trompeten und Pauke Aufstellung genommen. Sie spielen »Puppchen« im Marschtakt. Sie sind überhaupt sehr begabt. »An der Quelle saß der Knabe« ist ein Foxtrott. Die Wittenberger sind musikalische Leute. Irgendwo hoch oben im zweiten Stock klinkt ein sorgsam auf Erziehung bedachter Vater sein Fenster auf, um seinem Sprößling Dauerläufer und Musikanten zu zeigen. Während der Starter seine blinde Patrone abschießt und die Läufer sich in Bewegung setzen, geht in Trompeten und Flügelhorn ein mächtiger Sturm los, und Wittenberg erzittert.

Die Bitterfelder gehen ahnungslos in dem kleinen Städtchen ihrem gewiß sehr redlichen Tagewerk nach, bis auf einmal ein Läufer, halbnackt, schwitzend, Sensation ausströmend, durch die Hauptverkehrsstraßen läuft, Frauen vor Schreck ihre Markttaschen fallen lassen, Kinder die Schulranzen in die Ecke werfen, ein Lehrer, der, mit einem Morgenkaffeetropfen noch auf dem Schnurrbart, seinen Regenschirm spazierenführt, mitten auf dem Pflaster angewurzelt stehenbleibt und das Erlebnis Dauerwettläufer mühsam zu verdauen versucht. Bitterfeld ist sehr aufgeregt. Es sieht einen Läufer nach dem anderen ankommen und verschwinden. Alle fragen nach Ziel und Woher, und sie haben sich erst heute beruhigt, ich wette. –

In *Leipzig* ist Messe. Auf dem Brühl hängen Felle, Tücher, Kleider, und die ganze Stadt ist ein riesiger Marktplatz. Die Schutzleute haben ihre alten Helme hervorgesucht, um die Autorität zu stärken. Sie kön-

nen wieder reiten und traben von Zeit zu Zeit gemächlich auf einem Klepper zwecks Regulierung des Verkehrs.
Mitten durch den Rummel knattert unser Auto, rennen unsere Läufer. Ihre schöne Nacktheit macht Aufsehen. Die Leipziger sind sehr erstaunt, daß man von Berlin nach Leipzig zu Fuß läuft. (Ein richtiger Leipziger fährt auch schwerlich mit der Eisenbahn nach Berlin.) In der ersten Reihe läuft *Sillier*, mein Freund, klein, gelenkig, immer noch in demselben rhythmisch abgehackten Tempo wie gestern und vorgestern. Ich glaube, wenn die Erde eine Scheibe wäre und keine Kugel, er könnte unaufgehalten bis an den Rand der Welt laufen und noch weiterhin im Weltenraum.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 8. 3. 1921

UNTER FRANZÖSISCHEN FAHNEN

Französische Fahnen – Die Brotkarte als Ausweis – Viel Musik
General Degouttes Bewachung – Würdelose Anbiederung

Düsseldorf

Düsseldorf leidet bis jetzt unter der Besetzung nicht allzusehr, die moralische Wirkung ist allerdings schlimmer. *Französische Flaggen und Farben* verleihen der Stadt zwar noch immer nicht ein französisches Gepräge, aber immerhin deutlich das einer Okkupation. Heute kehrte ich schon von einem Fußmarsch durch Düsseldorf und Duisburg zurück. Als Ausweis diente mir eine *Berliner Brotkarte*. Vor der Kunstakademie lagerten Abteilungen französischer Infanterie. Auf dem Markt stehen Gewehrpyramiden und liegen die Blasinstrumente einer französischen Militärkapelle. Es ist überhaupt bezeichnend, daß die Franzosen mit verhältnismäßig *viel Musik* Besatzungen vornehmen. Jede dritte Gruppe marschierender Soldaten, die ich in Düsseldorf und auf dem Wege zwischen Duisburg und Ruhrort sah, hatte Militärmusik. In der Bismarckstraße (vielleicht, weil sie so heißt) hat sich eine verhältnismäßig große Zahl französischer Offiziere und Unteroffiziere einquartiert. In der Benrather Straße wäre es beinahe zu einem *Zusammenstoß* gekommen, weil ein französischer Unteroffizier, selbstver-

ständlich unabsichtlich, eine Auslagenscheibe ein wenig eingedrückt hatte. Die Angst der Besatzungstruppen ist jedenfalls deutlicher zu bemerken als irgendeine Beunruhigung der Düsseldorfer Bevölkerung. General *Degoutte* geht, wenn er in Düsseldorf ist, nicht anders aus als in Begleitung dreier Offiziere und, wie versichert, eines Geheimagenten in Zivil. An den Ufern des Rheins ruhen am Nachmittag die Poilus aus, die auf dem nahegelegenen Marktplatz ihren Dienst versehen haben und abgelöst wurden. Einige unangenehme Symptome niedriger Kriecherei konnte ich in Düsseldorf auch schon feststellen. Ein paar flinke Geschäftsleute haben es nicht unterlassen können, *französische Worte in ihren geschäftlichen Ankündigungen und auf den Schildern anzubringen.* Vor sämtlichen öffentlichen Anstalten, vor den größten und größeren Hotels und vor den Eingängen des Hofgartens stehen französische Posten. Wenn sich auch die einzelnen Kommandos bemühen, besondere Härten zu vermeiden, und gestern sogar die Absperrungsmaßnahmen bereits gemildert haben, so können doch einzelne kleine Tragödien nicht ungeschehen gemacht werden. Ich sah, wie ein Düsseldorfer Kriegerverein sich von seinen alten Degen trennen mußte. Ein alter, würdiger Herr mit weißem Schnurrbart packte die Waffen ein, um sie ins Rathaus zu tragen. Dabei kann selbst ein Antimilitarist Mitgefühl nicht verleugnen. Der Anblick eines Marokkaners oder eines gelben Anamiten vor dem Düsseldorfer Denkmal eines europäischen Genies verletzt, selbst wenn man an die durch den Krieg bewiesene Minderwertigkeit der europäischen Rasse glaubte. Der Düsseldorfer Güterbahnhof ist von einem Halbzug Infanterie mit fünf Maschinengewehren und zwei Tankwagen besetzt. Der unvermittelte Anblick eines Tankwagens oder eines kleinen Geschützes wirkt angesichts der friedlich spielenden Kinder und der Frauen, die mit Markttaschen am Arm über die Absperrungsmaßnahmen und Identitätsausweise sprechen, grotesk und lächerlich. Der Eindruck aber, den alle diese Geschütze, Tanks und die volle Kriegsausrüstung der Infanterie erwecken, ferner die Vorbereitungen, die ich auf meiner Fußwanderung durch das Gebiet von Düsseldorf, Duisburg und Mülheim sammeln konnte, lassen darauf schließen, daß zumindest der strategische bzw. praktische, wenn auch nicht politische Plan besteht, die *Besetzung eines viel größeren Teils des Industriegebiets vorzunehmen.* Eine scharfe Abgrenzung dreier oder mehrerer Städte ist überhaupt angesichts der geographischen Lage schwer möglich. Für diese An-

nahme spricht auch die *Beunruhigung*, die sich seit gestern plötzlich der Industriekreise bemächtigt zu haben scheint. Die in Mülheim ansässige Firma *Thyssen sowie Stinnes treffen Vorbereitungen*, und in der Bevölkerung ist die Nachricht laut geworden, daß Thyssen verreisen will. Eine gewisse Nervosität hat sich auch der Bevölkerung der an die besetzten Städte angrenzenden Ortschaften bemächtigt. Wilde Gerüchte flattern auf, man will da und dort Patrouillen gesehen haben, Quartiermacher und dergleichen. Es kommt vor, daß *einzelne Soldaten der Besatzungstruppen* oder auch kleinere und größere Trupps in eine unbesetzte Stadt hinüberschwärmen, entweder aus Versehen oder auch aus Übermut. Es verlautet, daß die Belgier in größerer Anzahl hierherkommen werden. Wie ich von französischen Besatzungstruppen erfuhr, beabsichtigen die Franzosen, die *Besetzung dieser drei Städte überhaupt den Belgiern zu überlassen*. Bekanntlich soll heute bereits ein belgischer General ankommen. Gestern sind mehrere Batterien belgischer Artillerie in Duisburg eingezogen. Aus der Richtung Hamborn ist belgische Kavallerie im Anzug, angeblich, um den Absperrungsdienst vorzunehmen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 11. 3. 1921

DIE HANDBEWEGUNG DES BÜRGERMEISTERS

Duisburg

Ich will versuchen, die *Duisburger Stadtverordnetenversammlung* vom 8. März dieses Jahres der Vergessenheit zu entreißen:

Der Duisburger Rathausplatz ist weit und schön, sein Pflaster sieht reingewaschen und gescheuert aus. Auf diesem Rathausplatz lagert am Nachmittag, um 4 Uhr, ein Zug französischer Infanterie.

Die Gewehrpyramiden stehen wie ein bedrohlicher Stacketenzaun um die rastenden Gruppen. Hellblau schimmert der Rathausplatz von den Felduniformen der Soldaten.

Seht! Ein *Maschinengewehr* haben sie in der Ecke mit der Mündung gegen den Ausgang des Platzes gerichtet.

Der Herr General – sein Mantel flattert im Winde, weil Feldherrnmäntel der Photographen wegen immer flattern müssen (sie sind schon sc

genäht, auch für den Fall einer völligen Windstille) – der Herr General entsteigt einem Wagen, von einem Adjutanten begleitet, der zu einer schwarzen Uniform eine rote goldbetreßte Kappe trägt. Der Herr General hat einen weißen Bart, er ist sicherlich streng und gütig zugleich, wie Generale schon sind, und nimmt die Meldung des diensthabenden Offiziers entgegen. Die französischen Soldaten erheben sich, und der General mustert sie.

Die Bewohner von Duisburg stehen hinter der Bannmeile des Rathausplatzes und sehen dem feldherrlichen Flattern des Generalmantels zu. Und dieses Zusehen ist so gefährlich, daß man jenes Maschinengewehr begreift und die drei hin- und zurückpendelnden Soldaten, die ihre Bannmeile jedesmal durch ein paar neue Schritte wiedererstehen lassen müssen.

Der General schreitet – Generale *schreiten* immer – die Stufen empor ins Rathaus. Im Rathaus ist Stadtverordnetenversammlung.

Es dunkelt bereits im Zimmer, und die Stadtverordnetengesichter sind im Dämmerlicht weiß und scharfumrissen und bedeutungsvoll. Man könnte glauben, hier säßen die größten Männer der Jahrhunderte beisammen. Denn in historischen Stunden gewinnen selbst die einfachsten Gesichter einen Zug einprägsamer Größe.

Indessen lustwandelt schon ein französischer Soldat im Korridor, Zigaretten rauchend, umher. Sieger lustwandeln immer mit Zigaretten.

Der Offizier mit der goldbeschwerten Rotkappe hat Büros requiriert. Die Magistratsbeamten tragen ihr Schreibzeug, ihre Lineale, ihre Bücher hinaus. Sie beeilen sich nicht, sie tragen sorgfältig ihre Mappen unterm Arm, und rührend ist diese Fürsorge um ein armseliges Schreibzeug. So rührend, als trügen Väter ihre Kinder aus der Gefahr, behutsam und zitternd.

Ein Poilu schreit nach dem Schlüssel, der Beamte weist auf den Portier, aber der Poilu möchte, daß ihm der Beamte selbst den Schlüssel gibt. Sieger sprechen nicht gerne mit Portiers.

Aus einem Büro schleppen zwei Männer einen schweren Aktenschrank. Ein englischer Leutnant sieht zu, wie die Männer keuchen, und wedelt zum hörbaren Atemtakt der Männer gleichmäßig mit einem dünnen Rohrstäbchen.

Die Tür ist halb offen, der englische Leutnant, der gut Deutsch spricht, kann hören, was drinnen der Oberbürgermeister sagt.

Der Oberbürgermeister heißt Doktor *Jarres*. Er gehört der Deutschen

Volkspartei an, ich kann seine politische Begriffswelt nicht mit ihm teilen, seine Anschauungen sind mir gewiß sehr, sehr fremd. Aber wäre ich der Historienschreiber dieser Franzosenzeit, ich würde ein ganzes Kapitel überschreiben: *Doktor Jarres.*

So müßte das Kapitel heißen. Und die ganze Rede des Bürgermeisters müßte drinstehen.

Der Bürgermeister spricht von den Gefallenen im Kriege und sagt, daß sie vergebens gefallen sind. Während er: »vergebens« sagt, weist er nach der halb offenen Tür, in der ein englischer Leutnant mit einem Rohrstäbchen wedelt. Diese einzige Handbewegung des Oberbürgermeisters müßte der Inhalt eines ganzen Kapitels deutscher Geschichte sein.

Es dunkelt stärker, die Stadtverordneten sitzen so still da, als wären sie versteint, und die Stimme des Bürgermeisters schwebt über der Dämmerung, hell und sieghaft wie blauleuchtender Äther über einer schweren Flüssigkeit; oder wie der Glanz eines fernen Scheinwerfers über einem schlafenden Hafen.

In das Dunkel des Korridors brennt die Zigarette des Poilus ein kleines rotes Loch wie in einen blauen Vorhang.

Draußen rattert ein Auto mit Siegern. Das Maschinengewehr glotzt immer noch mit einem schwarzen Aug' auf hohem Postament über den Platz ...

Immer dachte ich, mein stärkstes Kriegserlebnis wäre meine erste schreckliche Stunde im Felde gewesen: in der ich als »Einzelreisender« langsam dem Tode näher kam und die blutenden Verwundeten auf ihrem Gang aus den Schützengräben zur Sanitätsstation sah. Ihre Wunden tropften. Ich konnte dank ihrer blutigen Spuren auf dem trockenen Steinboden geradewegs zu meinem Schützengraben finden.

Aber das war nicht mein stärkstes Kriegserlebnis.

Mein schmerzlichstes Kriegserlebnis war die Handbewegung des Duisburger Bürgermeisters in der Stadtverordnetenversammlung am 8. März 1921, in der Stunde zwischen fünf und sechs Uhr abends.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 12. 3. 1921

LITERARISCHER WEDDING

Im Wedding hört die Grammatik auf und das Geld auch. Die Menschen fangen an, »Jroschen« zu sagen und den dritten mit dem vierten Fall zu verwechseln. (Im Westen tun sie's auch, aber gebildeter.)
Die Männer sind unrasiert, flattern mit grobkarierten Schals um den Hals und schwanken, mit edler Selbstlosigkeit, rein zum Vergnügen des Kurfürstendamms auf geschliffenem Grat (wie auf einer Gilletteklinge) zwischen Abgrund und Abgrund; Balance haltend mittels »Elend« in der einen, »Laster« in der andern Hand.
Die Frauen sind rein aus klimatischen Gründen Dirnen, stehlen »Jroschen«, und wenn sie noch nicht fertig sind, tragen sie lächerlich dünne Zöpfe und ziehen sich abstehende Ohren an und setzen sich vor eine Kulisse aus Pappe und baumeln mit den Beinen, mit der gleichen Selbstlosigkeit wie die Männer. Damit die Damen und Herren des Westens was vom Norden zu sehen kriegen.
Die Kinder aber, die Kinder vom Wedding kann man leider nicht sehen. Denn erstens treffen selbst die Kinder angesehener Schauspieler den Dialekt nicht so gut wie ihre Eltern; zweitens spielen sie zwar im Film schon mit, aber Chansons können sie noch nicht singen; und drittens gibt es im Wedding wahrscheinlich gar keine Kinder, denn sie sterben, ehe sich die Literatur noch ihrer bemächtigen kann, an Rachitis.

Dieser Ansichtskartenwedding ist das Zugkräftigste in dem Berlin der Gegenwart. Er gehört in die Kategorie der verlogenen Dirnenliteratur und ist nur kindisch (ohne weder).
Ich kenne nämlich Wedding und die literarischen Grenzbezirke zufällig, weil ich einige kabarettlose Abende im Monat dazu benutze, mir jene anzusehen, von denen man singen hört.
Die Weddinger Männer und Frauen wohnen eng, riechen schlecht und können sich nicht gut benehmen. Sie sind in einem gewissen Sinne wirklich »elend« und »lasterhaft«. Sie sind Dirnen und Verbrecher mitunter. Und ihre Kinder werden abgetrieben oder sterben an Rachitis.
Aber was sie sind und was sie tun, sind und tun sie nicht, um von Friedrich Hollaender (den Beruf mein' ich, nicht den Mann) komponiert zu werden.
Auch nicht, um von Blandine Ebinger (und hätte sie noch soviel Talent!

– sie hat nämlich viel Talent) gespielt zu werden. Und ganz bestimmt nicht, um vom Kurfürstendamm gesehen und gehört zu werden.
Das ist der Unterschied.

Es ist der Unterschied wie zwischen Leben und Kabarett. Jenes ist ernst und dieses heiter.
Joachim Ringelnatz, der Matrose, der seine Gedichte im »Schall und Rauch« hersagte, war der Dichter des Weddings. Aus seinen Gedichten steigt der ehrliche Urgestank der Norden-Menschen. Die gewachsene Selbstverständlichkeit ihres Dirnen- und Verbrechertums. Die Absichtslosigkeit ihrer Existenz. Straßenpflasterduft ist in diesen Versen.
Klabund, der Feine (den ich schätze), sieht Dirnen wie ein Bürger mit sozialem Gewissen. »Arme Geschöpfe«. Mit »Elend« und »Laster«. Das sind die Ansichtskartendirnen. Das ist der literarische Wedding.
Klabund und seinesgleichen aber sind Poeten. Ich kann mich drauf verlassen, daß sie vorbeidichten können, aber nicht Kitsch dichten. Wehe aber, wenn Nicht-Poeten Dirnen vergewaltigen! Es ist nämlich leicht, Weddinglieder zu machen. Es reimt sich alles absichtlich schlecht, und das Wichtigste holt man aus einem Jargonlexikon. Also dichten auch Musiker und Schauspieler und Maler. Hermann Vallentins, des sehr begabten Schauspielers, Weddingerchen sind in der Form täuschend dichterisch. Aber selbst wenn sie wirkliche Dichtungen wären, hätte ich was gegen sie: Respektlosigkeit vor der inneren Wahrheit des Stoffes.
Im übrigen ist Herr Vallentin ein viel zu guter Schauspieler, um auch noch ein guter Dichter zu sein.

Der echte Weddingdichter hat kein »soziales Mitgefühl«. Er hat nämlich keine Tendenz. Diese ganze gegenwärtige Weddingliteratur aber hat Tendenz: Sie will dem Bürger vom Kurfürstendamm zeigen, was das heißt: eingesperrt sein, Dirne, Verbrecher.
Diese Weddingliteratur ist ein großer, gesprochener, gesungener Lehrfilm. (»Das Leben der Maikäfer« – »Aus dem Leben der Weddingtiere«)
Ich habe noch nicht gesehen, daß auch nur einer belehrt fortgegangen wäre. Ich sah nach jedem Weddinglied noch eifrig rundherum und entdeckte nicht eine einzige Bürgerträne. Ich sah nur lachende Gesichter und schöne Zähne schöner Frauen.

Wenn aber diese Weddingliteratur schon verlogen wäre, selbst wenn sie rühren würde – wie ist sie es erst, da sie – amüsiert!

Das neue Programm des neuen Kabaretts »Größenwahn« hat nun ein bißchen zuviel Wedding. Weniger kann man noch ertragen, wenn man bedenkt, daß sich die Leute schließlich auch amüsieren wollen.
Das aber ist zuviel! So viel, daß sich selbst die Leute nicht mehr amüsieren.
Goethe hätte sich, wie ich ihn kenne, bedankt, wenn ihn Friedrich Hollaender (den Beruf mein' ich, nicht den Mann) gefragt hätte, ob er im »Größenwahn« mittun wolle. Karl Kraus wahrscheinlich auch. Bei Wildgans stock' ich schon. Walter Eidlitz ist jung und nicht sehr reich und bekommt hoffentlich Honorar. Aber Hermann Vallentin sagte mit Freuden zu.
Vallentin ist ein sehr begabter Schauspieler, aber als Dichter mit Goethe nicht zu vergleichen. Die Vallentinschen Chansons hat Hollaender übrigens matt vertont. (Der Hollaender vertont zuviel. Schade um den jungen Mann!)
Blandine Ebinger ist echt, sofern man echt bleiben kann im literarischen Wedding. Sie hat mehr Wedding im Blut als ihr Dichter in den Versen.
Käthe Kühl ist menschlich sympathisch. Sie gibt sich sozusagen in Zivil. Ist das ein raffinierter schauspielerischer Trick? Man müßte sie in einer größeren Rolle sehen.
Zwei Einakter: »Der Zauberstuhl« von Friedrich Karintly und »Der tote Gast« sind auch zuviel. Zwei Einakter an einem Kabarettabend sind wie eine simple Mahlzeit mit doppelter Süßspeise. Außerdem hätte der Autor des »Zauberstuhls« irgendwie sagen müssen, daß der Einfall (der Stuhl zwingt jeden, der sich setzt, die Wahrheit zu sprechen) alt ist und daß irgendwo in der Literatur schon ein Ring mit derlei Eigenschaften vorkommt. »Der tote Gast« – von wem ist der Einakter? Mir ist, als hätte ich diesen Titel über einer französischen Novelle schon gelesen. Warum schweigt das Programm? Es liegt ja gar kein Anlaß vor, den Großvater dieses Einakters zu verschweigen?
»Größenwahn« ist der mutige Anfang der Frau Rosa Valetti, die übrigens auf dem tragischen Kothurn mitten durch ihren bunten Abend mit bewährter großer Kunst schreitet. Der mutige Anfang. Gott erhalte das »Größenwahn«. Es möge immer besser werden!

Wenn nur diese Weddingperiode der deutschen Literatur schon vorbei wäre! Ich möchte alle Dirnen und Verbrecher der Welt zu Zeugen wider die Ansichtskartenfabrikation aufrufen. Ach! sie hören mich nicht. Sie kümmern sich überhaupt nicht um die deutsche Literatur!...

Freie Deutsche Bühne, 13. 3. 1921

RUNDGANG UM DIE SIEGESSÄULE

Der Himmel hat sich schön blau gemacht, als ginge er zum Photographen, und die Märzsonne ist menschenfreundlich und gefällig. Die Siegessäule steigt nackt und schlank zur Bläue empor, als nähme sie ein Sonnenbad. Nach dem Popularitätsgesetz im Leben aller hervorragenden Persönlichkeiten ist auch sie erst durch ihren Unfall zu jener Volkstümlichkeit gelangt, die nur mißglückte Attentate zu verursachen imstande sind.

Viele Jahre war sie ziemlich einsam. Straßenphotographen mit langbeinig stochernden Apparaten benützten sie als kostenlosen Hintergrund für die grundlos lachenden Gesichter der Photographierten. Sie war ein Nippesgegenstand der deutschen Geschichte, den Fremden ein Ansichtskartenobjekt, den Schulkindern Lehrspaziergangsziel. Der erwachsene Einheimische bestieg sie nie.

Jetzt aber, um die Mittagsstunde, stehen zwei-, dreihundert Berliner um die Siegessäule herum und atmen die Überreste einer entzweigeschnittenen Sensation und politisieren.

Ich weiß bestimmt, daß jener Herr im Radmantel mit dem breitrandigen Hut, der aussieht wie ein aus den tiefsten Verborgenheiten des Tiergartens kommender Riesenpilz, ein stiller Gelehrter ist und sich zum Beispiel mit der Kristallisation der Quarze befaßt. Er geht seit fünfundzwanzig Jahren täglich eine ganz bestimmte Allee ab, hin und zurück, mit der Pünktlichkeit eines messingnen Uhrpendels, und dann nach Hause. Heute aber, seht! ging er nur einmal seine Allee entlang und begab sich zur Siegessäule. Und er hört mit großem Interesse zu, wie ein kleiner Mensch, der seinen Hut in der Hand hält und mit einem blaugeränderten Taschentuch seine schwitzende Glatze poliert, über Pikrinsäure spricht.

Ich weiß nicht, ob gerade Pikrinsäure etwas mit der Kristallisation der Quarze zu tun hat. Das Interesse jenes Quarzgelehrten für Pikrinsäure wuchert ins Grenzenlose.
»Dynamit« – höre ich – »ist ganz gefährlich. Mit Dynamit sprengt man Tunnels. Die Pappkartonschachtel macht das Dynamit noch gefährlicher, wo weil's nämlich drin eingeschlossen ist.«
»Daß man diese Zündschnur nicht sofort gerochen hat!« wundert sich eine Dame. »Ich rieche jeden kleinsten Brandgeruch im Hause.« Die Frau schnuppert, als würde sie heute noch den Brandgeruch der Zündschnur spüren. Alle Frauen schnuppern mit und sagen ergeben: ja!
»Wat is det eijentlich: Bigrin?« fragt mich ein riesenhafter Mensch. Über seinem Antlitz lagert ein rosafarbener Schimmer, als sähe er gerade in einen Alpensonnenuntergang. Er ist so heiter bei diesem Bigrin wie bei der Rede über ein Volksbelustigungsmittel.
Ein Deutschnationaler meint, ein Kommunist müsse es getan haben. Ein plötzlich auftauchender Kommunist verdächtigt einen Deutschnationalen. Hierauf entspinnt sich eine Meinungsverschiedenheit, und der brenzliche Geruch einer parteipolitischen Lunte stinkt empor zum Himmel.
Indes steigt die Siegessäule, sorglos und ahnungslos, schnurstracks hinauf und ist froh, daß sie endlich für alle Besucher gesperrt ist.
Ich glaube bestimmt: Wenn man jetzt auf die Siegessäule gelangen könnte, hörte man den Herrgott spotten über die törichte Bosheit der Erde, die von Parteien lebt und an Pikrinsäure zugrunde geht.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 15. 3. 1921

ALFRED BEIERLE

Ich hörte Alfred *Beierle* zweimal lesen. An einem Abend las er Dosio *Kofflers* Zukunftsdrama und an einem anderen Leonid *Andrejews* »Geschichte von den sieben Gehenkten«. Ich fand erstens, daß Beierle viel zu gut ist für Dosio Koffler, weil gerade gut für Leonid Andrejew. Dieses Zukunftsdrama von *Koffler*, das mit journalistischem Leitartikelwortschwall Krieg, Revolution, Begeisterung von 1914, typische Mittelmächteprobleme behandelt, in seinen Witzen sich niemals über

den Durchschnitt einer Sonntagsbeilage erhebt, in seinem Inhalt sich an den Großen, der diese Probleme behandelt hat (nämlich Karl *Kraus*), anlehnt, gab Beierle Gelegenheit, zwar Mimik und Physiognomik der Stimme so gut zur Geltung zu bringen, daß man die jahrmarktbillige Tendenz vergessen konnte. Leonid Andrejew las Beierle nicht. Er *erzählte* die Novelle von den Sieben Gehenkten auswendig, »frei« (nicht nur dem technischen Sinne des Wortes nach, sondern auch frei), mit künstlerisch gebändigtem und wiederum scheinbar zügellos durchgehendem Temperament. Die ganze Art Beierles vorzutragen, so, im einfachen Rock, mit gelegentlich schiefer Krawatte, persönlich, privat, die Distanz zwischen Podium und Zuhörer verwischend, beweist die Innigkeit seiner Kunst.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 16. 3. 1921

HELLAS

Aus dem neuen Griechenland hörte ich jüngst klassische Dinge: Ein vertriebener König kehrte zurück. Das Volk jubelte. Ein schändlicher Verräter – hieß er nicht Thersites? – ward in Acht getan und von den Edlen auf offenem Platze bespien. Die Besten scharten sich um den König. Ich glaube, Pallas Athene, ihm selbst nur sichtbar, schwebte dem Basileus zur Rechten.

Wenn er in seine Burg kommt, nach alter Sitte gebadet und mit duftenden Toiletteartikeln aus dem unterjochten Perserland von seinen braunen Sklaven behandelt ist, legt er ein blütenweißes, leichtes Hausgewand an und macht bei den würdigen Penaten einen Antrittsbesuch. Wir freuen uns! sagen die Penaten. Dann schreitet der Basileus (ein Oxytonon – der Akutus liegt über der letzten Silbe) würdig wie ein Hexameter auf Versfüßen in sein Schlafgemach, in dem die Gemahlin seiner harrt und Hera über eheliche Pflichterfüllung wacht.

Nächstens wird der gute König neuerlich gekrönt, und der unvermeidliche blinde Sänger, von einem lockigen Knaben an der Hand geführt, wird in den Kreis treten und die Saiten schlagen zu einem Epos, daß man nach Jahrhunderten noch in der Tertia wird präparieren müssen. Das ist der Lebenszweck aller blinden Sänger.

Täglich lese ich Nachrichten aus Athen. Wenn Dr. Johann Täubrich, mein alter Griechischlehrer, noch lebt, liest er sie auch. Und wenn er noch unterrichtet, läßt er seine Schüler »Kalogeropulos« deklinieren. Kalogeropulos ist übrigens ein trefflicher Name für einen Ministerpräsidenten. So könnte sogar ein Ministerpräsident aus der zweiten Olympiade heißen; nicht nur einer von neunzehnhunderteinundzwanzig. Kalogeropulos heißt nämlich: ein Mann, der einen Staat gut führt. Und was »Venizelos« heißt, kann ich mir nicht erklären.
Ich glaube, auch der Doktor Täubrich läßt »Venizelos« nicht deklinieren. »Venizelos« ist politisch und linguistisch antihellenisch, und an der Phonetik dieses Namens, von dem ich nicht weiß, ob er ein Oxytonon oder ein Paroxytonon oder gar ein Properismenon ist, scheitert eigentlich meine ganze Geschichte von der oben geschilderten Heimkehr eines vertriebenen Königs.
Dieser König heißt nämlich Konstantin und stammt aus dem Geschlechte Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Und wenn schon nichts anderes an diesem Namen, so sind die Bindestriche antihellenisch. Von Bindestrichen habe ich bei Dr. Johann Täubrich nichts gelernt.
Ich zweifle nun auch daran, daß der König Konstantin, obwohl er »Basileus« heißt und ein Oxytonon ist, von einem Lieblingssklaven gebadet und gesalbt wird. Ich glaube, er hat einen Leibfriseur, und der ist sicher ein Deutscher.
Das Parlament in Athen liegt in der Stadionstraße und hat wahrscheinlich auch eine Nummer. Vielleicht: dodeka oder heptaginta. Und der Präsident Lombardos läutet mit einer Glocke. Nie hat man in der Agora mit einer Glocke geläutet.
Ich bin überzeugt, daß Kalogeropulos eine Zigarre gelegentlich raucht. Das griechische Volk plaziert sich auf einer Galerie und ruft: εξω! – das heißt: hinaus! – wenn ein Venizelist spricht.
Kalogeropulos ist seinerzeit übrigens nach London gefahren, ungefähr wie einer, der nur Simons heißt – nicht auf einem Triremis, einem Dreiruderer – sondern auf einem Dampfer mit Five o'clock und Bordkapelle. Oh, Doktor Johannes Täubrich!...

Daß unten auf der Landkarte, wo Europa aufhört und gelegentlich eine Halbinsel gen Afrika ausstreckt und kleine Inseln wie europäische Fragmente im ägäischen Meerbusen schwimmen, noch Hellas besteht,

ist eine Sinnestäuschung, deren Beständigkeit hervorgerufen wurde durch Homer und Doktor Johannes Täubrich. Aoriste baumeln wie zwecklose Troddeln im humanistischen Bewußtsein. Immer noch wallt um jeden modernen Drahtbericht aus Athen der klassische Versklang.
Ich glaube, es ist eine Vergeßlichkeit der Weltgeschichte, daß sie in Griechenland einen Republikaner Kriegshetzer und einen König Retter werden läßt. Sie hat vergessen, daß der Basileus aus einem Geschlecht mit Bindestrichen kommt.
Die Klassik hängt im humanistischen Museum wie ein inhaltsloser Schlafrock. In Athen, nicht sehr weit von der Stadionstraße, offeriert eine Litfaßsäule Khedive-Zigaretten und Nackttänze. – O Hellas!...

Berliner Börsen-Courier, 17. 3. 1921

VORLESUNGSABEND ALS PROTEST

»Ardalio«, ein Trauerspiel von Hermann *Reich*, wurde am fünften der »Deutschen Kunstabende« in der Philharmonie von Ferdinand *von Alten*, Theodor *Loos*, Lina *Lossen* und Dagny *Servaes* zum ersten Mal gesprochen beziehungsweise vorgelesen. Die Arbeitsgemeinschaft »Deutsche Kunstabende« beabsichtigte mit dieser Vorlesung eine Art Protest gegen die Okkupation der Berliner und deutschen Bühnen durch ausländische Dramatiker und einheimische tote. Wilhelm *Schützler*, ein Mitglied der Arbeitsgemeinschaft für vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Berlin, bezeichnete in seiner »Einführung« diese Vorlesung als einen Akt der *Notwehr*. »Die Berliner Bühnen«, sagte er, »gehören nicht uns und unsern jungen deutschen Dichtern, sie gehören vielmehr dem Engländer Wilde, dem Iren Shaw, dem Schweden Strindberg – *gewiß* (!) großen Dramatikern; aber es ist kein besonderes Glück für die deutsche dramatische Kunst, daß diese drei Gewaltigen im Bunde mit Frank Wedekind, der *ebenfalls* (!) im geistigen Gepräge der Zeit vorherrscht, *aber* (!) nicht mehr unter den Lebenden weilt, den lebenden und ringenden deutschen Dichtern Licht und Luft nehmen.«
Zu den lebenden und ringenden deutschen Dramatikern, denen die

großen Toten Licht und Luft nehmen, zählt Wilhelm Schützler unter andern auch den Leipziger Germanisten Adolf *Bartels*. Stutzte ich bedeutend bei dem Wedekind, der zwar »ebenfalls im geistigen Gepräge der Zeit vorherrscht, *aber* nicht mehr unter den Lebenden weilt«, so ward mir Beruhigung bei der Erwähnung des Adolf Bartels, der zwar noch unter den Lebenden weilt, aber, wie ich leider versichern kann, nicht »ebenfalls«, sondern vielmehr denn Wedekind im »geistigen Gepräge« dieser Zeit vorherrscht. Sollte es wirklich an einem der nächsten Kunstabende zu der Vorlesung des Dramatikers Bartels kommen, so zöge ich es vor, ein Kapitel Rassentheorie des *Literaturhistorikers* Bartels zu hören. Denn dieser und nicht der Dramatiker herrscht im geistigen Gepräge der Zeit vor und nimmt gelegentlich selbst lebenden und toten, deutschen und fremden Dichtern Licht und Luft.

Ich zweifle nicht, daß viele unaufgeführte deutsche Dramatiker leben. Daß allerdings nur wenige unter ihnen ringen. Und daß, um festzustellen, ob sie nur leben oder auch ringen, eine Aufführung erforderlich ist.
Im allgemeinen aber werden die lebenden deutschen Dramatiker aufgeführt. Neunzig von hundert Erstaufführungen deutscher lebender Dichter sind Enttäuschungen. Und nur um zehn neue Namen rankt sich jährlich so was wie eine leise Hoffnung.
Wenn mir aber jemand vor die Namen Wilde, Shaw, Strindberg die Bezeichnungen Engländer, Ire, Schwede setzt und erst hinter einem Gedankenstrich liebenswürdig genug wird, den drei »Ausländern«, »*gewiß* großen Dramatikern«, von der Höhe vergleichender Literaturwissenschaft herab auf die Schulter zu klopfen, so begreife ich den Zusammenhang mit dem Dramatiker Adolf Bartels vollkommen und bereite mich auf den nächsten Deutschen Kunstabend vor.

Der erste deutsche Dramatiker Hermann *Reich*, dessen »Ardalio« am Sonnabend vorgelesen wurde, ist der Gründer und Leiter der Arbeitsgemeinschaft. Daß er zuerst zu Worte kam, ist nur in der Ordnung.
Ardalio ist der Mensch der galiläischen Weltrevolution. In Alexandria führt er mit seiner Mimenbande den »König mit der Dornenkrone« auf. (Er ist so was wie ein reisender Theaterdirektor.) Der »König mit der Dornenkrone« wird in Alexandria unter seltsamen, fremden, drohenden Zeichen zu Ende gespielt, Ardalio geht nach Athen, wo er

seine Schwester Psyche zurückgelassen hat. Psyche ist inzwischen Christin geworden und nach Rom gegangen. Ardalio kommt mitten in den Entscheidungskampf der galiläischen Weltrevolution, taumelt noch eine Weile zwischen Dionysos und Christus und gelangt schließlich durch die Verschmelzung beider Gottheiten zu einer neuen Weltreligion, befreit und befreiend.
Aus diesem Stoff hätte Goethe vermutlich einen zweiten Faust gemacht. Hermann Reichs »Ardalio« hat spannende Momente, Dialoge, Konflikte. Aber die Menschen, die Menschen sind historisch-erfroren, sind gewissermaßen Inhaltsangaben ihrer selbst. Und die Sprache, fünffüßiger Jambus, schlottert lose und süffig um sie und ihr Tun. Verdünnte Grillparzersprache etwa. *Loos, von Alten, Servaes* und *Lossen* gaben sich viel Mühe und fanden viel Beifall. Überflüssig, über die schauspielerische und Sprechbegabung dieser vier noch etwas zu sagen.

Das Experiment, unaufgeführte Dramatiker vorzulesen, soll fortgesetzt werden. Lebende und ringende Dramatiker. Die ringenden insbesondere. Sie müssen nicht einmal lebend sein.
Wenn sie nur *ringen*!

Berliner Börsen-Courier, 22. 3. 1921

KONFERENZ-ATHLETIK

Körpertraining am grünen Tisch

Der Kongreß, in die enge Kapsel einer *Konferenz* gepreßt, ist die Form der modernen diplomatischen Verhandlung. Fünf Jahre ließ die Welt sich Zeit zum Kriegführen. Wenn sie verhandeln soll, hat sie kaum drei Tage zur Verfügung.
Ehemals führten die Leute Krieg mit Pausen. Die Kanonenrohre waren nach einem Schuß so angestrengt, daß sie einen halben Tag schwitzten und erst am nächsten Morgen wieder schießen konnten. Es war, wie man weiß, sehr gemütlich: Selbst wenn man ein Bein verlor, rauchte man dennoch ein Pfeifchen weiter, und irgend jemand machte ein Gedicht daraus. So ein Krieg war gewissermaßen ungefährlich, und

es hatte den Anschein, als ob ihn die europäischen Mächte nur zu dem Zweck geführt hätten, um Veranlassung zu einem Kongreß zu haben. Der Krieg war der Friedensverhandlungen wegen da, nicht umgekehrt. Heute sehen die Friedensverhandlungen wie ein Krieg aus.

Der *Wiener Kongreß* zum Beispiel dauerte vom September 1814 bis zum Juni 1815, und die Verhandlungen wurden mehr getanzt als geführt. Anfang Juli 1815 war alles geordnet. Die Habsburger setzten sich auf italienische Fürstenthrönchen und ruhten sich vom Walzer aus. Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt am Main wurden Freie Städte (mit großem F), was sie eigentlich schon ohne Kongreß (mit kleinerem F) gewesen waren. Die Herzöge von Mecklenburg, Oldenburg und Weimar aber durften sich *Großherzöge* nennen. Der Zar zog seine österreichische Uniform aus, brach sein historisches Liebesverhältnis ab und fuhr nach Petrograd, das damals noch Petersburg war, und feierte ein Wiedersehen mit der Nagaika. – So etwas nannte sich »Kongreß«.

Damals konnte ein Minister *körperlich* ein Schwächling sein. Er brauchte nur so viel Kräfte, um Menuett tanzen zu können. Heute muß er gestählt wie für ein Boxmatch sein. Es gibt keine Kongresse mehr, nur *»Konferenzen«*. Und so eine Konferenz dauert kaum drei Tage und hat kein Ergebnis. Man muß sehr kräftig sein, wenn man ein Minister sein will. In *Versailles* arbeiteten unsere Vertreter Tag und Nacht und waren eingesperrt. Da gab es nichts zu tanzen! In *Spa* hatte gerade noch ein Mann von der Meßterwoche Zeit, sie zu knipsen, und wer weiß, ob sie nicht auch in diesem Augenblick eine Rede konzipieren. Sie verschwanden nämlich blitzschnell von der Leinwand, weil sie sowenig Zeit hatten. Man konnte sie kaum agnoszieren.

Simons Reise nach London, sein Aufenthalt im Zug, seine Fahrt vom Londoner Bahnhof ins Hotel, alle kleinen Alltagsverrichtungen sind eigentlich wichtige politische Verarbeitungen. Man könnte sagen, jeder seiner faktischen Schritte wäre – ein politischer. Er fuhr, wie erinnerlich, um 12 Uhr mittags von Berlin fort und kam am nächsten Tag um *fünf* Uhr in *London* an. Im Zug – den er bereits durch die Berliner Verhandlungen übermüdet betreten hatte – diktierte er, nachdem er kaum *eine Viertelstunde* lang *gegessen* hatte, bis sieben Uhr abends fast ununterbrochen. Um sieben Uhr begannen die Konferenzen mit den Begleitern, die *bis Mitternacht* dauerten. Etwa vier Stunden ruhte Simons, und es ist auch nicht anzunehmen, daß er die ganze Zeit schlief.

Von sechs Uhr früh bis drei Uhr nachmittags wurden die Konferenzen fortgesetzt, und dazwischen die Ergebnisse diktiert beziehungsweise der Presseabteilung mitgeteilt.
Kaum war die Delegation in *London* eingetroffen, wurde ihr die Ankündigung überreicht, daß für den nächsten Tag um *elf Uhr* die *Sitzung* anberaumt sei. Von *fünf bis sieben Uhr abends* durften die Mitglieder der Delegation ausruhen, um sieben Uhr begann in den Hotelzimmern Simons' eine Konferenz, und da die Gegenvorschläge im Zug noch nicht völlig ausgearbeitet waren, die Vollendung dieser, die bis spät in die Nacht hinein dauerte. Am nächsten Tag von *elf Uhr vormittags bis dreiviertel zwei Uhr nachmittags* dauerte die Sitzung in London, und die Ergebnisse waren ja bekanntlich derart, daß weitere Konferenzen notwendig wurden. Der Minister fuhr im Auto sofort ins Hotel zurück und arbeitete, ohne etwas gegessen zu haben, von zwei Uhr nachmittags bis zwei Uhr nachts, fast ohne die geringste Unterbrechung. Von London hatten die Mitglieder der Delegation kaum zehn Straßen gesehen.
Vor der Abreise blieben die Vorbereitungen für die erste Reichstagssitzung beziehungsweise noch *Meldungen nach Berlin* zu bearbeiten, und auf der Rückreise, die von Mittwoch abend neun Uhr bis Donnerstag sechs Uhr, also fast vierundzwanzig Stunden dauerte, arbeitete Simons an seiner Rede. Seit der Ankunft gab es Sitzungen im *Reichskabinett*, im *Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten*, im *Reichstag*, im *Reichswirtschaftsrat*.
Es handelt sich gar nicht um die Persönlichkeit Simons': Es könnte ebensogut ein anderer sein. Seine Tätigkeit muß als Beweis dafür gelten, wie gewaltig sich die Zeiten auch hinsichtlich der diplomatischen Leistungsfähigkeit geändert haben. Simons hat einen Konferenzrekord aufgestellt, den hoffentlich kein deutscher Minister mehr zu überbieten brauchen wird.
Es ist etwas Sachlich-Rohes, Nüchternes in jeder Art neuzeitlicher Tätigkeit. Es ist schwer anzunehmen, daß ein Diplomat alter Schule, das heißt: höfischen Benehmens, auf Lloyd George einen besseren Eindruck gemacht hätte als der kühlaufrichtige Dr. Simons, dessen Offenheit, wie von Teilnehmern der Konferenz versichert wird, in London menschlich, sympathisch berührt hat. Der Diplomat früherer Zeiten wurde zu einem Fest eingeladen. Er causierte gewissermaßen Politik, und das hieß »arbeiten«. Arbeit im Frack und Verhandlung im Rhyth

nus des Salongesprächs. Die Konferenz hatte den gesellschaftlichen Rahmen einer Unterhaltung, der Ministersessel war früher sozusagen ein Salonfauteuil. Er ist heute ein simpler Arbeitsstuhl.

Gewiß weiß auch die Weltgeschichte sich längerer nächtlicher Auseinandersetzungen zwischen Feldherren und Diplomaten zu erinnern. Aber das Entscheidende ist gerade, daß sie in der Weltgeschichte besonders verzeichnet sind. Es wird der Weltgeschichte leider nicht im Traum einfallen, von Simons' ununterbrochener körperlicher Anstrengung zu sprechen. Die Weltgeschichte findet es selbstverständlich, daß ein Minister der Nachkriegszeit Schwergewichtsathletenkräfte aufbringt. Ich denke mir eine Diplomatenschule der Zukunft: Da wird nicht Französisch und staatliche Geographie gelehrt, die Klassenzimmer sind weite Turnsäle, und an festen Seiten hängen von der Decke herab Ultimata wie Bälle, Punching-Ultimata sozusagen. Davor stehen die Schüler in Sportdreß und trainieren. Sie müssen es auf hundert Stunden Schlaflosigkeit bei fortwährendem Erteilen von Gegenvorschlägen bringen. Dann sind sie reif für die Auswärtigen Ämter.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 23. 3. 1921

DAS »RÄUBERNEST« IST EIN PATRIZIERHAUS

Irgendeine Korrespondenz hat, dem Gebot des inneren Gesetzes einer erschröcklichen und moritätlichen Geschichte folgend, das Haus Neukölln, Am Wasser 21, in dem die schwarzmaskierten Kommunisten mit den alten Repetierpistolen ausgeforscht wurden, als richtiges »Räubernest«, »bolschewistische Räuberburg« und dergleichen geschildert. In allen Blättern steht diese Phrase. Aber das Haus Neukölln, Am Wasser 21 gehört zu den seltenen, sehr seltenen alten Häusern in Berlin, die nur deshalb verdächtig werden, weil es Menschen gibt, die alles Alte und Seltsame räuberlich und kriminalistisch empfinden, lediglich aus dem Grunde, weil ein paar unbrauchbare Repetierpistolen und wahrscheinlich ebensolche Kommunisten in diesem Hause vorgefunden wurden.

Neukölln, Am Wasser sieht aus wie irgendeine proletarische Stadtpartie des alten Venedig. Ein Floß mit Äpfeln hat am Ufer angelegt. Zehn

Schritt weiter prustet ein kleines Schiff Dampf aus einem Rauchfang so abgehackt und nervös, als hätte es einen Asthmaanfall bekommen Seltsame fremde Dinge sind auf diesem kleinen Dampfer zu sehen Taue und Netze und Räder und blinkendes und rostiges Gestänge und ein Bootsmann mit verwittertem Pergamentgesicht, der aussieht, al schwämme er seit seiner Geburt nicht in der Spree, sondern minde stens im Atlantischen Ozean herum. Landungsbrücken liegen wie aus gestreckte Schiffszungen zwischen Bord und Ufer, und die Kinder de Nachbarschaft feiern billige Feste.

Alle Häuser sind grau und runzelig und stehen so unregelmäßig ne beneinander, drücken sich aneinander, schüchtern und furchtsam vo der neuen Zeit. Ich glaube, früher einmal, als noch nicht das Kreischen der Straßenbahn von der Wallstraße herüberdrang, waren diese Häuse noch stolz und edel wie Paläste.

Die angebliche »Räuberburg«, Am Wasser 21, trägt vorne ein famoses höchst vornehmes Stiegengeländer und wagt sich um einen halben Schritt weiter auf das Trottoir vor allen andern Häusern. Die Stufen sind zerbeult und allerdings ausgehöhlt von dem wuchtigen Auftreten der Jahrzehnte oder Jahrhunderte vielleicht. Das Geländer ist auch ein bißchen rostig, aber ich weiß, daß es einmal sehr neu war. Wenn ein Haus dieser Art im Film aufgenommen wird, so ist es ein altes Berline Patrizierhaus. Niemals eine Räuberburg.

Die Treppen im Innern des Hauses sind steil und leicht gebaut, si knarren ein bißchen, wie es sich für alte Treppen gehört. Und oben, in höchsten Stockwerk, wohnt ein Schneider, ein redlicher, hinter zwie fach geschlossenen Türen. Auch sonst wohnen in diesem Hause laute ehrsame Handwerker. Handwerkszeug und allerlei nützliches Gerä hängt in den Fensternischen der Wohnungen, die auf den alten Ho hinaussehen.

Im Hof schweben zwei Bogenbrücken zwischen dem einen und den anderen Trakte des Hauses, beide Teile verbindend und sozusagen be gütigend. Blonde Kinder mit Schulmappen hüpfen harmlos und un maskiert über diese Brückengänge. Und der Hausverwalter steht mit ten im Hof, er ist ein strammer Mensch im Arbeitsrock und rauch eine Pfeife.

Vor zweihundert Jahren kann es gar nicht anders ausgesehen haben!

Aus einem Keller dringt, von der warmen Sonne herausgelockt, ei scharfer *Heringsgeruch*. Diese Heringe aber haben nichts Verdächti

ges, nichts Staatsgefährliches an sich. Sie gehören einem Kaufmann. Es sind vollkommen unpolitische Heringe, und sie schießen nicht aus Repetierpistolen.
Es ist ein wunderbares, altes Haus. Der Schimmer einer seltsamen Zeit ruht darüber, und die schwarzen Masken passen so gut dazu. Wenn die Polizei es nicht so genau wüßte, ich würde sagen, daß diese Masken seit Jahrhunderten in dem Hause versteckt lagen.
Vorgestern war ich in jenem Hause. Ich werde immer wieder nach Neukölln, Am Wasser hingehen, nicht aus dem Verlangen nach Verbrechern, sondern aus Sehnsucht nach Venedig.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 24. 3. 1921

DAS VERLORENE INDIEN

Indien war das Land, das ich mit der Seele suchte. Meinen Glauben an Indien verlor ich anläßlich einer Betrachtung der Frau *Hirabai-Pilu-Kumi* im Klindworth-Scharwenka-Saal.
Indien, dachte ich, wäre das große Reservoir menschlicher Religiosität und Antizivilisation. Dort ließen sich die Leute lebendig begraben, und wenn sie auferstanden, so ruhten sie doch weiter in irgendeiner großen Göttlichkeit. Seife, Zahnpulver und Nackttänze, politische Parteien und Literatencafés waren in Indien ganz unmöglich.
Mittwoch, den 23. März, kam nun Frau *Hirabai-Pilu-Kumi* an das Vorlesepult des Klindworth-Scharwenka-Saals. Sie trug ein weißes Brautkleid, war europäisch frisiert und machte überhaupt einen wenig indischen Eindruck. Sie hatte einen weißen Schleier um die Hälfte des Kopfes geschlungen, aber es war gewiß ein simpler mitteleuropäischer Schleier aus irgendeinem Warenhaus.
Frau Hirabai-Pilu-Kumi erzählte von Mesmerismus, Magnetismus und Astralkörpern falschverstandener Broschürenweisheit. Aber das hätte nichts gemacht. Deutsche Broschüren über mysteriöse Angelegenheiten braucht nicht einmal eine Inderin zu verstehen.
Meinen Glauben an Indien verlor ich erst, als Frau Hirabai-Pilu-Kumi die Anwesenden »verehrte« nannte und zu einer Adressenan-

gabe aufforderte. Sie wolle, sagte sie, einen »Zirkel« gründen und die Heilerfolge des Magnetismus beweisen.
Um die Heilerfolge des Magnetismus zu beweisen (im »Zirkel«) genügt es, Frau Meyer zu heißen und aus Treptow zu stammen. Oh, Indien!...
Man kann, sag' ich, Hirabai-Pilu-Kumi heißen, und es ist genauso, wie wenn man Meyer hieße. Und Treptow liegt in Indien.
Und die Welt ist nicht nur überall rund, sondern auch überall gleich. In Indien sind die Menschen genauso wie in Berlin. Das ist auch eine Art Seelenwanderung.
Ich hätte den ganzen Vortragsabend begraben können in der Stille meiner Seele, in der noch andere nicht zu beschreibende Erfahrungen und Erlebnisse lagern. Aber es tut mir leid um jene Gefährten, die Indien mit der Seele suchen und Mitteleuropa verdammen, und sie will ich vor einer Enttäuschung bewahren. Man kann sich überhaupt nicht auf die Geographie verlassen.

Berliner Börsen-Courier, 25. 3. 1921

REHABILITIERUNG DES DEUTSCHEN FRÜHLINGS

Am Potsdamer Platz sah ich in den ersten Märztagen ein paar Frauen, Blumenverkäuferinnen mit Schneeglöckchen. Die Frauen hatten dicke Leiber und Unterröcke angezogen, denn es war kühl, und starke Frauen können viel weniger frische Luft vertragen denn zarte Schneeglöckchen. Das ist eigentlich sehr merkwürdig.
Ich war sehr erfreut, als ich die Schneeglöckchen sah, und hätte mir sicherlich zwei oder drei Sträuße gekauft. Aber die Blumenverkäuferin rief: »Erste Frühlingsboten um eine Mark!« Sie sagte diesen Satz so nüchtern, als böte sie Schmirgelpapier an. Sie wußte offenbar nicht, was Schneeglöckchen sind. Sie verkaufte »Frühlingsboten«. Sie verkaufte eine sentimentale Phrase. Und diese Geschäftstüchtigkeit einer Kleinhändlerin in Lyrik machte, daß ich nicht Schneeglöckchen sah, sondern Schmirgelpapier.
Ich liebe die ersten Frühlingsboten, die Schneeglöckchen. (Sie sind wie

ein liegengebliebener Windhauch, der Körper geworden ist, ärmer denn Primeln – denn ihre Farbe ist nur eine arme Ahnung von Weiß, das Kindheitsalter der weißen Farbe überhaupt.) Ich glaube sogar bestimmt, daß sie wirklich die allerersten Frühlingsboten sind. Aber sie sind nicht die »garantiert« ersten und können also nicht um eine Mark angeboten werden. Frühlingsboten dürfen eben nicht so mir nichts, dir nichts in den Straßenhandel gelangen.
Ich mußte über die Blumenverkäuferin nachdenken und fand, daß sie diese »Frühlingsboten« ganz bestimmt von irgendeinem deutschen Dichter herhatte. Und ich beklage das Los der deutschen Dichter tief inniglich: Ihrer Werke bemächtigen sich Handel und Industrie, und ihr Gesang wird zur patentierten Schuhmarke. Und ebenso wie den deutschen Dichtern ergeht es auch dem Frühling.
Ich glaube: Das sentimentale »Kunstgewerbe« ist eine deutsche Angelegenheit. Das Volk der Dichter konnte die »Kunst« nicht lassen, nachdem es zum Volk des »Gewerbefleißes« geworden war. Der Deutsche empfand die bittere Notwendigkeit, auch noch um den nüchternsten Kochapparat einen lieblichen Vers zu schmieden. Daher kannst du auf Porzellangeschirren das arithmetische Treuegelöbnis lesen: »Ich bleib' dir 3, 4 und 4«; auf Biergläserunterlagen aus Pappkarton: »Ein guter Trunk macht Alte jung«; auf Handtüchern, die – sollte man glauben – zum Trocknen auf dem Regal über einer Waschschüssel hängen, flattert leichtsinnig ein Wiedehopf innerhalb eines Vergißmeinnichtkranzes, in den die Hausfrau zwei der bravsten Jahre ihres Lebens hineingewoben, und piepst »Guten Morgen!« ohne Rücksicht auf Tageszeit und Stundenschlag.
Mit Grausen denke ich an große Warenhäuser: Da führt eine Stiege, in Purpur gehüllt, marmorn und goldverziert, breit empor. Du steigst mit frommem Schauder hinan, übst dich innerlich in Hofknicks und Demut, denn gewißlich führt diese Stiege zu Gottes oder eines seiner Stellvertreter Thron. Aber siehe da: Bereits auf dem letzten Treppenabsatz fängt der Handel mit Schnürsenkeln an.
Diese Verquickung von Majestät und Schnürsenkeln, diese Pathetik im Liftboy, diese Lyrik im Biergläsergeschirr, dieser Handel mit Frühling und Sehnsucht haben den Glauben der Geschmacksnerven an die Echtheit menschlichen Naturgefühls so tief verletzt, daß er zu Skepsis und Ironie wurde.
Wenn eine Blumenverkäuferin Frühlingsboten um eine Mark feilbie-

tet, so sehe ich – Gott helfe mir, ich kann nicht anders – Schmirgelpapier. Nichts als Schmirgelpapier.
Gewaltig überwuchert die Phrase Wirklichkeit und Gefühl. Für die religiösen Bedürfnisse der Seele ist überraschend gesorgt. Stimmungen werden franko ins Haus geliefert und gegen Nachzahlung.
»Sinnig« blühen Handel, Gewerbe und Industrie. Für jede Andachtsregung ist das Klischee bereit. Schneeglöckchen sind »Frühlingsboten«. Basta!
Und umgekehrt: Jede Patenthosenkapsel enthält Lyrik. Bist du Bierbrauer? – Hopfen und Malz, Gott erhalt's. Sind's die Augen, geh zum Optiker. Erzeugst du Krüge: Ein guter Trunk aus gutem Krug, trink und du hast nie genug.
Wahrscheinlich hat jede Fabrik neben ihrem Direktor, ihrem Arzt, ihrem Rechtsanwalt auch ihren Lyriker. Und der liebe Gott, auch so eine Art Fabrikant, hat gewiß mehrere. Gott produziert nämlich »Frühlingsboten«.
Aber ich möchte versuchen, den deutschen Frühling zu rehabilitieren. Den »Frühling« von seinen Anführungszeichen zu befreien. Und nachzuweisen, daß die Schneeglöckchen *wirklich* die ersten Frühlingsboten sind.
Vor einigen Tagen sah ich nach langer Zeit eine Landstraße wieder. Sie stieg sachte hinan, als getraue sie sich nicht recht, und es sah aus, als würde sie nach vielen tausend Jahren erst so hoch werden, daß man, auf ihr fortschreitend, mit ausgestreckter Hand den Hemdzipfel einer Wolke würde erwischen können. Die Meilensteine standen weiß und nackt und ein bißchen furchtsam hart über den Straßengraben und hatten Nummern wie Sträflinge.
Manchmal auch wartete ein kleines Haus am Straßenrand, als hätte es sich weit fort von seiner Stadtfamilie verirrt. Und rechts dämmerte ein Wald herüber, und wenn ich nicht irre, pfiff sogar eine Amsel.
Alle Sträucher und die Weidenruten und da und dort ein Kastanienbaum hinter einem Gartenzaun hatten zweifellos grüne Knospen. Im Wald ruhte gedämpftes Sonnenlicht auf den Stämmen, aber es sah aus, als wären die Bäume von innen erleuchtet und als trüge jeder Baumstamm in seinem Innern eine eigene kleine Sonne.
Die Erde atmete eine linde Wärme aus, und ich fand auf ihr ein paar, wahrscheinlich die letzten Schneeglöckchen. Sie wuchsen um-

sonst, und ich glaube: Schneeglöckchen sind wirklich die ersten Frühlingsboten.
Und der Frühling ist nicht nur da, wenn in den Schaufenstern der Modehäuser Frühjahrsdamenhüte auf Holzstengeln erblühen und vor dem Literatencafé die Veranda sich auftut: Sondern es gibt noch einen anständigen Frühling, eines Eichendorff und eines Uhland würdig.
Und die Lyrik gehört nicht in die Zigarettenfabrik.

Berliner Börsen-Courier, 27. 3. 1921

EINE STUNDE MILLIONÄR

Besuch in der Valutahalle

Im Vestibül des großen Hotels, in dem Menschen aus Valutaländern wohnen, halte ich mich gerne eine Stunde oder länger auf. Die braungetäfelte Decke besteht aus lauter wunderschönen Quadraten, und in der Mitte jedes Quadrats wächst eine elektrische Lampe. Die Lampen sehen aus wie gläserne Blüten und werden von goldenen Blättern beschattet.
Die Decke ist niedrig, aber weit, und die Möbel auch. Es geht alles irgendwie ins Breite hier und Schlaraffenländische. Die Zutraulichkeit der niedrigen Decke sagt: Steh nicht auf! Die breiten Polsterstühle sagen: Streck deine Beine aus!
Ich strecke ein Bein aus und blicke mit sehr viel Vergnügen auf die Bügelfalte meiner Hose, der man's nicht ansieht, daß sie meine einzige ist. Des weiteren freut es mich, daß meine Schuhkappen glänzen, weil sie soeben der Stiefelputzer Unter den Linden mit einem weichen Flanelltuch blank frottiert hat.
Wenn ich so eine Viertelstunde lang mich hineingesessen habe in Üppigkeit und Wohlergehen, bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß ich ein Mensch aus einem Valutaland bin und in diesem Hotel wohne.
Der Liftboy, der einen Brief durchs Vestibül trägt, weicht im Devotionsbogen meinen frottierten Schuhkappen aus. Der Liftboy hat keine Ahnung, daß ich hier nicht wohne. Wenn ich ihn rufe, bleibt er außerhalb des Valutabannkreises, in dessen Mittelpunkt ich sitze, stehen und zieht mit einer wohldressierten eckigen Armbewegung seine braune

Kappe. Seine Augen sind groß und blau und bewundernd auf mein Gesicht gerichtet. Er hat ganze Magazine von Respekt in seinen Augen. Sein Gesicht ist jungenhaft-apfelwangig, er riecht angenehm nach Milch wie ein sauberer Säugling. Er lernt schon seit zwei Jahren Achtung vor valutarischem Alter.

Die weiße Serviette des Kellners fängt bereits zehn Schritte vor mir ehrfurchtsvoll zu wedeln an. Der Herr Direktor, der würdig wie ein Großwesir über die gedämpften Ornamente des Smyrnateppichs schreitet, neigt gemessen sein Haupt, wenn ich ihn ansehe.

Mit der Zeit gewinne ich Interesse für meine Kollegen-Millionäre. Sie sind sehr schön gekleidet. Die Männer riechen irgendwie nach neuen Lederkoffern und englischer Rasierseife und Eisenbahnkohle. Die Frauen tragen leise Ahnungen von russischem Parfüm durch den Raum. Es ist ein herb-süßlicher Duft, er streichelt liebevoll meine Nasenspitze, verschwindet und kehrt wieder.

Die Millionäre können sich ausgezeichnet in Positur setzen. Die jungen tragen zartgelbe Frühlingsmäntel mit Gürteln und diskreten matten Schnallen. Die Hüte sind meist hellgrau und in der Mitte leise, ganz leise, wie zufällig eingedrückt. Die Handschuhe sind weiß. Die Halbstiefel sind braun oder braungelb, und wenn sich die jungen Millionäre setzen, ziehen sie ein klein wenig die Hose hoch, so daß man die halbseidenen Strümpfe sehen kann.

Die alten Millionäre aber haben den Frühling noch nicht zur Kenntnis genommen. Denn nicht das Steigen der Quecksilbersäule, sondern das der Aktien ist maßgebend. Die alten Millionäre tragen immer noch Winterpaletots und gefütterte Handschuhe, und sie halten ihre frisch geköpfte Zigarre so lange erwartungsvoll im Mund, bis ein Kellner mit gespreizten Frackschößen herbeiflattert, unterwegs schon ein Streichholz brennbereit an die Reibfläche der Schachtel drückend.

Ich lerne hier Menschen kennen: ein Mann mit Backenbart, er sieht aus wie ein Hamburger Senator (auch spricht er ein stumpfes st). Hat eine dauerhafte Konferenz mit einem Gürteljüngling. Die Rede drehte sich um Petroleum. Der Jüngling ist offenbar aus Polen. Er hat ein Papier bereit in der Brusttasche. Auf die klopft er jedesmal bedeutungsvoll. Dann verstummt der Alte mit dem Backenbart plötzlich und sieht den Jungen groß an.

Hinter einer Säule, im Korbstuhl, lehnt ein Mulatte. Er raucht eine dicke türkische Zigarette und verhandelt mit einem Schieber in mittle-

ren Jahren, der gerne wie ein Filmschauspieler aussehen möchte. Der Schieber trägt kanariengelbe Handschuhe. Die Handschuhe zwitschern geradezu. Den rechten Handschuh hat der Schieber an, der linke liegt lässig und inhaltslos auf der marmornen Tischplatte. Plötzlich gibt sich der Schieber einen Ruck, steht auf und winkt dem Mulatten freundschaftlich zum Abschied mit dem linken Handschuh, als stände er vor der Abfahrt des Zuges auf dem Perron. Ich glaube, er hat den Mulatten hereingelegt. Man hüte sich vor Menschen mit kanariengelben Handschuhen.

In der Hotelhalle werden Kokain, Zucker, politische Systeme, Umstürze und Frauen angeboten. Ein russischer Fürst sinnt auf die Eroberung Kronstadts. Ein Teppichhändler verhandelt über Lieferungen mit einem eben erst »gemachten« Herrn über eine Einrichtung. Ein Rechtsanwalt nimmt von einer russischen Familie ein halbes Dutzend Pässe entgegen. »Wer'n schon machen«, zwinkern seine Augen. Er drückt den Kneifer fester auf die Nase und klappt mit jähem Entschluß seine Mappe zu. Er verneigt sich dreimal, rückwärtsschreitend vor dem russischen Hausvater, der onkelhaft abwinkt.

Um fünf Uhr spielt die Kapelle im Speisesaal »Peer Gynt«. Die Millionäre wenden sich von den Geschäften ab und den Frauen zu. Die Millionärinnen trinken Mokka und schlürfen Eis und essen Kuchen mit den Fingerspitzen und halten bei jeder Gelegenheit den kleinen Finger der rechten Hand ausgestreckt, so als wäre er besonders geweiht und dürfte mit keiner Tasse in Berührung gebracht werden.

Wenn ich das Hotel verlasse, steht der Portier grußbereit vor der Drehtür, willenlos wie ein Besteck. Denn er hat das Monogramm seines Inhabers auf Brust und Kopf eingraviert. Ein Chauffeur fragt, ob ich einzusteigen geruhe.

Ich geruhe nicht. Ich bin nicht mehr Millionär.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 1. 4. 1921

IM HAUS NR. 21

Ein Besuch beim Maler Wolff

Heinz Wolff, der Kunstmaler, in dessen Wohnung die Siegessäulenattentäter festgenommen wurden, ist, weil seine Unschuld klar erwiesen, aus der Haft entlassen. Er wohnt, wie früher, in dem wunderbaren alten Hause in Neukölln, Am Wasser, das ein Patrizierhaus ist und keine »Räuberhöhle« und auch keine »Kommunistenburg«, wie es die Filmpsychose irgendeiner Zeitungskorrespondenz genannt hatte. Ich bekam eine Einladung vom Ehepaar Wolff und plötzlich Sehnsucht nach dem uralten Haus an der Spree und nach dieser ganzen Brügge-Gegend Berlins, in der die Wunderglocken der Parochialkirche jede Stunde spielen. Ein alter Professor, ein Sonderling wohl und ein Gottzugewandter, läßt diese Glocken spielen, alle Tage ein wenig und jeden Sonntag eine Stunde lang. Sonderbar, daß in ein und derselben Gegend (dem Himmel zu Ehren und den wenigen Menschen der Großstadt, die lauschen können, zuliebe) ein alter Mann alten Kupferglocken Melodien entlockt und dennoch einige Leute Attentate planen. Wie kann man nur an Attentate denken, wenn die Parochialkirchenglocken spielen?

Ich machte dem Ehepaar Wolff einen Besuch, saß bei ihnen einen Nachmittag lang, aß Kuchen und trank Kaffee und besah mir die Bilder des Malers. Ich verstehe nicht viel mehr von der Malerei wie jeder andere, der primitiv schauen kann, ich weiß auch nicht den künstlerischen Wert der Wolffschen Bilder anzugeben, aber ich weiß, daß dieser junge Maler ein ernster Künstler ist und ein Ringender. Ich erfaßte in seinen Bildern die reine Menschlichkeit, die nach reinem Ausdruck sucht, und sah in der Folge die lächerliche Rolle, die der Zufall im Leben spielt: Diesem Heinz Wolff hat man ein Monatseinkommen von *zehntausend Mark zugemutet* für das Vermieten seiner Wohnung an kommunistische Aktionszirkel. Dieser Heinz Wolff, sah ich, ist nicht imstande, auch nur das geringste Zugeständnis an den Geschmack des Bilder kaufenden Publikums zu machen. Und infolgedessen verkauft er auch sehr wenig Bilder.

Vielleicht ist dieser junge Mensch ein Kommunist oder ein Deutschnationaler oder ein Demokrat. Wir sprachen nicht davon. Wir sprachen über die Malerei und die Welt und das alte Haus und tranken Kaffee.

Ich sah die Öffnung für Briefe an der Tür, durch die dem kinohaften Bericht zufolge die Finger jedes Besuchers schlüpfen mußten, ein »geheimes Zeichen«, damit aufgemacht würde. Und dann auch den »geheimen Ausgang«. Er führt – zur »Toilette«, in der das *Zeugnis Heinz Wolffs von der Kunstakademie hängt*. Ich las dieses Zeugnis, in dem nicht etwa von der künstlerischen Eigenart des Kunstakademikers gesprochen wird, sondern von seinem »sittlichen Lebenswandel«. Und ich schloß aus dem Inhalt dieses Zeugnisses einer modernen Kunstakademie, daß der Ort, in dem es hing, der einzig angemessene sei.

Das Ehepaar Wolff hat die Dürftigkeit seines irdischen Lebens sehr nebensächlich behandelt. Im Gegenteil: Es gibt in dieser Wohnung sogar ein kleines japanisches Zimmer mit Papierlampions und Glasperlenvorhängen an der Tür, und es ist reizend, wie reich und kostbar ein Zuwenig werden kann. An den Wänden hängen Zeichnungen und Bilder, Skizzen voll stiller, melodischer Tragik, lyrische Erlebnisse, Betrachtungen eines Sehenden.

Innerhalb weniger Stunden hatte die filmsüchtige Phantasie aus dieser lyrischen Behausung ein »Räubernest« gemacht. Der vertrauensselige Maler, der einigen Bekannten gern seine Wohnung überläßt, gerät auf acht Tage ins Gefängnis. Man braucht nicht Wolffs Bilder zu sehen, um zu wissen, daß er ein Maler ist.

Der kindische Fanatismus der Attentäter hat die große Geschmacklosigkeit verursacht und den widersinnigen Zusammenhang hergestellt zwischen dieser Gegend, diesem Haus, dieser Wohnung, diesem Malerehepaar und der mörderischen Pikrinsäure. Die Polizei konfiszierte den ganzen Briefwechsel zwischen dem Maler und seiner Gattin. Die Briefe kriegt Wolff wohl nie mehr wieder. Nun liegt ein besonderer Reiz darin zu sehen, wie unlogisch Ereignisse sind und wie geschmacklos bedenkliche Veröffentlichungen.

Indes wir sprachen, schwamm der Abend bereits in der Spree, das Wasser färbte sich golden und dunkel zugleich, die Balken und das Gestänge der kleinen Schiffe und Boote bekamen schwankende und zarte Umrisse, und die Glocken der Parochialkirche spielten. Ich ging die steinernen Stufen hinunter und fühlte nichts von Aktualität und Mord, sondern die Romantik der Jahrhunderte.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 6. 4. 1921

DER FALSCHE DIONYSOS

Dionysos war bekanntlich der Gott des Weines und der Nacktkultur. Er lebte in den Wäldern mit Nymphenballetten und Faunklubs, aber auch in Weingärten, ein Freund der Winzer und insbesondere der Winzerinnen. Dionysos war einer der lustigsten Götter, die ich kenne: Er hatte ein rundes Bäuchlein vorgeschnallt, wie eine Kabeltrommel, und trug im braungelockten Haar einen ulkigen Kranz. So saß er rittlings auf einem Faß, und sein rundes Gesicht war ein inkarniertes Wohlgefallen am Leben. Er war ein Gott, der auf Autorität keinen Anspruch machte und auf den Respekt der Sterblichen pfiff. Er kannte die Distanz nicht, die Zeus zum Beispiel immer zu behalten bemüht war, die Distanz zu Dingen, Menschen und Halbgöttern. Zeus donnerte, Dionysos trank. Jeder andere Gott hatte irgendeine Tugend: Apollo war im höchsten Grade musikalisch, Athene war ein strategisches Genie, Hephaistos ein famoser Kunstschlosser, und selbst Hermes, der das geringste Ansehen genoß und das bürgerliche Strafgesetzbuch mißachtete, hatte wenigstens die Tugend der beflügelten Leichtfüßigkeit. Einzig und allein Dionysos hatte keine Tugenden, nicht einmal ein klares Bewußtsein. Er torkelte durch die Unsterblichkeit, unverantwortlich und in unordentlichen Kleidern, und war auch sonst unanständig. Ich erinnere nur an die Dionysosfeste, die anderwärts Bacchanale hießen, aber ganz genau dieselbe Polizeiwidrigkeit waren. Dieser Dionysos, beziehungsweise der römische Bacchus, verkörperte die antiken Vorstellungen von Lebenslust und ewigem Rausch. Die Menschen lebten aus dem vollen und unbewußt. Wenn es donnerte zitterten sie vor Zeus, und tranken sie, sagten sie zum Dionysos: du Sie kannten keine Blitzableiter und brauchten nicht erst konventionelle »Bruderschaft« zu trinken.

Ihre Freude am Körperlichen war harmlos und reine Lyrik, ohne Tendenz und ohne Kausalnexus mit Bewußtseinsvorgängen. Die Freude war neben Atmen, Essen, Liebe, einfache Lebensäußerung. Sie war kein »Amüsement« (Amüsieren ist die Kommerzialisierung der Lebenslust, der Kettenhandel mit Freude). Dionysos aber war nicht Direktor eines Wald- und Wiesenvarietés.

Vor einigen Tagen las ich den Satz eines bekannten deutschen Schriftstellers, dessen Namen ich in diesem Zusammenhang nicht gerne nen

nen möchte. Der Satz wurde vor dem Kriege geschrieben und lautet ungefähr: Wir erleben jetzt, zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, eine zweite beziehungsweise dritte Renaissance.

Der Schriftsteller hat sich hoffentlich überzeugt, daß nur eine Art Pseudorenaissance angebrochen war. Eine Zivilisationsrenaissance, das heißt eine kommerzialisierte. Auf dem Lebensgefühl allein basierten kapitalkräftige Unternehmungen, sogenannte Vergnügungsstätten. Ein permanenter Freudendienst wurde »eingerichtet«. Er hielt sich in gewissen Grenzen. Er war verlogen wie jede dieser Zivilisationserscheinungen. Aber er war geregelt. Er wurde zuerst zuchtlos nach dem Kriege. Aber er blieb verlogen. Und er berief sich auf – die Renaissance, um sein Recht auf Zuchtlosigkeit zu begründen.

Ich las jüngst ein Kapitel Burckhardtscher Renaissance. Und sah die Vollmenschheit jener Zeit, die in rot durchpulsten Händen die Fahnen des Lebens schwang. Jeder ihrer Morgen war ein Freudengebet an Gott. Ihre Stunden rollten rot und bunt und angefüllt mit Sonne in rasendem Rotationsschwung. Jede Nacht war ein einziges, riesengroßes, in warme Bläue und silbernen Sternenglanz gehülltes Freudenfeuer. Alles, Ding und Tier und Mensch, war Bejahung.

Alle diese Äußerungen überschüssiger und überschäumender Lebenskraft geschahen bewußt. Nicht lyrisch-harmlos wie in der klassischen Zeit, sondern mit der mächtigen Tendenz: Sag ja! ja! Vollendung deines Wonnebedarfs, Sättigung deines Lebenshungers und gleichzeitig Überströmenlassen deiner Kräfte in Umwelt: Mensch, Wald und Ding.

Es war ungefähr die (beschränktem Menschensinn allerdings nichtverständliche) jenseitige Tendenz alles Elementaren: die unbegreifliche, aber nichtsdestoweniger vorhandene Absicht eines stürzenden Meteors, eines schlagenden Blitzes, einer rollenden Lawine, einer künstlerischen Schöpfung. Aus der reinen Freude an der Körperlichkeit war eine künstlerisch gebändigte Sinnenwillkür geworden.

n Berlin aber und in dem Mitteleuropa der Gegenwart regiert der alsche Dionysos. Er trägt Monokel und Frack. Seine Sinnenlust ist pervers, weil sie nicht aus dem Überschuß kommt, sondern aus der Armseligkeit seines Flackerlebens.

Die Nymphen sind Ballettmädchen, schlecht bezahlt, und die Faune ind Zuhälter. Mit welchem Recht beruft man sich auf Dionysos?

Dionysos, der alte, dicke, liebe Kerl, liegt im Weinlaub eines klassischen Hains begraben und ist unendlich traurig über seine Karikatur in den Dielen Mitteleuropas. Er schüttelt den Kopf und sagt: Nie hat eine meiner Nymphen Celly geheißen...

Berliner Börsen-Courier, 7.4.1921

BEGNADIGUNG

Der amerikanische Rechtsanwalt Dr. Karl *Hau*, der die Olga *Molitor* »mutmaßlich« ermordet hat, wird, Zeitungsberichten zufolge, im Jahre 1925 begnadigt werden. Ich stelle mir vor, was in einem Menschen vorgeht, der heute, 1921, erfährt, daß er in vier Jahren frei ist: Die Wände seiner Zelle, die eine fürchterliche Dicke von zwanzig oder dreißig Jahren haben, werden durchsichtig. Er sieht die Straße und sagt: Meine Straße! Eine Litfaßsäule, ein Laternenpfahl, ein Hund an der Häuserecke, ein Plakat mit Massary-Zigaretten, ein Schutzmann, ein Zeitungsverkäufer, eine Blumenhändlerin: In vier Jahren gehört alles ihm, *alles ihm*! Das Kerkergitter, das bis jetzt nur den einen niederträchtigen Zweck hatte, das Stückchen Himmelrechteck auch noch schwarz zu karieren, verdient sogar ein bißchen Rührung: So ein Kerkergitter steckt hier in der Mauer lebenslänglich, hundert, zweihundert, dreihundert Jahre lang. Würde man nicht schon 1925 begnadigt, es lohnte sich, das Kerkergitter zu durchfeilen, um es zu befreien von der Notwendigkeit, noch weitere fünfhundert Jahre in der Mauer zu stecken. Aber man wird eben schon 1925 frei, und für das Kerkergitter hat man gerade noch ein lebhaftes Bedauern übrig.
Irgendwo in der Wand ist eine Ritze, oder ein kleines Loch, oder, weiß Gott, die Vornamen zweier Häftlinge. Gesetzt den Fall, sie hießen Kaspar und Zacharias, so hat man im Laufe der Jahre (im Schneckengang der Einsamkeit) eine ganz besondere Liebe für Zacharias gewonnen, weil er gewiß der Ärmere von beiden war und wahrscheinlich innerlich unbeteiligt an der ganzen schlimmen Geschichte, die er erlebt oder gar verursacht hat. Und innerhalb des Namens Zacharias hat man das Z am meisten geliebt, weil es so unbeholfen aussieht, ein mißglücktes Fragezeichen hinter der Frage, die einen ewig beschäftigt und unbe-

antwortet bleibt, lebenslänglich. Soll man nun nach knappen vier Jahren – pah, was sind schon vier Jahre! vier kleine, winzige Jährchen! – das Gefängnis verlassen, so fühlt man eine innige Liebe zu jenem Z, dem unbeholfenen, und man trennt sich sehr schwer von der Ritze, dem Loch, dem Buchstaben.
Zwei Tage, nachdem Karl Hau erfahren hat, daß er 1925 frei sein wird, fängt er an, Striche an die Wand zu kritzeln, viermal dreihundertfünfundsechzig Striche, und jeden neuen Tag, der sich durch den schlurfenden Schritt des patrouillierenden Wächters ankündigt oder durch den Hahnenschrei aus dem kleinen Geflügelstall des Gefangenenaufsehers, streicht der Gefangene einen Strich noch einmal quer durch und zählt, zählt, zählt. Am Nachmittag nach dem Spaziergang im Hof zählt er wieder und denkt dabei an den Kerkerhof, der seit vorgestern ein ganz neues Aussehen hat. An der Hofmauer hat ein Weidenstock Wurzeln gefaßt und trägt kleine grüne Knospen. Solcher Weidensträucher gibt es in der Welt viel mehr, viel mehr, und alle gehören ihm, 1925. Schon 1925!
Eigentlich *erst* 1925! Vier Jahre sind ja eine unglaublich lange Zeit, wenn man so denkt. Es sind viermal dreihundertfünfundsechzig Tage, und der Gefangene denkt, daß es grausam ist und keine Gnade. Es ist grausam, vier Jahre vorher von Begnadigung zu sprechen. Wenn jemand für vier Jahre ins Zuchthaus gehen soll, ist es eine schreckliche Zeit. Dem Gefangenen ist es, als müßte er jetzt erst für vier Jahre ins Zuchthaus kommen. Oh, vier Jahre!...
Und was wird es eigentlich für ein Tag sein, an dem ich aus der Zelle komme? Ein Dienstag, ein Mittwoch oder ein Freitag? (Nur kein Freitag! Freitag ist vielleicht mein Unglückstag.) Wird es Frühling sein oder Herbst? Wird eine Amsel pfeifen oder ein Hund bellen? Aber das ist gleichgültig: Hund oder Amsel? Das Gekläff eines Hundes ist schöner, tausendmal schöner denn der Gesang einer Nachtigall. Eine Nachtigall höre ich zuweilen an diesen Abenden, während ich eingesperrt bin. Aber einen Hund ebenfalls. Und wenn ich draußen bin, ist mir ein Hund genauso lieb wie eine Nachtigall, und Bellen ist Flötenton. Und wenn alle Nachtigallen plötzlich zu bellen anfangen, ist mir das auch schnuppe.

Karl Hau, der Gefangene, hat nicht mit der großartigen Entwicklung des Films gerechnet. Er weiß zwar noch was von Nachtigallen und

Hunden, aber was weiß er vom Kino? Hat er auch nur einen Augenblick daran gedacht, daß er ein Filmdrama ist?
Oh, er ist eins! Und was für eins!...
Ein Filmregisseur namens *Carl Heinz Boese* und eine Frau namens *Elisabeth Fries* haben Karl Hau zu einem »Spielfilm« (was heißt »Spielfilm«? ein Gegensatz zu »Ernstfilm«?) verarbeitet. Der Spielfilm heißt: »Die Tragödie des Hauses Hester«.
Und »Priorität«! Weißt du Häftling, Spielfilm gewordener, was »Priorität« ist? »Priorität« ist das Recht des zuerst, zuerst, zuallererst Stoff Schindenden. Aus »Gründen der Priorität« und damit nicht die tausend anderen, die in Berlin davon leben, den Stoff ausbeuten, für sich in Anspruch nehmen, Prozesse führen, hat der Filmregisseur einer Tageszeitung mitgeteilt, daß *er* und kein anderer in Gemeinschaft mit der Frau Elisabeth den Filmstoff Hau bearbeitet hat. Und daß eine »erste« (eine erste!) Berliner Filmfirma die »Tragödie des Hauses Hester« erworben hat. Der Dichter schreibt dem Blatte:
»Durch die Tagespresse geht die Nachricht, daß der amerikanische Rechtsanwalt Karl Hau, bekannt durch die Baden-Badener Mordaffäre an der Frau Medizinalrat Molitor, der damals zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt wurde, zum 1. April 1925 bei guter Führung aus dem Zuchthaus entlassen werden soll.
Dieser dramatische, sensationelle Stoff des seinerzeit viel Aufsehen erregt habenden Prozesses ist bereits vor Wochen vom Filmregisseur Carl Heinz Boese in Gemeinschaft mit Elisabeth Fries unter dem Titel ›Die Tragödie des Hauses Hester‹ zu einem Spielfilm bearbeitet und von einer ersten Berliner Firma zur Verfilmung erworben worden.«
In einer Nachschrift führt das Filmgenie noch den erwägenswerten Gedanken aus, daß die Filmdramaturgie vor einer lustigen Duplizität der Fälle bewahrt werden könnte. Ach, viel mehr! Und noch schöner wär's, wenn sie so manches Mal auch schon vor der Simplizität zu bewahren wäre.

Dr. Karl Hau, wenn Du aus dem Gefängnis kommst, wird keine Nachtigall flöten, kein Hund bellen, denn im Film gibt's keine Geräusche. Du wirst eine Litfaßsäule sehen und darauf Dich, von einem schmissigen Plakatzeichner hingefingert, und die Ankündigung des »Spielfilms«: »Die Tragödie des Hauses Hester«.
Nichts anderes bleibt Dir übrig, als von deinen ersparten Groschen,

die Du aus der Anstalt auf den Lebensweg mitgenommen hast, ins Kino zu gehen und Dich zu erleben. Sieh, das sind die Freuden des Begnadigtseins!

Berliner Börsen-Courier, 10. 4. 1921

UNVERÖFFENTLICHTER AUTOR

Bei *Reuß & Pollak* im kleinen Raum der Buchhandlung las am 11. April abends Alfred *Olschki* aus unveröffentlichten bzw. nicht in Buchform erschienenen Werken von Leopold *Lehmann*. Es waren zwei Novellen, ein paar Gedichte, ein Drama, genannt »Bathseba«.
Weil die Gewissenhaftigkeit gebeut, unveröffentlichten Autoren sein ganzes Ohr zu schenken, ertrug ich ein paar Gedichte, Privatangelegenheiten des Verfassers, und eine biedere Novelle, deren Harm- und Wehrlosigkeit jedes weitere Wort überflüssig machen.
Dagegen gab mir »Bathseba« Gelegenheit, einen Funken dramatischen Talents hier und dort aufsprühen zu sehen, der unter dem Geröll loser Jamben ruht. Würde man diese »Bathseba« der sprachlichen Überflüssigkeit ledig machen, so bliebe ein dramatisches Gerüst, das in Einfall, Aufbau und Wirkung des Geschehens an sich einen Autor von Fähigkeit verrät.
Sieben Jahre liegen lassen, lieber Lehmann!

Berliner Börsen-Courier, 13. 4. 1921

DAS PLAKAT

Der *Verein der Plakatfreunde* veranstaltete am 14. April im Hörsaal des Kunstgewerbemuseums einen Vortragsabend. Dr. Hans *Sachs* sprach über »Politik, Völkerpsychologie und Künstlerplakat im In- und Auslande«.
Der Vortragende versuchte an Hand von sechzig farbigen Lichtbildern bei den Hörern den Sinn für die Unterschiede zwischen »geschmack-

vollen« und »geschmacklosen« Plakaten zu wecken. Er überzeugte mich nicht. Er ging nämlich von dem Grundsatz aus (der für einen Plakatfreund ja selbstverständlich ist), daß ein Plakat wirksam und geschmackvoll bzw. das Plakat als Werbe- und Propagandamittel *überhaupt* eine geschmackvolle Angelegenheit sei. Ich glaube, der unverdorbene Geschmack entscheidet anders. Ob nun ein Bolschewik, symbolisiert in der Fratze eines roten Teufelswesens, von fremdem Blut triefend, über Straßen mit ordnungsmäßig abgefertigten Straßenbahnwagen und friedlich schiebenden Menschen daherschreitet oder ob ein Pfaffe, auf einer Königskrone rittlings sitzend, Galoppaden in reaktionäre Regionen unternimmt und ob nun beides mit mehr oder weniger Kunst ausgeführt ist, bleibt für die ästhetische Empfindlichkeit in seiner schreienden Wirkung gleichgültig.

Hat man sich aber auf die Voraussetzungen der Plakatfreunde eingelassen, so kann man eine Weile mit Dr. Sachs mitgehen. Man sah, wie primitiv einerseits, plump andererseits das deutsche Propagandaplakat während des Krieges im Verhältnis zu den Plakaten anderer Länder war. Wie – Gott sei Dank! – das deutsche Plakat allmählich anfängt, jene Vollendung im »Packen«, »Bannen« und Bluffen zu erreichen, die zum Beispiel das ungarische Plakat in vorbildlicher Weise auszeichnet. Man sah russische Plakate, und wer völkerpsychologisch zu sehen verstand, wußte, daß die angebliche Unbeholfenheit und sozusagen Geschäftsuntüchtigkeit des russischen Plakats mit der feinen Empfindung des russischen Menschen zusammenhängt, der sich instinktiv gegen die Bestialität der Zivilisation wehrt und immer noch versucht, einen Kompromiß zu schließen zwischen seiner künstlerischen Überzeugung und dem industriellen Zweck seiner Arbeit.

Dr. Sachs sprach geistreich, wohlgeordnet. Er hielt sozusagen ein wirksames Plakat (dies ohne ironische Nebenbedeutung). Ich sah die Notwendigkeit des Plakatübels wohl ein und konnte infolgedessen kein Plakatfreund werden.

Berliner Börsen-Courier, 16. 4. 1921

VON BÜCHERN UND LESERN

Ermittlungen aus den wichtigsten Bibliotheken Berlins

Wechsel und Wandel der geistigen Interessen einer großstädtischen Bevölkerung spiegeln sich am ehesten in der Benutzung der Bibliotheken ab. Sie stehen allen Schichten der Bevölkerung ohne Unterschied des Alters und Geschlechts offen, und an der Art, wie sie benutzt werden, kann man wie an einem Barometer ablesen, welch ein Geist die Bevölkerung in allen ihren Teilen beherrscht. Betrachtet man nun *die Berliner Bibliotheken* und ihre Besucher jetzt, im dritten Jahr nach dem Zusammenbruch, und vergleicht man die gegenwärtigen Verhältnisse mit denen vor dem Kriege und während des Krieges, so gelangt man im allgemeinen zu demselben Resultat, das so oft schon verschiedene Untersuchungen über die Wirkung der Revolution und ihrer Begleiterscheinungen auf die geistigen Gebiete deutschen Lebens ergeben haben: Die deutsche Revolution war im wesentlichen *keine Revolution auf geistigem Gebiet.* Die geistige Entwicklung vollzieht sich in einer steten, nur zeitweise abirrenden oder gehemmten *Evolution.*

Bei der stofflichen Teilung des Themas ergeben sich von selbst *drei* Gesichtspunkte, von denen aus die Verhältnisse der Berliner Bibliotheken aus betrachtet werden können: 1. *Wie viele Menschen lesen?* 2. *Wer liest?* 3. *Was wird gelesen?*

Im allgemeinen ist die Besucherzahl befriedigend groß. Die *öffentlichen Bibliotheken werden heute häufiger in Anspruch genommen als vor dem Kriege.* Einige Beispiele seien hier angeführt: Im Jahre 1911/12 hatte die Staatsbibliothek 10591 Leser (im Monat) aufzuweisen, im Jahre 1919/20 dagegen 11899 Leser. In der Stadtbibliothek sind im Durchschnitt *monatlich mindestens 19000 Leser* zu zählen *gegen ungefähr 15000 vor dem Kriege.* Einzig die Bibliothek im Kunstgewerbemuseum hat 1920 eine monatliche Besucherzahl von 6400 gegen 9400 im Jahre 1914.

Mehrere kleinere und größere Bibliotheken sind infolge der Ereignisse vielleicht ganz oder halb vergessen und haben nur noch eine spärliche Besucherzahl. Die Bibliothek der Gesellschaft für ethische Kultur in der Rungestraße ist geschlossen. Dagegen sind die *privaten* Bibliotheken einschließlich der *Leihbibliotheken heute so stark in Anspruch genommen wie nie vorher.* In drei größeren Leihbibliotheken, von denen

zwei in Schöneberg liegen und eine in Moabit, konnte ich eine ganz enorme *Zunahme* der Leserzahl feststellen. *Alle drei Bibliotheken zusammen hatten im Jahre 1913 ungefähr 9000 Leser monatlich: Sie weisen heute eine Leserzahl von 21000 im Monat auf.*
Diese an und für sich erfreulichen Feststellungen könnten aber leicht zu falschen Annahmen verleiten: etwa, daß die geistigen Interessen auf breitere Schichten der Bevölkerung übergegriffen haben. Aber schon eine nähere Betrachtung der sozialen Stellung der Leser zeigt, daß sich verhältnismäßig wenig geändert hat in den geistigen Verhältnissen der einzelnen sozialen Schichten. *Die Bibliothekbesucher rekrutieren sich zumeist immer noch aus* den Reihen der »Fachmenschen«, der Studierenden, der *»Intellektuellen«*, das heißt: der Absolventen der zur Erreichung einer angesehenen sozialen Stellung erforderlichen Schulen.
Von dem pro Tag (bis März 1921) von der *Staatsbibliothek* ausgeliehenen 1500 Bücher entfielen die meisten auf Hochschullehrer, Studenten, Schriftsteller und Künstler. Den Berufen nach ordnen sich die Besucher und Entleiher der Staatsbibliothek im Durchschnitt eines Monats folgendermaßen: Hochschullehrer 228, Studierende 5282, Geistliche 129, Juristen und höhere Verwaltungsbeamte 741, Ärzte 497, Beamte wissenschaftlicher Institute 217, Lehrer höherer Schulen 771, Schriftsteller und Künstler 452, Techniker, Kaufleute 724, Militärs 212, Behörden, Institute 228.
Die Besucher der *Stadtbibliothek* sind: kaufmännische Angestellte, Schüler, Handwerker und Studierende. Die Besucher der Bibliothek im *Kunstgewerbemuseum*: Kunsthandwerker, Praktiker und Schüler der Fachschulen. Die der Bibliothek in der *Börse* meist Jugendliche, Schüler, Schriftsteller, Beamte, Kaufleute, Journalisten. Und schließlich die Leser der *Privatbibliotheken*: Handwerker, kaufmännische Angestellte, Jugendliche, Schüler.
Man sieht: Es sind die gleichen Schichten, die auch *vor dem Krieg*, vor der Revolution für Bibliotheken in Betracht kamen. Wo sind die eigentlichen »Proletarier«? Lesen die *Arbeiter* nur in den Arbeiterbibliotheken? Und die jugendlichen Arbeiter nur in ihren Zirkeln, deren Bibliotheken ja zum großen Teil äußerst mangelhaft sind?
Nichtsdestoweniger ist jene geistige Evolution, die unverkennbar Spuren unserer Zeit trägt, nicht zu leugnen, wenn man die *Leseobjekte* betrachtet. *Mit einer geradezu unglaublichen Hast ist das Interesse für Sozialwissenschaften, Politik und Tagesfragenliteratur gestiegen. Von*

den in der Staatsbibliothek täglich entliehenen 1200 Werken ist ungefähr die Hälfte sozialwissenschaftliche Literatur. Ähnliche Erfahrungen macht man in der Bibliothek der Handelskammer, in der ein täglich zunehmendes Interesse für *Sozialismus* (Marx, Lassalle, Kautsky) und *Sozialisierungsfragen* festzustellen ist. Volkswirtschaftliche Werke werden auch in der Staatsbibliothek zahlreich verlangt.

An *zweiter Stelle steht die – Philosophie*! Für den oberflächlichen Betrachter der Verhältnisse anscheinend ein Widerspruch. Für den Einsichtsvolleren ein gewiß nicht unlogischer Zusammenhang. Hand in Hand mit dem regen Interesse für die Tagesfragen die Abkehr vom Tageslärm, die Sehnsucht nach freier Menschlichkeit jenseits aller Grenzen und aller Beschränktheit. *Man flüchtet sich in die – indische Philosophie und in die Literatur Asiens, Chinas,* des fernen Ostens überhaupt. Von den 230 täglichen Besuchern der Bibliothek im Kunstgewerbemuseum interessiert sich zumeist die *Hälfte für indische Kunst und Kunstliteratur.* Die Privatbibliotheken können nicht genug Ausgaben von *Rabindranth Tagore* nachbestellen. *Fast ganz vernachlässigt wird die russische Literatur.* Ihre Aktualität ist eben vorbei. Was sich in den großen Werken großer russischer Meister ehemals angekündigt hat, drohend und mit Gewitterschwere, ist verrauscht, haben wir erlebt, und was jetzt in Rußland geschieht, erfährt das Publikum sattsam aus den Tagesblättern.

An *dritter Stelle steht die sogenannte völkische Literatur.* Der Bedarf an »völkischer« Literatur ist in den öffentlichen Bibliotheken, die naturgemäß zumeist ja von ernsteren Besuchern in Anspruch genommen werden, nicht so groß wie in den Leihbibliotheken. In diesen ist die Nachfrage nach den schlimmsten Erzeugnissen innerer Verhetzung ungemein groß. Das Machwerk des Herrn *Dinter* »Die Sünde wider das Blut« wurde *im Laufe der letzten zwei Monate in einer Leihbibliothek nicht weniger als 317mal verlangt.* Chamberlain ist dieser Art von Lesern scheinbar zu tief und wissenschaftlich fundiert, denn er wird auffallend wenig begehrt. Sie halten sich lieber an seine verwässerte Ausgabe Dinter, der die praktisch-literarischen Nutzanwendungen aus seines Meisters Lehren zieht. Allerdings ist, wie gesagt, von diesem Interesse für völkische Literatur an den öffentlichen Bibliotheken fast gar nichts zu spüren.

Ein besonderes Kapitel bilden die *Frauen.* Sie machen zweifellos einen großen Prozentsatz der Besucher und Entleiher öffentlicher und priva-

ter Bibliotheken aus. Von den 11899 monatlichen Besuchern der Staatsbibliothek sind 1712 Frauen. In der Stadtbibliothek bilden sie *dreißig Prozent* der gesamten Leserschaft, in der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums ist ihre Zahl fluktuierend, jedenfalls nicht weniger als *ein Drittel* der 280 täglichen Besucher. Unter den Abonnenten dreier Leihbibliotheken machen sie ungefähr die *Hälfte* aus.
Was lesen die Frauen? Um diese Frage zu beantworten, muß man sich vergegenwärtigen, daß eine große Zahl der Leserinnen Berlins *beruflich* tätig ist oder sich für Berufe vorbereitet und also sich vor allem mit derjenigen Literatur beschäftigt, die in ihr Fach einschlägt. In der Staatsbibliothek beschäftigen sich die Frauen vorwiegend mit Medizin, Kunst, Musik, in der Stadtbibliothek mit Kunst, Germanistik und Musik, in der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums mit *Mode*, asiatischer Kunst und Philosophie.

Berliner Tageblatt, 16. 4. 1921

PATHOS

Gestern war ich in einer Operettenpremiere. Ich glaube, es ist kein Zufall, daß die Damen und Herren, die in Orchesterreihen, Logen und Parkettstühlen saßen, so schön gekleidet waren. Ich liebe die Damen, die auf den vorderen Plätzen des Theaters sitzen. Warum sollte ich es leugnen? Ich liebe ihre Kleider, die kostbare Vorwände sind, nichts mehr, nichts weniger. Ich liebe ihre nackten Arme, von denen ich bestimmt weiß, daß sie gepudert sind. Ich liebe den Puder. Ihre Augenbrauen sind mit Schwarzstift geschminkt. Ich liebe den Schwarzstift. Sie haben Atropin in den wunderbar natürlich glänzenden Augen. Ich liebe das Atropin und die Augen.
Auch die Herren mag ich gern. Sie haben Smoking und weiße steife Hemdbrust. Ihre Hemdbrust knistert. Sie haben Glatze oder pomadisierte Scheitel. (Nur die Pomade mag ich nicht.) Und sie haben Gesten, oh, Gesten!
Allen diesen Damen und Herren haben gütige Feen Logenbillets in die Wiege gelegt. Diesen Glauben lasse ich mir nicht nehmen. Salonorchester lullten sie, noch als sie klein waren, alle in den Schlaf. Über *deiner*

Wiege, aber, Mensch in der zehnten Reihe, blies ein simpler Pausbackengel auf einer Kindertrompete ein dummes, dummes Schlaflied, vom Vater und vom Schaf!
Vor einigen Tagen – ich liebe diese Premieren eben so sehr – ging ich in eine Filmpremiere. Sie fand in einem großen Kinotempel Berlins statt, und viele, viele Wagen fuhren vor dem Tempel vor. Eine Livree, die offenbar über einen Menschen gestülpt war, stand vor den Toren des Tempels und öffnete die Wagentüren. Und heraus stiegen: Hemdbrüste, Schminke, Puder, Atropin.
Alle Menschen, die ich in der Filmpremiere sah, die auf der Leinwand und die im Saal, hatten große Gesten. Allmählich konnte ich die Geschehnisse der Leinwand und die des Saales nicht mehr auseinanderhalten. Alle Menschen auf der Leinwand benahmen sich – es war ein »Gesellschaftsdrama« – wie bei einer Premiere. Alle Menschen im Saal – es war eine Premiere – benahmen sich, wie in einem Gesellschaftsdrama. Wenn sie »Danke!« sagten, lag in diesen zwei Silben die Hälfte ihrer Seele. Wenn sie den Nachbarn auf den großen Zeh traten, sprangen sie elastisch zurück, als hingen sie an einem Gummiband, und flüsterten: »Verzeihung!« In dem »zeih« lag so viel Güte, Weichheit und Humanität. Lag Delikatesse als Weltanschauung.
Der Film gefiel allen Menschen ausgezeichnet, und sie klatschten. Wem klatschten sie? Fragte ich mich. Den Schatten? Das sind Menschen, ganz winzige Menschenbilder, deren Körper und Bewegungen in Millionen Atome zerhackt – kaschiertes Bildfleisch – auf winzige Marken geklebt sind.
Sie aber klatschten, die Menschen, denen der Film so gut gefallen hatte. Ich dachte: Nie werden ihnen diese vergrößerten Körperatome der Schauspieler den Gefallen erweisen und auf die Leinwand kommen, um sich zu verneigen.
Während ich so dachte, kam ein Schauspieler, wirklich, vor die Leinwand und verneigte sich.
Ich hatte nicht daran gedacht, daß die Schatten im Saal saßen, bei der Premiere, und Gesellschaftsdrama spielten.

Wir treiben einen unerhörten Aufwand mit Gesten. Jede Lächerlichkeit hat ihr Pathos.
Alle Dummheiten tragen Reifröcke und Pleureusen. Jede primitive

Handlung, jeder Schritt, jedes Gefühl steckt in einer Livree. Wozu komplizieren wir das Einfache und Primitive?
Ich kannte einen Mann, er war ein biederer, einfältiger Kaffeehausmusiker. Aber er trug einen Radmantel und einen Plüschhut.
Der Filmschauspieler kann keinen Radmantel und keinen Plüschhut tragen. Er macht Armbewegungen mit der Zunge, mit den Augen, mit der Nase.
Nach Schluß der Operettenpremiere klatschten die Leute so lange, bis der Regisseur, der Dichter, der zweite Dichter, der dritte Dichter, der Komponist, der Kulissenmaler auf die Bühne kamen. Der Dichter, der erste, kam nicht so einfach. Er war im Frack, also hatte er mit einem Bühnenaufzug der Operettenurheber gerechnet. Aber er ließ sich vom Regisseur schleifen. Nicht aus Bescheidenheit, sondern aus dem Bedürfnis nach Geste und Pathos.
Am Kurfürstendamm sprach mich nachts ein Mann an und gab mir einen Zettel. Darauf stand: »Das größte Ereignis des Jahrhunderts: Likörstube a. C.«
Eine Likörstube ist das größte Ereignis des Jahrhunderts. Oh, wie groß ist dieses Jahrhundert!...

Ich möchte auf die Operette zurückkommen:
Irgendwo im zweiten Akt verfinstert sich das Antlitz der eben noch sommerlich grün blühenden Kulisse, ein Scheinwerferblitz fächelt über die Landschaft ein kleines Schauerlein, und dazu erdonnern des Orchesters Baßgeige und Kesselpauke, und die Geigen wimmern herzzerreißend, als würden sie abgewürgt, und das Fagott quietscht erbärmlich, und die Tschinellen tropfen wie schwerer Silberregen in das chaotische Treiben des entfesselten Kapellmeisters.
Wozu der Lärm?! – Roderich geht aus dem Vaterhaus in eine ungewisse Zukunft. Bei dieser Gelegenheit singt er ein Chanson. So übel ist ihm zumute. So tragisch ist diese Angelegenheit.
Wozu Baßgeige, Kesselpauke, Götterdämmerung, Weltuntergang?
Ich kenne den Schauspieler, der den Roderich gab, zufällig. Er ist ein ernster Künstler; aus Verlegenheit oder weiß Gott, warum, singt er Chansons. Er ist sehr vernünftig, ein Ironiker eher als Lyriker, unsentimental, sachlich, skeptisch. Wie hält er den Weltuntergang aus, der seinetwegen arrangiert wurde?
Ich beobachte ihn genau durch ein scharfes Glas. Er zuckt nicht aus

den Mundwinkeln wie sonst, wenn im Kaffeehaus jemand einen Satz sagt, mit »derjenige – welcher«.
Was ist »derjenige – welcher« all dem Donner und Blitz gegenüber? Empfindest Du, Roderich, der Du im Leben Ernst heißest, nicht die Antiproportion zwischen Deinem Rollenschicksal und der Regie, der Musik? Bist Du am Ende ein Roderich, wirklich ein Roderich, und kein Ernst?
Ich sah mich im Parkett um: Die Leute saßen in einem Operettentheater. Sie wußten es. Sie gingen zu einer Operette, nicht zu einem Trauerspiel. Nun aber malte sich Entsetzen in ihren Gesichtern. Und das Atropin war wie verschwunden aus den Augen der Damen. Weggeschwemmt gleichsam von verhaltenen Tränen. Und die Schminke gewissermaßen aufgesogen von dem Schrecken, dem glühenden. Ihre nackten Arme bebten.
Sie freuten sich über diesen Luxus an Chaos. Sie wollen Kolophonium! Sie wollen den Scheinwerfer! – *Das* ist eine Operette!
Sie müssen ihre halbe Seele in einem »Danke!« aushauchen. Immer, immer, immer an den elastischen Gummibändern der »getragenen« Form hängen.

Über dem Kapitel »20. Jahrhundert« wird ein Motto stehen:
»Das größte Ereignis dieses Jahrhunderts: Likörstube a. C.«

Berliner Börsen-Courier, 17. 4. 1921

SYLT, EIN BEDAUERLICHER VORFALL

Sylt, der angeblich auf der Flucht erschossene, ist mit großem Pomp begraben worden. An seinem Grabe sprachen sehr viele Menschen. Alle schworen Rache. Sylts letzte Worte sollen gelautet haben: »Rächet meinen Tod!«
Pomp ist immer irgendwie bürgerlich. Die Teilnehmer an dem Syltschen Leichenbegängnis trugen den Sowjetstern und – einen Zylinder. Und sangen Lieder. Der Text war revolutionär, die Melodie irgendwie bürgerlich. Sylts Leichnam war mit einer roten Fahne zugedeckt. Rote Fahne ist revolutionäres Symbol; aber wenn sie auf einem toten Prole-

tarier gebreitet liegt, erfüllt sie eine ähnliche Aufgabe wie ein Schwert auf dem Sarge eines Offiziers und Orgeschmitgliedes. Sylt selbst schließlich starb als Opfer seiner revolutionären Tätigkeit – ob er nun »auf der Flucht« erschossen worden ist oder nicht. Aber daß seine letzten Worte »Rächet meinen Tod« gewesen sein sollen, ist höchst bürgerlich. Ein »braver Held« nur darf, das Todesröcheln unterbrechend, hauchen: Mit Gott für König und Vaterland! Denn das Pathos ist eine bourgeoise Tugend. Der Prolet denkt in seiner letzten Stunde an Weib und Kind und somit an die Sache des Proletariats. Die Weltanschauung des Proletariers geht aus einem Erleben hervor, die des Bürgers aus Schullesebüchern und vaterländischen Sammelwerken. Im Alltag des Proleten ist seine Religion. Die des Bürgers findet am Sonntag statt. Nur dem Bürger läutet Schillers Glocke von der Wiege bis zum Grabe. Der Bürger ist feierlich. Der Prolet schlicht. Vielleicht war Sylts seelische Konstruktion eine bürgerliche. »Wenn ich auf den Knopf drücke...«, hatte Sylt einmal gesagt. Auf Knöpfe pflegen Generale und dergleichen sonst zu drücken. Vielleicht trug Sylt zum Sowjetstern einen Zylinder.

Einerlei: Er ist ermordert worden. Das ist kein »bedauerlicher Vorfall«, wie der Herr Polizeipräsident Richter meint. Ein Mord ist mehr denn »bedauerlicher Vorfall«. Der Weltkrieg wäre dann nämlich auch nur ein »bedauerlicher Vorfall« gewesen. Selbst wenn das Gewehr des Polizeibeamten losgegangen wäre und Sylt zufällig getroffen hätte, wär's kein »bedauerlicher Vorfall«.

Die Vorschrift befiehlt, auf flüchtende Häftlinge zu schießen. Die Vorschrift befiehlt nicht, in die Leber flüchtender Häftlinge zu schießen. Manchmal kann man auch ins Bein oder in den Arm schießen. Daran stirbt so ein Häftling nicht so schnell. Aber der Polizist ist kein Scharfschütze. Die Vorschrift muß wissen, daß solch ein Schuß drei Möglichkeiten hat: 1. fehlzugehen; 2. zu verletzen; 3. zu töten. Es ist also der Vorschrift gleichgültig, ob der Häftling entflieht, verletzt oder totgeschossen wird. Wozu befiehlt sie das Schießen?

Einfach deshalb, weil der Polizist ein Mann der Waffe ist und ein Gewehr tragen muß. Wozu diente sonst dieses Gewehr?

Es gibt ja auch noch allerlei Vorschriften: zum Beispiel, daß Häftlinge gefesselt werden oder mit hoch erhobenen Händen vor dem Polizisten einhergehen. Dann fliehen sie nicht, und ihre Leber bleibt unverletzt. (Die Leber ist ein empfindliches Organ.)

Diese Vorschriften wurden bei Sylt nicht angewendet, sondern – ein bedauerlicher Vorfall – lediglich jene, die das Schießen befiehlt.
Ich glaube nicht, daß der Polizist, der geschossen hat, ein Scharfschütze ist. Sonst wäre er nämlich ein Mörder. Aber daß kommunistische Häftlinge immer von Polizisten begleitet werden, die keine Scharfschützen sind und also versehentlich in die Leber schießen, ist doch – eine traurige Verkettung bedauerlicher Vorfälle.
Dieweil zum Beispiel ein Orgeschmitglied höchst selten in die Leber getroffen wird! Orgeschmitglieder werden nur von Scharfschützen begleitet.
Ich glaube nicht, daß derselbe Polizist so exakt geschossen hätte, wenn er einen Orgeschmann zu verfolgen gehabt hätte. Und das schlimmste, daß der Polizist nichts dafür kann, daß er hier exakt und dort ungenau funktioniert. Der Polizist – ein Schießgewehr der bürgerlichen Gesellschaftsordnung – entlädt sich automatisch beim Anblick Sylts. Und versagt beim Anblick eines Hakenkreuzlers.
Infolgedessen ist es gleichgültig, ob der Herr Richter einen oder – wie er nun beschlossen hat – mehrere Polizeibeamte mit der Aufgabe betrauen wird, die Sylts zu begleiten. Die nächsten Sylts werden eben nicht von einer, sondern von mehreren Kugeln getroffen werden.

Freie Deutsche Bühne, 17. 4. 1921

VENUS UND ADONIS

Am 22. d.M. las Max *Kahlenberg* in der Buchhandlung Blau *»Venus und Adonis«*, das Erstlingswerk *Shakespeares*.
»Venus und Adonis« ist ein Epos. Max Kahlenberg hat es verdeutscht. Er las aus dem Manuskript.
Die Übersetzung ist unvollkommen, stellenweise holprig und proaisch. Man hätte vielleicht mit der Vorlesung warten können, bis das Epos vollkommen übersetzt gewesen wäre. Aber der Vorabend des hakespeareschen Geburtstages war am Zweiundzwanzigsten, und daegen kann man eben nichts tun.
Obwohl die Übersetzung mangelhaft war – Shakespeare ist nicht umubringen. Zwischen Platitüden, in jener Zeit obligaten Wendungen

und Betrachtungen urplötzlich mit der natürlichen Notwendigkeit eines Elementarereignisses ein wundervoller Shakespearescher Sturm von Bildern, Schönheiten, gebändigten Leidenschaftsausbrüchen. Venus fleht den kalten Adonis vergeblich an. Frei erzählt ungefähr so: »Klammre dich an mich wie an ein Gitter. Ich, Hecke, Gartenzaun, in dessen Gestrüpp du dich verlierst, aber geborgen bist und heimisch.« Diese Erotik, die das Freieste heraussprudelt in seltsamen architektonisch springenden Kaskaden, ist Shakespeare, Shakespeare, Shakespeare...
Man wird das Werk noch einmal hören müssen, wenn es fertig ist. An einem Abend – es *muß* nicht der Vorabend von Shakespeares Geburtstag sein.

Berliner Börsen-Courier, 24. 4. 1921

STIEFELPUTZER

Ich möchte der Öffentlichkeit Mitteilung machen von der Bedrängnis und Not der Stiefelputzer, die unter der Weidendammer Brücke ihrem sauren Gewerbe sozusagen nachsitzen. Sie sind im ganzen ein halbes Dutzend ungefähr. Gestern sprach ich mit ihnen.
Stiefelputzer haben im Laufe des Tages sehr wenig Gelegenheit, sich auszusprechen. Ihre Tätigkeit bedingt Schweigen. Der Friseur zum Beispiel ist in der weitaus günstigeren Lage: Er hat an dem Kopf der Menschen zu arbeiten, der normalerweise der Sitz der Sprechwerkzeuge und des Gehörapparates ist. Der Stiefelputzer aber hat mit tauben und stummen Füßen zu tun. Er lagert fast horizontal über dem Fußrücken des Passanten, sein Körper bildet einen sehr spitzen Winkel, und seine Hände greifen mit Bürsten und Lappen mehrere Male nach dem rechten Fuß, dem linken Fuß, ehe diese beiden in jenen glänzenden Zustand versetzt sind, der eine Mark fünfzig oder zwei Mark Ausgaben rechtfertigt.
Es ist durchaus nicht leicht, Stiefelputzer zu sein. Der Tagesverdienst ist gerade nicht der schlechteste, man hat unter sehr, sehr günstigen Umständen 50 Kunden im Tag, und manchmal sind zehn Gutgelaunte darunter, die einen höheren als den verlangten Preis zahlen. Aber de

Bettler z.B., der drüben an der Straßenecke steht und dessen Beschäftigung lang nicht so menschenfreundlich ist wie die der Stiefelputzer – er singt nämlich: An der Quelle saß der Knabe... –, verdient mit Leichtigkeit 100 Mark im Laufe eines Vormittags.

Längst ist jedenfalls die Zeit vorbei, in der die Straßen-Stiefelputzer den Auftakt zu einer Milliardärkarriere bedeutete. In Amerika, hieß es immer, fange man mit dem Stiefelputzen an und höre mit dem Goldbergeschaufeln auf. Offen gestanden: Ich hab' es nie recht glauben können. Ich sah schon manchen Millionär, der gewiß besser daran täte, Stiefel zu putzen. Aber noch nie hatte in meinen Augen ein Stiefelputzer Aussichten auf Millionen.

Nun droht den Stiefelputzern, neben der chronischen Gefahr, keine Millionäre zu werden, auch noch die, nicht einmal Schuhputzer zu bleiben. Es geschah nämlich folgendes: Ein Mann, der offenbar das Geld zum Millionär hat, kam auf die Idee, die Stiefelputzer zu organisieren. Er soll an den Magistrat fünftausend Mark gezahlt haben, um den Platz an der Weidendammer Brücke zur Besetzung mit sechzehnjährigen Mädchen benutzen zu dürfen. Diese Mädchen sollen von nun ab das Stiefelputzen besorgen. Man hat es natürlich auf Stiefel und Herz der männlichen Passanten abgesehen.

Und bereits sind am letzten Sonnabend im Städtischen Arbeitsnachweis, Gormannstraße, mehrere junge Mädchen gegen einen Wochenlohn von hundert Mark, freier Verpflegung und Uniformierung für die reizende Beschäftigung der Stiefelputzerei gewonnen worden. Die Stiefelputzer aber schrieben einen Brief an den Magistrat, sagten, daß sie sich nicht wie Hunde würden wegjagen lassen. Ihr Recht sei bitter ersessen und erputzt, Abnutzungsgebühr für die durch ihr Sitzen zerbrochenen Plastersteine könnten sie selbst zahlen, und überhaupt diente das Stiefelputzen sechzehnjähriger Mädchen just in der Friedrichstraße nicht zur Hebung der Sittlichkeit. Auf diesen Brief ist der Magistrat eine Antwort schuldig geblieben.

Prager Tagblatt, 24.4.1921

BEIERLE UND »GAS«

Sonntagvormittag las Alfred *Beierle »Gas«* II. Teil in den Kammerspie-
len. Dieses Werk, dieses Werk – ist überholt. Durch die Ereignisse
Durch die literarische Entwicklung.

Gas, Gas – die Welt ist bereits durch Gas zugrunde gegangen. De
»Großingenieur« hat bereits sein Schicksal erfüllt. Der »Milliardär-Ar-
beiter« auch. Alle die »Blaufiguren«, »Gelbfiguren« kennen wir schon
Wir kennen diese ganze Welt ekstatischer Signale, lyrischer Kontakte
pathetischer Eisenkonstruktionen.

Wir kennen dieses plötzliche Umkippen: Sturz aus Lyrismus und Reli-
giosität in Strammheit, Knappheit, trockene, dürre, wortarm
Strenge ...

Dies alles geschah am Sonntagvormittag. An sich keine sehr geeignet
Zeit. Aber es geschah durch Alfred Beierle, einen großen Schauspieler
Beierle kann das alles vortrefflich: Lyrismus und Überschwang durc
ein plötzliches Einsetzen mit sachlicher trockener Tonart mildern
Und die gelegentliche dürre Wortarmut so mit Lyrik, Pathos, Gest
umkleiden, so gut Lücken mit Poesie des Darstellerischen ausfüllen
daß man selbst am Sonntagvormittag gespannt, gebannt ist.

Als Beierle zum Schluß fortlief, vom Tisch, von der Bühne weg, ohn
sich applausfordernd zu verneigen, wie es die Sitte verlangt, war's kei
Justamentsakt, kein Originell-sein-Wollen, sondern natürlich, unmit-
telbar, sympathisch wie seine Menschlichkeit im Schauspielerische
überhaupt. Er liest in einer Art Familienkleidung, seine Hemdbrust is
irgendwie schlecht gebügelt, seine Krawatte hängt schief aus der We-
ste, und zum Schluß läuft er weg. Alle diese Menschlichkeiten sind mi
Beweise, daß er sich einsetzt, ganz: mit Kragen, Hemdbrust, Schlips –
man unterschätze diese Kleinigkeiten nicht –, mit seinem ganzen Men-
schen.

Berliner Börsen-Courier, 26. 4. 192

ABENDE

Ich gehe jeden Abend in eine Vorlesung. Ich liebe »Abende«.
Die Räume, in denen »Abende« stattfinden, sind entweder weit und hell erleuchtet oder klein, schmalbrüstig und dunkel.
Ich habe bereits herausgefunden, daß in den kleinen, schmalbrüstigen und dunklen die Künstler auftreten. In den großen, hellerleuchteten dagegen die Dilettanten. Ich bin an fünf von sieben Abenden in der Woche in großen und hellerleuchteten Sälen.
Immer noch ist mir der Zusammenhang zwischen den Dimensionen des Saals und denen der Begabung schleierhaft. Dennoch ist meine Beobachtung richtig.
Vielleicht brauchen Dilettanten Expansionsmöglichkeiten: Sie müssen ihre Verwandtschaft über eine weite Fläche ausdehnen. Künstler stehen allein in der Welt, gleichsam von allen guten Tanten verlassen, Dilettanten sind gesellige Wesen. Sie gedeihen in einer liebe- und andachtdurchwedelten Atmosphäre. Ihre Unbegabtheit entfaltet sich unter dem Einfluß gütigen Zuspruchs und trostreicher Erbschaftsaussichten prachtvoll.
Künstler schaffen auf einsamen Höhen. Ihre Erbschaftsonkel sind langlebig. Stirbt einer zufällig früher, hat er rechtzeitig seinen Neffen enterbt.
Es ist schade um das viele schöne Licht in den großen, großen Räumen. Besonders dort, wo es sich um Lyrik handelt. Und es handelt sich meist um Lyrik.
Auch bei der Dramatik traure ich um diese Verschwendung von Raum und Geld und Luftschwingungen. Die Dramen sind gewöhnlich in fünffüßigen Jamben geschrieben. Und wenn ich solche eine Stunde lang gehört habe, kann ich nie mehr, nie mehr Prosa sprechen. Mein ganzes Leben rinnt im sanften Fluß der Jamben hin, und alle meine Worte gehn nach der gleichen Leierkastenmelodie; und seufzend wach ich noch des Nachts im Bette: Oh, daß er Jamben nie geschrieben hätte...!
Inhalt dieser Dramen ist: römische Geschichte, deutsches Heldentum, Nibelungenzeit. Auch Gudrun ist ein beliebter Stoff. Und es ist unendlich traurig, daß kostbare Stoffe so herrenlos und unrationiert auf den Straßen herumliegen, in denen eine schreibende Menschheit wandelt.
Was die Epik betrifft, so ist sie selten. Man liest – wenn schon, dann Entwicklungsromane. Entwicklungsromane sind sehr lang, denn ihre

Helden entwickeln sich langsamer als andere Menschen. Es sind geradezu Entwicklungshelden.
Vorn in den ersten Reihen sitzen Damen. Zwischen ihnen und dem Menschen vor dem Pult, auf der Bühne, ist Kontakt vorhanden. In der letzten Reihe sitze ich. Die Tür, seltsamerweise kein Notausgang, ist in meiner Nähe. In der vorletzten schnarcht ein Nichthörer und wedelt unvermutet mit dem Programmzettel.
Häufig sind Vorlesungen in Buch- und Kunsthandlungen. Bilder hängen an den Wänden, Bücherrücken glotzen aus Wandschränken.
An den Wandschränken merkt man, wie viele Bücher schon geschrieben worden sind, seitdem das Schreiben in die Welt gekommen ist. Viele gute Bücher sind geschrieben worden und sehr viele schlechte. Ich verstehe nicht, warum der Mann vor dem Pult seine Bücher nicht nur schreibt, sondern auch liest.
Bücher können liegenbleiben, ungekannt. Worte aber, gesprochene, können nicht liegenbleiben. Sie belästigen mich wie Fliegen im Hochsommer.
Der Mitteilungsdrang der Mitmenschen ist unbezwinglich. Ihre Stimme ist singend, schwankt auf und ab, als säße sie im Kahn eines Schaukelkarussells. Alle Lesenden sind überzeugt von der Notwendigkeit ihrer Arbeit. Sie lesen – ich muß schon sagen – mit Inbrunst.
Wenn alle diese Lesenden, Tanzenden, Dichtenden nur die Hälfte dieser Intensität für andere Arbeit verwenden würden, so könnten sie am Abend sehr gut essen, ins Theater gehen und dann den ruhigen Schlaf eines nur aufnehmenden (nicht schaffenden) Menschen genießen.
Im Ernst: Es fehlt ein Regulator im Produktionsleben Berlins. Konzertagenturen sind vollkommen kritiklos. Das Publikum ahnungslos. Es hat Respekt vor dem Plakat, dem konsonantenreichen Namen, dem hellerleuchteten Saal. Es zahlt; oder es hat Freikarten. Nebensache: Es hört, sieht, nimmt auf. Ist – wenn kritisch – enttäuscht; der unkritische Teil ist irregeführt. Die wahllose Zulassung aller Menschen zu öffentlichen Publikationen ist unmoralisch.
Sieh eine Litfaßsäule an: Magier neben Flohdompteuren. Über das Jenseits, Gott, Philosophie, Unendlichkeit redet täglich eine Unzahl Unberufener. In der Menge sind mehr Wissensdurstige, als man annimmt. Zahllos sind jene, denen der Weg zur Mittel- und Hochschule versperrt war. Sie ahnen das Höhere, das sie nicht erlangen

können. Niemals. Sie retten sich in die Vorlesungen, Vorführungen der Pfuscher und Schwindler und der harmlosen Nichtswisser.
Tausend Menschen reden allabendlich in Berlin über die Ehe. Über Erotik. Über Planeten. Zehntausend lesen lyrische Gedichte.
Ehe, Erotik, Planeten, Lyrik sind ja eigentlich »an sich« ernste Angelegenheiten. Wenn jemand einen Schutzmann lästert, wird er angeklagt. Über Gott, Ehe, Planeten darfst du ungestraft reden.
Die Menschen, die von den Vorlesungen leben, schneiden mit sehr viel Sorgfalt und Vorsicht die Referate aus den Zeitungen und kleben alles auf einen Pappkarton. Und werden davon selig.
Sie reisen mit ihrem Musterpappkarton in die Provinz, wo ein Redaktionsvolontär den Auftrag erhält zu referieren. Der Redaktionsvolontär, der achtzehn Jahre alt ist und noch nicht sehr viel weiß, vermehrt die Ausschnitte auf dem Pappkarton um zwei Lobeshymnen.
Daraufhin sind die Künstler bereit, ein Engagement anzunehmen. Womöglich in Berlin. Da sie in Berlin kein Engagement erhalten, gehen sie mit ihrem Pappkarton zu einer größeren Konzertagentur. Die Respekt hat vor den Lobeshymnen des achtzehnjährigen Volontärs. Und den Meistersaal mietet.
Im Meistersaal nun sitze ich in der letzten Reihe, hart an der Tür. Vorn in den ersten Reihen sitzen die Damen mit dem Kontakt. Ein Nichthörer schnarcht und wedelt leise mit dem Programmzettel.
Hier schließt sich der Ring...

Berliner Börsen-Courier, 27. 4. 1921

JAZZBAND

Die Neger, so berichtet man, tanzen zur Begleitung einer wilden Musik, die eigentlich gar keine Musik ist. Sie entströmt nämlich beliebigen Gegenständen: Schildern, Spießen, Töpfen, die gegeneinander regellos geschlagen werden. Diese Musik ist unmelodisch. Aber die Melodie ist vorhanden: in den Seelen der Musikanten und Tänzer. Gewissermaßen eine zwischen den Klopfgeräuschen zu lesende Melodie. Sie ist keine »Komposition«, sondern ein Ausbruch. Sie ist nicht erfunden, sondern geboren. Und sie hat den Wohlklang, den wilden, den *gottgewollten*

Rhythmus. Denn in den Seelen der Neger, seht Ihr, schlummert die gesetzlose Willkürmusik eines noch nicht in Völkerbündel geordneten Chaos. Das nennen die Weißen in Amerika und Mitteleuropa: »Jazzband«.

Stanniolpapier und Pappdeckel sind elementare Bestandteile der weißen Kultur. Der »Jazzband« der Neger ist zwar ohne Pappendeckel und Stanniolpapier möglich. Der Jazzband der Berliner dagegen nicht.

Die Pappe ist in der Mitte der Dielendecke angebracht und hat die Form eines karikierten Sterns, dessen Spitzen stalagtitengleich von der Decke in den Raum hineinragen. Der Stern ist mit Stanniolpapier überzogen. Viele Besucher der Jazzbanddiele, die nichts von der Kultur der Neger wissen, glauben, daß Expressionismus eine afrikanische Angelegenheit ist.

Echt sind dagegen die Trinkgefäße und Geschirre, die zu den Jazzbandinstrumenten der Musikkapelle gehören. Diese Kochgeschirre erinnern nämlich an die Menageschalen aus der Kriegszeit, und die war ja nicht so ganz europäisch.

Außer den Trinkgefäßen benutzt die Kapelle noch Schmirgelpapier. Ein Mann, der die Trommel handhabt, legt von Zeit zu Zeit die Klöppel auf den Fußboden, ergreift zwei Schmirgelpapierblätter und reibt sie gegeneinander. Das hört sich an wie ein Platzregen von Schmirgeltropfen. Auch Schmirgelpapier ist den Negern nicht bekannt. Sie schleifen ihre Waffen an Feldsteinen blank und putzen sie höchstens mit Asche.

Über die Diele, etwa einen Halbstock höher, liegt für Herrn die »Toilette«. Drin verkauft ein alter Mann Zahnbürsten, Nagelfeilen, Taschenspiegel. Seltsamerweise gehört dieser alte Mann mit seinen Musikinstrumenten nicht zur Kapelle.

Die Musiker sind – heißt es – Amerikaner. Sie sehen wie Kinohelden aus. Aber in den Pausen sprechen sie deutsch. Ich hörte es.

Die einen sagen: »Schesbend«; die andern: »Dschesbend«; die dritten: »Jazzband«, schlechthin. Die einen lernen Jazzband tanzen; die andern können es; die dritten tanzen, ohne gelernt zu haben und ohne jazzbanden zu können.

Irgendwelche Regeln dürfte es schon für den Jazzband geben. Ich sah einen älteren dicken Herrn im Cutaway, der mit seiner dicken Frau jazzbandete. Er ruderte mit den Ellenbogen und stieß gleichzeitig die Fußhacken rückwärts. Er scharrte gleichsam mit den Absätzen.

Auch seine Frau ruderte mit den Ellenbogen, aber ihre Hufe regten sich nicht. Manchmal, wenn der Trommler in einem Anfall ekstatischer Ausgelassenheit unvermittelt mit seinem Stiefel gegen eine Tschinelle schlug, spreizten Tänzer und Tänzerin die Beine wie Puppen aus Karton, die an einem Bindfaden gezogen werden.
Manchmal legte ein Musikant seine Trompete auf den Kopf, drehte sich dreimal im Kreise und setzte sich wieder hin. Der Trommler sang. Er sang ein amerikanisches Lied, unvollkommen. Er sang, wie Neger singen, die, unmittelbar aus ihrer chansonlosen Heimat gekommen, die Kultur der Weißen an ihrem Höhepunkt – dem Chanson – begreifen lernen.
Die kleinen Mädchen und die großen tanzten ebenfalls. Während sie an mir vorüberkamen, entströmten ihren Körpern Apotheken und Drogerieläden. Ich sagte mir: Negerinnen parfümieren sich nicht.
Negerinnen sind nicht weiß. Sie tragen keine ausgeschnittenen Kleider; keine hohen Stöckelschuhe; keine Seidenstrümpfe; keine Frühjahrshüte.
Negerinnen sind überhaupt ganz anders. Und Neger sind selten oder gar niemals dick, handeln nicht mit Kaffee-Ersatz und tragen keinen Cutaway.

Denn dies ist die Verlogenheit dieser Zeit: Negertum, livriertes, und Europäertum, vernegertes. Kaffee-Ersatzhändler als Pseudonigger.
In Amerika mögen die Jazzbandler recht haben. Vielleicht hat auch die amerikanische Brutalität der eisernen Konstruktion zuweilen Explosionsbedürfnisse. Da macht der Anschluß der vollendeten Mechanik an die Urnacktheit den Ring der Entwicklung vollkommen. Eine lustige Pointe der Kulturgeschichte: daß die Maschine negerisch wird. Urwald und Fabrik sind auch geographisch in Amerika – jenen Verhältnissen entsprechend – nicht weit voneinander.
In Mitteleuropa aber ist die Maschine sentimental. Und die Zivilisation bemüht sich, wie »Kultur« zu erscheinen.
Die Negerstämme führen zum Beispiel Krieg gegeneinander. Aber sie entschuldigen ihn nicht mit Sentimentsgründen. Der Weltkrieg der Europäer wäre ein grandioses schreckliches Elementarereignis gewesen – ohne Ernst Lissauer und die Pressequartiere. Schrecklich ist ein Niggertanz der Pressequartiere; der organisierten Wildheit; der lyrisch umsäumten Bestialität; der kommerzialisierten Blutrünstigkeit.

Schrecklich ist ein Niggertanz, der einen in drei verschiedenen Lautarten auszusprechenden europäischen Namen hat. (Und klänge dieser Name auch wie die Summe von Tschinellenklang plus Paukenschlag.)
Weiße Niggerinnen mit Divakostüm sind verlogen. Ein Negertanz in der Diele mit expressionistischem Stanniolpapier ist Bühnenkitsch.
Wann tanzen Neger? – Wenn sie den feindlichen Stamm geschlagen haben.
Wann tanzen Mitteleuropäer Jazzband? – Wenn ihnen eine Schiebung geglückt ist.
Dort rieche ich den wilden Blutdunst geschlachteter Leiber. Und hier den sauren Schweiß eines mühselig Multiplizierenden. Jener gewann die Schlacht und die Trophäe. Und dieser die Prozente.
Seht ihr, daß der Mitteleuropäer sich höchstens einen temperamentvollen Boston leisten kann?

Was sagt mir der sauber frisierte Musiker auf den Schmirgelpapierblättern von Elementarität und Urnatur? Ich weiß ja, daß er zu Hause mit diesem Schmirgelpapier sein Federmesser putzt und sein Schlachtschwert abgeliefert ist. Wenn er mit dem Fuß aufstampft, sehe ich nur Chevreauxstiefel, Neger sind barfuß.
Auch spielt er eine Melodie, und das ist verfehlt. Die Melodie ist arhythmisch, aber *absichtlich* so. Sie ist nicht barbarisch, sondern antikultiviert sozusagen. Es ist nicht Urmenschentum, das Auflegen einer Trompete auf den Kopf; sondern kindisch.

Die Notwendigkeit, Jazzband zu tanzen, empfinden offenbar alle: der Kaffee-Ersatzhändler, die kleinen Mädchen und die großen. Geht das Temperament mit ihnen durch? Sprengt es die überlieferten Gesellschafts- und Tanzformen und ergießt sich in Wildheit?
Ach! Sie sind gedeppt, die Menschen. Der Ober ist eine Zierde seines Gewerbes. Solch eine vollkommene Verschmelzung von Hausherrnwürde und Dienstfertigkeit sah ich niemals noch. Neben den Tischen warten kleine Blechkübel. Die Tanzenden werfen gelegentlich Weinflaschen um.
Ein Abend Niggertum kostet zweihundert Mark. Sauer erschobene zweihundert Mark, fünfhundert, tausend.
Die Musik ist bezahlt. Die Kapellenmitglieder zahlen zehn Prozent Steuer.

Und dieses Jazzband umschlingt höchstens Mitteleuropa und Amerika. Nicht Zivilisation und Chaos.

Berliner Börsen-Courier, 1. 5. 1921

LU

Lu-Elsa *Philipp* und Artur *Urbanski* lasen am 29. April im Schubertsaal abwechselnd moderne Dichter: *Wildgans – Werfel, Beer-Hoffmann – Hasenclever, Rilke – Artur Drei.*
Man sieht aus diesem Durch- und Gegeneinander, was »modern« heißt. Alles, was lebt.
Artur *Urbanski* liest mit scheinbar mühsam gefesselter Ekstase. Er dehnt ein Gedicht über die weite Fläche einer ganzen Viertelstunde, schlägt große Pausenlöcher in die Verszeilen und läßt einzelne Worte wie schmelzenden Siegellack in die Langeweile des Abends tropfen.
Lu-Elsa las wie eine begabte Primanerin, die das Pech hat, an einer Theodor-Körner-Feier mitwirken zu dürfen.
»Lu« *muß* man nicht heißen. »Lu-Elsa« *darf* man nicht heißen. Dennoch war's ein trefflicher Name; in diesem Fall.
Der Herr Urbanski müßte eigentlich: Lu-Arthur heißen. Es schickt sich so.

Berliner Börsen-Courier, 1. 5. 1921

SCHA-U-RA

»Je-ka-mi« heißt: »Jeder kann mitspielen.« Diese Wortbildung ist analog zu »Je-ka-fi« entstanden, und ich glaube, der Erfinder dieses Verkürzungssystems ist *der* Mann der Gegenwart. Ihm ist es geglückt, ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen Nur-, Zeit- und Auch-Gesinnungsgenossen zu bilden: die Stenosonie, die Sprache der vor lauter Ekstase über das Filmenkönnen zu Kürze und Prägnantheit im Ausdruck der Freude Gezwungenen. Ich allein, der ich nur Zeitge-

nosse der allen, die filmen können, bin, ich allein bin zuweilen gesucht, nach einem Theaterbesuch stenosonetisch zu werden und auszurufen: Kei-ka-spi. (Keiner kann spielen.)
Vi-kö-schrei – viele können schreiben. Eugen *Szatmari* und Karl *Wilczynski* zum Beispiel. Sie schrieben – nun, was schrieben sie? – »Je-ka-rei.« Und es war eine Sommernachtsparodie mit Sascha *Gura a. G.*, mit Hermann *Kromes* Musik; mit einem Duett »Phyramus und Thisbe« von einem Mann namens Sigwart *Ehrlich*. Und es gab Paul *Steinitz*, der sich so furchtbar plagt, indem er aus dem Stegreif Verse schmiedet, einen Livestep-Tänzer *Helmen*, eine Liedersängerin von Mittelmaß: Lotte *Hanné*, eine Grotesktänzerin Ethel *Gerd*, Felix *Felden*, den bekannten Attributlosen.
Auf dem Programm des »Schall und Rauch« steht ehrlich: *Bierkabarett*. Es hätte auch »Bi-ka« heißen können. Aber »Schall und Rauch« sollte es doch nicht heißen, weil dieser Name falsche Vorstellungen erweckt. Zu stark ist noch die Tradition, und es leben noch zu viele aus der alten Generation, die das Zitat kennen. Angemessener wäre: »Scha-u-Ra«.

Berliner Börsen-Courier, 4. 5. 1921

MOSZKOWSKI UND HILDESHEIMER

In der Buchhandlung *Struppe und Winkler* las am 4. Mai Alexander *Moszkowski* »Ernstes und Heiteres« aus eigenen Werken. Moszkowski hatte einen Erfolg.
Er las aus seinem Buche: »Die Kunst in tausend Jahren«. Aus dem Kapitel über »Sehklänge« und »Hörbilder«. Die Vorstellung, daß es gelingen könnte, Lichterscheinungen in Schallwellen zu übersetzen und umgekehrt Klänge in Lichterscheinungen bzw. Bilder, ist grotesk und lustig. Daß dann die Kunst ein anderes Aussehen haben würde, selbstverständlich. Ich möchte nicht nach tausend Jahren leben und die Bäume im Lenz grünen hören.
Was macht ein Dichter (das ist eine Persönlichkeit, die Menschen zum Universum in Beziehungen bringt), was macht ein grotesker Dichter, sagen wir zum Beispiel: *Meyrinck*, wenn er einen Einfall hat, wie Moszkowski ihn hatte? –

Der Dichter zeichnet einen Künstler, sagen wir einen Maler, der Bilder komponiert, weil er Lichterscheinungen hört. Der Dichter ist sogar imstande, uns in einen großen Konzertsaal zu führen, in dem ein Orchester Landschaften spielt.

Moszkowski aber blieb im Abstrakten. Seine dichterische Fähigkeit reicht aus, um gesammeltes Wissen absolut, willkürlich, launisch, temperamentvoll zu beherrschen. Seine waghalsig kombinierende Phantasie kann wissenschaftliche Erkenntnisse zu unmöglichen Möglichkeiten ausbauen.

Ich wünschte, er zöge die Konsequenzen aus der Tätigkeit seiner Phantasie und ersänne praktische, lebendige Beispiele.

Aber wo Moszkowski sich wirklich *dichterisch* betätigt (Menschen in die Welt setzt), bleibt er im Bestehenden.

Ja, im Lokalen sogar.

Und in den Grenzen der Konvention; der gesellschaftlichen und der literarischen.

Der Humor Swifts setzt das Unmögliche voraus; der Humor Moszkowskis vergnügt sich damit, es *denkbar* zu machen.

Moszkowski ist ein geistreicher Berliner Humorist. Geschmackvoll, weil er die Grenzen seiner Kunst kennt und respektiert. Indem er Tiefsinniges popularisiert; Populäres vertieft; Alltäglichkeit philosophisch betrachtet; Philosophie alltäglich werden läßt, wird er ein bedeutender Kulturfaktor Berlins.

Abzurechnen wäre mit einem jungen Mann, Edgar *Hildesheimer*, der vor dem Beginn der Vorlesung ein »Vorwort« sprach. Über die Ziele der Buchhandlung Struppe und Winkler (tun wir ihm den Gefallen), die Autoren in diesem Winter zu Worte kommen ließ, im nächsten zu Worte kommen lassen will.

Edgar Hildesheimer ergriff die Gelegenheit, um über die Kälte des »Volkes« gegenüber seinen Dichtern sehr viel Pathetisches zu sagen und schlecht zu betonen. Er zitierte einen Satz aus Hebbel. Hebbel schreibt: Er habe mit Ausnahme *eines* Sommers nichts Warmes (in München, glaube ich) gegessen. Herr Hildesheimer betonte: »einen *Sommer*« – als ob die Jahreszeit maßgebend wäre. Er sprach und sprach. Just ehe einer der *erfolgreichsten* Schriftsteller (Moszkowski) sprechen durfte. Schließlich pries er (»*wir* werden«) dem Publikum die

Ziele seines Unternehmens an wie ein Reisender Krawatten in einem Provinzladen.
Warum muß alles Gute so fürchterlich eingeleitet werden?

Berliner Börsen-Courier, 7. 5. 1921

TIERE (II)

Heute, Sonntag, nachmittags um 4 Uhr, findet in Berlin (»*direkt* am Bahnhof Hohenzollerndamm«, heißt es in der Ankündigung) ein großes *Preis-Rattenwürgen* statt in 16 Quadratmeter großer Arena.
Die Ratten, stelle ich mir vor, werden von »Interessenten« gelegentlich eingefangen, sehr gut gefüttert und überhaupt wie eigene Kinder im Haus gehalten. Bis der Tag des Rattenwürgens kommt.
»Direkt« oder indirekt am Bahnhof Hohenzollerndamm oder an einem andern lassen die Interessenten ihre Ratten in einer 16 Quadratmeter großen Arena los. Schicken dann ein paar Hunde in die Arena – oder würgen die Menschen selbst?
Es ist jedem Mitteleuropäer ohne weiteres klar, daß es sich hier mehr um Hunde handelt denn um Ratten. Mehr um die Würgenden als um die Gewürgten. Um die Starken geht es, nicht um die Schwachen. Um die Jäger, nicht um das Wild.
Das »Preis-Rattenwürgen« geschieht nämlich im Anschluß an eine Vorführung von »Polizei- und Schutzhunden«. Und ich bin überzeugt, daß Polizei- und Schutzhunde sehr nützliche, Ratten dagegen sehr schädliche Haustiere sind.
Aber ich liebe Hunde *und* Ratten. Die Hunde, nicht weil sie im Laufe der Zivilisation die menschliche Eigenschaft der unbedingten Treue so sehr angenommen haben, daß die Treue geradezu aufgehört hat, menschlich zu sein und nur noch hündisch geblieben ist – sondern weil die Hunde vierbeinig und also nicht im Besitz von Händen sind, mit denen sie Reden halten, Leitartikel schreiben, Dynamitattentate vollführen könnten. Und die Ratten sind eigentlich auch vierbeinig und können all dies auch nicht. Sie haben nur einen anderen Begriff von Treue. Aber die Ähnlichkeit zwischen Ratten und Hunden ist entschieden größer als die zwischen Hunden und Menschen.

Ich glaube daher, daß es gewissermaßen ein Verrat der Hunde an den Ratten ist, dieses Preis-Rattenwürgen. Und daß die Menschen, deren Kultur in den Schullesebüchern und in der Kriegsgeschichte niedergelegt ist, an diesem Verrat schuldig sind. Tückisch fingen sie erst die Ratten ein. Tückisch richteten sie unschuldige Hunde ab. Und veranstalteten einen großen Tag, Preis-Rattenwürgen (mit Festschmaus womöglich), ließen Hunde auf Ratten los, keins von beiden weiß, daß diese Jagd auf einem 16 Quadratmeter großen abgezirkelten Raum von Menschen vorbereitet ist: Hunde und Ratten glauben, ein Zufall sei dieser Krieg – wenn sie Politiker haben, nennen sie's »eine Naturnotwendigkeit« –, genauso wie Menschen glauben, wenn ein Weltkrieg losgeht, der eigentlich, eigentlich ein Preis-Menschenwürgen ist.
Weil Ratten schädlich sind und unter gewissen Bedingungen Träger und Erreger der Beulenpest sein können, müssen sie abgewürgt werden. Der Hund, ein treuer Freund der Menschheit, weil er sie nicht kennt, schützt sie vor Beulenpest. Und wird kommandiert, der Ahnungslose, zum Rattenwürgen. Und weiß nicht, wie nahe er den Ratten steht und wie ferne, ferne den Menschen und der Schutzpolizei. Ihn und die Ratten verbindet die göttliche Ahnungslosigkeit und Unschuld der von Menschen mißbrauchten Elemente. Ihn und die Schutzpolizei verbindet höchstens seine Abkehr von der Natur.
Vielleicht würde er auch dann Ratten würgen, wenn er nicht zum Preis-Rattenwürgen bestellt wäre. Aber jenes Würgen wäre groß, gottgewollt, ein Naturereignis. Schändlich für den Hund, daß er die Natur an die Polizei verrät. Elementare Geheimnisse preisgibt. Seine Eigenschaft, Ratten zu würgen, als Anlaß zur Dressur darbietet.
Unermeßlich ist die Tragik dieses Preis-Rattenwürgens. Wo ist der Dichter, der sie in Formen faßt?

Ich sah, wie der Lunapark eröffnet wurde, mit Wellblechen und Hagenbecks Tieren:
Die Eisbären tragen die grausame Schuldlosigkeit uferloser Eisfelder in Blick, Fell und Bewegung. Sie sind gewohnt, in raschem, schlankem, elegantem Schwung über grün und weiß schimmernde Flächen ohne Schlucht zu springen, Beute geschickt beim Genick zu erwischen, mit schweren, unbarmherzigen Tatzen festzuhalten und zu vernichten. In ihren Augen spiegelt sich die keusche Ewigkeit menschenloser Welten. Hier aber, im Lunapark, zittern sie vor dem Knall einer elenden Peit-

sche. Sitzen sie auf armseligen Holztischen; rutschen eine glattgehobelte Bretterwand herunter; steigen auf einer primitiven Holzleiter empor. Wo sind die grünlich schimmernden Gletscher?
Affen, die im Urwald noch auf knorrigen Ästen ihr Leben verspielen und bemüht sind, die kurze Zeitspanne auszunutzen, in der sie noch Affen sein dürfen, Übergang wenigstens vom Tier zum Menschen, wenn schon nicht Tier allein, tragen hier bunte Höschen und fahren auf einem Zweirad. Ist das der Sinn der Natur?

Unendliche Trauer überfällt mich im Zirkus, wenn ich den Elefanten sehe.
Dieses Ungeheuer, nicht aus dem Stall, sondern unmittelbar aus Tertiärzeiten in die Arena stapfend, dieser Elefant, der vielleicht prähistorisches Ungeziefer in Hirschkäferformat in seinem Pelz trägt, auf dessen Rücken Jahrmillionen wuchten, blickt verständnislos ins Parkett, und sein feuchtes Auge, in dem alle grotesken und grandiosen Wunder einer seligen Vorzeit lagern, haftet verwundert in der ersten Loge rechts an dem Monokel in eines becutawayten Herrn Auge, in dem sich die grandiose Stupidität einer unseligen Nachzeit spiegelt.
Die Kapelle beginnt ein fürchterliches Getrommel, und das Ohr des Elefanten, an Eisbruchdonner und Weltuntergangsgeräusche gewohnt, empfindet dieses müßige Getrommel wie das ferne Fallen eines linden Ursommernachtregens.
Tun wir ihnen den Gefallen! – sagt sich der Elefant. Und hebt einen Fuß hoch und setzt sich in einen lächerlichen Kinderwagen und trommelt mit einer Kinderspielzeugtrommel und verneigt sich vor dem klatschenden Publikum, als wäre er ein Mensch. Und schämt sich nicht.
Neulich ging eine Filmgesellschaft in den Zirkus Sarrasani und belauschte das Liebesleben der Elefanten und kinematographierte es. Nächstens wird man einen neuen Lehrfilm sehen: »Das Liebesleben der Elefanten«. Wissenschaftlich interessierte Kreise werden sich um diesen Lehrfilm ziehen und überhaupt Interessenten.
Vielleicht, wer weiß, könnte einem grausamen Gott der Einfall kommen, einem Elefanten aus dem Zirkus Sarrasani Menschenhirn und Interesse für den Film zu verleihen. Und der Elefant macht sich dann auf den Weg nach der Meßterwoche.
Und sieht seine keuschesten Geheimnisse schamlos preisgegeben einer interessierten Meute.

Glaubt Ihr, der Elefant würde an einem Kinooperateur lernen, um wieviel Menschenfleisch schmackhafter sei als Pflanzenkost? Oder er würde heimgehen, sich an den Schreibtisch setzen und in zweimal vierundzwanzig Stunden einen Film verfaßt haben mit dem Titel: »Ein Liebesabenteuer des weißen Elefanten von Siam, Gesellschaftsfilm in zwölf Bildern...«

Nostra culpa! Unsere große Schuld! Weil wir das Liebesleben des Elefanten belauschen und Tier gegen Tier hetzen.
Ich werde mir heute das Preis-Rattenwürgen ansehen. – Ich liebe alle Kreatur!

Berliner Börsen-Courier, 8. 5. 1921

MÄRCHEN

Lotte *Rosenbaum* las am 5. Mai im Meistersaal Märchen von *Otto Nathan.* Märchen in Versform und solche in ungebundener Rede. Sie waren alle herzlich schwach. Sie hielten sich in den Grenzen der guten, alten Märchenkonvention. Der Verfasser arbeitet mit bereits bestehenden Märchenvorstellungen: daß die Seelen sich in Sterne und Moorlichter (eventuell auch) verwandeln. Daß die Seejungfern vom Seelöwen verfolgt werden. Daß der Frühling ein »flüchtiger Gast« ist.
Allerdings versöhnen kleine poetische Einfälle: daß der Seelöwe seine Seitenflossen behaglich über dem Bauch faltet; daß die Seelöwin eifersüchtig wird auf die Jungfern.
Geschmackloses passiert: Alle Kinder sagen: »Muttchen«. Wenn ich nicht irre, sagten es sogar ein paar Engel.
Aber vor mir saß ein sächsisches Dienstmädchen. Es freute sich sehr (irgendwer hatte ihr die Karten geschenkt) über den flüchtigen Gast und die Moorlichter und den Seelöwen. Und wenn nur *ein* sächsisches Dienstmädchen im ganzen Meistersaal eine Freude hatte, so sind die Märchen Nathans wert, gelesen zu werden.
Die Märchenbilder waren ganz ausgezeichnet: witzig, naiv-pointiert und die Phantasie anregend.

Berliner Börsen-Courier, 8. 5. 1921

GOETHE-VORMITTAG

Der *Verein »Hauspflege«* veranstaltete gestern vormittag im *Schauspielhaus* eine Wohltätigkeitsmatinee:
»Bei Goethe«.
Lothar *Müthel* sprach die Zueignung. – Eine oder zwei Wochen vorher hatte ich »Gas, Zweiter Teil« am Sonntagvormittag gehört. Es war entschieden Gegenwart darin: Maschine, Kommando, Signal. Ich kam aus der »Gas«-Vorlesung in die Nähe des Lehrter Bahnhofs. Sah Gegenwart, Maschine, Kommando, Signal.
Am letzten Sonntag vormittag hörte ich die Zueignung. Es war *keine* Gegenwart darin. Den kommenden Morgen, die Schritte, die den leisen Schlaf verscheuchen, fühlte ich sogar als Widerspruch zum 8. Mai 1921: zum Gendarmenmarkt, an dem der Untergrundbahnhof klebt. Wo kommen noch Morgen her? Wen umfängt gelinder Schlaf? Wer wandert aus stillen Hütten Berge hinan?
Aber irgendwie fühlte ich und fühlte jeder, daß Gegenwart, Signal, Kommando, Maschine lächerlich werden vor dem Glockenklang eines Wortes und eines Verses: daß Begrenztheit hier – Ewigkeit im Symbol: Hütte, Morgen, Schleier der Dichtung, Hand der Wahrheit lebt. Nach der dritten Strophe warst du eingebettet in Wohlklang, herbe Weichheit, opalenen Glanz Goethescher Vergangenheit und – Ewigkeit. Da waren Hütte, Morgengang, verscheuchter leiser Schlaf selbstverständlich. Und wäre ich Dadaist, bei Baader! Ich könnte nicht anders!...
Hinter dem Vorhang wurde Reichardts Madrigalchor aus »Euphrosyne« gesungen; dann »Künstlers Erdenwallen« und »Apotheose« aufgeführt. Dann las Dagny *Servaes* ein paar Jugendgedichte. Wie mir schien, etwas zu sehr die Goethe-*Veranstaltung* (nicht die Dichtung) betonend. Leni *Bowitz* und Erna *Sydow* gaben einen Rahmen, den man in üblicher Weise »lieblich« nennen müßte.
Der zweite Teil hieß: »Hausmusik bei Goethe«. Leopold *von Ledebur* saß ein bißchen zeremoniös in der Goethemaske (Ernst *Keppler* gab den Eckermann) und hörte Barbara *Kemp* zu, die Goethesche Lieder (Mozart, Beethoven, Schubert, Zelter) sang. Es ist, stelle ich mir vor, sehr schwer, harmlos in der Maske eines Olympiers dazusitzen – und ist doch nur ein Ledebur.

Zu erwähnen ist noch Hermann *Böttcher*, der Liedersänger. Er war fast der einzige, der sich frei gab. So als lebte er wirklich im achtzehnten Jahrhundert. Er machte die ganze Sache mit dem galanten Humor jener Zeit und mit einer fast Wielandschen graziösen Skepsis.

Soll man den Vormittag »gelungen« nennen? Er war mehr. Er war Verlebendigung eines Stücks Historie. Nirgends empfand man auch nur eine Spur von unserer sentimentalen Art, große Dichter »häuslich«, sinnig, innig in den Bereich der Familienstickerei zu ziehen. Es blieb immer noch die Distanz.
Das Verdienst gebührt der Regie *Legals* und *von Nasos*.

Berliner Börsen-Courier, 9. 5. 1921

MARTHA KRULL

Martha *Krull* rezitierte am 9. Mai im Meistersaal Goethe, Schiller, Heine und Lenau.
Klassische Dichter rezitieren heißt sie so zum persönlichen Leben erwecken, als wären sie nie in Schullesebüchern begraben gewesen. Nur ein großer Sprecher kann stimmliche Anklänge an das Obertertianische überwinden, das unsern großen Dichtern anhaftet. Immer wieder wird das Deklamatorische stärker als das Charakteristische. Und der überlieferte Klang, in dem wir sie kennengelernt haben, unsere armen deutschen obligatorischen Dichter, überwuchert das Wesentliche, zu dem wir uns in langen Jahren mühevoll durchgerungen haben.
Martha Krull wagte daher viel. Aber es gelang ihr manches. Im Lyrischen ging es nicht: Da verfiel sie in die abgehackte Absatzmelodik des *gesehenen* (nicht gehörten) Wortes. Da verharrte sie unmäßig lange auf der Reimsilbe, schlug stramm die Hebungen an und überflog achtlos Senkungen. Aber das eigentlich Balladenhafte, also im Wesen Dramatische, war vortrefflich akzentuiert, gesteigert und mit Blut erfüllt.
Sie rezitiert auswendig, mit willkürlichen Änderungen. Solche Vergewaltigungen dürften nicht vorkommen.

Berliner Börsen-Courier, 11. 5. 1921

THEATER IM URZUSTAND

Das neueste Berliner Theater heißt *Schloßtheater* und liegt in *Steglitz*. Heute abend wird man es eröffnen.

Aber vorläufig besteht die Welt noch aus Lehm und Dreck. Viele Arbeiter legen letzte Hände an das Werk. Es ist ein Theater im Urzustand.

Es war einmal ein Schloß, höre ich. Der alte General Wrangel wohnte darin.

Der alte General Wrangel ist lange tot und begraben. Nie hätte er daran gedacht, aus seinem Schloß ein Theater zu machen. Niemand ist nach seinem Tode glücklicher zu preisen...

Unter einem Brettergerüst schießt eine halbe dorische Säule lebhaft empor, von emsigen Maurerhänden im Aufwärtsschießen gefördert. Bald muß sie fertig sein, die dorische Säule wird aussehen, als stünde sie da seit dorischen Urzeiten: einfach, klassisch, Einfalt und Größe aus Rillen und Rinnen atmend.

Die zwei dorischen Säulen stehen vor dem Eingang in den Garderobentempel. Darin werden dicke (oder auch dünne) Frauen unewige Kleider behüten und von Zeit zu Zeit ein kleines Helles trinken.

Noch führen enge Bretterstege von Lehmberg zu Lehmberg. Auf den Bretterstegen schwanken mörtelbeladene Karren und ziehen Arbeiter hinter sich her.

Auf der Bühne hämmert eine Hand an einem Pfosten.

An diesem Pfosten wird heute vielleicht eine junge schöne Schauspielerin lehnen und Dichterworte rauschen. Die Hand weiß nicht, daß sie den Hintergrund für eine Welt voll Schönheit und Tiefenglanz zurechthämmert.

Unter der Bühne ist ein hohler Raum, fürs Orchester, glaub' ich. Ein jungfräulicher, klangunberührter Raum noch: durstig nach Geigenseufzern und Tschinellengelächter. Heute oder morgen ist er melodienschwanger. Pianoträume und Fortissimokaskaden wird er gebären.

Der Zuschauerraum ist klein und schmal und hat geschlitzte Wände. Aus den Wandspalten rieselt Stimmungslicht durch gläserne Rohrlampen. Die Decke ist braungetäfelt und strömt sommerliche Ländlichkeit aus. Und die Stühle sind braun und untätig aufgeklappt. Vor dem Ein-

gang steht ein Wassereimer, und darin plätschert ein Sonnenstrahl. Und es riecht nach Öl und Terpentin und »Bitte nicht zu berühren . . .!«

Es ist ein Theater-Urzustandsgeruch.

Ich denke nach, wo das Loch für den Souffleur ist, und kann's nicht finden. Ich will hoffen, daß es nicht ein Theater ohne Souffleur wird. (Denn der Souffleur ist gewiß das Schönste in jedem Theater: Man hört ihn nur manchmal, und sehen darf man ihn überhaupt nicht.)

Die Bühne schließt knapp an den Zuschauerraum. Das Publikum der ersten Reihe lehnt seine Knie direkt an das Drama.

Der Kuppelsaal des General Wrangel wird ein Gesellschaftsraum. Vorläufig ist die Kuppelhöhlung mit einem Holzdeckel verschlossen. Ihre Hohlwand soll mit schönen Bildern bemalt sein. Aber man sieht sie nicht. Wer mag es nur gewesen sein, der unter eine sonnengefüllte Kuppel einen Deckel gelegt hat, um dann eine armselige elektrische Birne anbringen zu können?

Ich stelle mir vor, daß seit langen Jahren Sonnenlicht sich in dem Hohlraum der Kuppel angesammelt hat. Nun, wenn der Deckel abgenommen ist, wird unaufhörlich Sonne in den runden Saal strömen und Tag und Nacht leuchten.

Heute abend schon muß das Theater sich bemühen, so auszusehen, als wäre es gar nie gebaut worden; sondern als wäre es einfach da, anläßlich der Weltschöpfung entstanden.

Aber ein ganz leiser Terpentingeruch wird sich unvermeidlich in französisches Damenparfüm mischen.

Berliner Börsen-Courier, 12. 5. 1921

»FRANTA SLIN«

Wißt Ihr, wer Franta Slin ist? Ein Soldat, der im Feld einen Unterleibsschuß erhält und das Geschlecht verliert. Invalid, am invalidesten zurückkehrt, seine junge Frau langsam in den Tod treibt, weil ihre Gegenwart ihm Bitternis, Qual, Vorwurf, täglichen Tod bedeutet. Der Mann mit einem Mädchen von der Straße ins Hotel geht und seine verkrüppelte Geschlechtlichkeit in ohnmächtiges Morden wandelt; Ge-

schlechtsdrang in Tötungsdrang umsetzt. Er prügelt das Mädchen halbtot und entflieht, gemeinsam mit einem aus dem Gefangenenlager ausgebrochenen russischen Kriegsgefangenen. Im Wald wird Franta Slin, der Perlen und Geld (Kriegsbeute) bei sich führt, von dem Russen ermordet. In seinem letzten Traum erlebt er noch die ersehnte Befreiung. Er träumt von der polnischen Jüdin, die er im Feld vergewaltigt hatte. Das ist die Geschichte von Franta Slin.
Ernst *Weiß* hat sie gedichtet. Rahel *Sanzara* las sie gestern im Rowohlt-Verlag. Schlicht, eindringlich und erschütternd.
Unerhörte Kühnheit, diesen Vorwurf zu wählen. Nicht weil es sich um Geschlechtlichkeit handelt, sondern weil die Seltenheit, vielleicht sogar Einzigkeit dieses Motivs in der neueren Dichtung jenem, der es erwählt, unbedingte Selbständigkeit in Form und Behandlung des Inhalts gebeut. Die unerbittliche Konsequenz dieses unerbittlichen Kriegsgeschicks mit der grausamen Genauigkeit nüchterner Tatsachensprache verfolgt und verzeichnet zu haben ist ein unschätzbares Verdienst eines überaus schätzenswerten Dichters. Vielleicht ist trotz Barbusse und Frank in keiner der vielen Antikriegsgeschichten die Bestialität der vaterländischen Mörderei eindringlicher in menschliches Bewußtsein gehämmert worden als in »Franta Slin«.
Die Gedichte, die Rahel Sanzara dann las, zeigten den Philosophen und Panegyriker, den in Symbolen lebenden, liebenden Dichter: Rausch in Wort und Vers, gezügeltes Ausströmen der dichterischen Persönlichkeit in Umwelt und Trinken der umgebenden Gegenwart mit allen Poren einer schöpferischen Seele.

Berliner Börsen-Courier, 12. 5. 1921

REHABILITIERUNG DER SCHWARZEN

Der Film »Die schwarze Schmach«, in dem die ersonnenen Greuel schwarzer Truppen in den besetzten Gebieten Deutschlands gezeigt wurden, »rollt« (wie man von Filmen sagt) nicht mehr. Ein paar anständige Menschen in Deutschland haben darauf aufmerksam gemacht, daß der Film »gestellt« war. In Berlin ist er erledigt.

Unerledigt bleibt das Problem der »schwarzen Schmach« überhaupt.

Was ist »schwarze Schmach«?

So nennt man die Verwendung schwarzer Truppen im Kampf gegen Europäer und in der Besetzung europäischer Gebiete. Die Besetzung überhaupt ist eine Schmach. Keinem fällt es ein, sie eine »weiße Schmach« zu nennen. Die Besetzung durch die Schwarzen empfindet man *besonders* schwer und nennt sie zwecks doppelter Unterstreichung des Schmachbegriffes: »schwarz«.

Solange also das Gebiet nur von Franzosen, Engländern, Belgiern und anderen Weißen besetzt ist, sind wir Deutsche schlechthin. In dem Augenblick, in dem ein Schwarzer europäischen Boden »besetzt«, sind wir nicht mehr Deutsche allein, sondern Mitglieder der europäischen Kulturgemeinschaft; sind wir Weiße. Weiß, wie Engländer, Belgier und Franzosen sind.

Das ist das Zugeständnis einer Gemeinsamkeit mit unseren Feinden. Gegen die Schwarzen bilden wir (Deutsche, Franzosen, Belgier, Engländer) die *weiße* Front.

Es bleibt dabei ganz unberücksichtigt, daß die Schwarzen diesmal von dem nichtdeutschen Teil der weißen Front mißbraucht worden sind. Und daß die schwarze Schmach eigentlich eine den Schwarzen angetane ist.

Wir empfinden die Besetzung deutscher Gebiete durch die Schwarzen als eine besondere Kränkung und hassen die uns also Kränkenden: Franzosen, Belgier, Engländer, *weiße* Menschen, nur noch mehr. Aber wir sprechen nichtsdestoweniger nicht von einer doppelt weißen, dreifach weißen Schmach, sondern von einer »schwarzen« und stellen in dem Augenblick unserer tiefsten Demütigung durch die *Weißen* gemeinsam mit jenen, die uns demütigen, die weiße Einheitsfront her. Gegen die Schwarzen.

Das ist Widerspruch, Unlogik.

Gesetzt den Fall, es wäre umgekehrt: Die Schwarzen wären die Herren Europas, die Erfinder des Schießpulvers und der Politik, des Antisemitismus und des Hakenkreuzes. Aus ihren Reihen wären Ludendorff und die Marlitt, Poincaré und der Erfinder des Gummiabsatzes, Lloyd George und die Mitrailleuse hervorgegangen.

Und die Weißen wären unglückliche Eingeborene eroberter und willkürlich zivilisierter, das heißt: geknechteter, unselig gemachter Kolonien. Und die Schwarzen hätten eine Große Zeit gegründet und sich

gegenseitig Gebietsteile besetzt. Hätten da die Schwarzen *weiße* Ein-
geborene zur Besetzung schwarzer Gebietsteile verwendet?
Wahrscheinlich. Denn die Schamlosigkeit und Feigheit, die sich darin
kundgibt, daß man fremde, harmlose und noch gotterfüllte Menschen
zu Maschinengewehren und Devastationsmaschinen degradiert, ist
nicht eine Folge der Hautfarbe, sondern der Fähigkeit, Ludendorffe,
Marlitts, Poincarés, Gummiabsätze, Lloyd Georges, Gürtelpaletots,
Mitrailleusen und Monokels hervorzubringen.
Es gibt also nur *eine* Art Schmach: die der Maschinengewehre und des
Monokels. Diese Schmach aber ist zufällig eine *weiße*.
Indem wir aber den Begriff »schwarze Schmach« prägen, haben wir
nicht so sehr unsern Haß gegen unsere weißen Beherrscher ausge-
drückt als vielmehr unsere Gemeinsamkeit mit allen jenen, denen Ma-
schinengewehr und Monokel eigen sind. Das Wort »schwarze
Schmach« ist ein Treueid, der weißen Kulturgemeinschaft geleistet.
Wir bekennen uns somit zu Goethe, Shakespeare und Rousseau. Aber
auch zu Marlitt, Lloyd George, Poincaré.
Die Schwarzen haben allerdings keinen Goethe, keinen Shakespeare,
keinen Rousseau hervorgebracht. Aber auch die drei andern nicht.
Zur Entschuldigung der Schwarzen führe ich an: daß sie keine Mono-
kel tragen, keine Maschinengewehre erfinden, keine Hetzartikel ver-
fassen, keine Dynamitattentate vollführen, keine Reden halten, kein
Hakenkreuz an die Wände malen, nie schieben, kein Geld auf Zinsen
leihen und keine Memoiren schreiben. Ich könnte die Zahl der Ent-
schuldigungsgründe beliebig vergrößern.
Die Weißen tun dies alles. Und können sich nur mit Goethe, Shakes-
peare und Rousseau entschuldigen. (Die es übrigens gelegentlich auch
bedauert haben, Weiße zu sein.)
Wenn wir also von einer »schwarzen Schmach« sprechen, so tun wir
den Schwarzen unrecht.
Man sagt (und im Film »Die schwarze Schmach« konnte man es se-
hen), daß die Schwarzen Frauen und Kinder schänden. Aber erstens ist
dieser Film »gestellt« und erlogen. Zweitens schänden auch Weiße.
Drittens: Täten es selbst die Schwarzen, so täten sie's auf das mittel-
bare Geheiß der Weißen. Dann wären sie sozusagen Schändungsma-
schinen der Franzosen. Also sind sie selbst vieltausendmal mehr ge-
schändet.
Wir müßten viel mehr empört sein, wenn *Weiße* unser Gebiet beset-

:en. Gegen Schwarze können wir eigentlich nichts vorbringen. Wir sollten uns schämen einer Gemeinsamkeit mit Bestien, die der Zufall weiß gefärbt hat. Wir sollten inneren Frieden, Kulturfrieden mit Menschen schließen, die aus der unschuldigen Harmlosigkeit ihrer fernen Heimat, aus dem göttlichen Kindesalter der Welt von weißen Pratzen n den Mord der Zivilisation geschleppt worden sind.
Friede sei mit euch, ihr Schwarzen!

Noch mehr als Haß und Rache gegeneinander erfüllt uns Weiße der Zivilisationshochmut. Weil wir statt der Sonne eine Bogenlampe, statt des Himmels eine Kulisse, statt des Glaubens die Theologie und anstelle Gottes einen ordentlichen Professor zu erzeugen vermögen, glauben wir, mehr zu sein denn jene, die in schlummernder Unschuld elementare Naturträume erleben, in den feuchtkühlen Schatten ehrfürchtiger Urwälder, Kinder Pans, dem Pan huldigen, unschuldig sind, elbst wenn sie töten. Göttlich, wenn sie lieben. Wahre, durch Bart und Brille und Monokel noch nicht entstellte Ebenbilder Gottes, tief n die Schatten der ersten Schöpfungstage gedrückt. Ihre Kinder hängen mit Affen an seltsamen, urschönen Gummiguttbäumen, räkeln ich im Sand, spielen nicht Tennis und sammeln keine Briefmarken. hre Jünglinge fechten nicht auf Mensurböden und saufen kein Bier. ie zittern vor dem Blitz und hören Gottes Ruf durch den Donner.
Jnd wir haben nur einen Blitzableiter.
Vir haben sie millionenmal geschändet. Wir sandten ihnen Missionare ınd Artillerie, Lesebücher, Mord und Varieté. Wir Weißen schickten hnen Gouverneure und Steuermahnungen, Meldezettel und internaionale Taschendiebe.
Oh, dreimal weiße Schmach!

Hier aber stocke ich bereits in der Verteidigung der Schwarzen; denn ch entsinne mich des Films:
Da sah man schwarze Männer weiße Mädchen zu Tod und Schimpf ıetzen. Wer waren diese Schwarzen? Geschminkte Europäer? – Nein. Es waren *Schwarze*.
Es gibt also auch schwarze Filmschauspieler, die sich dazu hergeben, lie erlogenen Schandtaten ihrer Rasse darzustellen. Schwarze Liftboys annte ich schon lange. Schwarze *Weiße* aber kenne ich erst jetzt.
Jnd ich sehe trauernd, daß die weiße Schmach gesiegt hat. Ich sehe die

langsame, aber unaufhaltsame Assimilation der Schwarzen an die Weißen. Schwarze Boxer, schwarze Filmschauspieler, schwarze Filmdiven. Der Erfinder des nächsten vollendeten Prima-Stickgases wird ein Schwarzer sein.
Es gibt nur eine einzige große *Menschen*schmach.

Berliner Börsen-Courier, 15. 5. 192

HINTER DEN KULISSEN

Eine Theatervorstellung von der Bühne gesehen

Auf der Bühne riecht es nach Staub, Schminke und Gerümpel. Ein paar Schauspieler wandeln planlos in Operettenkostümen herum, und ein Feuerwehrmann liest in einem Abendblatt. Ein Mann mit Brille und in einem weißen Arbeitskittel erscheint manchmal hinter den Kulissen und verschwindet wieder. Er sieht aus, als käme er aus einem Operationssaal und röche nach Kampfer und Jodoform. Er ist aber kein Arzt, sondern ein Betriebsmensch. Er gibt Signale, Rufworte und ist nur gewissermaßen der Operetten-Operateur.
In der Pause donnert ein Händeklatschen vom Parkett herüber wie ein ferner nächtlicher Sommerplatzregen. Die Schauspieler, die eben von der Bühne hinter die Kulissen getreten sind, wischen sich mit einem Taschentuch einen fiktiven Schweiß von dem Perückenrand und eilen auf die Bühne zurück, um sich zu verneigen. Das Publikum glaubt wahrscheinlich, daß die Schauspieler herausgeklatscht werden müssen. Dem ist nicht so. Die Schauspieler können gar nicht anders, als nach dem Szenenschluß wieder auf die Bühne eilen. Es ist eine unbewußte Reflexhandlung.
Freilich gilt diese Theorie nicht für die Diva. Sie ist dank einer langjährigen Übung Herrin ihrer Reflexe, obwohl sie weder diese Herrschaft noch die langen Übungsjahre zugeben wird. Sie läßt sich von einem Partner an der Hand hinausführen. Und mehr als geschlagene drei Male tut sie's nicht. Das Geheimnis aller Berühmtheit liegt in der Seltenheit der persönlichen Erscheinung.
Dann ist die Pause. Der Mann im Kittel ißt eine Prosastulle, und die Bühnenarbeiter torkeln stiefelschwer über die Bretter. Jede Pause is

von Räumungsarbeiten, Wandputzen, Sesselrücken angefüllt wie ein Sonnabend. Aus geheimnisvollen Tiefen schwebt ein scheinbar zusammenhangloses Brett empor, und ein anderes senkt sich, wie eine plötzliche Gnade, aus den Wolken.

Die männlichen Schauspieler sind sehr rasch um- und angezogen und können schon von gleichgültigen Dingen, von Politik und vom Wetter, reden, während die weiblichen geheimnisvollerweise noch lange nicht fertig sind, obwohl sie operettengemäß viel weniger anhaben. Der Regisseur, der sich überhaupt nur aus Nerven und Autorität zusammensetzt, klatscht aufgeregt in die Hände, rennt vor die Garderobe und ruft: Kommen Sie schon, Fräulein Müller! Fräulein Müller kommt und schleift an einem Schnürsenkel die Theaterfriseuse zu Demonstrationszwecken nach. Die Friseuse kniet inbrünstig vor dem Fräulein nieder und verrichtet das Stiefelschnüren. Dann geht sie zurück und bleibt noch eine Weile in der Ecke stehen wie ein abgelegter Regenschirm.

Eine Klingel schrillt auf, und der Mann dreht an der Vorhangkurbel. Zugleich taucht hinter dem Souffleurkasten das Brustbild des Kapellmeistes auf, der dreimal mit dem Stäbchen auf das Pult tickt. Und schon schwingt die Diva ein lange bereitgehaltenes Tanzbein und schmettert das Chanson los, das sie die ganze Pause lang auf der Zungenspitze getragen hat.

Während also auf der Bühne der eine Teil einer willkürlich hervorgerufenen Welt sich abspielt, bewegt sich der andere, noch nicht in Aktion getretene hinter den Kulissen in Gestalt phantastisch angezogener Menschen, die dem Äußern nach einem vergangenen Jahrhundert angehören, in Wirklichkeit aber Menschen von Fleisch und Blut sind wie ich, mit ganz genau denselben Bedürfnissen nach Urlaub und noch mehr Vorschuß. Nur die ganz Hervorragenden, die Prominenten, sprechen nicht von diesen Bedürfnissen und wandeln einsam wie grollende Götter, von einem törichten Geschick mitten in eine Versammlung gesetzt, die solchen Glanz nicht verdient.

Dann holt auch sie, die Prominenten, ein Mahnruf von dem Plan fort. Manchmal entsteht großes Getöse hinter den Kulissen, weil ein Balken heruntergefallen ist. Aber auch der Balken ist aus Pappe, und das Getöse kommt nur von der Hohlheit.

Denn nichts ist wesentlich auf der Bühne, und alles holt seine Wirkung aus den umgebenden Zuständen und wirkt nicht aus sich selbst. So

sieht man im ersten Akt einen Delikatessenladen. Aber die Würste sind mit Häcksel und Stroh gefüllte Wachstuchschläuche. Und die Orangen sind nur in einem Korb kunstvoll mit der roten Oberfläche aufeinandergehäufte Orangenschalen. Und die Papiertüten sind nicht mit Mehl gefüllt, sondern mit Sägespänen.
Ich war sehr traurig, als ich von der Bühne kam. Diese Bretter bedeuteten nicht die Welt. Sie täuschten sie vor.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 18. 5. 1921

SPAZIERGANG

Was ich sehe, ist der lächerlich unscheinbare Zug im Antlitz der Straße und des Tages. Ein Pferd, das mit gesenktem Kopf in den gefüllten Hafersack sieht, vor eine Droschke gespannt ist und nicht weiß, daß Pferde ursprünglich ohne Droschken zur Welt gekommen sind; ein Kind am Straßenrande, das mit Murmeln spielt und dem zweckmäßigen Wirrwarr der Erwachsenen zusieht und, vom Trieb zur Nutzlosigkeit erfüllt, nicht ahnt, daß es die Vollkommenheit der Schöpfung bereits darstellt, sondern sich im Gegenteil nach Erwachsensein sehnt; einen Schutzmann, der sich einbildet, absoluter Ruhepunkt im Wirrsal des Geschehens zu sein und die Säule irgendeiner ordnenden Macht. Feind der Straße und hierhergestellt, um sie zu bewachen und den schuldigen Tribut an Ordnungssinn von ihr einzukassieren. Ein Mädchen sehe ich im Rahmen eines offenen Fensters, Bestandteil der Mauer und voll Sehnsucht nach Befreiung aus der Umklammerung der Wand, die ihre Welt ist. Einen Mann, der tief in die Schatten eines winkelreichen Platzes gedrückt, Papierschnitzel sammelt und Zigarettenstummel. Eine Litfaßsäule an der Spitze der Straße, Motto dieser Straße, mit einem kleinen Wind-Gesinnungsfähnchen an der Spitze. Einen dicken Herrn mit Zigarre und im hellen Sakko, der aussieht wie der verkörperte Fettfleck eines Sommertags. Eine Caféterrasse mit bunten Damen bepflanzt, die warten, bis sie gepflückt werden. Kellner in weißen Gewändern, Portiers in blauen, Zeitungsverkäufer, ein Hotel, einen Liftboy, einen Neger.
Was ich sehe, ist der alte Mann mit der dünnen Fisteltrompete aus

Blech am Kurfürstendamm. Ein Bettler, dessen Tragik auf ihren Besitzer deshalb so aufmerksam macht, weil sie unhörbar ist. Manchmal ist die Fisteltrompete, die kleine Trompete aus weißem Blech, stärker, wirkungsvoller als der ganze Kurfürstendamm. Und die Handbewegung eines Kellners auf der Caféterrasse, der eine Fliege totschlagen will, ist inhaltsreicher als die Schicksale aller Caféterrassengäste. Es gelang der Fliege zu entkommen, und der Kellner ist enttäuscht. Warum bist du der Fliege feind, o Kellner? Ein Invalide, der eine Nagelfeile gefunden hat. Jemand, eine Dame, hat die Nagelfeile verloren, an der Stelle, wo der Invalide sitzt. Nun beginnt der Bettler, seine Nägel zu feilen. Mit diesem Zufall, der ihm eine Nagelfeile in die Hand gespielt hat, und durch diese geringfügige Handlung des Nagelfeilens hat er symbolisch tausend soziale Stufen übersprungen. Ein Hund, der einem fliegenden Kinderball nachhetzt und vor dem leblos liegenden Gegenstand haltmacht und nicht begreifen kann, wie so ein dummes hirnloses Gummiding lebendig und witzig hüpfen kann, ist ein Held eines Augenblicksdramas. Nur die Kleinigkeiten des Lebens sind wichtig.

Was kümmert mich, den Spaziergänger, der die Diagonale eines späten Frühlingstages durchmarschiert, die große Tragödie der Weltgeschichte, die in den Leitartikeln der Blätter niedergelegt ist? Und nicht einmal das Schicksal eines Menschen, der ein Held sein könnte einer Tragödie, der sein Weib verloren hat oder eine Erbschaft angetreten oder seine Frau betrügt oder überhaupt mit irgend etwas Pathetischem in Zusammenhang steht. Jedes Pathos ist im Angesicht der mikroskopischen Ereignisse verfehlt, zwecklos verpufft. Das Diminutiv der Teile ist eindrucksvoller als die Monumentalität des Ganzen. Ich habe keinen Sinn mehr für die weite, allumfassende Armbewegung des Weltbühnenhelden. Ich bin ein Spaziergänger.

Vor einer Litfaßsäule, auf der Tatsachen, wie zum Beispiel Manoli-Zigaretten, so groß angekündigt sind, als wären sie ein Ultimatum oder ein *Memento mori*, verliere ich den Respekt. Irgendwie, glaube ich, offenbart sich da die Zwecklosigkeit eines Ultimatums und einer Zigarette in der Art, in der beide zum Ausdruck kommen. Was sich groß ankündigt, ist gering an Gehalt und Gewicht. Und ich denke, daß nichts in dieser Zeit ist, was sich nicht groß ankündigte. Darin besteht ihre Größe. Ich sehe die Typographie zur Weltanschauung entwickelt. Das Wichtigste und das minder Wichtige und das Unwichtige sind nur

wichtig, minder wichtig, unwichtig *erscheinende* Angelegenheiten. Nur aus ihrem Bild lesen wir den Wert ab, nicht aus ihrem Wesen. Das Ereignis der Woche ist dasjenige, das durch Druck, Geste, ausholende Armbewegung zum Ereignis der Woche ernannt wurde. Nichts *ist*, alles heißt. Vor dem Sonnenglanz aber, der rücksichtslos über Wand, Straße, Schiene sich ausbreitet, in Fenster hineinstrahlt, aus Scheibenglas tausendfach geballt zurückstrahlt, verschwindet das aufgeplusterte Unwesentliche. Unwesentlich, glaube ich (durch den Druck, durch die Typographie als herrschende Weltanschauung irregeführt), ist alles, was wir wichtig und voll nehmen: die Manoli-Zigarette und das Ultimatum.

Am Ende der Stadt aber, wo, wie ich gehört habe, die Natur beginnen soll, ist nicht *sie* da, sondern die Lesebuch-Natur. Ich glaube, auch über die Natur ist zu viel schon gedruckt worden, als daß sie hätte bleiben können, was sie gewesen ist. An ihrer Stelle steht, breitet sich in der Umgebung der Städte die Begriff-Natur, der Naturbegriff, aus. Eine Frau, die am Waldrand einen zur Vorsicht für alle Fälle mitgenommenen Regenschirm vor die Augen hält, weitebetrachtend auf einen Fleck stößt, der ihr aus einem Wandgemälde bekannt vorkommt, ruft aus: »Wie gemalt!« Das ist die Unterstellung eines feststehenden, eng umgrenzten, wohl beschriebenen Begriffs von der Natur als Malermodell. Die Unterstellung ist nicht so selten. Denn auch unser Verhältnis zur Natur ist ein unwahres geworden. Sie hat nämlich einen Zweck bekommen. Ihre Lebensaufgabe ist unser Amüsement. Sie besteht nicht mehr ihretwegen. Sie besteht eines Zweckes wegen. Sie hat im Sommer Wälder, in denen man schlummern kann, Seen zum Rudern, Wiesen zum Abgebranntwerden, Sonnenuntergänge zum Entzücken, Berge für die Touristik und Schönheiten für den Fremdenverkehr. Sie kam in den Baedeker.

Aber was ich sehe, kam nicht in den Baedeker. Was ich sehe, ist das unerwartet plötzliche, ganz grundlose Auf- und Abschwingen einer Mückenschar um einen Baumstamm. Der Schattenriß eines holzbeladenen Menschen auf dem Wiesenpfad. Die dünne Physiognomie eines Jasminzweiges, über den Gartenmauerrand gelehnt. Das Verzittern einer fremden Kinderstimme in der Luft. Die unhörbare schlafende Melodie eines fernen, vielleicht sogar unwirklichen Lebens.

Menschen, die ich zum Naturgenuß wandern sehe, begreife ich nicht

Der Wald ist keine Diele. »Erholung« ist keine Notwendigkeit, wenn sie das bewußte Ziel des Wanderers ist. Die »Natur« ist keine Einrichtung.
Der Westeuropäer wandert in die »Natur« hinaus, wie er zu einem Kostümfest geht. Er hat ein Lodenjoppenverhältnis zur Natur. Ich sah Männer wandern, die Buchhalter sind. Sie brauchten keine Stöcke. Der Boden ist so eben und sanft, daß ein mäßiger Federhalter genügen würde. Er sieht aber nicht, der Mensch, den sanften, ebenen Boden. Er sieht »Natur«. Wenn er segeln wollte, so würde er vermutlich einen weißen Anzug aus Rohseide tragen, Erbstück seines Großvaters, der auch segelte. Er hört nicht den Plätscherklang der Welle und weiß nicht, daß wichtig das Zerplatzen einer Wasserblase ist. An dem Tage, an dem die Natur ein Kurort wurde, war's aus.
Infolge aller dieser Tatsachen ist mein Spaziergang der eines Griesgrams und vollständig verfehlt.

Berliner Börsen-Courier, 24. 5. 1921

DAS RECHT AUF OBERSCHLESIEN

Polen und Deutsche – Zeitungswesen
Korfantys Agitation – Polen als Absatzgebiet

Oppeln

Jener Teil der oberschlesischen Bevölkerung – und es ist nicht der kleinste –, der von der Auflösung der deutschen Freikorps sehr unangemessen betroffen ist, erwartet von allen Teilen des deutschen Reiches wenigstens ein festes, unverbrüchliches Treugelöbnis, daß Oberschlesien niemals mit ganzer oder halber Zustimmung irgendeines Deutschen an Polen fallen werde. In Wirklichkeit besteht das Recht Polens auf Oberschlesien, obwohl die Bevölkerung des Flachlandes der Sprache nach polnisch ist, obwohl ein großer Teil der oberschlesischen Arbeiterschaft polnisch spricht, in einem nur *willkürlichen* Sinne. Die Provinz Oberschlesien (13230 Quadratkilometer groß) ist der geographischen Lage nach schon zu Deutschland gehörig. Die Oder kettet mit ihren Nebenflüssen Nieder- und Oberschlesien an das

Deutsche Reich. Alle Landstraßen und Eisenbahnlinien folgen der Stromrichtung der Oder. Auf diesen Landstraßen ist seit jeher Kultur ins Land gekommen.

Die Tatsache, daß ein Teil der Bevölkerung noch polnisch spricht, nutzen die Polen für sich aus. Allein gerade dieser Umstand spricht für Deutschland. Hätte man mit Zwangsmitteln ebenso »nachgeholfen«, wie jetzt die Polen »nachzuhelfen« versuchen, kein Mensch in Oberschlesien spräche jetzt noch polnisch. Aber die Wahl der Umgangssprache wurde jedem freigelassen. Und selbst von den polnischsprechenden Oberschlesiern schickten nur 12 v.H. ihre Kinder in den polnischen Religionsunterricht. Tatsächlich liegen die Verhältnisse so, daß der Sohn polnischer Eltern eine deutsche Frau heiratet und seine Nachkommenschaft deutsch erzieht. Das wird von den polnischen Verwandten keinesfalls als nationaler Verrat empfunden. Ein Übergang und ein Bekenntnis zum Deutschtum bedeutet den Aufstieg in eine sozial höhere Klasse. Da Industrie, Wissenschaft und Handel deutsch sind, tendiert naturgemäß der Großteil der Bevölkerung zum Deutschtum hin.

Aber selbst dem oberflächlichen Betrachter, der ohne tiefere Kenntnis das Land bereist, offenbart sich die durchaus deutsche Physiognomie des Landes. Ich sah *Kattowitz*, die deutsche Grenzstadt, und daneben das an Einwohnern doppelt so große *Sosnowice*. Dieses hat flache Baracken und Hütten, Kattowitz alle Errungenschaften der modernen Zivilisation. Kein Wunder also, daß die Bevölkerung zum Deutschtum hinneigt.

Natürlich weiß der einfache »Mann aus dem Volke« nicht, ob er Deutscher oder Pole ist. Ich hatte Gelegenheit, mit einigen Bauern und Landarbeitern zu sprechen. Sie wußten nicht, zu welcher Partei sie sich bekennen sollten. Sie wollten Ruhe haben und wünschten nur, daß der Krieg vorüber wäre.

Das Zeitungswesen als moderner Kulturfaktor ist natürlich besonders maßgebend bei der Beurteilung der nationalen Verhältnisse eines Landes. Deshalb sei hier erwähnt, daß die Zahl der deutschen Zeitungen in Oberschlesien 109 beträgt, die der polnischen 16. 372000 Einwohner beziehen deutsche Zeitungen, 102000 polnische.

Alles das sind Gründe, die Korfanty mit leider ziemlich viel Erfolg zu widerlegen versucht. Seit 1910 ist bereits die polnische Agitationsbe-

wegung in Obeschlesien in stetem Anwachsen begriffen. Korfanty, ein Politiker von seltenen Fähigkeiten, weiß die Naivität und Unsicherheit der oberschlesischen Bevölkerung ganz großartig auszunutzen. Ein polnischer Bauer sagte mir, in Polen wäre es viel besser mit dem Gelde. Er selbst sei vor wenigen Wochen drüben gewesen und hätte mit fünfzig Mark unendliche Kostbarkeiten erstanden. Auf meinen Einwurf, daß das ja nur den hohen Wert der deutschen Mark beweise und den niederen Kurs des polnischen Geldes, erwiderte er, daß Polen eben so viel Geld habe, daß es für eine Mark zehn und mehr geben könne. Dieses Beispiel ist typisch für die Schlauheit, mit der Korfantys Agitatoren arbeiten und Tatsachen verdrehen.
Aber nicht nur auf den ungebildeten und primitiven Teil der oberschlesischen Bevölkerung wirkt Korfantys Agitation. Auch die Gebildeten und ein Teil der Industriellen und der Arbeiter lassen sich von den Polen umgarnen. Manche deutsche Zeitschriften plädieren heute schon für einen Freistaat Oberschlesien, die Industriellen fürchten die Ausdehnung des Bolschewismus für den Fall, daß die Kämpfe noch weiter dauern sollten, und die Verzagtheit und scheinbare Aussichtslosigkeit der deutschen Verteidigung läßt den leicht Entmutigten und national Würdelosen eine Beendigung des Streits um jeden Preis wünschenswert erscheinen. Und außerdem erscheinen zwei von Korfanty immer wieder ins Treffen geführte Behauptungen wichtig: erstens, daß durch den Anschluß an Polen die oberschlesische *Montanindustrie* (und von dieser hängt das Wohl und Wehe des ganzen Landes ab) ausreichend mit *Grubenholz* versorgt sein würde, und zweitens die nicht minder wichtige Tatsache, daß die natürlichen *Lebensmittelversorgungsgebiete* Oberschlesiens die landwirtschaftlichen Bezirke von Rußland, Galizien und Ungarn wären. Dem Einwand aber, daß gerade der Markt für die Montanprodukte durch den Anschluß Oberschlesiens an Polen geringer würde, begegnet Korfantys Agitation mit der sehr wirksamen Feststellung, daß heute infolge des Krieges *jedes* Land, und Polen insbesondere, Rohstoffe aufnimmt und daß einige Produkte schon *vor dem Kriege* starken Absatz nach dem Osten hatten. So wäre der Absatz nach Polen für *Steinkohle* 1911 671,7 gewesen, für *Zink* nach Rußland und Polen im selben Jahre 7806,8.
Allein diese Schlußfolgerung hat ein Loch: Erstens wird Polen nur so lange Montanprodukte brauchen, als es am Wiederaufbau arbeitet. Zweitens fehlt den polnischen *und* den russischen Käufern die erfor-

derliche *Kaufkraft*. Allerdings zwei Gründe, die den primitiven Menschen in Oberschlesien sehr schwer einleuchten.
Nicht zu vergessen ist eines: Wollte Polen die oberschlesische Industrie pflegen, so müßte es unbedingt deutsche Kräfte dazu haben. Aber Polen würde sich hüten, ein ohnehin halb deutsches Land noch zu germanisieren. Und andererseits werden sich deutsche Ingenieure aus materiellen, wenn nicht schon aus nationalen Gründen hüten, in einem polnischen Oberschlesien festen Fuß zu fassen.
Alle diese Gründe und Gegengründe sind für die Beantwortung der Frage, ob Oberschlesien bei uns bleiben muß, eigentlich von sehr geringer Bedeutung. Wichtig ist nur die Tatsache, daß Deutschland ohne Oberschlesien zu einem Industrieland zweiten Ranges herabsinken und aus einem Kohlenausfuhr- ein Kohleneinfuhrland würde. Noch wichtiger ist der Rückschlag auf die deutsche Handelsbilanz, die seit 1889 passiv ist. Die Abtretung Oberschlesiens erhöht die sogenannte »Spannung« zwischen Ein- und Ausfuhr um ein ganz Bedeutendes. Eine rapide einsetzende Auswanderungsbewegung und ein Sturz der Lebenshaltung ist die Folge. Wir *müssen* Oberschlesien behalten. Und wären selbst alle unsere Ansprüche sonst unbegründet, diese Tatsache allein, daß Deutschland Oberschlesien dringender braucht als jedes andere Land, müßte es uns erhalten.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 28. 5. 1921

OBERSCHLESIEN

Jedes Ereignis von Weltgeschichtsqualität muß ich auf das Persönliche reduzieren, um seine Größe zu fühlen und seine Wirkung abzuschätzen. Gewissermaßen durch den Filtrierapparat »Ego« rinnen lassen und von den Schlacken der Monumentalität befreien. Ich will sie aus dem Politischen ins Menschliche übersetzen. Aus den Bezirken, die über dem Strich liegen, in die Regionen unter dem Strich. So reise ich durch Oberschlesien.
Ich erfahre, daß 123349 Arbeiter Oberschlesiens 43801056 Tonnen Steinkohle produzieren. Aber ich sehe noch immer nicht die »Bedeutung« dieser Produktion. Ich bin einfach »vernagelt«.

Ich sehe nur ein Heer von hundertfünfundzwanzigtausend Arbeitern in der Unterwelt. Hundertfünfundzwanzigtausend stehen den ganzen Tag gebückt, harken in Stollen und Schächten, kommen am Abend heim, und die Sonne geht gerade unter. Ich gäbe viel darum, wenn ich wüßte, wie viele von den hundertfünfundzwanzigtausend noch das letzte Flirren eines Sonnenstrahls erwischen. Die Weltgeschichte kümmert sich zu wenig um Sonnenstrahlen.
Von den ungefähr fünfzig Millionen Tonnen Kohle kommt ein ganz geringer Bruchteil für meinen Ofen in Betracht. Wenn Herr Korfanty die Kohle produziert, verkauft er sie mir sicherlich um das Dreifache teurer. Dieweil ich schon jetzt meinen deutschen Kohlenhändler nicht bezahlen kann: Also hole Korfanty der Teufel!
Aber es ist gewiß, daß ein polnischer Schriftsteller im Winter genauso friert wie ich, weil die polnischen Verleger genauso schlecht zahlen wie die deutschen. Der polnische Schriftsteller hegt mit Recht die Hoffnung, daß der Herr Korfanty ihm die Kohle billiger verkaufen würde, und er sagt: »Gesegnet sei Korfanty!«
Der polnische Schriftsteller und ich, wir sind Feinde. Für ewige Zeiten.
In der kleinen Ortschaft Rost sehe ich eine Burgruine. Ich weiß aus der Literaturgeschichte, daß sie der Familie des deutschen Dichters Joseph von Eichendorff gehört hat.
Ich denke: Joseph von Eichendorff war ein herrlicher Poet. Noch heute können alle Vögel im Walde seine Gedichte auswendig, und selbst die Menschen müssen sie in der Schule lernen.
Ich war noch sehr jung, als mir mein Deutschprofessor sagte, Eichendorff wäre ein Spätromantiker. So dauerte es lange, ehe ich mich entschloß, wieder Eichendorff zu lesen. Mir war, als hätte ihn mein Deutschprofessor plombiert.
Nun hätte ich fast vergessen, daß ich in einem Kriegsgebiet bin. Aber ich sehe, wie ein Soldat in grüner Uniform, mit Gewehr, sich um einen Baum am Waldrand emporrankt.
Es ist ein polnischer Soldat, und er bildet sich ein, daß er hier eine wichtige Funktion ausübt. Er kommt sich vor wie ein Held. Und er verachtet mich, weil ich einen blauen Rock trage und kein Gewehr. Und er haßt mich, weil ich ein Deutscher bin.
Ich könnte ihn überzeugen, daß er kein Held ist und daß seine Funktion nicht wichtig ist und daß er keinen Grund hat, mich zu hassen.
Aber ich müßte ungefähr so reden: »Wer hat dich hierhergestellt?«

Und der polnische Soldat würde nicht, wie es sich für einen vernünftigen Menschen geziemt, diese Frage vernünftig beantworten, sondern das Gewehr an die Schulter heben, Korn und Kimme und meinen Kopf in eine grade Linie bringen und abdrücken.
Wie soll ich ihn überzeugen, da er gelernt hat, auf Fragen nicht zu antworten, sondern zu schießen? Deshalb lasse ich ihn glücklich werden in seinem Gedanken an Heldentum und grünen Rock und in der Verachtung, die er für mich übrig hat, und denke nur an folgende Geschichte:
Als ich nach der Revolution aus Rußland zu Fuß heimwanderte, begegnete mir Timofej, der Kobsare. Kobsaren sind russische Sänger und sehr gutgläubige Menschen. Timofej freute sich, daß der Krieg zu Ende wäre, und er sagte: »Allerdings schießen sie noch in meiner Heimat.« Er meinte die Revolution.
»Sie werden bald aufhören«, sagte ich. Und Timofej freute sich so, daß er mir seine halbe Zwiebel schenkte. Dann sah ich ihn nach Rußland hineinwandern, das ihn aufnahm, weit und unermeßlich, und ich ging erst weg, als Timofej so klein war, daß er aussah wie ein Kind, das in den weiten Falten eines mütterlichen Kleides verschwindet.
Hier, während ich auf der Landstraße gehe, fürchte ich jeden Augenblick, Timofej, der Kobsare, könnte mir wieder begegnen. Und ich habe ihn betrogen, den gutgläubigen Timofej.
Vielleicht hat er aufgehört, ein Kobsare zu sein, weil man doch in der fortwährenden Schießerei kein Lied mehr verstehen kann. Oder aber, denke ich, sucht Timofej ein Land, in dem man nicht schießt. Er kann lange suchen, glaube ich.
Am Abend kehre ich im Hotel ein, und ich weiß plötzlich das Land, in das ich Timofej schicken könnte.
In dieser Zeitung (in der ein Feuilleton schon zu dem menschlichen Teil gehört), in der sonst lauter Polizei- und politische Berichte stehen, lese ich die Legende von dem japanischen Bauer in Tokio:
Der kam zum deutschen Konsul und gab ihm zwei Yen, weil er gehört hatte, daß die deutschen Kinder hungern. Und weil der deutsche Konsul sehr dankbar war, sagte der Bauer: »Ich wollte eigentlich noch Mittag essen, aber wie kann ich Mittag essen, wenn in Deutschland die Kinder hungern?«
Und er gab noch weitere siebzig Yen drauf.
Tokio ist sehr weit von Oberschlesien, aber es müßte in jedem Lande,

in dem geschossen wird, so eine kleine Legende stehen von einem fernen Heiligen. Dann kann man nämlich fast schon glauben, daß auch jener polnische Soldat auf meine Frage, wer ihn hingestellt habe, nicht schießen würde.

Leider habe ich noch nie gesehen, wie ein Mann siebzig Yen für hungernde Kinder herschenkte. Aber seit 1914 sah ich hunderttausend Männer schießen. Ein japanischer Heiliger hat nur siebzig Yen. Aber ein kleines Maschinengewehr hat sechshundertzweiundvierzig Schüsse zu vergeben.

Berliner Börsen-Courier, 29. 5. 1921

DER REGENSCHIRM

Vorgestern abend regnete es. Der Asphalt des Kurfürstendamms war schlüpfrig, eine Frau rannte mit aufgespanntem Regenschirm in ein fahrendes Auto hinein, stürzte, und das Auto fuhr über sie. Ihr Schirm blieb auf dem Pflaster liegen, Menschen rannten auf den Unfallort zu, man hob die Frau auf, es war ihr nichts geschehen. Das konnte man erst im Kaffeehaus feststellen. Aber ehe es noch festgestellt war und während sie auf dem Pflaster lag, in der Vorstellung aller Passanten und Dabeigewesenen blutüberströmt, womöglich mit abgetrennten Gliedmaßen, hatte ein Mann geistesgegenwärtig den Regenschirm der gestürzten Dame aufgehoben und war mit ihm weitergegangen.

Ich hatte nie geglaubt, daß die Güte der Menschen größer sei als ihr Eigennutz. Aber daß ihre Gemeinheit selbst noch größer sei als ihre Neugier, davon überzeugte mich der Vorfall mit dem Regenschirm, welcher beweist, daß es nicht schwerfällt, einem Sterbenden sein Kissen wegzunehmen und die Daunen an der nächsten Straßenecke zu verschachern.

Die Frau allerdings, die gesund geblieben war, weinte um den Verlust des Regenschirms und freute sich nicht über das Glück, die Gliedmaßen behalten zu haben. Wie daraus zu ersehen ist, sind die Menschen entweder niederträchtig oder beschränkt.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 31. 5. 1921

EINE STUNDE ALS FLIEGENDER BUCHHÄNDLER

Wie Berlin auf der Straße Bücher kauft

Gesegnet sei der Buchhandel auf der Straße im allgemeinen und der an den Ecken der Woydringer Straße im besonderen. Hier verkaufte ich nämlich selbst Bücher mit der Erlaubnis des Herrn fliegenden Buchhändlers, welche Bezeichnung eigentlich eine Übertreibung ist. Er ist nur ein wandernder Buchhändler, und Gott begleite seine Wege fürderhin, denn er war gut und erfüllte mir einen der vielen unerfüllt gebliebenen Wünsche meiner Kindheit, indem er mich Buchhändler sein ließ.

Ich verkaufte also um die Mittagszeit, die Stunde der stärksten Frequenz, Bücher. Es gab in diesem Laden manches, das ich selbst nicht gelesen hatte, wohl aber anpreisen konnte. Und leichtgläubige Menschen nahmen mich für eine Autorität und kauften, was ich ihnen empfahl.

Zuerst kam ein junges Büromädchen und suchte was für die Langeweile einer Mittagspause im nächsten Park. Sie trug ein blaues Kleid mit Rüschen und einer wunderbaren Schleife am Rücken, und ich sah ihr an, daß sie heute direkt aus dem Büro ins Theater abgeholt werden sollte.

Natürlich steht ihr Sinn da nicht nach der, wenn auch populären, Erklärung der Einsteintheorie. Ich wollte ihr aber auch nicht zu einem jener belletristischen Werke verhelfen, die schlecht sind und wie schief gestellte photographische Apparate das Weltbild lächerlich schief aufnehmen und deshalb die Menschen so glücklich machen und so zahlreiche Auflagen erleben. Ich riet ihr also zu Maeterlincks *»Leben der Bienen«*. Ich gestehe, daß Bienen sie nicht interessierten. Aber ich sagte, dieses Buch wäre so schön wie ein Roman von der Marlitt, und Maeterlinck und die Bienen bitte ich hier öffentlich um Verzeihung. Es geschah zum Wohle beider.

Ein älterer Herr, in dessen Glatze sich die Sonne tausendfältig brach, ein Mann, der, noch jugendlich in Blick, Haltung und Gang, gewiß nach Abenteuern suchte und seine Unternehmungslust an einem billigen Schmöker zu stärken beabsichtigte, suchte lange umständlich im Bücherkarren, bis ich ihm ein kleines Versbändchen von Otto Julius

Bierbaum hervorzog. Dieser harmlose Dichter, dachte ich, ist lustig, aber nicht sittenverderbend und kann dem alten Herrn nur Segen bringen. Hat er aber, der Alte, sündige und schlechte Gedanken, so wird ihn Bierbaum erheitern (und das heißt: unschädlich machen). Hat er sie aber nicht, so soll er sie bekommen. Und der Herr zahlte zwei Mark und ging.

Ein junger Tagelöhner, der von einer nahegelegenen Baustelle herübergekommen sein mochte, wollte gewiß eine recht spannende Detektivgeschichte. Er fand eins, ein billiges broschiertes Heftchen, aber ich nahm es ihm sanft wie ein Priester aus der Hand und gab ihm einen Band Erzählungen von der *Ebner-Eschenbach*. Das sind die spannendsten Detektivgeschichten der Welt, sagte ich. Und ich glaube, der Tagelöhner hält mich heute für einen Schurken, nachdem er nur eine halbe Geschichte gelesen hat. Aber es ist immerhin auch möglich, daß er mit inniger Freude alle Geschichten gelesen hat und vielleicht jetzt nur noch Ebner-Eschenbach-Geschichten liest. Es ist mir gleich.

Dann kam ein Knabe mit einer Schulmütze, und der suchte nach der *»Braut von Messina«*, weil er sie wahrscheinlich zu einer Privatlektüre braucht. »Von wem ist die Braut von Messina?« fragte ich ihn, als könne ich nur nach dem Namen des Autors die gewünschten Bücher heraussuchen. »Von Schiller!« sagte er brav. Aber ich fand nur einige Schiller in sechs Bänden, und darunter war auch die Geschichte vom Abfall der Niederlande, und soviel Geld hatte der Junge nicht. »Warum wollen Sie just die Braut von Messina?« fragte ich ihn. Aber er wußte es nicht oder wollte es nicht sagen. Ich glaube, das Wort »Braut« hat ihn so gereizt. Was weiß ein Großer überhaupt, was in so einem brautbedürftigen Knaben vorgehen mag?

»Da Sie nicht wissen, nehmen Sie dies!« sagte ich und gab ihm eine Geschichte von E.T.A. *Hoffmann*. »Und Schiller lesen Sie nur, wenn Sie wissen, wer er ist.« Der Junge war schüchtern, wagte nicht zu widersprechen und nahm den Hoffmann.

Die meisten Menschen aber ärgerten mich: Sie wollten gar nicht kaufen. Sie umstanden den Karren, nahmen ein Buch ums andere in die Hand, warfen es wieder weg, und viele gaben sich den Anschein von Bücherkennern und Forschern. Auch die Unbebrillten taten so, als schöben sie eine Brille auf die Stirn, runzelten das Gesicht, kniffen die Augen ein und blätterten.

Auch ärgerten mich jene, die nicht auf mich hörten und hartnäckig

weiter suchten. Da war ja eine verstockte Frau, eine Frau aus dem »besseren« Mittelstande, sie suchte gewiß nach einem pikanten Roman und ich gab ihr einen – *Conan Doyle*. Man muß nämlich wissen, daß solchen Frauen Kriminalromane sehr gut sind. Sie fangen an, in jedem fremden Mann einen gefährlichen Verbrecher zu sehen, und lassen ihn nicht so leicht ins Haus, wenn ihr eigener Mann abwesend ist. Und gerade das Gegenteil bewirken pikante Romane.

Die Frau aber hörte mich nicht, suchte weiter und fand ein buntes Buch von einem gewissen *Prentice Mulford*, »Der Unfug des Sterbens«. »Ist das ein Roman?« fragte sie den Buchhändler.

»Ein sehr spannender!« sagte ich sehr schnell, und sie kaufte ihn. Heute hat sie ihrem Kinde gewiß schon die Frühstücksstullen in den Unfug des Sterbens gepackt.

Nach einer Stunde ging ich fort und dankte dem Buchhändler. Und er dankte mir. Ich soll morgen wiederkommen, er wird ans Ende der Lothringer Straße ziehen. Der will nicht mehr ins Zentrum.

»Leben Sie wohl!« sagte ich. »Es ist sehr gefährlich für mich, Bücher zu verkaufen. Wenn Sie gute Geschäfte machen wollen, lassen Sie die Leute selbst suchen. Da mischt sich das Schicksal ein und gibt den Passenden das Passende.«

»Oder auch nicht!« vergaß er nicht hinzuzufügen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 2. 6. 1921

BERLIN UND INDIEN

Es läßt sich nicht mehr leugnen, daß Berlin sich als die zivilisierteste Stadt Europas gebärdete, als sie den Vertreter Indiens empfing. Alles, was die europäische Zivilisation repräsentieren könnte, hatte Berlin in Bewegung gesetzt: Codax, Film-Apparate, eine lärmende Meute und Schutzpolizei.

Ein Rektor, der mit der Polizei droht, Studenten, die in ihrem eigenen Hause eingeladene Gäste stehen und ohnmächtig werden lassen, ein kriegerischer Korpsstudent, der in Wichs zur Begrüßung des friedlichsten aller Dichter ausrückt, und ein Filmmensch, der auf dem Dach des Autos, in dem Tagore sitzt, hockend Aufnahmen kurbelt, das ist Europa.

Vergeblich hat Tagore von der Versöhnung fremder Kulturen gesprochen. Er will, wie man weiß, eine Universität gründen, in der die Studenten sich mit der Natur beschäftigen und ein inniges, lebendiges Verhältnis zu Gott und den lebendigen Dingen gewinnen sollen. Ich stelle mir schon den kommilitonisch schnarrenden Korpsstudenten vor, wie er Spatzen füttert. Es ist ein Anblick für indische Götter.
Täuschen Sie sich nicht, Herr Rabindranath!

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 3. 6. 1921

RABINDRANATH TAGORE

Den Dichter der indischen Wälder und Seelen würdig zu empfangen, putzen die Berliner Photographen schon seit langen Tagen ihre Apparate blank, und der Filmgesellschaften flinke Sendboten gürteten ihre Lenden und exerzierten Kurbeln. In den Schaukästen der kulturbedeckten Wände hing das Zeitschriftenbildnis Rabindranath Tagores, und die Passanten stauten sich. Lange schon hegte ich den Verdacht, daß sie einen Fakir meinten, wenn sie einen Dichter sahen, und selbst in europäischen Dichtern Fakire vermuteten. Als ich in die Universität hineingelangt war, fand ich meinen Verdacht bestätigt.

Rabindranath Tagore fuhr im Auto vor die Universität, vor dem Hunderte Karten schwangen und Einlaß forderten. Als das Auto hielt, stürzte sich eine Kulturmenschheit vor dem Wagenschlag, und auf das Dach des Autos kletterte ein Mann vom Film und tat, was die Sitte gebot: Er kurbelte. Die Universität hatte den Dichter eingeladen. Der Rektor hatte etwas zuviel eingeladen, der Raum war klein, die Studenten saßen bereits in den Bänken, als eingeladene Frauen, die stehen mußten, ohnmächtig wurden, und die Pedellen drängten erst die Schüler aus den Gängen in die Seitengänge. Nachdem diese voll waren, kamen immer neue Menschen zu den Pforten und fanden keinen Einlaß. Das Geräusch, das daraufhin entstand, verringerte sich durch den Aufstieg der Exzellenz von *Harnack* auf das Katheder und durch die Erhebung seines ruhegebietenden Zeigefingers. Die Verlegenheit dagegen verringerte sich nicht, sondern wuchs und gebar den goldkettenge-

zierten *Rector Magnificus*, der auch auf das Katheder trat und mit der Schutzpolizei drohte für den Fall, daß die Studenten nicht die Mittelgänge räumen würden. Dem Rektor zur Seite schoß ein Jüngling in die Höhe, forsch und schneidig, in Kappe und Band, und nachdem der Rektor abgetreten war, schnarrte der Jüngling: »Kommilitonen!« und forderte freie Bahn, um – die Schutzpolizei holen zu können. Er wurde ausgelacht und verschwand, aber ein paar Mittelgänger schämten sich vor Indiens Wäldern und begannen, sich zu entfernen, nachdem ein bekannter Bürgerrechtslehrer sie persönlich sanft hinauszuschieben angefangen hatte. Es war eine praktische Anwendung des Bürgerrechts, und in diesem Falle wirklich notwendig und am Platz. Dagegen war jener Student gewissermaßen als Verkörperung des Korps-, Kriegs- und Kruggeistes, der die deutsche Jugend zum Teil beseelt und benebelt, einfach forsch. Kein Wort mehr darüber.

Ich erzähle dies alles ausführlich, weil ich glaube, daß zwischen diesen Vorgängen und der Verwirklichung der Tagoreschen Absichten mehr Zusammenhänge bestehen, als selbst Rabindranath Tagore es glaubt. Er muß wohl ein großer Dichter sein. Nur ein ganz großes Genie kann die Seelenruhe bewahren im Anblick der photographischen Apparate, die noch im Saale aufgestellt waren, während der berühmte Mann von indischen Wäldern sprach. Er sprach von den Unterschieden der östlichen und westlichen Kultur, und wie zur Bestätigung der Unterschiede knackste ein Kodak. Er zitierte große indische Werke, urälteste Gottesweisheiten, und die urjüngste *Camera obscura* bemühte sich gewissermaßen, europäische und indische Mystik in dem Dunkel ihres Innern zu verbinden. Als der Dichter von der ewigen Menschlichkeit sprach und von der Torheit aller gleißenden Dinge, sah ich die goldene Kette des Rektors und hörte den Ruf des Studenten in Kappe und Band nach der Schutzpolizei.

Rabindranath Tagore hat ein wunderbares Aussehen. Er trägt einen hellgrau seidenen Kittel. Sein Bart und Haupthaar ist lang. In seinen Augen liegt Indien, und eine große Ruhe geht von ihm aus. Es war eine große Freude, diesen Vertreter des Ostens knapp nach zwei Vertretern des Westens sprechen zu hören. Seine Stimme ist metallen. Sie besteht zuweilen aus lauter Obertönen, und lang hingezogene Worte haben ein singendes Echo und schweben in der Luft wie die Seelen verstorbe-

ner Glocken. Auch wer nicht Englisch verstand, war ergriffen von der fernen, seltsamen Musik einer Urmenschheit. Als der Dichter geendet hatte, begannen die Studenten, mit den Füßen zu klopfen, und mein Nachbar erklärte mir, weil er mich offenbar für einen Inder hielt, dieses Getrampel sei eine europäische Beifallsbezeugung. Der Dichter verneigte sich, faltete die Hände vor der Brust (vor ihm auf dem Katheder lagen Feldblumensträuße), und er stieg hinunter und machte noch eine Weile mit den Honoratioren der europäischen Kultur Konversation. – Was sollte er sonst mit ihnen machen?

Es war trotz allem Snobismus eine große, ehrliche Begeisterung und zum ersten Male eine Demonstration für eine Kulturangelegenheit. Eine Demonstration von einem Umfang, wie sie bis jetzt nur Großen Zeiten, Kriegsausbrüchen und politischen Phraseologien zuteil geworden war. Ein Beweis immerhin, daß eine geistige Angelegenheit auch Wirkung haben kann. Als der Dichter die Pforten der Universität verließ, salutierte der vom Korpsstudenten herbeigeholte und mitten in seiner Funktion des Hinausschmeißens im Namen westlicher Gesetze unfruchtbar gemachte Schutzmann. Und das war die eigentlich größte Wirkung dieses großen Besuches: Ein Schutzmann salutierte sehr stramm vor einem Dichter.

In der nächsten Meßterwoche werden die Berliner Rabindranath Tagore sehen können; um sechs Mark schon. Jedermann kann es sich leisten. Vielleicht ist es dem Kinooperateur, vorausgesetzt, daß er Sinn hat für wichtige Kulturereignisse, gelungen, den Moment festzuhalten, in dem der Grüne den Dichter gegrüßt hat. Es ist möglich, daß von diesem Moment an eine neue Ära der Weltgeschichte zu rechnen ist. Eine Ära, in der der Korpsgeist vor dem Geist verstummt und die Waffe sich senkt vor der Begabung.
Und deshalb sei Rabindranath Tagore gesegnet.

Berliner Börsen-Courier, 3. 6. 1921

DER WIEDERAUFBAU DES MENSCHEN

Gesichtsplastik in der Charité – Kriegs- und Zivilkranke – Die Tragik der Nasen

In der Berliner Charité gibt es eine Abteilung für den Wiederaufbau des durch Krieg und Krankheit zerstörten Menschen. So heißt natürlich diese Abteilung nicht, sondern sehr trocken und sachlich: Abteilung für Gesichtsplastik. Diese Abteilung wurde kurz nach dem Kriege errichtet, sie ist heute groß an Ausdehnung und noch größer an Bedeutung. Hier wird nämlich den im Kriege zu Fratzen geschossenen Menschen zur göttlichen Ebenbildhaftigkeit wieder verholfen. Aber außer den Kriegsverletzten gibt es noch eine große Zahl durch Krankheit oder von Geburt Entstellter, die ebenfalls in der Charité ihre Heilung und ihr Menschenantlitz wiedergewinnen.

Deutschland ist das *einzige Land der Welt*, das die Gesichtsplastik in so hohem Maße gepflegt hat, *Berlin* ist die *einzige Stadt*, in der die menschlichen Gesichter künstlich wiederhergestellt werden können. Aber, wie es schon so ist, soll just diese Abteilung *aufgelöst* werden bzw. mit einer der vielen anderen der Charité verschmolzen werden. Angeblich aus finanziellen Gründen.

Daß der finanzielle Schaden bei der Auflösung eines bereits so außerordentlich ausgebauten und komplizierten wichtigen Apparats größer wäre, bedenkt keiner.

Man bedenkt auch nicht, daß der jungen Studentengeneration die Möglichkeit fast ganz genommen wird, die Gesichtsplastik zu studieren; bedenkt nicht, daß die Auflösung ein unermeßlicher sozialer Schaden werden müßte, weil Hunderte und aber Hunderte *Armer* Heilung und Erlösung von dem entsetzlichsten aller Gebrechen – der Gesichtsentstellung – in der Charité finden; und bedenkt schließlich nicht, daß wir durch die Auflösung auf einen Besitz verzichten, auf den wir stolz sein müßten, gerade jetzt, da wir das Ansehen eines Kulturreiches stärker denn je bewahren sollen.

Ich geriet vor einigen Tagen, als ich von der bevorstehenden Auflösung dieser Abteilung der Charité von einem Patienten gehört hatte, in die Luisenstraße 11. In etwa fünf Zimmern liegen Kranke, meist Kriegsinvalide, die im Kampf halbe und ganze Nasen, Oberkiefer und halbe Gesichter verloren haben und nach mancherlei Irrungen und

Wirrungen anderer Ärzte schließlich in die Hände des Professors *Joseph* gekommen sind.
Ich sah in gläsernen Schränken und Kästen die fürchterlichsten und wahrheitsgetreuen Nachbildungen der Kriegswunden in Wachs modelliert und neben diesen die neuen Gesichter der Gesundeten. Und ich empfand ungefähr, was ich, wie mir scheint, genauso hätte empfinden können, wenn ich zufällig bei der Weltschöpfung zugegen gewesen wäre: ein Gefühl, gemischt aus Verwunderung und Schauer über die Macht eines Menschen, Menschengesichter neu zu bilden. Lebendige Nasen, lebendige Lippen, lebendige Ohren. Es war kein Spuk.
»Korrektive Gesichtsplastik« heißt diese Wissenschaft, deren bedeutendster Vertreter und Neuschöpfer der Professor *Joseph* ist. Darunter ist Verschiedenes zu verstehen: die *Nasenverkleinerungsplastik*, die *Schiefnasenplastik*, die *Ohrenverkleinerung* und *Ohrenanlegung* usw.

Man unterschätze die Bedeutung der menschlichen Nase nicht! Seit der frühesten Zeit ist sie, als der hervorspringendste und sozusagen physiognomischste Gesichtsteil, ein Objekt, mit dem sich die Phantasie der Menschen lebhaft beschäftigt hat, wie die verschiedenen Märchen beweisen. Und von welcher Bedeutung die menschliche Nase für den Erfolg im Leben ist, weiß jeder psychologisch Denkende. Sie bedeutet Erfolg oder Mißerfolg, Glück oder Unglück. Die Nase ist das Schicksal des Menschen.
Ich kann mir vorstellen, daß ein großer Dichter sich die schiefe Nase eines Unglücklichen zum Vorwurf einer großen Tragödie nimmt und aus der Bosheit eines schlecht geratenen Knorpels die ungeheuerlichste Tragik ableitet.
Ich habe die Patienten des Professors *Joseph* gesehen. Der eine hat vor der Operation eine sogenannte *»stark prominente gekrümmte Nase mit Knorpelhöcker«* gehabt, und dieser ganz gemeine kleine Knorpelhöcker trat beim Lächeln des Mannes in so bestialischer Weise hervor, daß die Nase eine groteske, kasperlhafte Form annahm und der Mann den Gesichtsausdruck eines Idioten. Nach der sogenannten »intranasalen Korrektur« sah der Mann lächelnd mit einer unglaublich normalen Nase geradeaus ihr nach in die Welt.
Diese »intranasale Korrektur« beruht auf einer Veränderung des *Nasengerüstes*. Knorpel und Knochen werden gesägt, als wären sie aus Holz, abgefeilt und geschnitten und Haut und Fleisch darüber getan.

Haut und Fleisch werden den verschiedensten unbehaarten Körperstellen des Patienten entnommen.
Es gibt ungeheuerliche, unglaubliche Nasendefekte: Nasen, bei denen ein Stück oder die Hälfte fehlte – das Stück wird ersetzt, an der Nase ist kaum eine kleine Narbe zu sehen. Nasen mit sogenanntem »Sattel«, Nasen ohne Nasenflügel, Schiefnasen, knorpelige und knöcherige. Die unglücklichen Besitzer dieser Nasen sind tief deprimiert, schüchtern, wortkarg und verdrossen. Sie tragen ein fürchterliches Kainszeichen im Gesicht.
Am unglücklichsten sind natürlich die *Frauen*. Ihr Leben ist verfehlt, sie sind verurteilt, lieblos, ungeliebt zu sterben. Man denke nicht, daß nur reiche Frauen sich den Schönheitsfehler wegradieren können. In der Charité werden unglücklichere Frauen von den schrecklichsten Gesichtsentstellungen befreit.
Mit der Auflösung dieser Abteilung der Charité wird viel Segen der Welt genommen.
Die *»Ohrenplastik«* ist ebensoweit gediehen wie die Nasenplastik. Abstehende Ohren, Ohren mit Hängelappen, tierische Ohrenbildungen werden geschnitten, ergänzt, geflickt, normal gemacht. Es ist sehr wohl denkbar, daß in Zukunft, wenn sich dieser Zweig der Chirurgie bedeutend entwickelt hat, ein Mensch mit vollständig entstelltem Antlitz die Charité betritt und sie nach einem Tage als ein ganz neuer, umgekrempelter, zurechtgeflickter, zurechtgefügter verläßt. Ungefähr wie man aus einem Warenhaus neubekleidet herauskommt. Ja, es geschah einmal einem ausländischen *Staatsanwalt*, daß er – *Verbrecherohren* hatte. Er fuhr nach Berlin, und der Professor Joseph schenkte ihm schöne, ganz normale *Staatsanwaltsohren*. Diese Geschichte ist wirklich wahr.
Der schwerste Fall, den die gesichtsplastische Abteilung der Charité hatte, ist ein Soldat, der die *ganze obere Gesichtspartie* verloren hatte; also: Nase, Wangen, Oberkiefer samt Lippen. Ich sah ihn vor einigen Tagen:
Er hat ein vielfach geflicktes, aber immerhin vollständiges Gesicht. Nur die Zähne fehlen noch, und die neue Nase funktioniert noch nicht ganz normal.
Alle Patienten leben nun in der ständigen Angst, diese Abteilung könnte aufgelöst werden. Einem hohen Finanzministerium, das sparen will, gebe ich bescheidentlich zu bedenken, daß selbst ein Finanzminister nicht gefeit ist vor einer schiefen Nase. Ja, daß ein Finanzminister sein

Portefeuille nicht nur seinen (theoretisch immer vorhandenen) Fähigkeiten verdankt, sondern auch seiner normalen Nase.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 6. 6. 1921

DIE WELT IN DER STADT

Die Cserepy-Film-Gesellschaft hatte gestern Gäste und Presse geladen, um ihnen das Modell der zukünftigen und vielleicht in naher Zukunft schon erstehenden *Filmstadt* zu zeigen. In dieser Filmstadt ist alles, was der Film jemals brauchen könnte, und da er, was in der Schnelligkeit seines Wesens ja bedingt ist, ungeheuer viel braucht, das heißt so ziemlich alles, so ist in der Stadt *die ganze Welt* versammelt. Konstantinopel, die Pyramiden, der New Yorker Hafen und alle historischen und Baedeker-Wunder des Erdballs.
Diese Filmstadt soll in der Nähe von Berlin gebaut werden. Sie soll allen Filmgesellschaften zur Verfügung stehen, und alle Filmgesellschaften hätten sich an der Gründung dieser Stadt, die übrigens von allen Arbeitern am Film, Schauspielern, Handwerkern usw. bewohnt sein soll, zu beteiligen.
Dabei ist mancherlei zu bedenken. Erstens: Wie nimmt sich der Familienstreit eines Zimmerers in der Moschee aus, in der der Handwerker mit seiner Familie wohnt? – Zweitens: Wer ist Bürgermeister dieser Stadt, und muß man, wenn man hinkommt, Meldezettel ausfüllen, die in einer Pyramide, wo sich das Polizeiamt befindet, abzugeben sind? Drittens: Wozu ist die Welt überhaupt noch notwendig? Da doch alles so schön nachgeahmt ist, so könnte man schließlich aus der ganzen übrigen Welt – Berlin machen.
Das Projekt ist kühn, phantasievoll und böte gewiß ungeahnte Möglichkeiten. Aber Geld gehört dazu!

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 7. 6. 1921

ERIKAS SCHAMGEFÜHL

Gesetzt den Fall, Erika, ein junges Mädchen, säße in der Loge eines Ballsaals mit dem Freunde Varianis – Ihr kennt ihn, den Schauspieler Variani – und wäre gerade in der angenehmen Lage, verführt zu werden. Da tut sich die Logentür auf, und herein treten Angela und Variani. Nun »erwacht Erikas Schamgefühl«, und »aufs tiefste beleidigt, verläßt sie empört den Saal«.
Diese Erika gibt mir zu denken. Ein verdammt kompliziertes Frauenzimmer! Gut! Ich weiß schon! Ich weiß, daß Erika gewissermaßen nichts dafür kann, daß sie eigentlich von ihrer Freundin Angela mitgenommen wurde. Im Foyer des Ballsaals werden beide – so lese ich – von Variani und seinem Freunde empfangen. Variani und Angela, stelle ich mir vor, gehen inzwischen Gott weiß wohin, um Erika und den Freund in die Loge gelangen zu lassen. Hier – lese ich weiter – »läuft Erika Gefahr, der Versuchung zu unterliegen«. Wären Variani und Angela dort geblieben, wohin sie gegangen waren, nämlich Gott weiß wo, so würde Erika der Versuchung unterliegen. Aber Angela und Variani kommen, wie schon gesagt, unvermutet an, und Erikas »Schamgefühl erwacht«.
Man unterschätze mir nur Schamgefühls Erwachen nicht! Es verursacht vor allem Erikas eilige Heimkehr zum alten Vater, der bereits gebrochen ist, aber »kein Wort des Vorwurfs über die Lippen bringt«. Und veranlaßt ferner die Stiefmutter, Erika ohne Rücksicht auf die augenblicklich herrschenden klimatischen Verhältnisse – es ist nämlich »Nacht und Nebel« – aus dem Vater- beziehungsweise Stiefmutterhause zu weisen.
Erika gerät auf eine Gartenbank, von da in die Hände der Polizei und des weiteren in eine Fürsorgeanstalt. Aus der Fürsorgeanstalt als Hilfsschwester zu einem Doktor Weigert, der sie schließlich so liebgewinnt, daß er sich in sie verliebt.
Erikas Schamgefühl hat also, wie jede Tugend, Früchte getragen. Gut! Aber als es erwachte, wußte es noch nichts von diesen Früchten, und es erwachte dennoch.
Gesetzt den Fall, das Schamgefühl hätte weiter geschlafen: Erika und der Freund wären seinem Beispiel gefolgt. Erika wäre vermutlich – bei *der* Gebrochenheit des Vaters – nicht mehr nach Hause gekommen.

oder doch zumindest 12 Stunden später, und wäre, selbst wenn sie die Stiefmutter auch dann noch aus dem Hause gewiesen hätte, nicht genötigt, es sich just bei Nacht und Nebel gefallen zu lassen. Sie wäre dann gar nicht auf die Gartenbank und nicht zur Polizei und nicht in die Fürsorgeanstalt und nicht zum Doktor Weigert gekommen. Sondern geradewegs zum Einschläfern ihres Schamgefühls.

Man sieht: Der Unterschied ist nicht sehr groß. Das schlafende Schamgefühl hätte in der Art so ziemlich die gleichen Folgen gezeitigt wie das erwachte.

Dennoch bekümmert mich weniger die Frage nach dem Wozu des Erwachens als nach seinem Warum. Vor Angela und Variani brauchtest du nicht zu erwachen, Schamgefühl! Der beiden eigenes Schamgefühl schlummert nämlich konstant.

Sind es gerade die Erikas, deren Schamgefühl so leicht zu wecken ist?

Erika ist eine Tischlerstochter, das Ganze geschieht im Berliner Westen, heißt »Sittenbild«, und ich kenne die Begebenheit aus dem Programmheft, das ich vor dem Kinoeingang gefunden habe.

Ich glaube merkwürdigerweise an die innere Wahrheit dieser Begebenheit. Bei den Tischlerstöchtern, den mittellosen Erikas des Berliner Westens, erwacht wirklich das Schamgefühl, wenn die bemittelten Angelas des Kurfürstendammes erscheinen.

Das Schamgefühl der Erikas ist natürlich-konventionell; ist ihre Tragik und ihr Schicksal. Es erwacht vor dem sozial Höhergestellten. Aus diesem Schamgefühl heraus »unterliegt sie der Versuchung« und entflieht ins Vaterhaus. Sie ist eine Kleinbürgerstochter, und es ist ihre erste Bestimmung, sich zu schämen: wenn sie liebt, wenn sie sich freut. Immer.

Sie errötet *wirklich* hold (wie Frau Marlitt sagt), wenn man ihr eine Liebeserklärung macht. Sie vergießt echte Tränen, wenn sie aus dem Vaterhause geht. Sie wartet mit rührender Gewissenhaftigkeit auf die nächtlich-späte Rückkehr ihres gewissenlosen Mannes.

Sie betrügt ihren Mann gelegentlich und empfindet vielleicht ehrlich Reue über den »Fall«. Gebärt sie ein Kind in Zucht und Ehren, kommen Vettern und Gevattern wirklich in Zylindern, auf dem Haupt und in der Seele. Und überhaupt rollt das ernste Leben in feststehenden, durch sehr viele Romane schriftlich bestätigten Formen dahin.

»Kitsch« heißt die technisch nicht unbedingt wertlose, aber (angeblich) verlogene Darstellung der Lebensformen und -möglichkeiten. Ein Roman, in dessen Geschehen das Lesebuch wirkt, heißt Kitschroman. Im Kitsch-Film gelangen Stearintränen zur Anwendung.
Ich weiß aber nicht, ob nicht die echten den Stearintränen nachgebildet sind.
»Kitsch« ist der literarische Ausdruck der gesellschaftlich geltenden Lebensformen und -äußerungen. »Konvention« ist angewandter Kitsch.
Ich sehe Hochzeiten, Leichenfeiern, Maskeraden, Salonröcke, Cutaways, steife Hemden, Rührung aus Tradition, Freude aus Gefälligkeit, Frohsinn aus gesellschaftlichem Zwang, Seelennot aus zwingender Lektüre erwachsen. Deshalb anerkenne ich die Berechtigung des Kitsches.
Warum lernen wir nicht aus der Tatsache? Die Mehrzahl der Menschen findet sich selbst in den schlechten Romanen, daher deren fürchterlich große Auflage. Ich habe im Kino Frauen gesehen, die beim Anblick der Stearintränen der Filmdiva sich in echten überströmten. Die Trauer der weinenden Frauen im Parkett war echt.
Ich habe einmal eine Freilichtaufführung der Goetheschen Iphigenie gesehen, und die Leute aßen dazu Butterbrot. Denn die Iphigenien sind schön erfundene Traummädchen, aber die Erikas wandeln stündlich unter uns, und gelegentlich erwacht auch ihr Schamgefühl.

Berliner Börsen-Courier, 7. 6. 1921

MODERNE AUSSTELLUNG

Bei Dr. Fritz *Goldschmidt* und Dr. Victor *Wallerstein* sind Gemälde, Zeichnungen, Graphik von Heckel, Otto Müller, Kokoschka, Abbo, Czobel, Kirchner, Pechstein und andern ausgestellt.
Diese Ausstellung unterscheidet sich wohltuend von ähnlichen modernen Ausstellungen durch die Intimität des Raumes und die weise Mäßigkeit in der Zahl der ausgestellten Werke und Namen. Die Ausstellung hat eine Physiognomie. Wer sie gesehen hat, nimmt einen Eindruck mit, nicht ein Eindruckschaos, das man in Mitteleuropa und in

3erlin besonders aus Bildergalerien nach Hause zu bringen gewohnt st.

Die Ausstellung beherrscht Erich *Heckel* mit älteren und jüngeren Werken. Das Datum ihrer Entstehung ist zu merken, auch wenn man len Zettel nicht sieht. Heckel hat eine bedeutende Wandlung durchgenacht. Er ist von der leise ironisch-sachlichen Betrachtung und Dar-;tellung zur pathetisch-tragischen gelangt. Ob zum Schaden, darf bei lem verhältnismäßig jungen Könner Heckel nicht mit Entschiedenheit ;esagt werden. Zeigen seine früheren Bilder die meist absichtslose, selen nur literarisch bewußte Pointierung des Themas, so sind die neue-'en dramatisch akzentuiert und enthalten gezähmten Überschwang, ;ebändigte Fülle, in Schranke und Zaum gehaltene tragische Leiden-:chaftlichkeit. An Werke aus seiner frühen Periode erinnert der ›Waldteich«. In satten, aber fein abgetönten Farben wogen Rausch der Natur und Berauschtheit an ihr. Gewissermaßen eine Translation aus ler grünen Gesundheit der Natur in das subjektiv empfundene ge-:undheitüberströmende wallende, gewellte Violett.

Abseits stehend die sozialen Vorwürfe wie zum Beispiel »Varieté«. Da :ind, scharf getrennt (nicht im Gegenständlichen, sondern technisch), 3ühne und Zuschauerraum. In beiden je ein paar Puppengestalten, die :inen ausübend, die anderen zusehend. Man spürt: Ihr Inneres ist tot, Kleider sitzen an Gerüsten, und das Ganze ist bewegt und zum Zweck lieses Augenblicks durch den Zweck dieses Augenblicks. Diese Skiz-:en sind naturgemäß tendenziös, wenn nicht ausgesprochen, so doch ınbewußt ungewollte Satiren.

Abbo, ein palästinensischer Plastiker, hat zwei Frauenköpfe ausge-tellt, sensible, unendlich fein nachempfundene, mit sehr viel Stilgefühl :omponierte Sachen. Eine unvollendete »Skizze zu Mutter und Kind« and ich etwas unvermittelt und nicht genügend begründet inmitten all lieser durchaus fertigen Objekte.

Eine Kriegslandschaft *Kokoschkas*, ein neuer Kokoschka in der Techıik, in der Farbenkomposition. Das Bild heißt nur »Landschaft« (ne-›enbei gesagt wittere ich darin den Grund dieser Benennung: Üble Konjunktur für Kriegssachen, und man soll doch immer ehrlich sein).

Otto *Müllers* maskuline, durchaus strenge und ausdrückliche Kunst ›ffenbart sich in »Mann und Frau«. *Pechsteins* Vorliebe für derbe Sonıengebräuntheit von Landschaft und Menschen verleiht durch einige

Bilder, besonders durch »Bauernhof« und »Weibliches Bildnis«, der ganzen Ausstellung einen in den Ausstellungen der letzten Zeit langentbehrten gesunden und (nicht im kunsthistorischen Sinne) realistischen Zug.

Zu erwähnen ist noch *Czobels* »Kind mit Hund«. Sehr viel schmiegsame Linie, der Wirklichkeit abgelauschter Duft in der Körperhaltung, aber in bewußt übertriebener Kontrastierung zu der zart erahnten Fraulichkeit dieser kleinen Mädchengestalt ein häßlicher Kopf und unvermittelt plumpe Fußstellung und Füße.

Berliner Börsen-Courier, 11. 6. 1921

GLOSSOMANIE

Adolf Stöhr, ein im letzten Winter verstorbener Philosoph, hat, soviel ich weiß, den Begriff und das Wort Glossomanie gefunden. Die Glossomanie ist eine menschliche Eigenschaft, die in der halb oder ein Viertel unbewußten, durch keinerlei innere oder äußere Notwendigkeit hervorgerufenen Bewegung der Zunge zwecks Erzeugung sprachlicher Geräusche beziehungsweise Hervorbringung von Worten beruht. Es gäbe, meint Stöhr, sehr viele Glossomanen, und zu ihnen gehörten Frauen, Politiker, Journalisten und ordentliche Professoren der Philosophie ganz besonders. (Fast so schön wie diese Theorie ist die mit ihr in einem gewissen Zusammenhang stehende Tatsache, daß Adolf Stöhr selbst ein ordentlicher Professor der Philosophie war.)

Der Philosoph Stöhr hat sehr wenig Zeitungen gelesen, sonst hätte er gewiß noch eine Gruppe in seine Glossomanenreihe aufgenommen: die Interviewten.

Interviewt wird nach den geltenden Gesetzen der Öffentlichkeit jeder, der von sich reden macht. Sehr häufig Schauspielerinnen, Tänzerinnen und jene Frauen überhaupt, deren Beruf ein unmittelbares, mehr oder weniger künstlerisches Wirken auf »Publikum« bedingt.

Ich lese mit großem Vergnügen die Konfessionen der Tänzerinnen. Einem französischen Journalisten sagte Isadora Duncan folgendes: »Krassin hat einen wunderbaren Kopf. Man kann ihn gar nicht ansehen, ohne seinem Charme zu erliegen. Wenn er von mir verlangen

würde, ich solle am Nordpol tanzen, würde ich es auch tun. Den Hunger in Sowjetrußland fürchte ich nicht. *Hunger hält schlank.* Als ich im Pariser Trocadero tanzte, bekam ich keinen Pfennig. Was macht das? Nur das Geistige hat Bedeutung. Am 1. Juli fahre ich nach Rußland. Tanz ist Leben, und man lebt nur, wenn man tanzt. Krassin ist ein sehr großer Mann. Dreimal hat er mich in London tanzen sehen. Er teilt meine Ansichten. Alle Sowjetkinder sollen tanzen.«

Frau Duncan ist nicht die einzige, die »sich äußert«. Deutsche Schauspielerinnen »äußern sich« auch sehr häufig in deutschen Zeitungen und Zeitschriften. Nach der oberschlesischen Abstimmung sprach eine bekannte Berliner Schauspielerin über Oberschlesien in einer großen Berliner Zeitung. Eine Filmdiva, die von einer Wiener Filmaufnahme zurückgekehrt war, erzählte Historisches und Antihistorisches von Schönbrunn. In einer Zeitschrift sprach eine andere Filmdiva von Pelzmoden, Pelzen und dem Geschmack der Frauen. Asta Nielsen war unzählige Male gezwungen worden, zu erklären, daß sie entschieden was von der Filmkunst halte.

Isadora Duncan fährt nach Rußland, und schon ist ein Jüngling vom »Matin« beflügelten Schritts in ihrer Hotelhalle angelangt, und am nächsten Morgen weiß die Welt, daß Krassin einen wunderbaren Kopf hat, daß die Isadora auf seinen Wunsch am Nordpol tanzen würde, obwohl es dem Mann mit dem wunderbaren Kopf ganz gewiß nicht einfällt, etwas Ähnliches zu wünschen. Außerdem erfährt man, daß Hunger schlank erhält, daß die Duncan umsonst im Pariser Trocadero getanzt hat, daß sie aber auf das Geld pfeift, weil nur das Geistige Bedeutung hat, und daß man schließlich nur dann lebt, wenn man tanzt. Krassin ist ein großer Mann, offenbar, weil er der Duncan Ansichten teilt, aber seine Existenz steht im Widerspruch zu der Weisheit der Frau Isadora, denn Krassin tanzt nicht und lebt dennoch.

Isadora Duncan ist eine ganz große Tänzerin. (Asta Nielsen ist eine große Filmschauspielerin. Jene andere, die von Schönbrunn sprach, ist ein nettes Mädel.) Warum die Duncan über Krassins Kopf reden muß, da sie ihn doch höchstens tanzen könnte, ist unerklärlich.

Die Zeitungen berichten, daß ein kommunistischer Abgeordneter eine drei Stunden lange Rede hielt und alle Abgeordneten inzwischen den Saal verlassen hatten. Ein Parteigenosse riet dem Redner, »Ich eile zum Schluß« zu sagen, auf daß die andern wieder hereinkämen.

Wenn die Abgeordneten eines Tages erklärten, daß sie überhaupt *niemals* auch nur *ein* Wort reden würden, so blieben alle Abgeordneten ihr ganzes Leben lang mit Freuden im Tacement, dem Hause des Schweigens. (Und täten recht daran.)
In drei Stunden kann man außer seinem politischen Programm auch noch die Interviews aller Tänzerinnen der Welt hersagen, einen halben Faust, fünfundzwanzigmal den Kampf mit dem Drachen. Was eine rhetorische Leistung hätte sein sollen, wird eine Glossative.

Es ist eine alte verderbliche Einbildung der Menschen, daß sie durch Reden etwas bessern oder ändern könnten. Diese Einbildung ist zum großen Teil auf das Schuldkonto des Klassizismus zu schreiben.
Nachdem ich die Geschichte von dem beredsamen Abgeordneten gehört hatte, las ich einen Absatz aus der Rede des alten Demosthenes: *Peri stefanou.* Und ein Vorwort des Philologen Bekker, von dem ich erfuhr, daß Demosthenes 61 Reden in seinem Leben gehalten hat. Und ein Teil der Demosthenischen Reden dürfte außerdem verlorengegangen sein.
Wenn Demosthenes »Ich eile zum Schluß« sagte, so tat es allen Zuhörern weh. Er hätte 24 Stunden sprechen können, und nur die Leichtfertigen und Oberflächlichen würden sich entfernt haben.
Ein Redner des zwanzigsten Jahrhunderts aber darf höchstens eine Stunde reden. Denn erstens: haben wir keine Zeit; zweitens: kann er nicht sprechen.
Demosthenes sprach sehr schön, obwohl er einen Sprachfehler hatte. Seine Armbewegungen waren knapp, aber weich; und in einer leisen Spreizung seines linken Mittelfingers lag eine Welt.
Wenn ein Abgeordneter der Gegenwart selbst seine Füße zu Fäusten ballte, so wäre es nur ein akrobatisches Kunststück.
Wir alle aber leben noch in der klassischen Vorstellung von der Wichtigkeit der Rede. Und hätten doch eigentlich vom Film lernen sollen, daß das Zeitalter des Wortes endgültig vorbei ist.
Wir haben Parlamente.

Ich saß eine Stunde im Reichstag, der Vormittag war heiß, ich sah von der Tribüne auf die Bänke, die dreiviertel leeren. Die Bänke waren wie ausradierte Zeilen, in denen man nur die Kommas übriggelassen hatte. Hier und dort starrte ein Volksvertreter-Beistrich.

Ein Mann sprach verloren in der großen Unendlichkeit des Parlaments. Wenn ich unten sprechen müßte, wäre mir, als stünde ich am Weltrand und würfe Silben hinein in das Sonnengetriebe des Alls.
Ein Abgeordneter verlas eine Interpellation. Wen interpellierte er?

Von dieser Interpellation las ich dann in der Zeitung. Sie hatte sich in einigen Blättern zu einem Leitartikel ausgewachsen.
So verwandelte sich das Wort in ein Gesicht. Denn die Welt ist typographisch.
Aber selbst von diesem Leitartikel glaube ich, daß er vergebens geschrieben war. Er war eine glossative Leistung.
Zu überzeugen sind nur die Überzeugten. Alle, die entgegengesetzter Meinung sind, wandeln unberührt und unberührbar an uns, und wir reden ungehört an ihnen vorbei.
Jeder einzelne wandelt, in eine große luftleere Glasglocke wie in eine Pelerine gehüllt, durch die Welt, und kein Schall dringt zu ihm. Ich habe die gespenstische Vision von Millionen unhörbar redenden Menschen. Jedes Geräusch erlischt. Gott hat aus der Welt alle Luft gepumpt, auf daß die Schallwellen aufhören.

Berliner Börsen-Courier, 12. 6. 1921

FRÜHLING

Des Morgens höre ich Teppichklopfen über meinem Bett. Die tauben, wie in Watte gehüllten Klopftöne reizen den Kanarienvogel meiner Nachbarin, und er piepst, zwitschert, flötet wie ein Vogelstimmenimitator. Im Hof fliegt ungestüm ein Fensterflügel auf, ein zweiter, ein dritter: Das ganze Haus reißt sich die Fenster vom Leibe.
In meinem violetten Tintenfaß plätschert ein Sonnenstrahl. Auf meinem Schreibtisch nimmt die bronzene Jungfer vor dem eindringlichen Sonnenschein ihre Brüste in Schutz und erbräunt lieblich.
Auch spielen Drehorgeln und Leierkästen im Hof. Die Melodienbäche brechen auf, tauend und befreit.
An derlei Erscheinungen merkt man schließlich, daß Frühling ist.

Am Kurfürstendamm tragen die Kaffeehäuser Frühlingsveranden, die Damen neue Kostüme, die Herren kanariengelbe, zwitschernde Handschuhe. In den Seitenstraßen spielen die Kinder mit blanken Hosenknöpfen und Murmeln. Aus einem messingnen Barbierbecken über dem Friseurladen lächelt das Spiegelbild eines blaugetünchten Himmels.
Alle Menschen sind frisch lackiert und »Bitte nicht zu berühren«. Die jungen Mädchen wandern, dünn bestrumpft und neu gestiefelt, wie kostümierte Weidenbäumchen auf dem Asphalt herum.
Am Nachmittag sitze ich am Fenster und denke, daß Sonntag sein wird in der Welt. Im Grunewald zum Beispiel.
Nach sechs oder noch später klingelt ein lila garniertes Mädchen an meiner Tür. Denn so ist die Liebe.

Freie Deutsche Bühne, 16. 6. 1921.

REISE NACH KULTUR-WIEN

Auf der Fahrt nach Kultur-Wien soll man Doktor *Smilasch* kennenlernen. Doktor Smilasch ist ein österreichischer »Hof- und Gerichtsadvokat«, ein Exemplar einer im Nichtaussterbenwollen begriffenen Juristengattung. Eine Dame, Pseudowitwe nach einem totgeglaubten, aber nicht erweislich toten Gatten, hat die Absicht, sich wieder zu verheiraten und darf es nach den geltenden, mit dem Bigamiestrafparagraphen drohenden gesetzlichen Bestimmungen vorderhand nicht. In solchen Fällen geht der Mensch zu Herrn Doktor Smilasch. Dieser Hof- und Gerichtsadvokat läßt irgendwo in Asien, Klein- oder Halbasien, dem vielleicht schon toten, möglicherweise aber noch lebenden Gatten einen Grabstein setzen und hat dermaßen den Beweis erbracht, daß der Mann begraben ist, folglich tot. Und die Dame kann heiraten.
Diesen Doktor Smilasch (den ich in Walther *Rodes* jüngst erschienenem, äußert amüsantem und lehrreichem Buch »Jurisprudenz, Juristen und anderes« kennengelernt hatte) in Wien zu treffen freute mich sehr. Ich habe ihn bis jetzt nicht gesehen. Aber ich stieß, auf der Suche nach ihm, auf einen anderen Österreicher, einen italienischen Berichterstatter, der mir herrliche Dinge von Florenz, Mailand und Neapel und

Rom erzählte und dem ich dafür seinen Mokka bezahlen mußte. Der italienische Berichterstatter hatte nämlich keine österreichischen Kronen. Nicht weil er seine Lire nicht gewechselt hatte, sondern weil er auch keine Lire besaß. Er war nämlich gar kein italienischer Berichterstatter, wenigstens kein in Italien reisender. Er las im Kaffeehaus die italienischen Blätter, schrieb sensationelle Berichte, sammelte alte italienische Marken und klebte sie kunstvoll auf Umschläge. Mit den Umschlägen ging seine Frau in die Redaktion, und von den Honoraren konnten beide gemächlich sterben. Dieser begabte Schriftsteller verdiente wohl, hier genannt zu werden, allein solches verbietet die Diskretion und meine Kenntnis der Tatsache, daß der Berichterstatter seit jüngster Zeit dänische Briefmarken sammelt, um demnächst nach *Kopenhagen* reisen zu können.
Die Wiener Kultur spielt sich zum großen Teil in dem Kaffeehaus ab, in dem ich angeblich sitze. Am Nebentisch sprechen zwei Literaten über Rabindranath Tagore, der auch Wien seines Besuches würdigt. Die Wiener Literaten sind freche Menschen und streiten um den Bart des Propheten Tagore. Die Wiener Literaten sind glattrasiert und glauben, daß Bartlosigkeit das Abzeichen des Talentes ist. Der eine sagte, Rabindranath Tagore stamme aus Prag wie alle Literaten. Das klang wie eine Anerkennung und war doch ein Hohn. Denn wenn der Wiener Schriftmensch jemanden verhöhnen will, setzt er ihn sich selbst gleich. Er weiß, daß er minderwertig ist. Und er bleibt es. Er will nicht höher kommen. Er will andere tiefer kommen sehn.

Vor einigen Tagen starb ein bekannter Frauenarzt. Er hatte sich infiziert, und er wußte, daß er sterben würde. Eine halbe Stunde vor seinem Tode zählte er seinen Puls und sagte seiner Frau, die an seinem Sterbebett saß: »144 in der Sekunde! Noch eine halbe Stunde!« Dieses Verhältnis zum eigenen Tod erscheint mir grausam und wissenschaftlich und die Art des Doktors zu sterben weniger heldenhaft als berufsmäßig. Aber sie scheint wie geeignet, das Märchen von der Unsachlichkeit des Wiener Menschen und der Feuilletonismus der Wiener Wissenschaft zu widerlegen. Allerdings fällt in Wien vielleicht selbst einem Nichtfachmann das Sterben leichter. Denn jene, die einen Teil der Wiener Kultur ausmachen, nämlich Professoren und Ärzte, erhalten hier monatlich ein Trinkgeld von ungefähr zwölftausend Kronen, das sind etwa tausend Mark.

Im Schönbrunner Schloßtheater hatte man versucht, Bernard Shaws »Helden« zu spielen. Die bulgarischen Studenten der Wiener Universität unterscheiden sich wenig von denen der Berliner. Sie demonstrierten in Wien, wie sie in Berlin demonstriert hatten, und setzten es durch, daß die »Helden« behördlich verboten wurden, aber ehe das Stück abgesetzt wurde, geschah etwas sehr Wienerisches: Die Theaterleitung gab das Stück nach einem Abend nach sorgfältig ausgemerzten bulgarischen Anspielungen. Es spielte irgendwo. Dort, wo Bulgaren vorkommen sollten, kamen Nichtse, Niemande vor. Denn stets bereit zu Halbheiten und Kompromissen sind Wiener Theaterleitungen. Nicht so das Wiener Publikum. Es demonstrierte nicht für die Beibehaltung des Bulgarischen beziehungsweise Antibulgarischen, aber es verhielt sich kühl. Es hat nichts gegen die Bulgaren. Aber gegen unredliche Versuche der Theaterleitungen, Skandale zu verhindern und dennoch Kassenerfolge zu erzielen.

Redliche Kassenerfolge hat eine jiddische Volksbühne in Wien aufzuweisen. Die Schauspieler sind russische Juden. Die Stücke ostjüdische Schauspiele. Der Inhalt ostjüdisches Volksleben; Volkssterben auch. Die Regie geschickt. Die Sprache jiddisch. Die Kunst gutes Mittelmaß. Die Ausdrucksform sentimentale Pathetik. Die Begeisterung groß. Die Tendenz national. Die Kritik lobend. Die Arbeit emsig. Der Erfolg redlich verdient.
Allein Kunst, mit nationaler Begeisterung einem fremdnationalen (doch nicht so fremden) Publikum vorgespielt, hat einen unangenehmen Beigeschmack und ist gewollt. Der Star dieses Theaters stammt aus Moskau und nennt sich prononziert: Ben Zwi. Gegen die nationale Überzeugung, gegen Stolz und Volksbewußtsein ist nichts einzuwenden. Nur gegen das Programmatische, das in solchen künstlerischen Demonstrationen liegt. Es setzt künstlerische Leistung herab. Auch der nationale Gedanke kann Kunst gebären. Aber wie propagiert selbst die also geborene Kunst den nationalen Gedanken.

Im Jahre 1898 starb der berühmte Wiener Pestforscher Hermann *Müller*. Man begrub ihn auf dem Zentralfriedhof und schmiedete um seinen Grabstein einen bronzenen Lorbeerkranz. Durch den Sturz der Valuta stieg der Wert der bronzenen Lorbeerkränze. Gestern stahl jemand dem toten Pestforscher den Lorbeerkranz und erwies also die

Nichtigkeit jedes irdischen Symbols. Gewiß ist die Tat des Diebes eine verruchte Untat. Aber bedeutende tote Pestforscher brauchen keine Lorbeerkränze. Der Mann, der es stahl, hungerte vielleicht. Hunger und Pest sind verwandte Angelegenheiten. Hermann Müller bekämpfte die Pest. Der Dieb bekämpfte den Hunger, wenn auch seinen eigenen.
Ich glaube, daß die Zeit der Lorbeerkränze vorbei ist, Pietät, die sich in Valutawerten kundgibt, ist überflüssig und unecht. Die Not bricht Bronze.

Nichtsdestoweniger wird nächstens in Wien ein Johann-Strauß-Denkmal enthüllt. Denn Denkmäler sind notwendig.
Bildhauer leben zum Beispiel von Denkmälern.
Diebe, das sind Menschen in Not, leben auch von Denkmälern.
Hier schließt sich der Kreis der Wiener Gegenwartskultur.

Berliner Börsen-Courier, 19. 6. 1921

VESTIBÜL

In diesem Vestibül strömt das Licht weich aus opalenen Schalen und hüllt die harten Gegenstände ein. Es rinnt über die leisen Farben der Smyrnateppiche wie durchleuchtete Milch. Die Musik spielt »Peer Gynt«. Die Melodie ist verborgen in den opalenen Lampenschalen, sie rinnt mit dem Licht über die leisen Smyrnateppiche. Durchleuchtete Milch fließt aus den Flöten.
Die Kellner flattern mit den Rockschößen, Servietten wedelnd, Fauteuilklippen geschickt umsegelnd. Tassentragende Kelche sind ihre Hände. Likörgläschen tänzeln auf ihren Mittelfingerspitzen. Magazine von Respekt sind ihre Augen. Und ihr Haar glatt und gescheitelt, und ihre Köpfe dem Schaufenster eines Friseurladens entnommen.
Der Liftboy besteht aus vierundzwanzig Goldknöpfen in der Hauptsache. Er hat ein frisches Jungengesicht und duftet nach Milch und Mutterbrust wie ein Säugling.
Ich bin ein Fremder in diesem Hotel, vom Zufall einer Zugversäumnis in dieses Vestibül gefegt, gemeinsam mit dem Inhalt eines D-Zuges.

Wir sind alle Fremde. Wir sind simple Menschen, von Vätern mit Vatermördern und Hornbrillen gezeugt, von Müttern mit kleinen Kapotthütchen und billigen Kettenschnüren in eine Welt der Pflichten und Monatsgelder gesetzt. Wir sind Ärzte, Schriftsteller, Rechtsanwälte, Schauspieler, Bankbeamte.
Ich weiß, wie wir uns alle zu Hause benehmen: Wir sitzen gelegentlich in Hemdsärmeln bei der Lektüre des Abendblatts und lieben Pantoffeln. Auch tragen wir manchmal kleine und große Pakete nach Haus an Bindfäden, die reißen können, es aber glücklicherweise nicht tun und sich erst zu Hause stärker erweisen als Wäschestricke oder Schnürsenkel. So daß wir das Taschenmesser anwenden müssen, wenn nicht ein Brotmesser zufällig in der Nähe ist. Und – täuschen wir uns nicht: Manchmal putzen wir selbst unsere Stiefel und treffen es ausgezeichnet.
Hier, in diesem Vestibül, würden wir niemals einen Bindfaden mit einem Brotmesser zerschneiden und keine Stiefel putzen. Hier können wir überhaupt nichts mit unsern Händen anfangen. Wir können sie über die weichen, breiten Stuhllehnen aus Leder hängen lassen wie weiße, weiche Schnupftücher, die nicht für Nasen bestimmt sind. Vergessen unsere Abstammung und unsern Wochentag! Unser Kassier, der immer eine gerunzelte Stirn hat, gewissermaßen eine zerknitterte Banknote als Stirnhaut, ist vergessen. Und der Tisch mit den vielen Tintenflecken, Spuren unserer fruchtlosen Ärgernisse, ist nicht vorhanden.
In diesem Vestibül sind wir groß geworden und wahrscheinlich auch geboren. Unsere Väter Senatoren und Würdenträger. Unsere Mütter große vornehme Damen in Samt und Seide, die keinen Lärm vertragen und niemals freiwillig auf dem Pflaster gehen. Sie tragen echte Bernsteinketten, und ihr ganzes Leben ist eine gründliche Vorbereitung für den nach dem Tode bestimmt zu ergreifenden Ahnfrauenberuf.
Wir sind es gewohnt, von Kellnerfrackschößen umflattert zu sein. Kein anderer Windhauch hat durch die Tage unserer Kindheit geweht. Wir wühlten stets in Respektmagazinen, wenn unser Blick ein fremdes Auge traf. Smyrnateppiche gehörten zu dem Boden unserer Tatsachen.

Hier bin ich blasiert und müde der vielen Üppigkeit. Ich liege im Lehnstuhl, und einen halben Meter vor mir neigt sich ein zweireihiger Liftboy. Ich soll einen Brief schreiben, und Tinte und Feder und Papier sprießen auf schlanken Tischchen aus dem Boden.
Ich benehme mich doch sicherlich so, daß kein Hoteldirektor die An-

zahl meiner Garderobestücke kennt. Ich könnte jetzt zum Beispiel sagen: Sie, der Liftboy benimmt sich frech! Er fixiert mich! Und der Herr Hoteldirektor ginge hin und würde den Liftboy mit einem schallenden Blick ohrfeigen.
Es ist gut zu reisen! – denke ich. Solch ein Vestibül ist der Heimatort der Fremden, und Fremde sind immer vornehm. Es ist eine Lust, fremd zu sein!

Ich entdecke plötzlich einen Mann, einen Mann in einem grauen Anzug, der sich Liptauer Käse geben ließ. Er bekam den Liptauer Käse, so wie es den Verhältnissen dieses Vestibüls entspricht: Der Käse ist nicht zu erkennen.
Aber der Mann, der Mann im grauen Anzug, ißt mit der Hand. Und er trägt einen Ring, sehe ich, mit einem großen, viereckigen roten Stein.
Und der Mann ist gar nicht blasiert, er schneuzt sich sogar.
Seine Augen sind grün und gleichgültig. Seine Schuhe haben viereckige Spitzen. Er hat seine Tradition bewahrt. Er hat keine Ahnfrau zur Mutter. Sein Vater ist kein Würdenträger.
Ich sehe dem Mann im grauen Anzug das Brotmesser an, mit dem er die Bindfäden an seinem Päckchen auseinanderschneidet. Ich sehe den Mann dankbar an.
Er ist die Gesundheit und meine Heimkehr. Er ist der leise beizende Zwiebelduft, der von der Schürze meiner Mutter ausgeht.
Er ist der Kassier mit der Banknotenstirnhaut und der fleckenreiche eichene Schreibtisch. Er ist mein Monatsgehalt und mein Pantoffel. Mein Schlafrock und mein Hemdsärmel.
Ich liebe den Mann im grauen Anzug, wie ich mich selbst liebe. –

Niemals könnte ich in diesem Vestibül Liptauer Käse essen. Mit den Händen . . .!

Berliner Börsen-Courier, 1. 7. 1921

MENSCHEN AM SONNTAG

Am Sonntag ist die Welt mit Leere angefüllt wie ein großer, glasheller Luftballon. Mädchen in weißen Kleidern wandeln, heruntergefallenen Sonntagsglockenklängen gleich, durch die Straßen und duften sehr nach Stärke, Jasmin und Liebe.
Der Himmel ist gewöhnlich frisch getüncht. Die Häuser schwimmen in Sonne, und die Türme klettern licht und behende aufwärts. Am Rande der Stadt fängt die Natur an, durch Verbotstafeln gekennzeichnet. Sie ist grün in der Hauptsache und besteht aus lauter Ansichtskarten.
Die Natur ist am Sonntag sehr wichtig. Ihretwegen ist der Sonntag da. Alle während der Wochentage abgebrochenen Beziehungen zwischen ihr und den Menschen stellt der Sonntag wieder her. Er ist überhaupt die Brücke zu den vergessenen und verschütteten Heiligtümern der Erde: zu Wald, Wannsee, Lunapark und zum Herrgott.
Die Menschen weihen den Sonntagmorgen ein durch Kirchenglocken, Teppichklopfen und Frühstückskaffee im Bett. Sie öffnen die Fenster und schnuppern Freiheitsluft. Sie sperren die Schränke und Kästen auf und legen seltene Kostbarkeiten an zur Feier der Arbeitslosigkeit, an der ihre Seele hängt.
Am Sonntag stehe ich am Fenster. Die gegenüberliegende Wand meines Nachbarhauses hat alle ihre Fensterflügel ausgebreitet, gläserne Schmetterlingsflügel, als wollte sie – husch! Hast du nicht gesehn! – auf und davon fliegen. Sie kann's nicht; immer bleibt sie beschwert mit Möbeln, Menschen und Schicksalen.

Die ebenfalls sich gewandelt haben: mein Nachbar, gestern noch ein doppelter Buchhalter (seit fünfundzwanzig Jahren bei der Firma, »ohne einen Anstand gehabt zu haben«) – und heute: nicht einmal ein einfacher mehr. Gott im Herzen und Morgenkaffeegeschmack noch im Mund, eilt er, hemdbeärmelt, ans Fenster, einen Zug Freiheitsluft trinken.
Wie ich ihn so sehe, alltäglich, im dünnen Rock, mit seinen Händen, die, wie Fransen zum Ärmel gehörig, aus diesen herausbaumeln, wächst er sich mir zum Helden einer Geschichte aus, mehreren Geschichten. Er könnte, denke ich, zum Beispiel eines Tages eine viel

besser bezahlte Stellung bekommen, aber er kann nicht kündigen. Vielleicht stand er schon ein paarmal vor der doppelt gepolsterten Tür seines Chefs, und sein Mut ward gedämpft wie die Bewegungen der gepolsterten Tür, und sein Herz glich einem nachgiebigen Sitzkissen, einem jener Lederkissen, auf denen der erste Prokurist zu sitzen pflegte.

Einmal nach einem Sonntag hatte er sich mit Mut vollgepumpt, einen ganzen Sonntag lang, aber am Montag früh kam der Chef und schenkte ihm irgendeine Kleinigkeit: einen Füllfederhalter vielleicht oder ein Tintenfaß, und die Angestellten legten Blumen auf sein Pult, weil just jener Montag sein Jubiläum einer fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit bei der Firma war. Und er hatte es vergessen. Und er kann nicht kündigen.

Und »Gabriel« ist bestimmt sein Vorname.

Heute aber, am Sonntag, wird Gabriel sein Grammophon vor sich auf den Tisch stellen. Und eine Caruso-Platte (»Ach, wie so...«) aus Kautschuk und Melodie strömt Sang und Klang einer ungekannten, zahlen- und stahlfederlosen Welt über Gabriel.

Auch Kanarienvögeln ist der Sonntag zugänglich. Im Fenster des ersten Stocks steht der Käfig, und der Kanarienvogel deklamiert ein Gedicht von Eichendorff. Es kann auch eins von Baumbach sein.

Auf dem roten Tischtuch aus Peluche ruht ein weißer Läufer, ein gesticktes Deckchen. Und die Kinder stützen immer ihre Ellbogen auf das Tuch und verursachen Falten.

Nie sah ich die Mutter anders als im blauen Schlafrock. Sie ist sehr leise, sie trägt schon von Natur aus Pantoffeln, und sie hat gewiß eine verbitterte, schlurfende Seele.

Sie züchtigt die Kinder, weil sie das Tischdeckchen verschieben. Wozu braucht sie Tischdeckchen? dachte ich und schickte ihr einmal zwei Reißnägel in einer Zündholzschachtel mit Gebrauchsanweisung. Aber sie prügelte die Kinder immer noch.

Heute, am Sonntag, brachte sie den Kindern Kuchen. Und die Kinder verursachten Falten auf der Tischdecke, aber die Mutter stand am Fenster und ergötzte sich an des Kanarienvogels Deklamationen. Und sie trug eine weiße Bluse. Und gewiß keine Pantoffeln.

Aber der Abend ist traurig. Am Abend sehe ich die graugesprenkelte Katze am Fensterbrett im dritten Stock sitzen. Die Lehrerin ist ausgegangen.
Immer, wenn von der Turmuhr ein Schlag auf die kupfernen Dächer der Stadt fällt, streckt sich die Katze. Ich glaube, sie zählt die Schläge, denn sie wartet auf die Lehrerin.
Manchmal sieht sie auch hinunter und wedelt, wenn die Lehrerin kommt, mit dem Schwanz, da sie ja kein Taschentuch hat.
Am Sonntag ist die Lehrerin ihren Bruder besuchen gegangen, der ein Hauptmann in Pension ist und schwerhörig. Deshalb verspätet sich die Lehrerin.
»Ich werde sie also entlassen!« sagt die Katze und ist sehr aufgeregt.

Die Sonntagabende sind schal und bitter, als wären sie bereits Montage. Gabriel ist ein Doppelter, die Mädchen bügeln die zerknitterten weißen Kleider und riechen nach Brotstullen. Die Welt ist voll.

Berliner Börsen-Courier, 3. 7. 1921

DAS ENDE

Das Ende des Cafés »Größenwahn« war würdig seines Lebens. Ludwig Hardt hielt ihm von einem Stuhl herab die Grabrede. Er warf gewissermaßen Gefühlsschollen in die offene Gruft. Der rote Richard sammelte erlauchte Namen auf einer Liste. Er setzte dem Café des Westens einen papierenen Grabstein. Mehrere Kellner sah ich, wie sie hoffnungslos mit den Servietten einen imaginären Staub von einem Marmortisch hinunterschmeicheln wollten. Die Kellner hatten zerdrückte Frackschöße und sahen aus wie zerknitterte Tränen.
Der Direktor sah hinter dem bereits versperrten Gitter einer stürmenden Literaturmeute mit dem Gleichmut eines, dem nichts geschah, nie etwas geschehen kann, entgegen. Er winkte mit dem Taschentuch. Man sah's ihm an, er fühlte sich, weil man ihm ein Ultimatum gestellt hatte. Er sah aus wie ein Mann, der von seiner Familie Abschied genommen hat und im Zug sitzt. Aber der Zug fährt nicht ab.
Auf dem Weg zum Zoo verhaftete die Schutzpolizei Ludwig Hardt.

Indes sangen die Bohemiens »Blut soll fließen«, das Blut Paulis, des Inhabers.
Und nie, während der ganzen Café-des-Westens-Existenz nicht, geschah etwas Größenwahnsinnigeres: Die Guillotine mußte für einen Kaffeesieder herhalten.
Und nie haben sich die Literaten stärker verkannt: Denn sie forderten Blutrausch und meinten Mokkatrank.
Denn Bohnenkaffee fließt in den Adern der Menschheit.

Aber eben um diesen Bohnenkaffee ist es schade und um diese Menschheit.
Ich verstehe die Verachtung der mit häuslichem Herd Versehenen für penatenlose Existenzen nicht. Seitdem es erwiesen schien, daß die Unfrisierten und Wildbehaarten ebenfalls nichts können, werden sie von den nichtskönnenden Kurzgeschorenen verspottet. Der ganze Unterschied besteht in der Haartracht. Und in dem Aderninhalt: Die Langhaarigen haben Mokka in den Blutgefäßen. Und die andern nur Malzkaffee.

Sie »schaffen« keine »Werte«. Sind Patenthosenknöpfe »Werte«? Woher nimmt der Patenthosenknopferzeuger das Recht, über einen schwätzenden Nichtskönner zu schimpfen?
(Die Ausrede, daß selbst ein Bohemien Patenthosenknöpfe brauche, ist ein Zivilisationsargument: Fünftausend Jahre lebte die Menschheit ohne einen einzigen Druckknopf.)

Diese Kaffeehausmenschheit träumt von Taten, ohne je eine zu vollbringen. Aber sie träumt wenigstens von *Taten*. Indes die andern zum Beispiel von der Anschaffung eines neuen Nachttisches träumten.
Die einen hielten sich für revolutionär. Die andern für konservativ. Jene waren nicht revolutionär: Sie bemühten die Guillotine für einen Kaffeesieder. Diese aber waren nicht konservativ: Sie zogen der Guillotine – einen Kaffeesieder vor. Einem Mordinstrument ein Verdienstinstrument.
Welche Art ist wertvoller?

Es gibt ein geographisches Schicksal der Cafés. Es wird Herrn Pauli nichts nützen. Hier an der Ecke des Kurfürstendamms und der Jo-

achimsthaler Straße wird die Boheme immer leben. In der Musikdiele im Palast, in der Badeanstalt. Und schüfe er eine Menagerie aus seinen Kaffeehaus – die Literaten – seht! – bezwängen sich und weideten gemeinsam mit den wilden Löwen.

Berliner Börsen-Courier, 5.7. 192

DIE STIMME SEINES HERRN

Dem Versuch, an die Spitze dieser Ausführungen als Motto den in den letzten Jahrzehnten meist gelesenen und erfolgreichsten Vers der gesamten deutschen Lyrik zu setzen, bin ich nur deshalb entgangen, wei ich jetzt Gelegenheit finde, diesen Vers gleich im Textanfang zu zitieren. Er lautet »Bims die Händ' mit Abrador!«...
Mit dieser Dichtung in mittelbarem Zusammenhang steht der Protes der Berliner Akademie der Künste gegen die Verbimsung, Abradorisierung, ich meine: Verplakatierung der Berliner Wände und Straßen. Nur des Geldes wegen sollte und soll sie sich ereignen. Die Mauer, die Straße, die Stadt brauchen Geld und vermieten sich als Ausrufer Trommler, Trompeter.
Die Akademie der Künste, obligate Hüterin des guten Geschmacks die aber auch schon Geldeswert zu schätzen gelernt hat, weiß einen Ausweg: Sie schlägt das von ihr zensurierte und approbierte »künstlerische Plakat« vor. Ein *gelernter* Trommler soll trommeln; ein Blasinstrumentenvirtuose trompeten; ein Tenor der Staatsoper ausrufen.
Ein großer Lyriker (heißt das ferner) soll nun eine zarte, poetische Verbimsung der Welt durch Abrador vornehmen. Davon können die Kunst, die Stadt und der Fabrikant leben. Und der gute Geschmack is gewahrt. Weil die Verbimsung in eine metaphorische und klangreiche Aufforderung gekleidet wird. Weil Verse von Ewigkeitswert Abrador preisen werden wie bis jetzt nur Liebe, Nachtigallenschlag und hohes Menschentum.

Was ist ein »künstlerisches Plakat«? Der Ausdruck des letzten Schamrestchens, den der Betrieb unsinnigerweise immer noch vor der Akademie der Künste behält. Und in einer grotesken Gleichzeitigkeit

schlauer Praktikensinn, der weiß, daß der Massenmensch bei der Aufnahme von Eindrücken dank einem nicht mausetot zu schlagenden Instinktüberrest (aus einer bimslosen Zeit) dem kategorischen Imperativ des künstlerischen Werkes gehorcht. Zumindest des künstlerisch sich gebärenden Werkes.

Da Kunst es grundsätzlich, ihrem Wesen folgend, ablehnen muß, dem Geschäft zu dienen, bleibt dieses auf den Kitsch angewiesen. Und dank einer Verbildetheit des Massenmenschen wirkt der Kitsch (keine Antikunst, sondern eine Mißkunst, ein mißratenes Kunstfamilienmitglied gleichsam) stärker als Kunst.

So hätte Goethe niemals Abrador den Erfolg verbürgt. Sondern ein Mann, ein Miß-Goethe sozusagen, der Meier heißt und aus der bescheidenen Stille eines beschaulichen Gelegenheitsdichterheims ewige Begriffe an die Litfaßsäulen der Welt spritzt.

Und das ist in Ordnung. Kein Dichter braucht sich mit Bimsen zu beschäftigen. (Er müßte denn jener Aufforderung, die Händ' zu bimsen – und selbst das erfolglos –, sofort nachkommen.)

Plakate, geschäftliche, ehrliche und häufig unehrliche Anpreisungen lächerlicher Dinge, soll nur der Meier machen. Ihre stärkste Wirkung erzeugt der Kitschier. Die Linie ist gewahrt. Ich meine: die Einheitlichkeit von Inhalt und Ausdrucksform und Tendenz.

Die Akademie der Künste aber schließt jenen Kompromiß, den uns das »künstlerische Plakat« bereits beschert hat, das »Kunstgewerbe«, die Verquickung von Majestät und Profit, den Versuch, Ewigkeit und allerbeste Rasierseife in einer Schaumblase zu vereinen.

Was die Kunst ablehnt, protegiert die Akademie der Künste: das künstlerische Plakat. Da wir doch ohnehin dem Plakat nicht entgehen, so machen wir's wenigstens geschmackvoll – ist ungefähr die Parole.

Also zum Beispiel: die Venus von Milo, der Arm und Hand ersetzt werden, damit sie ein hygienisches Mittel halte. Das wäre die letzte Konsequenz des »künstlerischen Plakats«.

Sie ist möglich. Unter Umständen kann Michelangelo eine Wachsstatue schaffen, deren Brüste durch die allerneuesten Osramlampen erhellt sind. Das ist eine »geschmackvolle Reklame«, ein »künstlerisches Plakat«.

Man könnte ja auch – technische Möglichkeiten vorausgesetzt und Garantien fürs Nicht-Abhandenkommen – die Kunstwerke aus den Gale-

rien an die Mauern hängen und sie mit Reklamemitteln zieren. Warum nicht? Nicht genug künstlerische Plakate?

Wie sind Plakate beschaffen?
Einer Rasierklinge absolute Schärfe erkenne ich daran, daß sie einen laufenden Dackel entzweigeschnitten hat. Der Dackel ist aus Bauholz, scheint mir, denn wo sind seine Eingeweide?
Sein Antlitz aber ist lebendig, das schlaudumme Gesicht eines Dackels. Also ein lebendiger Dackel. Wie kann er weiterlaufen? Entzweigeschnitten? Mit fröhlichem Gesicht? Schnuppernd, Straßenecken suchend, Weibchen und Atzung?
Dieser von einer Rasierklinge entzweigeschnittene Dackel ist wirksam. Weil er vollkommen unkünstlerisch ist. Weil er unmöglich ist. Weil auf keinem Planeten jemals ein durch eine Rasierklinge entzweigeschnittener Dackel harmlos weitergelaufen ist. Weil ein bestialischer Humor in diesem Bild steckt. Ein Henker hat es gemalt.
So sind nun einmal alle Plakate nicht! Sondern zumeist verkörperte Tendenz. Ich meine: »Die Stimme seines Herrn«.
Dieses Grammophon, sagte der Fabrikant, ist so vortrefflich, daß jeder Hund die Stimme seines Herrn wiedererkennt, wenn sie aus dem Trichter grunzt. Ich möchte ein wirkungsvolles Plakat!
Was tat der Maler? Er ging hin und übersetzte die Tendenz ins Bildhafte: Er malte einen Hund, der die Stimme seines Herrn erkennt. Zu den »künstlerischen Plakaten« gehört nun dieses weitverbreitete von der »Stimme seines Herrn« nicht. Allein, es ist bezeichnend für das System *aller* Plakatmalerei.
Da wird die Phrase (irdischer Überrest eines längst verstorbenen Bildes) neu aufgeschminkt und zu scheinbarem Leben erweckt. Ich sah ein Plakat (und es war ein »künstlerisches«), das mit den Worten begann: »Tiefes Dunkel herrscht über...« Darunter ein Bild: herrschendes, sichtbar herrschendes schwarzes Dunkel. Es erfüllte die ganze Plakatfläche bis zum untersten Rande, aus dem (künstlerisch wirklich gut) eine neue Glühlampe langsam, Dunkel bezwingend, Siegerin über Nacht und Nebel, aufleuchtete. Darunter stand: »... bis die X-Lampe nicht angezündet wird«.
Das Bild, die Zeichnung eines Meisters, war die Translation einer sprachlichen Wendung ins Bildhafte. (Süßlich-säuerlicher Mundgeschmack des Betrachters wie beim Anblick einer aufgeputzten Jubelgreisin.)

Was kann das Plakat anderes sein als die Illustration einer sprachlichen Wendung, einer Phrase? Denn das Plakat hat »Tendenz«. »Tendenz« (das heißt hier: Hinarbeiten auf praktischen Erfolg), eine Tätigkeit, durch kein Kunstmittel auszudrücken. Nur durch die sprachliche Wendung.

Politische Plakate sind die besten Beispiele: Illustrationen zu Leitartikelphrasen sind sie ausnahmslos.

Oh, wir haben genug künstlerische Marmorstiegen in den Warenhäusern, und sie führen nicht zu Thronen empor, sondern zum Verkaufsstand von Hosenträgern! Wir haben genug Kunstgewerbe! Madonnen, mit dem Jesuskund in der einen, dem Aschenbecher in der anderen Hand!

Ich lasse mich zu dem unerhörten, vermessenen Schrei hinreißen: Wir pfeifen auf Plakatwände überhaupt! Wir wollen die Stimme seines Herrn gar nicht hören! Litfaßsäulen sind gut genug!

Unsere Goethes sollen nicht bimsen, unsere Rembrandts nicht abradorisieren! Die Meiers sollen's weiter tun. Sie treffen es. »Wirkungsvoll« ist *keine* Kunst. Und die Akademie nicht eine Akademie der Wirkungskünste!

O Gott! Hätte ich doch nur einen Plakatmaler zur Stelle! Und er würde euch illustrieren, wie ich mich selbst hin- und herreißen ließ zu diesem Schrei!...

Berliner Börsen-Courier, 10. 7. 1921

KUNST IM GHETTO

Als erster in der vom Schutzverband Deutscher Schriftsteller veranstalteten Vortragsreihe »Verborgene Kunst« fand am 13. d.M. abends im Brüdervereinshause ein Vortrag Sami *Gronemanns* über die »Entwicklung des jüdischen Theaters« statt. Schauspieler des Wilnaer Theaters lasen aus jiddischen Dramen vor. Zum Schluß ging der Vorhang über einem ostjüdischen Bethaus (»Beth-Hamidrasch« genannt) auf. »Der närrische Batlen«, eine Geschichte von *Perez*, spielte sich auf der Bühne ab.

Den närrischen Batlen gab ein junger jüdischer Schauspieler, nach westeuropäischen Schauspielkunstbegriffen ausgezeichnet naturalistisch, nach ostjüdischen falsch. Er hatte vor allem willkürlich den Verlauf der Perezschen Geschichte verändert.
Perez läßt seinen Batlen (der jüdische Narrentypus östlicher Kleinstädte) im Beth-Hamidrasch nachdenken über die vielen Ichs in seiner Seele. Er wäre, behauptet er, zwei, drei und noch mehr. Außer allen Ichs sei noch eines da: nämlich jenes alle diese Ichs konstatierende und über sie nachdenkende.
Nicht nur er, der Batlen, besteht aus mehreren Teilen. Den anderen Menschen geht es auch so. Da ist zum Beispiel der Kaufmann Wolf, der eben das Bethaus betritt und sich in Talmud und Gottesdienst vergräbt. Zu Hause prügelt er seine Frau. Sind das nicht zwei Wolfs. Und wenn er das Bethaus verläßt, schwindelt er gar. Sind das nicht drei Wolfs?
Den *rohen* Wolf, der seine Frau prügelt, möchte der Batlen ermorden. Er zieht sein Taschenmesser. Er spricht mit dem Kaufmann Wolf. Aber zur Tat kommt er nicht. Nicht einmal zur Drohung. Er ist eben ein jüdischer Batlen. Kein Kraftmensch, sondern ein Sinnierer. Ein passiver Fanatiker. Er fürchtet sich vor seinem eigenen Taschenmesser. Wie erst vor einer Tat!
Die Perezsche Geschichte schließt dementsprechend überhaupt nicht. Nie fällt der Vorhang über diesem Dramchen. Der Monolog des Batlen geht ins Uferlose. Sein ganzes Leben lang monologisiert der Batlen. Sein Wesentliches ist das Monologisieren.
Auf der Bühne aber endet die Geschichte westeuropäisch. Der Batlen bedroht den Kaufmann, und der entweicht. Es wurde sozusagen dramlerisch (nicht dramatisch).
Nichtsdestoweniger gab die Aufführung eine deutliche Ahnung von einem Teil ostjüdischen Wesens. Das Bethaus, der Kaufmann, der Batlen waren echt. Dem Schauspieler, der den Batlen gab, glaubte man allerdings das Sinnieren nicht. Er war zu sehr auf die rein mimische Glaubhaftigkeit dessen, den er darstellte, bedacht. Er war sozusagen anderthalb. Nur zur Hälfte der nichtsnutzige Denker.
Alomis heißt eine große Schauspielerin. Sie las den letzten Akt der »Goldenen Kette«, eines Mysteriums von Perez: Der große Rabbi Salomo will durch eigene passive Resistenz Jehovah aus der göttlich-passiven Resistenz reißen. An einem Sabbatabend beschließt Rabbi Sa-

lomo, das den Wochentag einleitende und erst ordentlich bestätigende Gebet nicht zu sprechen. Infolgedessen dehnt sich der Sabbat zur Ewigkeit über die Wochentage aus. Das Volk darf nicht arbeiten. Die Kinder sterben Hungers. Die Frauen jammern. Rabbi Salomo (»Bolschewist«, »Kommunist«) will Gott zur Verzweiflung treiben, auf daß Er aus seiner grausamen Lethargie erwache.
Jehova aber, ein Diplomat, konservativ, zäh, ja reaktionärer Herrscher über Rabbis und Völker, erwacht nicht selbst. Sondern das Volk empört sich. Und des Rabbi Salomo eigener Sohn spricht das Gebet, macht einen Durchbruch durch den ewigen Sabbat-Drahtverhau und leitet wieder den Wochentag ein.
Alomis las den letzten Akt des Dramas. Mit klingender, singender Stimme, hin- und hergeschaukeltem Oberkörper. Sacht überströmend aus Wehklage in Empörung. Ihre Stimme rann wie ein dünner Wasserstrahl in erzene, heilige Schalen, wenn sie aus Fluch und Wehgeschrei in Gebet überging und traditionelle Gebetsmelodie.
Alomis sieht blond und germanisch aus. Sehr seltsam. Eine Frau, die alle ihre Leidenschaft, allerletzten Rest einer verborgenen Menschlichkeit gewandelt hat in künstlerische Disziplin. Eine Trieb- und Leidenschaftendompteuse.

Das jüdische Drama ist so ausschließlich jüdisch, daß es, »jiddisch« gespielt, schwer von Fremden verstanden werden kann. Zum Kunstgenuß *per aspera*!
Die jiddische Sprache hat, wie die deutsche, zumeist lange Vokale. Die ostjüdischen Schauspieler (wohl auch die ostjüdischen Menschen) sprechen die Vokale slawisch, also sehr kurz aus. Daran muß sich der deutsche Hörer zuerst gewöhnen. Dann bleibt noch ein ganz bedeutender Rest hebräischer und russischer Füllselbegriffe und -worte.
Die Entwicklung des jüdischen Dramas war eine rapide. In kaum hundert Jahren hat es den Weg zurückgelegt, zu dem die dramatische Kunst der anderen Völker Jahrhunderte gebraucht hat. Diese jüdische Kunst hat das Tempo eines jüdischen Lebens. Es ist treibhausluftgediehen.

In Wien besteht schon seit langem ein Verein zur Pflege jüdischer Theaterkunst. Gronemann gründet einen ähnlichen jetzt in Berlin. Das Wilnaer jiddische Theater soll in Berlin gastieren.

Dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller ist es zu danken, daß er geholfen hat, einer bedeutenden, in östlichen Winkeln versteckten Kunst den Weg nach dem Westen zu öffnen. Die ganze Angelegenheit ist eine kulturhistorische. Keine nationale. Keine politische.
Dennoch höre ich bereits das Gebrüll der Bartels-Barden.

Berliner Börsen-Courier, 14. 7. 1921

UNTERWELT

Die Unterwelt trägt dunkelgrünes Lichtunterfutter. Ich durchwandere sie mit gedämpften Blicken, als trüge ich Bierflaschenglas vor den Augen.
Ich weiß allerdings nicht, woher das Licht kommen mag. Vielleicht kommt es aus den vielen Gewässern des Aquariums, die eingesperrt sind in gläsernen Käfigen wie animalische Wesen.
Ich glaube sogar, daß jedes Wasser sein eigenes Licht hat und, um zu leuchten, keiner Sonne bedarf und keiner Lampe. Alle Gewässer leuchten so, als lägen in ihnen ein paar ertrunkene Sonnen.
Von den Gewässern aber wollte ich ja gar nichts sagen, sondern von dem *Megalobatrachus maximus* aus Japan, dem Riesensalamander im Becken 12. Er ist anderthalb Meter lang, und er lebt im Wasser, und er steigt nur gelegentlich an die Oberfläche, um Atem zu schöpfen. Und das Wasser, in dem er lebt, ist Gebirgswasser. Und er ruht unter einem bemoosten Steinbaldachin.
In diesem Aquariumkäfig hat er ewig denselben Stein und ewig das gleiche Wasser und tote Fische zur Nahrung. Wenn er wüßte, daß nur eine Glaswand ihn umschließt, er könnte sie zerschmettern: peng, peng, megalobatrach!
Man muß sehen, wie der Megalobatrachus mit kurzen Händen nach dem bemoosten Stein greift, um hinaufzurutschen. Und zufrieden wird, wenn er nur den halben Weg zurückgelegt hat; mit dem Schweif den Sandboden streichelt und ins grüne Oberflächenlicht blinzelt. Alles ist hier seinetwegen da, und er ahnt es wahrscheinlich. In Japan ist er ein Salamander unter Salamandern, die überragenden Gesteine sind zufällig und die Gebirgsflüsse auch. In Japan muß er sich eine Umge-

bung selbst suchen, im Aquarium sucht man ihm eine. Wenn er mit dem Schwanz das Wasser betastet, erfährt er, wieviel für ihn und durch ihn in diesem Glaskasten lebt und stirbt: kleine Fische, Moos, Algen, Regenwürmer. Luft steigt in dünnen Glaskügelchen zehntausendfach an die Oberfläche. Der Riesensalamander reibt sich den weichen Bauch. Für ihn sind komplizierte Röhrenleitungen angelegt. Für ihn arbeiten täglich zehn oder zwanzig Menschen.

Zehn Tage und länger könnte ich vor Seerosen und Seenelken stehen.

Was ist ein Megalobatrachus dagegen? Ein dummes Tier, zufrieden, aufgeblasen und träge. Die Seenelken und Seerosen aber sind keine Tiere und keine Pflanzen und auch nicht Übergänge von Pflanzen zu Tieren (sagen die Naturforscher).
Sie wachsen auf dem Meeresboden, auf einer Klippe, einem Stein. Aber es ist so, als wären sie von weit her angekommen, um sich auf jener Klippe, jenem Gestein anzusiedeln. Pflanzen wachsen aus samenbefruchtetem Boden hervor, Seenelken und Seerosen aber waren da, vor allem Samen, vor der Erschaffung der Welt. Das sind die ersten Lebewesen des Kosmos. Der Stein, den sie kolonisierten, ist nur ein Vorwand. Weil in dieser Welt jedes seine Heimat und seine Zuständigkeit haben muß, suchen sie sich ein Zuhause. Gewissermaßen nur der Dokumente wegen. Für den Fall, daß ein grausamer Naturforscher nachforschen sollte.
Die Blätter der Seerosen sind Arme. Tausende, Zehntausende, Millionen weicher Arme, Fadenarme, weiße Regenwurmarme. Seit Ewigkeiten bewegen sich diese Arme, unermüdlich, gierig, schlank, elegant, weich und bestialisch, bittend und grausam, schmeichelnd, frauenhaft und teuflisch.
In dem Glaskasten, in dem die Seerosen sind, wickelt sich das ganze Weltgeschehen ab, aus seiner durch die Jahrhunderte gewordenen Kompliziertheit zurückgeführt in die einfachsten Urformen. Was hier geschieht, sind zehntausend Keimzellen größerer Tragödien. Hier ist Anfang und Ende, hier ist Ziel und Zwecklosigkeit, Inhalt und Tendenz des Lebens.

Mücken schwirren durch das Wasser, gläserne Mücken, ihr Leib ist aus Wasser, und ihre Flügel sind Flossen aus Wasser. Diese Mücken sind für die Seerosen da. Und die Seerosen für die Mücken.

Ich sah eine halbe Stunde lang eine Wassermücke gegen die Zaubergewalt der Seerose kämpfen. Sie schwebte etwa zehn Zentimeter über der Wasserrose, deren Arme sehnsüchtig, gefräßig, unermüdlich sich dehnten, ineinander verschlangen, auseinanderreckten. Die Flügel der Mücke wurden müder, sie konnte nicht aus dem Banngebiet der Seerose mehr kommen. Sie sank immer tiefer.

Was würde sich im nächsten Moment ereignen? Eine leise Bewegung eines Rosenarmes, und die Mücke ist verloren. Alle weichen, feinen Rosenblätter öffnen sich, um sie zu begraben. Oh, Endziel alles Mükkenlebens! Überzugehen in den Wasserrosenkörper, den wunderbaren, betäubenden.

Aber der Mücke gelang es hochzukommen, und die Seerose, gar nicht enttäuscht, wissend, daß ihr alle Mücken der Welt geweiht sind und nicht entgehen könnten, ruderte weiter mit ihren Schlingarmen.

Solch eine Seerose rudert den ganzen Tag, ehe eine Mücke ihre Beute wird. Eine einzelne Mücke! Und soviel Aufwand an Zeit, Temperament, Energie!

Das Rudern mit den Schlingarmen ist tiefster Sinn, höchster Zweck des Lebens. So wahr die Seerose lebt! Und ein Gott in der Welt ist, der die Gewässer dirigiert, die Riesensalamander, Seerosen und die Mücken.

Weshalb gehen die großen Dichter nicht gelegentlich ins Aquarium? Und die Schauspieler? Und die Tänzer? Wenn sie irgendwo Bewegung lernen könnten, so sicherlich nur bei den Tieren der Gewässer. Man muß den sanften Schleiertanz des Nagelrochens sehen, *Raja clevata* heißt er (»Raja«, Name einer indischen Tänzerin), dessen Schwimmen Schwebeflug ist, trauriges Schweben, nicht sonnensehnsüchtiges, aufwärtsbewegtes. Sondern leises, resigniertes, sonnenfernes: Wasserschweben.

Ich wünschte mir, einen Tag lang eine Seerose zu sein. Mit vielen, vielen Armen. Schlingarmen der Sehnsucht.

Ich täte den ganzen Tag nichts, als mit den Armen zu rudern. Es müßte mir gelingen, alle Mücken eines Bassins anzuziehen.

Und im letzten Moment, im allerletzten – ich höre schon der Mücken dünnes Wasserherzchen klopfen, peng, peng, ein Millionstel eines Wassertropfens klopft so – lasse ich meine Arme gerade in die Luft ragen – –

Und warte noch einen Moment und koste ihn ganz aus, diesen Augen-

lick zwischen Sehnsucht und Erfüllung, Hunger und Sattsein, Leben nd Tod.

ch schwöre: Ich wäre eine Seerose, um die sich alle Meere und Aquaien der Welt rissen.

ber ein grausamer Gott beherrscht die Welt, und er hat mich zum lenschen gemacht. Ein Megalobatrachus wär' ich lieber!...

Berliner Börsen-Courier, 17. 7. 1921

DAS NEUE HEIM

enen Augenblick werde ich nie vergessen. Jenen Augenblick, in dem er rote Richard mir die Liste und Tinte und Feder vor die Augen ührte, auf daß ich unterschreibe. Ich unterschrieb. Deshalb wohl halte h jenen Augenblick für den historischen, historischesten (und cheue, wie zu sehen, keine Sprachvergewaltigung). Der Augenblick reignete sich an dem letzten Abend des Cafés des Westens. Und die iste, auf die ich meinen Namen setzte, war der papierene Grabstein, en der rote Richard dem toten Literatencafé gewidmet hat. An jenem bend hielt Ludwig Hardt, der Rezitator, seine Grabrede und wurde erhaftet und wieder freigelassen. Auch ich wurde verhaftet und gab neine Personalien ab. Nie! Ich werde jenen Abend nie vergessen.

cke Joachimsthalerstraße und Kurfürstendamm schleicht Wehmut nir ins Herz hinein. Solch eine Bretterverschalung ist um das Café des Vestens. Aus dieser Holzverpuppung wird sich im Herbst eine Diele erausschälen. Ich habe die aufdringlich-unabweisbare Empfindung: aß ein paar Stammgäste noch hinter der Bretterverschalung im alten Café verblieben sind. Sie werden in das neue eingemauert. Und mitten wischen die Rhythmen des Dielenjubeljazz wird ein Literatenskelett lopfgeistern; im Herbst.

Gegenüber der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ist das Romanische Café. Nicht gegenüber. Sondern vis-à-vis. (Der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ist immer etwas vis-à-vis.) Im Romanischen Café saßen Bürger. Sie sitzen immer noch. Aber sie sind nebensächlich. Sie saßen rüher im großen Raum, im kleinen Raum, auf der Terrasse. Manchmal am ein Nichtbürger. Er wurde anti empfunden. Heute sitzen die Li-

teraten im großen Raum, im kleinen Raum, auf der Terrasse. Und die Bürger werden anti empfunden.
Recht geschieht ihnen. Sie glauben schon mehr zu sein, weil die Arrivierten selbst über die Kaffeehausmenschen spotteten. Eine Menschheit, die »keine Werte schafft«. Und ich wüßte doch so gerne, so gerne, was für Werte ein Patenthosenknopffabrikant schafft? Selbst der Literat braucht Patenthosenknöpfe, gewiß! Aber dreitausend Jahre bestand die Welt ohne einen einzigen Patenthosenknopf. Sind Patenthosenknöpfe Werte?
Und die Maler selbst, die der Patenthosenknopferzeuger patente Gesichter konterfeiten, und die Schriftsteller, die als Reklamechefs in Patenthosenknopffabriken sich durch Posaunenstöße aufbliesen, lachten auch über die Literaten. Die Maler und Schriftsteller erzeugten nämlich Werte. Und die Literaten träumten nur von Werten. Aber sie träumten wenigstens von Werten. Die anderen aber träumten von einem schönen neuen Nachtkastl.
Die Literaten sind Revolutionäre im Traum; die andern nicht einmal in der Wachheit Demokraten. Die Literaten haben Mokka in den Adern. Und die andern Malzkaffee, verkalkten. Die Literaten haben die Pose der Genialität. Die andern nur die der Tüchtigkeit. Weder sind die einen genial noch die anderen tüchtig.
Deshalb schleicht Wehmut mir ins Herz hinein, wenn ich am verschandelten Café des Westens vorbeikomme. Aber es gibt, tröste ich mich, ein geographisches Schicksal. Hier, Ecke Joachimsthalerstraße und Kurfürstendamm, werden immer Literaten sitzen. Und wenn drinnen Jazz getanzt werden sollte, so werden ihn die Literaten »adäquat« empfinden. Und wenn Herr Pauli, der Besitzer, zwanzig Mark für den Mokka fordert, so werden die Literaten ihn trotzdem schuldig bleiben. Seinem geographischen Schicksal entgeht man nicht.

Prager Tageblatt, 19. 7. 1921

HARRY PIEL IM DEUTSCHEN KÜNSTLERTHEATER

Unter dem Cachiertitel »Der Herr Verteidiger« rollte gestern der sensationelle Detektivfilm Harry Piels 23. Abenteuer (nach dem Manuskript von Franz *Molnar* und Alfred *Halm*) im »Deutschen Künstlertheater« zum ersten Mal und – hier zitiere ich aus der Inhaltsangabe des nicht zur Verteilung gelangenden Filmprogramms – war der Erfolg derartig überwältigend, daß der gefüllte Raum wie ein Mann in ein Gelache ausbrach, ein nicht enden wollendes.
So ist es also im Sommer: Der Rechtsanwalt Parker ist ein Dummkopf, seine Frau »mondain« (das heißt: Sie war es, als Franz Molnar noch jung war), der Detektiv Wright ein Trottel, von Professor Bents nicht zu reden, Miß Nightingale, eine alte Jungfer mit kriminalistisch-sexualistischen Trieben, und was sich sonst noch in den drei Akten herumtreibt, einfach pfuh – – minderwertig ist kein Wort dafür...

Wer also ist wer? – Tim Boots! Tim Boots seht Ihr (Harry Piel kann man auch sagen). Ver-, Ein-, Aus-, nur nicht Ehebrecher. Er, der den Rechtsanwalt gemacht hat, weil er nicht anders kann, als freigesprochen zu werden; er, der alles stiehlt, erbricht, zutage fördert, blamiert, vertuscht, glättet, Hindernisse aus dem Nichts erstehen läßt; er, der sich verwandelt, andere verwandelt, kommt, sieht, siegt; er: Tim Boots.

Den Rechtsanwalt Parker gab Otto *Gebühr*. Den sprechenden, automatisch vor ewigen hohen Gerichtshofvisionen »herausreißenden« Verteidiger, den mit – irre ich nicht; und ich irre bestimmt nicht! – Alfred Halms Stilblüten geschmückten Verteidiger. Den grotesken, in unglaubliche Situationen geratenden, von Schutzmannsfäusten gepackten, mit den Beinen zappelnden, jämmerlich gebrochenen, aus der Haft heimkehrenden, entlausten, aber immer noch in allen geistigen Knopflöchern vollkommen unzerrupfte Stilblüten tragenden Rechtsanwalt gab Otto Gebühr – er lebe lang! – mit sehr viel komischer Begabung und jener Dezentheit, die einem anständigen Schauspieler auch in solch fatalen Rollen auf den Leib geschrieben sein soll. Er lebe!
Georg *Schnell* war der Detektiv, er hatte es leicht. Aber auch das schon

ein Verdienst, wenn man trotzdem merkte, daß ein anderer – vielleicht! – es nicht *so* leicht gehabt hätte.
Ludmilla *Hell* – Violet, des Verteidigers Frau – »hysterisch« kann sie sein, »brav«, »gesund«, »mondain« (wie damals die Frauen waren, wissen sie noch, Molnar-*bacsi*?) – aber sie müßte wissen, wie die Arme zu plazieren.
Und sonst möchte ich noch von Maud sagen (Marie *Ackers*): Racker, Range, eine nordamerikanische (vielleicht sehen die dort so aus), lieb, unauffällig und gewandt: Sommertheater.
Bertha *Monnard* kneiferte, altjungferte ein bißchen übertrieben als jene oben erwähnte Miß Nightingale durch das Stück.

Was von Molnar ist und was von Halm? Dieser wäre gern ein deutscher Molnar. Molnar sieht hier fast aus wie ein ungarischer Halm.
Und übrigens ist es ganz egal.

Berliner Börsen-Courier, 20. 7. 1921

»DER G'WISSENSWURM«

Exl-Bühne im Theater in der Königgrätzer Straße

Dieses Stück ist gezimmert; nicht ungehobelt, aber unpoliert. Dieses Stück ist nicht rührselig, aber immerhin sentimental. (»Sentimental« ist etwas anderes nämlich.)
Der reiche Bauer Grillhofer hat einmal eine schwache Viertelstund' mit der Magd gehabt. Und seitdem die Bäuerin tot ist, hat sich Dusterer, der Schwager, des Bauern angenommen. Der Bauer ist kinderlos. Und Dusterer »erbschleicht«. Und wird des Grillhofers G'wissenswurm.
Indem der Dusterer nämlich fortwährend dem Bauern die Sünd' vorhält. Und jene von der Bäuerin davongejagte Magd, die gewiß in der Hölle röstet. Und dieser Dusterer ist so der G'wissenswurm zum Sarge Grillhofers sozusagen.
Aber in der Bauernkomödie kommt es anders, als die Dusterer denken: Noch lebt die jene Magd; und wie lebt sie! Als Bäuerin.
Und die Folge jener schwachen Viertelstunde, ein lieb's Bauerndirndl,

lebt auch und kommt sogar in des alten Grillhofers Haus, und alles klärt sich auf. Da hat Dusterer, der G'wissenswurm, nix mehr z'suachen und verduftet.

Das müßte nicht der Anzengruber geschrieben haben. Da es aber doch der Anzengruber geschrieben hat, kommt drin ein Satz vor wie der: »Tausend Meilen laufen über die Welt, und Hunderte können zwischen mir und meinem Kinde sein!«

Weil's der Anzengruber geschrieben hat, sieht man recht deutlich den rohen Zimmermannsbau und die naiv-willkürliche »Exposition«, die der Grillhofer (dem Anzengruber zuliebe) der Horlacherlies erzählt.

Und noch manches Rohe ist zu sehen. Freilich, ein Sudermann war der Anzengruber trotz allem nicht!

Manchmal tut man vielleicht den Exl-Leuten unrecht. Sie hatten doch manches Individuelle aufzugeben, als sie die Exl-Bühnenuniform anzogen. Und nicht jeder und jede unter ihnen ist Jodlertruppenglied und lediglich typischer Bestandteil einer Knie-Nacktkulturnation.

Da ist zum Beispiel Dusterer, der G'wissenswurm (Eduard *Köck*), ein ganz unheimlicher Gewissenswurm. Fast ein Gewissensschlangerich, wenn er so nachts aus der Zimmerecke plötzlich »Schwager!« zischt, sozusagen wiehert.

Und Ludwig *Auer* schon ein gehöriger Bauer Grillhofer, wenn er noch einmal den Brief liest, begreift und nicht glaubt, glaubt und nicht begreift.

Anna *Exl* kann immer noch jung sein. Ei seht! Eine Horlacherlies mit blauschwarzen Zöpfen.

Ich wundere mich über diese Geschwätzigkeit zur Stummheit prädestinierter »Gebirgsnaturen«. Sie reden wie Städter im Tal. Nicht wie Bauern auf Gipfeln.

Ja, sie reden Aphorismen, aber nicht aphoristisch. Sie sind kurz angebunden, aber sehr, sehr häufig kurz angebunden. In einem Wort liegt keine Welt zwar, aber immerhin eine Gebirgslandschaft. Aber sie reden zuviel Gebirgslandschaften.

Und deshalb steigt doch der Theatergeruch auf.

Denn wenn die Natur ans Theater engagiert wird, so wird aus dem Theater noch nicht Natur.

Berliner Börsen-Courier, 21. 7. 1921

FEUILLETON

Die Vollbartmänner, die Ernstlinge und Würderiche, geringschätzen das Feuilleton.
Ich könnte jetzt wunderbare bunte Seifenblasen schreiben; wahre Regenbogenblasen. Aber nur die Frauen und Kinder Gebliebenen würden sich dran freuen. Die Männer dagegen behaupten, sich lediglich mit ewigen Dingen zu beschäftigen.
Als da sind: Handel mit Strumpf- und Wirkwaren, Aufkaufen brüchiger Asbestplatten, Füllfederpatente, Pappendeckelherstellung; oder: Politik, Friedensverträge zum Beispiel, und internationale Handelsverträge; oder: Wissenschaft, Umlaute im König-Rother-Lied, Permutationen und Zusätze zu Einsteins Relativitätstheorie.
Die Vollbässe im Orchester der Welt, die Donnergroller, die ewigen Zylinderträger und Leichenbeschauer sagen: pfui! und zucken mit den heiligkeitstressenbeschwerten Achseln. Es sind die Tambourmajore der Kulturmarschkapellen.

Solch ein Kesselpauker sagte mir einmal: »Das Feuilleton ist eine bürgerliche Kunstgattung.« Und er schüttelte den Kopf im Trauermarschrhythmus wie ein Leichenwagenpferd.
Eine bürgerliche Kunstgattung: weil es den Bürger mit jener Kulturtünche anstreiche, die ihm gelebte Schminke ist. Weil er das Feuilleton lesen könne zwischen Mittagsschläfchen und Vesper; ein Bildungsdessert.
Das Feuilleton sei entstanden aus dem Wunsch nach Unterhaltung, oder noch weniger: Amüsement. Und ein Würderich amüsiert sich nicht! Pfui!

Auf der Moralkesselpauke wird das Feuilleton totgetrommelt. Ein Wahlredner darf ungestraft drei Stunden Unsinn und Zusammenhangloses in schlechter Sprache reden. Ein Feuilletonist, der über zehn Zeilen Seifenblasen sitzt, ist ein Luder.
Es geht also um die Stellung zur Seifenblase in der Hauptsache. Die meisten Menschen sind bekanntlich der Ansicht, daß die Seife nur der Reinlichkeit wegen da ist.
Wenn das Feuilleton »Aufsatz« hieße, so gäbe es schlechte und gute

Aufsätze. Und selbst die Seifenhändler würden es lesen. Denn man darf doch auch auf einer halben Seite einer Zeitung gültige Dinge sagen?!

Aus der angeblichen Tatsache, daß der Verfasser dieser halben Seite nur einen kurzen Zeitraum fürs Schreiben gebraucht hat, schließen sie, daß diese halbe Seite Schmierage sei.

Ich schrieb über den Riesensalamander im Aquarium, den *Megalobatrachus maximus*, und tat die Äußerung, daß ich lieber ein Riesensalamander denn ein Mensch wäre.

Darauf stellte mich ein Mann zur Rede, der es nicht begriff, daß man ohne eine Spur von Naturlehre über Riesensalamander schriebe und sich so was wünschen könne. Ich habe ihn vollkommen gekennzeichnet, wenn ich seine Frage hierhersetzte: »Möchten Sie«, fragte er, »wirklich ein Megalobatrachus werden?«

Aber es war Sonntagnachmittag, die Sonne lag gedämpft in der Welt, auf der Kaffeeterrasse klingelten Silberlöffel und Eistassen wie Glöckchen des Lebens. Und ich sagte: »Nein!«

Also, sprach der Mann (ein entarteter *Homo sapiens*), das wäre faul. So »unehrlich« schreibe man nicht!

Die Leute sagen: Heine hat das Feuilletonunheil in die Welt gebracht. Heines Reisebriefe sind aber nicht nur amüsant, sondern eine künstlerisch große Leistung und somit eine ethische. Der entartete *Homo sapiens* hätte zehn Jahre die Pariser verschiedenen Statistiken studiert und dann ein langweiliges, also unmoralisches Buch geschrieben.

Heine hat vielleicht kleine Tatsachen umgelogen, aber er sah eben die Tatsachen so, wie sie sein sollten. Denn sein Auge bestand nicht nur aus optischem Instrument und Sehsträngen.

Wenn das »bürgerlich« ist, so ist »bürgerlich« sehr ethisch. Dann lebe das Bürgertum!

Herodot, der Feuilletonist des Altertums, war auch ein Bourgeois?

Das Unglück in der Welt kommt von den Kothurn-Pathetikern, den Predigern und Entrüsteten. Sie wissen, was sie wissen. Der Gebrauch eines neuartigen Pronomens ist ihnen Sünde. Denn sie haben Grammatik gelernt. Sie wandern gemessen durchs Leben und trotten hinter ihrer Zukunft einher wie hinter dem eigenen Leichenkondukt. Ihre Häupter wallen.

Merkwürdigerweise berufen sie sich auf Karl Kraus, den Stilmen-

schen, der die Gattung verantwortlich macht für die Feuilletonschreiber.)
Es gibt nämlich ganz entsetzliche Feuilletonisten. Aber das sind eben die Konduktpferde. Die Pathetiker, die zufällig unter den Strich geraten. Die Leichenbeschauer mit den erborgten Narrenschellen.

In diesem Sommer sind sie auf Reisen gegangen, und die deutschen Blätter sind angefüllt mit ihren Beschreibungen. Sie sind humorlos und brechen in Tiraden aus über Sonne, Mond und Gebirge. Etwa: »Der silberne Fluß, der wie ein Silberband das liebliche Städtchen umgürtet.«
Sie haben Klischees für die Landschaften, und so und nicht anders ist diese und jene Landschaft. Nie war ein Berg anders als dräuend. Ein Fluß ist silbern. Das Städtchen, in dem sie sich aufhalten, lieblich.
»*Man* wandert.« »Wenn dann die ehrwürdigen Glocken Salzburgs...«
Und in dem lieblichen Geklingel einer Narrenschelle schwingt doch mehr zuweilen als im Kirchenglockenklang.

Seht ihr: Das war schon ein »Witz«. »Paradox«. Ein »Feuilleton«.
Wenn du eine Wahrheit kurz pointiert und neu beleuchtet zeigst, ist sie nur ein Paradox. Das Klischee für Wahrheiten ist: »schlichtes Gewand«.
Ist ein Satzungeheuer, ein sprachlicher *Megalobatrachus maximus*. Mit Hilfszeitwörtern, baumelnden Hilfszeitwörtertroddeln, behangen mit losen Nebensatzzipfeln, mit Prädikaten, die sich irgendwo verbergen wie Münzen im Unterfutter einer zerrissenen Westentasche. Was so gesagt wird, ist eine »Wahrheit«.

Und das ganze Unglück in der Welt kommt auch von den Antikothurnisten. Den Plattschühlern.
Ich meine den »Literaten« um jeden Mokkapreis. Der die Wiese nur deshalb bespöttelt, weil sie am Sonntag der Bürger beschnarcht. Der Herz und Schmerz nur deshalb leugnet, weil Dilettanten Herz auf Schmerz reimen. Weil soundso viele Nichtskönner den Frühling als Sangsobjekt gepachtet haben, leugnen ihn die Kaffeehausmenschen, denen auf der Caféterrasse Urwaldstimmung schon entgegenweht.
Ihr Verhältnis zu Gott ist das eines Köters zum Monde. Sie bellen ihn an, weil er ihnen unerreichbar ist. Und sie schämen sich, den Silber-

glanz festzustellen, nur deshalb, weil er Klischee ist. Also leugnen sie ihn.
Sie genießen im Café »Welt« eine Tasse Erscheinungen mit Einfall.

Was hier gesagt wurde, ist auch »Feuilleton«. Deshalb habe ich das Ganze so genannt: und kann hier dennoch Wahrheiten, gültige, gesagt haben. Ich habe etwas über eine Stunde dran geschrieben. –

Berliner Börsen-Courier, 24. 7. 1921

DER 70JÄHRIGE KADELBURG

Gustav Kadelburg wird heute siebzig Jahre alt.
Wer ihn aus seiner Zeit eliminiert, um ihn kritisch zu betrachten, tut ihm unrecht und erkennt ihn nicht ganz. Er und sein Schriftstellergenosse Blumenthal sind nur als die Spaßdichter *ihrer* Zeit zu bewerten. Ihrer Zeit, d.h. der Ära der Gloriole und des pathetischen Faltenwurfs. Beide Erscheinungen zu mildern, indem man sich – Gott behüte! nicht über sie!, sondern vor und hinter ihnen – lustig machte, war die eigentliche Aufgabe Kadelburgs und seiner Art- und Zeitgenossen.
In der Lyrik erfüllten diese Aufgaben teilweise Hugo Salus und Rudolf Presber. Aber der Poesiegattung gemäß, in der sie wirkten, waren diese Lyriker positiv dem Faltenwurf gegenüber und ebenfalls pathetisch. Auch ein Zeit-Lyriker kann ohne Pathos nicht auskommen, und er benutzt eben das Pathos seiner Zeit.
Manchmal bricht bei den Lyrikern der Witz durch. Aber er ist gemildert durch Bejahung des Objekts, über das sie soeben gewitzelt haben. Die Dramatiker, schärfer von Natur und entschiedener und des Pathos weniger bedürftig, weil ihm Kulisse und Rampenlicht Wortrauschwirkung ersetzen, der Dramatiker Kadelburg durfte sich unbegrenzt lustig machen, wenn auch nicht boshaft werden.
Er wurde selten boshaft. Seine Tätigkeit war nicht Satire, sondern Witz. Er ist nicht der Satiriker seiner Zeit, sondern höchsten Ironiker. Wenn ich sage, daß sein Witz traf, aber nicht verletzte, so ist das vielleicht zu wenig bezeichnend. Vielleicht wäre diese Formulierung passender: Sein Witz verletzte, aber er schmerzte nicht.

Der Repräsentant des Lachens in einer Zeit der grollenden Donner und zuckenden Kolophoniumblitze ist begrüßenswert. Und so ist Kadelburg (und dieser Name ist ein literarischer Sammelbegriff) zu werten: als Antipathetiker in der Zeit des Pathos; als Nackter, Menschlicher auf dem Maskenball der Purpurmäntel; als weiser Narr in der Gesellschaft der klugen Idioten, der Zylinderträger und Schleppsäbeligen.

Kadelburg kam aus Budapest. Wäre er dort geblieben, wer weiß, vielleicht wäre er genauso durchaus negierend geworden wie z. B. Molnar. Aber er ging früh nach Halle als Schauspieler. Seine ersten Erfolge verdankte er dem Publikum des Berliner Wallnertheaters. Hamburg, Halle, Leipzig und Wien sind die Städte seiner schauspielerischen Tätigkeit. So verlor er das durchaus Paprizierte, zu dem ihn seine Geburtsstadt und seine Abkunft befähigt hätten. Die Schärfe wurde stumpfer vielleicht, sicherlich reservierter, passiver. Und das verhältnismäßig gute materielle Auskommen gab die Amen-Freudigkeit. Es ist nicht ganz so schlimm, wenn einer mal aus Budapest kommt. Auch er kann noch – in seinen Werken zumindest – ein Bejaher der Weltordnung werden; auch wenn er (ihr zum Spaß) sie zum Anlaß seines Spaßes macht.

Im übrigen besitzt Kadelburg soviel menschliche Werte, daß über sie hinwegzusehen ein Unrecht wäre. Gerade bei der Betrachtung einer Persönlichkeit wie der Kadelburgs sollen menschliche Tugenden gerühmt werden.
Er ist der einfallsreiche Toaster seiner Zeit. Der humorvolle Fröhliche, der naive Gesundbeter durch Witzbehandlung. Zufrieden, gut, milde und vieles verstehend. Ohne jede Theatralik, die er ebensogut beherrschen könnte, wie er sie literarisch verwendet. Wir könnten viele Kadelburgs brauchen.

»Liebling des Publikums« und einer gewissen Göttersorte blieb er: als Schriftsteller wie als Schauspieler. Soll ich an seine Stücke erinnern? Der wilde Baron, Großstadtluft, Im weißen Rößl, In Zivil, Als ich wiederkam – sie werden schwerlich so wirken, wie sie gewirkt haben. Sie waren einmal treffend, sie sind nur noch amüsant.
Aber es ist nett, daß aus jenem Geschichtsabschnitt vor der großen

Zäsur des Weltkriegs ein Kadelburg herüberragt. Gar so vernagelt war
ene Generation, der wir die Große Zeit zu verdanken haben, doch
nicht. Wenn sie nur den Mut gehabt hätte, vis-à-vis den falschen Glo-
rienscheinen zu lachen, wie sie es hinter ihnen getan hat!...

Berliner Börsen-Courier, 26. 7. 1921

DER MANN IM FRISEURLADEN

Am Sonntagvormittag war im Friseurladen eine gedämpfte Hitze, ge-
wissermaßen eine konservierte. Eine gedörrte Temperatur.
Sonne drang, in goldene Stäbe durch die Fensterlädenbretter gespalten,
n den Raum. Scheren klapperten gefräßig, und eine große Fliege
summte.
(Noch hat kein Lyriker den Hochsommer in einer Barbierstube in
Wortklang gebannt. Es wäre eine Aufgabe, Theodor Storms würdig
und Mörikes. Man denke an den linden Simsums der an gespannten
Schleifriemen hin- und herfahrenden Messer; an das weiche Plitschern
des Seifenschaums; an die schwitzende Pausbäckigkeit des Lehrjun-
gen, der dank der Meister- und Gesellenmüdigkeit keine Ohrfeigen
kriegt: Ohrfeigensommerferien!)
Auch an solchen heißen Tagen reden die Menschen viel, während sie
barbiert werden. Und an jenem Sonntagvormittag sprachen sie gewiß
viel.
Aber der Mann, der, rotblond, wulstnackig, kampfbereit, plötzlich in
die Hochsommermüdigkeit des Ladens polterte, sprach am meisten.
Kaum daß er den Hut so heftig an den Haken geschmissen hat, als
wollte er den Haken aus der Wand reißen – und schon klopft er einem
Halbeingeseiften auf die Schulter, daß der einseifende Gehilfe er-
schrocken innehält.
Und der rotblonde Herr erzählt von Hamburg.
Von Hamburg erzählt er, so, ohne Einleitung, als wäre seine Erzäh-
lung Fortsetzung eines auf der Straße unterbrochenen Gesprächs.
»Je weiter man nach Norden kommt, desto nationaler sind die Men-
schen. In Hamburg wird eifrig Propaganda getrieben für den Flaggen-
tag. Werden schon sehn. Es kommt. Hält sich nicht! Vorwärts!«

Seine Sätze werden kürzer, er schlägt klirrend Subjekte zusammen, seine Worte haben gewölbte Brüste und marschieren: eins, zwei, eins, zwei. Es ist ein Graus.
Und wenn du – denke ich – weiter nach dem Süden, nach dem Westen, nach dem Osten kämst, überall würden dir die Menschen nationaler. Denn du siehst Blut.
Der rotblonde Herr hat mit seinen polternden Sätzen den hochsommerlichen Singsang in der Friseurstube ertötet. Seine Stimme knattert wie eine gelblackierte Windfahne.
»Sie gehn wohl wieder mit, Herr Trischke? Was! Wenn's losgeht? Gewiß! Wer nicht? Und es geht! Es kommt!«
Seine Worte prasseln, rattern, knallen. Batterien, Mörser, Schießgewehre, Trommelfeuer kommen aus seinem Kehlkopf. Weltkriege schnarchen in seinem Busen.
Herr Trischke hätte gewiß ein Bein verloren – mindestens! –, wenn er nicht die Herren vom Stab eingeseift hätte. Wenn's kommt, geht er nicht mehr.
Aber Herr Trischke, der Friseur, schweigt. Wer schweigt nicht? Die Fliege, so vorher sommerlich gesummt, traf der Respektschlag, daß sie leblos am Plafond klebt.
Keiner spricht, nur er, der Mann. Er war schon ganz parterre, aber er hat nicht geruht und nicht gerastet, er hat geschuftet, geschuftet, geschuftet, bis er wieder obenauf war. Er ist obenauf.
Unlängst trifft ihn sein Geschäftsfreund und bittet um ein Darlehn. Und am Nachmittag? Am Nachmittag spricht man mit dieses Geschäftsfreundes junger Frau, und sie trägt einen Brillantring!
»*Meine* Frau trägt keinen Brillantring!«
»Meine Frau hat *keine* drei Sommerhüte! *Meine* Söhne gehn nicht in die Bars!« ... Und *wenn* sie gingen, bei Gott! – er würde sie prügeln! So groß sie auch sein mögen! Er würde sie prügeln!
Er ist streng gegen sich, um grob gegen die andern sein zu dürfen. Er rennt, um die andern peitschen zu dürfen. Er brät, um andre rösten zu können. Er will Krieg, um andre sterben zu sehen. Die Hälfte seines bitter erworbenen Vermögens gibt er her, um andere erwerben zu lassen.
Oh, er ist kein Schädling der Gesellschaft, er ist ihr Nutzling. Er wirkt sozial und moralisch. Er arbeitet für hundert Faulenzer. Er ist die Bestätigung des Lesebuches. Er verschiebt nichts auf morgen. Sein Leben ist ein Tätigkeitsfeld, Kaminruß, Kloakengestank, Hobelgeräusch.

Kein Motorknattern, kein Radriemenschwung, kein Pferdehufgeklapper. Er ist der Schanzengräber; die Drahtschere; der Schleifstein; das Insektenpulver; die Kaffeemaschine; das nie versagende Feuerzeug; die trockene Lunte. Lediglich. –

Er ist mein Feind seit altersher. Er ist die Tante, die mich jeden Sonnabend mit einer Kratzbürste scheuerte. Er ist die Kratzbürste.

Mein Nachbar war ein Glasermeister. Sein Weib keifte: Er ist das keifende Weib meines Glasermeisters.

In unserer Stube hing eine alte Uhr, die sich vor jedem Stundenschlag räusperte: Er ist das Räuspern.

Mein Schulkollege war ein Primus, und er hatte ein sauberes Heft: Der Mann im Friseurladen ist das saubere Heft meines Mitschülers; der Katalog meines Lehrers; eine Gleichung; ein Logarithmenbuch!

Er ist die Rede meines Rektors; der Kuß meiner altjungfräulichen Muhme; ein Abendessen bei meinem Vormund; ein Nachmittag im Waisenhaus; ein Ausflug mit dem Herrn Lehrer; ein Dominospiel mit meinem tauben Großvater.

Er ist die Anständigkeit und die Pflicht, die säuerliche, säuberliche.

Er ist kein Schuft. Er ist mehr: ein Schuftender.

Man trifft so was auch im Hochsommer, in unsern Gegenden, wie ein Lehrbuch mitten im Ferienkoffer.

Und lebt mit der Vorstellung von sommerlicher Trägheit und Untätigkeit der Welt, Grün, Ruhe, Fast-gestorben-sein, Fliegensummen, lautloses Faltertaumeln, Sonne (gebrochen in Stäbe), lindes Simsums auf- und abgezogener Rasiermesser, schläfriges Klingen der Scheren, weiches Plitschern des Seifenschaums, schläfrig-müdes Witzequatschen der Eingeseiften: Friseurladensommer, eines Theodor Storm und eines Mörike würdig.

Doch wenn er *nicht* lebte, der Mann, diese Welt ginge unter. Diese Welt der Schleifsteine, Tanten, Logarithmenbücher, Muhmenküsse, Stricknadeln, Schulausflüge.

Und die Welt *darf* nicht untergehen!...

Berliner Börsen-Courier, 31. 7. 1921

CARUSO

»Caruso«, ohne Vornamen. Er hieß Enrico, aber er war bereits so Begriff geworden, daß nicht alle seinen Vornamen kannten (und selbst wenige ihn kennen *mußten*). Nur in seiner Heimat, Neapel, wo Sitte und Gemütslage der Bevölkerung das berühmt gewordene Heimatliche gerne des Purpurs entkleidet, um es mit dem kindlichen Heiligenschein der Familiarität zu beschenken, nennen ihn Großmütter und Sechzehnjährige: Enrico. In Europa, in Amerika, in der ganzen Welt sonst hieß und heißt er: Caruso.
Medizin und Musikwissenschaft befassen sich mit dem Naturphänomen: Carusos Kehlkopf. Der war ein Geschenk Gottes und vielleicht der Heiligen Jungfrau von Pompeji, der Lieblingsheiligen Carusos. Ein Naturereignis: Gott macht manche zu Tenören. Die Carusos machen sich letzten Endes selbst zu Carusos.
Es gibt nicht nur unkünstlerische, es gibt sogar amusische Tenöre. Ihre Stimme ist eine physiologische Angelegenheit. Ebensoschlecht hätten sie chronische Heiserkeit in die Kehlkopfröhre geschenkt erhalten können. Sie sind Spießer und Subalterne. Sie singen, weil ihre Stimme einen guten Klang hat. Mit ihrer Menschlichkeit hat diese in ihren Hals verirrte Sonntagsglocke nichts zu tun.
Caruso aber war ein Künstler. Seine schauspielerischen Talente waren die selbstverständliche Begleitäußerung seiner stimmlichen Genialität. Nicht sein Kehlkopf war das Primäre, sondern das Musikgenie. Nie hätte sein Tenor jene ergreifende Wirkung ausgeübt, nie das Gefühl des Aufwärtsschwebens und der völligen Ungebundenheit im Hörer ausgelöst, wäre nicht die Konzentration und die Verdichtung in seiner Kunstäußerung gewesen, die Merkmal des Genies ist und Sinn jedem Kunstwerk gibt. Nicht was er hören ließ, machte seine Größe aus, sondern *wie* er es hören ließ. Und es ist deshalb erlaubt, bei ihm so paradoxal zu werden, wie man's nur bei wenigen Großen sein darf: Er wäre ein Sänger geworden, selbst wenn er ohne Kehlkopf zur Welt gekommen wäre...

Solche Größe hat irdische Berühmtheit, auch allzu irdische, im Gefolge. Hat Sums im Gefolge, Betrieb, Hurrastimmung und – Eitelkeit des Künstlers. Und es ist vielleicht die höchste Auszeichnung: Zuerkennung des Rechts auf Eitelkeit.

Caruso *hatte* ein Recht auf Eitelkeit. Ein Recht auf schlaflose Nächte Hunderter und Tausender, die in langen Ketten vor den Gnadenpforten »anstanden«, lang bevor das Anstehen eine materielle Lebensnotwendigkeit war. Es war damals eine seelische Lebensnotwendigkeit. Seine Zeitgenossen hatten eben das *Glück*, es zu sein. Wochenlang waren Schalter bedrängt. Und die Vertreter irdischer Gewalt waren seinetwegen mobilisiert. Der Geist verachtende Geldmensch selbst hat einen tiefen Kniefall vor dem göttlichen Phänomen. Und das ist vielleicht der geheimnisvolle Sinn jeder genialen *und* so erfolgreichen Existenz: die Macht zu demütigen vor der Kraft und Gewalt, Gemeinheit, Niedertracht in Grenzen zu bannen, in denen sie erschauern, weil ihnen plötzlich die erlösende Ahnung kommt von der Unbezwingbarkeit, Unkäuflichkeit, Ewigkeit.

Caruso hat in Berlin großen Erfolg gehabt. Noch als er Enrico Caruso war. Und nach dem Krieg kam er nicht mehr. Man zählte ihn deshalb – und weil er gelegentlich eine Äußerung gegen Deutschland tat – zu unseren »Feinden«. Aber man steigere diese Feindschaft nicht zu pathetischem Haß! Tenöre tun unbedachte Äußerungen. (Selbst Politiker taten sie.) Gegen Tenöre führten wir keinen Krieg. Auch halten Tenöre was auf bessere Valuta. Von den toten Durchschnittlichen *soll* man nur Gutes reden. Einem Genie *darf* man nichts übelnehmen – selbst wenn es lebt.
Er starb in Neapel, wo er 1873 zur Welt kam. Vor einigen Tagen schenkte er 20 000 Lire dem Heiligtum der Jungfrau von Pompeji.
Denn er war ein Neapolitaner und gläubig. Ein Kind und fromm. Ein großer Künstler und im Kontakt mit ewigen Dingen.

Berliner Börsen-Courier, 3. 8. 1921

ANABASIS

Das war der Zug der Fünftausend, die Anabasis Lubitschs.
Er lieferte dem Publikum den Anblick einer Schlacht zwischen Ägyptern und Äthiopiern in den Gosener Bergen.
Diese Anabasis Lubitschs kostete fast soviel wie die seines Vorgängers

Xerxes. Xerxes war gewiß der sparsamere Filmregisseur. Denn er lud seinerzeit, außer Xenophon, keinen einzigen Berichterstatter mehr ein. Während Lubitsch auf einem geräumigen Dampfer (und nicht etwa auf einem schlichten Dreiruderer) die ganze Berliner Presse, in- und ausländische Fachleute und Damen und Herren der Gesellschaft mit belegten Frühstücksbroten und Apfelwein und mit einer Bordsalonkapelle, die »Salome« spielte, bis zum Kriegsschauplatz bringen ließ.
Lubitsch begrüßte an Land seine Gäste und zeigte ihnen, daß zum Regieführen drei Dinge gehören: nämlich Geld, Geld und noch einmal Geld.
Die Bolzen und Nägel kosten eine halbe Million.
Fünf Waggons Gips;
Wohnräume für mehr als 1000 Arbeiter;
Garderoben für 8000 Akteure;
6000 Gewänder;
ein Dutzend großer Gebäude;
Dunkelkammern, Friseurstuben, Restauration;
eine Stadtmauer mit Umwallung und Pallisaden, 70 Meter lang, 20 Meter hoch;
ein Sphinxkopf, 29 Meter hoch; der »Große Palast«, 64 Meter lang, 38 Meter hoch; ein »Kleiner Palast«; ein altägyptisches Stadtviertel aus 50 Häusern.
Alle diese Dinge entstanden in einigen Wochen. Nur die Gosener Berge standen schon da. Und die Sonne, die zu Filmaufnahmen gehört, war auch da. Aber selbst wenn beide nicht gewesen wären, so hätte man sie innerhalb weniger Wochen hergestellt.
Was ist schon so eine Sonne?...

Nur um bei dem Vergleich mit Xerxes zu bleiben: Bei Xerxes streikten die Soldaten nicht. Aber die Fünftausend des Lubitsch streikten, eh' sie stritten.
Lubitsch aber bewilligte. (Xerxes hätte es nicht getan.)
Die Streiter wußten nicht, daß sie Ägypter und Äthiopier sind. Sie glaubten, Römer und Griechen zu sein. Denn gewöhnlich sind Dinge, die im Altertum passierten, entweder das eine oder das andere.
Daher trugen die Streiter Helme und Pantherfelle und – Bärenfelle auch. (Ohne von den Skythen eine Ahnung zu haben.)
Das Lager ruht. Die Soldaten – muß man annehmen – haben gegessen

und getrunken und erwarten jetzt keinen Feind. Sie träumen vielleicht von der Löhnung.
Auf einmal brechen von den Bergen her die Feinde los; ein Fesselballon erhebt sich fürchterlich; alle Operateure spielen Leierkasten; ein Schlachtenentzünder feuert eine blindgeladene Pistole ab.
Der Kampf entwickelt sich, die Toten legen sich vorschriftsmäßig hin und nehmen ein Sonnenbad.
Im Hintergrund steht eine von Lubitsch eigens abgerichtete Staubsäule auf, so daß man im Film bestimmt an sie glauben wird und an ihre ägyptische Abstammung. Nicht einmal die Anrainer der Gosenberge werden sie erkennen.
Die Zuschauer rutschen vor Begeisterung die sandige Anhöhe hinunter und brechen in ein kriegswütiges Ah-Geheul aus. Es ist wie im Pressequartier.

Ich habe noch immer keinen ordentlichen Respekt vor derlei Volksfesten. Die Gosener Berge und die Dampferfahrt und die belegten Brötchen waren sozusagen Massengenüsse. Man müßte jeden Tag einen Haufen Berliner so spazierenfahren lassen.
Ich habe nun einmal nur vor dem Geld Respekt. Dem vielen, vielen schönen Geld!...

Berliner Börsen-Courier, 6. 8. 1921

DER PASSAGIER

Der Passagier wartet an der Straßenecke mit aufgespanntem Regenschirm. Es regnet.
Es regnet immer, wenn er auf eine Straßenbahn wartet. Weil er nämlich nur dann auf die Straßenbahn wartet, wenn es regnet. Bei trockenem Wetter geht er. Er macht nie weite Wege. Er geht nur in den Klub und nach Hause.
An diesem Tage hat Tante Malwine, die Stiftsdame ist, Geburtstag. Sie liebt Nelken und Levkojen. Ob es an diesem Tage regnet oder nicht, ist gleichgültig. Der Passagier fährt immer im Wagen zu Tante Malwine. Weil er einen Strauß Nelken und Levkojen tragen muß und weil

das Seidenpapier so raschelt. Es raschelt wie ein ganzer Blätterwald im Herbst. Alle Leute sehen sich um. Deshalb fährt er im Wagen.
Heute wartet er auf die Straßenbahn. Er denkt:
Immer, wenn ich auf die Straßenbahn warte, regnet's. Es regnet nicht, es schüttet! Es ist ein wahrer Wolkenbruch. Eine merkwürdige Naturerscheinung in dieser Jahreszeit!
Die rechte Hand des Passagiers, die den aufgespannten Regenschirm hält, zittert vor Ermüdung. Der Regenschirm wandert in die linke. In diesem Augenblick bekommt die Brille, angehaucht von der Kälte, den grauen Star. Der Passagier kann nicht sehen, ob die Straßenbahn kommt oder nicht.
Er muß den Schirm zuklappen und in einen Hausflur gehen, die Brille ablegen und sie mit dem Taschentuch blank putzen. Bei dieser Gelegenheit bleibt das Taschentuch an einem Brillenbügel hängen und zerreißt. Es ist eins von den zwölf Taschentüchern, die Tante Malwine selbst gestickt hat für seinen Geburtstag.
Der Passagier tritt auf die Straße. Seine Brille ist blank, und er kann ganz genau sehen, daß die Straßenbahnschienen nackt und schimmernd über den Weg laufen wie zwei eiserne Beispiele für die Schulweisheit: Zwei Parallelen schneiden sich in der Unendlichkeit.
In der Unendlichkeit – denkt der Passagier. Und: Schade um das Taschentuch! Gerade *weil* es aus einem Dutzend ist. Diese verfluchte Straßenbahn. Sie kommt nicht! Gar nichts kommt! Parallel sind zwei Linien dann, wenn sie sich nur in der Unendlichkeit – unendlich ist die Langmut der Menschen. In der Straßenbahndirektion machen sie nichts, gar nichts!! Diese Bürokratie! In der ganzen Welt ist keine solche Straßenbahn möglich! Nur bei uns! Offenbar werden die Leute schlecht bezahlt. Warum zahlt man ihnen nichts? Kein Finanzminister taugt etwas. Die Beamten werden nicht bezahlt. Deshalb funktioniert nichts. Wir müssen leiden! Ich wundere mich gar nicht, daß die Leute Bolschewiken werden.
Nun kommt die Straßenbahn. Überfüllt. Menschenwärme dampft von der Plattform. Es scheint, daß der Wagen von der Energie seiner Fahrgäste allein getrieben werden kann.
Der Passagier muß warten, weil viele, viele Leute aussteigen. Ältere Damen.
Wie langsam diese alten Weiber sind! denkt der Passagier. Und er

klappt geräuschvoll den Regenschirm zu. Nun aber Schluß! sagt er mit dem Regenschirm.
Alle Plätze sind besetzt. Der Passagier hakt die Krücke seines Regenschirmes in einen Halteriemen. Das Schirmtuch ist naß. Die Passagiere im Wagen sehen aus, als ob sie ein Spitzbub alle an den Kleidern zusammengenäht hätte.
Der Passagier denkt: Es gibt eigentlich nur zwei Arten von Menschen: die Sitzenden und die Stehenden.
Die Sitzenden strecken die Beine aus, daß man darüber stolpert.
Die Stehenden treten mir auf die Hühneraugen.
Ich bin ein Stehender. Ich werde keine Rücksicht nehmen auf fremde Hühneraugen.
Vor ihm wird ein Platz frei. Er setzt sich. Streckt die Beine aus.
Die Straßenbahn hält. Drei-, viermal. Viele Leute steigen ein. Wozu so viele Leute einsteigen? denkt der Passagier. Ich gehe doch lieber zu Fuß, wenn der Wagen so voll ist. Die Menschen sind eben rücksichtslos. Der Staat kann unmöglich für jeden einzelnen eine Straßenbahn bauen.
Er fühlt, daß seine Nase naß wird, und er greift nach dem Taschentuch. Der Riß ist nicht so schlimm, denkt der Passagier. Wenn es auch vom Dutzend ist. Hat man eben nur elf Taschentücher ganz.
Es sind zu viele Haltestellen. Wenn es weniger Haltestellen gäbe, würden nicht so viele Leute einsteigen; man kommt dem Publikum zu sehr entgegen. Man verwöhnt ja das Publikum!
Jetzt muß ich aussteigen. Das ist nicht leicht! So dicht gedrängt sind die Menschen. Daß sie aber auch so stehen müssen!
Er steigt sehr langsam ab und gerät in den Knäuel Wartender, die ihn umdrängen. Die Menschheit ist heuzutage wild, denkt der Passagier.
Schon blinkt drüben der Klub. Eine Fensterreihe im ersten Stock speit Lichtbündel auf die Straße. Es wird warm, wenn man zu den Fenstern aufsieht.

Im Klub spricht jemand von einem Minister, der früher revolutionär gewesen und nun konservativ ist, weil er Minister geworden.
»Das ist doch sehr merkwürdig«, sagt ein Herr in einer sandgelben Weste mit Perlmutterknöpfen.
»Sehr merkwürdig«, sagen die anderen.

»Das ist gar nicht merkwürdig«, sagt der Passagier. Dann schweigt er. Er weiß nicht, weshalb es nicht merkwürdig ist...

Berliner Tageblatt, 6. 8. 1921

HUMANITÄT

Ich lange nach diesem Begriff wie nach einem Ding, das in der Rumpelkammer pensionierter Gegenstände hängt. Sie war noch vor hundert Jahren lebendig, die Humanität, und treibend sogar in der europäischen Kultur; und selbst, wo man sie vortäuschte, bewies man (gerade dadurch) Respekt vor ihr. Der privilegierte Mörder mordete in ihrem Namen, weil ihm sein Geschäft sonst gestört worden wäre. Sie war ein »Faktor« im öffentlichen Leben, »mit dem man rechnen mußte«, wie heute noch Valuta und Psychoanalyse. Sie war mehr als ein Kulturelement, nämlich: modern.

Sie ist heute ein »technischer« Ausdruck zur Kennzeichnung einer historischen Epoche. Die jämmerliche Hülle eines Begriffs. Die Aufschrift auf einer wissenschaftlichen Küchenschublade. Und gelegentlich das Abzeichen einer lächerlichen Brüdersekte, deren Satzungen ein Rückwärtsleben gebieten. Die Ehrfurcht, die ihr die Welt heute entgegenbringt, gleicht jener, die uns – nicht erfüllt, sondern nur anweht bei der Erinnerung an ein autoritäres Requisit, wie Kaiser Barbarossas Bart zum Beispiel. Die Humanität ist selten, aber billig; denn der Wert europäischer Kulturtugenden (und -untugenden) sinkt und steigt mit ihrer alltäglichen Begehrtheit. Der Wert der Humanität ist lediglich der einer Tugend-Antiquität.

Nichts von dem, was seit dreißig Jahren für die Menschheit geschehen ist, geschah für die Menschlichkeit. Krieg *und* Revolution hatte der Magen verursacht. Vertreter der Menschlichkeit ist der lausüßliche Saccharin-Pazifismus, das Programm eines passiven Tierschutzvereins, dessen Mitglieder aus Mitleid für die Infanterie das Trommelfeuer nicht goutieren. Wenn dieser Pazifismus einen Protest veranstaltet, wird's eine Prozession. Die Bewegung appeliert an – die Humanität, die bereits in der Rost- und Rüstkammer Mitteleuropas hängt. Dieser Pazifismus glaubt – er hat noch nie gezweifelt. Er ist sehr oft verzwei-

felt. Weil er die Bestie im Menschen nicht bekämpft, sondern einzuschläfern versucht, wundert er sich über die Wirkungslosigkeit seiner Wiegenlieder. Er gibt an, gegen den Krieg zu sein, und ist gegen den Kampf: Er bekämpft den Krieg also nicht, sondern »wendet sich gegen ihn«.
Die Humanität der Vergangenheit aber *kämpfte*. Ihre Mittel waren Aktion, Tätigkeit. Ihre Wirkung die Tat. Ihr Erfolg Segen. Ihr Protest Hilfe.

In den letzten Tagen hörte ich das Wort Humanität, von einem Naiven gesprochen, einem Osteuropäer, einem russischen Dichter: Maxim Gorki. Er schrie es so laut, und es klang so erschütternd merkwürdig; wie wenn er nach dem Verbleib des Barbarossaschen Leibfriseurs gerufen hätte.
Es antwortete ihm Gerhart Hauptmann. Und es sah einen Moment lang so als, als tröffen wir alle von Mitleid und Liebe.
Maxim Gorki unternimmt eine Reise nach Europa. Er wird wahrscheinlich Vorträge halten für die hungernden Menschen in Rußland. Und alle, die Rabindranath Tagore gehört haben, werden Gorki hören. Und werden hoffentlich Geld geben, ohne zu begreifen, weshalb Maxim Gorki, dem die herrschenden Bolschewisten nicht freund sind, sich für Rußland »ins Zeug legt«. Wir sind's gewohnt, daß Verfolgte ins Ausland flüchten. Daß Verfolgte ins Ausland gehen, um für ihre Heimat Gutes zu tun, ist seltsam. Denn es ist Humanität.

Maxim Gorki lebte mit einer Frau in Amerika, die er nicht nach den gültigen Gesetzen geheiratet hatte. Kein Hotel nahm ihn auf. Er fand keine Wohnung. Die angloamerikanische Moral verurteilt solche Leute. Dieser New Yorker Mob, Repräsentant des grobkarierten Fortschritts, der Grammophonkultur und des Wolkenkratzers, jagte Gorki auf die Straßen. Weil die amerikanische Welt keine Abweichung duldet von der gesellschaftlichen Uniformität.
Wenn diese Hoteliers und Wolkenkratzer heute an der Hungerpest stürben, der Humane würde für sie betteln gehen.
Dieses typische Beispiel einer Humanität: ein großer Mensch, der, kalt gegen eigenes Schicksal, sachlich bleibt auch im Schmerz, den ihm seine Wunden verursachen; vom Verfolger zum gehetzten Tier gemacht, im hetzenden Tier dennoch den Menschen liebt; der nicht nur

»seelischen Schmerz« leidet um Fremde, sondern körperlichen, wirklichen um sich und andere – – dieses Beispiel für Humanität ist in Westeuropa nicht zu finden.
Der amerikanische Polterich schämt sich seiner Eigenart wenigstens nicht. Der europäische poltert mit Sentimentalität. Die Gemeinheit, der die Humanität zum Opfer in Europa fiel, nennen wir »Ordnung«. Auch vor hundert Jahren logen die Vertreter der Gemeinheit, daß sie Ordnung verträten. Aber die gemein Behandelten logen nicht mit.
Scharf war die Trennung zwischen Bestie und Mensch. Diesen schützte Humanität vor jenem.
Vor hundert Jahren haßte der Mensch die Zensur. Heute sieht ein mitteleuropäischer Poet aus wie ein Wachtmeister in Zivil.
Tausend große und kleine Gemeinheiten begegnen dir täglich, wenn du glaubst, Ordnung zu sehen. Kein Künstler, kein Weiser, kein Prophet erhebt sich gegen sie.
Wenn heute wer einen Verein zum Schutze der Menschheit gegen die Behörden Europas gründen wollte – wer wollte Mitglied sein?
Wer entrüstet sich über das anschleimende Betasten eines Grenzrevisors? Über den Zwang zum Fingerabdruck jedes Reisenden?

Ich weiß, daß Maxim Gorki in den mitteleuropäischen Städten bei der Polizei den Vornamen seines Vaters wird angeben müssen. Er ist an schlimmere Dinge gewöhnt. Aber in Rußland fühlte er bei jedem polizeilichen Knutenhieb den Schmerzensschrei der Kameraden.
Wenn er in einem mitteleuropäischen Polizeibüro hinter der Barriere, die den größenwahnsinnigen Schreibfederbüttel nicht sorgfältig genug vor einer wehrlosen Menschheit abzäunt, »Warten Sie!« wird hören müssen, wird er vergeblich lauschen auf eine geringe Entrüstungsgeste aus dem Kulturgetue draußen.

Der Mangel an geistigem Lebensgehalt bedingt den Mangel an Humanität. Schmerz des Nächsten war auch vor hundert Jahren nicht eigener Schmerz, wohl aber Schmerz der Allgemeinheit. (Nun ward fremde Freude zum eigenen Schmerz.)
Schmerz des Nächsten fühlen ist immer eine geistige Angelegenheit, die nicht vorwärtsbringt. Der Gegenwartsmensch, der nur vorwärts geht, versucht, aus dem Schmerz des Nächsten zu *lernen*. Und das ist immer eine praktische Angelegenheit.

Nächster sein heißt nämlich: Gegner sein. Leid des Gegners ist mein Vorteil. Aus dem sozusagen passiven Vorteil aktiv sich entwickeln lassen – der Gegensatz der Humanität: Viktorität. (Die Lebenshaltung des Siegers, der nur ein »Gewinner« ist.)
Fremde Not lehrt Europa nur, daß der Bolschewismus Not bringt. Und jeder Wehschrei aus dem Osten heißt ins Westeuropäische übersetzt: Hütet euch!
Denn wir sind Gewinner. Unsern Arm spannt die Spiralfeder. Unser Ziel ist die Beute. Neben uns keiner. Gegen uns alle. Unter uns nicht Erde, sondern »Terrain«. Über uns nur noch Wolken, die wegzukratzen das Ziel unserer nächsten Jahrzehnte heißt.

Berliner Börsen-Courier, 7. 8. 1921

LI-TAI-PE IN BERLIN

Herunter mit dem Yadekrug
In einem Zug!
Licht blüht an allen Wegen
Ich habe nimmer mehr genug.
Ich bin ein Pflug. Ein Wolkenpflug;
Und Blumen springen mir entgegen.

Die Lippe lallt. Die Wimper wacht,
Es öffnet sacht
Sich über mir ein Fenster.
Ein Vogelschwarm schwebt durch die Nacht,
Durch unsrer Herzen dunkle Nacht,
Wie singende Gespenster.

Li-Tai-Pe – er ist seit 763 nach Christi Geburt tot – sang so vom Rausch. Er lebte einundsechzig Jahre, und er war fünfzig davon berauscht. Klabund, der ihn aus dem Chinesischen übertragen hat, weiß zu erzählen, daß Li-Tai-Pe bei einer nächtlichen Kahnpartie ins Wasser fiel und ertrank. Li-Tai-Pe hatte vorher mehrere Yadekrüge in einem Zug heruntergetrunken.

Li-Tai-Pe ist in China sehr populär. Man singt ihn auf den Straßen und Plätzen. Seine Lieder pfeifen die jungen chinesischen Kavaliere wahrscheinlich auf dem Bummel wie bei uns »Warum denn weinen?« Denn das chinesische Volk hat einen ganz andern literarischen Geschmack. Auch bei uns ertrinkt manch ein Dichter bei nächtlichen Kahnpartien, ohne daß daraus Konsequenzen gezogen würden. In China garantiert Tod im Rausch ewiges Leben.

Zwischen dem oben zitierten chinesischen Gedicht aber und unserer Nationalhymne »Warum denn weinen?« ist ungefähr ein Unterschied wie zwischen Peking und der Joachimsthalerstraße; den Yadekrügen und den Likörgläsern; dem Fluß Bo-yeh und der Spree; den chinesischen Rauschgetränken und den Dielendiktinern; einem berauschten Kulturmenschen und einem besoffenen Zivilisationsvieh.

Obwohl eigentlich Stimmung ist in unseren Schnapstempeln: Glühbirnenballetteusen in roten Reifröckchen schwingen an der Decke. Vom Podium gleiten Tschinellentropfen schmelzend in dunkelrosa Erotik. Der Markör trägt ein scharfes Diplomatenantlitz und reicht Rechnungen dar wie Ultimata. Die Sofas sind mit Gemütlichkeitsseegras gepolstert. Ausbreitet sich eine Lauschigkeit und Preiscourant.

(Wenn Li-Tai-Pe ein Berliner Operettendichter gewesen wäre, so gäbe es Li-Tai-Pe-Diktiner. Wir lassen nämlich zum Unterschied von den Chinesen kein Kulturgut unindustrialisiert; Kunst und Kaufmann heißt die Ausstellung unseres Jahrhunderts.)

Es ist schön, sich auszumalen, unter was für Vorkehrungen wir Li-Tai-Pe-Diktiner tränken: auf chinesischen Terrassen; hohle Bambusstäbchen brächten wir an alten Brieftauben aus den Heeresbeständen an, auf daß sie kreisend in den Lüften, den asiatischen Sumsang fabrizierten; und Geishas, von Professor Haas-Heye inszenierte, tanzten Jazzband.

Und ein Rausch übermannte uns wie Kunstgewerbe.

Sämtliche Sonntagsnächte sind durchtorkelt von Beschnapsten. Jüngst mußte ein Untergrundbahnschaffner dran glauben. Ein subalterner Trottel, der, wenn er nüchtern, die Polizei heilig hält, brachte seine feig unterdrückte Wut gegen die Behörde, von Eierkognak aufgemuntert, gegen den harmlosen Beamten zum Vorschein.

Noch stank er nach dem Parfüm des Dielensofas, und schon schlug er wie ein Zuhälter.

Ich sah einmal betrunkene russische Kriegsgefangene. Sie stanken nach Fusel und wälzten sich unter Liebkosungen am Boden. Dann kam der Abend, sie hüllten sich furchtsam in ihn, wickelten sich im Dämmer ein und sangen: *polubyl ja tibia.* Sie stotterten und lallten, und die Melodie hatte Tonlücken. Aber alle diese Tonlücken waren ausgefüllt mit sphärischem Klang, so wundersam, daß man eben nicht singen konnte. Weil es in ihnen vieltausendmal schöner sang. Ich schloß daraus, daß Menschen, die so schöne Lieder haben wie jenes *polubyl ja tibia*, ruhig Fusel trinken dürfen. Es ist eine der größten Grausamkeiten der Geschichte, daß Lenin dem russischen Volk seinen Schnaps genommen hat. Es wird ein Volk von Ingenieuren und Telegraphenstangen werden, und wenn's ihnen wieder gutgeht, werden sie leider keinen Wodka mehr trinken, sondern Eierkognak. Französischen.
Und singen werden sie: »Warum denn weinen?«...
Denn nicht der Schnaps an sich ist schlimm, sondern die Nationalhymnen. Der Ton macht die Musik und die Musik die Menschen. Wenn Li-Tai-Pe in Berlin Li-Tai-Pe-Diktiner getrunken hätte, er würde wahrscheinlich dennoch geschrieben haben: »Alle Wolken gingen über See. Und die Vögel schwingen wie Gelächter über fernem Land.«
Und er wäre auch bei einer Kahnpartie auf der Spree ins Wasser gefallen, ohne einen Untergrundbahnschaffner verprügelt zu haben...
Schön ist der Rausch schöner Menschen.
Die Häuser in den Straßen geben endgültig ihren Militarismus auf und lockern sich im Gefüge. Die Schornsteine der Fabriken neigen sich zu mir herab und flüstern mir Wolkengeheimnisse zu. Wenn irgendwo jemand ein Fenster aufklinkt, tönt es wie ein silberner Tropfen. Die Plakate an den Litfaßsäulen geben ihre Buchstaben frei, und alles Papier verschwindet. Die Buchstaben tänzeln.
Ich entsinne mich, wie mir einmal im Rausch das Wort »Gummi« von der Wand entgegensprang. Die Silbe »Gum« liebte ich, ich riß sie herunter und verbarg sie in meiner Tasche. Nur noch »mi« blieb an der Wand, ein Fremdes, Unpersönliches. Ich glaube, daß darin die Kunst liegt: das unorganisch Zusammengefügte zu trennen und natürliche Unordnung wieder in die Welt zu bringen. Und alle diese Notwendigkeitsschönheiten sind ohne Rausch nicht zu fühlen.
Aber die Verindustrialisierung des Rausches erzeugt die Besoffenheit der Sonntagsnächte. Der Alkohol ist primitiv und elementar, ein ver-

borgenes Element, wie Luft, Wasser, Feuer offene sind. (Die Welt ist vielleicht aus Alkohol zuerst entstanden.)
Die alberne Menschheit bezwang die Firne der Ewigkeit durch Drahtseilbahn und den Alkohol durch eine Verbindung mit Sofa, Lampenschirm und Chanson und machte den Rausch käuflich, wie sie die Launenhaftigkeit des Glücks in die Formen der Staatslotterie preßte. Unter solchen Umständen dürfen sich nicht alle betrinken. Nur die Li-Tai-Pes der Welt, die Toren und Götterlieblinge, die aus Yadekrügen trinken, selbst wenn man ihnen Bargläser vorsetzt, und die zum Schluß nächtlicherweise sich ins Waser gleiten lassen, als wären sie selbst bis zur Neige geleerte Yadekrüge.

Leider aber dürfen hierzulande die Li-Tai-Pes nicht trinken. Sondern ihre Widerparts, denen Yadekrüge höchst gleichgültig sind.
Der Inhalt einer modernen Likörstube ist grauenhaft. Denn rauschbesessen ist hier das Ordnungstier. Der Träger der Weltordnung. Die Pfeiler der Biederkeit. Die Atlasse der Tugend. Die Vorzugsschüler. Die Lieblinge der Polizei. Eine Sittsamkeit, die ihrer selbst überdrüssig wird am siebenten Tage, da Gott und die Geschäfte ruhen, und über die Stränge der Polizeistunden haut: Hier steht der wohlfrisierte Kannibalismus plötzlich zu Berge.
Jede Montagssonne geht auf über einer besoffenen torkelnden Stadt. Die Kultur stinkt nach Kognak aus zahllosen Mündern. Und jeder erlebt den nächsten Sonntag und den nächsten Schnapsladen. Und keiner, keiner, der den schönen Tod Li-Tai-Pes fände!

Berliner Börsen-Courier, 14. 8. 1921

DIE FREMDE STADT

Seit ungefähr einer Woche wohne ich in einer neuen Straße, und es ist, als ob ich in eine fremde Stadt gereist wäre. Noch weiß ich wenig von den Sitten, Menschen und Dimensionen dieser Stadt, aber die Haupteigentümlichkeit ihres Charakters glaube ich gefunden zu haben: Sie ist eine Balkonstadt.
Der sie erbaut hat, war ein Architekt mit Sehnsucht nach Süden, und er

nachte kein Hehl daraus. Zwanzig Jahre lang ging seine Seele schwanger mit Giebeln, Erkern, Türmchen, Wetterfahnen, seine Seele war gewissermaßen ein komprimiertes Nürnberg, und im einundzwanzigsten geschah es, daß man sie auf einen freien Platz losließ. Und nun schüttete der Architekt seinen südlichen Segen aus. Weil aber die Stadt offenbar möglichst viele Menschen zu beherbergen hat, mußte er große Häuser bauen, das heißt eigentlich ein Haus aufs andere setzen, so lange, bis vier oder fünf Häuser aufeinanderhockten. Dann stülpte er über diese Ungetüme ein spitzes Nürnberger Dach und schnitzte aus den Bäuchen der einzelnen Stockwerke Balkönchen und blies runde und viereckige Nischen aus den Volumen der Zimmer. So also, daß seine Sehnsucht gestillt war, aber erst oben. Unten tragen die Häuser die üblichen Fassaden, die breiten Torbögen, die gläsernen Türen, die stumpfen Klinken und die zoologischen Glockenzüge, wie zum Beispiel Löwenköpfe mit lechzenden Zungen, die man kitzeln muß, wenn's drinnen läuten soll. An den Flurwänden blinken rahmenlose Spiegel. So daß die Menschen, die hier von unten hinaufzugelangen pflegen, mit Lift, wenn sie Herrschaften, und ohne Lift, wenn sie's noch nicht sind, sich selbst sehen dürfen, ohne sich allerdings kennenzulernen.

Mich machen diese Häuser, in denen die sehnsüchtige Architektenseele noch liegt, so unsagbar traurig, weil sie halb sind. Es war ihre Berufung, zweckmäßig zu sein, wohnlich und dauerhaft, mit Licht und Luft. Aber ihre Sehnsucht war es, schön zu sein und zwecklos wie die Schönheit. Sie mußten sich dem lächerlichen Zwang ihrer irdischen Wesenheit fügen und durften sich erst ganz hoch oben erlauben, Luxus anzulegen, aber auch ihn noch für praktische Bedürfnisse herrichten. Hier symbolisiert sich das leben Tausender Architekten und der Abstand zwischen dem, was sie gewollt, und dem, was sie geleistet.

Manche Menschen sagen: Balkong. Das klingt so, als ob er schon hinuntergefallen wäre, mit einem Blumentopf aus Ton womöglich und einer halben Fensterscheibe dazu. Denn es liebt hierzulande jeder seinen Balkon und schmückt ihn mit Geranien, Begonien und Pelargonien und anderen Pflanzen, die wie fremde Weltteile heißen. Das kommt von der Sehnsucht der Menschen, die, um von unten hinaufzugelangen, ein halbes Leben brauchen, und die andere Hälfte zur Umsetzung in Ordnung, dem Sprichwort getreu. Nie vielleicht kommen sie in eine Gegend, die so ähnlich heißt wie eine ihrer Blumen. Sie

pflanzen das Exotische vor ihr Haus und an ihr Herz und machen das Symbol des schwer Erreichbaren heimisch. So lebt sich ihr Drang ins Freie in vorgebauten Ziegelsteinen aus und auf, und zwischen ihnen entläd sich ein Teil ihres Daseins, zum Beispiel: die Spritzkanne; aber auch die Liebe, der Appetit und das Lampenlicht.
Dieses Licht ist rötlich gedämpft und sieht aus wie ein kleines Waldbrändchen am Horizont oder auch wie eine kleine Ampel in einer Kapelle am Wegrand irgendwo. Nun gab mir ein Gott Schönheitsdurst genug, den Waldbrände einerseits zu vermehren und zu stillen andererseits vermögen, und auch frommen Sinn, der offen ist für die Heiligkeit verlorener Waldkapellen. Aber eine ganze Zeile verlorener Waldkapellen, hingetupft an eine Waldreihe und erfüllt von irdischem Tellerklappern und Silbergabelklang, ist wohl imstande, meiner Andacht eine empfindliche Lücke zu versetzen. So sehe ich manchmal mit pietätslosem Aug' auf das Innenleben meiner Nachbarn, das sie nach außen gestülpt haben, um es auf den Balkons zu lüften. Und manchmal schäme ich mich meines überheblichen Sinnes und meiner heimlichen Schandtaten, denen ich es verdanke, daß ich nicht tun kann wie meine Nachbarn. Ich sehe nur einzelne Lichter und denke der Kapellen am Wegrand. Vielleicht, denke ich, wären die Menschen verschwiegen, mehr nach innen gekehrt, wenn nicht das Wesen der Balkons darin bestände, ihren Eigentümern eine ampellauschige Abgeschiedenheit vorzutäusen. Und auch das Rote Licht (habe ich gefunden) ist solch eine Täuschung. Wem es scheint, der glaubt, nicht gesehen zu werden. Und wird doch nur rot gesehen ... Und vielleicht auch *wollen* die Menschen gesehen werden.

Das ist gewiß: daß ich ein Einsamer bin in dieser fremden Stadt und daß mich des Morgens, wenn ich durch die Straße gehe, ein Schauer der Heimatlosigkeit überfällt inmitten so vieler Heimatlichkeit. Der Klang eines morgenfleißigen Klaviers; die weißen Gardinen hinter den Fensterscheiben; ein Mann in Hemdsärmeln; eine Frau in der Nachthaube; ein Hund an einem Laternenpfahl; eine Litfaßsäule mit frischtriefendem Klebstoff; ein Portier mit Messingpaste für die Türklinke; ein frischgewichster Schusterjunge; eine knusprige Bäckerin; ein Friseur, der wie ein weißer Flakon vor seiner Tür steht – alle sind mir fremd, weil sie nichts von mir wissen, obwohl sie mir alles erzählen. Sie grüßen einander mit vertrauten Blicken, und in jedes Auge spiegeln sich des Nächsten Erlebnisse.

Und die Menschen hier sind sehr sauber. Sie riechen nach Seife, harter, brauner Würfelseife, mit der mich meine Tante zu waschen pflegte. Die Frauen haben ihr Haar straff zurückgekämmt und die Ohren frei. Es ist so eine Atmosphäre seelischer Kasteiung um sie. Ihre Stunden fließen über von Tätigkeit, und ihre Dokumente sind in Ordnung. Sie dürfen ihre Seelen auf offener Handfläche tragen. Ihre Vergangenheit ist fleckenrein wie das Messingbecken über dem Friseurladen. Ihre Gegenwart ist Einkaufen. Ihre Zukunft Rechnen. Sie sammeln ihre Tage in ein Album wie Briefmarken. Sie sind Tage- und Jahresammler.
Nie war ein Unbekanntes in ihrem Leben, aber auch nie ein Häßliches.
Im Schatten ihrer Tugenden wuchsen sie und gediehen.
Ich beneide sie.

Täglich begegnet mir ein Herr auf der Treppe, der von Beruf Repräsentant ist.
Ich weiß zwar nicht, was er repräsentiert; aber er ist ein Repräsentant.
Auch wenn er keine Handschuhe trägt, sind seine Hände feierlich, als trügen sie Leichenkerzen. Er hat einen Strohhut auf dem Haupt, aber es ist ein Zylinder. Sein Schritt ist direktorial. Sein Auge ruht strafend auf etwas. Er ist stumm, aber um ihn höre ich seine Stimme schwingen, eine tiefe Stimme mit Donnerankündigungen. Ich grüße ihn nicht, aber es ist so, als würde ich ihn grüßen. Er ist vielleicht ein Konduktansager, und täglich geht er jemanden begraben.
Er war ein braver Sohn, und er lernte fleißig. Er war gewiß irgend jemandes Stolz. Ich wollte, ich könnte neben ihm sitzen und von ihm abschreiben.
Ich sehe seine Stirn nicht, aber sie ist hoch und gewölbt. Sie muß Raum haben für die vielen kleinen Ehrenpforten in seinem Schädel.
Manchmal aber führt er ein blauäugiges Mädchen an der Hand, das Lili heißt. Er hört sichtlich auf zu repräsentieren. Einmal beugte er sich zu dem Kind herab, weil es einen kleinen Handschuh verloren hatte, und es war, wie wenn ein historischer Kaiser plötzlich zu lachen anfinge oder wie wenn ihm sonst was Menschliches passierte.
Immer heimischer werde ich in der fremden Stadt.

Berliner Börsen-Courier, 21. 8. 1921

AMÜSEMENT

Ein Amüsement ist zum Beispiel das Panoptikum in der Lindenpassage. Hier ist zu sehen, wie Weltgeschichtssegmente, in Wachs geformt, des erbarmungslosen Flüchtigkeitsgesetzes aller Begebenheiten erlöst werden und – *aere perennius* – sicht- und greifbar aus der Welt der Abstraktionen ins entschiedene Dasein der Materialismen treten. Aber kläglich scheitert ihr Versuch, Ruhe in der Bewegung vorzutäuschen und augenblicklichen Stillstand eines sonst pulsierenden Lebens. Denn die Materie, aus der sie bestehen, wirkt stärker als der Ausdruck, der ihnen verliehen ward. Nichts ist mehr tot denn Wachs.

Also ist die Tragik des Panoptikums: aktuell sein zu wollen und immer musealer zu werden. Durch die scheinbare Lebendigkeit bemalten und bekleideten Wachses nur noch sein unerbittliches Totsein herauszustreichen.

Die »Schreckenskammer«, zu der Jugendliche keinen Zutritt haben, enthält zum Beispiel die Darstellung eines Kasseneinbruchs. Der Kassenbesitzer liegt halb noch im Bett und halb schon am Boden. Rotes Wachsgerinnsel entstellt sein Gesicht. Und der Einbrecher bohrt an der Kasse herum, schrecklich beleuchtet von seiner Laterne.

Kaiser Barbarossas Bart ist durch den Tisch gewachsen, aber irgendein Lausbub drang unbekümmert um Sagenheiligkeit und Majestät in den wächsernen Kyffhäuser und zupfte Barbarossa eine Barthälfte weg. Der Kaiser sieht sehr bemitleidenswert aus.

Der Sultan spielt Schach mit seinen Mamsellen, von denen mehrere entkleidet im Wasserbassin baden, das aber eigentlich ein Spiegel ist.

An der Totenbahre seines alten Kaisers steht Bismarck in einer miserabel genähten Uniform.

Vor der Polizeiwachstube hockt die arretierte Straßenverkäuferin, deren Zündholzschachteln immer noch fünf Pfennig kosten. Oh, wie grausam braust das Leben über das Panoptikum hinweg, und wie überwuchern es die Preise!

Das eigentliche Amüsement aber und das ewig Aktuelle sind die Automaten im Panoptikum mit den kriminalistischen und pornographischen Überschriften: »Der Raubmörder bei der Arbeit.« »Nur für Herren! Im Strandbad!« »Intimes Liebesleben.«

Und das ist ein billiges Amüsement: zehn Pfennig. Und hier ist zu

lernen, wie sehr sich die Zeiten gewandelt haben. Denn die Kunden dieser Automaten sind nicht Halbwüchsige und Jugendliche, sondern alte Herren mit Kautschukkragen, Küraß und Röllchen. Sie schauen sich die Augen aus und entladen ihren armseligen Überschuß an sündigem Gelüst in den armseligen Kasten. So standen sie vor zwanzig Jahren, so stehen sie heute. Sie sind die Cunctatoren, die Unentschiedenen, die Halben... und sind darüber alt geworden.
Indes unsere Jugend – seht! – aus anderem Holze geschnitzt ist. Sie sieht und kostet die Nacktheit in Natur und raubmordet gelegentlich selbst. Im Panoptikum ist zu lernen, wie die Nacktkultur die Automatenkultur abgelöst hat. Und der Tausender das Zehnpfennigstück.

Berliner Börsen-Courier, 23. 8. 1921

BUCHMACHER KLANTE

Er muß es sich gefallen lassen, daß über ihn gesprochen wird wie über eine vergangene Angelegenheit. Obwohl er, seiner eigenen Versicherung gemäß, noch »dasteht wie am ersten Tage«. Denn er ist den Lokalbezirken der Aktualität bereits entrückt und in die ewigen Gefilde der Kulturgeschichte dieses Jahrhunderts eingegangen. Er ist der Repräsentant des modernen Siegergeschlechts. Der *Homo novus*: phantasiearm und phantastisch in der Wirkung; beschränkt im Können und unbegrenztes Vertrauen genießend; ein Durchschnittsmensch mit Macht über Duchschnittsmenschen.
Seine Geste war (vielleicht unbewußt) antikisierend, als er sich im Zirkus die vier Lorbeerkränze reichen ließ. Er wußte nicht, daß er damit ein Stückchen Zeitsymbolik einführte: Er schuf den lorbeerbekränzten Buchmacher, der fortan ein bedeutender Bestandteil der europäischen Kulturphysiognomie bleiben wird. Den Klantes des Jahrhunderts hatte noch die Bildlichkeit gefehlt. Dieser Klante wird sich dem Bewußtsein der Historie einprägen durch die Tatsache der Lorbeerkränze.
Man erinnert sich, daß Demosthenes, der ebenfalls ein braver Mann war, nur unter mannigfachen Schwierigkeiten zu *einem* armseligen Lorbeerkranz gelangt ist. Klante erhielt deren vier. Demosthenes war

allerdings kein Buchmacher. Klante ist nicht nur das, sondern auch ein erfolgreicher Redner. Auch seine Reden werden von unsern Nachfahren dereinst im Obergymnasium der Zukunft – einer Sportschule mit Wettbetrieb als Hauptfach – mit Müh und Fleiß gelesen werden. Aufwärts weist die Entwicklung des Menschengeschlechts. Es ist kein Fortschritt, sondern ein Fort-Wettrennen der Kultur.
Was an den Lorbeerkränzen des Herrn Klante zu merken ist.

Der Buchmacher Klante verleiht seinen Handlungen revolutionäre Talphysiognomie, indem er den »kleinen Mann« emporführen will zum Likörglas, dem Symbol des Wohlstands und Gegenstand des Neides. Er will sozusagen der Begründer des Klantediktiners werden. Er weiß genau, was den »kleinen Mann« *vis-à-vis* den sozialen Problemen bewegt: den kleinen gedrückten Mann (aus allen Klassen der Bevölkerung), der ewiglich in Geldkalamitäten lebt. Klante kennt den Neid, die einzige Form der Empörung, die sich der kleine Mann leisten darf. (Der Neid ist nämlich kein Vergehen und wird von den Gerichten nicht geahndet; er läßt sich verbergen und erfordert keinen persönlichen Mut; er ist kein sichtbarlich revolutionäres Gelüst; er paart sich sogar mit der Bravheit: Neid ist die Rebellion der Gehorsamen.)
Also sprach Klante: »Ich bin empört über eine Welt, in der der kleine Mann nicht einmal zu seinem Gläschen Likör kommen darf. – Seht, das ist *meine* Sozialisierung.«
Was Klante sich gestattet hat, darf sich nur der sehr Große erlauben oder der sehr Naive. Buchmacher Klante ist weder das eine noch das andere. Er ist nur selbst aus dem Holz geschnitzt, aus dem der Herr die kleinen Männer hergestellt hat. Er kennt sein Geschlecht. Dessen Sehnsucht und Kümmernis. Er weiß, daß der kleine Mann nicht Hungers stirbt, aber nur Brot essen darf. Klante verspricht ihm das Abenteuer der Auster. Die Buntheit des Tausches. Klante ist des kleinen Mannes Abenteuer und Sensation.

Buchmacher Klante ist kein Revolutionär, aber eine typisch revolutionäre Erscheinung. Er hat seine Vorgänger: z.B. den Herrn John Law, den Gründer der Mississippibank.
John Law gründete diese Bank kurz vor der großen französischen Revolution in Paris, mitten in der Stadt, auf einem Holzgerüst. John Law verkaufte Aktien zu hohen und kleinen Preisen. Er erzählte, daß er

Ländereien am Mississippi kaufe. Und die »kleinen Männer« wurden Mississippi-Grundbesitzer.

Als John Law angegriffen wurde, entstand eine Law-Partei. Sie bestand aus »kleinen Männern«. Aus den Daseinsplantlern sozusagen, die sich jahrzehntelang nach einem großen Wunderbaren, einem geheimnisvollen Mississippi sehnen.

Den Menschen ein Mississippi geben, darin liegt das Geheimnis der Macht über sie. Den Bürostuhlmenschen mußt du zum Glücksritter schlagen. Gib ihm die süße, atemraubende Spannung und Unsicherheit und nicht das Glück, sondern die schwächste Möglichkeit, es zu erreichen! Befreie sie aus der Tretmühle ihres gleichgültigen Broterwerbs! Man nehme den Tagen die graue Uniformität und stecke sie in abenteuerliche Gewänder. Denn seltsam ist die Seele des kleinen Mannes: Nichts ist ihm ferner und nichts sicherer als das Abenteuer. Nie wird er nach dem Mississippi wandern. Aber er klammert sich mit fanatischer Inbrunst an die *Fata Morgana* des Mississippi. Er fürchtet die Wiederkehr seiner grauuniformierten Tage.

Er liebt die Lüge vom Mississippi.

Nichts Abenteuerliches aber hat zum Beispiel der Name »Klante«. Sondern im Gegenteil: klangliche Selbstverständlichkeit. Er ist biderb und treufest. Sein Träger kann Säckelwart sein; Fahnenbewahrer; Freund der Witwen und Waisen; Geschworener und ausgelost sogar; ein gesinnungstüchtiger Mann; mit einem Herzen bewehrt, das für etwelche Interessen schlägt. Fast möchte ich Klante heißen.

Aber der Buchmacher ist im Gegenteil ein Mississippi-Klante. Unsterblich lebt er fort in der Geschichte.

Sein Name sei geflügelt...!

Berliner Börsen-Courier, 28. 8. 1921

NACKTHEIT

Auf den Wegen des Fortschritts liegen die europäischen Gefängnisse. Der Justiz vornehmste Aufgabe ist das Konservieren der alten Kulturerrungenschaften und infolgedessen die Bekämpfung der neuen. Sie

behütet die alte Kulturerrungenschaft: die Kleidung vor der neuen, welche nach Wyneken die Nacktheit sein soll. Wenn Wyneken sich als Zukunftsmensch offenbart, für den ihn seine Anhänger halten, und seine Lehre von der Nacktheit durchdringt, wird einige hundert Jahre später ein Mann, der wieder das Bekleidetsein predigt, bestraft werden, sobald er im Rock einen Knaben im Matrosenanzug umarmt. Wyneken wurde weniger einer Unsittlichkeit wegen verurteilt als wegen einer *Unsitte*. Es war der Prozeß: Bratenrock kontra Nacktheit.
Alle Vorwürfe gegen die Justiz seien daher dem Verwaltungspolitiker überlassen. Der kulturhistorische Betrachter verzeichnet höchstens die seltsame Caprice der Geschichtsgöttin, die Wynekens Verurteilung in eine Zeit verlegt, in der die Ehrenferien des Fähnrichs Oltwig bekannt werden. Und obwohl beide Angelegenheiten nichts mehr miteinander gemein haben, als daß sie beide justizielle Maßnahmen sind, glaube ich, eine Verwandtschaft feststellen zu dürfen zwischen jenem Knaben, der Wyneken anklagte, und dem Fähnrich Oltwig. Jener Knabe hat Talent zum Fähnrich; er wird ein nicht nur angezogener, sondern sogar uniformierter Knabe. Die Sympathie der Justiz hat er auch schon.
Bedauerlich, daß der Prozeß nicht in Berlin stattgefunden hat. Die Hauptstadt hat mehr kulturelles Schamgefühl und nimmt mehr Rücksicht auf Europa, weil sie die Verantwortung für das Reich trägt. Dem provinziellen Richter ist nicht Europa und nicht die Geschichte maßgebend, sondern der Gemeinderat als sittliche Instanz. Und Gemeinderäte (Männer, von denen die ganze deutsche Zylinderindustrie lebt) sind selbstverständlich gegen Nacktheit.
Nackt ist die Welt nur im Wannseebad und in einer gelegentlichen Liebesstunde. Wyneken war aber sogar nackt, als er die Ilias las. Vielleicht hat er nackten Schülern zugemutet, Hexameter zu skandieren! – Hier ist der Punkt, wo die Welt die Welt nicht mehr versteht: Die Würde des Menschen war in Wynekens Hand gegeben, und er hatte nur die Badehose an! Er wollte Jugendbildner sein – und er sah aus wie ein Schwimmlehrer!

Es ist schwer, sich eine Wynekensche Stunde vorzustellen. Wenn ich an einen nackten Lehrer denken soll, steigt das Bild meines Geographieprofessors auf, der in meiner Vorstellung als der Inbegriff lehrerhafter Autorität lebt. Er trug einen grauen Schlußrock, und aus seiner oberen Rocktasche starrten bunte, gespitzte Stifte, gleichsam Speere

der Wissenschaft, gegen die Saaldecke. Seine Hosen waren kurz und ließen peinlich gewichste Zugstiefel sehen. Seine Weste war kariert und sah aus wie eine Landkarte mit Meridianen und Parallelkreisen, aus der Städte, Fluß, Wald und Berge wegradiert waren.
Fürchterlich der Gedanke, daß dieser Lehrer nackt sein könnte! Daß ich ihm jemals du hätte sagen können. Mein Geographieprofessor ohne die Bleistiftspeere und ohne Landkarte auf der Brust!
Es hat jeder von uns in seiner Vorstellung einen Geographieprofessor leben. Und wir wehren uns halb unbewußt gegen einen kleiderlosen Lehrer. Die Nacktheit hat nicht so sehr einen erotischen Beigeschmack wie einen lächerlichen. Die Vorstellung, daß ein Lehrer sich seiner Autorität und seiner Landkartenweste entledigt, um einen Schüler, dessen erste Pflicht der Respekt ist, zu umarmen und gewissermaßen die Distanz totzudrücken, ist für eine in Kleidern erzogene Generation so grotesk, daß sie eher an eine sittliche Verfehlung denkt.
In ihrer Offensive gegen Wyneken wird die Justiz von der Wissenschaft unterstützt. Es gibt eine Wissenschaft von der »Inversion auf biogenetischer Grundlage«. Die Gleichgeschlechtlichkeit ist demzufolge naturgegeben.
Manchmal wird nämlich sogar die Wissenschaft hysterisch, und dann richtet sie noch mehr Unheil an, als wenn sie normal bleibt. Sie erhebt eine Vermutung zur Theorie, denn sie ist es sich schuldig, aus Theorien zu bestehen und nicht aus Vermutungen. Wenn sie einmal mit der Phantastik arbeitet, ist sie ihrem Ruf gemäß verpflichet, diese zu heiligen. Man sehe z.B. die Psychose der Psychoanalyse.
Solche Wissenschaften haben das Unglück, als Begleiterscheinungen des europäischen Kaffeestillebens zu gelten und die Domäne der Literatur zu sein. Wer von den Mokkatrinkern hätte nicht schon »Traumas« und »Komplexe« zu verzeichnen gehabt. Welches Literatenweibchen ist nicht überzeugt, daß das Traumbild einer strickenden Großmutter unbedingt mit ihrer Erotik zu tun hat?
Popularität ist den Wissenschaftlern, die kühne sexuelle Probleme aufwirbeln, gewiß. Im Bewußtsein der Zeit, wenn auch vielleicht nicht im Bewußtsein der Richter, lebt die Theorie von der »naturgegebenen Gleichgeschlechtlichkeit«. Wenn selbst die Wissenschaft die harmlose Nacktheit nicht mehr gelten läßt, wie soll es der Gemeinderat?

Der Skeptiker spricht: Was soll uns Wyneken? Acht Jahre Nacktheit in der Jugend wiegen den Rest von fünfzig Jahren im Bratenrock nicht auf. Der Jüngling, der in Wald und Feld sich zur inneren Freiheit herangetummelt, muß endlich in die Welt des äußeren Zwangs treten. Wir sind nicht Hellas! Uns leuchtet nicht die Sonne Homers, sondern das Karbid. Unser Lebenskampf ist »Konkurrenz«.
Der Gläubige juchzet: Heil wird der Welt geboren! Ein neuer Menschenschlag erwacht! Es wird eine Welt aus Siegfrieds sein.
Für die Skeptiker zeugt jener zwölfeinhalbjährige Junge, der partout gegen Wyneken aussagte.
Mir scheint, dieser Junge ist ein Problem. *Ein* zwölfjähriger Knabe, der die Autorität seines Vaters mißachtet und der sich in der Rolle des Teufelsstürzers gefällt, zeugt mehr für die Skeptiker, als alle gegen das Urteil erhobenen Proteste für die Gläubigen zeugen.
In diesem zwölfjährigen Knaben verkörpert sich die retardierende Gewalt der Zylinderträger. Das Problem Wyneken steht hier nicht mehr zur Sprache. Hier ist die phänomenale Erscheinung eines Zwölfjährigen, über den ein Reformer stolperte.
In einem Knaben verdichtete sich der Protest der bestehenden Autorität. Mich interessiert das Schicksal dieses Zwölfjährigen. Was wird aus ihm? Wen wird er ans Hakenkreuz nageln, wenn er erst erwachsen ist?
Nun ist der Beweis da für den Untergang dieser Welt: Sie verjüngt sich nicht, sondern veraltet. Und schon sind die Väter klüger als die Söhne.

Berliner Börsen-Courier, 4.9. 1921

KINDER

Die Kinder sind in dieser Welt, in der die Erwachsenen so unwahrscheinlich rasch überhandnehmen, das einzig Erfreuliche. In meiner Straße spielen Kinder, und ich sehe ihnen zu: Sie beschäftigen sich nicht mit Psychoanalyse und Graphologie; nicht einmal einen »Komplex« haben sie. Von Traumas ganz zu schweigen. Sie lesen keine Neuigkeiten und wissen nicht, wer Klante ist. Sie regen sich nicht auf, wenn eine Zeitung verboten wird. Es ist empörend, wie gleichmäßig sie Reifen spielen, während man der öffentlichen Meinung einen Maul-

korb anprobiert. Ich glaube gar, sie ahnen nichts von der Geliebten Roswolskys, die das größte Werk des Jahrhunderts sein soll. Sie pfeifen auf das Jahrhundert. Und sie haben keine Spur von Gesinnung... Dadurch unterscheiden sie sich in der Hauptsache und sehr vorteilhaft von den Erwachsenen. Eine Gesinnung kann entweder sehr edel sein – und dann muß man sie büßen. Oder sie ist gemein – dann büßt sie der andere. Meist aber ist sie politisch, und dann büßen sie alle. Die Kinder haben keine Gesinnung und dürfen sich freuen. Sie sind nicht gesinnungslos wie gelegentlich Erwachsene. Sie sind gesinnungs*rein*.

Traurig ist nur die Tatsache, daß die Kinder älter werden müssen, von einem Beruf ergriffen und vom Leben eingetreten. Sie müssen eine »Generation« bilden, das heißt: aus der stillen Straße in die Weltgeschichte gelangen. Denn nur der Geschichte wegen werden Kinder geboren und weil die Historiker Epochen brauchen. Bei dieser Gelegenheit fällt manches für die Statistiker ab, die hocherfreut sind, wenn sie Geburtenzahlen berechnen dürfen. (Epidemien sind übrigens auch was für Statistiker.)

Ihrer Pflicht eingedenk, wachsen die Kinder und lernen in der Schule Gedichte und Sprichwörter. Zum Beispiel: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! An guten Lehren mancher Art ranken sich die Kleinen sozusagen empor, bis sie endlich zur letzten Weisheit gelangen, nämlich zum Schießpulver. Dann werden sie entweder Soldaten, oder sie begnügen sich mit der Ermordung eines Spaziergängers.

Wenn ich derlei denke, kann ich kein Kind mehr ansehen, ohne seine Zurückentwicklung zu prophezeien. Ich fürchte, daß mir jener goldblonde Knabe nach fünfzehn Jahren im Buchladen begegnet, wo er hinter einem mit Stimmungswachskerzen bestandenen Pult erlesene (o Doppelsinn!) Lyrik in den tantenbesäten Raum fallen lassen wird. Oder er könnte auch ein Magistratsschreiber werden in der Abteilung römisch IV, und seine Lebensaufgabe bestände darin, rationierte Doppelmilch gesegneten Frauen vorzuenthalten. Ich sehe schon, wie er sonntags, weit über seine Verhältnisse hinaus im Bett liegend, den Hochzeitsmarsch zwischen pergamenten dürren Lippen zerpfeift und am Nachmittag mit seinem Mädchen in den Grunewald zieht, der sauren Minne zu pflegen. Und ihr Kleid riecht nach Stärke.

Er ist ein Streber, er strebt der Sektion römisch XXVI entgegen, wo das Büro einen roten, grüngeränderten Teppich hat und an den Türen Visitenkarten hängen. Diese Stellung ist mit einer Pension, einer le-

benslänglichen, verbunden und einem um genau zwanzig Millimeter tieferen Gruß des Magistratsdieners, der Knutschke heißt und nicht anders.

Was kann mein Liebling noch alles werden? Ein Staatsanwalt, der mich verurteilt? Ein Grenzrevisor, der mit zahlreichen Händen in meinen geheimsten Taschentüchern nach Unmoralitäten stochert? Ein Schieber im Gürtelrock, der das Rot seiner knallenden Stiefel gegen meine Nase spritzt, wenn er mir in der Eisenbahn gegenübersitzt? Dauerredner, Geheimspitzel, Mädchenhändler, Heiratsvermittler, Geldverleiher, Steuereinnehmer, Gemeinderat, Leichenbeschauer, Assessor, Familienbadaufsichtsbeamter? Was wird aus meinem lieben, blonden Knaben?

Und das braune Mädchen, das die Schwester an der Hand führt und das mir vor einigen Tagen sein neues Kleid zeigte und mich fragte, ob ich auch so schöne Wäsche hätte? Wird sie Beamtin im Telephonamt oder im Büro der Stenotypistinnen? Und keines von den jungen, ungeduldigen, kleinen, weißbeblusten Mädchen wird eine Viertelstunde früher den Brief fortlegen dürfen, der mit den geschäftsdeutschen Wendungen anfängt: Wir bestätigen dankend und erlauben uns inliegend ... Indes draußen schon Heinrich wartet ...

In der »Salzburger Zeitung« las ich eine Geschichte, so wunderbar, daß sie nur das Leben erfunden haben kann.

Es ging ein Gendarmeriewachtmeister über Land, ein »Postenführer«, und kam an einem kleinen See vorbei. Ein fünfjähriges Mädchen stand am Ufer und weinte, weil ihr Papierschifflein so weit hinausgeschwommen war.

Da beging der Gendarmeriewachtmeister eine Pflichtverletzung, indem er seinen Dienstweg unterbrach, seine Rüstung ablegte und ins Wasser sprang, um dem Mädchen sein Papierschifflein zu holen.

Ein gütiger Herrgott, dem es furchtbar fatal war, daß in seiner Welt ein Edelmensch Gendarmeriewachtmeister sein mußte, des kargen Brotes wegen, blies ein bißchen in die Wellen, strudelte sie durcheinander, und der Gendarm ertrank, das Papierschifflein in der Hand. Man konnte ihn nicht mehr retten.

Ich kann mir schon denken, daß an jenem Tag ein Wanderer vielleicht beraubt wurde, weil der Weg unbewacht blieb. Aber was bedeutet ein Überfall gegen die Heldentat des Gendarmen?

Er ertrank nicht wegen eines Überseedampfers, nicht einmal eines Menschenlebens wegen. Sondern wegen eines kleinen Schiffleins aus Papier, dem ein kleines Mädchen nachweinte.
Was ist ein Held, der hunderttausend Feinde ertränkt, gegen diesen Wachtmeister?
Seine Seele schwamm ins Paradies auf einem wunderbaren Wolkenschiff, ganz aus Weiß und Gold und Nichts. Ja, solche Gendarmeriewachtmeister gibt es. Aber sie ertrinken gewöhnlich.
Sie können nur den kleinen Mädchen begegnen, die mit Papierschifflein spielen oder neue Kleider anhaben. Mir begegnete einmal ein rasselnder Polizeiunhold und legte mich fast in Ketten, weil ich keinen Paß führte und er mir meine Existenz nicht glaubte.
Denn ich bin erwachsen. Ich beschäftige mich gelegentlich mit Psychoanalyse und Graphologie. Nur auf Roswolskys Geliebte habe ich verzichtet – ich bin beim »Faust« stehengeblieben ...

Berliner Börsen-Courier, 11. 9. 1921

REISE

Die fremden Länder blühen erst hinter den Grenzen auf, von Zollrevisoren bewacht, umrandet von Paßgesetzen, und die Ferne, nach der die Sehnsucht zielte, ist auch nur ein Staat mit Oberhaupt und Schutzpolizei, Bevölkerungszuwachs und Steuerdeklaration. Hielt man einen exotischen Laut für den Schrei der Sehnsucht, so war's bestimmt nur ein Pfiff der Lokomotive. Alle Bahnhöfe der Welt riechen gleichmäßig nach Steinkohle und nicht nach Versprechungen. Der Expreßzug ist stickig, von schnarchenden Menschen erfüllt, die nicht aussehen wie Reisende, nicht den Duft fremder Geheimnisse tragen, sondern Butterbrot in fleckigen Taschen und Seßhafte sind, alle Schwächen ihrer erbärmlichen Menschlichkeit in dem Quadratmeter Coupé auspacken und so nebeneinander häufen, daß der Betrachter erschrocken in den Korridor zurückprallt. Ich sah eine wunderschöne Frau in mein Abteil steigen, und meine Seele erbebte. Am nächsten Morgen schlug sie die Augen gegen das Gepäcknetz auf, und ich blickte nüchtern auf ein Wesen in weiblichen Kleidern, dessen Gesicht alle Folterqualen einer

durchrüttelten Nacht in seinen Zügen trug. Der Wind, der durch das offene Fenster kam, mischte Ruß und Puder durcheinander, und der Schlaf lag wie Kleister in ihren Augenwinkeln. Wie mußte ich erst aussehen!

Ich kam in fremdes Land und drückte einem unbekannten Portier mein Billett in die ausgestreckte Hand statt einer Visitenkarte, wie es sich eigentlich gehört hätte. In der fremden Stadt sah ich grünpatinierte Kirchenkuppeln sich wölben und Kirchtürme, die gotisch in den Himmel turnten. Bettler lauerten vor den Kirchentüren und Bettlerinnen mit Bartstoppeln, sozusagen schlecht rasierte Bettlerinnen. Sie lauerten den Gläubigen auf und überfielen weiche Seelen mit einer frommen Litanei. Kinder, Greise und Frauen warfen den Bettlern Geld in den Schoß und dachten sich dabei: Gott sieht es.

Ich schaute in fremde Büroräume, und die Leute, die dort arbeiteten, trugen Schutzärmel, schwarze, genau wie bei uns daheim. Blonde und anders gefärbte Mädchen saßen über Schreibmaschinen und dachten an die sechste Stunde, welche die Stunde der Erlösung für die Frauen dieses Jahrhunderts zu sein pflegt. Aber es war erst nach zwei. Von einem nahen Glockenturm fiel ein Viertelstundenschlag in den Büroraum und die Mädchen horchten auf, denn es konnte, wer weiß, ein Wunder sich ereignen und sechs schlagen. Aber als wäre es bei uns, blieb es hartnäckig ein Viertel nach zwei, und die Mädchen klapperten rüstig weiter. Auch in den fremden Ländern sind die Uhren seelenlose Maschinen. Und die Mädchen werden es auch ...

Ich kam in ein Spital, und es roch nach Kampfer und Jodoform, wie alle Spitäler der Welt. Die Krankenschwestern flatterten mit breiten weißen Hauben wie mit gesteiften Flügeln von Bett zu Bett, und die Kranken stöhnten so bekannte Laute, daß es mir heimatlich wurde. Offenbar, dachte ich, sprechen die Menschen nur dann fremde Sprachen, wenn sie gesund sind. Aber der Schmerz ist die größte und siegreichste Internationale und sein Ausdruck überall verständlich wie Musik.

Die Ärzte kamen in weißen Mänteln, ein bißchen blutbespritzt, aus dem großen Operationssaal, wo sie einen einzelnen zum Wohle der Gesamtheit gerade zerschnitten hatten. Der Kranke wurde hinausgetragen, von zwei gleichgültigen und stämmigen Wärtern, und er lag noch im Dämmer der Narkose, einen Schritt vor der Schwelle des Paradieses, und in seinem blutlosen Gesicht lag die Seligkeit des Jenseits.

Alle Menschen sind gut, wenn sie tot sind, dachte ich. Bei uns daheim sehen die Toten auch so aus.
Auch in den Gärten der fremden Stadt war ich, wo die Liebe blühte. Frauen und Männer gingen hier und saßen zusammen auf den Bänken und versicherten einander, daß sie sich liebten, was höchst überflüssig war, denn man merkte es ohne weiteres. Der Abend ging in den Alleen hin und her und wartete auf die Nacht wahrscheinlich. Ein Schutzmann stampfte einher und bemerkte ihn gar nicht, obgleich es doch seine Pflicht ist, alles Verdächtige sofort aufzuschreiben.
In den Gast- und Kaffeehäusern des fremden Landes flitzen die Kellner dienstbereit, in Erwartung des abgeschafften Trinkgeldes, durch die Reihen der Gäste, die trotzdem ungeduldig sind und gelegentlich mit den Eheringen gegen die Gläser klopfen. Und daran erkennt man die Verheirateten. Man kann Tee, Kaffee und Likör trinken, es schmeckt manchmal anders als bei uns, aber wenn man bereits getrunken hat, ist es, als hätte man's zu Hause getan.
Die Menschen sprachen anders. Die Häuser sahen anders aus. Es war kurzum ein fremdes Land. Aber was maßgebend ist und die Nationen der Welt eigentlich repräsentiert, nämlich die Grenzgendarmen und die Zollwächter – sie sind hier und dort einander gleich. Sie haben alle Beutehände und tastende Blicke, die körperlich sind.
Ich weiß nicht, was jemand zu erzählen hat, wenn er eine Reise tut. Ich könnte jahrelang zu Hause sitzen und zufrieden sein. Wenn nur nicht die Bahnhöfe wären. Man glaubt, ein schriller Laut, der die Nacht durchschauert, sei nur ein Pfiff der Lokomotive. Und es ist ein Schrei der Sehnsucht. Und wunderschöne Frauen steigen gelegentlich zu einem ins Abteil...

Berliner Börsen-Courier, 2. 10. 1921

FLUG NACH DORTMUND

Ich suche nach Gemeinsamkeiten zwischen den menschlichen Beförderungsmitteln; und finde das Schnupftuch, die Fahne des Trennungsschmerzes, die auch ein Passagier eines Aeroplans im Propellerwind flattern lassen muß.

Als ich in das Flugzeug stieg, stellte ich mit irrtümlicher Genugtuung fest, daß sich die Eisenbahn überlebt habe -- bis mein Reisegenosse, ein Kaufmann aus Krefeld, zu winken anfing. Keiner seiner Angehörigen war auf dem Flugplatz zu sehen – aber er winkte. Woraus ich füglich schloß, daß in uns Passagieren das Fliegen ist und das Fahren; daß also jemand in ein Flugzeug steigen kann, um sonnenaufwärts zu rattern, und es ist – als rollte er in einer Postkutsche. Und umgekehrt...

Sagte ich: »rattern«? So ist es! Steht es irgendwo gedruckt zu lesen, daß ein Aeroplan aufschwebe, so nenn' ich's eine Lüge. Er propellert sozusagen aufwärts. Die Luft ist das Hartnäckigste der Elemente. Sie will Meter um Meter erobert sein. Man kämpfte sich hinauf.

Der Benzinmotor prustet; der Wind saust in den Gestängen; die Propeller rasen mit irrsinniger Geschwindigkeit; die Pneumatikräder drücken Gras und Boden wund; tausend eiserne Ärmchen und Hebelchen arbeiten keuchend und verzweifelt, als würden sie bezahlt; kleine Räder schwitzen Öl. Und die Summe all dieser Leistungen bewirkt kaum, was das Flügelpaar eines gemeinen Sperlings ganz selbstverständlich tut. Wenn ich im Aeroplan sitze, bin ich demütig, als ritte ich auf dem Giebel eines Schneckenhauses. Je höher ich gelange, um so klarer wird mir meine Unzulänglichkeit. Eine Lerche sehe ich senkrecht abwärts schießen. Was ist eine Lerche gegen den Geist des Mechanismus, der mit mir fliegt?

Noch eines ward mir unverständlich, ich meine den Ikaros. Wie konnte er übermütig werden, während er flog? Weder Vogel noch Wind, noch Wolke muß ihm begegnet sein...

Dennoch singt Triumph in meinen Adern.

Es ist ein großes Flugzeug der Deutschen Luftreederei auf einer weiten Wiesenfläche. Der Pilot, der es lenkte, heißt: Kurt Ungewitter. Herrlicher kann kein Pilot heißen.

Kurt Ungewitter hat komprimierte Ozeane von Bläue und Äther in den Augen. Sein Haar ist glatt rückwärts gekämmt und jederzeit so, als wäre ihm eben die Pilotenhaube abgestreift worden. Er hat große, starke und schöne Hände.

Er ist ein Flugmensch. Mehr als ein Tatmensch. Er vollführt, was ich träume. Indes ich sinniere, fliegt er. Dieweil ich schlafe, erobert er. Erobert er den Himmel, vor dem alle großen Eroberer haltgemacht.

Ihm ist die Metaphysik des Unbegrenzten physikalisch und selbstverständlich. Ungewitter, ich beneide dich!...

Das Flugzeug rollt erst mit großem Getöse ein Stück Wiese entlang, nimmt einen Anlauf wie ein Hochspringer und erhebt sich dann unmerklich. Schon bin ich zweihundert Meter hoch und weiß es nicht. Nun aber fällt mein Blick, erhascht noch den Wipfel eines Baumes, den Zipfel eines Waldes, das verkleinerte Bild eines Menschen, eines Artgenossen, der, wie ich vor einer Stunde noch, auf seinen gottgegebenen Beinen stelzt, indes ich, Übergangsexemplar bereits, mit entlehnten Flügeln in eine ungewisse Bläue husche, Mensch eines künftigen Jahrhunderts.
Wenn ich die Augen schließe, fühle ich, wie mein Körper alle kleinsten Bewegungsnuancen des Flugzeugs mitlebt. Mein Blut hat den Takt und den Schwung der Propeller. Ich weite mich in der Maschine. Ich fülle sie aus mit meinem Leben. Meine Körperlichkeit nimmt der Maschine Dimensionen an. Ich bin *das Fliegende*.
Die Welt ist ein Croquis, eine Landkarte, eine vollgezeichnete Schultafel. Daß ich Meridiane und Parallelkreise nicht sehe, liegt nur daran, daß sie dünne Striche sind. Felder schrumpfen ein wie trocknende Tücher. Landstraßen ringeln sich, weiß, gelblich, schmal, bilden Dreiecke, Vierecke, Polygone. Ein weißes Pferd vor einem Wagen nimmt Form und Bewegung eines weißen Flohs an.
Oh, welch ein Flohzirkus...!
Ich fühle, daß ich für alle, die unten sind, kleiner und kleiner werde. Ein Punkt, von einer Feder gegen den Himmel gespritzt. Ich werde nichts und aufgesogen von der Unendlichkeit.
Daß ich auch so teilen kann, ist wunderbar. Ich stehe gleichzeitig unten und oben. Meine irdische Vergangenheit lehnt sich unbewußt auf gegen meine neue Tat. Ich kann mich gleichsam von unten beobachten. Denn fest verbunden sind wir der Erde und ihr ewiglich anheimgefallen. Regenwürmer sind wir, auch wenn wir uns Schmetterlingsflügel anstecknadeln.

Irgendwo geschah ein Ruck, eine kleine Schraube sehe ich hinabstoßen, wie eine erkaltete, finstere Sternschnuppe fliegen mag. Die Propeller bewegen sich langsamer, indes unten ein Quadrathaufen von Mauern und Häusern auftaucht, ein gesetzmäßiges Gewimmel sozusagen, eine Stadt, Braunschweig.

Wir landen auf dem Flugplatz, hören nächste Geräusche wie aus seltsamer Ferne, Worte klingen dünn, als wären sie hinter Glaswänden gesprochen, in den Schläfen hämmern Propeller, die längst stille standen, ewiglich fort.
Kinder staunen einen seltsamen Sagenvogel an und Ungewitter, der sich herausschält aus großen Filzstiefeln, schlank und entrindet wie ein Pfahl.

In Dortmund war Großflugtag, und 100 M. kostete ein Flug von 20 Minuten.
Von allen, die sich zum Fliegen meldeten, bleiben zwei mir ewiglich im Gedächtnis: eine alte Frau und eine junge.
Die Alte trug einen Reiherhut und war nicht gesonnen, ihn abzulegen. Sie kroch mit vieler Mühe an einer Leiter empor und in den Aeroplan. Der Hut schwankte indes wie ein Teller auf einem Rohrstäbchen, und die Reiher sträubten sich fürchterlich im Winde. Aber die Alte flog mit gehißten Seelensegeln.
Die Jüngere war die Frau eines Lahmen, den sie im Rollstuhl führte. Sie flog zwei-, drei-, viermal, indes der Rollstuhl mit dem Lahmen wartete.
Ich sehe die Tage, die rollstuhldurchfahrenen, langen, lahmen Tage dieser Frau. Heute entfaltete sie ihr Freiheitsbedürfnis, Ding, das sie war, Bestandteil eines Rollstuhles, Lokomobil eines lahmen Mannes. Und flog.
Ich verstehe sie und die Alte. Sie wollen Triumphgesang hören in ihren Adern.

Berliner Börsen-Courier, 4. 10. 1921

NELSON-THEATER

Über die »Revue« des Nelson-Theaters, die sich »Bitte zahlen!« nennt, ist hier schon ausführlich gesprochen worden. Es bleibt übrig zu berichten, daß in der am 4. Oktober stattgefundenen Premiere Direktor, Darsteller und Autoren herbstblumenbekränzt am Schluß danken durften, dieweil das Publikum, die Revuegenüsse eben noch verdau-

end, verschwenderisch Beifallsbezeugungen austeilte. Die »Revue« traf nämlich den Geschmack des Nelsonpublikums ausgezeichnet, indem sie Toiletten mit Chansons garnierte. Jene schienen mir vollends gelungen, diese nur zum Teil und insoferne sie von Teobald *Tiger* stammten. (Nebenbei gesagt: Er sollte seine poetische Fruchtbarkeit – über zwei Drittel der Chansons hat er besorgt – mit einem anderen Tiernamen decken; weder Panther noch Tiger sind so fruchtbar.) – Eine literarische Note versuchte Blandine *Ebinger* mit einem Weddingdirnenlied anzuschlagen. In dieser glänzenden, vom Wedding wie von Literatur gleich weit entfernten Atmosphäre verhallte solch ein Ton selbstverständlich.

Berliner Börsen-Courier, 6. 10. 1921

HEIMKEHR

In der ganzen Nachbarschaft sind plötzlich die Gardinen von den Fenstern verschwunden, und ich freue mich ob der sichtbar gewordenen Heimlichkeiten der vielen fremden Menschen, die mich gar nichts angehen und meine Nachbarn sind.

Über Nacht müssen sie gekommen sein, wie Zugvögel, deren Anwesenheit immer überraschend ist; Zugnachbarn sozusagen. Eines Morgens erwachte hinter der Tapetenwand, an der ich schlafe, eine Melodie, verworren noch und schläfrig, als wäre sie mit dem linken Fuß aus dem Klavier gestiegen. Es war eine Übungsmelodie, und ich erkannte die vertraute musikalische Frühandacht einer Heimgekehrten.

Seit jenem Morgen weiß ich, daß Fräulein Trude wieder da ist, und ich gestehe, daß mich ihre Anwesenheit beruhigt. Es ist gesund zu wissen, daß sich in unserer näheren Umgebung keine aufregenden Ereignisse vollziehen, und insbesondere keine Umwälzungen. Wie leicht kommt es zum Beispiel in den Bergen vor, daß jemand abstürzt oder sich verlobt! Ich danke Gott, daß nichts dergleichen geschehen ist...

Gegenüber in der ersten Etage ist auch die blonde Frau wieder am Fenster zu sehen. Frauen am Fenster sind immer anziehend, es ist, als würden sie jemanden erwarten – und wer kann wissen, ob sie nicht *mich* erwarten? Sie sehen aus wie Gefangene, und ich darf mir einbil-

den, daß ich sie vielleicht, ja wahrscheinlich befreien werde. Ich liebe Frauen am Fenster, und insbesondere die blonden.

Aber eigentlich liebe ich den Oktober, einen Monat, in dem die Gewohnheiten und Gewöhnlichkeiten wiederkehren, einen herrlichen Monat, gesetzt und ohne Phantastik. Ich weiß, daß ich im Oktober niemanden befreien werde, und erkenne die realen Grundlagen der Welt und meines Lebens. Ich liebe die Distanz von Fenster zu Fenster, weil sie die Erfüllung unseliger Möglichkeiten ausschließt. Ich bin überhaupt sozusagen ein Distanzliebhaber.

Hinter den geschlossenen Gardinen der fremden Fenster konnte Unglaubliches geschehen. Gespensterwandel oder Einbruch oder verschwiegene Orgie. Es war unheimlich, geschlossene Fenster zu sehen, wie ein Anblick gehender, aber zeigerloser Uhren oder die Gesellschaft eines Taubstummen. Nun ist es mir bewußt, daß nichts geschehen ist. Rote Kissen und weiße Bettlaken über fremden Fensterbrettern sind sehnsüchtigen Augen ein Labsal.

Jeden Morgen geht der Beamte wieder seinen Weg ins Büro. Er hat nicht einmal seinen Stock in der Sommerfrische vergessen, wo man doch derlei zu vergessen pflegt. Im Gegenteil: Er klopft mit seinem Spazierstock auf die Pflastersteine, als wären es große Zuckerwürfel und als hätte er die Gewißheit, daß sie eines Tages ganz selbstverständlich auseinanderfallen werden. Die alte Dame mit dem Kapotthütchen, auf dem immer ein paar zerdrückte Glastrauben klimpern, trippelt wieder über die Straße. Wie leicht hätte ein Windstoß, wie er in Kurorten so häufig aufzutreten pflegt, ein klimperndes Glasträubchen aus der Gesellschaft der übrigen reißen und entführen können – hui, weit in einen schwäneberuderten Teich! Aber nichts dergleichen! Ein zufälliger Spiegel in einem Wartesaal zweiter Klasse oder ein gutmütiger alter Herr hätte der Frau leicht sagen können, daß sie ihren Hut hartnäckig schief aufsetzt und daß das Leben keine Maskerade ist. Haben die Windstöße aufgehört? Sind in den Wartesälen die Spiegel abgeschafft? Haben die alten Herren aufgehört, gutmütig und hilfreich zu sein?

Ich kann auch nicht finden, daß Fritz gewachsen wäre. Unlängst ging er mit seiner Mutter und wollte ein Reißbrett haben. Seine Mutter aber fragte mich, ohne an Reißbretter nur zu denken, ob ich nicht sehe, wie groß Fritz in den paar Wochen geworden sei. Ich sagte selbstverständlich ja, aber ich log. Fritz wird wohl immer klein sein, ein Liliputaner

vielleicht und im besten Fall ein überaus kurzstieliger Mensch. Und er hätte doch wirklich wachsen können! Was haben denn Kinder sonst in den Ferien zu tun?

Seit Jahr und Tag kommt der Herr mit dem grauen Plüschhut um dreiviertel zwölf nach Hause. Er war zwei lange, unerhört lange Monate fort, aber er kommt immer nach dreiviertel zwölf nach Hause. Es ist nichts veränderlich in der Welt, und das oberste ihrer Gesetze ist das Gesetz der Trägheit.

Wie aprilhaft schienen mir Mensch und Ding noch im Juni, ehe jene Fenstergardinen sich schlossen. Ich erwartete, daß der Herr mit Plüschhut schon um sechs Uhr, möglichst vor Sonnenuntergang, zu Hause sein würde; daß Fritz, ein Dutzend Reißbretter unter dem Arm, lang wie ein Laternenpfahl, über die Straße stochern würde; daß ein mächtiger Sturm alle Glastrauben der alten Dame weit über fremde Lande getragen, in blaue Seen geworfen hätte und daß sie jetzt im Begriff seien, über den großen Ozean zu schwimmen. Und ganz im stillen hoffte ich, daß etwas passieren würde mit der blonden Frau am Fenster. So viele schöne Männer wandern im Sommer durch die Welt und halten Auslug nach wartenden Frauen. Wozu hat uns der liebe Gott den Sommer geschenkt?

Es ist gar nicht beruhigend im Oktober. Das Laub fällt mit einer unglaublichen Sicherheit von den Bäumen – und man könnte glauben, daß es ein gewöhnlicher Herbst ist, ein Oktober, in dem sich die Welt auf ihre Nüchternheit besinnt. Aber mir bleiben die Menschen verdächtig. Wo waren sie? Was trieben sie? Seltsame Gefahren haben sie vielleicht erlebt, und ich teile nur ihre Wochentäglichkeiten. Die blonde Frau am Fenster verschweigt mir etwas. Manchmal glaube ich, einen fremden Schimmer um die alte Frau mit dem Kapotthütchen spielen zu sehen, und – irre ich nicht – mengt sich eine seltsame Melodie in das Geklimper ihrer Glastrauben. Und vielleicht ist Fritz gewachsen?

Berliner Börsen-Courier, 9. 10. 1921

WELTGERICHT

»Angesichts der Schwere
der Verantwortlichkeit ...«

Cäsaren, Heerführer und Politiker nennen das Weltgericht ihr zuständiges Forum. Auf ihren Schultern ruhen die Tressen der Verantwortung. Vorgesetzter jener Menschen, die keine Vorgesetzten auf Erden haben, ist die »Weltgeschichte«, von der ein Dichter sang, sie sei das Weltgericht. Unerschütterlich ist das Vertrauen der Menschheit in diese letzte und etwas späte Instanz. So unerschütterlich, daß sich die Welt freiwillig in Subordinierte teilt und solche, die der Weltgeschichte zur Verfügung stehen, um von ihr gerichtet zu werden.
Indessen ist die Weltgeschichte gewissermaßen ein Nachnahme-Weltgericht. Sein Urteil fällt, wenn der Angeklagte nicht mehr erreichbar ist; und dem geschehenen Unrecht bleibt nichts übrig, als zum Himmel zu schreien.
Es ergibt sich bei näherer Betrachtung, daß die Weltgeschichte selbst aus jenen Ungerechtigkeiten zusammengesetzt ist, gegen die sie Anklage erheben soll. Sie ist ein juristisches Monstrum: Delikt, Staatsanwalt und vollziehende Strafgewalt in einem.
Sie verkündet ihr Urteil durch den Mund der sogenannten »Nachwelt«, die stets bereit ist, alle Ungerechtigkeiten, insofern sie alt sind und den Antiquitätswert erreicht haben, zu verdammen; und neue zu arrangieren. Das Urteil über die neuen pflegt die »Nachwelt« der »Weltgeschichte« zu überlassen ...
Was bedeuten der Weltgeschichte ein paar Jahrzehnte? Den hundertmillionsten Teil eines göttlichen Atemzuges. Sie bedenkt nicht, die Weltgeschichte, daß sogar schuldige Politiker irdischen Gesetzen unterworfen sind, einem langsamen Weltgericht sich durch Ableben entziehen können und auf der großartigen historischen Weltanklagebank hohle Begriffshülsen zurücklassen, Schall und Rauch, was (ebenfalls nach einem Dichterwort) Namen bedeuten soll.
Der säumige Briefträger, der nur zwei Tage zu spät eine Postkarte zustellt, ist bei lebendigem Leibe erreichbar. Über ihn hat Gott einen Postamtsdirektor gesetzt. Über dem Postamtsdirektor hängt der Postminister, und der ist wieder dem Reichstag Rechenschaft schuldig. Aber seht, der Reichstag selbst beschloß die Fünfundzwanzig-Pfen-

nig-Steuer fürs Telephon – und wer richtet dafür den Reichstag? Und gesetzt den Fall, ein Postminister wäre absoluter Kaiser und sein Unheil keine Telephonreform, sondern ein Krieg – er würde bestimmt dem »Weltgericht« überliefert.

Doch fürchtet ein Tyrann keineswegs ein Gericht, das den Beklagten nur auf eine einzige Weise verurteilen kann: nämlich zeit seines Todes mit einem unangenehmen Attribut behaftet zu sein; zum Beispiel: Iwan, der Grausame; oder: Friedrich mit der leeren Tasche; oder Katharina, die Blutige.

Fürwahr! Ein Schöffengericht ist wirksamer denn ein Weltgericht! Der Schutzmann vom Potsdamer Platz kann mehr als die Weltgeschichte! Und deucht mich die Mitwelt auch nicht sehr vertrauenswert, haftbar ist sie eher als die Nachwelt.

Wie ist also in den »offiziellen Kreisen« der Glaube aufgetaucht, daß sich irgendein mit der europäischen Unordnung beschäftigter Rat »angesichts der Schwere der Verantwortlichkeit« nicht zu irgendeiner Sache entschließen konnte? Wen fürchtet solch ein Rat?

Das Weltgericht eben! Und diese Angst einer Vize-Allmacht vor einem langsamen Weltgerichte fordert Gelächter heraus. Und Protest: im Namen des Briefträgers.

Diesen ereilt die Strafe für ein geringes Versäumnis sofort. Ein schuldiger Politiker darf in pensionsumfriedeter Stille an einer Verteidigungsrede arbeiten, die er gar nicht mehr wird halten können.

Überhaupt ist die Weltgeschichte unzuverlässig. Von den Pharaonen ließ sie die großartigen Pyramiden stehen, aber der ägyptischen Könige Edikte und Rankünen sind vergessen.

Oh, glaubten wir doch noch an den Teufel! Angst vor Beelzebub wäre wirksamer als die Angst vor der Weltgeschichte. Der Teufel hat Flammenzunge, Schweif und Hörner und ist unentbehrlich für die Politik. Er könnte uns das europäische Gleichgewicht wiederbringen, das zu ihm gejagt wurde.

Berliner Börsen-Courier, 16. 10. 1921

MONDFINSTERNIS AUF DER STERNWARTE

In herbstlichen Vollmondnächten soll der Mensch nach Treptow gehn; weil über dem Treptower See der sichtbare Atemnebel der Welt lagert, der in der Friedrichstraße zum Beispiel noch niemals anzutreffen war. Wir aber gehen nach Treptow nur, wenn an mildem Sommersonntagabend Tanzlust sich regt oder die Sternwarte eine Mondfinsternis arrangiert. Wir sind gebildet und imstande, die kosmischen Begebenheiten Gott sei Dank an authentischen Orten wahrzunehmen.
Gestern nacht gelang es der Erde, sich undankbarerweise zwischen Sonne und Mond zu schieben, so, daß ihr Trabant fast ganz erlosch. Hieraus ist zu sehen, daß wir Menschen unsern anfechtbaren Charakter von unserer Mutter Erde beziehen, dieser Jammerkugel, und daß daran leider nichts mehr zu ändern ist. Wir haben eine geradezu kosmische Unanständigkeit.
Auf der Dachterrasse der Treptower Sternwarte standen viele Fernrohre und sehr viele Menschen. Sie klappten einen – gewöhnlich den rechten – Augendeckel zu, hielten zur Sicherheit noch die Hand darauf und blinzelten mit dem linken Auge gegen den Mond, der im Fernrohr runzlig ist wie eine weißlackierte Pomeranze.
Der Kegelschatten unserer miserablen Erde biß sich inzwischen hartnäckig und gefräßig vom rechten Rand aus in die Mondscheibe, wie Fritz in ein Butterbrot. Der Herr Direktor Archenhold flatterte in einem dunklen Lodenmantel über die schmalen Treppen zum großen Fernrohr und erläuterte das Ereignis. Er sah sehr schön aus, der alte Professor Archenhold: Sein Haar war sehr weiß, als hätte es das ganze bedrohte Mondlicht eingefangen. Er stand am Fernrohr, zwischen eisernem Gestänge, ein Kapitän auf der Kommandobrücke, und es war, als kommandierte er den Erdschatten. Zum Schluß gelang es ihm, den Mond aus seiner fatalen Lage zu befreien.
Während die Welt immer dunkler wurde und die Ränder des Mondes sich röteten, die Menschen auf der Terrasse gespenstisch aussahen wie ein Haufen Heimatloser, Unglücklicher, um den teuren Mond klagender Wilder – weder Kleidung noch sonstige Kultur war an ihnen zu sehen (wegen der Dunkelheit) –, gedachte die Natur mit Dankbarkeit des Films und der Regisseure, ohne die ihr ein solch Spektakel niemals ganz gelungen wäre.

Erschütternd wirkte auf mich die plötzliche Begegnung mit zwei Briefmarkensammlern, die wegen des Kellnerstreiks zur Mondfinsternis nach Treptow gekommen waren. Während sie die schmale Wendeltreppe zum großen Fernrohr emporstiegen, sprachen sie von der Überflüssigkeit ungestempelter Briefmarken eines neuen Staates und raschelten mit Papierschnitzeln erfolgreich in den Weltenraum wie in einen blauen Aschenbecher.
Also bewiesen sie die anthropozentrische Weltanschauung. Und der gesamte Kosmos suchte vergeblich nach einem Wolkentaschentuch, um sein Antlitz darein zu verbergen.

Berliner Börsen-Courier, 17. 10. 1921

»SATAN, FREIHEIT, REVOLUTION«

So lautet der Titel eines Vortrags, den am 17. d. M. im Blüthnersaal Herr *Hanns Heinz Ewers* redete. Herr Ewers hätte ebensogut von »Beelzebub, Hexensabbat und Walpurgisnächten« reden können. Oder von »Hufeisen, Pentagrammen und Vampiren«. Hanns Heinz Ewers ist nämlich beeideter Sachverständiger für Gruseligkeiten, ein literarischer Hexenküchenjunge, der nebenbei ein Fleißaufgabe-Interesse für menschliche Pikanterietriebe beweist. Ein Dichter für die reifere Halbwüchsigkeit, der sein Publikum nicht aus den vertretenen Kinderschuhen kommen läßt. Die Erscheinung des vortragenden Ewers: eine kerngesunde Belanglosigkeit in Dekadentengewandung.
So angetan, versuchte Ewers den Titel seines Vortrags mit drei von Kant gelegentlich genannten Begriffen: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, in einen kausalen Zusammenhang zu bringen. Im Laufe der Vorlesung gelang es Ewers, Gott als die Macht für Mittelmäßigkeit und Masse seinen Hörern darzubieten, Satan als den Gott der Freien. Aber am Schluß erwies es sich, daß der Gottglaube im wesentlichen dem Satansglauben gleich sei. Also der Glaube an Moralin und spießbürgerlich »Gutes« gleich dem Glauben an das absolut Gute der Freien. Goethe wurde »Revolutionär«, sein »Prometheus« zum Revolutionslied von Ewers ernannt, anstelle der Marseillaise.

Für die Revolutionäre im sozialen Sinn hat Ewers nichts übrig. Sie, behauptet er, kämpften nur im Namen des »guten Gottes« der Mittelmäßigkeit.
Der Applaus der zahlreichen Ewersleser war gewaltig.

Berliner Börsen-Courier, 23. 10. 1921

SCHILLERPARK

Der Schillerpark eröffnet sich unvermutet im Norden der Stadt, eine überraschende Kostbarkeit hinter dem Alltag nördlicher Schultheiße und Patzenhofer: ein Park im Exil. Er sieht aus, als wäre er einmal im Westen gewesen und als hätte man ihm, anläßlich seiner Verbannung, seinen Schmuckteich genommen und die Edelschwäne und das Wetterhäuschen mit Barometer und Sonnenuhr.
Geblieben sind ihm die Trauerweiden und sein Gefolge, die Parkwächter. Das sind schweigsame und wahrscheinlich wertvolle Menschen, weil sie keinen seelenverderbenden Beruf haben. Sie sind die einzige harmlose Polizei in dieser Welt, von Gott und dem Magistrat eingesetzte Warnungstafeln, die vor Langerweile plötzlich ihren Standort verließen und in den Alleen auf und ab zu wandern anfingen. Auf ihren Gesichtern steht die verwitterte Inschrift: Bürger, schützet eure Anlagen -- und die Weidenruten, die sie in Händen halten, sind gewissermaßen wedelnde und sanfte Rufzeichen. Die Parkwächter sind übrigens die einzigen Lebewesen, die befugt sind, den Rasen zu zertreten.
Ich wüßte gerne, was die Parkwächter im Winter tun. Undenkbar fast, daß sie jemals den Park verlassen und in einer Küchenwohnung hausen mit Weib und Kindern. Sie hüllen sich vielleicht in Stroh und Lappen, und die Vorübergehenden halten sie für Rosenstöcke. Faune aus Marmor oder erzene Brunnenengel. Oder sie graben sich für den Winter ein und ersprießen dann im Lenz mit den Primeln und den ersten Veilchen. Daß sie sich von Hagebutten nähren wie Waldwesen, habe ich selbst gesehen. Wenn man sie fragt, besinnen sie sich lange, ehe sie eine Antwort geben. Es ist immer ein Stück Einsamkeit um sie, wie um Totengräber und Leuchtturmwärter...

Die Menschen, die in der Gegend des Schillerparks leben, müssen an jedem Vormittag arbeiten. Deshalb ist der Schillerpark genauso menschenleer, wie wenn es verboten wäre, ihn zu betreten. Nur selten tropft ein Arbeitsloser durchs Gehege.

Und zwei Mädchen, siebzehnjährig und naturbeflissen, wandeln durch seine Allee. Das sieht aus, als vermöchten Birken plötzlich zu wandern. Die wirklichen Birken aber sind festgewurzelt und dürfen sich nur in den Hüften wiegen.

Die Kinder kommen um drei Uhr nachmittags mit Schaufeln, Spaten und Müttern. Sie legen die Mütter auf den breiten, weißen Bänken ab und trippeln zum Sandplatz.

Den Sand hat der liebe Gott eigens für die Kinder erfunden, auf daß sie in weiser Ahnungslosigkeit des Spiels Zweck und Ziel irdischer Tätigkeit versinnbildlichen. Sie schaufeln den Sand einer Stelle in einen Blecheimer, schleppen ihn an eine andere Stelle und schütten ihn hier aus. Dann kommen andere Kinder und schaufeln den aufgehäuften Sand wieder dorthin, woher er stammte.

Und das ist das Leben.

Die Trauerweiden dagegen erinnern an den Tod.

Sie sind ein bißchen willkürlich und übertrieben, immer noch grün inmitten herbstlichen Farbentohuwabohus, und sie haben ein menschliches Pathos. Die Trauerweiden hat Gott nicht von Anbeginn erschaffen, wie Haselsträucher etwa und Apfelbäume, sondern nachdem er sich entschlossen hatte, die Menschen sterben zu lassen. Sie sind gewissermaßen sekundäre Baumerscheinungen, Flora mit Intellekt und Bewußtsein für Zeremonielles.

Auch im Schillerpark fällt das Laub herbstgemäß von den Bäumen, aber es bleibt nicht liegen. Im Tiergarten zum Beispiel darf ein wehmütiger Wanderer im Laub geradezu waten. Das verursacht ein poetisches Rascheln und macht die Seele schwer. Im Schillerpark aber sammeln die Weddingmenschen jeden Abend das Laub und trocknen es und heizen damit im Winter.

Das Rascheln ist ein Luxus; als wäre Poesie ohne Zentralheizung naturwidrig.

Die Hagebutten sehen aus wie kleine, rote Likörfläschchen zu Reklamezwecken. Sie fallen ganz umsonst von den Bäumen und werden von den Kindern gesammelt. Die Parkwächter sehen solchem Gehabe ru-

hig zu. Man hat Vertrauen zu dem Herrn, der die Wächter auf dem Felde speist und mit Magistratskappen kleidet.

Berliner Börsen-Courier, 23. 10. 1921

DIE WELT OHNE ERSTE

Der Verkehrsminister wird nächstens die erste Wagenklasse aus den Eisenbahnzügen entfernen. Es wird nur noch Zweite, Dritte und Vierte geben. Das ist ein geköpftes Zählsystem.

Das ist ungefähr so, wie wenn die Schöpfungsgeschichte anfangen würde: Am zweiten Tage schuf Gott... Der erste ist gar nicht geschaffen worden. Der liebe Gott begann sein Schaffen, indem er abschaffte: den ersten Tag nämlich. Den gibt es nicht. Das ganze so unerhört respektable Geschlecht der ersten Erscheinungen ist fort. Es gibt nicht nur keinen Anfang, sondern auch kein Anfangen mehr.

Das ist eine Entdeckung, welche die Welt auf den Kopf stellen würde, wenn sie nicht eben durch diese Entdeckung geköpft würde. Die Relativitätstheorie ist gewiß nicht imstande, feststehende Begriffe so heftig umzustoßen: Es macht kein Kind mehr einen ersten Schritt; es hat kein Mensch einen ersten Erfolg, eine erste Enttäuschung, eine erste Leidenschaft. Es ist alles Wiederholung.

Schon über Stadt- und Untergrundbahn dürfte sich wundern, wer fremd war; und wer einheimisch war, auch. Aber es war doch noch wenigstens das Bewußtsein von der Existenz einer ersten Wagenklasse bei der Eisenbahn überhaupt da. Dieses wird nunmehr verschwinden.

Das *Wissen* um die erste Wagenklasse war's. Es war ein Glied in der Luxus-Traumstelle des Emporstrebenden. Es war eine charakteristische Nuance des Wohlergehens. Es war eine Sprosse in der Amtssprachentonleiter des Schaffners.

In der Vierten sagte er nur: »Die Fahrkarten, bitte!« – In der Dritten: »*Bitte*, die Fahrkarten!« – In der Zweiten: »Guten Tag! Jemand eingestiegen?« ––

Aber in der Ersten schob er behutsam die Tür zurück und sprach zu dem *einen* Herrn, der die Erste gewöhnlich ausfüllt: »Guten Abend! – Bitte die Herrschaften um die Fahrkarten!« –

Und dann stellte es sich heraus, daß dieser *Pluralis maiestaticus* ein Attaché war oder sonst ein Freikartenbesitzer.
Diese erste Wagenklasse brauchte ja nicht nützlich zu sein! Sie sollte nur dasein: das Symbol des Unerreichbaren, der Duft einer plüschroten Vornehmheit...
Es erwies sich, daß selbst jene, die imstande gewesen wären, sich die Vornehmheit zu kaufen, darauf verzichteten. Also ist die Erste überflüssig. Sie starb an der vornehmen Blutleere. Sie ward immer unirdischer.
Geblieben ist die Zweite. Sie ist jetzt Erste. Und wer will, kann darin ein Symbol für die Relativität der Erscheinungen sehn. Sie heißen nur verschieden.

Berliner Börsen-Courier, 24. 10. 1921

TIERE

Rückkehr in den Zirkus

Im Hagenbeck-Zirkus kann man wilde Tiere sehn, gezähmte Dompteure und applausfressende Clowns.
Die kaukasischen Bären tragen ihre Krallen in gefütterten Handschuhen. Die Eisbären trollen in weißen Winterkostümen. Alle Bären zeigen den seltsamen Ehrgeiz, aufrecht zu gehen auf zwei Beinen, um die Ehre der Tierwelt vor dem Parkett zu retten. Das gelingt ihnen vollends, wenn sie einen Foxtrott tanzen. Die Menschen im Parkett brummen, um auch nicht zurückzustehen.
Die Bären sind sehr musikalische Tiere. Sie fallen nie aus dem Takt, nur die Kapelle tut es manchmal. Das aber sieht man gar nicht, weil die Musik hoch oben sitzt und Sphärentangos erklingen läßt.
Wenn die Bären aus der Arena kommen, fallen sie wieder auf ihre Vorderfüße, sie bummeln auf allen vieren in den Käfig zurück und versinken in Vierfüßlertum, als gäbe es überhaupt keine Kultur und keinen Jazzband auf der Welt.
Da sind zum Beispiel die Löwen ganz anders: Sie wissen genau, daß sie die Könige der Tierwelt sind, als hätten sie die Fabeln von Lafontaine und Emanuel Geibel gelesen, und sie wissen, was sie der Literatur und

sich selbst schuldig sind. Sie recken ihre wunderschönen Schweife mit den Quasten und lagern sich malerisch wie Bettvorleger. Außerdem hocken sie wütend auf hohen Postamenten wie doppelte Buchhalter auf Kontorstühlen und weigern sich, über einen Halbreifen zu springen. Der Dompteur hat einen blinkenden Revolver und eine Peitsche. Die Löwen zähmen ihn mit einem Blick. Dann streckt er den Revolver vor, um den Löwen zu beweisen, daß schließlich *wir* das Schießpulver erfunden haben. Das wird gebührend anerkannt, und die Reputation der Menschheit ist wiederhergestellt.

Mit den Berberlöwen ist auch eine männliche Gourvernante gekommen, ein dunkelhäutiger Berber mit einem Zopf und einem guten Hausvatergesicht. Ein Clown wickelt ihm gelegentlich den Zopf auf, und der Berber lächelt über so viel europäischen Geist. Er hört das Publikum brüllen, und ihm ist sehr heimisch zumute.

Die bengalischen Königstiger haben entschieden etwas von Feuerwerk in ihrem Wesen (was sich schon in ihrem Namen ausdrückt). Sie sollen durch einen Reifen springen und wundern sich, daß die komplizierten Menschen so einfache Leistungen sehen wollen. Manchmal denkt sich ein Tiger: Warum durch einen Reifen? Ich kann durch zehntausend Wüstenmeilen springen, und keiner klatscht Bravo. Die Menschen sind sonderbare Fleischfresser!

Wenn es dem bengalischen Königstiger schon zu langweilig geworden ist, erweist er dem Publikum den Gefallen und springt durch den Reifen. Dabei entblößt er ganz deutlich den Hinterteil seines Körpers – der sehnig ist und sprühende Muskeln hat – und denkt sich nichts Böses dabei. Er hat nicht den geringsten Respekt vor der Menschheit. Vielleicht ahnt er gar nicht, daß ihr ein strenger Sachverständiger der Nacktheit wie Professor Brunner angehört? Die bengalischen Königstiger sind sehr zurückgeblieben in der Kultur.

Die Elephanten aber wandern schon ganz haarlos und unzensuriert durch die Arena. Man hat ihnen die Stoßzähne schon weggenommen, weil die Menschen Zigarrenspitzen, Papiermesser und Aschenbecher brauchen. Sie haben nur noch die Rüssel behalten. Sie benehmen sich kindisch wie Säuglinge, und das Parkett freut sich, daß es schon so erwachsen ist. Sonst sieht es keinen Unterschied.

Berliner Börsen-Courier, 3. 11. 1921

LEBENSFREUDEN

I. Premiere

Statt »Premiere« sagt man auch »Erstaufführung«, aber das ist lange nicht dasselbe. Es ist ein Unterschied wie zwischen »Saison« und »Jahreszeit«.

In dem Wort: Premiere liegt die ganze Feierlichkeit einer Erstaufführung, das feingekleidete Parkett, die umfassende Urteilsfähigkeit der Kritiker und die feiertägliche Seele des Dichters. »Die Premiere« ist ein wallendes Wort, sozusagen eine seidene Wortrobe.

Zur Premiere kommen nur die Sachverständigen mit Straßen-, Stadt- und Untergrundbahn, denn ihnen ist das Ganze eine Erstaufführung. Das sachunverständige, aber verständnisinnige Publikum der Logen und Orchesterstühle rattert in Autos heran, die gewöhnlich lackiert sind. Das erhöht den Kunstgenuß.

Man muß wissen, daß man bei einer Premiere ist; sonst glaubt man leicht, das Stück schon irgendwo gesehen zu haben. Oder man verwechselt es mit einem alten. Bei dem ansehnlichen Alter, das die Literatur schon erreicht hat, und bei der enormen Dichterzahl, der sich Europa nicht erfreut, ist es natürlich schwer, lauter *ganz* neue Stücke zu finden.

Bei Premieren sitzen (in den mittleren Reihen) die Mütter jüngerer Schauspielerinnen, die Nebenrollen haben. Diese Mütter sind an einem Plaid erkenntlich, das sie auf dem Arme tragen, um keinen Preis der Welt in der Garderobe abgeben und nach der Vorstellung ihren Töchtern zum Bühnenausgang bringen. Die Mütter sind sehr erhitzt und brauchen das Plaid für sich selbst. Aber sie tragen's nicht.

So ist die Mutterliebe.

Die Schauspielerinnen verlassen sich auf ihre Weiblichkeit, wenn ihr Talent versagt. Sie halten die Kritiker durchaus für Wesen männlichen Geschlechts. Aber diese Sorglosigkeit ist nicht immer zuverlässig...

Die Pause findet gewöhnlich nach dem zweiten Akt statt – und da weiß man schon alles. Dennoch sieht man auch noch den dritten und erlebt die Überraschung, daß der Dichter auf die Bühne gezerrt wird. Sein Anblick mildert das Urteil der Zuschauer. Demzufolge könnte man sagen: Ein lebender Dichter ist ein halber Erfolg. Die meisten lebenden Dichter haben auch halbe Erfolge zu verzeichnen.

Die Claqueure sind im Saal verstreut wie Konfetti. Sie sind einerseits bezahlt und leben davon. Andererseits gehören sie der kunstsinnigen Gemeinde der Direktionsvertrauten an und klatschen aus Begeisterung für eventuelle Vorteile. Sie sind sozusagen *Kliqueure*. Es klatscht aus jedem Winkel, und das Geräusch beeinträchtigt die Urteilskraft.
Die Kritiker stopfen sich Berufswachs in die Ohren und urteilen.

II. Bar

In der Bar ist die Musik gedämpft wie das Licht. Alle Klänge haben rote Lampenschirme aufgesetzt.
Hinter dem Bartisch wächst aus der Mitte von Flaschen und Likörgläsern eine hochfrisierte Blondine empor wie eine Reklame. Sie hat sich ein süßes Lächeln angezogen, das sie zu Hause ablegt zugleich mit dem Korsett.
Die Tische sind klein und die Preise groß. Sie sind auf einer schlanken Papiertafel verzeichnet, aber man liest sie erst, wenn man im Begriff ist, sie doppelt zu sehen. Von dieser wunderbaren Eigenschaft der Menschen können die vielen Bars lange Jahre leben.
Die Kellner sind glattrasiert und verschwiegen. Sie müssen über alle schlechten Witze lächeln, die man ihnen mit einem Trinkgeld zu schenken pflegt. Und die Menschen machen sehr schlechte Witze.
In der Bar sieht es auch um acht Uhr abends aus wie nach der Polizeistunde. Die Atmosphäre ist geheimnisvoll. Süße Gefahr liegt in der Luft. Und man fürchtet sich nicht.
Die Likörgläser sind schlank und kostbar wie geschliffene Jungfrauen. Sie zerbrechen häufig mit einem wundersamen Geklirr; man möchte ihnen auf der Stelle nachsterben.
Aber es gibt sehr viele Likörgläser auf der Welt.
Die Herren mißhandeln ihre Augenhöhlen mit Monokeln und setzen sich auf die hohen Postamente vor dem Bartisch, daß sie aussehen wie Monumente. Ihnen wird nie die Nachwelt eines setzen – sie kommen ihr zuvor.
Geldgewinnend lächelt die Bardame.
Die Musik spielt einen rötlich gedämpften Foxtrott. Zwei Paare tanzen in der Mitte und kosten einen Vorschuß auf die Seligkeit. Sie lächeln und reden nichts miteinander, sie hängen irgendwie mit dem Fiedelbo-

gen des Primgeigers zusammen, der schwarzes, glattgescheiteltes Haar hat und eine Vergangenheit vorzutäuschen versucht.
Er sieht aus wie ein Spanier, von einer nördlicheren Gegend kann keine Rede sein. Der Klavierspieler ist müde und manchmal bebrillt, verheiratet und Vater. Er arbeitet viel und mühsam und hat kein Interesse für Foxtrotts. Seine Finger wissen nichts von seiner kummervollen Seele, als hätte er sie angezogen, ehe er sich ans Instrument setzte, wie fremdes Handwerkszeug.
Gott liest in der Seele des Klavierspielers und läßt die Polizeistunde hereinbrechen.

III. Varieté

Für »Varieté« ist kein deutsches Wort gefunden worden. Man kann es ebensowenig übersetzen wie »Pikkolo«.
Man könnte es vielleicht »Vermischtes« nennen, aber das klingt beleidigend und – was noch schlimmer ist: sachlich.
In dem Wort Varieté fühlt man das »Amüsement« voraus, daß auch nicht ganz »Unterhaltung« bedeutet. »Varieté« ist ein flitterbehangenes Wort. Die ganze Welt unbegrenzter Möglichkeiten drückt es aus. Es dehnt sich in der letzten Silbe, straff und elegant wie ein gespanntes Silberseil. Scheinwerfermystik liegt in diesem Wort.
Zu den unverwüstlichen Bestandteilen jedes Varietés gehört ein Humorist, der vor geschlossenem Vorhang aufgeht wie ein Mond am Himmelsrand. Der Humorist redet fließend in Knüttelversen und verschüttet Schüttelreime so zwanglos, als wäre die gebundene Rede seine Muttersprache.
Sehr beliebt ist ein Nackttanz als Mittelpunkt. Ein beweglicher Mittelpunkt sozusagen. Die Nackttänzerinnen haben verheißungsvolle Schleier an, deren Ränder so kunstvoll hergestellt sind, daß sie ältere und wohlhabende Herren in der ersten Reihe im Vorüberfliegen streicheln.
Nackttänze gehören zu jenen verbotenen Aufführungen, über die man, der Natur der Sache gemäß, hinwegschwebt. Der Herr Professor Brunner wird dereinst von der Kulturgeschichte in einem Atem mit den Nackttänzen genannt werden, obwohl er noch nie auch nur einen einzigen gesehen hat.

Im Varieté sind die Kellner weißgekleidet und gehen bierspendend durch die dürstenden Reihen. Indessen tritt oben ein Clown auf, der gewöhnlich einen dänischen Namen trägt und die einfachsten Lebensäußerungen wie Atmen, Gehen und Stehen mit sehr viel Kunst kompliziert.
Er wendet ein Höchstmaß von Klugheit an, um wie ein Idiot zu wirken.
Hinter ihm erklettert ein Trikotmensch eine schwankende Stange, ohne jeden andern Zweck als den, »der Mann auf dem Bambusrohr« heißen zu können. Solange er oben ist, hält die Musik den Atem an, als machten die Instrumente Lungengymnastik.
Ihre zurückgehaltenen Geräusche brechen los, wenn der Mann wieder unten ist, und verursachen einen »Tusch« wie beim Geburtstag eines Veteranenhauptmanns.
Zu den ausübenden Varieté-Künstlern gehört seit einiger Zeit der Elephant, der mit dem Rüssel trommelt, als hätte er ihn zu diesem Zweck bekommen. Die modernen Elephanten werden von Damen erzogen, die einen Turban tragen und große Goldringe in den Ohrläppchen. Das sind die Elephantennursen.
Das Varieté ist ein zwangloses Theater, was schon die Kellner mit dem Bier beweisen. Es gibt Spannung statt Andacht. Es ist eine Art zwangloser Kunsttempel. Während der Vorstellung darf man sogar Schrippen essen wie in der Theaterpremiere.
Hier schließt sich der Ring. –

Berliner Börsen-Courier, 6. 11. 1921

WILDE BÜHNE

Das literarische Kabarett Berlins fängt hier an, sich eine eigene Physiognomie zu schaffen. Noch ist jede einzelne Nummer ein Versuch. Noch schwankt man zwischen Wedding und Montmartre und schlägt zwischendurch einen harmloseren Ton an, den das Publikum auch gerne hört. Aber aus all den gepfeffert-erotischen, sozial-revolutionären und anspruchslos-heiteren Elementen entwickelt sich deutlich ein eigener deutscher Kabarettstil, weniger akademisch als der Mont-

martre und dennoch literarisch wertvoll. Er bleibt der Wedekind-Tradition treu, ohne in ihr zu erstarren. Das deutsche Kabarett muß sich nun endlich entschließen, den didaktischen Ton abzulegen. Das Kabarett ist pointierte öffentliche Kritik, wie ein literarisches Witzblatt, und keine Besserungsanstalt.

Dem Novemberprogramm der »Wilden Bühne« verleiht Leo *Heller* mit einigen Liedern aus der Welt des Nordens einen chrakteristischen Zug. Die »Berliner Moritat« zum Beispiel, die Annemarie *Hase* zu einem scheußlich mißtönigen Leierkasten mit ironischer Realistik singt, hat alle Kennzeichen eines guten »Weddingliedes«. Es ist nicht stilisiert, sondern wahr. Es ist ohne Tendenz. Es trifft, ohne zu zielen. Trude *Hesterberg* singt das »Börsenlied« von Walter *Mehring*. In diesem Lied ist schon der Krampf des Autors zu sehn: Er will unbedingt »der Zeit ihren Spiegel vorhalten«. Er übertreibt also – nicht künstlerisch, was selbstverständlich geboten wäre –, sondern *sachlich*. Trude Hesterberg schmettert (in einem ulkigen Börsenkostüm) diesen Kampfgesang gegen die Börse mit erfrischender Sieghaftigkeit hinaus. Sie sieht dann in zwei andern Liedern (»Die Knöpfelschuh« von Heller und »Bein ist Trumpf« von Radetzki-Janowitz) entzückend aus. Das ist gute, durch Literatur gemilderte und vertiefte Operettenkunst. Eine neue Nuance bringt Berthold *Reißig* mit »Liedern zur Laute«. Er hat noch etwas Provinz abzulegen. Maximiliane *Ackers* und Lotte *Velden* sangen und spielten (ein Ständchen aus dem 16. Jahrhundert, den Deutschen Tanz von Mozart). Maximiliane Ackers ist ein schelmisches Mädchen mit einer nicht immer ausreichenden Stimme, aber sehr viel Musikalität im Leibe. Ein »Racker«, der, ohne zu wissen, wie er ins Kabarett kam, nichts von Montmartre- und Weddingatmosphäre annimmt, sich selbst treu bleibt, mit frommer Fröhlichkeit zwitschert, wie's kommt. Oh, Abwechslung und Labsal!

Kurt *Gerron* erzielt mit seiner pointiert-intellektuellen Art, großstädtische Chansons vorzutragen, und mit seiner reichen, rein mimischen Begabung große Wirkung. Alfred *Beierle* spricht Wedekinds Ballade »Die Keuschheit« mit großer Meisterschaft. Es gelingt ihm, den ganzen grausigen Wedekindhumor in einer einzigen Geste zu komprimieren, wenn er zum Beispiel eine Faust drohend emporstreckt, ehe er selbst hinter einer Stuhllehne zum Vorschein kommt. Sozusagen eine schauspielerische *Pars pro toto*. Ein fürchterliches Gelächter lebt in diesen Versen Wedekinds.

Wilhelm *Bendow*, der eine Dame von der Münchener Oktoberwiese darstellt, entfesselt mit treffenden satirischen Pointen Stürme der Heiterkeit. Er hat sich in seiner sachlich-ironischen Art zu einem Humoristen individueller Prägung entwickelt.
Marcel *Glodki* hat einige gute Bühnenbilder gezeichnet.

Berliner Börsen-Courier, 10. 11. 1921

»BUCH UND BILD«-AUSSTELLUNG

Heute mittag, 12 Uhr, wird in Anwesenheit des Reichspräsidenten Ebert im Staatlichen Kunstgewerbemuseum die Ausstellung »Buch und Bild« eröffnet. Gestern waren Pressevertreter zur Vorbesichtigung eingeladen. Die Ausstellung umfaßte die meisten Parterreräume des Kunstgewerbemuseums und gibt ein reiches Bild von der Entwicklung des deutschen Kunst- und Buchhandels. Die letzte Bücherschau dieser Art hat im Jahre 1880 stattgefunden.
Die Herbstschau dieses Jahres hat eine größere Reichweite als irgendeine rein lokale Ausstellung, wie Hofrat Dr. *Kleiner-Leipzig*, der Erste Vorsteher des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, in seiner Ansprache ausführte. Die Ausstellung soll vielmehr ein Bild von der Wirtschaftslage des deutschen Buchhandels im allgemeinen geben. Papiernot und geänderte Kreditverhältnisse schränkten den deutschen Buchhandel während des Krieges ein, die allgemeine Teuerung nach dem Kriegsausgang verschlimmerte die Situation. Durch den Zerfall der Habsburger Monarchie und die Revolution in Rußland wurde der deutsche Absatzmarkt verringert, die Geldentwertung hat in Deutschland gerade jene Schichten am härtesten getroffen, die als Bücherkäufer in erster Linie in Betracht kamen. Dennoch ist das Buch heute noch eines der billigsten Erzeugnisse in Deutschland. Es zeigt im Durchschnitt nur eine Erhöhung auf das 7- bis 8fache, während alle anderen Waren um das 15fache gestiegen sind. Einen Ausgleich hat der Buchhandel darin gefunden, daß bei Auslandsverkäufen *Valutaaufschläge* stattfinden. Trotzdem wird das deutsche Buch im Ausland noch nicht zu teuer und konkurrenzunfähig.
Schlimm ist der Sortimenter dran, der auf Rabatte angewiesen ist, die

noch keineswegs seinen Reingewinn darstellen. Trotz allen Schwierigkeiten fängt der Buchhandel an, was die Buchausstattung betrifft, die Verhältnisse der Vorkriegszeit zu erreichen. Den besten Beweis liefert die Ausstellung selbst. Zierliche Liebhaberausgaben, fein abgetönte Einbände in Leder, Pergament, Leinen. Die Bibel, der Koran, Klassikerausgaben, alte und neue Lyrik auf köstlichem Büttenpapier, in origineller Schrift. Von ganz eigenartigem, intimem Reiz sind die Bibelausgaben des Brandusschen Verlags (Berlin). Buchhändlerische Delikatessen. Delphin-Verlag, Fischer, Cassirer, Rowohlt, Kurt Wolff, Kiepenheuer, der Sybillenverlag – der Raummangel verbietet die vollständige Aufzählung. Zürich und Wien sind vertreten und deutsche Verlagsstädte. Ein paar gelungene und billige Reproduktionen hat die Anstalt Hanfstaengel ausgestellt. Ein sehr gut reproduzierter Rembrandt (»Der Mann mit dem Goldhelm«) kostet z.B. nur dreißig Mark.

An die Buchausstellung angeschlossen ist eine kleine *Drechslerausstellung*. Hier ist allerlei Holzgerät zu sehen, kleine Ständer, Aschenbecher, Lampenschirme, alles fein und unaufdringlich, ohne die anspruchsvolle Warenhausgeste des üblichen kunstgewerblichen Klischees, an dem unsere Stadt so reich, so reich ist. – Über den Gesamteindruck – und manches einzelne – der Ausstellung wird noch etwas zu sagen sein. Sie ist eine der geschmackvollsten der letzten zwei Jahre und hat nur einen Fehler mit allen andern gemein: Sie ist zu groß. Man kann mit dem Trommelfeuer von Eindrücken kaum fertig werden. Im übrigen muß man dem deutschen Buchhandel Glück wünschen und Erfolg. Nicht nur im Interesse der geistigen Kultur, sondern auch der Volkswohlfahrt: Vom Buchhandel leben noch viele andere Gewerbe.

Berliner Börsen-Courier, 12. 11. 1921

BEGEGNUNGEN

I. Boy

Man könnte glauben, daß die Boys der ganzen Welt *einem* Geschlecht entstammen und eine eigene Rasse bilden wie Zwergpinscher. Aber die kleinen Boys wachsen und werden groß und sterben als Zahlkellner.

Alle Boys haben rote Wangen und sehen frisch aus, daß man geneigt ist zu glauben, sie würden in der Küche nicht nur in Frack und lange Hosen gesteckt, sondern auch angestrichen und mit Säuglingsduft durchtränkt. Zu Hause trägt kein Kellnerknabe einen Frack, sondern einen abgelegten Anzug vom älteren Bruder, der beispielsweise Rohrleger ist.

Auch benimmt sich ein Boy zu Hause sehr kindlich, wie es seinen Jahren angemessen, und an freien Tagen geht er mit seinen Spielkameraden auf den Rummelplatz. Dafür bekommt er Schläge zu Hause und muß bitterlich weinen.

Wenn aber die Dämmerung hereinbricht, sind seine Tränen getrocknet, und seine Kindheit liegt ferne wie ein glücklicher Sommertag. Er schluckt einen Kaffeelöffel Männlichkeitstropfen, Marke Virinol, und gehabt sich erwachsen. Je weiter die Nacht fortschreitet, desto männlicher wird er. Gegen Mitternacht ist er am erwachsensten.

Da kann er einem gutgebauten, breitschultrigen, großen Herrn in den Pelz helfen, ohne auf einen Stuhl zu steigen. Es ist, als wüchse der Boy mit seinen höheren Zwecken.

Der Pelz ist sehr schwer, ein Stadtpelz, innen mit Biberfellen tapeziert, mit einem feierlichen Sealkragen. Zwei Kürschnerjungen mußten ihn tragen, als er geboren wurde, und die Kürschnerin mußte husten, wenn sie ihn aufhob. Aber – siehe! – der Kleine hält den Stadtpelz im Gleichgewicht mit Daumen und Zeigefinger wie eine Apothekerwaage.

Manchmal lächelt eine Dame dem Knaben zu, und er blinzelt reif und erfahren. Er ist in erotischen Dingen Skeptiker und Kenner.

Der Boy hat noch keine Kellnertätigkeit auszuüben, weil er erst lernen muß. Aber er sieht aus, als sei er nur zum Boysein verpflichtet und zum befrackten Dasein. Er erfüllt lediglich eine Art Reklamezweck wie jene winzigen Likörfläschchen, die als Probemuster gratis und franko versendet werden. Die Boys sind Probemusterknaben.

Sie haben etwas Wunderkindmäßiges wie siebeneinhalbjährige Klaviervirtuosen. Aber sie beherrschen weder ein Instrument noch einen Impresario. Auch haben sie kurzgeschnittenes und sogar linksgescheiteltes Haar. Und tragen Frackhemden. (Wo werden diese Frackhemden hergestellt?)
Manchmal hört man durch den Lärm eines Gasthauses eine Ohrfeige schallen. Dann gehört sie entweder einem Gast oder dem Boy. Aber in neunzig von hundert Fällen gehört sie dem Boy. Es ist ein Gesetz in der Welt, das bestimmt, daß die Kleinen von den Großen geohrfeigt werden.
Der große Markör zerschlägt auch gelegentlich eine Porzellantasse. Dann hat er nur die Pflicht, sie zu bezahlen.
Wenn der Boy eine Tasse zerschlägt, muß er *außerdem* noch bezahlen. Das ist der Unterschied.
Ich habe einmal einen kleinen Jungen auf der Straße weinen gesehen, der seinen Rollschuh zerbrochen hatte. Ein Herr versprach ihm neue Rollschuhe für den nächsten Tag, denn es war schon Abend, und die Kaufläden schlossen. Aber der kleine Junge weinte unaufhaltsam. Er hatte gar nicht Rollschuhe gespielt, sondern er war auf ihnen in sein Hotel gerollt. Er war ein Liftboy.

II. Clown

Vor einem halben Jahr ungefähr starb in einem Berliner Zirkus ein Clown, knapp ehe er in die Manege treten sollte. Den Clown hatte der Schlag getroffen. Die Zeitungen überschrieben die Nachricht von seinem Tod fälschlich: »Der *Tod* in der Manege«.
Dann erfuhr die Welt, daß der Clown für einen alten Vater und für eine Frau und zwei Kinder gesorgt hatte und daß er ein sehr braver Bürger gewesen. Seine Hauptnummer bestand darin, daß er seit fünfzehn Jahren, Abend für Abend, sich rücklings auf den Boden legte, indes eine feingekleidete Dompteuse einen großen Kragenbär über seinen Körper schreiten ließ. Also war er eigentlich nur ein Anlaß für die Produktion des Kragenbären.
Welch ein geistreicher Kragenbär! – sagten die Leute, als sie sahen, daß dem Clown nichts geschah. – Welch ein dummer Clown! – hätten sie gesagt, wenn der Herr Kragenbär den Clown zerstampft hätte.

Die Clowns müssen ein halbes Leben über eine neue Lächerlichkeitsvariante für ihren Frack nachdenken und werden trotzdem nicht unsterblich. In zehn Jahren kann man eine neue Odyssee geschrieben haben und Jahrtausende lang in der Untersekunda skandiert werden.
Der Clown aber ist nur ein Pausenzubehör. Als Ereignis steht er im Rang eines Klingelzeichens und Trommelwirbels. Einmal sah ich einen Clown aus dem Zirkus heimgehen. Seine Frau ging mit ihm, er trug seine Berufskleidung in einem schwarzen Köfferchen. Sie sprechen jetzt von der Teuerung und von Stiefelsohlen, dachte ich.
Zu Hause hat der Clown vielleicht Wohnstube und Küche, und in der Wohnstube steht ein breites Messingbett. Von den vier blinkenden Bettkugeln fehlt die rechte am unteren Ende und ist unter das Bett gerollt.
Neben den Schränken hängt ein Öldruck. Darauf sieht man einen Nachen über den See gleiten, in dem sich ein Mond auf Gelatine spiegelt. Über dem Spiegel ist ein Lorbeerkranz befestigt mit einer roten Schleife.
Der Clown hat alle Witze in der Manege gemacht, und zu Hause ist er schweigsam. Er denkt vielleicht an Teuerung und dergleichen.
Ja, er denkt vielleicht in der Manege sogar an fehlerhafte Stiefelsohlen. Wenn ein Kragenbär über seinen Kopf hinwegstapft, denkt er: Kragenbären brauchen keine Stiefelsohlen. Dann drückt er einen verborgenen Knopf im Unterfutter seiner Weste, und seine brandroten Perückenhaare steilen sich und stehen aufrecht wie Stecknadeln auf einem Nähkissen.
Gott aber kennt alle Gedanken und alle verborgenen Knöpfe. Deshalb schickt er manchmal dem Clown den Tod hinter die Manege, und den Boy läßt er Zahlkellner werden.

Berliner Börsen-Courier, 13. 11. 1921

KLOSTERSTRASSEN-BOHEME

Ein Besuch im »Kunstasyl«

Vor mehr als einem Jahre gründete Käthe *Hyan* das »Kunstasyl« in der Klosterstraße, in einem der ältesten Häuser des alten Berlin. Von den zahlreichen »Gründungen« des letzten Jahres hatte diese nicht nur am neisten ethische Berechtigung; sie hatte sogar Popularitätsmöglichkei-:en. Das alles roch nach »Zukunft«: die altberlinische Klosterstraße, lie Nähe der Parochialkirche, die Menschen im Kunstasyl selbst und vas sonst an »Milieu« vorhanden war. Die Zeitungen schrieben über las »Kunstasyl«, das Publikum las – und kam nicht. Der Eintritt war rei, jeder durfte für die hungernden Schützlinge des Asyls geben, was :r wollte und konnte. Es erwies sich, daß das bemittelte Großstadtpu-blikum keinen richtigen Instinkt hat: Es ging ins Kabarett, um sich an Weddingliteratur zu ergötzen und an den stilisierten Ansichtskarten-verbrechern. Dort, wo das Elend selbst zu sehr war – nicht sein mani-iertes, für westliche Bedürfnisse zugeschnittenes Bild–, hörte das In-eresse auf. Mehr als ein Jahr wuchs das Kunstasyl in der Klosterstraße bescheiden und still. Dichter, Maler, Musiker und Bildhauer (begabte ınd weniger begabte) bevölkerten es. Die einzige Legitimation, die hnen abverlangt wurde, war nicht die Größe des Talents, sondern die Beschäftigung mit der Kunst. Was den Besuchern des Kunstasyls ge-boten werden konnte, waren also unter Umständen Dilettantismus ınd Unreife. Aber unter Umständen auch reife Darbietungen künstle-ischer Persönlichkeiten.

Es stimmt nämlich nicht, daß die »Boheme« in Berlin tot ist. In der Klosterstraße und in der Umgebung der Parochialkirche stirbt und verdirbt eine andere »Boheme« als jene, die im alten Café des Westens n den letzten Jahren herumfaulenzte. Die Klosterstraßenboheme hat kein Verhältnis zu Mokka und »Pump«. Ihr Elend ist nicht ihr Aus-hängeschild, sondern ihr Schicksal. Sie lebt nicht vom Zahlkellner und von der Verachtung für die Bürgerlichkeit. Sie sieht zu einem Zahlkell-ner empor als zu einem Wesen aus der lichterfüllten, speisenduft-durchtränkten Atmosphäre, die man – weiß Gott, niemals – wird mit-atmen dürfen. Nicht nur sie selbst ist arm – auch ihre nächste und nähere Umgebung ist es. Im Leben der Caféboheme gibt es sogenannte

»Zufälle«. Im Leben der Klosterstraßenboheme gibt es nicht einmal äußere Ereignisse von Bedeutung. Der Mokkaliterat hat Beweglichkeit. Der Klosterstraßenbohemien ist rührend hilflos. Das Abzeichen des Cafébohemiens – ein Kragen, an dem die Armut sichtbar klebt, der aber auch Glanz- und Sauberkeitseventualitäten besitzt – diesen Kragen hat der Hungerleider aus der Klosterstraße nicht.

Käthe *Hyan* lud die Presse zu einem Abend. Man sah ein paar hübsche Bilder, hörte Musik und war erstaunt über die Offenbarung eines wahren Dichters. Er heißt *de Witt*. Man nennt ihn »Wunderlos«. Er hat einen Zyklus Gedichte geschrieben, deren Held »Wunderlos« ist. Dieser Dichter war noch nie gedruckt. Seine Gedichte kann man im Kunstasyl hören.
Was er schreibt, sieht im ersten Augenblick nach Christian Morgenstern aus: das Schicksal eines Möbelwagens; eines Stuhlbeines. Aber die Gedichte sind gewiß keine »Nachahmungen«. Form und Inhalt nur machen sie Morgensternschen Dichtungen ähnlich. Aber sie enthalten eigene Persönlichkeit. Sie haben nicht die traurige Lieblichkeit Morgensterns. Sie sind keine Idyllen, sondern Tragödien. Wenn »Wunderlos« ein Mittel gefunden hat, in einen Bildrahmen zu steigen und seine irdische Wesentlichkeit aufzugeben, so tut er's, weil er die Welt nicht mehr verträgt. Ein Morgensternscher Wunderlos hätte es getan, weil er es vor Liebe zur Welt nicht mehr ausgehalten hätte. – (Der Dichter *de Witt* lebt vom Verkauf alter Bücher.)

Ich weiß nicht, was Käthe Hyan gelungen ist im Laufe dieses Jahres. Sie hat ein paar Malern – glaub' ich – Bilder verkaufen helfen. Sie hat vielen Hungrigen zu essen gegeben. Und sie hat einen ungedruckten echten Dichter ausfindig gemacht.
In Anbetracht der zahlreichen schöngedruckten Un-Dichter eine Leistung. Ein paar Dilettantismen verzeiht man gern. Sie sind jedenfalls harmloser und nicht so anspruchsvoll wie jene in den Kabaretts, die man teuer bezahlt.

Berliner Börsen-Courier, 14. 11. 1921

EPILOG ZUM »REIGEN«-PROZESS

Ein Prozeß von sittengeschichtlichem Format und deutscher Gründlichkeit; teilweise heiter in der Wirkung und vielleicht ernst in den Folgen; als kulturhistorische Erscheinung notwendiger denn die Aufführung des »Reigens«.

Der Prozeß zeigte mancherlei: erstens, daß eine gesetzliche Begriffsbestimmung über »Sittlichkeit« (insofern sie aus einem Kunstwerk spricht) lächerlich ist. Es gibt keine »normalmenschliche« Empfindung, die als Grundlage für eine Gesetzesbestimmung über Sittlichkeit dienen könnte. Zweitens: daß das ganze große Gebiet der Kunst einem großen Teil der gebildeten deutschen Menschheit verschlossen und unverständlich ist; daß Regierungsräte in künstlerischen Dingen Analphabeten sein können. Drittens: daß solche Regierungsräte dem Gericht maßgebend und sachverständig sind; daß also die Behörden um ein paar Jahrhunderte hinter der Kulturentwicklung zurückgeblieben sind.

Alle diese Tatsachen sind uns niemals so deutlich zum Bewußtsein gekommen wie durch den »Reigen«-Prozeß. Nicht weil das Werk etwa bedeutend, die Aufführung eine künstlerische oder ethische Tat von historischer Notwendigkeit ist – sondern weil der Prozeß einen Abschnitt in der Entwicklung der deutschen Öffentlichkeit beschließen könnte, ist er als Ereignis wichtig.

Sieht man von den muckerischen Argumenten der beruflichen Anstoßnehmer ab; der Tugendbündler von Geburt und Neigung; der öffentlichen Sittentanten; der politischen Nutznießer und gewaltsamen Tendenzmacher – so bleiben immerhin einige Einwürfe ehrlich Erbitterter, die mit jenen Bütteln der Tartuffemoral nicht in einen Brunner zu werfen sind. Diese Ehrlichen halten dem Dichter die skeptisch-leichte Behandlung menschlicher Heiligtümer vor. Das ironische Lächeln über Problematisches und Natürlich-Religiöses. Sie tadeln nicht die Wahl des Themas, sondern seine *Behandlung*. Das aber macht gerade die Schnitzlersche Eigenart aus: überlegenes Lächeln bei irdischen Schmerzen; die Dinge zwar nicht vom Standpunkt der Ewigkeit zu betrachten, aber vom Standpunkt der *Abseitigkeit*; die Weltweisheit eines – gesunden Menschenverstandes. Wedekind ringt mit den eroti-

schen Problemen. Schnitzler tut sie ab. Pathetische Menschen empfinden Schnitzlers Lächeln arrogant. Der »Reigen« ist ihnen eine Naturlästerung.

Den Sensiblen kann die Aufführung eine Preisgabe keuscher Verschwiegenheiten bedeuten. Alles Geschlechtliche ist zwar nicht Geheimnis, aber Verschwiegenheit. Es auf die Bühne bringen heißt es an die Öffentlichkeit zerren und entweihen.

Nur die wirkliche *Notwendigkeit* einer »Reigen«-Aufführung kann sie vor den Sensiblen entschuldigen. Wo aber lag diese Notwendigkeit vor? Wie ist der Nachweis zu erbringen, daß das Stück aus ethischen, nicht aus sensationellen Gründen aufgeführt wurde? Um das Buch lagerte seit eh und je die Pubertätsneugier der Minderjährigen. Das Geheimnis der »verbotenen Frucht«. *Das* waren die Gründe seines Erfolges. Nicht sein Kunstwert. Nicht seine Bedeutung. Es mag ein reizendes Kunstwerk sein, sagen die Sensiblen, aber es bringt uns keinen Schritt weiter. Was Schnitzler mit geistreichen Pointen sagt, wissen wir selbst. Ja, er nähert sich dem gefährlichen Paradox und entfernt sich von der Wahrheit. »Ein Juwel«, mag sein! Aber *mußte* es aufgeführt werden? Eine Angelegenheit, bei der der Reife sich amüsiert und nur der Primaner sich aufregt? ...

Ja, nur die Primaner regen sich auf, und die Vorzugsschüler unter den Primanern entrüsten sich und klagen an. Brunner ist der Musterknabe der amtierenden Prima. Er »hetzt«.

Der »Dolus« wäre in der Frage zu suchen: Geschah die Aufführung aus ethischen oder sensationellen Motiven? *Nicht* in der Frage: Ist sie unsittlich oder nicht?

Den Vorwurf der Sensation widerlegen die Persönlichkeiten der Hauptangeklagten; und der Umstand, daß die »Reigen«-Aufführung dezent bis zur Langweiligkeit war.

Eine der häufigsten Fragen im Verlauf des Prozesses war: »Was versucht der Dichter nachzuweisen?«

Und auf die Anschuldigung einer Zeugin, junge Menschen müßten aus dem »Reigen« die Notwendigkeit eines »leichten Lebenswandels« ableiten, weil doch die Selbstverständlichkeit des Ehebruchs und der Sünde durch Anschaulichkeit sozusagen gepredigt werde, warf ein *für* den »Reigen« eintretender Sachverständiger die Frage ein: »Glauben Sie nicht, daß junge Mädchen die Verwerflichkeit mancher Männer kennenlernen und also gefeit sind gegen Verführung?«

So wird nicht über die *ungewollte* Wirkung eines Kunstwerks verhandelt, sondern über seine *didaktischen* Zwecke.
Von Gottsched, der den Nützlichkeitszweck der Poesie gepredigt hat, bis zu diesem »Sachverständigen« ist kaum ein Schritt. Bezeichnend für die Orientiertheit mancher Beteiligter.

Sagte ich, es sei ein Prozeß von deutscher Gründlichkeit? – Es ist ein Prozeß des *Danebenredens*.
Die Mark fällt, die Abrüstungskonferenz tagt, die Weltgeschichte besteht aus lauter Ereigniswirbeln – hier wird tagelang an dem »Reigen-Problem« vorbeigeredet.
Aber der Mißgriff des Staatsanwalts ist ein paar verlorene Tage wert. Noch nie sah man die Feigenblätterkämpen so hüllen- und hilflos. Es war ein geistiger Nackttanz der Ankläger...

Berliner Börsen-Courier, 16. 11. 1921

SIEG DER VERNUNFT

Der Freispruch im »Reigen«-Prozeß

Der »Reigen«-Prozeß hat mit einem Siege der Vernunft geendet – und das ist einen Triumphruf wert, selbst wenn man überzeugt ist, daß ihre Niederlage eine Ungeheuerlichkeit wäre. Eine Verurteilung aller oder auch nur einiger Angeklagter hätte den Anbruch einer Muckermorgenröte bedeutet und die Verzweiflung aller geistig Freien in Deutschland. Der Freispruch aber ist die Ankündigung einer Moralistendämmerung und ein Trost. Hat es sich doch in diesem Prozeß nicht um die beteiligten Persönlichkeiten und das Prozeßobjekt, den »Reigen«, gehandelt! Der Prozeßgegenstand war nur ein Anlaß, und Kläger und Angeklagte waren die prominenten Vertreter zweier Welten. Jedes Wort, das hier gesprochen wurde, hatte allgemeine Gültigkeit, jedes Wort: das lächerliche und das weise. Jedes Wort vertrat und verriet eine *Terminologie*.
Deshalb ist ein Glückwunsch, der den Freigesprochenen dargebracht wird, ein Bekenntnis zur Freiheit und eine Huldigung vor dem Geist. Und darüber hinaus ein Ausdruck der Hochachtung vor der *Objekti-*

vität des Gerichtes; und ein Zeichen beginnenden Vertrauens zu den
Vertretern irdischer Gerechtigkeit.
Denn gewiß haben diesen Ausgang des Prozesses auch das Gewicht und die Zahl der von der Verteidigung geladenen Autoritäten herbeigeführt. Hier sprach sich nicht nur Autorität, sondern sogar *autorisierte* Wissenschaft gegen Brunner und für den »Reigen« aus. Es war wirklich kein politischer Prozeß. Denn unter den Sachverständigen, die für die Angeklagten zeugten, befanden sich Männer, die mit dem einen oder andern der Kläger die konservative Weltanschauung teilten. Es war nicht durchaus der Kampf: revolutionär contra konservativ. Es war nur der Kampf der geistig Klerikalen gegen die geistig Freien; der moralisch Gebundenen gegen die wirklich Sittlichen; der Halbgereiften gegen die Erwachsenen.
Dennoch wird von jenen, deren Beruf es ist, jedes Ereignis politisch auszumünzen, auch diesmal versucht werden, Revolution und Republik für den Freispruch verantwortlich zu machen. Wären die Angeklagten verurteilt worden, jene politischen Falschmünzer hätten nicht versäumt, die Verurteilung der Reaktion gutzuschreiben. Ihre Agitationsbereitschaft ist für alle Fälle vorbereitet. Und es ist eine glückliche Fügung, daß der Freispruch in der ersten Woche des neuen preußischen Kabinetts erfolgte. Jenen, die von der neuen Regierung Schlimmes befürchteten, ist das Urteil eine Befreiung. Den andern sei es ein Beweis dafür, daß der deutsche Richter unabhängig bleibt von politischen Tatsachen. In dem politisch weitgespannten Rahmen des neuen Kabinetts hätten sich mancherlei Einflüsse geltend machen können. Daß es nicht geschehen ist, nimmt den ewigen Hetzern jedes Agitationsmittel.
Nicht zuletzt ist der Umstand beachtenswert, daß die *Staatskasse* verurteilt wurde, die Prozeßkosten zu tragen. Vielleicht soll den staatsanwaltschaftlichen Behörden damit ein nicht mißzuverstehender Wink gegeben werden. Der Staat ist verurteilt, die hysterischen Übertreibungen sechzigjähriger Pubertätler durch bares Geld zu sühnen. Vielleich wirkt bei jenen öffentlichen Funktionären, die keine Achtung vor dem Geist haben, die Achtung vor dem Gelde. Das Unheil, das sie anrichten, erscheint ihnen erst bedeutend, wenn es in der Zahlensprache ausgedrückt wird. Vielleicht bewirkt der Respekt vor der Ziffer öffentlichen Segen: daß nicht jedem moralischen Wahnsinnsausbruch eine ewigen Sittentante mit behördlichem Eifer nachgespürt werde; daß di

zum Ausschöpfen vergifteter Brunner verwendete Energie für positive Leistungen gebraucht werde.
Der Kunst dürfte ein überbeflissener Diener des Staats gelegentlich Schaden zufügen; der Staatskasse kann er solches niemals antun.

Berliner Börsen-Courier, 18. 11. 1921

GLOCKENSPIEL

Der Kriegsgefangene kam von Sibirien nach Japan und fand dieses Land wunderbar und selig. Er saß in einem Teehaus.
In den japanischen Teehäusern ist der Tee ein göttliches Getränk in der Farbe braungolden wie der Anfang einer Abendröte; im Geschmack herb; glühend und kühlend in einem, wie die Berührung einer Geisha, sagen wir.
Das schönste in dem japanischen Teehaus war das Glockenspiel; ein Gongläutewerk an der Tür. Die Tür ging unaufhörlich, und die Glocke spielte. Es war eine braungoldene Klangfarbe; die Farbe des Tees.
Der Kriegsgefangene nahm die Glocke mit, ehe er nach Berlin zurückkehrte.
Man muß wissen, daß der Kriegesgefangene einen kleinen Konditorladen in der Nähe der Friedrichstraße betreibt. Er hat das japanische Läutewerk an seiner Ladentür angebracht.
Im Konditorladen sind Schokolade, Pralinés und Keks zu kaufen. Wer zum ersten Mal eintritt, vergißt, was er wollte, und horcht nach der Glocke, die zehn Minuten lang läutet.
Indessen steht der Kaufmann ein bißchen ratlos und begreift nicht, weshalb die Leute nicht sprechen. Ihm ist, als hätte er eine gemeine Ladenklingel an der Tür.
Käthe kommt jeden Tag Keks kaufen – und der Konditor ist überzeugt, daß man seinen Keks allen Backwaren der Welt vorziehen müsse.
Der Konditor wird reich werden, sein Sohn wird bereits fünf Filialen haben, und mit dem Glockenspiel werden die Enkel Unfug treiben, zum großen Ärger des Fräuleins, von dem anzunehmen ist, daß sie verbittert wird, und der Mama.
Aber es kann auch sein, daß jene Glocke auf einen großen Müllhaufen

kommt und ihre musikalischen Gelenke verstopft werden. Nie wird ein Sterblicher noch einmal ihre Klänge hören.
Nur Käthe, die jetzt achtzehn Jahre alt ist und gerne Keks ißt, wird einmal später noch diese Glocke läuten hören und wird sagen: Vor wenigen Jahren hat der Konditor noch...
Und es werden Jahrzehnte sein.

Berliner Börsen-Courier, 23. 11. 1921

DER »NORMALMENSCH«

Zur Psychologie der letzten Prozesse

Ein zwar längst in der Gesetzgebung bestehender, in der Öffentlichkeit aber wenig bekannter Begriff ist durch die letzten Prozesse fast populär geworden: der »Normalmensch«.
Seit jener antiken Forderung: *panem et circenses* ist eine Erwähnung eines dieser Worte nicht möglich, ohne daß das andere gleichzeitig in der Vorstellung auftauchte. Wie weit entfernen sich diese Zwillingsbegriffe voneinander, wenn wir ihnen deutsche Bezeichnungen geben: »Brot und – Theater«; »Nahrung und – Spiel«; unumgängliche körperliche Lebensnotwendigkeit und – geistiges Bedürfnis.
In den Gerichtsverhandlungen gegen angeblich unsittliche Kunstwerke offenbarten sich in körperlicher Deutlichkeit jene Gegensätze zwischen dem Nur-Brotbedürftigen und dem geistig Lebenden. Die bekannte »Kluft zwischen Volk und Kunst«. Der Gegenstand literarischer Betrachtungen, ästhetischer Auseinandersetzungen gewann sozusagen praktischen Umriß. Selbst der Verteidiger der Corinthschen Bilder wußte nur den Umstand anzuführen, daß die Bilder für eine exklusive Gruppe bestimmt seien. Künstler und Kunstwert haben nur dann Aussicht, freigesprochen zu werden, wenn sie nachweisen, daß sie nicht fürs Volk geschaffen haben bzw. nicht fürs Volk bestimmt sind, sondern für eine kleine Schar Verstehender und Sachverständiger. Ist durch diesen Umstand noch nicht der Beweis für die peinliche Scheidung zwischen Kunstkaste und Volk erbracht, so doch zunächst der Beweis für die Existenz zweier Kunstarten: einer exklusiven, vornehmen, volksabgewandten; und einer allgemein-verständlichen und approbierten Volkskunst.

Diese Feststellung enthält zwei schwere Urteile: erstens: Das Volk ist unreif; zweitens: Die Künstler schaffen ohne Widerhall und Wirkung.

Der vom Gesetz willkürlich erfundene »Normalmensch« ist der einzige Sachverständige, dessen Urteil maßgeblich und entscheidend wirkt. Ein absoluter Begriff; die höhere Mathematik operiert mit solchen Begriffen. Das »sittliche Empfinden« des Normalmenschen soll einziger Maßstab sein – und siehe, der Normalmensch hat kein sittliches Empfinden, weil er einfach überhaupt nicht da ist.
Irgendeine sehr vage Vorstellung von den Charakterumrissen des Normalmenschen besteht: Er ist vermutlich der maßvoll gebildete wie enthusiasmierte, real gesinnte und nach keiner Richtung hin verbildete »Mann aus dem Volke«. Das Maß, mit dem er selbst seine Umwelt mißt, und jenes, mit dem er gemessen wird, ist das Mittelmaß. Er vereinigt in sich nicht die Eigenschaften des Publikums, wie es sein soll, sondern des Publikums, wie es ist. Er ist weder verdorben noch erhaben. Er steht zwischen dem Verworfenen und dem Idealen und ist der Gegensatz beider.
Nach den geltenden Anschauungen ist also der Künstler, der wirken will, verpflichtet (oder verurteilt), für den »Normalmenschen« zu schaffen. Tut er es, so hat er seine Mission erfüllt. Er hat sein Volk belehrt, erfreut, erhoben.
Aber der Künstler tut's nicht. Er schafft vielmehr für den *Ideal*menschen. Die Gesetzgebung – eine der vielen Ausdrucksformen der öffentlichen Meinung – ist gerecht genug, es anzuerkennen. Sie spricht also den Künstler selbst frei. Sein Werk verurteilt sie.
Noch lebt der Idealmensch nicht – so folgert sie. Noch lebt der Normalmensch. Was jenem zuträglich und notwendig, kann diesem schädlich und Verderben sein. Nach Jahren erst kann dieses Kunstwerk Segen wirken. Heute ist seine Wirkung Fluch.

Der Schöpferische steht also fern der Gegenwart, fern seiner Umwelt, fern seinem Volke; er steht abseits, in säkularer Entfernung. Er ist seinem Volk nicht Bedürfnis wie tägliches Brot. Er ist Wegweiser an einer Straße, die zu betreten verboten und unmöglich ist. Es ist schwer, sich etwas scheinbar Überflüssigeres vorzustellen: ein Wegweiser, der vergebens nach Wanderern späht.

Wäre der Idealmensch maßgebend für die Wirkung eines Kunstwerk – und nicht der Normalmensch –, es würde bedeuten, daß unser Geschlecht von der Tendenz beherrscht wird, vorwärtszugehen, nicht i der Mitte stehenzubleiben.
Es war immer die tragische Seligkeit der Führer, voranzugehen un *allein* zu gehen. Aber er hörte hinter sich den herrlich-ungleichmäßigen Tritt der Nachfolgenden. Jener Wald, jener Hügel, jene Ebene, a denen der Führende jetzt eben stand – sie warteten auf die Nachfolgenden. Die »Normalmenschen« waren bereit, Zukunftsmenschen z werden.
Heute versagt der Normalmensch nicht nur dem Führer die Gefolgschaft, sondern er bleibt vor der Gerichtsbarriere stehen, um übe seine Fähigkeit oder Unfähigkeit, dem Führer zu folgen, Zeugnis abzulegen.

Steht der Künstler außerhalb der Bürgerlichkeit? Außerhalb der Gegenwart? Außerhalb seines Volkes?
Soll der Gewerbetreibende, der Handwerker, der Kommis, der Chauffeur, der Bankdirektor ein wichtiger »sozialer Faktor« sein?
In jener Zeit, in der die Forderung *panem et circenses* erhoben wurde war der Dichter nicht weniger wichtig als der Bäcker. Seine Schöpfung war Brot.
Allerdings – er schuf und wirkte für ein Geschlecht, das jene Forderung erhoben hatte.
Nicht der »Normalmensch« nennt »Kunst« und »Brot« in einen Atem, sondern der Idealmensch. Nicht der Mittelmäßige, sondern de Strebende; nicht der Stehengebliebene, sondern der Vorwärtsschreitende.
Der Künstler war Fleisch und Blut vom Fleisch und Blut seines Volkes. Zwar ragte er in die Zukunft, aber er wurzelte in der Gegenwart.
Seine Gefolgschaft war seine *Genossenschaft*.
Dieses Verhältnis ändert sich oft im Laufe der Zeiten. Vielleicht führ die fortschreitende Überwindung des Materialismus zur Aufhebun der Kunstkaste.
Man ist nicht auserwählt, um lediglich für Auserwählte zu schaffen Der Künstler muß sich einfügen in die Gesamtheit. Die Gesamthei muß sich dem Künstler erschließen.

Der Normalmensch darf kein Maßstab sein. Er darf nicht einmal als wirklicher Begriff abstrakt herumspuken. –

Berliner Börsen-Courier, 27. 11. 1921

STIMMEN DER VÖLKER

Fünfuhrtee in der Staatsbibliothek

)ie Länder der wilden Völker sind von unendlich schöner Armut. Sie ıaben nur zwei und drei dumpfe Laute, sie bestehen im ganzen aus den :wei Vokalen: o und u – es sind die schönsten Vokale in allen Spra- :hen, weil sie gewissermaßen Himmel und Hölle bergen, Höhen und Tiefen, und rätselhaft sind wie Ursprung und Endziel.
Wenn ein »Wilder« sein totes Weib beweint, dann schüttet er ganze Klagewinde über sie. Vielleicht ist sie, solange sie lebt, ihm nur Werk- :eug und Lasttier nach den geltenden Sitten seines Stammes. Wenn sie ot ist, adelt er sie durch seinen Schmerz zu einer Naturkraft, die ihm :in unentbehrliches Lebenselement gewesen und die nun verloren ist.
)as Volk der »Singhs«, das im Weltkriege gegen uns kämpfte, hat vunderbare, einfache Geschichten. Es scheint ein Volk von Epikern :u sein, komprimierenden Epikern; in zehn Zeilen erzählen sie ein ;anzes Zweitausend-Hexameterepos.
ıo inhaltsreich ist zum Beispiel die Geschichte von dem Papagei und lem Affen. Der Affe scheint dem Vogel so menschenähnlich, daß er ich wundert über die Unfähigkeit der Affen, Häuser zu bauen, um ich vor Sturm und Wind zu schützen. Der Affe gesteht, daß er noch ınge nicht menschliche Fähigkeiten habe. – Die Singhs gehören zu len wenigen Dichtern, die die unerhörte Tragik des Affenwesens, der Halbheit, des Zwittertums, des zwischen den Entwicklungsgraden Ste- .enden zu behandeln gewußt haben.

'on den Leistungen der wissenschaftlichen »Lautabteilung« erfuhr ıan bei einem Fünfuhrtee, den die Gesellschaft der Bibliotheks- :eunde in der Staatsbibliothek veranstaltete.
Während des Krieges sammelten deutsche Professoren die Lieder der .riegsgefangenen auf Papier und fingen sie in Grammophonplatten.

So entstand eine Bibliothek aus tönenden Buchstaben. Die Phrase vom »toten Buchstaben« verliert ihre Berechtigung. Während auf der Lichtbild-Leinwand die Texte erscheinen, ertönen sie in lautlicher Umformung aus dem Grammophon.
So kann die Technik eine Lust werden.

Man sah an diesem Abend auch Handschriften der Philosophen: Keplers, Pascals, Bayles, Voltaires, einen Brief Friedrich des Großen an d'Alembert, einen Kolleginder Kants von der Universität Königsberg; Schillers Tractatio: »De discrimine«, Alexander von Humboldts Antrittsvorlesung an der Berliner Universität vom 22. Oktober 1818. Die Handschrift Darwins, Nietzsches und Einsteins.
Etwas unvermittelt dazwischen auch Handschriften von Dichtern, die unmittelbar mit der Philosophie zu tun hatten: z.B. ein Manuskript Justinus Kerners.

Die Bibliothek hat eine »Lautabteilung« geschaffen. Es wird eine sprechende Bibliothek. Und daran lernt der Mensch, daß nichts in der Welt Nur-Mittel und nichts Nur-Zweck ist.
Wie eins ins andere greift und dieses das erste stützt. Wie eine Erscheinung tausend neue gebären kann. Wie die Erfindung des Grammophons nur eine Wunderzwischenstufe war und erst zu dem größten aller Wunder führt: zur Auferstehung des Buchstabens.

Die Kriegsgefangenschaft war eine der häßlichsten Erscheinungen der letzten Jahre. Von ihren traurigen und schlimmen Folgen spricht die ganze Welt.
Aber wie aus Menschenunglück Menschenstolz erblüht, wissen wenige. Wie Zwietracht Frieden gebärt.
Daß deutsche Professoren die traurigen Kriegesgefangenen ihre Heimatlieder singen ließen – das taten sie für die Wissenschaft – und wußten vielleicht nicht (ganz von ihrem nächsten Ziel in Anspruch genommen), wieviel sie den Seelen der armen Singhs gaben.
Eines der schönsten Andenken an den Krieg ist jene Geschichte von dem Affen.

Berliner Börsen-Courier, 30. 11. 192

DOLLARFIEBER

Der Wochenchronist verzeichnet Sinnbild und Sensation dieser und anderer Tage: den Dollar. Mit seinem Schicksal ist das der Gegenwartsmenschheit verknüpft. Sein Aufstieg ist Erhebung derer, die ihn besitzen, sein Sinken ihr Sturz. Er ist Hintergrund des Geschehens und Energiequelle des Lebens. Lallen die Säuglinge in den Wiegen nicht schon seinen heiligen Namen? Ist er nicht der letzte Hauch Sterbender? Auferstehende und Genesende fragen nicht mehr nach der Tradition: Wo bin ich? sondern: Wie hoch steht er?

Die Lebendigen und die Gesunden sind mit der Verrichtung jener Andacht beschäftigt, die man »Spekulation« heißt. Indem sie das Mittel zum Zweck erheben, sinken sie zur Passivität von Mitteln herab. Indem sie das Schicksal beim Schopfe zu fassen vermeinen, werden sie von einer unsichtbaren Unheimlichkeit gefaßt.
Was bleibt übrig von den Gesetzen und Formen, in denen sich das Leben gestaltete, jeder sein Leben gestaltete? Die Voraussetzungen hießen: Vernunft, Einsicht, Erfahrung. Die Voraussetzungen heißen: Glaube, Wunsch, Hoffnung.
Das sind religiöse Requisiten. Nicht Priester und Wunder, sondern Schwankungen der Kurse haben den Nationalismus *ad absurdum* geführt. Da liegt er.

Seht, wie war der Dollar einmal nur Geldeinheit eines fremden Landes! In Grenzen acht- und umrechenbar. Ein geschäftliches Verkehrsmittel, wie es gesellschaftliche gibt. Wer gab ihm die Macht, Dimensionen anzunehmen? Unerforschlich sind seine Wachstumsbedingungen. Wir vermissen den Philosophen, der die Metaphysik des Dollars in ein System bringen, den Dichter, der seine unberechenbare Gewalt besiegen könnte. Daß jene beiden noch nicht gefunden sind, kommt daher, daß zu Philosophen und Dichtern nur ein fernes Echo des Jammers dringt und der Freudenrufe über Sturz und Flug des Dollars.

Diese schwankenden Begebenheiten haben die Physiognomie der Welt verändert. Bis jetzt gaben Lebensweise und Beruf den Menschen Züge und Umriß. Nun erkenn' ich sie nicht mehr.

Jener Kutscher, der, Zügel in der Linken, Peitschenstiel in der Rechten, Requisit einer Droschke scheint, war einmal bekannt. Ich wußte, wie er sich zu Hause benahm, wenn er nachts heimgekehrt war. Manchmal ging ein fernes Rossewiehern durch seinen Traum; oder eine Peitsche knallte; oder ein Taxameterzeiger kreiste rasend in der Runde. Im Wirtshaus trank er einen Schnaps, und er dachte an Heu und Fahrgast und Schimmel.

Nun lauert in seinem Aug' etwas Unbekanntes. Ich kenne nicht mehr seinen Tag. Wer weiß, seine Nächte beherrscht der Kurszettel. Sein Taxameter ist nicht rund, sondern eine senkrechte Leiter und jede Sprosse eine wachsende Zahl und die höchste zu erklimmen des Droschkenkutschers traumhaft-ängstliches Bemühen.

Ich sehe in die Stuben meiner Nachbarn, und alles ist noch so, wie es war. Da steht noch der Papagei im Käfig auf der Konsole in der Nähe des Fensters. Da spielen noch die Kinder mit Dominosteinen und Dauerdeckchen. Da geht der Vater jeden Abend mit Harry, dem Hund, spazieren.

Aber hier besteht der unabweisliche Verdacht, daß alles äußere Leben dieser Menschen trügerisch ist. Fieberhaft und unsichtbar arbeitet für sie der Dollar. Dem Gesetz der Trägheit nur gehorchend, trägt der Papagei noch sein altes Federkleid. Wenn er wollte – ho! –, welch schmucken Pelz darf er sich leisten!

Und Harry wedelt noch mit seinem Schwanz – und hundert seidene Taschentücher kann er haben!

In New York spielen in diesem Augenblick vielleicht halbwüchsige Knaben mit Dollars harmlose Spiele.

An einem Postschalter steht ein Mann und schickt 10 Dollar an seinen Vetter, der zum Beispiel in Merseburg lebt.

Im Aufgabeschalter waren jene 10 Dollar noch zehn Geldeinheiten.

In der Stube des Empfängers werden sie erst zu »Dollars«.

Der Vetter in Merseburg kauft Dollars für Dollars. Der Vetter in New York arbeitet nur für Dollars.

Der Vetter in Merseburg kann sich ein halbes Merseburg kaufen und der in New York nicht ein einziges Haus!

Zwischen Dollar und Dollar liegen ganze Welten!

Oh, welche Verwirrung!...

Berliner Börsen-Courier, 4. 12. 1921

ZWEI MONUMENTALFILME

Ich ging in ein Kino, um die Abenteurerin von Monte Carlo zu sehen. Das ist eine Frau! sagte ich mir. Wir lieben derlei Frauen, die sich – metaphorisch und körperlich – über das Niveau der herrschenden Sittlichkeit im Aeroplan erheben. Wenn sie im Kampf gegen Polizei und mißverstehende Mitwelt unterliegen, gehört ihnen unser Schmerz. Wenn sie siegen, unsere Bewunderung.

Die Herstellung solcher Filme kostet sehr viel Geld. Das wissen wir Zuschauer, und dieses Bewußtsein erhöht unser Interesse zu jener Intensität, die der »Monumentalität« des Films entspricht.

Mir aber geschah es, daß mich die Abenteurerin von Monte Carlo gänzlich unberührt ließ. Ich kam nämlich mitten in die Meßterwoche und sah einen Arbeitslosenmarkt in Amerika.

Auf eine Art von Bretterpostament traten hundert und mehr Arbeitslose einzeln hintereinander.

Sie boten sich an. Um ihren Wert zu beweisen, zogen sie sich die Röcke aus und ließen fremde Hände über Muskeln, Brust, Bäuche und Oberschenkel tasten.

Es war ein »Monumentalfilm«. Die Schauspieler waren echte Arbeitslose. Sie spielten »Rindermarkt«. In ihren verhungerten Gesichtern zuckte Gier nach Gekauftwerden. Es war ganz selbstverständlich, daß sachliche Fäuste an ihren Körpern herumhantierten. Examinierende Augen nach ihren Schultern faßten. Sie hörten auf, einzelne zu sein, und wurden Knochenpräparate.

Das Meßterwochenbild flitzte mit der üblichen Geschwindigkeit vorüber.

Aber der Eindruck, daß in Amerika unerhörte Monumentalfilme vom Leben hergestellt werden, war so mächtig, daß ich nichts von der Abenteurerin von Monte Carlo sah.

Ja, es war vielleicht das Kabinett der Madame Bovary oder ihr indisches Grabmal. Es war vielleicht die Sumurun Roswolskys oder der Golem des Doktor Caligari. Ich habe die Abenteurerin von Monte Carlo vollkommen vergessen. Sie interessiert mich gar nicht. Ihre spannenden Momente waren lächerliche Gesuchtheiten. In jeder ihrer

Bewegungen hörte ich das Diktat des Regisseurs. Aber in jenem Meßterwochenbild, das so bescheiden zwischen einem Wintersport und einem Tennisturnier aufgenommen war, lag alles, was einen Monumentalfilm eigentlich ausmacht: die unglaubhafte Wahrheit; Tragik, die nicht mehr zu fassen ist; Spannungen, die Stillstand des Herzens verursachen.
Keine Filmregie der Welt kann mit dem photographischen Apparat der Meßtergesellschaft konkurrieren, wenn der liebe Gott einen kleinen Ausschnitt aus seinen Monumentaltragödien vor die Linse rückt.

Berliner Börsen-Courier, 9. 12. 1921

PROFESSOR BRUNNER IM HÖRSAAL

Professor Brunner hatte einen Vortrag über »Kunst und Sittlichkeit« angekündigt. Er hielt einen über den »Reigen«-Prozeß. Im Hörsaal 51 der Universität, auf Einladung des Euckenbundes. Prof. Brunner wiederholte sein sachverständiges Urteil aus dem »Reigen«-Prozeß, vervollständigte es, las Briefe vor, die ihn als Märtyrer und Helden feiern. Rudolf *Eucken*, Max *Koch*, Max *Wundt* stimmen nicht nur mit Brunner überein, sie sind sogar von ihm entzückt. Sie teilen ihr Entzücken mit vielen einfachen Briefschreibern. So zum Beispiel mit einer »Beamtenfrau fünfter Rangklasse«, die sich in ihrem Brief an Brunner selbst als solche bezeichnet und ihrer Überzeugung Luft macht, daß sie trotz Revolution und 9. November »gesellschaftliche Unterschiede« gelten läßt. Infolgedessen entschuldigt sie sich erst bei Prof. Brunner, daß sie ihm überhaupt einen Brief zu schreiben wage. Zum Schluß weist sie auf ein *Theaterstück* in einem Berliner Theater hin – Brunner nannte es nicht – und wünscht, daß es anders gespielt werde. Sie überbrückt damit gewissermaßen alle Klassenunterschiede und beweist, daß das Anstoßnehmen kein Vorrecht der Professoren ist. Brunner läßt nächstens eine Broschüre mit all diesen Zuschriften erscheinen. Der Euckenbund vergaß nicht, durch seinen Vorsitzenden auf Brunners Zeitschrift »Die Hochwacht« hinzuweisen und zum Eintritt in den Euckenbund – dem Brunner selbst angehört – einzuladen. Prof. Brunner sagte u.a., der »Reigen« – wie man ihn auch beurteilen möge – sei keine Kunst, nach

der sich gerade das Volk sehne. Im übrigen nahm er – als *Anhänger des Eros* – Schnitzler die *leichtfertige* Behandlung der geschlechtlichen Probleme übel, nicht etwa die Behandlung überhaupt. Die Anwesenden waren begeistert, Euckenbund und Brunnerfreunde sammeln sich zu Kampf und Sieg, Brunner steht da als der Retter aller Teile des deutschen Volkes – von Eucken bis zu jener »Beamtenfrau fünfter Rangklasse«. Heil!

Berliner Börsen-Courier, 14. 12. 1921

DER MUSTERKNABE

In diesen Tagen warben zwei Prozesse um das Interesse des Publikums: der Prozeß gegen die Kappisten und der gegen Peter Grupen, den Helden von Kleppelsdorf. Der erste hatte bereits geschichtliche Distanz, als er anfing. Die Ereignisse, die er behandelte, lagen nicht nur weit zurück, sie waren wie jedes politische Ereignis, das überwunden ist, schon von historischem Umriß.
Eine Fülle von allezeit gegenwärtiger Menschlichkeit dagegen offenbarte der Kleppelsdorfer Mordprozeß. Hier spannt ein Rätselhaftes; hier ist ein bestimmtes Milieu durch einen juristischen Querschnitt bloßgelegt; hier gewinnen tausend Nuancen eines Gesprächs, einer Haltung, einer Gebärde nicht nur formale, sondern auch ausschlaggebende Bedeutung. Was im Augenblick des Geschehens als nebensächlich in der Rumpelkammer des Gedächtnisses lagert, erwacht plötzlich aus Anlaß der Tat und steht als Zeuge auf und ergibt, aneinandergefügt, die Etappen des Weges zur Tat.
Der Mittelpunkt aber, Peter Grupen, steht da als ein lebendiger Beweis für die Theorie von der Unerforschlichkeit der menschlichen Seele, in der Widersprüche zwillingshaft nebeneinander schlafen. Peter Grupen spielt »Seelenlabyrinth«. Und ist das Muster eines bestimmten Menschentypus: des um jeden Preis Sterbenden. Den die Welt gern hat, weil sie Tätigkeit und Fleiß übermäßig hoch einschätzt. Weil sie gewohnt ist, aus der Tatsache des »Getriebes an sich« auf ein hohes Ziel zu schließen. Sie weiß nicht, daß der Weg zu den Abgründen ebensoviel äußerliche Mühe erfordern kann wie jener, der zu den Hö-

hen führt. Daß Rastlosigkeit allein noch keine Tugend ist, daß an dem Schwung der Treibriemen noch nicht zu erkennen ist, ob der Motor zum Segen oder zum Verderben arbeitet.
Der Zufall hat an einem Exempel aufgezeigt, daß ein »allgemein geschätzter Mitbürger« ein widerwärtiger Mensch sein kann. Daß alle Kennzeichen der gesellschaftlichen Bravheit nichts beweisen.

Peter Grupen ist ein Braver. Seine Pflicht gegen Staat und Gesellschaft erfüllt er. Er ist energisch. Man schätzt Energie. Kraft zieht Kräfte der Umwelt an. Den Energischen unterstützt man. Den Verlorenen läßt man fallen. Die Menschen verlangen gar nicht, daß man für sie arbeite. Sie sind zufrieden, wenn jemand für sich arbeitet. In dieser Welt der Lumpen und Landstreicher ist der Mann, der sich mit Händen und Füßen emporarbeitet, ein Labsal dem Herzen und eine Augenweide.
Peter Grupen hat mit Fleiß und Begabung die Baugewerkschule besucht. Hunderte werden Maurer. Peter Grupen aber verlor einen Arm im Krieg. Und das hat zwiefache Folgen:
Erstens wird er nicht mehr bescheiden Ziegel an Ziegel fügen. Zweitens wächst sein Ansehen. Er hat für die Allgemeinheit geblutet und einen Arm verloren. Er fällt ihr dennoch nicht zur Last. Er arbeitet mit der Linken. Und fügt mit dieser der Allgemeinheit Schaden zu, für die er die Rechte geopfert hat.
Ein Juwelier borgt ihm Geld. Einmal tausend, ein anderes Mal zweitausend Mark, ein drittes Mal viertausend. Er verkauft die Erbschaft seiner Mutter und verdient dabei. Vielleicht läßt er bei dieser Gelegenheit seine Familie zu kurz kommen – wer erfährt davon? Was ist weiter daraus zu schließen?
Er lernt. Er arbeitet nicht nur für, sondern auch an sich. Er hat gehört, daß Schweiß und Mühe ihren Lohn bringen. Wo ist der? Peter Grupen hat lange genug gewartet. Er verlangt vom Schicksal den Lohn für seine Bravheit. In dieser einen Beziehung nur erhebt er sich nicht über das Niveau des Lesebuches. Er will das Gold der Morgenstunde.
Der Verlust des Armes hat Peter Grupen gewiß nicht umgewandelt. Aber beeinflußt.
Man beachte, wie musterhaft sich der Invalide Grupen benimmt: Jetzt läßt er sich erst recht nicht fallen. Hätte man seine Tat nicht ent-

deckt, nur seine Persönlichkeit, er wäre allen Invaliden der Welt als energisches Beispiel vorgestellt worden. Seht! da ist einer, dem der Unfall nur ein Ansporn ist. Er lernt mit der Linken schießen: gleichsam eine äußere Wirkung seiner prachtvollen Energie. Er heiratet, um ein neues Leben zu beginnen. Er heiratet sorgfältig, nach dem Geschmack aller um die Mitgift ihrer Schwiegertöchter bangenden Väterherzen. Eine Apothekerswitwe mit Vermögen. Keine »Hergelaufene«. Er wird sogar ein Musterschwiegersohn. Ihm gelingt, was den meisten Schwiegersöhnen unmöglich ist: die Liebe seiner Schwiegermutter zu gewinnen.
Er ist ein Vorzugsschüler des Lebens. Blond und Pflichtmensch. Er leidet niemals Not, und das gewinnt Anhänger. Er erspart den Menschen den peinlichen Anblick des notleidenden Krüppels. Er festigt im Gegenteil ihr Vertrauen auf die redliche Sieghaftigkeit des menschlichen Willens. Nur in einem Punkt weicht er von dem vorgeschriebenen Pfade der Musterknaben ab: im Geschlechtlichen.

Die Wissenschaft bemüht sich um die Zusammenhänge zwischen der Sexualität des Menschen und seiner Wirkung auf die Mitwelt. Peter Grupen stellt den Typus des dämonischen Verführers dar. Nicht des »Frauenlieblings«. Er wirkt nicht durch Charme, sondern durch dunkle Rätselhaftigkeit. Mit zahlreichen Frauen hat er Verhältnisse.
Das ist weniger sein Sport als zweckmäßiges Treiben. Der Genuß ist nebensächliche Begleiterscheinung. Er will nicht genießen, sondern nutznießen. Jedes Verhältnis trägt etwas ein. Jedes Andenken der Liebe hat einen materiellen Wert. Peter Grupen weiß außerdem, daß amouröse Leidenschaften – wenn man von ihnen spricht und wenn man sie verschweigt – die Respektabilität der Persönlichkeit bei Mann und Frau erhöhen. Mann und Frau schenken ihm Vertrauen. Die Kinder fürchten sich vor ihm, aber sie fallen ihm anheim.
Plötzlich stößt er auf Widerstand.
Sein Plan verwirklichte sich langsam, aber ziemlich glatt: Seine Frau war verschwunden, und man glaubte ihm, daß sie ihn verlassen habe. Ihre Abwesenheit eröffnet ihm neue Heiratsmöglichkeiten. Aber er wird überall abgewiesen. Plötzlich fällt den Leuten seine Unheimlichkeit auf. Plötzlich weckt er Furcht.
Auch Dorothea Rohrbeck weist ihn ab. Gewiß will er ihr Geld und durch sie nur endlich zu seinem Ziel: zum Reichtum. Aber auch

seine Unwiderstehlichkeit erleidet einen empfindlichen Stoß. Und das Streben des Erfolgssüchtigen wird durch die verletzte männliche Eitelkeit geschürt.
Wahrscheinlich überrascht ihn die Entdeckung, daß er nicht sorgfältig genug sein Musterknabenantlitz gewahrt hat. Er hatte nur an die eine Weisheit des Lehrbuches geglaubt: daß Eifer zum Erfolg führt. Nicht an die andere, daß alles Böse sich rächt. Er muß beides erfüllt sehen.
Aber noch immer ist er der Musterknabe. Er sitzt in der Anklagebank wie in der ersten Schulklassenbank. Er weiß auf alle Fragen ruhig zu antworten. Er lächelt sogar über die Irrtümer seiner Lehrer, der Richter. Er weiß alles besser.
Wenn er zum Tod verurteilt werden sollte, würde er das Muster eines Hingerichteten abgeben. Wenn er ins Zuchthaus kommt, wird er fleißig Strafhausarbeiten machen, sich ordentlich aufführen, den Aufsehern ein Wohlgefallen sein.
Die Musterknaben sind nicht gewalttätig, wenn sie durch ein Guckloch beobachtet werden.

Berliner Börsen-Courier, 18. 12. 1921

GRÖSSENWAHN

Im Kabarett »Größenwahn« erstickt der Witz an allzuviel Literatur. Doch die Lyrik sei gestattet. Sie spielt im Kabarett die Rolle des versöhnenden Elements. Sie ist der Mollton in der Satire. Wenn ihr Inhalt sanfte Ironie ist – um so besser! (Peter Altenberg zum Beispiel, den Lotte *Klein* unvergleichlich interpretiert.) Aber den Kitsch, das heißt »etwas fürs Gemüt«, leiden wir nicht. Hermann *Levy* hat aus dem Andersenschen Märchen »Das Mädchen mit den Schwefelhölzern« eine kleine dramatische Szene gemacht. Das arme Kind sitzt barfuß im blauen Scheinwerferglanz. Das Ansichtskartenelend, daß die Bürgerherzen so um die Weihnacht herum rühren soll.
Es bleibt ein schwächlicher Schwank; dann einige mittelmäßige Couplets, von Herrn *Vallentin* mit geschäftig-erkünsteltem Grimm vorgetragen. Sein Zorn über diese verdammte Zeit liegt allzu offenbar in seinen Zornesfalten. Der Zorn kommt aus der Überzeugung, daß man

wirkt, wenn man sich recht viel Mühe gibt. Er illustriert so durch viel Geschrei und Klimbim selbst jenen »Zeitgeist«, den er zu verspotten sucht. – Es bleibt eine Pantomime nach einem altitalienischen Motiv. Mit einer literarischen Erklärung für jene, die es nicht verstehen sollten. Man verspricht »musikalische Bewegungen«. Dann sind es polternde. – Maria *Basson* erzählt in einem Couplet (von *Wronski*), daß sie sich mit Kokain, Morphium und dergleichen betäuben muß. (Im Zuhörer drängt sich die Frage auf: Wie ein Mensch das alles aushalten kann?) Es bleibt die liebliche blonde kleinmädchenhafte Elvira *Erdmann*, die rührend aussehen kann und der eine schwache hilflose Stimme zu einem vollendeten Eindruck der Naivität verhilft.
Sonst bleibt nichts als die Erinnerung an sehr viel Mühe und justament auf literarischer Höhe sein wollen.

Berliner Börsen-Courier, 29. 12. 1921



1922



DIE LITERATUR VOR GERICHT

Die deutsche Literatur stand gestern einen ganzen Tag lang teils vor den »Schranken des Gerichts«, teils im Korridor. Der Prozeß Goldbaum gegen Kyser nahm einen interessanten Verlauf.

In der Pause sagte der Schreiber zum Wachtmeister und deutete auf die rauchenden Poeten: »Das sind die größten deutschen Schriftsteller.«

Der Wachtmeister war sehr geschmeichelt, als hätte er ein Verdienst an den Werken der Anwesenden. Er saß mit geneigtem Kopf an der Tür und dachte: Alle sind sie gedruckt!

Die nicht vernommene Literatur saß auf den Bänken des Zuhörerraumes und benahm sich mit parlamentarischer Freiheit, indem sie einerseits Zustimmung nickte, andererseits hörbar hohnlächelte.

Die Prozeßparteien redeten Essays und griffen einander mit geflügelten Worten an. »Er kennt die Hintertreppen der Redaktionen«, sagte zum Beispiel Herr Doktor Goldbaum, der Kläger.

Fragen und Antworten lagen verpackt in stilistischen Meistersätzen, die der Vorsitzende erst sozusagen entfalten mußte.

Es war ein halbdunkler Wintertag. Mit den elektrischen Birnen kämpfte der Esprit um den größeren Effekt.

Am Abend zog sich das Gericht zur Beratung zurück, und in das geleerte Gerichtsgebäude kamen die Scheuerfrauen, um die Fliesen aufzuwaschen, auf denen die Literatur lustwandelte.

Die Frau Wachtmeister kam, sich nach ihrem Mann umzusehen, und er zeigte ihr: Das sind die deutschen Schriftsteller.

Und sie, die bereits geglaubt hatte, er säße so spät in einem Wirtshaus, bewunderte ihn seiner Dichter wegen.

Der Vorsitzende war menschlich interessiert, als läse er in einem Buch. Es kam ihm vor, daß er nicht »Parteien«, sondern Lektüre einvernehme. Seine Brille blätterte in den Aussagen.

Die Schöffen ließen sich von Dialektik hinreißen, der Kläger von seiner Entrüstung. Er vergaß nicht, seine Kriegsdienstleistung zu erwähnen, als wollte er so seinen unparzifistischen Charakter verklären.

Ein Versöhnungsversuch prallte an seinem felsigen »Nein« zurück, wie eine schüchterne Welle sich an einer Sandbank bricht.

Spätabends sagte ein Verteidiger, die Atmosphäre hätte sich abgekühlt. Da ging der Wachtmeister ein Fenster öffnen.

Nach dem Freispruch zog sich die Literatur zurück. Sie ging paarweise durch die Winternacht heim, Freund und Gegner miteinander. In aller Freundschaft kündigten sie einander noch ein paar Prozesse an.
Es war ein Versöhnungsfest mit Zwistpointen.

Berliner Börsen-Courier, 5. 1. 1922

ABENTEURER

I. Der Hauptmann von Köpenick

Der Schuster Voigt, der vor einigen Tagen gestorben ist, war ein Abenteurer kleinen Formats und unverhältnismäßig dauernder Nachwirkung. Es blieb ihm vorbehalten, das Wörterbuch der Kriminalistik um eine Bezeichnung zu bereichern. Er ist die Veranlassung des Wortes »Köpenickiade«.
Diesem Wort verdankt er die Langlebigkeit seines Andenkens; nicht der Kühnheit seiner Phantasie. Er war ein kleiner, verwachsener Schuster und schon durch sein Äußeres ein Witz des Schicksals. Sein Unternehmen verlieh ihm noch eine gelungene Pointe. Er hatte es selbst nicht gewollt. Es fügte sich, daß er in einer Zeit des strammen Militarismus eine unfaßbare Wirkung auslöste. Seine Karikaturähnlichkeit merkte man nicht. Seinen Befehl hörte man und gehorchte ihm. Er bewies, daß die strengste Disziplin die ewige Dummheit nicht übertönen kann.
Heute ist sein Bild verblaßt. Sein Tod ließ den Klang seines Namens hier und dort aufflattern. Mit ihm stieg die Erinnerung an eine Zeit herauf, in der sich das Schicksal noch Witze leistete. Die Gegenwart gebärt keine so lächerlichen Abenteurer mehr. Sondern pathetische und humorlose. Der Schuster Voigt mutet an wie der Exponent des vorrevolutionären Schwindeltums: verhältnismäßig harmlos, schildaisch-humorvoll und von gutem Ausgang.
Jede Zeit hat ihre Abenteurer.

II. Graf Schlieffen

Unsere Zeit hat den Grafen Schlieffen, der vor einigen Tagen zum zweitenmal in Hamburg festgenommen wurde.

Graf Schlieffen ist ein bürgerlicher Fahnenjunker; seinen Namen kennt man nicht genau. Des militärischen Glanzes kann er auch nicht entraten. Er verkehrt in den vornehmen Kreisen Hamburgs und Amerikas, verlobt sich mit einer Sängerin, heiratet auf Grund gefälschter Papiere, wird bei der Hochzeit entlarvt, flieht nach Berlin mit Hilfe linksradikaler Politiker und verwandelt sich wieder in einen Adeligen. Bis er, wieder in Hamburg, endgültig in die Hände der Behörden gerät.

So ist der typische Abenteurer des zwanzigsten Jahrhunderts; mit einem Schuß Dämonie, mysteriöser Herkunft, ins Tragische hinüberspielend und mit der Politik liebäugelnd. Der fertige Romanheld einer revolutionären Zeit; erotisch und sentimental, kriegerisch und ruhmbeglänzt, gesellschaftlich gewandt und ehrgeizig. Ein Nutznießer der Drunter- und Drüber-Konjunktur, geschäftlich klug und von Romantik umschimmert. Bezwinger von Grenzpolizei und Dokumentennotwendigkeit, besonnener Lügner, filmheldenhaft beherrscht und innerlich über den Dingen, in denen er sich verliert.

Er verliert sich nämlich, sehr sympathisch, in den verwickelten Dingen, weil er, gleichsam ein lebendiger Beweis für die Wirkung des Ewigweiblichen, einer Frau wegen seine Laufbahn vorderhand beendigt. Er reist zu jener Sängerin nach Hamburg, um sie vielleicht doch noch einmal zu gewinnen.

Er hat's nicht nötig. Er könnte jahrelang, unbemerkt von seinen Verfolgern, ein verwöhntes Leben in Berlin führen. Aber er liebt wahrscheinlich jene Sängerin. Oder er fühlt seine Eitelkeit von ihr verletzt. Daß Hunderte ihn für den Schwindler halten, der er ist, stört ihn ein wenig. Nur daß diese Frau, die ihn geliebt hat, ihm nicht mehr glauben kann, ist schmerzlich.

Der Graf Schlieffen ist kein hartgesottener Sünder. Er wird in jenem Punkte sympathisch, wo er verwundbar ist. Er trägt sozusagen im Herzen eine Achillesferse. Den »Grafen Schlieffen« versteht man. Er geht, wenigstens mittelbar, durch ein Weib zugrunde. Das ist männlich.

III. Fürst Awalow-Bermont

Der Fürst ist ein bürgerlicher Russe, der eine militärische Karriere gemacht hat, seit der Revolution in Berlin wohnt und an Baltikum-Soldaten und -Offiziere gewissermaßen postume Orden verleiht. Die Polizei hat ihn deshalb ausgewiesen.
Fürst Awalow ist ein Schwärmer und kein Schädling. Er glaubt wahrscheinlich an seine Durchlauchtigkeit und seine Bedeutung. Er bewohnt eine mittelmäßige Pension im Westen mit einem Adjutanten, einem ehemaligen Offizier. Ein Besuch beim »Fürsten« gehört zu den grotesken Erlebnissen in Berlin.
Der Adjutant meldet an, man wartet in einem Zimmer, dann fliegt die Tür mit pathetischer Plötzlichkeit auf, und der Adjutant meldet: »Se. Durchlaucht«. Und herein prasselt, scheppert, klirrt die hohe Gestalt des Fürsten, der schön und von gesundem Wuchs ist wie eine Edeltanne aus den Gärten von Zarskoje Selo.
Seine Stimme ist herb und rauh. Die Silben marschieren auf, knapp und stramm, und richten sich wie Satzkompanien. Seine Rede ist eine militärische Funktion, seine Gesten fiktive Gewehrübungen.
Fürst Awalow glaubt an sich und seine Sendung. Auch er ist verständlich als Opfer seiner Zeit. Der Zar ist ermordet, und Awalow fühlt sich verpflichtet, vor der Welt den Vertreter des echten Rußland zu spielen. Er kostümiert sich als personifizierte Demonstration gegen Trotzki und Lenin.
Er ist gewiß tapfer und gegen die Welt nicht unehrlicher als gegen sich selbst. Eine Säule des Monarchismus will er darstellen und trägt das Schicksal einer Kulisse.
Er ist ein Abenteurer aus Selbsttäuschung. Er dünkt sich General und Macchiavelli zugleich. Er ist nur ein Ordensverleiher.

Berliner Börsen-Courier, 8. 1. 1922

REGEN

In der Mitte trieft der Schutzmann und regelt den Verkehr. Er ist durch einen weiten Gummimantel vor dem Regen gesetzlich geschützt. Seiner Trompete entflieht ein klagender Ton, der, kaum geboren, bereits überfahren wird von polternden Omnibussen.
Der Zigarrenhändler hat ein graues Tuch über seinen Laden gebreitet, den er an einem Schulterband auf der Brust trägt. Er steht ewig an derselben Straßenecke und wird deshalb »fliegender Händler« genannt.
Die Zeitungsfrau hat ein Blechschildlätzchen auf der Brust und lallt die Namen der Blätter aus. Sie ist grauhaarig und vom Regen verwaschen.
Viele Regenschirme schwanken über die Straße. Menschen überdachend. Ungeschützt nur ragt ein marmorner Staatsmann auf seinem Sockel; barhäuptig ist er den Tropfen preisgegeben. Er hat eine Kielfeder in einer Hand und ein Buch in der andern. In dem aufgeschlagenen Buch hat sich ein kleines Bächlein gebildet. Ein Spatz steht darin und schlürft Regenwasser der Weisheit.
Ein Knabe steht in der Mitte des Bürgersteigs und weint.
Eine Dame in Trauer ist im Begriff vorbeizuwollen und hält inne. Der Knabe erwartet seinen älteren Bruder, um in den Zirkus zu gehn. Und der Bruder kommt nicht.
Viele Regenschirme sammeln sich um den Knaben und schwanken gerührt. Ein Polizist läßt sich Bericht erstatten und schickt den Knaben nach Hause. Dumme Weiber! sagt er unhörbar. Die Dame in Trauer ist tief beschämt.
Die Männer recken ihre Schirme selbstbewußt den Wolken entgegen.
Der Knabe wartet auf die Straßenbahn. Sie segelt herbei wie ein Schiff. Gischt schäumt an ihren Rädern empor. Der Motorführer sieht aus wie eine menschenähnliche Konstruktion aus Mantelstoff und Wetterbrille. Auf dem hintern Trittbrett wimmelt es von einem dicken Herrn.
Der Knabe sieht neben dem dicken Herrn wie ein Beistrich aus.
Hinter der Straße fröstelt ein Park. An seinen mageren Baumzweigen bleibt der Regen hängen. Der Parkwächter wandelt hin und her, wie ein Baum, der seinen Standort verlassen und gehen gelernt hat.

Berliner Börsen-Courier, 10. 1. 1922

NACKTTÄNZE

Celly de Rheydt steht als Vertreterin der Nackttanzkunst vor dem Gericht.
Als sie nach Berlin kam, tanzte sie gelegentlich mit großem Erfolg die Hörselbergszene aus »Tannhäuser«. Es war in einem kleineren Theater. Die Tannhäuseroper sah dort ungefähr so aus, als hätte Richard Wagner sie für das Ballett verfaßt.
Der Venusberg wurde aus seiner störenden literarischen Umgebung sozusagen herausgemeißelt und stand für sich allein da, betanzt von nackten Mädchen. Sie waren von hauchdünnen Schleiern nicht verhüllt, sondern umweht. Und sicherlich war *diese* Darstellung der Venusbergszene die wahrheitsgemäße. Die jungen Damen der klassischen Liebesgöttin trugen auch keine Kleidung. Der Opern-Tannhäuser ist bemüßigt, fleischfarbene Kleidungsstücke für Haut zu halten und sich von ihnen verführen zu lassen. Der Tannhäuser, den Frau Celly auf der Bühne umtanzen ließ, sah echte Nacktheit um sich wie der richtige Tannhäuser seinerzeit.
Gegen eine solche naturalistische Wiedergabe der Zustände auf dem Venusberg wäre auch vom künstlerischen Standpunkt nichts einzuwenden gewesen. Jedoch ist die Oper nicht dieses Venusberges wegen geschrieben worden, und dessen erotische Zustände sind der Tragik des Helden wegen da. Deshalb war's ein Mißbrauchen des Werks.
Frau Celly de Rheydt lieh sich von der Kultur sozusagen den Richard Wagner aus, um, bloß mit seinem Nimbus angezogen, tanzen zu dürfen.

Ich sah noch mehrere Hörselbergdarstellungen im vergangenen Jahr.
Die Leute saßen mit roten Wangen an weiß gedeckten Tischen und tranken abgestandenen Sekt. An den Tischen vorbei wirbelten die Frauen, rhythmenlos, und sahen aus wie verkörperte Gegensätze der Musikakte.
Langstielige Lorgnons sprangen mit hörbarem Klaps in die Höhe und reckten ihre Hälse. Ehrsame Hornbrillen erglommen. Konzentrische Kneifer verloren ihren Halt auf den Nasen. Die ganze Optik war in rosa Erotik gehüllt. Die nackten Mädchen streiften hier und dort ein Tischtuch. Durch die Männer, die am Tisch zusammengerückt saßen

und mit den geröteten Gesichtern wie ein Bündel unheimlich großer Riesenradieschen aussahen, ging ein Zucken, und sie taten einen Schluck sauren Sekts.

Eine Saison lang dauerte diese Berliner Körperrevue. Dann war die Masse durch die Masse stumpf geworden.

Die Welt begann wieder auf Spitzenhöschen zu reagieren. Die Hornbrillen interessierten sich für Unterröcke. Die Kneifer – oh, köstlicher Doppelsinn des Wortes! – verloren ihren Halt nur noch beim Anblick seidener Strümpfe.

Nun ist es wieder wie einst. Die Verhüllung wirkt, nicht die Erfüllung. Das Versprechen und nicht das Geschenk.

Infolgedessen kommt mir der Celly-de-Rheydt-Prozeß ein bißchen antiquiert vor.

Viele Erwachsene gelangen aus der Pubertät nicht heraus. Sie sind Zotenleser und Kabinengucklochseher. Ihr Bedürfnis erschöpft sich vollkommen in einem ewigen Forschen nach Wandritzen und Schlüssellöchern.

Alle dem Amüsement geweihten Stätten kommen diesem Bedürfnis freudig entgegen. Die Röcke der Damen auf den Bühnen sind mehrfach geschlitzt.

Ein wohlgeformtes Bein enthüllt sich für eine Sekunde dem applaudierenden Blick und verschwindet wieder mit unheimlicher Schnelligkeit. Eine Spange an der Schulter will den Anschein erwecken, daß sie allein Vorderteil und Rücken des Kleides zusammenhält und – hast du nicht gesehen! – plötzlich aufspringen kann.

Auf ein solches Versagen einer Spange harrt man. Ach! Sie springt nicht. Es fällt ihr nicht ein zu springen. Und überdies ist das Kleid sicher zugenäht.

Die Leute haben ihr Geld gezahlt, um einen Genuß zu empfangen. Man bot ihnen nur die Erwartung und die Enttäuschung.

Das ist unsittlich.

»Celly de Rheydt« sei Marke und Sammelbegriff. Es gibt also: bekleidetes »Celly« und unbekleidetes.

Dank dem letzteren war die Welt nahe daran, von ihrem Pubertätsdrang nach Beinen, Schultern und Brüsten befreit zu werden. Wenn den Stätten des Amüsements befohlen worden wäre, drei Jahre lang

nackte Tänzerinnen in Massen auftreten zu lassen, so hätten vielleicht sogar lüsterne Agraffen ihre Anziehungskraft verloren.
Wer die Nacktheit verbietet, fordert die Erotik des geschlitzten Kleides; des Schlüssellochs; der lückenhaften Badekabine.

Daß nun aber gar die Justiz sich in ehrfürchtige Togas hüllt, ein Staatsanwalt schlaflose Nächte verbringt, Akten dimensional anschwellen, Verteidiger ciceronische Beredsamkeit entwickeln und ein Pfarrer als Sachverständiger geladen wird, das ist eine Verschwendung von Pathos und Feierlichkeit, deren oft und dringend gebrauchte Wirksamkeit in dieser Welt der Gottlosen und der Spötter nur abgestumpft wird.
Der harmlosere Teil der Öffentlichkeit ist imstande, den Celly-de-Rheydt-Prozeß für einen Kampf der Freiheit gegen die Muckerei aufzufassen, etwa wie ein »Reigen«-Prozeß, weil jener diesem auf dem Fuße folgt.
Der Staat macht für die Erledigung dieser Angelegenheit eine viel zu weit ausholende Geste.
Man wird sehr viele Phrasen tönen hören, von Freiheit, Tyrannei, Opfer.
Die Welt des Amüsements wird sich ein paar Begriffe leihen von der Kultur. Eine Anleihe wie jene der Frau Celly de Rheydt bei Richard Wagner.
Es wird um die Frage: »Trikot oder Fleisch im Venusberg« gehen, und man wird glauben, es handle sich um die Sittlichkeit »Tannhäusers«.
Oh, welche Verwirrung! –

Berliner Börsen-Courier, 15. 1. 1922

DER SPRUCH AN DER WAND

In Pompeji – so berichten die Blätter – sind neue Ausgrabungen gemacht worden. Es gelang, ein Haus mit Balkons, Loggien und einem fast unversehrten Stockwerk aus der Lava zu befreien. In einem der Zimmer fand man die Wandinschrift:

»Du sollst nicht begehren nach dem Weibe Deines Nächsten.«

Aus dieser Inschrift schließt man, so wird berichtet, daß der Inhaber des Hauses – ein Philosoph gewesen sei.

Es muß doch eine seltsame Stadt gewesen sein, dieses Pompeji! Seine Durchschnittsbewohner hielten es für selbstverständlich, nach den Weibern ihrer Nächsten zu begehren. Nur die Philosophen taten es offenbar nicht und schrieben das Verbot an ihre Wände.

Die Ausnahmemenschen, die Exzeptionellen waren es. Die einfachen Bürger – die Händler, Soldaten, Baumeister –, alle verlangten sie nach den Weibern ihrer Nächsten.

Im Europa des zwanzigsten Jahrhunderts ist es umgekehrt: Die Durchschnittsmenschen sind meist Ehemänner, und alle tragen sie das Gebot, nicht nach dem Weibe des Nächsten zu verlangen, wenn nicht an den Wänden, so doch auf den Lippen; wenn nicht im Herzen, so doch im Gedächtnis.

Nur die Ausnahmemenschen, sagen wir: die Anhänger der epikuräischen Philosophie, machen sich nichts aus dem Gebot und folgen dem Beispiel der Durchschnittsbürger von Pompeji.

So ändern sich die Sitten, oder die Frauen, oder die Philosophen.

Es kann aber auch sein, daß der Bericht über die Ausgrabung sich irrt; jene Wandinschrift verrät vielleicht gar nicht den philosophischen Beruf des Hausbesitzers, sondern irgendeine furchtbar tragische Geschichte:

Er besaß vielleicht eine Frau, auf die er eifersüchtig war, und ließ seine Wand den Besuchern ein Memento entgegenrufen.

Oder er selbst hatte üble Erfahrungen mit der Frau seines Nachbarn gemacht, und er wollte es just nicht vergessen.

Oder er wußte von einem Fehltritt seiner Frau, und da er ein zartfühlendes Gemüt besaß, gab er ihr sein Wissen auf diese umständliche Weise.

Niemand kann heute den wahren Sachverhalt noch erkennen, da der Kadaver jenes vermeintlichen Philosophen unkenntlich in eine Lavakruste eingewickelt ist; alle Frauen in Pompeji für alle Ewigkeit stumm sind; und die Geheimnisse der Stadt sozusagen in einer Lava von Jahrhunderten verborgen ruhen, verschüttet sind von der Vergangenheit.

Wenn einmal – so stelle ich mir vor – eine unserer Städte verschüttet würde wie dazumal Pompeji – man könnte nach zwei Jahrtausenden anläßlich einer Ausgrabung ein unversehrtes Zimmer finden mit Sprüchen an der Wand.

Die zum Beispiel so lauten:

»Iß, was gar ist,
Trink, was klar ist,
Sprich, was wahr ist.«

Und man würde daraus schließen, daß der Inhaber des Hauses eine prachtvolle Köchin, einen alten Weinkeller gehabt habe und ein wegen seiner Wahrheitsliebe allgemein verhaßter Zeitgenosse gewesen sei.

Über meinem Bett stehen drei Sprüche:

»Frisch hinein!«
»Nur ein Viertelstündchen!«
»Ordnung ist das halbe Leben!«

Ich weiß wohl, daß, wenn der letzte Spruch befolgt würde, die ersten zwei sich von selbst gewissermaßen erfüllen würden.

Aber ach! – ein ganzes Leben ist man bestrebt, Ordnungen in ein halbes zu bringen, und es gelingt nicht einmal für ein Viertelstündchen.

Berliner Börsen-Courier, 17. 1. 1922

WESHALB DIE LIEBE ERLISCHT

Die drei Gründe – Die freie Liebe – Und die »wahre Liebe«

Im choreographischen Bund Lichterfelde spricht ein Herr Otto *Blank* über das traurige Thema: Weshalb die Liebe erlischt.

Es ist ein interessantes Thema, und es sollte sich jeder junge Mann nicht nur dem Erlöschen der Liebe hingeben, sondern auch den Ursachen, die dazu führen.

Es waren sehr viele *junge Männer* im Saal, denen man teils das Entstehen, teils das Erlöschen der Liebe ansah. Die jungen Damen, die auch anwesend waren, weil zum Erlöschen der Liebe unbedingt zwei notwendig sind – das erfuhr man später aus dem Vortrag –, trugen gleichgültige Gesichter, als wäre ihnen die Liebe gleichbedeutend mit einem geringfügigen Kurzschluß bei einer entfernten Tante in Magdeburg.

So stolz sind die Damen.

Und schüchtern sind sie auch zugleich. Sie saßen nämlich in den

rückwärtigen Bänken und hüteten sich wohl, ein bißchen vorzurükken.
Dagegen saßen die jungen Männer demonstrativ interessiert in den ersten Reihen, um die Weisheit sozusagen aus erster Lippe zu saugen.
Auch ehrbar *verliebte Pärchen* waren zu sehen. Die saßen zusammen und verglichen die apodiktischen Wahrheiten des Vortragenden mit den Symptomen, die ihr Zusammensein aufwies. Sie degradierten sich so selbst zu lebenden Demonstrationsobjekten und praktischen Beweisen für die Theorien des Meisters Blank.
Ehepaare im mittleren Alter waren nur spärlich vertreten und diese wenigen so angefüllt mit Selbstbewußtsein und Über-den-Dingen-der-Liebe-Stehen, daß sie den Ehebegriff überhaupt repräsentierten. Sie saßen da wie zur Kontrolle dessen, was über das Erlöschen der Liebe gesagt wurde. Wer sie ansah, wußte alles und brauchte gar nicht erst hinzuhören.
Unsinnigerweise hatten manche auch ihre *Kinder* mitgebracht, gewissermaßen die Folgen der erlöschenden Liebe.
Der Vortragende hatte ein gleichgültiges Gesicht, in dem nicht die Spur eines Erlebnisses verzeichnet war und das harmlos und jungfräulich aussah wie eine blankgewischte Schultafel.
Dennoch leitete er seinen Vortrag mit einem Hinweis auf seine »reichen Erfahrungen« ein, die sich ihm eigens zu Vortragszwecken zur Verfügung gestellt haben dürften. Ich habe die unabweisliche Empfindung, daß er außerhalb seines Berufes als Berater in Liebesangelegenheiten fern von den Erfahrungen lebt, den reichen.
Er sagte nämlich, die Liebe erlösche durch: 1. *Armut*, 2. *Temperament*, 3. durch *»neue Einflüsse anderer Natur«*.
Die *Armut*, so führte er aus, sei ein »schlimmer Gesell«. Das Wort des Dichters vom »Raum ist in der kleinsten Hütte« bewahrheite sich keinesfalls. Der Dichter hat von den kleinsten Hütten offenbar keine Ahnung gehabt.
Das *Temperament* – er meint das hitzige – sei gefährlich, weil es die Gefühle durch »häufige Anwendung« abnutze und stumpf mache. Das dauert so ein Vierteljahr, und dann ist der Zauber weg.
Die *»neuen Einflüsse«* sind Ablenkungen eines oder des andern Teils der Liebenden, sei es durch Personen, sei es durch Erlebnisse, anderes Milieu, neuer Beruf und dergleichen.

Von allen Dichterworten über die Liebe sei nur eines wahr. Das lautet *Drum prüfe, wer sich ewig bindet.*
Der Vortragende ist trotzdem ein Gegner der freien Liebe, weil sie »das Gewissen stumpf macht«, und zweitens: weil wir einfach »noch nicht so weit sind«.
»Das wird noch Jahrhunderte dauern«, sagte er, und sein prophetisch aufgerissenes Auge schweifte von den Hörern weg in die blaue Zukunft.
Von dort kehrte es erst wieder beim Schluß des Vortrags, der in einer Verherrlichung der »wahren Liebe« ausklang.
Die Ehepaare stießen sich mit den Ellenbogen zärtlich an, und die jungen Damen trauten sich teilweise in die ersten Bänke vor.
Die Liebespärchen erglänzten intim und verdunkelten den Schein der drei elektrischen Birnen und Äpfel.
Die selbständigen jungen Männer machten ungläubige und enttäuschte Gesichter.
Ach! Sie waren gekommen, um einen Nackttanz von schamlosen Worten und Begriffen zu sehen, und sie erlebten einen frommen Reigen sittlicher Traktätlein.
Sie beschlossen, sich anderwärtig zu entschädigen, wozu es auch in Lichterfelde Gelegenheit gibt.
Die kleinen Kinder trippelten an der Hand ihrer Mütter aus dem Saal und begannen, der Liebe entgegenzuwachsen wie Azaleen nach einem Sommerregen.
Und ich fühlte in meinem Herzen die Liebe erwachen. Trotz alledem!

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 19. 1. 1922

MELODRAMATISCHE WIRKLICHKEIT

Die Wirklichkeit hatte seit eh und je literarische Ambitionen; sie bringt Symmetrie in die Begebenheiten, stilisiert die Menschen und verleiht ihren Handlungen gelegentlich eine Pointe.
Im Schlieffenprozeß blamierte sie sich. Sie machte, wie ein Literat, der gewissenlos geworden ist, Konzessionen an den billigen Geschmack.

»Kitsch« nennt man ein willkürliches plumpes Umbiegen der Wahrheit in rohe oder sentimentale Effekthandlung. Zum Beispiel: die Kennzeichnung eines Schurken durch einen brandroten Knebelbart; die eines engelhaften Frauenzimmers durch himmlische Augenbläue; die Habsucht, die Geldgier und den Neid durch tückische Verwandtschaft, die dem Erben nach dem Leben trachtet; Gift in seine Töpfe tut und Mörder dingt; Findigkeit und rächende Vergeltung durch einen – ach, wie schlauen – Detektiv, der mit Wachspuppen die Mörder verleitet und ihr scheinbarer Komplize wird.

So getreu ist diesmal die Wirklichkeit den Spuren eines kitschigen Romanciers gefolgt, daß sie sich selbst desavouierte, indem sie – unwahrscheinlich wurde. Nicht einmal der Wirklichkeit ist noch zu trauen. Die Kriminalpolizei, die ja sozusagen von Geburt an Unwahrscheinlichkeiten gewohnt ist – nicht einmal sie konnte die Geschichte von den Mordplänen der gräflichen Familie glauben. Sie sagte: Das wäre Kino. Und das Leben scheute sich nicht, einen Schundfilm zu verfassen.

Seine Handlung ist grob und einfältig: Der junge Graf, der kein Geld hat, beneidet und haßt den Erbgrafen. Die arme Gräfin möchte reich sein. Welch primitive Selbstverständlichkeit! Die Folge ist, daß die armen Grafen beschließen, die reichen zu ermorden. Und als wollten sie ihr Tun und ihre Absicht mit noch mehr kitschigem Gehalt erfüllen, dingen sie sich Mörder, statt selbst und unauffällig zu töten. Und als ständen diese im Solde eines Kriminalromanschreibers, benehmen sie sich ungeschickt und schminken sich romantisch. Ja, einer geht hin und verrät sich und seine Auftraggeber dem bedrohten Majoratsherrn. Der hat einen so unerschütterlichen Glauben an die Nüchternheit des Lebens, daß er den abenteuerlichen Enthüllungen lange nicht traut. Seltsames Gefühl, so plötzlich mitten aus Abrechnungen über die letzte Ernte, Familienfesten, Jagden, Pferdezucht und Obstkultur in das Scheinwerferlicht eines sensationellen Kriminalstücks zu geraten!

Unzweifelhaft wird die Begebenheit erst nach dem Geständnis der Schuldigen. Und dieses hat nicht nur einen überraschenden Inhalt, sondern auch eine verblüffende Form.

Das Unglaubliche entwickelte sich mit einer plumpen Selbstverständlichkeit. Eine Stütze des Hauses gibt den Rat, einen Menschen umzubringen, wie Stützen des Hauses sonst zu raten pflegen: Lassen Sie doch den Zaun niederreißen! Oder: Sie müßten den Koch abschaffen!

Wie Mütter sonst Söhne zu mahnen pflegen: Du mußtest doch deir
Examen machen! – so spricht hier die Mutter: Du mußt ihn töten!
Der gedungene Mörder erzählt einigen Bekannten von seinen Absich-
ten, und sie – raten ihm ab. Wie sonst Bekannte wohl zu sagen pflegen
Ich rate Ihnen nicht, den Kammgarnersatz zu kaufen! Kaufen Sie lie-
ber den karierten englischen Stoff! – so spricht hier der und jener: Icl
rate Ihnen nicht, den Majoratsherrn zu töten!
Der Auftraggeber erklärt dem Gedungenen den Mechanismus de
Schießwaffe, als wäre es ein Kodak, mit dem ein Onkel überraschenc
photographiert werden soll, oder ein Feuerwerk für eine Geburtstags-
feier.
Selbst durch den Zynismus des hartgesottenen Verbrechers von Ge-
burt und Beruf zittert noch gelegentlich das Grauen des Mords. In der
Kreisen der Schlieffens hat ein Mord nichts Fürchterliches. Man be-
spricht ihn bei Tisch, zwischen Suppe und Rehrücken, wie einen ge-
meinsamen Ausflug. Das Blutvergießen nimmt sich harmlos aus wi
ein Gesellschaftsspiel. Das Bleigießen in der Silvesternacht ist gewich-
tiger.
Hier überschreitet das Leben sogar die Grenzen des Kitschiers. Diese
läßt Verschwörungen, Attentatsvorbereitungen und schreckliche Plän
sich ganz anders vollziehen: Die Verbrecher selbst sind von der Unna-
türlichkeit ihres Vorhabens sozusagen angesteckt. In ihrem Sprecher
und Tun zittert die Romantik der Verworfenheit. In den Vorbereitun
gen der Schlieffens zittert gar nichts. Sie haben scheinbar keinen Sinı
für das Ungeheuerliche. Sie verschieben die Maße. Um Geld zu be
schaffen, gibt es zwei Möglichkeiten: entweder heiraten oder töten.
Zwischen einer nicht standesgemäßen Heirat und einem standesgemä
ßen Attentat gibt es scheinbar keinen Unterschied. Ja, jene ist soga
schlimmer als dieses. Die Gräfin, die kaltblütig einen Mord plant, em
pört sich über die reichen Eltern, die den jungen Grafen erst sehe
wollen, ehe sie ihm die Tochter geben. Das sind zu große Schwierig
keiten für einen Grafen. Einen Schlieffen nimmt man ohne weitere
zum Schwiegersohn, oder er tötet den Majoratsherrn, als wahre er s
die Ehre des Standes besser.
Der jüngste Sohn der Gräfin betrachtet »Verrat an der Familie« al
Sünde, verbrecherische Mitwisserschaft beschwert ihn nicht. Wenn ei
Räuber seine Brüder nicht verrät, so wahrt er die Prinzipien des Räu
bertums. Der junge Schlieffen hält an der Familienehre fest, auch wen

ie Familie keine mehr hat. Auch er sieht die Dinge verkehrt. Er über-
chätzt den Stand auf Kosten der persönlichen Sittlichkeit. Und er
laubt, eine unsittliche Tat wäre besser, wenn ihr Urheber Schlieffen
eißt, schlimmer, wenn er Meyer hieße.
)ie größte Schuld dieser Schuldigen ist ihre Borniertheit. Eine Reise
u den Eltern der reichen Braut ist eine Demütigung. Die Gemein-
chaft mit einem zweifelhaften Gemüsehändler keine. Sie haben eine
bnorme Sittlichkeit. Ein falscher Standesdünkel stützte diese Krank-
eit, die von Geldgier verursacht worden war.
)er Charakter der Schlieffens wäre nie offenbar geworden, wenn das
eben sich in diesem Fall nicht so kitschsüchtig gezeigt hätte. Jene
eiche »Partie« hätte leicht zustande kommen können: Die Tochter
ines Bürgerlichen wäre Gräfin, und der Graf Hans Heinrich hätte
armlos auf Hasen und Kaninchen geschossen und nicht auf Majorats-
errn.
o sind die Launen des Lebens schicksalhaft. Es wollte einmal sensa-
ionell sein, und statt in den ausgefahrenen und wohlbekannten Gelei-
en zu bleiben und die Menschen ihren gemächlichen Weg des Heira-
ens gehen zu lassen und des nüchternen Ablebens, schob es hier einen
iegel vor, legte dort ein Hindernis und machte gewissermaßen seinem
uten literarischen Namen Schande.
Jnd bewies allerdings, daß die Anständigkeit von Zufällen abhängig
t.

Berliner Börsen-Courier, 22. 1. 1922

DIE TÖNENDE MAUER

Liebesbriefe und andere Korrespondenzen

)ie Straße heißt Müllerstraße und ist von solch qualvoller Unaufhör-
chkeit, als trüge sie ihren Namen nicht nach einem, sondern nach
len Müllers der Welt.
ie liegt, wie das meiste Qualvolle, im Norden der Stadt und besteht
is Mietskasernen und Lagerplätzen und auch freien Plätzen, die, von
retterzäunen mangelhaft verdeckt, ihre peinlichen Blößen den Pas-
inten enthüllen müssen.

Kein Unkundiger ahnt, daß von dieser Müllerstraße ein bescheidene Seitenweg zu dem wenig bekannten und wie durch eine besonder Härte des Magistrats nach dem Norden versetzten aristokratische Schillerpark führt. Dagegen sieht jedermann gegenüber diesem We einen Kintopp, in dem anachronistische Filme gegeben werden. Un links neben den Lichtspielen sind, könnte man sagen: die Tonspiele. Ich meine: die tönende Mauer.

Ich stand an einem linden Tauwettertag zwei Stunden und länger ne ben der tönenden Mauer und lauschte ihren Offenbarungen. Sie wußt von zwei Kinderbetten, einem Kinderwagen, einem Militärmantel einem grauen Straßenanzug, einem »frisch abgelegten Frack«, zwei un orthographischen Cutaways, die mit »K« und »ai« geschrieben waren und mehreren Schlafstätten und Zimmern für garantiert solide Herre bei anständigen Familien; und weniger anständigen Anzeigen.

Diese Mauer ist nämlich eine Art *Inseratenzeitung* aus Mörtel un Stein, in der die Zeile gar nichts kostet. Oder eine ausgerollte und Flä che gewordene Litfaßsäule. Die Menschen im Norden, die etwas ode sich selbst anbieten, und die andern, die ein Bedürfnis nach Kinderbet ten, Schlafstätten, Freundschaft und Liebe haben, verkehren durc schriftliche Ankündigungen auf dieser Wand miteinander.

Und auch jene, die einander persönlich schreiben müssen, benutze die Mauer. Wer lesen kann, liest hier eine Welt.

Eine Schrift lautet:

Libe Miez, ich kohme Sontag wie gewöhnlig.

Es ist wahrscheinlich der Brief eines Halbwüchsigen an die Geliebt seines mutierenden Herzens. Ich stelle mir vor, daß »Miez« ein was serblondes Mädchen ist mit Haaren, die so feuchtglatt gestrählt sind als hätte man sie schon aus dem Spreekanal gezogen. Viele arme Mäd chen im Norden haben noch im lebenden Zustand Haare und Gesich von freiwillig Ertrunkenen.

Ich stelle mir auch vor, daß die Miez heute um sechs Uhr, wenn sie au der Fabrik gekommen ist, zu der Wand läuft ihre Korrespondenz ho len und daß sie vielleicht gehofft hat, er würde ausnahmsweise einm am »Sohnabent« kommen, erstens, weil sie sich ja sehnt, und zweiten damit doch endlich auch eine Abwechslung da sei.

Ach! sein Instinkt ist stumpf, und sein Sinn schläfrig, und seine Ve nunft gebeut ihm tödliche Regelmäßigkeit. Er »kohmt Sontag« un »wie gewöhnlig«...

Eine blaue Kreide hat solches mitzuteilen:

Ich ferkaufe den blauen Hut, wen Du nicht abholen komt, Elsa!

Pauline Ebers.

Ich weiß, daß Elsa der schöne blaue Hut gefällt, den Pauline Ebers hat. Es ist, sagen wir, ein himmelblauer Hut, blau wie die Luft im Monat März, in dem die blaue Farbe sich jedes Jahr immer neu gebärt. Oder es ist ein ultramarinblauer Samthut, leuchtend wie Gottes ewige Güte. Solch einen Hut *muß* man haben, und man will ihn bei Pauline Ebers kaufen. Er kostet einen sogenannten Pappenstiel, den man nicht besitzt. Es ist sehr lächerlich, keinen Pappenstiel zu besitzen. Daher zahlt man eine kleine Angabe oder trägt den Pappenstiel in Raten ab. Wenn man aber drei oder noch mehr Raten schuldig bleibt, ist diese Pauline Ebers imstande, den wunderbaren Hut einem Fremden zu verkaufen. Oh, welch ein Jammer!

Mit einer weißen Kreide steht am unteren Mauerrand:

Paule gib mir meine Kiselsteine!

Es gibt sehr viel Tragik in der Welt, fast noch mehr als Kieselsteine. Am traurigsten ist es, wenn Paule sich die Kieselsteine leiht und gar nicht mehr daran denkt, sie zurückzugeben. Dabei ist zu bedenken, daß der Mensch jeden Tag Kieselsteine braucht und daß man sie in der großen Stadt nicht sehr häufig findet. Man muß schon einen Bauplatz ausfindig machen oder in einen noch wenig bekannten Park laufen, um schöne, glatte Kieselsteine zu finden, die vom Regen glattgeschliffen sind, daß man sie in die Tasche stecken kann und in den Händen fühlen wie etwas Sanftes, Frommes, unendlich Kostbares.

Ich wünschte mir sehr, einen oder mehrere solcher Korrespondenten zu sehen, und ich sah, als es zu dunkeln anfing: ein kleines Mädchen, eine Frau und zwei Männer. Sie klebten *Zettel* an die Mauer.

Das kleine Mädchen war offenbar von ihren Eltern hergeschickt. Sie trug keinen Kleister mit, sondern schwenkte den schon klebrigen Zettel wie ein kleines Fähnlein in der Hand. Er war klebebereit und gut stilisiert und zeichnete sich durch eine künstlerische Rondeschrift aus. Es war ein prachtvoller Zettel, und er kündigte eine Schlafstelle an. Für die Qualität dieser Schlafstelle sprachen die Orthographie und die Kalligraphie. Und wenn sonst nichts auf diesem Zettel stünde als nur das Wort Schlafstelle und die Adresse, ich würde hingehen, brauchte ich eine Schlafstelle.

Die Frau trug einen Kleistertopf unter dem Tuch mit einem spärlich behaarten Pinsel. Sie wählte einen möglichst auffälligen Platz für ihre Kundmachung, es war sozusagen ein Platz an der Sonne, wie er dieser Frau im Leben niemals beschieden sein wird.
Und sie kündigte ein *Rad zum Verkauf* an.
Die zwei Männer, die von ihren Pappenschildern so beschattet waren, daß ich nur ihre gedrungenen Gestalten und ihre kurzen, muskelstrangkarierten, nackten Hälse sah, waren schon mit der Technik des Klebens vertrauter. Sie hatten eine Tube Zahnpasta in der Tasche, und sie quetschten daraus behutsam Regenwürmer aus Klebestoff und befestigten geschickt und sicher ihren Zettel, so daß er allen Unbilden der Witterung standhalten wird.
Sie suchten einen *jungen verschwiegenen schlanken Gefährten zu Sport und Spiel.*
Es ist schön und erhebend, wieviel Respekt die Menschen voreinander haben. Keiner, der mit unehrlicher Getriebenheit sein Plakat über ein fremdes klebt. Raum für alle hat diese Wand.
Ich hör' das ewige Tönen dieser Mauer. Sie offenbart mir die Leiden und Kümmernisse aller, die hier ihr Privatleben plakatieren. Ohne Scheu und aufrichtig.
Ein anderes Mal will ich versuchen, ihnen allen zu folgen, die hier anzeigen, Kinderbetten kaufen, Schlafstätten mieten, Cutaways anprobieren.
Und, wenn ich kann, den Kindern Kieselsteine bringen, Fräulein Else die Raten für den blauen Hut bezahlen und »ihn« veranlassen, einmal auch am Sonnabend zu kommen, auf daß »Miez« sich freut.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 24. 1. 1922

DAS TESTAMENT DES DICHTERS

Der Dichter fühlte seinen Tod nahe und schämte sich vor der Nachwelt alles Überflüssigen, das er im Leben vollbrachte, und alles Notwendigen, das er unterlassen. Denn er wußte, daß man der Nachwelt nicht nur große Werke, sondern auch Rechenschaft schuldig ist – für das bißchen Unsterblichkeit, das zu verleihen allein in ihrer Macht steht.

Er packte also ein paar Dokumente ein, Zeugnisse keuscher Verschwiegenheit. Er vernichtete sie nicht, um sich nicht dem Verdacht auszusetzen, er hätte Gott weiß was Fürchterliches der Nachwelt unterschlagen. Aber er bestimmte: Erst nach fünfzig Jahren dürfen die Manuskripte gelesen werden.

Der Dichter Grillparzer, Österreicher und Skeptiker, mag vielleicht so spekuliert haben: Entweder bin ich in fünfzig Jahren vergessen, dann schert sich die hochverehrliche Nachwelt eh net um die Papiere; oder ich bin berühmt und über fünfzig Jahre hinaus unsterblich – dann mag's die Nachwelt wissen.

Immerhin ist es möglich, daß der österreichische Dichter Grillparzer, der gelegentlich boshaft und der Literaturgeschichte nicht grün war, die Forscher auf die Folter der Neugier spannen wollte (die man bei Forschern »Wissensdurst« nennt).

Oder er zweifelte vielleicht an einer dauernden Wirkung, und er wünschte, eine begrenzte Unsterblichkeit sich vorzustellen, indem er wenigstens dank seinem Verbot weiterlebt, wenn schon nicht durch sein Werk. – Aber diese Theorie ist eine traurige und gewagte.

Am Sonnabend waren die fünfzig Jahre seit dem Tode Grillparzers um, und die Männer der Literatur harrten der Eröffnung des Nachlasses.

Da aber stellte es sich heraus, daß die gescheiten Forscher eh schon alles wußten, besser fast als der Grillparzer. Wessen der Dichter sich vielleicht so geschämt hatte, seines unentschiedenen Verhältnisses zu Kathi Fröhlich – der traurigen Gestalt mit dem heiteren Namen –, davon wissen alle Gymnasiasten von den Giebeln der Mittelschulwissenschaft schon seit fünfzig Jahren.

Nur ein Satz eines Tagebuchblattes wird noch Thema germanistischer Seminarübungen werden:

»Oh, weh, weh denen, die ein Herz haben, wenn sie betrachten, und keines, wenn sie – –.«

Hier bricht der Satz ab; – »bedauern sollen« könnte man vielleicht aphoristisch nach dem Sinn des Vorhergehenden ergänzen.

Grillparzer hat diesen Satz nicht vollendet, ehe er seine Manuskripte einpackte.

Manchmal ist es, als wäre dieser Satz ein Geständnis Grillparzers, des Österreichers, der vielleicht deshalb so schwer um die höchste Vollendung kämpfte, weil ihn sein Herz in der Betrachtung störte, weil es

nicht die zur Betrachtung unerläßlich notwendige persönliche Distanz hat, ohne die alle Dinge sozusagen im Neigungswinkel des Gefühlfeldes stehen...
Oder: Zwischen den traurigen Zeilen lächelt gar der Ironiker über die Bemühungen, den Satz zu vollenden: über die Feierlichkeit bei der Eröffnung gleichgültiger Blätter; über die Orientiertheit der Literaturgeschichte --
und über die hier niedergelegten Betrachtungen.

Berliner Börsen-Courier, 25. 1. 1922

DIE ASYLE DER HEIMATLOSEN

Orientalen und Russen – Studenten aus Arabien – Die Teestube

Viele Fremde aus dem Osten kommen in dieses Lokal, das äußerlich sich unauffällig-assimiliert einfügt in die Zivilisationsphysiognomie der *Nürnberger-* und der *Kurfürstenstraße.*
Daß die Fremden aus dem Osten so gerne sich im Berliner Westen aufhalten, hat seinen tiefen psychologischen Grund: Ich vermute, daß sie die Zivilisation entbehren und Sehnsucht haben nach technisch entwickeltem Europäertum. Sie etablierten sich also, wenn sie nur halbwegs bemittelt sind, in der Nähe der Untergrundbahnhöfe, der Likördielen und der Kinopaläste. Und nur die hoffnungslos Armen siedeln sich in der Gegend der Warschauer Brücke an.
In dieser »Diele« in der Nürnberger Straße, die Restaurant und Café zugleich ist, verkehren in den Nachmittagsstunden Menschen aus dem Ägypterland und aus Arabien, Armenier, Kleinasiaten und Syrer.
Manchmal sieht das Lokal aus wie ein aufgeschlagener ethnographischer Atlas. Mir ist, als wenn ich die Tische und Nischen nicht in der horizontalen Fläche betrachtete, in der sie sich dem Blick darbieten, sondern als blätterte ich Tisch für Tisch, Stuhl für Stuhl um und läse die verbindenden Texte, die ich mir aus dem gelernten Mittelschulmaterial rekonstruiere.
Nun bin ich zu phantastischen Übertreibungen genötigt, zumal, wenn sich in die Betrachtung der Orientalen Wehmut mischt, weil sie gar so zivilisiert in der *Nürnberger Straße* sitzen, in einer Stube, in der die

Lampen für mitteleuropäische Begriffe und Poesiebedürfnisse mit bunten Taschentüchern bekleidet sind, auf daß sie Stimmung entwickeln.

Ein *Fellache*, der aus der Untergrundbahn steigt statt vom Rücken eines zweimal gehöckerten Kamels, ist tragisch. Das Schiff der Sandwüste sollte ihn tragen, statt dessen spuckt ihn die Bahn der Stadtwüste aus.

In weißen Gewändern soll er malerisch lagern im Schatten einer Palme, einer Dattelpalme, wenn möglich, am Rande einer Oase, und Wasser aus hohlen Händen schöpfen, statt dessen sitzt er nach europäischer Unsitte auf einem erbärmlich harten Stuhl, stützt den Ellenbogen auf eine Marmorersatzplatte und trägt einen Stehumlegekragen und einen englischen Anzug mit wattierten Schultern.

Ach! Und wenn ich verstünde, was er spricht, ich würde feststellen, daß Dollarkurse sein Gemüt bewegen.

Die *Studenten* sind jung, und es sind viele. Sie setzen sich mit einem Jubel an einen Tisch, als hätten sie im Triumph eine Stadt erobert. Sie haben flackernde Handbewegungen, als hielten sie flatternde Fahnen in siegreichen Fäusten. Sie lesen in englischen Zeitungen und sprechen von Politik. Sie bedrohen ihre abwesenden Feinde, und ich erkenne, daß sich die Studenten der ganzen Welt gar nicht voneinander unterscheiden. Sie stehn wahrscheinlich alle auf Chamberianischem Menturboden, tragen geistigen Wichs und sind mit einem Wort deutschnationale Araber.

Auch *Kaufleute* sind zu sehn, und es sind ganz hervorragend vernünftige Männer, mit philosophisch vorgewölbten Stirnen und edlen Nasen, sanften blassen Ohren und schmalen Wangen. Manchmal nur ist ein stilles Glimmen in den dunklen Augen, die scheinbar je nach Stimmung ihre Farbe verändern und bernsteingelb werden können.

Irre ich nicht, sind jene dort Menschen vom *Kaukasus*. Sie sprechen mit weichen, warmen Stimmen, als hüllen sie die Worte zärtlich ein, statt sie in die Luft zu schicken. Sie haben eine weiße Hautfarbe und einen schlanken Wuchs. Sie könnten große Pelzmützen auf den edlen Häuptern tragen und reich verzierte Dolche in breiten Gürteln, aber sie tragen steife Hüte und unscheinbare graue Straßenanzüge und sitzen in der Nürnberger Straße.

Schräg gegenüber dieser Caféstube ist eine zweite Konditorei, die äußerlich ihrer Umgebung vollkommen assimiliert scheint und im Innern

eine echte russische *Teestube* darstellt, wie man sie wirklichkeitsge-
treuer auch in Rußland nicht sieht.
Das *Buffet* hat allerdings Sarotti-Schokolade und auch sonst westliche
Genüsse aufzuweisen. Allein, die Anordnung verrät dem Kenner die
russische Sachlage. Die Likörgläser glänzen in anmutiger Aufforde-
rung und gruppieren sich um die Likörflaschen. Auf dem Tisch liegen
russische »Prykuski«, weiße runde Beugel. Die Besitzer der Stube sind
Russen. Und die Kellner auch.
Sie tragen weiße Uniformgewänder wie die üblichen Verpflegungs-
trainsoldaten der mitteleuropäischen Gasthäuser. Aber sie haben keine
übliche Sachlichkeit in den Bewegungen noch in den Fragen. Ihre Höf-
lichkeit hat ein Rückgrat und ist eine wunderbare Mischung aus Selbst-
bewußtsein und Bereitwilligkeit.
Alle Gäste sprechen *russisch*. Den Tee bekommt man nicht in Schalen
und auch nicht in vernickelten Behältern, sondern in ordentlichen Glä-
sern, wie es sich für Tee gehört. Man sieht, daß er rostbraun ist und
klar wie geschmolzener Rubin.
Die russischen Gäste rekrutieren sich aus den *Flüchtlingen*. Sie tragen
teilweise noch Nationalkostüme. Ein großer Mensch mit blanken
Schaftstiefeln und einem schmalen Ledergurt um die Hüften; ein
Mann in bestbürgerlichem Pelz mit einer unendlich hohen Pelzmütze
auf dem Kopf, eine Dame mit einen Zweispitz.
Fast alle kennen einander. Es wird nach der Adresse eines Herrn ge-
fragt, und eine männliche Stimme gibt aus dem Hintergrund eine Pen-
sion am Kurfürstendamm an.
Es ist ein sehr strenger, frostiger Winternachmittag, und hier ist e
warm, behaglich und heimatlich.
Die vereisten Fensterscheiben könnten die Vorstellung hervorrufen
daß hinter ihnen nicht die Nürnberger Straße liegt, sondern womög
lich der Newski-Prospekt.
Manchmal steigt ein Gesang aus einer Männerkehle und bricht sofor
ab. Es ist, als traue man sich nicht, heimatlich-ungezwungen zu wer
den.
Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß ein paar Schritte weiter andr
Menschen sitzen, auch Menschen im Exil oder zumindest in de
Fremde, und daß sie alle die Nürnberger Straße einte zu einer Gesell
schaft Obdachloser, die ihre Heimat nie verlassen können, auch i
Berlin nicht und nicht in der Nähe der Untergrundbahnstation Wit

tenbergplatz, weil sie die Heimat auf dem Rücken tragen, ewiglich, wie Schnecken ihre Häuser.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 26. 1. 1922

ICH LERNE REDEN

Für drei Mark – Der zage Schritt – Das Gefühl der Rache

Am Alexanderplatz drückte mir ein zweibeiniger Zettelverteilungsapparat ein grünes Reklameblättchen in die Hand. Darauf stand:

»*Professor Walther B*... erteilt Sprechunterricht. – Freier Mann – freies Wort; Konzentration macht Persönlichkeit; *Nerven in der Hand* – Publikum in Gewalt. Beginn der Kurse heute. Meldung sofort. Blumenstraße (Hausnummer).«

Ich begab mich zum Herrn Professor. Um 7½ Uhr abends begannen die Kurse. *Drei Mark* kostet der Kurs.

Vierzehn Schüler, dem Handarbeiterstand offenbar zugehörig, und einige junge Menschen aus der Konfektion wollten Redner werden, ihre Persönlichkeit konzentrieren, ihre Nerven in der Hand halten und das Publikum in die Gewalt nehmen.

Vollendete Meister können bekanntlich niemals aus einem fertigen Kurs springen. Den jungen Leuten gefiel die Kunst der Beredsamkeit so gut, daß sie direkt aus dem ersten Kurs in den zweiten hinübersegelten, dem Herrn Professor zur Freude.

Der stellte sich hinter eine schützende Stuhllehne und feuerte aus geladener Brust eine Eröffnungsrede gegen die Zuhörer ab.

In der Eröffnungsrede lag das Programm des Herrn Professor eingehüllt wie ein Geschoß in der Patronenhülse.

Das Programm bestand in der Hauptsache aus den im Reklamezettel angedrohten Bestandteilen.

Also sprach der Herr Professor ungefähr folgendes: Die großen Redner des klassischen Altertums, wie zum Beispiel Cicero und Demosthenes, müßten uns lehren, wie die Zuhörer *»zu nehmen«* seien. Denn das »Nehmen« sei die Hauptsache.

In der Art, wie jemand sich zu Worte melde und dann vor die Versammlung trete, liege schon der Erfolg bzw. das Mißlingen. Man kann sich mit lauter, selbstbewußter Stimme zu Wort melden oder stotternd und mit leiser, und man kann aus seiner Sitzreihe mit zagen, trippelnden Schritten herauskommen oder mit festem Auftreten.
Bei der Erwähnung der *»zagen, trippelnden Schritte«* erhob sich ein gewissermaßen homerisches Gelächter, wodurch der vom Professor gewünschte Kontakt mit der Antike wenigtens in epischer Beziehung hergestellt war.
»Auf die Konzentration«, so fuhr der Redner fort, komme es an. Den Gegenstand, den man besprechen wolle, müsse man fest im Auge behalten, dann könne man frei über ihn Endgültiges sagen. Keine Ablenkung durch Beifall oder Widerspruch. Ist man aber schon einmal aus dem Konzept gebracht, so warte man ein bißchen, lasse den »Sturm vorübergehen« und denke während dieser Pause womöglich über einen Witz nach, der nicht einmal ein gescheiter sein müsse. Das Publikum nehme auch dumme Witze entgegen.
Um diese Bemerkung zu begründen lachte der ganze Kurs.
Dann fragte der Professor: *Wer meldet sich zu Wort?* – und er tat diese Frage mit einem solchen Aufwand an Pathos, als wollte er fragen: »Wer meldet sich zum Demosthenes?«
Es meldete sich ein antik aussehender junger Mensch in einer Weste aus braunem Peluche mit wunderschönen Perlmutterknöpfen. Verlieh ihm dieses Gewand schon eine sozusagen glänzende Autorität, so wurde diese noch erhärtet durch den vorschriftsmäßig festen Tritt, den der junge Mann gegen den Fußboden schmetterte, sowie durch eine grammophonähnliche Stimme, die so klangerfüllt war, als hielte der Demosthenes einen Trichter aus Schallblech vor den Lippen.
»Das Thema?« fragte der Professor.
»Über das *Gefühl der Rache!*« schmetterte der Jüngling. Dann sprach er.
Die Rache verglich er mit einem gefräßigen wilden Vogel, mit einem krächzenden Raben zum Beispiel. Es war eine Art Geflügelrache. Den zu Rächenden nannte er ein Opfer, und die Rächer gliederten sich in Familienrächer, Liebesrächer, politische Rächer usw. Es gab eine blutige Rache und eine unblutige.
Diese Einteilung war genau auf einem Zettel verzeichnet und bedeutete Punkt a und b. Der junge Mann warf jedesmal einen Blick in sei-

nen Zettel, stach gleichsam die einzelnen Punkte auf. Er sah aus wie ein Spatz, der Brosamen aus einer Hand pickt.
Bei der *blutigen Rache* klatschte ich Bravo. Dadurch geriet das Konzept ins Wackeln, und der junge Mann, eingedenk der Mahnung des Professors, dachte über einen Witz nach. Er fand ihn schließlich, und es sah aus, als holte er ihn mit elastischem Schwung aus den Tiefen seines Gemüts.
»Hat Ihnen jemand Ihre Braut erschlagen?« fragte er mich. Und das Auditorium lachte.
»Beide Bräute!« sagte ich.
Der Herr Professor B. unterbrach unsern Dialog und sagte: *Mutwillige* Witze dürfe ein Redner nicht machen.
»Soll ich *feig*willige machen?« fragte ich. Worauf alle mich sehr böse ansahen und mit scharfen militärischen Körperbewegungen ihre Blicke auf mich richteten wie auf einen General bei der Parade. Somit war meine rednerische Ausbildung beendet, und ich kehrte reuig zum Schreiben zurück.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 27. 1. 1922

WELT IM EIS

Die Ereignisse vollziehen sich alle gleichsam gedämpft und mittelbar, als läge zwischen ihnen und uns eisblumenbesätes Glas. Die Außenwelt vermittelt sich auf dem Umweg über Trikot und Pelz. Der egozentrische Mensch wird noch egozentrischer. Er entwickelt Eigenwärme und hüllt sich in sie wie in Wattekreise. Die Seele liegt unnahbar wie ein einziger Kern in zahllosen Schalen verpackt. Die Wahrnehmungen erreichen kaum die äußerste Schale des Ichs. Altruistische Gefühle, wie Liebe und Mitleid zum Beispiel, werden aufgebraucht von den Bedürfnissen der eigenen Persönlichkeit. So wandelt der Mensch, unaufhörlich mit der Beheizung seiner selbst beschäftigt, in einem Nebel notwendiger Selbstliebe durch die Grausamkeit des Frosts.
Der Himmel trügt sich eine märzliche Bläue vor, als wandelte keine mondblasse Sonne über ihn, die ihren Namen nicht verdient. Sie weckt literarische Erinnerungen an Werchojansk und Korolenko. Es ist eine

Sonne der Verbannten und der Heimatlosen. Wenn sie untergeht, glaubt man's ihr nicht, daß sie über der anderen Halbkugel wieder emportaucht. Man glaubt, sie begebe sich in eine Wärmestube oder in das Asyl für Obdachlose...
Des Nachts sehen die Sterne aus wie Quecksilberkügelchen, die festgefroren und für Thermometer nicht mehr zu brauchen sind. Der Wind streicht behaglich seinen Weg, als wäre ihm warm, und fortwährend in die gleiche Richtung, als hätte der Kurfürstendamm kein Ende und als müßte man niemals kehrtmachen.
Am Tage erglimmen die Lichter in den Häusern, gelb und blinzelnd und verlegen. Der Mensch dreht frierend und vergeblich am Rad der Zentralheizung und sieht höhnisch auf einen Passanten der Straße, der beflügelt seinem Hause zueilt, als erwarte ihn dort ein Gläubiger.
Manchmal betrachtet man den Wetterfrosch, der partout unten sitzt, auf der letzten Sprosse der Treppe, sozusagen unter dem Gefrierpunkt.

Der Omnibus schüttet nach hinten Menschen aus und schöpft andere auf die Plattform. Der Aufforderung des Schaffners, auf das Dach zu steigen, begegnen die Menschen mit einem festen Nein, das sie im Inneren halten und aus Furcht vor Kälte nicht über die Lippen lassen. So bleibt sozusagen die Jeßnersche Hintertreppe der Gefährte verwaist, und nicht einmal der Kortner besteigt sie.
Die wohlhabenden Sweaterwickelkinder zeigen gerötete Wangen und die armen gewissermaßen gebläute.
Diese verkaufen auch Streichhölzer, als wären sie von Andersen, der in den Schaufenstern der Buchhandlungen ausliegt, verziert mit märchenhaften Majestäten, die noch auf Thronen sitzen und güldene Zepter in Händen halten, mit denen sie ihr Volk in Liebe und Güte regieren. Daran glauben die Kinder.

In der Meßterwoche sieht man Skiläufer, Menschen mit langen Brettern an den Füßen, die durch weiße Schneedecken geometrische Zeichnungen ziehen wie auf Zeichenblättern aus Schulheften. Manchmal sausen sie über einen Abgrund. Ob sie drüben ankommen, ist höchst unwahrscheinlich.
Noch lebensgefährlicher ist ein Winterball. Die Musikkapelle spielt Shimmy und setzt sich in einem tosenden Galopp über alle Vorurteile des Taktes hinweg. Der Kapellmeister rudert mit den Frackärmeln ver-

zweifelt, als gälte es, sich aus einem tückischen Klängestrudel zu befreien, in dem man hilflos untergehn könnte.
Hinter beladenen Tischchen sitzen wohltätig einkassierende Damen, deren Zweck am nächsten Morgen in den Zeitungen ausgewiesen erscheint. Unter den Erschienenen sind sehr berühmte Persönlichkeiten zu sehn, denen die Ehrenkarte vom Gesicht abzulesen ist.
Die Fenster speien Lichtbündel auf die gefrorene Straße. In der Ecke starrt ein Dienstmann in die Höhe wie ein bekleideter Eiszapfen.

In diesen kalten Tagen berichten die Blätter von allerlei wichtigen Ereignissen. Aber ihr Widerhall ist unwahrscheinlich fern, und der Mensch wundert sich, daß so viele Geschehnisse noch Luft haben zu geschehen. Man hört von Wirklichkeiten wie von übersinnlichen Dingen.
In Konstantinopel stürzt eine Straße ein, und darunter ist eine versunkene Stadt. Der Papst stirbt, und die Kardinäle wählen einen neuen. Die Regierung wird sogar mit einem Vertrauensvotum geschmückt.
Auch berichtet man von einem Mann, der an den Reichstag das Ersuchen gerichtet hatte, den Abgeordneten Vorschläge machen zu dürfen, mittels derer aller Not auf einmal ein Ende bereitet würde.
Leider wird man diesen Mann nicht sprechen lassen, und ich werde ihn niemals von Angesicht kennenlernen. Er gehört sicherlich zur großen Menge der Weltverbesserer und kostenlosen Propheten. Seine Zeit ist der Hochsommer, und in der Hitze blieb er bestimmt unerkannt. In diesen Eistagen ist er ein Phänomen.
Auf dem Weg vom Gehirn in die Feder erfrieren die Gedanken und bleiben sozusagen in der Gegend des Oberarmes stecken. Dieser Mann aber hat seine Vorschläge zu Papier gebracht, in einem schlechtgeheizten Zimmer wahrscheinlich. Denn es ist anzunehmen, daß die Bewohner gutgeheizte Stuben wie solche Einfälle haben.
Ich stelle mir vor, daß er die vereiste Welt gar nicht kennt. Er müßte einmal sehn, wie eine Herde von Brennabor betrunkener Menschen die große Allee hinunterwallt, an frostigen Nachmittagen, dem Asyl für Obdachlose entgegen.
Und wie fünf und sechs betrunken und erfroren liegenbleiben.
Eine ganze Welt von Cannes bis Genua, von Washington bis Tokio liegt im Eis. Es ist nicht zu sprengen.

Berliner Börsen-Courier, 29. 1. 1922

DAS GERICHT IN DER HÖH'

Das Gericht saß gestern auf dem Balkon im Potpourri. Vielleicht wird unerbittliche Strenge, wenn sie aus der Vogelperspektive kommt, erbittlicher; vielleicht ist es günstig, wenn sich eine Anklagebank zur Auflagebühne erweitert; wenn der Angeklagte tanzt, statt zu sitzen; und wenn er dem Gerichtsbalkon höflich seinen Rücken zuwendet.

Das Parkett war ausverkauft. Die ausgeschlossene Öffentlichkeit ließ die Gelegenheit, sich einzufinden, nicht unbenützt. Sie war nicht rachsüchtig und verfügte keineswegs den Ausschluß des Gerichts.

Das Publikum sah, wie der Apparat der Justiz »sich in Bewegung setzte«, als die Richter Platz nahmen.

Es klatschte lebhaften Beifall, als wollte es die Stimme der öffentlichen Anklage übertönen. Vom Balkon her wehte eisiges Schweigen, die aufgeregten Seelen kühlend und die erhitzte Inbrunst der Begeisterung stillend. Unhörbar, aber fühlbar, schwieg sozusagen die Stimme der Vernunft.

Zwischen dem Gericht in der Höh' und dem Publikum zu ebener Erd' bildete sich eine vertikale Bannmeile des Respekts.

Die Kellner umsegelten mit den Frackschößen sorgfältig die Tischkanten und Anstandsklippen auf dem Balkon. Stiegen sie dann herunter in die Öffentlichkeit, wehten ihre Frackschöße noch Würde von oben und zerstäubten in der Luft gewissermaßen Autoritätsatome. So waren sie Mittler zwischen Diesseits und Jenseits.

Die Gerechtigkeit hielt Kaffeetassen und andere Geräte in Händen. Ihre symbolischen Waagschalen und die Binde hatte sie in der Garderobe wahrscheinlich abgegeben.

Die Rampenlichter spendeten rötlichen Lokalaugenschein, in dessen Strahlen sich die Sachverständigen ein deutliches Urteil bilden konnten.

Die durchsichtigen Schleier der Tänzerinnen schämten sich und strengten sich vergeblich an, ihre Poren zuzumachen. Die nackten Tänzerinnen hüllten sich so vollkommen in Dezentheit, daß man nichts mehr von ihren Körpern sah.

Ein Mann am Tisch in der dritten Reihe rief laut: Bravo!, um dem Balkon die Volkesstimme zu Gehör zu bringen.

Die Tänzerin warf, indem sie sich verneigte, einen glänzenden Blick nach oben, wie um das Gericht zu erleuchten.
Es hatte die ganze Zeit in wohltuendem Halbdunkel gesessen.

Berliner Börsen-Courier, 31. 1. 1922

DER CHAUFFEUR KAISER KARLS

m Café, in dem die Überreste der Boheme an ihren Schulden, die sie m alten Café des Westens gemacht haben, weiterzehren, an einem Tisch zwischen Dichtern und anderen fraglichen Existenzen; kurz, an meinem eigenen Stammtisch traf ich gestern einen Mann vom Hof: Es st der Chauffeur des österreichischen Hofes, der ehemalige Leibhauffeur des ermordeten Erzherzog-Thronfolgers von Österreich-Ungarn, Franz Ferdinand, und der spätere Chauffeur Kaiser Karls des Letzten.

Er heißt *Schober* wie das gegenwärtige österreichische Staatsoberhaupt, aber er ist jetzt Chauffeur der tschechoslowakischen Gesandtchaft in Berlin, bei der er seit dem Umsturz bedienstet ist, wie zu hoffen zur größten Zufriedenheit beider Potentaten. Dieser Chauffeur st deshalb eine so bemerkenswerte Persönlichkeit, weil er zu den meistphotographierten Menschen Mitteleuropas gehört. Er selbst beitzt eine große Anzahl Postkarten, auf denen er in Begleitung von Fürsten und Generälen, Befehlshabern und sonstigen blamierten Menchen der Weltgeschichte zu sehen ist. Das heißt: Die anderen sind igentlich in seiner, des Chauffeurs, Begleitung – wenigstens zu der Zeit, in der sie photographiert wurden. Seit damals haben sich die Geichtspunkte verschoben, und die Verschuldungen der Chauffeure am Weltkrieg sind geringer geworden als die der »führenden« Persönlicheiten, von denen man sich jetzt zu überzeugen anfängt, daß sie nur ie Geführten waren – zumindest von den verdienstvollen Chauffeuen eben. Herr Schober ist jetzt ein liebenswürdiger junger Herr in ivil, der sich im Café sehr gerne interviewen läßt und schon deshalb inem General vorzuziehen ist.

Herr Schober ist gut gekleidet und ebenso situiert, denn er verdient chechoslowakische Kronen; viel mehr als damals, da er noch bei

Hofe war. Damals erhielt er hundertfünfzig Kronen im Monat un
mußte sich den Namen eines Habsburgdieners gefallen lassen. Heut
dient er seinem angestammten Vaterlande. Er kam direkt vom Militä
zum Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand nach Konopischt. Da
war im Jahre 1912. Hier bediente er eins der Privatautos des Erzherzogs
in dessen Dienst er bis zu der Mordtat von Sarajewo verblieb. Von Hau
Konopischt weiß er nur Gutes zu erzählen. Die Frau des Thronfolgers
die bekannte Gräfin Chotek, war eine ausgezeichnete Hausfrau. Sie ga
sehr viel auf Reinlichkeit im Hause und überzeugte sich sozusage
eigenhandschuhig von dem Staub auf Nachtkästchen, Tischplatten
Schubladen usw. Eines Tages kam Kaiser Wilhelm nach Konopischt
Von jener historischen Begegnung der beiden Potentaten, bei der di
Angelegenheit des kommenden Weltkriegs von den beiden großen Män
nern auf einem harmlosen Spaziergang im wunderschönen Park bespro
chen wurde, verblieb Herrn Schober, dem Chauffeur, eine Krawattenna
del Kaiser Wilhelms, eine goldene, deren Wert nur ein bißchen darunte
leidet, daß sie ein großes »W« aufweist, das man je nach Belieben mi
»Wilhelm« oder »Weltkrieg« deuten kann. Herr Schober trägt jedenfall
diese Krawattennadel nicht. Als Franz Ferdinand nach Sarajewo fuh
ließ er seine Privatautos in Konopischt und benutzte ein Militärauto. We
weiß, ob Herr Schober nicht allein dadurch seinem Tod entgangen ist. E
meint allerdings, daß er vielleicht so geschickt gelenkt hätte, daß es de
Attentäter kaum gelungen wäre, sein Vorhaben auszuführen. Und es is
sehr reizvoll, sich vorzustellen, daß vielleicht der ganze Weltkrieg nich
gekommen wäre, wenn Franz Ferdinand seinen Leibchauffeur mitge
nommen hätte.

Ich stelle mir Herrn Schober nicht mehr am Lenkrad des Automobils vo
sondern: an dem der Weltgeschichte. Dem König Ferdinand von Bulga
rien half Herr Schober einmal in Schönbrunn in den Mantel und beka
dafür einen hohen bulgarischen Orden. Die große Silberne erhielt er nac
jenem Unfall Kaiser Karls in Torrato, während des Krieges. Es war d
einzige Mal, daß der Kaiser Karl sich in einer problematischen Lebensge
fahr befand. Damals wäre er, so schrieben die Zeitungen, ertrunken. He
Schober weiß sonst von keiner Lebensgefahr zu erzählen. Auch di
ehemalige Schauspielerin, die Freundin des alten Franz Joseph, konnt
Herr Schober nach Schönbrunn führen. Damals fand sie noch alle Türe
offen. Kaum war der alte Kaiser tot – und schon verwehrte man ihr de
Eintritt. Vor Schönbrunn lag die Barriere des Zeremoniells.

Herr Schober erzählt von seinen Kollegen, den übrigen österreichischen Hofchauffeuren: Einer, namens Schlager, ist in Wien geblieben und steht in Diensten der österreichischen Regierung. Schober selbst ist, wie gesagt, in der Gesandtschaft seines Heimatlandes, und der dritte Chauffeur, namens Lehrer, hat wahrscheinlich den harmlosesten der Sukzessionsstaaten gewählt: Er dient nämlich im Hause Rothschild.

Prager Tagblatt, 3. 2. 1922

TOTE WELT

Ich stehe in der Bahnhofshalle.
Sie ist leer und groß und von widerhallender Stille. Ein großes Schweigen tönt in ihr wie in einer weiten königlichen Gruft.
In der Mitte der gewölbten Decke hängt still eine Bogenlampe. Sie sieht aus wie eine übergroße, matte, tote, gläserne Frucht.
Es riecht nach Steinkohle von vorgestern; gewissermaßen ein abgestandener Kohlendunst. Ein verwester Geruch, von verstorbener Steinkohle gleichsam.
In den Winkeln der Wölbungen bergen sich verwehte Lokomotivpfiffe. Ein gewesener Lärm liegt in ihnen, ein Lärm im Winterschlaf.
Die Kassenschalter ruhen, mit rätselhaft verschlossenen Augenlidern.
Ein Gepäckträger lehnt am Geländer wie ein vergessenes Gepäckstück.
Ein beamteter Mensch schreitet quer durch den Raum wie ein Überlebender einer versunkenen Welt.
Der Zeitungsstand steht in der Ecke, von einem hölzernen Dach überwölbt; ein Sarg, gestorbene Zeitungen bergend.
Der große Lehnstuhl des Stiefelputzers enthüllt eine Art majestätischer Leere wie ein verlassener Thronsessel.
In den Signalglocken schlafen die hellen und dunklen Klänge. Die Klöppel starren wie gelähmte Zungen.
Irgendwoher kratzt ein quietschender Ton an der gläsernen Schale der toten Welt. Ein mühsam verschobener Waggon schreit erbärmlich aus der Tiefe seiner technischen Not.
Hinter den Glasscheiben wartet ein glassturzverhülltes Büffet des Wartesaals. Es sieht aus wie ein einbalsamiertes Totenmahl.

Die langen Tische dehnen sich rastlos ins Unendliche, als lagerte auf ihnen die Ewigkeit.
Die Welt ist tot.

Das war ein großes Tor, das in die seltsame Ferne führte. Eingefangen in der gläsernen Halle waren Sehnsucht und Erfüllung. Es zitterte das Unbekannte und das Heimweh nach der Heimatlosigkeit. Es war Etappe und Anfang; Zäsur und Auftakt. Alle Bahnhöfe waren Introduktionen.
Die Schienen glitten schimmernd, langgezogene Bindestriche zwischen Land und Land. In ihren Molekülen hämmerten die Klangwellen fern rollender Räder, wie Blut in Pulsen hämmert. Und an den Wegrändern sproßten Wächter in die Höh', und Signale erblühten grün und leuchtend.
Das Wunderbare erfüllte sich dank einem mathematischen System. Der Zauber hatte ausgerechnete und genaue Pläne zur Voraussetzung. Ein Fahrplan hing an der Wand. Standen darauf Züge verzeichnet, so fuhren sie ab. Die Hebel bewegten sich selbständig, der Dampf entzischte geöffneten Ventilen, und alles geschah von selbst. Die Ursachen blieben verborgen, und also glaubte man fast, sie bestünden gar nicht.
Um neun Uhr zweiundzwanzig Minuten fingen die Wagen zu rollen an, als hätten sie's vom Fahrplan abgelesen.
Die wirkenden Ursachen gelangen erst zur Kenntnis, wenn sie zu wirken aufhören. Es ist, wie wenn jemand zum Bewußtsein seiner Hände käme – durch eine Amputation.

Vorn, in der Lokomotive, stand wie eine Steinkohle in menschlicher Gestalt der Lokomotivführer. Als Mechanismus rangierte er Züge. Selbst ein Regierungsobjekt, tat er's in der oder jener Beamtenklasse.
Nicht, weil ein Fahrplan es kündete, sondern eigentlich, weil eine menschliche Hand einen Hebel nach rechts oder links verschob, begannen die Räder zu rollen. Und eine andere menschliche Hand berechnete den Fahrplan und kritzelte die Tabellen voll.
Hunderttausend Hände rührten sich nicht, und die Welt ist tot.
Kindischer Streit über die »Schuld« in Zeitungen, Ausschüssen und Gewerkschaften! Es ist eine große Schuld in uns allen; keine soziale, sondern gewissermaßen eine philosophische: daß wir beim Anblick

›on Tabellen nicht wissen, daß ein Gehirn sie hervorbringt; und im Vagenabteil, das Gepäck verstauend und die Platzkarte schwingend, n der Ecke vergessen, daß die Räder mechanisch einer Hand gehor-hen. Der Hand eines Menschen.

Berliner Börsen-Courier, 5.2.1922

DIE WÄRMESTUBE DER EMIGRANTEN

)as charakteristische Kennzeichen dieser privaten Wärmestube in der *Kempstraße*, im äußersten Osten Berlins, ist die *Kälte*, von der sie be-ıerrscht wird.

:s ist keine offizielle Wärmestube, wie jene vom Berliner Magistrat ·ingerichteten, in denen die öffentliche Wohltätigkeit mit Milde ein-ıeizt und mit »Zuwendungen« labt.

iondern es ist eine Wärmestube, die sich sozusagen organisch aus lem Frost und der niederen Temperatur der Menschen gebildet hat. :in eingewanderter Russe hatte sich dort vor einem Jahr ungefähr *mit inem Samowar* niedergelassen, dem einzigen Gerät, das er aus seiner Heimat hatte herüberbringen können.

Mit diesem Samowar begründete er sich gewissermaßen eine ko-hende Existenz, indem er die östliche Sitte des Teetrinkens, ihrem ;eopraphischen Charakter gemäß, im Osten Berlins zu verbreiten ersuchte.

:s ist gut, Tee zu trinken: Im Sommer trinkt man ihn kalt, und dann :ühlt er. Und im Winter trinkt man ihn heiß, und dann wärmt er ıoch lange nicht. Wenn man allerdings mit einem bißchen »Kirsch« nischt, dann kann er wärmen.

Man trinkt also in diesen kalten Tagen Tee mit Schnaps, und dazu eicht die Konzession. Oder man trinkt Schnaps in Teegläsern, und lazu hat man allerdings keine Konzession.

m allgemeinen aber setzt man sich hinweg über derlei Bestimmun-;en, indem man in die Wärmestuben seinen eigenen, drüben beim 'atzenhofer eingekauften Schnaps, am besten in einer Feldflasche, nitbringt.

/or einigen Tagen saß ich zwei Stunden (am Nachmittag) in der

Wärmestube und fror, weil ich keinen Schnaps hatte. Die Kälte kan
aus den mangelhaften Brettern des Fußbodens und aus den Poren de
nassen und schwitzenden Wände.
Den andern Besuchern war's warm. Sie hatten gemeinsame Interessen
und ich kam mir vor wie ein Ausgestoßener. Ich trug immerhin eine
weißen Kragen und einen Wintermantel. Die Leute hatten weder Win
termäntel noch Kragen.
Ich weiß nicht, wovon die Leute alle leben, aber es geht ihnen nicht ga
so schlecht wie zum Beispiel jenen, die jeden Nachmittag die Schön
hauser Allee hinaufwandern, der Fröbelstraße entgegen, wo das Ob
dachlosenasyl sich befindet.
Die Leute hier scheinen halbwegs satt zu sein und sich mit Handel zu
beschäftigen.
Am Tisch links von mir saßen *drei Artisten aus Petersburg*. Der große
starke mit den rollenden Augen war vielleicht einer von jenen Män
nern, die gewohnt sind, fünfhundert Kilogramm mit einem Finge
wegzuknipsen wie unsereiner ein Streichholz. Der zweite hatte so ul
kige, schlenkernde Bewegungen, als wären seine Gelenke mit Bindfä
den zusammengeheftet. Er war vielleicht ein *Clown*. Und der dritt
hatte sorgfältig gescheiteltes Haar und glatte, gedämpfte Bewegungen
sozusagen in Wolle gehüllte Gesten. Ich schloß aus seiner Vornehm
heit, daß er von Beruf mit Eiern und Zylindern jonglierte und daß ihn
diese Tätigkeit zur zweiten Natur geworden war.
Sie sprachen russisch, und ich vernahm nur so viel, daß sie hier kein
Aussicht hatten, eine Stellung zu finden. Sie überlegten mit Eifer, ol
eine Abreise nach dem besetzten Rheinland günstig wäre oder ein Ab
warten in Berlin.
Einen Tisch weiter saß eine jüdische Familie aus *Rumänien*, die auf de
Reise nach Amerika begriffen ist und infolge des Eisenbahnstreiks in
Berlin warten muß. Die Familie bestand aus einer Großmutter, die ein
buntes Kopftuch trug, einem Sohn mit Frau und einem halbwüchsigen
Enkelkind, einem blonden Mädchen mit westlichem Gesichtsaus
druck.
Aus der Unterredung erfuhr ich, daß die Großmutter nun schon zun
zweitenmal nach Amerika fahre. Vor achtundzwanzig Jahren, fast au
den Tag genau, war sie hinübergefahren, zu ihrem Mann, der drüber
Orangenverkäufer war. Zwei Jahre lebte sie dort, dann war ihr Vater in
Sereth schwer krank, und sie fuhr zurück.

Ich sehe diese alte Frau, die aus *Sereth* stammt und von Amerika erzählt, als wäre es Czernowitz. Sie hat ein zerknittertes Pergamentgesicht, ein gelbes, mit großen, seltsam scharfen grauen Augen. In diesen Augen trägt sie die Bläue des Meeres, das sie einmal befahren hat, und seine ganze Unbegrenztheit. Ihr Kopftuch ist mit gelben Wiesenblumen bemalt und gibt diesem alten Gesicht eine fremde Frische, die gar nicht dazugehört.

Sie spricht mit einer rauhen, halblauten Stimme, und ihre Kinnladen bewegen sich unaufhörlich, als würden sie aufgeweichtes Brot kauen. Es sind die mahlenden Bewegungen eines kauenden Kamels.

Der interessanteste der Gäste aber war *Prokop, der Einsame*. Ich nenne ihn so, weil er ohne Begleitung am Tisch saß mit seinen guterhaltenen, gutgewichsten Schneestiefeln. Prokop hat einen Bruder in Amerika, der mit Schuhwichs handelt und nebenbei eine Schnapsbudike besitzt. Prokop rückte zu mir heran, als er sah, daß ich den »Rol« in die Hand nahm, und fragte mich, was ich von der Politik hielte. Prokop ist ein ostgalizischer Ukrainer. Er reist seit vier Tagen über Krakau, Wien, Berlin und wird wohl noch zwei Monate bis nach Amerika brauchen. In Berlin kommt ihm der Eisenbahnstreik sehr gelegen, denn er muß seine Paßvisa erledigen. Er fragt mich, ob ich glaube, daß der Streik, just wenn die Visa fertig sind, auch zu Ende sein würde. Ich frage ihn, was er von Beruf sei.

Prokop war *Kirchensänger*. Er ging bei Begräbnissen mit und sang bei Kindstaufen seine eintönigen Litaneien.

»In Amerika will ich gar nicht singen«, sagt Prokop. »Ich will auch Schuhwichs verkaufen.«

»Hast du Geld?« frage ich.

Prokop rückt von mir weg, wirft mir einen gründlichen, verdächtigenden Blick zu und sagt: »Nein, keinen Pfennig!« Und spricht nicht mehr mit mir. Oh, er ist schlau, mein Kirchensänger. Er hat gehört, daß in der Fremde Diebe sind und Schwindler.

Und er spricht nicht mehr mit mir.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 6. 2. 1922

RÜCKKEHR

Die Menschen kehren reuevoll zu den Brunnen zurück und zu den Lichtern, den bescheidenen, die aus Talg hergestellt sind und bei denen man sieht, wie sie sterben, während sie leuchten.
Die Rückkehr der großen Stadt zu den unmittelbaren Wassern der Erde ist rührend anzusehen. Lange Monate und Jahre standen die Brunnen, arme Behelfe für Droschkenpferde und Kutscher, die ihre Gefährte wuschen. Sie hatten keine lebenspendende Bedeutung und keine Beziehung zur Kultur. Metallene Verkehrshindernisse, hielten sie sich mit Vorliebe in Winkeln und an den äußersten Rändern der Straßen auf, als fürchteten sie sich, unangenehm aufzufallen: unmoderne Provinzler in der zivilisierten Gesellschaft von Asphalt, elektrischen Drähten und scheinwerfenden Automobilaugen.
Fünfzig Stubenmädchen reihen sich paarweise vor dem Brunnen an. Ei sieh: Die Verwöhnten wallfahrten mit Eimern, Krügen und Schüsseln zu den heiligen Quellen des Kurfürstendamms. Sie pumpen! Sie heben beide Arme mit dem eisernen Brunnenhebel hoch, und ihr Brunnen nimmt sich aus wie ein Händefalten und Beten in militärischem Takt; wie ein Gottesdienst, zu dem man wenig Zeit hat: Die bediensteten Priesterinnen flehen um Wasser.
Unsichtbar, von Sand und Schnee verschüttet und verstampft, dehnen sich die Schienen, Straßen entlang, überflüssige und wie verwunschene Einrichtungen. Die Dämmerung fällt rapid aus den Wolken herab, überraschend und gleichsam ohne Ultimatum. Immer gingen der Nacht gewissermaßen Verhandlungen voran, ehe sie einbrach, und die Welt hatte Zeit, sich mit Bogenlampen zu rüsten.
Nun baumeln hoch oben an unvernünftig starrenden Stangen gläserne Kugeln, seelenlos und ausgeblasen. Ein Mond, der sympathiestreifend hinter Wolken segelt, hat eine spärliche Rotbeleuchtung eingeschaltet.
Die Menschen wandeln, wie lebend gewordene schwarze Tupfen, über die weißen Schneestraßen; schwarze Marionetten, von Gott auf Eis und Winter erbarmungslos ausgestreut.
Das Kaffeehaus nur leuchtet heimatlich wie eine Sturmhütte in den Bergen den verirrten und vom Streik verschütteten Tieftouristen entgegen.

Es ragt am Gipfel des Wintergebirges, und wer weiß, wann man's erreicht.
Unnahbar und unabsehlich wie der Morgen birgt sich ein ferner Gott hinter einem dunklen Himmel, der auf Fragen mit Schneeflocken reagiert. –

Berliner Börsen-Courier, 6. 2. 1922

ABSCHIED VON CASTANS PANOPTIKUM

Kaiser Josefs Wiege als Papierkorb – Eine Bank wird eröffnet – Der letzte Zauberer

Noch einmal gehe ich durch die wächserne Kulturgeschichte, die sich Castans Panoptikum nennt und die jetzt, am *Fünfzehnten*, aufhört zu existieren. In die Räume des Panoptikums, Ecke Friedrich- und Behrenstraße, wird *eine Bank* einziehn. Ich stelle mir vor, daß in dem großen Saal in der Mitte, in dem jetzt die Herren in Frack und Waffenrock sich um einen Thron scharen und in dem *Ebert* und *Scheidemann* als die letzten Repräsentanten der gewissermaßen wächsernen Politik Deutschlands aufgestellt sind, ein *Kassenraum* eingerichtet wird mit Schaltern aus Drahtgeflecht und blanken Spiegelscheiben mit goldenen Lettern dran. Alltagskassierer werden an grünlichen Pulten sitzen, Dollars in Mark umrechnen und umgekehrt; pneumatisch beförderte Wechsel werden, zusammengerollt in Kautschukgliedern, mit lauten Pst-Geräuschen in die oberen und unteren Stockwerke fliegen. Oh, Ironie der Zeiten!
Die Vorstellung, daß man die *Wiege Kaiser Josefs* des Zweiten als *Papierkorb* benutzen könnte, geht mir nicht aus dem Sinn. In den großen Helm des historischen Ritters gebe man die Reihennummern für die vertretenden Parteien; aus der »eisernen Jungfrau«, dem Gerüst mit den spitzen Nägeln, in das die nackten Sünderinnen geschlossen wurden, macht man Telephonzellen, damit die Menschen durch die körperliche Qual des Gestochenwerdens die seelische des auf Anschluß-Wartens vergessen; auf den Reitsattel des Prinzen Louis Napoleon setze man den Herrn Bankdirektor (eine symbolische Stellung für

einen, der es verstanden hat, sich in den Sattel zu setzen); den Mayer Anselm Rothschild, den Begründer des angesehensten Bankhauses lasse man allerdings als Hausgott auch in der neuen Bank stehen; aus der »Wunderkapelle« mit dem Schweißtüchlein der heiligen Veronika mache man ein Privatissimum für die Herren Chefs; in den goldenen Schrank, der Maria Antoinettes eigenhändig gesticktes Täschchen enthält, stelle man Benediktiner und Mampegläser, in die Kurierstiefel aus dem 17. Jahrhundert tauche man den jüngsten und feinsten Liftboy und man lasse schließlich *»Castans Irrgarten«* stehen und zeige drinnen das *Schwanken der Kurse.*

Ja, alle diese Dinge sind noch zu sehen. Auch die »Schreckenskammer«, deren Namen man vielleicht jetzt dem Hauptpostamt oder einem ähnlichen Regierungsgebäude verleihen könnte. Die Puppen und die anderen Gegenstände sind zum großen Teil noch gar *nicht angebracht.* Ein Teil wird in die *Provinz* gehen und das Schicksal des Angeschautwerdens bis zum Lebensende tragen. Ein Teil der Gegenstände kommt in verschiedene *Museen.* Aber für einen großen Rest findet sich kein Käufer. So will zum Beispiel kein Mensch den Ebert kaufen und den Scheidemann auch nicht. Es wird nichts übrigbleiben als den Männern ihre wächsernen Konterfeis zu schenken, für den Salon vielleicht. Die Dynastie der Hohenzollern wäre nach Amerongen zu übersenden, was eine erheiternde Aufmerksamkeit bedeuten könnte. Einen Teil der Fürsten setze man auf die vielen leeren Thronstühle Europas und lasse sie regieren. Die Welt wird's nicht merken (zu reden brauchen Fürsten nicht gerade unbedingt).

Dagegen wären manche *Folterwerkzeuge* unbedingt vor dem Untergang oder der Vergessenheit zu retten und im praktischen Leben der Gegenwart als Gebrauchswerkzeuge einzuführen. Ich kenne manchen der durch den Schraubstock von Schiebung und Wucher und sonstigen schädlichen Leidenschaften zu heilen wäre. Auch die *Schlagräder* sollte man in die Abteilung der Polizei für Wucher überführen. Das Rädern gehört zu einem langsamen, aber sicheren Tod, für Lebensmittelfälscher sehr zu empfehlen. Auf die »Richtbank nebst Richtbeil« könnte man die wegen Putschversuchen Angeklagten setzen. Ein sinnreicher Platz für Orgeschisten und ähnliche Korporationen.

Was die Castan-Aktiengesellschaft bewogen hat, das Panoptikum aufzulösen, weiß ich nicht. Ich glaube auch, daß es historisch bedingtes Schicksal ist. Der Moder, der von den lebendigen Menschen der Ge-

chichte und der Politik jetzt ausgeht, machte den Moder der Verstorbenen schon ganz unmöglich.

Dennoch ist spärliches Leben im Panoptikum.

Im Restaurationssaal produziert sich ein Zauberkünstler. Er hat eine gläserne Uhr mit beweglichem und abnehmbarem Zeiger, der, setzt man ihn auf, immer jene Stunde zeigte, die man wünscht. Dazu läutet eine gläserne Glocke die jeweilige Anzahl Schläge.

Der Zauberer hat Ringe, die, wie man sich im Publikum überzeugen kann, nicht offen sind und die er dennoch ineinanderschlingt und verkettet.

Und schließlich verteilt er charakter- und schicksaldeutende Zettel, für zwei Mark pro Stück, und erkennt jedermanns Zukunft, wenn er nur des Betreffenden Augen sieht.

Mir sagte der Zettel: *»Hüten Sie sich vor falschen Freunden, suchen Sie nicht nach Ratschlägen, und befolgen Sie Ihr Ziel mit Ausdauer bis ans Ende.«*

Drei kleine Jungen gehen vor mir her durch den Irrgarten und können nicht wieder heraus.

Sie lachen noch darüber und wissen nicht, welch ein tiefer Sinn in diesem Spielzeug steckt.

Sie wissen nicht, daß man diesen Irrgarten jetzt niederreißt, auf Befehl der Weltgeschichte gleichsam, weil die Welt ein potenzierter Irrgarten geworden ist.

Eine Bank kommt an Stelle des Panoptikums. Man lasse wenigstens das Akrostichon über dem Eintritt, das auf dem Richtschwert von Halle verzeichnet ist und das so lautet:

Ihr gottlosen Menschenkinder
Unbußfertig frevle Sünder
Schaut aufs Ende, was vor Straf
Treffen wird dich Sündensklav
Ich das Werkzeug glaube mir
Treibe keinen Scherz mit dir
Ich muß strafen das Verbrechen
Als wir Recht und Richter sprechen.

Allen soll der Spruch vorgehalten werden, die sich in der neuen Bank ein Konto eröffnen wollen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 8. 2. 1922

AUFERSTEHUNG

Es ist eine Art Vorweihnachtsstimmung. In der Mitte der Decke ist di Lampe bereits entzündet. Und die wegfahren wollen, stehen vor den Anhalter Bahnhof und drücken wie Kinder ihre Nasen platt an jene Tüı hinter der sich das Wunder eines Eisenbahnzuges vollziehen sollte.
Die leeren Stufen strömen eine Feierlichkeit aus, als wären sie mit Palmeı und Lorbeerreiser geschmückt. Ein Gepäckträger kollert die Trepp hinab wie ein schwerbeladener Weihnachtsmann.
In der Ferne läutet ein zages Signalglöckchen, sozusagen ein Signal iı Rekonvaleszenz. Der Klöppel bewegt sich vorsichtig und hat wahr scheinlich ein Tüchlein um den Hals gebunden.
Wenn irgendwo die Tür eines Büros aufgeht, widerhallt es im Raum wi von einem großen Ereignis.
Vom Perron her tönt ein Hämmern erwachter Hände. Wie eingeschla fene Gelenke, die wieder eingerenkt werden, rücken Weichen und Hebe in vorschriftsmäßige Lagen.
Die Lokomotivführer kehren aus der Feiertäglichkeit wieder zu Kohle Ruß und Gestank. Die Regierungsräte treten von den Plattformen zu rück zu Schreibtisch und Rang.
Die Gäste, die nach Berlin kommen, tropfen selten wie Wasser au abgestellter Leitung aus der Bahnhofshalle.
Ein mittelgroßer Herr mit Regenschirm und tigerfellfarbenem Plaid übe dem Arm schreitet kühn an Land, als käme er aus den Tropen und trüg das Fell eines wirklichen Tigers, den er mit dem Regenschirm erlegt hätte Zehn Droschkengäule wiehern freudig auf bei seinem Anblick. Fün Taxameter stellen sich gleichsam zum Sprung auf die Zehenspitzen.
Die Tore der Welt sind geöffnet und die Grenzen gefallen. Die Städte de Erde rücken langsam aus Postkutschenweite in geringe Eisenbahnstun dennähe. Die Schienen erhalten wieder ihre Bestimmung zu binden.
Es fängt an, sich zu rühren in den großen Hallen. Die zehntausend Taste in den Werkstätten erklappern. Grün und rot erglühen die Signale.
Vor dem großen Hotel gegenüber hißt sich der Portier auf wie ein Flagge. Der Liftboy flattert lustig zwischen Loge und Bahnhof.
Und aus der Höhe dröhnt ein altbekanntes Rattern, ein Geräusch, da gleichsam heimgefunden hat; heimgekehrte Luftschwingungen.

Berliner Börsen-Courier, 9. 2. 192

KOSTÜMBALL IN MOABIT

Die Königin der Nacht – Malwine im Nationalkostüm – Das lebende Huhn in der Tombola

Die Königin der Nacht hat den Hausschlüssel verloren.
Die Königin der Nacht heißt »Miez« und ist bedienstet bei der Frau Markussohn in Charlottenburg. Den weiten Weg von Moabit aus den Biersälen des Herrn Eduard Böck bis Charlottenburg wird sie zu Fuß zurücklegen müssen, obwohl sie Köngin der Nacht ist, weil die Stadtbahn um 4 Uhr früh wahrscheinlich noch nicht vorfahren wird.
Es wäre allerdings in Anbetracht des verlorenen Hausschlüssels günstiger, wenn Miez warten würde bis 8 Uhr morgens. Aber ihr Verlobter, der Schaffner bei der Untergrundbahn ist und die Kelle bei der Abfahrt schwingt, muß um 6 Uhr schon am Potsdamer Platz sein. Ohne ihn geht kein Zug. Seiner wartet die Kelle; die Uniform hat er in Packpapier mitgebracht und in der Garderobe hinterlassen.
Der tragische Konflikt, der sich aus der Doppelwesenheit dieses Mannes ergibt, des Bräutigams einer Königin und Schaffners, wird verschärft durch die Tatsache des verlorenen Schlüssels. Noch tanzt er in Cutaway und Stehumlegkragen, während die Uniform in der Garderobe liegt.
Der Morgen, der durch die Jalousien dämmern wird, schüttet gleichsam das Geräusch rollender Hochbahnzüge in die Biersäle und widerhallende »Abfahrt!«-Rufe.
Indes ist die Nacht noch lang, und ihre Königin schüttelt die gebrannten Locken, auf denen eine Krone aus Stanniolpapier zittert, obwohl sie von Stecknadeln gehalten wird.
Viele kleine Lichter glimmen im Saal, winzig wie aufgeteilte Lichtmoleküle. In der Mitte der Decke bilden sie ein Herz: ein großes Herz aus zwei Hälften, in einer scharfen Spitze auslaufend. Unter dem Herzen hängen Papierkränze, grüne und rote Blüten, die schon rascheln, wenn man sie nur ansieht. Ein Blick entlockt ihnen dürre Geräusche.
Der Friseurgehilfe ist da im roten Domino. Er will dämonisch sein, aber er tänzelt. Seine Bewegunen sind elastisch, es sind Bewegungen auf Zehenspitzen. Seine Dämonie löst sich in Höflichkeit auf. Ein

Teufel mit Kölnischwasser und Puderquaste. Er sieht aus wie ein Zerstäuber in roter Etikette. Er strömt erfrischende Kühle aus statt Betäubung. Er soll Angst erwecken, und er zittert selbst vor dieser Möglichkeit.

Ich vermute, daß er die meisten der anwesenden Damen frisiert hat.

Die *Rokokoprinzessin* trägt ein silbernes Gewand und hochgetürmte Locken, sozusagen einen Kirchturm, einen Dom aus barocken Haaren. Sie hat ein schwarzes Pflästerchen am Kinn und ein zweites am Backenknochen. Diese zwei beklebten Gesichtsstellen verleihen der Dame eine seltsame Macht über die Herren des Abends. Noch rastet sie von einer Foxtrottrunde, aber schon wogen ihre Brüste neuen Tänzern entgegen.

Das ist Paula, sagt mir jemand.

Paula handelt mit Zeitungen am Morgen in der Nähe des Lehrter Bahnhofs. Sie ist kaum fünfundzwanzig und hübsch und hat offenbar keinen Freund.

Man glaube nicht, daß es bei einigen harmlosen Gästen sein Bewenden haben wird. Paule Pieker, Freund aus der *»Lebensquelle«*, der mich hierhergebracht hat, gehört noch gar nicht zu den Gefährlichsten. Wir unterhielten uns über den Streik, und Paule, der ein gebildeter Mensch ist, fand ihn »phänomenal«. Aus Solidarität mit den Charlottenburger Streikenden machte Paule zwar gar nichts. Nicht eine einzige Glühbirne im Westen drehte er ab. In seiner Brusttasche rostete die Knipszange. Auch Überfälle vermied er. Die Dunkelheit ist dergleichen Unternehmungen, bei denen man sehen muß, mit wem man es zu tun hat, ungünstig. Haste Pech, so läufst du einem Mann in den Weg, der alle deine Knochen zerschmettert mit einem gekrümmten Zeigefinger und Daumen. Eine solche Ruhepause hat Herr Pieker schon lange nicht mehr gehabt.

Paule Piekers Freundin heißt *Malwine*, sie ist eine russische Jüdin, und man nennt sie »die Maltschi«. Sie trägt ein ungarisches Nationalkostüm und das Haar in Locken aufgelöst. Sie tanzt sehr viel mit fremden Männern, aber Paule ist nicht aufgeregt. Sein schlüpfriger, listiger Blick aus grauem Aug' macht alle Tanzbewegungen mit, die drehenden, die rutschenden, die Schleifen, die stoßenden [...].

»Ist sie nicht piekfein?« fragt Pieker.

Paule Pieker ist in einem herrlichen Kostüm erschienen: Er trägt ein Samtbarett und ein braunes Samtröckchen und ein braunes Löckchen

in die Stirn gekräuselt. In der Faust hat er einen Knotenstock. Er sollte ihn zwar in der Garderobe abgeben, aber Paule tat so, als ob er hinke und kriegsbeschädigt sei.

Ich frage ihn, was er darstelle. »Einen Henker«, meint Paule.

Inzwischen hat die Musik eine *kurze Pause* eingeschaltet. Der Kapellmeister, der Trompete bläst und mit Blick, Bauch und Schultern dirigiert, verkündet diese Pause, indem er an den Rand der bebänderten Laube der Musikkapelle tritt mit einer Stimme, die aus zehn Trompeten zu kommen scheint. Er rät dem Publikum, sich ans Buffet zu begeben, Karten für die Tombola zu kaufen und Konfetti.

Seiner Ansprache folgte ein vielstimmiger rauschender Beifall und verursacht ein Erdbeben. Während sich der Kapellmeister verneigte, ist es, als zöge ihn sein mühsam durch Hosenknopf und Weste gebändigter Bauch über die Barriere. Er streckt beide Arme weit seitwärts aus, macht Fäuste, als könne er sich an einer Stange aus Luft festhalten, und erlangt schließlich das Gleichgewicht wieder.

In der *Tombola* gewann ein Mann ein *lebendes Huhn*. Es gackerte erbärmlich und streute scheue kleine Blicke aus ins Gewühl. Der Mann, der es gewonnen hatte, preßte es sehr fest im Arm und fragte jeden, ob es Eier hätte. Alle Damen tasteten es der Reihe nach ab, und man beschloß, es sofort zu *schlachten*. Einer meldete sich zu diesem Geschäft und schleppte das Huhn und den Mann in die Toilette. Ich blieb im Zweifel, wen er eigentlich schlachten wollte von den beiden, bis er mit dem Mann zurückkehrte und der Gesellschaft verkündete, daß das Huhn in die Küche gegeben worden sei. In einer halben Stunde würde man sehen können, wie sie es beide zusammen essen würden.

Maltschi gewann einen etwas frühzeitigen *Osterhasen* mit abstehenden Ohren aus weißem Flanell. Es war gleichsam ein Osterhase aus dem Verbrecheralbum.

Die große Trompete schlug ein Loch in die Pauke und intonierte einen Twostep. Paule begleitete ihn mit einer schrillen *Pfeife*, die er eben gewonnen hatte. Er machte das so künstlerisch, daß es immer aussah, als käme der Pfeifenton aus der Gartenlaube der Kapelle und als wäre es ein Fagott, dem man die Kehle durchschneidet.

Um Mitternacht ging ich, und die Garderobenfrau bedauerte mich. »So früh schon?« sagte sie. Ich hatte sie in ihrem Schlummer gestört. Sie lag auf einem Stuhl wie ein Garderobenstück ohne Nummer. Sie

war schlaff, als bestände sie nur aus Bluse und Schürze. Als sie dann sprach, war's wie ein Wunder. Sie versank schließlich in die Ecke und wurde eins mit dem Schatten, der sie umgab.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 15. 2. 192

HELLAS IN DER GROLMANSTRASSE

Bacchus auf den Fässern – Der Stammtisch – Die Wirtin Abranites

Seid mir gegrüßt, Samos, Zypern, Lesbos! Und ihr, Edelweine vom Achilleion!

Wenn ich in die Grolmanstraße trete, winken mir, so merkwürdig es auch klingen mag, die edlen rebenbehangenen Hügel und Gartenwände ägäischer Inseln entgegen. Ein Olymp träufelt Nektar. Edle Götter sitzen in einer Weinstube. Wenn auch in europäischen Gewändern, so schimmert doch die Antike durch ihre geöffneten Westen.

Ich begrüße die neue Renaissance des zwanzigsten Jahrhunderts.

Wie gesagt: in der *Grolmanstraße*. Nähert man sich ihrem Ende beziehungsweise jenem Abschnitt, wo die Schillerstraße in sie mündet, so bemerkt ein Aug', das in der Nüchternheit dieser Welt auf das Suchen kurioser Räusche eingestellt ist, einen alten, niedrigen, kleinen Laden, der erst um *vier Uhr nachmittags* geöffnet zu werden pflegt und in dem während der Mittagsstunden die alten Götter anscheinend einen tiefen und gesunden Schlaf halten, wie sie ihn seit Homer gewohnt sind. Auf dem Schild steht in merkwürdiger Vermählung eines mitteleuropäischen Handelbegriffs mit einem edlen griechischen Namen:

»Gebrüder Abranites«

Und links, rechts preisen die Tafeln: Samos-, Zypern-, Lesbos-, Achilleion-Edelweine.

Gegenüber ist ein Kohlenladen mit Anthrazit oder dergleichen. In der nächsten Nachbarschaft ein Grünkramladen: ein Friseur; ein kleiner Park; eine Normaluhr; eine Litfaßsäule. Berlinisches Europäertum mit allen Kennzeichen. Darunter verschwindet fast diese Filiale des

Olymps. Was wissen die Menschen von Lesbos? Ihre Ohren, gewohnt, den Widerhall von Effekten- und Produktenbezeichnungen von den Hallenwänden der Börsen und Banken zu empfangen, halten die Insel für ein Papier, das man nicht kaufen sollte. Sie glauben, Zypern bedeute einen Kurswert. Achilleion sei eine Spekulation.

Gebt ihnen *Mampe-Diktiner*!

Ich trete durch die Glastür, die immer noch europäisch aussieht, und bin nicht durch eine Fensterscheibe und ein fünf Zentimeter dünnes Holz, sondern durch meilendicke Jahrhunderte von der Grolmanstraße mit ihren Litfaßsäulen und Patzenhofern geschieden.

Hinter dem Schanktisch ist eine *Wand aus kleinen Fässern*, molligen Fäßlein mit rundlichen Bäuchen. Sie haben den Duft fremder Jahrhunderte und wunderbare Zeichen auf ihren Boden. Sie sehen lieb und traulich in die Stube, braun und sanft, mit der Farbe von Wald und Erde. Es ist, als wüchsen die Fässer selbst auf jenen gesegneten Abhängen und wären nicht künstliche Behelfe.

Es sind Fässer wie jene, auf denen der beschwipste Dionysos ritt an seinen Festen. Es sind die Rosse des Gottes Dionysos.

Man könnte glauben, diese Weinstube sei gering an Umfang, weil eine schirmende und schlaue Wand sich zwischen die rückwärtigen Räume und den fremden Besucher schiebt. Ist man erst mutig vorgegangen, sieht man, daß es eine gar listige Wand ist, zu dem Zwecke, eine künstliche Nische hervorzubringen und die Täuschung eines Kellergewölbes vollständig zu machen.

Hier ist dieses Problem der Verwandlung einer Ebenerdigkeit in Tiefe restlos gelöst mit Hilfe der Ideenassoziation. Der freundlich-gefällige Moder und eine warme herzliche Feuchtigkeit rufen die Vorstellung von tiefem Gelaß hervor. Es ist, als wenn sich die Gegenwart in Vergangenheit wandelte. Die Dimensionen täuschen lieblich.

In solchen Nischen breiten sich Tische und Bänke aus, braun, behaglich, breit, fromm und bieder und mit einem verstohlenen Geruch nach heimlicher Sünde. Es ist wie in alten Klosterkellern im Süden, wo die Heiligkeit neben der Sünde wohnt und die Kutte strenge und verdrossen einen schwachen und fröhlichen Menschen umhüllt.

Nur *wenige* Auserlesene kennen dieses Lokal: ein alter Bildhauer, ein Maler, ein Professor, zwei Jüngere, von denen man annehmen kann, daß sie werdende Gelehrte sind. Sie bilden einen Stammtisch. Refugium, Zufluchtsort vor den Unbilden der Zivilisation.

Ich saß einen Abend dort, in einen Winkel gedrückt, im Schatten und lauschend.

Jenem alten Herrn, der eben noch ein Europäer war, schwanden die Kleider vom Leibe, die lächerliche Hose und der Rock mit den Taschen. Wie er die Rechte hob und mit ausgestrecktem Finger irgendwohin zeigt, umwallen antike Gewänder seinen Körper, und ein Lorbeerkranz schlingt sich verstohlen um sein weißes Haupt.

Wie Jünger lauschen ihm die andern. Es ist ein Symposion, ein Gastmahl, Sokrates, Plato und Alkibiades sind in Berlin, in Charlottenburg, in der Grolmanstraße, und ich bin überzeugt, wenn ich jetzt in die Straße träte, vor meinem gar nicht mehr erstaunten Blick täte sich die alte Pracht der ehrfürchtigen Akropolis auf.

Aber ach! wie ich lausche, was höre ich da? Sprechen sie nicht eben von Politik? Fiel da nicht ein spröder Klang unter den Tisch, der »Amerongen« lautete?

Oh, meine Götter haben *Leitartikel* gelesen!

Was?! Aus Tempeln sollten sie kommen, langsam wandelnd über Agoras und Plätze im Gespräch über ewige Dinge. Von der Unsterblichkeit der Seele sollten sie reden, und sie haben mich entsetzlich getäuscht.

Nur mit der Frau Wirtin halte ich's noch. Sie spricht Deutsch, aber sie ist unverkennbar aus dem edlen Geschlecht der Griechen. Sie ist nicht mehr jung, aber ihre Haut hat immer noch die sanfte südliche Olivenfarbe. Ihr Herz ist offen und ihr dunkles Auge freundlich. Sie ist eine Abranites!

Etwas schwer vom Wein des Achilleion gehe ich dem Kurfürstendamm entgegen. Und sehe nicht die Akropolis, sondern die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Ihre abendlichen Glocken läuten: Amerongen!

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 16. 2. 192

MARIONETTEN AUF DER WANDERUNG

Das Theater im Waggon – Ritter Blaubart – Dornröschen – »Ich bin gleich da!«

In der Weydinger Straße pflegt sich manches Sehenswürdige zu ereignen. Ein Wanderzirkus mit Landstraßenzauber; Frauen ohne Unterleib; Zauberer mit Kartenkunststücken.

Zwei oder drei Tage lang lebte dort ein wanderndes *Marionettentheater.*

Der Inhaber ist ein *Treptower*, ehemals Schauspieler in der Provinz. Er kaufte sich ein paar Puppen, und da sein Geld nicht ausreicht, um mit ihnen weite Fahrten durch Deutschland zu unternehmen, beschränkt er sich auf die Bezirke Berlins. Nächstens will er in Wilmersdorf und Charlottenburg gastieren.

Eines Nachmittags steht er also da, vor seinem Eisenbahnwaggon, der sein Haus und sein Theater ist, schwingt eine Glocke, daß es weit in der Umgebung widerhallt, und die Menschen sammeln sich um ihm.

Noch sind es zehn oder fünfzehn, und er läutet unermüdlich weiter. Er macht große Bewegungen mit den Armen und schlenkert mit der Glocke über die Köpfe der Leute hinweg. Es ist, als folgte er dem Gebot eines geheimnisvollen, unwiderstehlichen Läutezwanges.

Und schon sind die Kinder da, die größeren und die ganz kleinen.

Die Hand des Menschen vor dem Waggon bleibt plötzlich still ausgestreckt mit der Glocke in der Höhe des Hauptes. Noch ist die Luft erfüllt von den gellen Schwingungen des Klöppels.

»Wer das beste, das größte Puppentheater der Gegenwart sehen will, trete ein und zahle Billetts an der Kasse!«

In diesem Augenblick senkt sich rollend ein *Laden*, und hinter der Fensterscheibe erscheint eine blonde Dame.

Während die Zuhörer noch überlegen, ob sie hineingehen sollen, gebärdet sich der Theaterdirektor ganz unbesonnen. Er lacht abwechselnd und schreit durcheinander, indes seine Zunge unaufhörlich Laute rollt und Silben wölbt, Worte durch die Lippen hinausstößt und ein Trommelfeuer von Sätzen abschießt, ein Bündel Rufzeichen wie Pfeile absendet und die Besinnung der Zuschauer schließlich ertötet.

Es ist ein sehr sehenswerter Mann. Sein blonder Schnurrbart im Ge-

sicht ist zweigeteilt wie seine Uhrkette auf der Weste. In einem riesen haftens haarlosen Schädel huschen zwei flinke mausgraue Äuglein hi und zurück, auf- und abwärts. Die kurzen Beine strampeln selbstän dig, als hingen sie durch Bindfaden mit dem Unterleib befestigt un gehörten gar nicht zu dem Menschen organisch.
Wenn man ihn ansieht, könnte man die Überzeugung gewinnen, da man sich Gliedmaßen in einem Modegeschäft kaufen kann wie eine Spazierstock.
Es ist ein Februarsonntag, und die Sonne ist da, und die Mensche haben Zeit.
Die Reifen und bereits Verheirateten gehen mit ihren Ehefrauen wi mit jungen Mädchen. Und die jungen Mädchen gehen mit den Liebha bern und tun bereits so, als wäre es April. Die Straße ist still, und ma hört Spatzen zwitschern.
Weshalb sollte man sich nicht Marionetten ansehn?
Um zwei Mark erhält man am Fenster aus der Hand der blonde Dame eine Eintrittskarte. Es sind sehr dauerhafte Eintrittskarten au *Blech*, wie *Garderobenmarken*, und man händigt sie beim Eintritt wie der dem Mann aus, der dadurch sehr viel an Ausgaben für Druck un Papier ersparte. Er hat die Frage eines Theaters mit billigen Mitte gelöst.
Dann sperrt der Mann seinen Waggon ab und verschwindet, wer weiß wohin. Die Zuschauer sind jedenfalls eingeschlossen.
Wer will, kann sich auf einen Stuhl setzen, auf eine Bettkante oder au einen umgestülpten Mülleimer. Es ist eine solide Häuslichkeit.
Vor dem Kassenfenster hängt ein *Brett*, das plötzlich in Bewegung ge rät und sich schließlich waagrecht ausstreckt, den Zuschauern entge gen: als wollte das Fenster dem Publikum die Zunge zeigen.
Ich bin sehr klug und vermute, daß auf diesem Brett das Schauspie stattfinden wird.
Und also geschieht es. Eine winzige elektrische Lampe erglimmt, ein ganz winzige, junge Lampe. Sozusagen ein Säugling von einer Lampe Sie hüllt einen Winkel des Raumes in dunkles Rot. In diesem Dunke verschwinden die Stränge, an denen die Marionetten gezogen werde besonders wenn man nicht hinschaut. Und ich schaue nicht hin. Wes halb sollte ich mir die Vorstellung verderben?
Ja, ich sehe überhaupt nur das Fensterbrett. Und ich bin sehr erstaun wie der *Ritter Blaubart* erscheint.

Der Ritter Blaubart wankt und torkelt bis zur Mitte des Schauplatzes vor. Eine Axt sieht man in seinen Händen blitzen. Ihm entgegen humpelt eine Frau, eine süße, junge Frau mit einer goldgelben Perücke. »Treten Sie bitte näher!« sagt der Unhold. Dabei schlottern alle seine Gelenke, als wäre das Sprechen die größte Anstrengung seines Lebens und als kämen die Worte nicht aus seinem Mund, sondern aus allen Poren seines Leibes.

»Oh, mein geliebter Ritter!« säuselt die Blondine.

Sie schlenkern einander näher. Der böse Ritter Blaubart schwingt seine Axt, und schwupps! liegt die Blondine da.

Dann stellt er sich noch breitbeinig vor das Publikum hin und bewegt seine Kinnladen und lacht grauenvoll: »Ha – ha – ha!«

Somit ist die eine Vorstellung beendet, und es beginnt das Spiel von *Dornröschen*.

Dieses schläft auf einem Rosenlager. Daran erkennt der literarisch Gebildete, daß sie schon hundert Jahre schlafen muß, denn die Rosen sind teils entblättert, teils sehr bestaubt. Sie sind gewiß vor einem Säkulum gepflückt worden.

Wie groß ist aber meine Überraschung, als ich sehe, daß dieses Dornröschen jenem bemitleidenswerten Opfer des Ritters Blaubart so täuschend ähnlich sieht wie eine Schwester? Ja, daß es wohl *die gleiche Person* ist?!

Und der Prinz – mein Ehrenwort! –, es ist der Blaubart. Statt der Axt hat er einen Säbel. Und das hat seinen Charakter vollkommen gewandelt: Er küßt, statt zu töten! Oh, wie edel macht ein Schwert einen Bösewicht!

Es sind immer dieselben Gestalten in einer neuen Rolle. Es sind fabelhafte Schauspieler! Sie können groß sein und klein, dumm und weise, grausam und gerecht. Nach der Vorstellung schreit eine Stimme von oben: »Schluß der Vorstellung! *Ich bin gleich da!*«

Und gleich ist der Herr Direktor da. Er öffnet die Tür und bleibt mit geneigtem Oberkörper so lange stehen, bis das ganze Publikum draußen ist. Dann holt er seine Glocke und tritt vor seinen Wagen und läutet alle Welt zusammen.

Es dunkelt, und die Pärchen wandern in die Sonntagsnacht. Die Blaubärte und die Prinzen, und sie sind nicht voneinander zu unterscheiden.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 21. 2. 1922

SCHATZGRÄBER IN DER ALLEE

Stammgäste des Misthaufens – Frieda und Minni – Die drei Schweiger

Am Rande der *Frankfurter Allee* hat sich mit der Zeit ein *Misthaufen* gebildet.

Es ist kein außergewöhnlicher Misthaufen. Er bietet, im Gegenteil, den denkbar gewöhnlichsten Anblick.

Ein Viereck aus Brettern umsäumt ihn. Seine Oberfläche ist zackig und zerrissen. Er sieht aus wie eine croquismäßige Darstellung eines Gebirges.

Er steht gewissermaßen zu Lehrzwecken da. Bei Tag bleibt er dennoch unbeachtet. Wer sich längere Zeit in seiner Nähe aufhält, bemerkt, wie alle Welt ihn verachtet, indem sie ihn durch Staub, Schmutz und Abfälle vergrößert.

Der Schneidergehilfe kommt, behangen mit weißen und schwarzen Fäden, die an seinem Kleide kleben wie Raupen an einer Baumrinde.

Der Schneidergeselle hat ein Bügeleisen in der einen Hand und in der andern rote, blaue und grüne *Stoffrestchen.*

Diese streut er auf den Misthaufen.

Der Schusterlehrling, frisch und drall wie ein Bauernmädchen, schleudert mit mächtigem Schwung eine zerrissene, durchlöcherte *Sohle* auf den Mist.

Die Hausfrau hat Asche darüber gebreitet! Ein Hahn aus der Nachbarschaft flattert auf einen sanften Gipfel des Mistplateaus und pflanzt hier sein Krähen auf, eine tönende Fahne.

Sobald aber die Finsternis aus den Wolken hereingebrochen ist in der Frankfurter Allee – wo der Abend rascher kommt als zum Beispiel am Kurfürstendamm –, wird der Misthaufen Ziel der Sehnsucht und der Wanderung *Hunderter.*

Als hätten sich plötzlich Menschenschleusen geöffnet, so sprudeln Körper und Gesichter von allen Seiten hervor.

Der Misthaufen steht fast heilig da, wie eine Gnadenkapelle, zu der die Menschheit pilgert.

Ich stelle mir vor, daß manche Menschen von ihm leben.

Unter diesen entbrennt manchmal ein *Streit* über einen wertvollen Fund. Zum Beispiel über einen Zigarrenrest, oder einen Zigarettenstumpf, oder ausgespuckten Kautabak.

Da halten ein paar *Obdachlose* ein auf dem Weg zu dem nahen Asyl. Es sind *drei* wunderbare Männer, alle ein bißchen angetrunken, was ihnen einen seltsamen Reiz verleiht. Die Trunkenheit macht sie zu Bühnenfiguren. Sie könnten so, wie sie sind, auf die Bühne kommen, etwa in einer Posse eines Berliner Nestroy.

Der in der Mitte ist groß, hager, schwarz. Sein Hals schwimmt in einem dicken und engen Schal. Ich glaube: Nie kann er etwas ganz fest um seinen Hals binden. Ewig wird sich sein großer Adamsapfel, sozusagen bereits eine Adamskartoffel, freimachen, um auf und ab zu rollen! Für die Dürre seines Halses gibt es keine Enge.

Er hat einen zerbeulten, harten Hut schief auf den Kopf gedrückt, als wäre der Hut die Fortsetzung seines Kopfes und natürlich aus dem Schädel gesprossen.

Der zweite ist dick und rundlich, rotblau von Angesicht, mit einer reizvollen knolligen Nase in der Mitte. Er hat ein Bäuchlein, das die Freiheit liebt und alle Hosenknöpfe sprengt.

Der dritte ist würdevoll, er hat einen rötlichen Bart und grüne Augen.

Man muß diese drei gesehen haben, wie sie Abend für Abend dem Misthaufen einen Besuch machen und in ihm wühlen.

Sie finden: eine papierne Zigarrenspitze, zwei Stummel, einen zerbrochenen Bleistiftschützer und ein halbverbranntes Schulheft.

Schweigend stecken sie alles in die Taschen und begeben sich weiter auf ihre Wanderung.

Viele Stammgäste hat der Misthaufen. Halbwüchsige Kinder, blasse Mädchen mit Mäuschenzöpfen, die aussehen, als kämen sie von einer Kabarettbühne, wo sie dem Bürger grauenvolle Weddinglieder ins Ohr sangen zur Begleitung des Klaviers.

Sie suchen nach *Schleifen, Stoffresten, Bändern.*

Zwischen Frida und Minni entbrennt ein heißer Kampf um eine Sicherheitsnadel.

Bei dieser Gelegenheit kommt das Leben beider aufs Tapet, sozusagen auf die Oberfläche des Misthaufens.

Man hört, daß Minni von Franz verprügelt wurde, weil sie ihm im Schlafe den Schlips gestohlen.

»Ja«, kreischt Minni, »und die Nadel is echt Jold.«

Frida meint, selbst Franz sei ein Schwindler und hätte noch nie etwas »Joldenes« getragen.

Dagegen ist Frida jetzt *»ambulant«*, das heißt, sie hat eine Geschlechtskrankheit.
Die alten Weiblein graben während dieses Streites in aller Ruhe weiter.
Sie sehen aus wie vorsintflutliche Heuschrecken auf ihrem Opfer.
Sie fressen den Haufen halb leer.
Ringsum ist unbekümmertes Leben. Die Straßenbahn saust vorbei, und Lastwagen poltern.
In einer halben Stunde ist der Haufen halbvoll.
Morgen kommt wieder der Schneider und streut Stoffreste mit einer Hand und Asche aus seinem Bügeleisen mit der anderen.
Die drei Männer kommen und finden: zwei Stummel und eine Zigarrenspitze. So ist das Leben.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 22. 2. 1922

SECHSTAGERENNEN

Sechs Tage lang sausten dreizehn Menschen auf Fahrrädern im Arenarund des Sportpalastes, und das Publikum hat 43000 Mark für Preise gestiftet. Die dreizehn fingen Freitag abends um 9 Uhr an, und sie rannten Tag und Nacht, zur Essenszeit, zur Schlafenszeit, zu allen Zeiten.
Während draußen Straßenbahnen zu fahren anfangen und aufhören, Menschen sterben, vergiftet, verletzt, überfahren werden, rennen dreizehn in der Arena. Bedenkt man, daß Gott in sechs Tagen die ganze komplizierte Welt erschaffen hat, so dünkt es einen sonderbar, daß dreizehn seiner Geschöpfe in derselben Zeit nichts anderes tun, als auf ihren Rädern sitzen und Pedale treten. Doch, heißt es, wäre dies ein großes Ereignis, das die Menschheit sehnsüchtig zwei lange Jahre erwartet habe. Die ganze Menschheit. Soweit sie Raum fand im Sportpalast, vor dem die großen Bogenlampen unermeßliches Licht verschwendeten, als wären sie Himmelskörper und würden vom lieben Gott selbst erleuchtet. Aus dunklen Straßen dampften die Menschen hervor wie aus plötzlich geöffneten Ventilen. Automobile schlängeln sich, dünn geworden und elegant, und ließen ihre Geschwindigkeit in granziösen Kurven abebben. Vor den Kassen drängte sich das Volk zu

seiner Ertüchtigung. Die Logenplätze kosteten mehr als hundert, und der Eintritt für Kinder betrug zehn Mark. Ganze Häuser entvölkerten sich, und ihre Einwohner setzten ihr Familienleben, bestehend aus Kinder, Hunde und Wärmeflaschen, im Sportpalast fort.

So zogen die Griechen mit Sitzkissen und Zwiebeln ausgerüstet in die Euripideische Tragödie, die drei Tage dauerte.

Den vielen Sitzreihen entsprießen auf einmal viele tausend Zuschauerköpfe wie Nadeln auf Steckkissen. Die Musik entfesselt einen Marschorkan: Das Fagott heult und zuckt, dünn und spitz wie ein leckendes Flammenzünglein, hervor aus dem ernsten Tongebäude des Flügelhorns. Halblautes Murmeln erhebt sich aus der Menge und entwickelt Säulen aus zerstäubten Silben, zerbröckelten Worten, verhauchendem Papiergeraschel. Auf einem Stuhl wächst ein grüner Schutzmann in die Höhe wie eine Tanne aus einem Gartenbeet. Seine Augen versenden möglichst weitreichende Blicke. Es sind sozusagen Blicke auf Zehenspitzen.

Über die Barrieren hängen kühne Menschenleiber wie Kleider zum Trocknen. Die Presse sitzt am Ziel, bleistiftbewehrt, sachlich.

Jedesmal läutet eine Glocke, hell und siegreich, und ihre Luftschwingungen flattern gegen die Saalecke. Die Kinder verstreuen ratlose Blicke und suchen vergeblich nach einem Kontakt mit den Eltern, deren Oberkörper fast bis in die Arena hinunterhängen. Die weißbekleideten Kellner spritzen durch die dunklen Menschenhaufen wie abgeschossene Leuchtraketen. Zu der Mitte sausen die dreizehn in bunten Trikots auf schräger und glatter Ebene wie losgelassene Kreisel. Durch einen Unfall scheidet einer aus dem Wettrennen aus, indem er einfach ins Publikum fliegt wie ein geschleudertes Bierglas.

Aus den hinteren Galerien tönen halbverständliche Rufe, gewissermaßen dichtverschleierte Rufe. Sie fallen unter die Räder und werden überfahren.

Einer stürzt, und die Nachfolgenden verwickeln sich in einen Knäuel aus Stahl, Trikot und Fleischkörpern.

Aus der Aktentasche seines Herrn drängt plötzlich ein mitgenommener Dackel seinen Kopf hervor und tut seine Anwesenheit kund. Oh, wie gern würde er hinter den Rädern drein rasen! Er wackelt mit den Ohren und staunt, daß Menschen so rasend spazierenfahren.

Die Damen in den Logen schälen sich langsam aus den Pelzen und bereiten sich für die Nacht vor und das Wachen.

Gegen Mitternacht geht die Welt zu den Buffets, Bier trinken und die Begeisterung kühlen.
Aus mehreren Reihen sägt ein mächtiges Schnarchen durch die Luft. Kopf lehnt an der Schulter des Nächsten, und eine Sitzreihe nimmt sich aus wie eine Zeile Erschlagener. Noch dämmert der Morgen nicht, und bereits räumt man den Saal. Aus den Bänken werden die Menschen herausgeschaufelt und zu den Türen hinausgespült.
Graues Morgenblei ergießt sich über den Himmel, hinter dem ein Gott in sechs Tagen die Welt erschaffen hat, ohne zu rennen...

Prager Tagblatt, 24. 2. 1922

DIE AKADEMIE DER TIERE

Haus- und Kleintiere – Die Hundetoilette – Der Papagei mit der Odyssee

Die *Hunde* sind soeben geschoren und gekämmt worden. Sie sehen blank und sauber aus und trollen, etwas benommen von dem großen Erlebnis, einher, als wären Wasser und Seife imstande gewesen, ihre ganze festgefügte Anschauung von den Verhältnissen des Lebens und der Welt umzustoßen. Es sieht aus, als sännen sie krampfhaft nach den Ursachen einer revolutionären Veränderung und wüßten nicht, daß der Grund in ihnen selbst liegt.
Ihre Schnäuzchen sind rosarot und frisch, und sie riechen unaufhörlich an ihrem eigenen Körper und an denen der Kameraden herum, weil der scharfe Seifengeruch sie befremdet.
Herr M. *Hinrich*, der in der Wilmersdorfer Straße eine *Tierschule* hat, eine *Dressuranstalt für Haus- und Kleintiere*, steht im dunklen Hemd, ohne Rock, mit aufgestülpten Ärmeln und einem Riemen in der Hand inmitten seiner Zöglinge und lehrt sie die Grundelemente des Betragens und verschiedene Kunststücke, welche die Tiere möglichst menschenähnlich machen können. Er ist lebhaft bestrebt, aus ihnen das Atavistische herauszuwaschen, mit Lauge und Soda, Atavismus und Flöhe zu beseitigen und die Natur salonfähig zu machen.
Im Laufe der Zeiten hat der Lehrer selbst ein paar menschliche Spezialitäten gegen einige tierische eingetauscht: Er kann wundervoll bellen,

wie eine Lerche trillern, wie ein Papagei knellern, und wenn er will, nimmt sein menschliches Antlitz die Form einer Schnauze an und auch eines Vogelkopfes, so daß die Tiere, je nach der Gattung, der sie zugehören, nicht wissen, ob sie es mit einem dummen Menschen oder mit einem anständigen Geschöpf ihresgleichen zu tun haben.

Zwei scharfe *Polizeihunde* stehen in eigenen *Hütten*, durch Drahtgitter von allen übrigen Lebewesen getrennt, und möchten gerne ein bißchen die Umgebung zerfleischen. Sie haben grüne Augen, die wunderbar schillern. Bei diesen Tieren handelt es sich wieder darum, sie an ihre Abstammung vom Wolfe zu erinnern und sie gleichzeitig mit den Methoden eines europäischen Spitzels bekanntzumachen. Diese seltsame Vereinigung kostet den Dresseur Mühe. Man kann dem Hund nicht leicht erklärlich machen, daß er die Aufgabe hat, seine natürlichen Instinkte der feinen menschlichen Kultur zur Verfügung zu stellen, obwohl der Mensch gut ist.

Die *Papageien*, es sind sehr vornehme und kostbare Exemplare darunter wie zum Beispiel Edelpapageien, Rosenpapageien, Amazonenpapageien und andere, lernen mit Hilfe vorgehaltener Zuckerstückchen verschiedene deutsche Wörter wie zum Beispiel: »*Pappichen*«, »*Schnucki*« und ganze Verse aus der deutschen Literatur der Gegenwart: »*Wer wird denn weinen*« ... und »*Geh, sag Schnucki zu mir*« ... Die Papageien leben monogam, es sind Pärchen da, die man kaufen kann, sie sind Eigentum der Schule, und der Herr Lehrer hat sie noch aus jener glücklichen Zeit, da er Menageriedirektor war in Amerika, in jenem glücklichen Lande, wo die Direktoren und allerlei Papageien herkommen.

Es ist ihm sogar gelungen, eine Frau Papagei zum *Eierlegen* zu bewegen, es waren sechs Eier und wurden 25 Tage gebrütet. Die junge Nachkommenschaft wurde dann einem reichen Vogelliebhaber verkauft.

Davon kann man leben.

Ich bemerke, daß sich die Papageien nach den Papuainseln sehnen und nach den Molukken, wo ihre Heimat ist und wo sie nicht unter dem Protektorat eines Erziehers zu brüten haben und auf keine Liebhaber angewiesen sind. Sie dürfen sprechen, wie ihnen beliebt, und brauchen die deutsche Literatur nicht.

Jemand hatte die köstliche Idee, ein *Kaninchen* wie einen Hund abrichten zu lassen.

Es ist ein geflecktes Kaninchen mit feinen, nervösen Pfötchen. Der Herr Lehrer veranlaßt es, auf zwei Beinen zu stehen und gleichzeitig einen Gummiball ins Maul zu nehmen.
Das Kaninchen denkt angestrengt darüber nach, ob es nicht doch vielleicht ein Jagdhund ist.
Die Hunde wissen schon, daß es eine Hundetoilette gibt, und sie begeben sich, am liebsten alle gemeinsam, dorthin, um ihre unanständigen Aufgaben zu erledigen.
Sie haben sogar schon die menschlichen Bewegungen angenommen, und wenn sie eintreten, ist es, als griffen sie nach der Westentasche, um zu zahlen.
So nobel kann die Natur werden.
In vier Wochen kann ein Hund fabelhaft ausgebildet sein, und in sechs kann er sogar Kopfsprünge und Purzelbäume machen.
Läßt man ihn noch länger in der Schule, so lernt er sogar *schwimmen.*
Der Herr Lehrer ist niemals gewalttätig, sondern kameradschaftlich. Es ist eine Schule auf den neuesten Grundlagen.
Ich vermute, daß die Schüler nach zwei Jahren bereits soweit sein werden, griechische Verba auf mi flektieren zu können.
Die Papageien werden die *Odyssee* rezitieren. Die Kultur macht enorme Fortschritte. Es wird noch dazu kommen, daß alle Tiere Menschen werden.
Umgekehrt *braucht* es nicht mehr zu kommen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 25. 2. 1922

EIN SCHUSS PULVER

Während die Lebensmittel unermeßlich im Preise steigen, bleiben die Tötungsmittel unverhältnismäßig billig, so daß die Sprache mit der Wendung: es wäre »keinen Schuß Pulver wert«, die absolute Wertlosigkeit eines Wesens und eines Dinges ausdrückt. Ist die Fähigkeit, aus purem Nichts ein Etwas erstehen zu lassen, Geheimnis der Ewigkeit und der Varietézauber geblieben, so ward umgekehrt das Auflösen eines Bestehenden ins Nichts ein Allgemeingut, will sagen: Allgemein-Böses.

Seine negativen Eigenschaften hat Gott wahllos jedem Menschen mitgegeben: durch eine einzige Fingerkrümmung eine Materie aus der sinnlichen Welt auszulöschen. Ja, es scheint fast, als bedeute ein Getötetwerden einen Wert: nämlich den eines »Schusses Pulver«. Und so sehr wandelt sich die Sitte im Laufe der Zeiten, daß viele Menschen in Berlin und Umgebung, um ihre Wertschätzung des Nebenmenschen zu beweisen, diesem einen Schuß Pulver zusenden. Ehemals sagte man irgendeine bedauernde Wendung, z.B.: Es tut mir sehr leid, aber ich kann Sie hier nicht brauchen...; oder: Ich schätze Sie persönlich sehr, aber Ihre Wirkung schädigt mich... – Heute schießt der Mensch.

Der Betroffene braucht sich deshalb nicht gleich beleidigt zu fühlen, wenn er auch getroffen ist; seine Ermordung war gewissermaßen nicht persönlich gemeint. Er wurde nur aus dem Leben entlassen wie aus einer Stellung, die er nach Ansicht des Schießenden nicht richtig ausgefüllt hatte. Mittels einer Pistole entlassen.

In englischen Zeitungen liest man, daß der Spazierstock abgeschafft wird; an seine Stelle tritt vermutlich der Spazierrevolver. (Fand man doch vor einigen Tagen einen Schlagring im Handtäschchen einer Berliner Nackttänzerin; er lag harmlos da wie eine Puderquaste.)

Vorgestern fragte ein Fahrgast den Chauffeur, ob er tausend Mark wechseln könne. Nein! – sagte der Chauffeur. Da schoß ihn der Fahrgast nieder. Der Hausbesitzer, der seine Türklingel schlecht geputzt fand, ohrfeigte seinen Portier und erschoß ihn noch ein bißchen. Fast zu gleicher Zeit verbot Herr von Kähne dem Arbeiter Riedert sowohl das Betreten des Waldes als auch das Leben.

Der Schießende ist dennoch kein »Mörder«. Die »sittliche Empörung«

ist nicht im einzelnen Fall angebracht, sondern richtet sich gegen die Gesellschaftsfähigkeit der Pistole überhaupt; gegen die Tatsache, daß die bequeme »Handhabung« des Mechanismus die leichtfertige Vernichtung fördert. Dem Drang, ein Beil gegen den Menschen zu schwingen, widersteht man eher denn dem Reiz, an einem Züngel zu drücken.
Da der Sohn des Herrn Kähne dem Beamten sein Wort gab, daß er am nächsten Tage wegfahren würde, beließ man ihm seine zwei Spazierteschings, die man bei dem zufällig zu Besuch Weilenden gefunden hatte.
Es ist Sitte, mit Teschings zu reisen und zu schießen: Der Chauffeur hätte es gleich tun sollen; als Antwort auf die Frage, ob er einen Tausender zu wechseln habe.
Der Graf Kalkreuth in Potsdam schoß sofort, als man ihn aus dem Lokal hinauswies. Allerdings erschoß er gleich darauf sich selbst.
Er hatte keinen Respekt vor dem Leben; weder vor dem fremden noch vor seinem eigenen.

Das veraltete Gesetz verbietet das Schießen vorläufig. Es behauptet, daß unberechtigtes Töten Sühne erfordere. Auch die Religion ist derselben Meinung.
Und so erweist es sich denn, daß die Menschen vor der Religion keine Achtung und vor dem Gesetz nur noch eine geringe Furcht haben.
Das Leben ist ihnen der Güter höchstes nicht; und die Schuld nicht das größte ihrer Übel. Weder ihr eigenes Leben noch das der andern; weder die eigene noch die fremde Schuld. Sie sind nicht ungerecht: Sie gestatten auch dem Nächsten, was ihnen selbst verboten sein müßte.
Die Tötungsgewohnheit entspringt der allgemeinen Lebensverachtung eher denn der Geringschätzung eines einzelnen Lebens. Was sich als Roheit kundgibt, ist unbewußte Skepsis. Der Mord ist ein Akt der chronischen Verzweiflung.
Denn das sittliche Gebot in der eigenen Brust war, wie man sieht, die Folge eines Glaubens und einer Angst. Als die Welt noch furchtsam war, fiel es ihr leicht, edel zu sein...

Berliner Börsen-Courier, 26. 2. 1922

DIE HOFFNUNG AUF »JENUA«

Was die Berliner sagen

Befrage den Kameltreiber in der Wüste Sahara, was er von der Geschwindigkeit der Schwebebahn in New York hält. Oder die kleine Wasserträgerin in Bombay, wie die Abendtoiletten der nächsten Saison beschaffen sein werden.

»Was halten Sie von Genua?« – fragte ich Menschen, die kaum eine Vorstellung haben von den Möbeln eines internationalen Konferenzraumes.

Sie halten nichts von Genua, und wenn Volkes Stimme Gottes Stimme sein soll, ist diese Konferenz gar nichts wert.

Zum Glück ist das Volk so weit vom lieben Gott wie er von der Politik.

Eines Tages fragte ich den Postboten. Er kam aus dem Hinterhaus, während ich die Treppe hinunterging. Es ist ein Aushilfspostbote. Er trägt noch einen feldgrauen Rock und einen Stock, weil ihn die Ferse schmerzt. Die Häuser, in denen die Menschen wohnen, sind von seltsamen Ausdehnungsmöglichkeiten mit unzähligen Stufen. Es gibt Leute, die im fünften Stockwerk wohnen und die dennoch eingeschriebene Briefe oder Geld empfangen. Davon kann die Ferse schmerzen.

»Wenn nur erst *Genua* vorbei ist!« sagte ich.

»Was ist denn in Genua?« fragte er.

»Genua«, sagte ich, »ist eine wunderschöne, sehr alte italienische Stadt mit fabelhaften Gebäuden, und wenn Sie dort Briefträger wären, würden Sie mit Freuden treppauf, treppab wandern und Ihre Fersen vollkommen vergessen. Die Genueser erhalten übrigens lange nicht soviel Briefe wie die Berliner, einfach deshalb, weil sie Analphabeten sind und sie nur mühevoll beantworten könnten. Sie können weder lesen noch schreiben, deshalb gilt dort ein Briefträger als gebildeter Mann. Wenn er kommt, bedeutet es eine Freude, die ganze Familie läuft ihm zur Tür entgegen, und da sie selbst nicht lesen kann, muß ihr der Postbote oft die Korrespondenz entziffern.«

»Das ist schön«, sagte der Postbote.

»Nicht wahr? Und in einer so wunderbaren Stadt werden sie eine Konferenz abhalten.«

»Der Rathenau geht hin?«

»Ja, der Rathenau wahrscheinlich. Die Herren werden in einem beque-

men Hotel in Genua wohnen, Ausflüge auf dem Meere machen, und die See wird vielleicht besänftigend auf ihre Wildheit wirken.«

»Ich habe zwölfhundert Mark im Monat, eine Frau und zwei Kinder«, sagte der Postbote. »Wie wird das weitergehn?«

Und er hinkte mit seiner Achillesferse sozusagen in ein großes, schönes Haus in der Mommsenstraße, ein gläsernes Portal verschluckte ihn, und ich hörte seine Schritte und seinen Stock noch eine Weile auf den fremden Fliesen klappern. Er ging wie ein Daktylus, eine Lange, zwei Kurze, und der Stock machte unnötige Zäsuren.

Schräg dem Bahnhof Wedding gegenüber steht ein Gleiswächter mit einer eisernen Stange. Er steht Sommer und Winter dort, es sind vielleicht verschiedene Gleiswächter, aber sie sehen alle einander gleich wie die Gleise. Nur hüllen sie sich, wenn die kalte Zeit kommt, in Mäntel und Pelze, daß sie aussehen wie eingewickelte Brunnen in kleinen Städten mitten auf der Straße.

Die Stange ist sozusagen des Mannes verlängerter Arm. Je nachdem, ob diese oder jene Stadtbahn kommt, steckt er seinen eisernen Zeigefinger in die Weichenrille und schiebt die Schienen rechts oder links oder gar nicht. Die Freude seines Lebens besteht darin, daß gelegentlich ein paar Straßenbahnen kommen, die eine gleiche Richtung haben. Dann darf er eine Weile wie ein Holzpflock an einem Mauerrand lehnen und mit der Zeitungsfrau sprechen.

In einem solchen Augenblick fragte ich ihn nach Genua.

»Ich glaube nicht, det sie wat drehen wer'n in *Jenua*!« sagte er. Er sagte *»Jenua«*, und es klang wie ein Vorort von Berlin. »Alle Vierteljahr fahren die Herrschaften nach Paris und London und Amerika.« Und nichts mehr sagte er. Und es klang gleichgültig und sachlich, und es war eine tiefe Verabscheuung des reisenden Konferenztums. Er sieht nur die Züge nach dem Norden und zurück fahren, und noch nie sah er einen Zug nach Jenua.

Ein Mann, der Zeitungen am *Hausvogteiplatz* verkauft, ist der gebildetste Zeitungsverkäufer. Grauhaarig, mit einem Bart, den Wind und Regen waschen, verkauft er die Stimmen der Öffentlichkeit mit einem schweren Ernst, als wären es die Stimmen des Gewissens.

Ich kaufte bei ihm zwei Blätter verschiedener Richtung und sagte, man müsse sich orientieren, wie alle Parteien über Genua denken.

»Ein gebildeter Mensch liest alle Blätter«, sagte er. »Aus einem einzigen erfährt man nie die Wahrheit.«
»Steht etwas über Genua heute?«
»Ich habe noch nichts gelesen. Aber gewiß. Über Genua schreiben sie doch alle Tage.«
»Das ist zuviel.«
»Das wird sich erst zeigen, ob die Mark hochkommt. Sie kommt nicht noch vorläufig. Aber alles hängt von oben ab und was sie beraten. Unsereins weiß nichts.«
Und der Mann machte ein demütiges Gesicht, und ein ungeheurer Respekt vor den verhüllten Ereignissen, die die Welt regieren, malte sich darin.

Mit mir vor dem *Blumenladen* in der Leipziger Straße steht eine alte Frau. Sie hat ein schwarzes Lätzchen auf dem Kopf wie die Andeutung eines Hutes.
»Die Blumen sind schön«, sagte ich. »Aber in Genua zum Beispiel sind noch ganz andere Blumen.«
»Ja, die Blumen sind sehr lieb«, sagte die alte Frau, und ihre Kinnladen zitterten. Eine kleine behaarte Warze hatte sie am Kinn, das sah wie ein Bärtchen aus. »Jeden Tag, wenn ich vom Aufräumen komm', steh' ich hier eine halbe Stunde. Ach, die vielen schönen Blumen! Diese schönen Blumen!«
»Wo räumen Sie auf?«
»Hier, bei den Herrschaften Lifschütz! Jetzt fährt die Frau weg, und meine Tochter hat ein Kind bekommen. Da geh' ich nach Haus. Ach, die schönen Blumen!«
»Wissen Sie, was Genua ist?«
»Nein, Herr!« sagte sie mit einem verschämten Lächeln, als hätte ich sie nach einer Sache gefragt, über die man erröten müßte, wenn man nicht schon so alt wäre. »Die jungen Herren wissen noch davon! Vielleicht?!«
Und ich kaufte ihr Blumen. Ein kleines Fliedersträußchen, es kostete zwanzig Mark.
Weil sie nichts von Genua wußte. Und geglaubt hat, es sei ein Erotikon und ich pervers. Weil sie meine Frage so richtig eingeschätzt hat.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 1. 3. 1922

LIEBLING DER FRAUEN

Es wird berichtet, daß der vor kurzer Zeit entwichene und später in
Gefängnis wiedergekehrte Peter Grupen täglich sehr viele Briefe und
Blumen mit der Post erhalte. Die Sendungen aber bekommt Her
Grupen nicht einmal zu sehen, und da er auch keine Zeitung lesen
darf, weiß er gar nicht von seiner Beliebtheit.
Blumen und Briefe kommen von Absendern weiblichen Geschlechts
Die Frauen lieben es, wenn der Mann die Schranken der Bürgerlich
keit zertrümmert und späterhin die Gitter seiner Zelle durchsägt. Si
lieben, wie man sieht, die Gewalt jedes Ursprungs, und das Ziel is
ihnen gleichgültig. Deshalb hören sie nicht auf, Peter Grupen, den
zum Tode Verurteilten, Blumen zu schicken als Zeichen ihrer Erge
benheit.
Vor einiger Zeit wurde der Antrag, Frauen zum Richterberuf zuzu
lassen, verworfen, und viele reife und dem Manne nicht nur gleichbe
rechtigte, sondern auch gleichbefähigte Frauen fühlten sich tief ge
kränkt.
Auch wenn man durchaus für Richter weiblichen Geschlechts einge
nommen ist, kann man die Tatsache nicht übersehen, daß unter den
Blumenspendern nicht ein einziger Mann ist. Die Männer sind als
offenbar weit entfernt davon, Peter Grupen zu huldigen. Sie stehen
mehr oder weniger auf seiten des Gesetzes, das Grupen verurteilt hat
Nur, wie gesagt, die Frauen demonstrieren dagegen.
Es muß also in vielen, wenn auch nicht in allen weiblichen Mitbürgern
einen leisen, aber konstanten Widerstand gegen das von Männern ge
schaffene und von ihnen auch durch die Jahrhunderte vertreten
Gesetz geben. Würden nun Frauen zum Richterberuf zugelassen, we
weiß, ob sie jenen sicherlich im Unterbewußtsein schlummernden Wi
derstand mit Hilfe des Gewissens niederschlagen könnten. Wer weiß
ob weibliche Richter Peter Grupen verurteilt hätten.
Der Mann ist imstande, die nackte Tat von ihren Begleiterscheinun
gen loszuschälen; er ist kritisch und zerlegend, die Frau ist kontem
plativ und ergänzend; er schreitet auf das Ziel los, die Frau verwei
unterwegs. Die Gesetze aber sind Früchte männlichen Denkens, Er
gebnisse der Logik und der sondernden Vernunft. Romantik ist in ih
rer Welt kein mildernder Umstand.

Der Eintritt der Frau in den Richterberuf müßte eine neue Gesetzgebung zur Voraussetzung haben, eine *mit Hilfe der Frauen* geschaffene Gesetzgebung.
Und eine solche müßte die Romantik zweifellos berücksichtigen.

Es sei denn, daß die Männer ihre augenblicklichen Eigenschaften veränderten:
Da sie aufhörten, »Ritter« zu sein, und sich in die Kanzleien und Büros begaben, verloren sie viel in den Augen der Frauen.
Deren ewiges Ideal blieb der Ritter mit dem Schwert. In Ermangelung dessen zieht sie den Gewaltmenschen mit den Ellenbogen vor. Beide haben die Gefahr und das Gefährliche gemeinsam. So suchen die Frauen vergeblich nach jenem Edlen, dem sie den Kranz reichen könnten. Sie finden Peter Grupen und schicken ihm Blumen.

Berliner Börsen-Courier, 1. 3. 1922

FUNDAMT

Unterwegs verlor ich eine saffianlederne Brieftasche »mit Inhalt«.
Ich ging, ein ehrlicher Verlierer, ins Fundamt. Das ist ein Zimmer in der Polizeidirektion, ein Zimmer mit Auf- und Vorschriften, erwachsen aus dem festen Vertrauen der Behörde auf die Biederkeit des Menschen. Hier ist ihm bequeme Gelegenheit geboten, zu beweisen, daß er gut ist. (Die meisten behördlichen Einrichtungen rechnen – es ist nicht zu leugnen – mit seinen schlechten Eigenschaften; zum Beispiel: die Finanzämter; die Fürsorgeanstalten; die Begabtenschulen; die Staatsopern.)
Die Fundämter allein repräsentieren den Glauben an die Menschheit. In ihnen weht ein milder Hauch der gütig zuredenden väterlichen Autorität. Von den beiden alten Mitteln der Regierungen: Zuckerbrot und Peitsche – wird in den Fundbüros sozusagen nur das erstere geschwungen. Hier wird Strenge des Gesetzes locker. Finder sein ist nicht strafbar; im Gegenteil: Es ist jedem frei, ein ehrlicher zu werden. Ein Finderlohn ist ihm sicher, eine klingende beziehungsweise knisternde Auszeichnung. Verzichtet er auf diese, winkt ihm, als dem Bei-

spiel menschlichen Edelmuts, ewiges Fortleben in den Schulbüchern des Landes. Nimmt er sie, hat er mindestens ein gutes Gewissen, auf dem er sanft ruhen kann. Er darf, wie man sieht, nicht nur ehrlich, sondern auch großmütig sein.

In einem Fundamt also, dachte ich, müßten sich Finder und gefundene Gegenstände in einem fortwährenden Massengedränge mischen. Ich stellte mir vor: Alpenketten aus Regenschirmen, Himalajas aus Handtäschchen und eine riesige Menge ehrlicher Finder, vor Edelmut schwitzender, nach Pflichterfüllung lechzender.

Nichts drängte sich! Eine Frau suchte unter klirrenden Schlüsselbünden, die ihr der Herr Fundbeamte vorhielt. Eine Liste zählte mit fetten Buchstaben alle Gegenstände auf, die hier abzugeben wären, und hatte die Tiere selbst nicht vergessen. Schränke stehen, aufnahmefähig und -bereit. Der Beamte wartet mit offener Seele und gewissermaßen innerlich ausgebreiteten Armen. Ehrlichkeit herausfordernd leuchtet sein Aug'. Sein Dasein ist ein Trost; es bedeutet: Haltet den Glauben aufrecht! Verzweifelt nicht! Der Staat selbst glaubt und läßt es sich was kosten...

Das Büro ist also gefüllt vom Beamten und gleichsam den Begriffen der abzugebenden Gegenstände, ihre »Begriffsbilder« allein sind vorhanden; die platonischen *eidola* der Wirklichkeiten; die Namen (Worthülsen) der Dinge.

Auch meine Saffianledertasche war in dieser abstrakten Gestalt vorhanden. Ihre Seele hatte gleichsam hier heimgefunden; ins Jenseits aller verlorenen Brieftaschen. Ihr Schatten umschwebte mich.

Der Beamte sagte: meine Tasche sei noch nicht abgegeben worden. Ich durfte nach vierzehn Tagen wieder anfragen; schreiben könne mir das Fundamt nicht, da es keine Spesen machen dürfe. In Dresden zum Beispiel zahlt man für jede Auskunft beim Fundamt. In Berlin erfährt man Bestätigungen seiner Skepsis ganz umsonst. Es ist geradezu gewinnbringend, in Berlin zu verlieren.

Und vom Besonderen ins Allgemeine gelangend, erzählte er: Am schnellsten bringen die unbemittelten Menschen Funde zur Polizei. In einem gewissen Sinn sind also diese die besseren Finder. Die in seinem Sinn besseren Finder lassen sich gewöhnlich sehr viel Zeit.

Das ist eine äußerst lehrreiche Beobachtung: Respekt vor fremdem Eigentum bezeugen jene, die kein eigenes haben. Selig sind die Armen. Armut konserviert den guten Charakter, Reichtum verdirbt ihn. Wie man sieht.

ꞏs ist eine so fromme Atmosphäre, im Fundamt, daß ich den skepti-
chen Zweifel, die Armen hätten eher eine begründete Angst vor Ent-
leckungen als die Reichen, lieber unterdrücke.
ꞏs ist, wie gesagt, eine solche Vertrauensseligkeit in der Luft, daß ich
umindest meine Fassung wiederfinde, die ich, Törichter, von dem
Viederfinden der Brieftasche abhängig wähnte. Ich komme nach vier-
ehn Tagen, ich komme im Bewußtsein, daß ich keinesfalls eine Ent-
äuschung erleben werde: Möge sich der Finder nun melden oder
icht. Der Weg zum Fundamt ist erhebend. *Pilgern* will ich in dieses
östlichste aller Ämter. Ja, ich werde die etwa sich einstellende Briefta-
che nicht als mein Eigentum empfangen, sondern als unverhofften
inderlohn segnen. Fromme Einkehr will ich halten. Nur zu Läute-
ungszwecken suche ich diese Behörde auf. Fühlen will ich den sittli-
hen Gedanken des Staats und wissen, daß er ein Vater ist, nicht nur
in strenger, strafender, nein! – auch ein mit Sanftheit erziehender.

Berliner Börsen-Courier, 5. 3. 1922

WOLKENKRATZER

eit mehreren Wochen ist im Rathaus eine höchst interessante Ausstel-
ıng von Hochhausplänen zu sehen. Nun hört man, daß der Bau eines
Volkenkratzers beschleunigt werden soll. Es wird der erste Wolken-
ratzer Deutschlands sein.
Wolkenkratzer« ist keine technische, sondern eine volksmäßige Be-
eichnung für jene riesigen Häuser, die man auf New Yorker Straßen-
hotographien sieht. Es ist ein romantischer und bildhafter Name. Es
t der Name eines Hauses, dessen Dach bereits die Wolken kratzt.
twas vom Revolutionärtum der babylonischen Turmerbauer liegt in
iesem Wort.
in Wolkenkratzer – das ist die körpergewordene Auflehnung gegen
ıgebliche Unerreichbarkeit; gegen das Geheimnis der Höhe; gegen
ie Jenseitigkeit der Himmelsregion.
ꞏer Wolkenkratzer bedeutet einen jener Gipfel technischer Entwick-
ıng, auf dem die Nüchternheit der »Konstruktion« bereits überwun-
ꞏn ist und sich der Romantik des Natürlichen zu nähern beginnt. Die

Wolke, fernes, wunderbares Rätsel der Schöpfung, Gottes Segen un
Fluch, Leben und Vernichtung spendendes Mysterium, vom primiti
ven Menschen angebetet und gefürchtet, wird bewohnbar und sozusa
gen häuslich. Wir werden uns in den Wolken behaglich einrichten. Wi
werden ihnen Kunde bringen von den Lächerlichkeiten und den ernst
haften Dingen dieser Erde. Sie werden das Klappern der Schreibma
schinen hören und das Klingeln der Telephonapparate; die Geräusch
der Zentralheizung und das Tropfen der Wasserleitung.
Es wird eine Art Heimkehr des komplizierten Menschen zur Ur
sprünglichkeit der Naturgewalt sein. Das ist ein bedeutendes Ereignis
und mir scheint, daß wir allzu achtlos daran vorbeizugehn im Begriff
sind. Die Errichtung des ersten Wolkenkratzers ist ein historische
Wendepunkt.

Sooft ich die Bilder von New York ansehe, erfüllt mich eine tief
Dankbarkeit gegen die Allgewalt der menschlichen Technik. Auf de
nächsten Stufe ihrer Entwicklung hat die Zivilisation Gelegenheit, sic
den alten Begriffen von Kultur zu nähern.
Als man die erste Dampflokomotive erfand, jammerten die Dichte
über die Verpestung der Natur; sah die Phantasie grauenvolle Zu
kunftsbilder: wald- und wiesenlose Erdteile, versiegte Flüsse; ver
dorrte Pflanzen, erstickte Schmetterlinge. Man ahnte nicht, daß jed
Entwicklung einen geheimnisvollen Kreis durchläuft, in dem Anfan
und Ende sich berühren und identisch werden.
Denn die Erfindung des Aeroplans bedeutete nicht Kampfansage a
alles fliegende Getier, sondern im Gegenteil: Verbrüderung zwische
Menschen und Adler. Der erste Bergwerksarbeiter drang nicht verwü
stend in die Tiefe, sondern er kehrte heim in den Schoß der Mutte
Erde. Was wie im Krieg gegen die Elemente aussieht, ist ein Bündni
mit den Elementen. Mensch und Natur werden wieder eins. Und i
den Wolkenkratzern wohnt die Freiheit ebenso wie auf den Bergen.
Langersehnte Erfüllung phantastischen Erdenwunsches: die Raumno
zu bezwingen durch Aufstieg und Höheneroberung. Ausnutzung alle
Dimension: Erhebung, die, äußerlich sichtbar, sich auch dem Inner
mitteilt.
Es ist unmöglich, daß die Nähe der Wolken ohne Einfluß bleibt au
den Menschen. Der Blick, der aus dem Fenster schweifend die Gren
zenlosigkeit des Horizonts umfaßt, wirkt auf Herz und Seele. Di

Lunge atmet Himmelsluft. Um die Stirn eines Sterblichen ziehen Wolken wie bisher nur um olympische Stirnen.

Schon sehe ich den Wolkenkratzer: auf der breitausladenden Grundlage ein schwebendes, schlankes Gebäude, edel und zart in den Konturen, die sich weiß und grau vom blauen Himmel abzeichnen: stark und sicher im Gefüge, mit einem naturgebildeten Berg an Kraft wetteifernd.
Zehntausend Menschen strömen täglich ein und aus: die kleinen Büromädchen, die aus den engen Lichthöfen der Stadt und des Nordens kommen, eiligen Rhythmus in den Gliedern, mit schwarzen Ledertaschen, Lifte bevölkernd, wie ein Schwalbenschwarm in die Höhe schießend.
Männer, stark ausschreitend, Ziel in den Augen, Unternehmungslust in ausholenden Gliedmaßen. Maschinenklappern und Rasseln der Gefährte; Kommandoruf und Schrei; der gleichmäßige Takt der mechanischen Ratlosigkeit, die einem gemeinsamen Zweck entgegenarbeitet.
Oben ist Gott aus seiner ewigen Ruhe gestört und zur Teilnahme an unserm kleinen Geschick gezwungen.

Ach! – Schon liest man, daß ein großer Unterhaltungspalast im ersten Wolkenkratzer Berlins errichtet werden soll. Mit Kinos, Tanzbasar, Likördiele, Negerkapellen, Varieté, Jazzband.
Denn die menschliche Natur verleugnet ihre Schwächen selbst dort nicht, wo sie sie scheinbar zu überwinden im Begriff ist.
Und wenn es uns gelingen würde, sogar einen Planetenkratzer zu errichten und den Mars zu bebauen – die Expedition der Gelehrten und Ingenieure wäre begleitet von einer Dielenkolonisationsgesellschaft.
Aus höchsten Wolken sehe ich eine Kahlbaumstube leuchten. Es regnet Mampediktiner.

Berliner Börsen-Courier, 12. 3. 1922

EIN DENKMAL

Der Bildhauer, der den Auftrag bekäme, dem Wiener Dichter Peter Altenberg ein Denkmal zu setzen, stünde verzweifelnd vor einem Problem. Peter Altenbergs Antlitz schließt eine stilisierte Übertragung in ewigem Marmor an sich schon aus. Diese Züge vertragen kein idealisiertes Pathos und bedürfen keiner Übersetzung ins traditionell Heroenhafte eines Monuments. Ein Denkmal Peter Altenbergs müßte ungefähr im Wiener Volksgarten stehen, in jenem Park, in dem die kleinen Mädchen aus den Büros, den Schulen und den Werkstätten wandeln, am Abend, wenn die Sonne untergeht, und auch lang noch später, wenn die dunkle Nacht als eine Wohltat Gottes empfunden wird. In jenem Park steht ein anderer großer Dichter: Grillparzer. In antik stilisiertem Gewand, von den unsterblichen Gestalten seiner Dichtungen umgeben. So könnte Peter Altenberg nicht dastehen.
Egon *Friedell* hat dem Dichter »P. A.« ein anderes Monument gesetzt: ein Buch, bestehend aus Anekdoten und Briefen Altenbergs und Aufsätzen zeitgenössischer über den toten Dichter. Das Buch ist in der Wiener Graphischen Anstalt erschienen, geschmackvoll ausgestattet, in Form und Gehalt harmonisch und ein passendes Denkmal.
Dieses Buch ist nämlich imstande, der veränderlichen Erscheinung und dem sich selbst stets treuen Charakter des Dichters gerecht zu werden. Das Mißverständliche aufzuklären, das scheinbar Selbstverständliche (in einem tieferen Sinn) zu eröffnen; das Widerspruchsvolle mit Ironie liebenswert zu machen; das Paradoxale aus tiefster Güte erstehen zu lassen, den gelegentlichen Haß aus der nächsten Nachbarschaft der Liebe. Das im normalen Verstandessinn »Verrückte« auch dem durchaus rationalen Leser so darzureichen, daß er mindestens lächelt.
So ersteht aus diesem Buche ein Peter Altenberg, wie man ihn gekannt und nicht gekannt. Ein Wiener in stabiler Ekstase, die ihre unwürdigsten Objekte heiligt. Ein Dichter hebt einen Kieselstein auf, und es ist ein Kristall. Peter Altenberg schreibt einen begeisterten Liebesbrief an eine kleine, künstlerisch unbedeutende, menschlich mittelmäßige Darstellerin, und der Empfängerin verzeiht man die Überschwenglichkeit – des Absenders.
Ein Wiener in stabiler Ekstase. So merkwürdig die literarische Erscheinung Peter Altenbergs war, so seltsam diese Mischung aus Wienertum

und Charakter. Denn die Gegenstände seines Hasses, seiner Liebe und seiner Begeisterung wechselten mit jeder Stunde fast. Aber treu blieb er diesen Expansionen und Starkstromspannungen der Seele sein Leben lang: der Liebe, dem Haß, der Begeisterung.
In seinem Aufsatz über P. A. erklärt Thomas Mann die Erscheinung des Dichters aus der Zeit des alten Habsburgerreiches. Thomas Mann sieht in Peter Altenberg einen der letzten Repräsentanten der alten Monarchie – im ästhetischen Sinne; den Sprößling einer untergehenden Mischkulturepoche.
Das stimmt nur bedingt. Altenberg war der Sohn eines deutschen Wiens, nicht eines schwarz-gelben. Er wies im Gegenteil – auch historisch – hinüber in eine neue Zeit. In die Zeit der Wortknappheit und der *strengen Kürze*, bei aller Milde des Inhalts. Im Gegensatz zur gerade im alten Österreich hypertrophierten Weitschweifigkeit. Seine eiserne Rücksichtslosigkeit war gar nicht altösterreichisch. Er hatte keine oberflächliche »Liebenswürdigkeit«. Wohl aber erwächst er aus diesem Buch liebenswert, als Mensch und Poet. Seine Schwächen braucht man ihm nicht zu verzeihen – man muß sie anerkennen. Es sind die Schwächen des letzten Minnesängers; des letzten Troubadours und Frauenlobs.
Nicht des letzten Österreichers.

Berliner Börsen-Courier, 14. 3. 1922

TRAINING

Die großen Meister der Boxkunst, die morgen einen sogenannten Großkampftag zu absolvieren haben, üben bereits längere Zeit in der Boxakademie in Schöneberg.
Gestern machten sie vor Sportsfreunden kleine Kampfproben, und ich ging in die Boxerschule zusehen.
Ich sah zwei gekreuzte Degen hoch an der Wand, die eine Studentenkappe versöhnend verband und am Kreuzungspunkt verdeckte. Daneben hängt eine alte Fechterausrüstung, eine Maske und große Handschuhe, und sonst noch manche von jenen Requisiten, die merkwürdige Kompromisse darstellen zwischen der menschlichen Mordlust und der menschlichen Angst um Nase und Gliedmaßen.

So ist von der Wand her gleichsam der historische Zusammenhang hergestellt zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Ein unsichtbares Band getreuer Tradition schlingt sich von den Stricken der Arena zu jenen gekreuzten Degen.

Im übrigen ist von dem Historischen mehr oder weniger abgesehen und Gewicht, sozusagen »Schwergewicht« gelegt auf die Triumphe moderner Technik.

Man sieht also zum Beispiel ein Zweirad, das fix und ewig im Boden wurzelt, als wüchse es mit Schraubenfasern aus dem Dielenbrett. Es ist ein lustiges Zweirad, es bewegt sich nicht, man kann auf ihm tausend Meilen gewissermaßen zurücksitzen, unermüdlich die Pedale drehen und in einer Stunde fünfhundert Kilometer Fußmuskelertüchtigung gewinnen. Indes darf die Phantasie über Land und Meer ungehindert schweifen.

Oder: ein großes Lederkissen, das an einem Strick hängt. Es fingiert einen Gegner. Die Schlaglust der Boxer darf sich ungehindert daran austoben. Es empfängt unerhörte Hiebe und wehrt sich nicht, dank einer dickleibigen Unempfindlichkeit, wie sie nur ein Kissen aufzubringen vermag. Der Boxer, der es züchtigt, schwitzt bereits, das Kissen hat die berühmtesten Gegner personifiziert, die weißen und auch die schwarzen, sie sind alle geschlagen – und schwächer, getreu im jeweiligen Rhythmus der empfangenen Leidenschaft.

Wenn der Boxer genug hat und das bedauernswerte Lederkissen einem Kollegen mit frischeren Kräften überläßt, kommt eine Art Ruhelager in Betracht, auf dem eine Ruhe so ziemlich ausgeschlossen ist.

Es sieht wie ein Sofa aus, und ich stelle mir vor, daß ich, läge ich darauf, in einen genußreichen Schlaf verfallen könnte. Der Boxer aber hat sich nicht zu solchen törichten Zwecken hingelegt: Kaum lag sein Körper, und schon atmet er aus tiefsten Brusttiefen. Er zieht die Luft ein wie einen festen Gegenstand. Was andere sonst frei treiben, dazu ist bei ihm eins, zwei, drei nötig. Er macht sich freiwillig das Atmen zur Qual und verbittert sich das Leben, indem er den Oberkörper auf- und niederschwingt und mit hocherhobenen Armen Beschwörungsbogen durch die Luft zeichnet.

Indessen trat sein Kollege in die Arena. Der stellt sich vor den Spiegel und fängt an, fürchterlich gegen sich selbst zu Felde zu ziehen. Es ist, als wenn zwei Seelen in seiner Brust ihren Boxkampf nach

ußen projiziert hätten. Über diesem Einkampf steht das Motto: ich selbst besiegen ist der schönste Sieg.

Dieser Sieg gelingt hier zum erstenmal in der ganzen Weltgeschichte. Und es ist schön zu sehen, wie Sieger und Besiegter gleichzeitig abtreten und in einer Person vereinigt sind. Hier ist die Nieerlage *ad absurdum* geführt und der Sieg eine Farce. Der Sieger, ler sich krönen wollte nach Verdienst, kann's nicht, weil er ein Gechlagener ist.

Andere Boxer aber treten zu zweit auf, es ist eine richtige Probe mit ichädelgedröhn und Rippengekrach. »Kontern« und »krossen« nennt man so was, und wie man sieht, sind die fremden Boxer, Pluvette und Dastillon, Sasse und Diamant, den einheimischen Prenzel und Naujocks gewachsen.

Die Boxer sind übrigens sehr versöhnliche Naturen und nehmen einander gar nichts übel. Zwischen Blut und Herzstocken glänzt noch die Bewunderung des Geschlagenen für den Gegner. Man ist dankbar für einen Nasenstüber. Weiter kann die christliche Nächstenliebe gewiß nicht gehen.

An den Wänden der Schule sind Kränze zu sehen, rote Schleifen, die sich mittels goldener Buchstaben dem Sieger widmen.

Wer widersteht ihnen? Ihr Anblick ist ein Wink und eine Aufmunterung. Rote Farbenfanfaren, rufen sie zum fröhlichen Sieg im Turnier.

Hinter mir sagt ein Sportsfreund: »Dastillon landet!«

Ich sah nur den Gegner scheitern.

Berliner Börsen-Courier, 16. 3. 1922

KARNEVAL

Alljährlich um diese Zeit pflegt der Karneval über die Menschheit hereinzubrechen wie ein freudiges Ereignis.

Die Menschen hissen ihre Freuden und winken mit buntgesäumten Erwartungen. Sie bilden pflichteifrige Festspaliere. Die humoristischen und illustrierten Blätter sagen Begrüßungsgedichte auf, in farbige Titelbilder gekleidet.

Aus dem dunklen Ernst der allgemeinen Lage rettet sich der Mensch in die helle Heiterkeit einer besonderen Situation. Sein tiefgebeugter Körper schwebt trotz alledem auf tanzendem Bein.
Er leert sozusagen die bitteren Kelche bis zur Neige der Likörgläser.
Er grämt sich so lange, bis er vor Trunkenheit zusammengebrochen ist.
Seine Pflicht zur Lust ist stärker denn das Recht auf Schmerz
Denn: Wer den Tag verschläft, läßt kummerlos des Nachts die Lichter streiken.
Ihm geht die Dämmerung auf wie den andern die Morgenröte. –
Er darf sich im Lichte des Mondes sonnen und zu Mitternacht essen gehen.
So sind die Nöte der Zeit Tugenden des Faschings.
Es ist eine Lust, durch nächtliche Straßen zu wandern.
Aus trotzdem belichteten Fensterreihen tropfen Twostepklänge silbern aufs Pflaster. Vor dem Hause warten Automobile mit aufgerissenen Augen. Die Chauffeure pendeln hin und zurück, als hingen sie, wie Uhrgewichte, an dünnen Ketten. Sie ticken gleichsam auf dem Bürgersteig.
Während oben gerade die Demaskierung erfolgt und alle Menschen überrascht sind, daß sie einander so richtig erkannt haben, als sie noch Masken trugen.
In den Nischen, vor denen gewöhnlich große Stubenpalmen wie Wächter der Liebe stehen, ereignen sich beobachtete Details.
Im Nebenzimmer spielen Ehemänner Skat, und im Salon klopft der Virtuose Beethoven.
Manchmal geht unten die Tür auf, und ein Paar trippelt zum Auto.
Viele Menschen gehen zu Fuß nach Haus und in geselligen Rudeln wie es in der Naturgeschichte heißt.
Die Damen tragen Halbschuhe und tupfen mit den Fußspitzen auf Schneehaufen, wie man mit Zeigefingern auf Torten tupfte, als man noch jung war.
Manchmal packen sie ihre Füße, wie Edelsteine, in unermeßliche Schneeschuhe und schlürfen über die Straße, als wär' sie ein Schlafzimmer.
Die jungen Mädchen fühlen schläfrig ein Erwachen und sind durch Meilen von ihren Müttern getrennt, an deren Arm sie hängen.

Indessen werden in den Redaktionen die Morgenblätter gedruckt, in denen sich mehrere als Verlobte empfehlen.
Es begeben sich gesellschaftliche Ereignisse verschiedenen Ranges, Bälle mit Festschriften und Damen umflort. Da sieht man die einen unter andern und was sonst noch »erschienen« war.
In einem vornehmen Hotel, in dem die Bedienung so lautlos ist, daß man das Summen bereits getöteter Fliegen hören könnte, findet, so heißt es, ein Ball statt, der auf Ausländer und »zahlungskräftige« Inländer eine »große Anziehungskraft ausübt«.
Dem allen und dem Karneval will die Polizei entgegentreten mit Tanzverboten und Konzessionseinstellungen.
Dagegen beschweren sich manche Gastwirte, und der Streit »wogt« hin und her, als wäre er ein Walzer.

Das Blaue Heft, 18. 3. 1922

FIGAROS TURNIER

Wettkampf der Damenfriseure im Zoo – Ein 80-Minuten-Rennen – Festball und Messe

Es ereignet sich gegenwärtig in Berlin ein großes Wettrennen der Barbiere um den Preis der Internationalen Meisterschaft und um das »silberne Schild«, das ehrwürdige, alte Abzeichen der Barbierzunft, das seit gestern zu freudigem Streite und mutigem Frisieren den Meistern Berlins, Londons, Wiens und anderer Städte winkt.
Dieses Wettrennen findet nicht im Sportpalast statt, sondern in den Festräumen des Zoos, und es ist ein großes historisches Ereignis, denn es beweist, daß die Friseure der ganzen Welt bereits Frieden geschlossen haben und einträchtiglich fortan friedliche Frisiersiege auszukämmen gedenken statt der üblich gewesenen großen Rasuren des Weltkrieges.
Gestern nachmittag um 3 Uhr begann das Fest mit der Eröffnung der Frühjahrsmustermesse, in der verschiedene herrliche Dinge zu sehen sind: seltsame *Elektrisierapparate* aus Glas und Metall, durch einen Druck freigemachte blaugrünliche Ströme, die geheimnisvoll in den

Gläsern spazierenfahren. Die Verkäufer bzw. die Aussteller legen den Vorübergehenden, als wär's eine Begrüßung, so ein elektrisch durchflutetes Glasröhrchen auf den Handrücken, das wohlig wärmt und den Wunsch nach einer linden Berührung mit der Kopfhaut verstehen läßt. Föhnapparate stehen da mit offenen Mündern, hauchbereit wie körpergewordene Atemzüge. Puderdöschen schichten sich und Haarfärbemittel, die unbedingt sicher wirken und in sämtlichen Farben vorhanden sind, die hier aufgezählt seien, auf daß die Nachwelt erfahre, wie bunt ihre mütterlichen Ahnen sein konnten. Es gibt also: hellblond, rotblond, mattblond, mittelblond, dunkelblond, blond schlechthin, spezialrot und rostrot.

Ondulieren kann man sich mit der »Wasserwelle«, was keine flüssige Substanz, sondern sozusagen ein Kamm und eine Metapher zugleich ist. Auch die lästigen Folgen der Transpiration in den Achselhöhlen sind zu vermeiden, wenn man eine besondere Kosmetik anwendet, deren Wirkung »frappant« ist.

Schöne grüne Fläschchen bilden wohlriechende Pyramiden und schimmern in magisch fluoreszierendem Licht, als wären's Fläschchen aus der Unterwelt.

Den Mittelpunkt aber bildet das *Frisierturnier*, angekündigt durch einen Trompetenstoß, der sich steil aufbäumt wie ein Schopf und dessen Tonwellen gleichsam onduliert erzittern. Eingeleitet und eröffnet wird das Preisfrisieren durch eine Rede des Herrn Präsidenten, bei deren Schluß Brennscheren leise erklappern.

An zwei langen Tischen in der Mitte sitzen die Modelle. Hinter ihnen stehen die Kämpfer im Frack mit den Werkzeugen in der Hand und mit Haarnadeln in Vorbereitung. Vor jedem Modell ist ein Toilettenspiegel angebracht, wirft an die Leinwand die Ankündigung, daß zwei Frisuren in achtzig Minuten hergestellt sein müssen. Dazu spielt die Musik und schüttet gewissermaßen Klangsträhnen in den Saal, indes die Friseure Haarsymphonien komponieren.

Der strählt behutsam und zierlich ein blondes Haarbüschel, jener kräuselt ein Löckchen, sanft und liebkosend, daß es aussieht, als forme ein Wind Wolkengebild.

Es ist ein ätherisches Frisieren, gewissermaßen ein metaphysisches Haarformen. So streicht ein Künstler über ein fertiges Bild etwa, das eine zarte Morgenlandschaft darstellt. Man frisiert Kunstwerke, Eingebungen, Harmonien.

Indes halten die *Modelle* still, als wären sie Material. Selbst begierig, das Resultat 80 Minuten langer Bemühung auf ihrem Haupt zu sehen und durch das eigene Gekröntwerden die Krönung des Meisters zu vollziehen.

Dann kommen die Köpfe mit den dazugehörigen Menschen vor die Preisrichter, sowohl die modernen als auch die historischen.

Ein *Rundgang* der Schöpfer mit ihren Schöpfungen vollzieht sich. Die Herren Preisrichter haben bereits klassifiziert, aber die Preisträger werden's erst heute mittag erfahren.

Der *Beginn* des Festballes bringt den Modellen Ehre und Tanz. Die historischen Frisuren ergeben sich willig den modernen Tanztakten.

Der Ball wird heute *fortgesetzt.*

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 20. 3. 1922

DER FÜRST UND DIE BALALAIKA

In der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag drang die Polizei in ein Weinlokal im Westen Berlins und »sistierte« 80 Russen und Polen, darunter die vier Balalaika-Musikanten. Es stellte sich heraus, daß ein russischer Fürst und seine Frau zu dem Quartett des Nachtlokals gehört hatten. Unter den Gästen befanden sich auch Mitglieder der Roten Armee. Der Fürst gab an, daß die Bolschewiken ihm sein Vermögen genommen hätten und daß er sich mit der Balalaika seinen Lebensunterhalt verdienen müsse.

Nun ist die Balalaika ein durchaus feines Instrument, eines Fürsten nicht unwürdig. In Rußland aber war es nicht die Beschäftigung der Fürsten, in Weinlokalen Balalaika zu spielen. In Rußland handhabten dieses Instrument zumeist arme Sänger, fahrende Musikanten, und die Fürsten mußten schon sehr gnädig gestimmt sein, wenn sie dem Konzert ein halbes Ohr liehen.

Nun ist es eine Art Rehabilitierung der Balalaika, wenn fürstliche Hände ihre Saiten zupfen. Ein ganz klein wenig ist die Gerechtigkeit hergestellt. Um andererseits wieder – – –

Andererseits befanden sich unter den Gästen Mitglieder der Roten Armee, Angehörige jener Macht, die den Fürsten enteignet hatte.

Im Prinzip kann niemand etwas daran aussetzen, daß Angehörige der Roten Armee einem fürstlichen Konzert lauschen. Allein, die Zuhörer saßen in einem teuren Nachtlokal und tranken nicht etwa Tee, sondern Wein. Und sie befanden sich nicht in Rußland, sondern in einem fremden Lande.

Und wie manchmal ein Polizeibericht historische und philosophische Zusammenhänge beleuchten, Abgründe aufdecken, Probleme enthüllen kann – das erweist sich hier wieder anläßlich der erwähnten Aushebung:

Mitglieder der alten Aristokratie und des neuen Regimes saßen einig in einem und demselben Lokal, und die einen würgten an jenen Früchten der russischen Revolution, an denen die andern sich freuten. Es sind hypertrophische Früchte der Revolution. Eine historisch-psychologische Betrachtung über die Entwicklung der Dinge in Rußland wird an den Berliner Nachtlokalen nicht vorbeigehen können.

Denn in diesen Nachtlokalen vollzieht sich erst die restlose soziale Umwandlung der russischen Menschen. In Rußland ist keine Möglichkeit vorhanden – aus Mangel an Nachtlokalen.

Eine Weindiele erst verleiht dem Revolutionär jenen echten Zuhörerschliff, der es ihm möglich macht, einem spielenden Fürsten zu lauschen. Eine Weindiele, eine nächtliche, entkleidet erst den Fürsten seiner Noblesse und stattet ihn mit einer Balalaika aus.

In den Weindielen Berlins, bei Sektgelage und Becherklang, vollendet sich der Wille der russischen Geschichte. Hier, und nicht in Moskau oder in Petersburg. Es ist, als wären Nachtlokale Utensilien der Welthistorie...

Berliner Börsen-Courier, 20. 3. 1922

ARTISTEN UND FRISEURE

Es hat sich erwiesen, daß die Artisten und Friseure eine wirklich internationale Gesinnung haben. Geschichtsschreiber sollten nicht achtlos an der Tatsache vorbeigehen, daß die ersten internationalen Kongresse, die in Berlin seit dem Weltkrieg stattfinden, von den Friseuren und Artisten abgehalten werden.

Auf diesen Kongressen geht es sehr bunt zu. Der Kongreß der Friseure fand in den Festräumen des Zoos statt, und seine Teilnehmer kommen aus London, Wien, Prag, Brüssel, Amsterdam. Der Kongreß der Artisten wurde Montagnachmittag eröffnet. Delegierte französischer, italienischer, niederländischer, belgischer Artistenvereine sind in Berlin. Der Kongreß tagt im Metropolvarieté.

Ich war bei der Eröffnung des Artistenkongresses und hörte die Reden. Der Vorsitzende der »Weltliga der Artisten«, Herr Billon aus Paris, dessen vornehme französische Eröffnungsrede selbst ein artistisches Werk war, sagte ungefähr folgendes: »In einigen Jahren werden Sie es erleben, daß die ungeheuren Fortschritte der Technik alle Distanz verringern werden und daß die Entfernung von Berlin bis Barcelona eine lächerlich geringe sein wird. Wollen Sie, daß Ihre Humanität, Ihr Menschlichkeitsgefühl, Ihre Nächstenliebe hinter der Wissenschaft zurückbleibt?«

Das sagte ein Artist. Angehöriger eines Berufes, der von Intellektuellen geringgeschätzt wird. Herr Billon war ein Poilu, lag fünfzig Monate im Schützengraben und hat es nach dem Kriege durchgesetzt, daß deutsche Artisten, ohne ihre Herkunft verleugnen zu müssen, in Paris auftreten dürfen.

Der Kongreß wurde eingeleitet mit der – Internationale, gesungen von einem aus Artisten gebildeten Chor. Die anwesenden Vertreter der preußischen Regierung hörten die Internationale stehend an. Es war ein peinlicher Augenblick, als ein Delegierter sagte: Die ganze Erde ist unser Vaterland. Und als sich dann ein anderer zum Vertreter des Auswärtigen Amtes wandte und ihn aufforderte – die Paßvisa abzuschaffen. Mit jener Naivität, die die Vorstellung eines Artisten von einem Geheimen Legationsrat entscheidend beeinflußt. Es war eine der lustigsten Kongreßeröffnungen überhaupt. Unter den Gästen sah man Zwerge, Zwitscherer, Tierstimmenimitatoren, Riesen, Gladiatoren, Springer, Gedankenleser. Belachini, der berühmte Gedankenleser, fungierte als Dolmetsch des italienischen Delegierten. Als er sich anschickte, die Rede zu übersetzen, sagte der Vorsitzende, Belachini hätte eigentlich gar nicht warten müssen, bis der Delegierte gesprochen, da er ja ohnehin alles vorher gewußt habe. Der Vertreter der Bühnengenossenschaft, Präsident Rickelt, nannte die Artisten »Kollegen und Kolleginnen« und wurde dafür intensiv beklatscht. Zum ersten Mal wurde hier von einem offiziell entsandten Schauspieler das

Artistentum gewissermaßen als die andere Fakultät der Schauspiel
kunst anerkannt.

Diese natürlichen Artistenmenschen haben meinen alten Verdacht, da
die Diplomatie ein Kinderspiel ist gegenüber der Kunst eines Clown
(eine primitive Körperbewegung so zu komplizieren, daß sie lächerlic
erscheint), bestätigt. Wenn zehn Clowns im Völkerbund säßen, e
erübrigte sich all jene übermäßige Kraftanstrengung, die nur daz
führt, daß primitive Weltbewegungen so unerhört kompliziert wer
den, daß sie tragisch erscheinen.

Den Artisten fehlt jenes Schmalz der Weltgeschichte, das man »Pathe
tik« nennt. Deshalb konnten sie den ersten wirklich internationale
Kongreß zustande bringen. Den Friseuren fehlt's an historischer Bil
dung. Sie sind in der glücklichen Lage, die Zeitungen nur für die Kun
den abonnieren zu dürfen. Deshalb müßte ein Völkerbund, der etwa
auf sich hält, alle Artisten und Friseure zu Ehrenmitgliedern ernennen

Prager Tagblatt, 24. 3. 192

DIE HEIMKEHR DES IMRE ZISKA

Imre Ziska ist heimgekehrt zu Gott.

Ziska war Notar in einer kleinen rumänischen Stadt. Er stammte au
Ungarn. Zeit seines Lebens hatte kein Mensch daran gezweifelt, da
Imre Ziska geboren war und lebte. Seine Existenz war durch sein
soziale Stellung nicht nur bestätigt, sondern sogar besonders unterstri
chen. Imre Ziska wurde nicht nur zur Kenntnis genommen, sonder
auch zur ehrfurchtsvollen Kenntnis. Kraft seines Amtes konnte e
selbst andern Menschen ihre Existenz, ihre Geburt, ihren Tod un
ihren letzten Willen bescheinigen. Er gehörte zu jenem großen un
weitverzweigten Apparat, mittels dessen die Schöpfung mit ihren We
ken, den Geschaffenen, verkehrt: Er gehörte zur Behörde. Er wa
selbst Behörde. Seine Unterschrift hatte eine besondere, weil bezahlt
Geltung. Seine Tätigkeit war eine Art Priestertum. Seine schreibend
Hand hing sozusagen am Arm des Gesetzes. Dessen körpergeworden
Auswirkung war der Notar Imre Ziska.

Da wurde Imre Ziska ausgewiesen. Seht: Ein Notar wurde ausgewie

en. Irgendein Wahnsinn muß die Gesetze erfaßt haben, daß sie sich
elbst *ad absurdum* führten; sich selbst amputierten. Kein Gott verjagt
seine schuldlosen Priester. Kein Heiligtum verstößt so mir nichts, dir
nichts seinen Tempeldiener. Imre Ziska, der Notar wurde heimatlos.
Wahnwitzige Welt! Ein Notar ohne Dokumente. Er hatte keine staat-
ich beglaubigte Heimat. Er war in jenem Gebiet geboren, das nach dem
Weltkrieg der Tschechoslowakei zufiel. Die Slowaken sagten: Der No-
ar Imre Ziska ist ein Ungar! Und die Ungarn sagten: Der Notar Imre
Ziska ist ein Slowake. Und so stritten sich die Länder um seine Geburt.
Nicht weil sie stolz auf ihren Sohn waren, sondern weil sie ihn *nicht*
haben wollten. Imre Ziska teilte das Schicksal Homers in einem umge-
kehrten Sinne. Zwischen den Grenzen hing Imre Ziskas dokumentari-
sches Ich in der Luft und zappelte mit den heimatswehen Beinen. Kör-
perlich war der Notar vorhanden, staatsbürgerlich existierte er nicht. In
keinerlei Grundbüchern stand sein Name verzeichnet. Pflicht- und
rechtlos, unbeglaubigt und problematisch lebte der Notar. Er atmete, aß
und trank, also war er. Er dachte sogar und lebte also, auch im philoso-
phischen Sinne. Aber er bekam keinen Paß. Und also lebte er nicht.
Da ging Imre Ziska in ein Preßburger Hotelzimmer und erhängte sich.
Er schritt über die einzige Grenze, an der vermutlich kein Paß verlangt
wird: über die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits. Er machte vor-
her sein Testament, ein Testament, das, von einem ungültigen Notar
unterschrieben, angefochten werden könnte. Der letzte Wille eines
Menschen, dessen vorletzte Willenskundgebungen gar nicht zur Kennt-
nis genommen werden konnten, weil ihnen die Voraussetzungen jedes
Willens: der existente *Wollende*, fehlte. In diesem merkwürdigen Testa-
ment schrieb Imre Ziska: »Ich gehe in die andere Welt, wo mich Petrus
nicht um meinen Heimatschein fragen wird.«
So starb Imre Ziska, und die Preßburger Behörden, die den lebenden
Notar nicht zur Kenntnis nehmen wollten, werden den Toten ganz
gewiß begraben und endlich in ein Kirchenbuch eintragen müssen. In
die Rubrik »Staatsbürgerschaft« werden sie »Jenseits« schreiben. Wir
wollen hoffen, daß der Notar in der andern Welt nicht genauso zwi-
schen Himmel und Hölle wird pendeln müssen, wie er in dieser zwi-
schen Ungarn und Slowakei pendelte. Er ist geläutert, weil er mit Be-
hörden zu tun hatte. Sein Selbstmord ist keine Sünde, sondern eine
Ausweisung. Die Ungnade der staatlichen Behörden sichert dem Notar
die Gnade Gottes. Imre Ziska ist heimgekehrt.

Imre Ziska ist gewissermaßen demonstrativ aus der Heimatlosigkei der Erde eingekehrt in die Heimatlichkeit seliger Gefilde. Er starb al Vertreter einer ganzen Menschheit, und deshalb gewann sein Tod phi losophische Bedeutung.
Aus der Ruhelosigkeit der Länder, die im politischen Auf und Ab de Gegenwart schwanken, ging ein Mensch in die sozusagen sichere Un gewißheit.
Zu einer Zeit, in der die Erde so unsicher ist, daß man sagen könnte selbst sie hätte keinen »festen« Boden, ist die jenseitige Welt, die kein Grenzen kennt und keinen Boden, zuverlässiger.
So sehr haben sich die Begriffe Heimat und Vaterland verwirrt, daß di arme Seele nicht nur, sondern auch die Realität Körper ihr »Zugehö rigkeitsgefühl« verloren hat.
Wie war Heimat einst traulicher Inbegriff sentimental-herzliche Werte: ein Gäßchen bog sich in lyrischer Krümmung, und ein Brun nen sang Vierzeiler. Es war ein integrierender Bestandteil aller Poesie Grenze und Ziel einer Sehnsucht. Wurzel der Leidenschaften und ih Angelpunkt.
Ganz bestimmte, ewig scheinende Begriffe waren mit der Heimat ver bunden: ein so und nicht anders gefärbter Zaunpfahl; der Schnurrbar eines in bestimmte Farben und Formen gekleideten Schutzmanns; ein Pickelhaube, die in der Ferne alle Süßigkeit und allen Schmerz verlore ner Kindheit erhalten konnte.
Seltsam, wie wandelbar eine Ewigkeit sein kann und wie plötzlich da heiligen Gesetzen Entstammte sein Wesentliches verleugnet.
Tausend Imre Ziskas sind heimatlos geworden im Diesseits. Ein einzi ger hat heimgefunden.

Berliner Börsen-Courier, 26. 3. 192

RADIOPHON

Die amerikanischen Zeitungen berichten vom »Radiophon«, eine prachtvollen Erfindung, die von Edison begutachtet und als eine Sen sation des Jahrhunderts bezeichnet wurde.
Das Radiophon ist für das menschliche Ohr ungefähr, was ein Fern

rohr fürs Auge ist: Ein Radiophon vergrößert die Geräusche der Welt und treibt sie ins Unermessene. Wollte der Mensch mittels eines Radiophons einem Donnergrollen lauschen, sein Trommelfell käme in Gefahr zu platzen. Das Zirpen einer Grille wird, durch das Radiophon vernommen, zum Geräusch eines Gewitters; das Pianissimo einer behutsamen Geige zum hohen Lärm einer aufgeregten Riesenorgel; und das Summen einer Mücke hört sich an wie ein Bläserchoral.
Es wird also keine Geheimnisse mehr in der Welt geben: Die geflüsterte Beichte eines verzagten Sünders wird preisgegeben allen neugierigen Ohren einer Gemeinde, die dank dem Radiophon zur Meute geworden ist; das zärtliche Liebesgesäusel eines versunkenen Paares in der Parkallee wird den rohen Spaziergängern mit Radiophon schamlos deutlich gemacht und rauschend; das trauliche Geplauder im Familienkreise wird allen Nachbarn fürchterlich zu Gehör gebracht.
Es gibt keine geheimen Konferenzen mehr, keine geflüsterten Beratungen, keine »Siegel der Verschwiegenheit«. Das Radiophon erbricht sie. Die Diskretion ist laut geworden, die Stummheit redet, die Stille schreit.
Es war zuwenig Lärm in der Luft. Die Todesrufe der Sterbenden waren zu sanft, um das Ohr der Lebendigen zu rühren. Die Niedertracht kreischte, aber man hörte sie nicht und blieb gleichgültig. Das Trommelfeuer der Gemeinheit machte die Erde erbeben, aber ungerührt blieben die Schützen und die Nicht-Betroffenen.
Es war höchste Zeit, daß ein Radiophon erfunden wurde.

Denn es gingen auch viele wunderbare und wertvolle Klänge und Geräusche der menschlichen Taubheit verloren.
Niemand lauschte mehr dem Sang der Nachtigall und dem Zirpen des Gewissens. Keiner horchte auf die Stimme der Vernunft, und jeder ließ sie übertönt werden von dem Schrei des Instinkts.
Weiß jemand, wie wunderbar es raschelt, wenn zwei Gräser sich berühren? Oder wenn ein Schmetterling seine Flügel bewegt? Oder wenn die angeblich lautlosen Blütenflocken im Spätfrühling fallen?
Wie, wenn alles Unhörbare Klang bekäme? Wenn tausend helle Glokken im zarten Wehen eines Lufthauchs klängen?
Das Flattern einer Fledermaus ist vielleicht gewaltig wie das Knattern eines Aeroplans.
Und wir sehen ein, daß es keine übermäßige Leistung bedeutet, wenn

wir großen Lärm machen. Wir lernen, daß es Millionen Stimmen in der Natur gibt, majestätischer als Orgeln, imposanter als alle Hymnen der Maschinen und der Technik.
Das Radiophon ist eine Erfindung, auf die wir stolz sein können; und die uns bescheiden machen kann.

Berliner Börsen-Courier, 28. 3. 1922

REVOLUTION DER KINDERREICHEN

Den Kinderreichen wurde es zuviel, und sie schlossen sich in Verbänden zusammen und bildeten den über ganz Deutschland bereits verbreiteten und populär gewordenen *»Bund der Kinderreichen«*.
Am letzten Sonntag hielt dieser Bund im Berliner Zirkus Busch eine Protestversammlung ab. Es war ein Kongreß aller Bezirks- und Provinzverbände. Der Zirkus, einer der größten Versammlungsräume Berlins, war halb gefüllt. Der Vertreter aus dem Rheinland überbrachte allein die Grüße von siebzigtausend Kinderreichen. Wieviel Mitglieder der ganze Bund zählt, ist nicht bekannt geworden. Jedenfalls ist er heute einer der mächtigsten Organisationen Deutschlands. Er besteht aus Angehörigen aller Parteien und Konfessionen, aller Stände und Nationalitäten. Allein, es überwiegen die revolutionären Parteien, weil – eine übrigens bekannte Erscheinung – die Konservativen und Wohlhabenden sparsam sind mit ihrer Fruchtbarkeit. Arbeiter und Kleinbürger, niedere Beamte, Lehrer und Doktoren und alle, die in Deutschland von Berufs wegen für eine reiche Nachkommenschaft sorgen, bilden den »Bund der Kinderreichen«. Es sprachen: ein Privatgelehrter, ein Arbeiter, ein Doktor aus Breslau, ein Beamter aus dem Rheinland. Es war unter den Protestierenden weder ein Fabrikant zu sehen noch ein Bankdirektor. Kein Wunder, daß die Reden, wenn auch nicht immer einen revolutionären Tenor, so doch durchwegs eine revolutionäre Terminologie enthielten. Der Bund der Kinderreichen offenbarte sich so als ein Bund der Proletarier, der bewußten, der halb bewußten und der proletarische Zugehörigkeit Leugnenden. Die Versammlung forderte: Befreiung von Steuern, von jedem Hausbesitzer eine freie Wohnung oder eine zu halbem Mietspreise für kinderreiche

Familien, einen größeren politischen Einfluß der Kinderreichen, und zwar soll die Zahl der Kinder die Zahl der Stimmen jedes Wählenden bestimmen. Also: Aufhebung des bestehenden Wahlrechts.
Den Argumentationen der Kinderreichen wird man sich nicht verschließen können. Daß die Zahl der Sprößlinge einer Familie die physische und geistige Qualität des einzelnen Kindes nicht nachteilig verändert, dafür liefert die Geschichte Beweise genug. Aber daß politisch links gerichtete und geschulte Menschen für einen Mann, der vier Kinder gezeugt hat, fünf Wahlstimmen verlangten – das, das weist vielleicht in eine neue Zukunft. Geschah die Forderung unbedacht, so eröffnet sie doch theoretisch wahnwitzige Perspektiven.
Man denke: Es entsteht ein neuer Adel. Die herrschende Klasse der Kinderreichen. Präsident der Republik wird nur ein Vater von mindestens zwölf Kindern. Die Unfruchtbaren und Kinderarmen sind in der schwachen und ohnmächtigen Opposition. Es steht jedem frei, die Herrschaft im Staate auszuüben, indem er seine Fruchtbarkeit potenziert. Als heiligstes aller Tiere wird das vorbildliche Kaninchen allenthalben im Staate verehrt und heilig gehalten.
Aller Menschen Sinn ist auf Vermehrung gerichtet. Erschreckend schwillt die Zahl der Menschen an. Die Erde gleicht einer Versammlung im Zirkus Busch. Stündlich stolpern Tausende und stürzen über die Ränder des Planeten hinüber in den Weltenraum.
Das sind die Folgen einer vorläufig noch fernen Zukunft. Die näheren Folgen werden sich in einer Interpellation Frankreichs über die Ziele des deutschen Bundes der Kinderreichen offenbaren. Er bedroht das fiktive europäische Gleichgewicht. Die Hausbesitzer fangen mit einer lebhaften Kindererzeugung an, um die freie Wohnung für eigene Zwecke behalten zu können.

Prager Tagblatt, 29. 3. 1922

ÜBERSINNLICHES

Vor Gericht stand vorgestern ein Mann, »Horoskopsteller von Deutschland« nannte er sich, und wurde verurteilt. Sein Verteidiger hob hervor, daß die im Jänner erfolgten Wahrsagungen unmöglich im

März schon eingetroffen sein könnten. Es steht also trotz der Verurteilung nicht unbedingt fest, daß der Horoskopsteller geschwindelt hat. Es ist möglich, daß einmal zur Abwechslung ein Wahrsager recht behält und die Zukunft sich irrt.
Sie selbst glaubt nämlich gelegentlich an Wahrheit und Macht übersinnlicher Erscheinungen und verbündet sich mit den Vertretern der Metaphysik. Es ist, als wollte die irdische Gerechtigkeit ihr wesentliches Attribut, ihre Wirksamkeit und ihre Entschuldigung, ihre Stärke und ihre Schwäche: das Irdische – sprengen und über die Grenzen des Jenseits hinaus Recht suchen und behalten.
Vor zwei Wochen forschte ein Medium in einer Privatwohnung am Kurfürstendamm nach der verschwundenen Frau des Mörders Peter Grupen. Im Trancezustand sah das beneidenswerte Mädchen einen fremden großen Hafen, vermutlich den amerikanischen, mit einer unermeßlichen Statue. Vielleicht hörte sie bei dieser Gelegenheit den Klang silberner Dollarmünzen, vielleicht war es ihr gegönnt, zu bemerken, wie im fremden Hafen diese majestätische Goldeinheit sich zur Geringfügigkeit eines Trinkgeldes für einen amerikanischen Gepäckträger reduzierte. Wer wäre aus solch einer Trance noch einmal wiedergekehrt in die armselige Wirklichkeit des Kontinents?!
Jenes Mädchen aber, übersinnlicher Bote der Justiz, schlich sich nach Deutschland zurück und entdeckte einen Brunnen. Sie sah hinein und bemerkte etwas unbestimmbar Grauenhaftes. Vielleicht die Leiche der Frau Grupen? Das Medium sagte nichts mehr. Denn nun reklamierte der Mond, gewissermaßen ein himmlisch beeideter Sachverständiger, sein spiritistisches Recht. Von seiner Erneuerung hängt der weitere Erfolg der mediumistischen Forschungen ab. Diese Erneuerung steht nun bevor, und wir harren der nächsten Sitzung in der Privatwohnung am Kurfürstendamm.
(Dazwischen lag freilich eine Sonnenfinsternis. Aber die Sonne hat offenbar nichts mit dem Peter-Grupen-Prozeß zu tun.)

So darf die Justiz sich nicht desavouieren. Nehmen Gerichtspersonen hier den Wahrsager zu Hilfe, so kann das Gericht ihn doch nicht verurteilen. Entweder glaubt sie, oder sie zweifelt.
Glaubt sie an einen Einfluß des Übersinnlichen auf irdische Dinge und Ereignisse, so wird die Jenseitigkeit degradiert. Die Entwicklung der Menschheit von der Anbetung des Stofflichen zum Kniefall vor dem

Geist ist eine scheinbare. In Wirklichkeit ist es ein Abwärtsgleiten zum Mißbrauch des Wunderbaren. Die Vernichtung des Rätsels durch dessen scheinbare Auflösung, Pressen des Unbegreiflichen in den Rahmen des praktisch Alltäglichen. Ein »Engagieren« von Geistern, Nutzbarmachen von »Teleplasma« als Gegenstand einer »Branche«.
Das findet seinen Ausdruck in einer spiritistischen Séance – am Kurfürstendamm. »Spiritismus am Kurfürstendamm« ist die kürzeste Formulierung jener komischen Verschmelzung von Nützlichem und Übersinnlichkeit. Nicht der Kurfürstendamm etwa wird geistiger, sondern das Traumhaft-Wesenlose körperlich und gebrauchsfähig. Die Privatwohnung am Kurfürstendamm wird hier aus einem Zufall fast ein schicksalsmäßiges Entwicklungszeichen.
Zumutung an den Mond ist es, daß er Helfer der Gerichte werde. Wenn sich die jenseitige Welt um die verschwundene Frau Grupen sorgen soll, dann hat sie das Niveau eines Detektivinstituts. Ein Teleplasma, das in einem Brunnen nach Menschenresten sucht, vollführt die Aufgabe eines polizeilich beauftragten Tauchers. Der Prophet der Vorzeit beschäftigte sich mit Königen, Kriegen und Pestilenzen, drei furchtbaren, aber machtvollen Erscheinungen. Der Hellseher des Jahres 1922 sucht nach »Steuerhinterziehern«. Der Respekt vor der Übersinnlichkeit, fühle ich, verschwindet.
Denn stünde selbst eine babelturmgroße Freiheitsstatue in jenem herrlichen Hafen, in den man nur transzendental gelangen kann, so wäre sie immer noch eine Lächerlichkeit gegenüber dem Unfaßbaren, Übersinnlichen, Ewigen. Der Geist, der auf Bestellung – Postkarte genügt – in die Wohnung am Kurfürstendamm kommt, der Mond, den man mittels einer Vorladung vor die Gerichtsbarrieren zitiert, Propheten mit konzessionierten Firmen, Teleplasma, das an der Börse gehandelt wird – das alles bedeutet den Sturz des Wunders in den nüchternen Abgrund der Wirklichkeit.
Es liegt geradezu im Interesse des Wunderbaren, daß sein Prophet auf der Anklagebank sitze, nicht neben den Schöffen.
Der Geist, den man sich »nutzbar macht«, ist nicht mehr vom Schauer der Furcht und der Ehrfurcht umgeben und begleitet, sondern unweit von der Atmosphäre des Profits. Das Spirituelle kleidet man in Gewand und Körper. Es gibt keine Grenze mehr, vor der das Herz stillsteht vor Schrecken und Ungewißheit.
Taschenlampen modernster Konstruktion durchleuchten das Geister-

reich. Die Teufel, die man selbst, bewußt und absichtlich, an die Wand malt, werden nicht gefürchtet.
Und es ist eine schreckliche Vorstellung, daß der Mensch selbst im Tode nicht den irdischen Pflichten entronnen ist; daß ein Verstorbener als Zeuge einvernommen wird, von einem telepathischen Gerichtsboten ereilt und erbarmungslos aus der seligen Freiheit in die Beschränkung des Diesseits gezwängt; aus der Vollkommenheit gerissen, die törichten Zwecke einer »Institution« vollenden helfen muß.

Berliner Börsen-Courier, 2. 4. 1922

»EIN VOLKSFEIND«

Steglitzer Schloßparktheater

Rudolf *Klix'* Doktor Stockmann beeinflußt die ganze Aufführung. Über die Gestalt Stockmanns äußert Ibsen in einem Brief: »In zehn Jahren steht vielleicht die Mehrheit auf dem Standpunkt, auf dem der Doktor Stockmann bei der Volksversammlung stand.« Wir können heute feststellen, daß die »kompakte Majorität« der Gegenwart noch lange nicht Doktor Stockmanns Standpunkt einnimmt, noch lange nicht seine Kämpfe ausficht und weder zu seinen Erkenntnissen gelangt noch sich in seinen Konsequenzen unterwirft. Rudolf Klix aber bringt unleugbar den Doktor Stockmann jener odiösen Majorität näher, indem er ihm menschliche Dutzendqualitäten verleiht, die seine Ethik zwar nicht beeinträchtigen, aber seinem sittlichen Pathos einen Unterton von Lächerlichkeit beimengen. So hypertrophisch darf sich die Naivität Stockmanns auf Kosten jenes Idealismus nicht entwickeln. Doktor Stockmann ist ein naiver Idealist, mit dem Ton auf »Idealist«. Klix aber betont die Naivität.
So geht viel Distanz verloren; Distanz, die auch der »Realismus« nötig hat. Dieser Doktor Stockmann ist fast ein Steglitzer. Wenn seine Tochter aus der Schule heimkommt, denkt man, sie unterrichte nicht weit vom Schloßparktheater, am Steglitzer Rathausplatz etwa, wo die Frau Stockmann Gemüse einzukaufen pflegt. So ist ein Kontakt mit dem Publikum hergestellt. Aber ein familiärer Kontakt, kein künstlerischer. Diese traulichen Beziehungen zwischen Bühne und Zuschauerraum zu

ignorieren gelang nur dem Stadtvogt Stockmann Hermann *Greids*. Der Schuftigkeit des Stadtvogts gab er ein wenig phantastische Unheimlichkeit und legte so einen distanzierenden Bannkreis um die Gestalt. Dieser Stadtvogt war im höchsten Grade unsympathisch. Aber seine Unannehmlichkeit entwickelte er niemals bis zum Verachtungswürdigen: ein Mensch, dem man nicht die Hand reichen möchte, aber vor dem man auch nicht, wie der Doktor Stockmann, ausspuckt.
Die Bürgerversammlung verriet Regieinstinkt. Der Regisseur heißt Robert *Forsch*.

Berliner Börsen-Courier, 4.4.1922

WUNDER

Ich wollte, ich wäre ein Wilder und nach Mitteleuropa plötzlich verschlagen und könnte mich wundern: über meine rätselhafte Fähigkeit zum Beispiel, durch die Drehung eines schwarzen Knopfes eine tote Lampe an der Zimmerdecke zum Leuchten zu veranlassen; oder einen Quell aus einer Messingröhre zu fröhlichem Gesprudel zu wecken; oder den Laut einer Stimme in Drähte zu bannen und meine Worte auf eine weite Reise zu schicken; als wären sie Briefe, sie sozusagen in eine Briefmuschel zu stecken.
Ich kann ausgezeichnete Phantasien erleben und wundere mich nicht. Ich steige in einen Schacht, eine Hand reicht mir Kärtchen aus einem Schalter, mein Wille wirbelt mich in einen Zug. Er hält, ich komme aus demselben Schacht an die Oberfläche der Welt – und bin in einem fremden Stadtteil.
Ich schäle aus den Hüllen des Wissens und der Kultur das Staunen heraus. Ich schlage gleichsam meine offenen Augen noch einmal auf.
Ich brüskiere alle technischen Möglichkeiten, mich anders fortzubewegen. Ich gehe zu Fuß durch die Straßen der Stadt. Ich bilde mich zum Ungebildeten. Ich lerne Unwissenheit. Ich gedenke zu vergessen. Zwischen Haus und Haus sind hoch oben dicke und dünne Drähte gespannt. Es sieht aus, als hätte jemand mit starken und dünn gespitzten Stiften Schatten- und Haarlinien durch die Luft gezogen wie auf dem Blatt eines Schulheftes.

In der Mitte der Drähte hängen unheimlich große mattfarbene gläserne Trauben. Stürzt dann die Dunkelheit des Abends aus allen Wolken über die Straße, erwachen kleine Lichtpünktchen in all den Trauben, glimmen zuerst und flammen plötzlich, hell und stechend. Die Drähte verschwinden in der Finsternis, und die erleuchteten gläsernen Trauben schweben frei und sicher in der Luft wie von unsichtbaren sinnlichen Händen gehalten. Über ihnen flammen in der gleichen Weise kleine Sterne auf, und ich glaube gar nicht mehr, daß es Sterne sind: Es sind lediglich um ein paar tausend Kilometer vom Magistrat höher gehängte Bogenlampen.

Ich gelange an eine Stadtbahnbrücke. Kühn und stark schwingt sie sich über die Straße, ein herrlich gebogener Körper. Sein Material sind Ziegel und Eisen, und doch spannt sich der Bogen, als wäre er aus Gummi. Unsichtbare Atlasse tragen ein schweres Gewölbe auf den Schultern. Ewig schläft in den Ziegeln ein heimliches Dröhnen, und während die ganze Brücke in steinerner Stille ruht, sind ihre Moleküle in fortwährender zitternder Bewegung. Wie ein fernes Erdbeben erwacht, so ergrollt von fern her ein Zug. Mit glühweißen leuchtenden Augen, die gleichsam geschliffene Strahlenbündel gegen die Finsternis senden, um sie zu durchbohren, schafft er sich Bahn. Er durchhöhlt die Finsternis, wie man Tunnels durch Gebirge bohrt.

Tausend rote und grüne Lichter gebiert die Nacht. Eine Laterne schwankt in der Hand einer dunklen Gestalt. Es ist, als trüge das Licht den Menschen.

Eine Pfeife schrillt, eine Trompete tutet, eine Glocke lächelt silbern wie eine Versöhnung in die Dissonanz der Welt.

Viele Menschen, die soeben noch hielten, rattern, vom lieben Gott angekurbelt, ihren Zielen entgegen. Ihre Motoren surren. Wer sie näher anschaut, sieht ihre Augen wie Miniaturscheinwerfer Strahlen in die Luft speien. Wer näher hinhorcht, hört ihre aufgezogenen Gehirnräder abschnurren.

Sie halten mit einem plötzlichen Ruck vor einem Zeitungsstand, einem Zigarrenladen, einer Straßenecke wie Gefährte. Ihr Wille stehenzubleiben funktioniert wie ein Hebel. Die Körper der hinten Folgenden stoßen zusammen. Und wären die dämpfenden Kleider nicht, man hörte gewiß den metallenen dröhnenden Anprall der Leiber.

Tief hinter Wolken und Sternen aber birgt sich ein Gott vor den Wundern der Welt. Seit jenem sechsten Schöpfungstage, an dem er einen

Menschen schuf aus Lehm und Erde und ihm seinen Odem einblies, hält er ewigen Ruhetag.
Indes wandelten sich Lehm und Staub in Panzer aus Metall, und der Odem wurde zu Benzin.
Eine immerwährende Kette aus Wundern gebiert sich immer neu, mechanisch, verstandesgemäß und selbstverständlich.

Berliner Börsen-Courier, 6. 4. 1922

6647

Das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel teilt die Zahl der im Jahre 1920 in Deutschland erschienenen belletristischen Bücher mit. Sie beträgt *sechstausendsechshundertundsiebenundvierzig*.
Es ist anzunehmen, daß sich die Öffentlichkeit, soweit ihr diese Zahl zur Kenntnis kommt, nicht mehr über dieses furchtbare statistische Ergebnis aufregen wird als zum Beispiel über die Forderung der Entente, die Schutzpolizei zu kommunalisieren.
Es ist auch gewiß nicht leicht, der Welt klarzumachen, daß ein so reicher literarischer Segen ein Fluch ist; daß ein Land, in dem so viel gedichtet wird, schlimmer dran ist als eines, in dem viel gerüstet wird; daß kein Krieg und keine Pestilenz so verheerend wirken können wie eine sogenannte schöne Literatur.
Diese Zahl spricht im wirklichen Sinn des Wortes »Bände«. Sie drückt alle jene Bände aus, die in den Schaufenstern der Berliner Lindenpassage, in Zeitungskiosken, Untergrundbahnstationen und Bahnsteigen feilgeboten werden. Zwischen Keks und Selterswasser für die Reise, ohne daß merkwürdigerweise die Lebensmittel durch ein markantes Ungenießbarwerden gegen die literarische Nachbarschaft demonstrierten.
Diese Zahl spricht Bände, in flotten Zeichnungen, in denen der liederliche Pinsel Strumpfbänder offenbart und Enthüllungen verspricht: die ganz große Literatur, deren Elemente Eros und Saccharin sind, Phrasenfuror und Sentiment, Donnerpathos und Gesäusel.
Wer könnte es sich beim Anblick dieser Reisendenlektüre versagen, den Schulzwang zu bedauern, auf den wir stolz sind?

Oh, köstliche Ironie der mißhandelten Sprache, die durch die Umstellung zweier Laute aus Fruchtbarkeit – Furchtbarkeit machen kann! Wer zweifelt noch an der Identität dieser beiden Begriffe?
6647 Bände sind zu viel! Und erstreckt sich selbst das deutsche Reichsgebiet über den ganzen europäischen Kontinent, die Produktion von 6647 Werken in einem einzigen Jahr hieße eine geistige Mehrbelastung, drückender als jede Steuer und jede Reparationsforderung.
Denn maßgebend für die schöpferische Potenz eines Volkes ist nicht die Anzahl seiner Schreiber, sondern das Ausmaß der (zeitlichen und räumlichen) Abstände von Schöpfer zu Schöpfer. Jeder wirklich Schaffende braucht ein Mindestmaß von freiem Raum, in dem seine eigene »Atmosphäre« sich bildet; er bedarf einer keimfreien Umgebung. Dichter müssen verstreut sein im Volke wie seltene Goldkörner im Sand. Und wenn selbst alle Verfasser der 6647 Bände ehrliche Dichter wären, diese erstickende Nähe müßte ihnen allen schöpferischen Atem rauben.
Schlimmes bedeutet diese Zahl. Sie bedeutet, daß in dichtbevölkerten Mietskasernen Schreibmaschine neben Schreibmaschine klappert und die dünnflüssige Nichtswürdigkeit des diktierenden Dilettanten den echten Keim in der Brust des Nachbarn tötet. »Schulter an Schulter« kann man nur schießen. Nicht Werte schaffen.

Berliner Börsen-Courier, 7. 4. 1922

SADHU SUNDAR SINGH

In dieser Woche sprach der Herr Sadhu Sundar Singh in der Berliner Matthäikirche, um sechs Uhr abends, zu einer Zeit, in der die Kinos beginnen. Das Publikum stand lange unschlüssig zwischen dem Weib des Pharao und dem Mann aus Indien. Ein sehr großer Teil entschied sich für Fridericus Rex.
Es blieben immer noch ein paar Hundert für Sadhu Sundar Singh übrig. Das ist ein Inder christlichen Glaubens, halb wie ein Priester gekleidet; mit Pupillen, die täglich in Brahmanenweisheit gewaschen werden, mystische Atropineinspritzungen erhalten; mit Händen, die anscheinend nur zu Beschwörungszwecken an den Armen hängen.

Sadhu Sundar Singh sprach von dem Wunder seiner Bekehrung und von den Wahrheiten Jesu Christi. Dann wurde für irgend jemanden in der Kirche gesammelt. Und die Orgel spielte. Am nächsten Tag sprach der Prophet wieder. Die Kinos waren schlecht besucht. Die Orgel spielte, und man sammelte für christlich getaufte Hindumädchen. Sie reisten dann nach Prag und weiter nach Europa: indischer Reis mit aufgepfropfter Zivilisation.
Herr Sadhu Sundar Singh wird ebenfalls mehrere europäische Städte bereisen. Die westliche Welt hat einen großen Bedarf an Propheten.
Im Panoptikum der Lindenpassage grassiert ein ägyptischer Feuerschlucker. Er heißt Abdul Rahim Miligi und wohnt in Neukölln. Er hat eine Holländerin geheiratet und vier Kinder gezeugt, die den berlinischen Jargon mundhaben. Abdul Rahim prophezeit am Nachmittag den Untergang der Welt. Am Abend schluckt er Feuer. In den Sommerferien verkauft er Schnürsenkel vor dem Eingang zum Lunapark.
In der Kirche, unter den Zuhörern Sadhu Sundar Singhs, befand sich auch Abdul Rahim mit Weib und Kindern. Vor dem Eingang stellte er zwei seiner Kinder auf und ließ sie Streichhölzer verkaufen.
Ich fragte Abdul Rahim, weshalb er zu Sadhu Sundar Singh gekommen sei.
Ich war auch in der Universität, bei Rabindranath Tagore, sagte Abdul Rahim. Ich mache im nächsten Jahre eine Tournee.
Wir gingen in ein Café, und Abdul Rahim zeigte mir, wie herrlich er prophezeien kann. Er schickte seine Blicke ins Jenseits, ließ sie von dort, mit Metaphysik gefüllt, zurückkehren und tauchte die Hände in die Luft wie in eine Waschschüssel. Dann kreuzte er sie über der Brust. Seine Frau näht an einem Priestergewand zu Hause.

Prager Tagblatt, 8. 4. 1922

DER BLAUE DIENSTAG

Zwei Sonntage, pausenlos aufeinanderfolgend, verdoppeln die Katerstimmung, und ein Dienstag kann blauer sein als je ein anderer Arbeitstag. Ein blauer Dienstag enthält gewissermaßen potenzierte Montagsbläue.

Unentschlossen wie ein April schwankt der Mensch, zermürbt von Freude an der Natur, zerbrochen von gemeinsam mit Tausenden genossener Arbeitslosigkeit, zurück in die Seligkeit schweißfordernder Mühe.
Schrecklich hat ihn achtundvierzig Stunden lang der Zwang gepeinigt, etwas zu »unternehmen«. Entsetzt über die Aussichtslosigkeit, irgend etwas »tun« zu können, stürzte er sich kopfüber in rastlose Untätigkeit.
Er ging spazieren, weil er mußte. Er begrüßte den Regen als einen freudigen Anlaß, sich mit Recht ärgern zu dürfen. Er hätte die Wolkenlosigkeit nicht vertragen, und tief betrübt wäre er unter einem ungetrübten Himmel gewandelt.
Heute erschreckt ihn die Wiederkehr des Alltags, noch ehe er sich an die bittere Notwendigkeit des Feierns gewöhnt hatte.
Wer so arbeitet wie er, der Mensch, hat ein Recht darauf, feiern zu *lernen*. Die Ruhe, die er verdient hätte, war zu plötzlich und konnte nicht genutzt werden.
Aus der Anstrengung, die er brauchte, um zu ihr zu gelangen, wird er rücksichtslos zurückgestoßen in die Mühe, sie zu vergessen. Das machte den Dienstag so unendlich blau.
Denn nichts Qualvolles ist die Gemeinsamkeit der Arbeit. Leid zu teilen war er gewohnt, der Mensch. Der Feiertag zwang ihn auch, seine Lust gemeinsam mit den Nachbarn zu kosten. So abhängig von den Nächsten machte ihn der ewige Wochentag, daß er nicht imstande war, sich selbst zu freuen.
Er verringerte seine Freude in dem Übermaß, in dem er sie gemeinsam mit den vielen beging. Er »teilte« sie im wahren Sinne des Worts. Er wußte nicht, daß auch die Seligkeit, die den Ausruf: Seid umschlungen, Millionen! gebiert, am mächtigsten genossen wird, wenn man einsam bleibt...

Berliner Börsen-Courier, 18. 4. 1922

FAHRT AN DEN HÄUSERN

Der Stadtbahnzug fährt hart an den Häusern vorbei, und seine Passagiere können – wenn es Frühling wird und die Mauern anfangen, Geheimnisse preiszugeben, die Fenterscheiben, Idylle zu offenbaren, die Hinterhöfe, Heimlichkeiten auszukramen – viel fremde und interessante Dinge zu sehen bekommen.

Manchmal ist eine Stadtbahnreise lehrreicher als eine Fahrt über Meere und Länder, und die Weitgereisten werden wissen, daß es im Grunde genügt, einen einzigen verborgenen Fliederbaum in einem verstaubten Großstadthof zu sehen, um die ganze tiefe Trauer aller verborgenen Fliederbäume der Welt zu verstehen.

Deshalb bin ich so erfüllt von dem Leben vieler schöner und trauriger Dinge, wenn ich von einer Stadtbahnfahrt zurückkehre, und stolz wie ein Weltumsegler, wenn ich ein Stückchen Stadt umsegelt habe. Denke ich mir die Hinterhöfe noch trostloser, ihre Fliederbäume noch verkümmerter und die Mauern noch um ein paar Meter höher und die Kinder um noch wenige Schatten bleicher – so bin ich in New York gewesen und habe die Bitterkeit der größten Städte genossen. Denn die wesentlichen Entdeckungen können hier und dort, zu Hause oder ein paar Straßen weiter gemacht werden, und die Dinge, die Stimmungen und die Erlebnisse unterscheiden sich nicht im Grundsätzlichen, sondern nur im Dimensionalen voneinander.

Eine Wand hat Physiognomie und Charakter, und wenn sie auch kein Fenster enthält und nichts, was ihren Zusammenhang mit Lebendigem sonst offenbaren könnte, als höchstens die Reklametafel einer Schokoladenfabrik, dazu bestimmt, sich durch die Plötzlichkeit ihres Aufblitzens unauslöschlich (gelb und blau) festzusaugen in der Erinnerung.

Hinter der Wand aber leben Menschen, machen kleine Mädchen ihre Schulaufgaben, strickt eine Großmutter, und ein Hund nagt an einem Knochen. Der Puls des Lebens schlägt durch die Ritzen und Poren der stummen Wand, durchbricht die Blechtafel der Sarottischokolade, schlägt an die Fenster des Zuges, daß ihr Erklirren menschlichen, vitalischen Laut bekommt und aufhorchen macht vor der Nähe unsichtbarer Verwandtschaft.

Wie merkwürdig ähnlich die Menschen einander sind, die in den

Häusern an der Stadtbahn wohnen. Es ist, als hätte sich, die Strecken entlang und über den Viadukten, eine einzige große Familie angesiedelt.

Ich kenne bestimmte Wohnungen an dem und jenem Bahnhof. Es is genauso, als wäre ich oft in ihnen zu Besuch gewesen, ich glaube zu wissen, wie die Menschen reden und wie sie diese und eine andere Bewegung vollführen. Sie haben alle ein bißchen Lärm in der Seele von dem ewigen Geknatter und Poltern der Züge, und sie sind gar nich neugierig, denn sie haben sich dran gewöhnt, daß jede Minute ungezählte fremde Schicksale an ihnen vorübergleiten, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Es ist immer eine unsichtbare, undurchdringliche, fremde Atmosphäre zwischen ihnen selbst und ihrer Nebenwelt. Sie wissen gar nicht mehr daß ihr Tun und ihre Tage, ihr Traum und ihre Nächte erfüllt sind von einem Lärm. Die Geräusche lagern gleichsam auf dem Grund ihres Bewußtseins, und ohne sie vollendet sich kein Eindruck und keine Erfahrung.

Es ist ein ganz bestimmter Balkon vorhanden, mit eisernen Gittern, er hängt wie ein Käfig zum Hause heraus, und an einer ganz bestimmten Stelle hängt den ganzen Frühling und Sommer über ein rotes Kissen, in Sturm und Sonnenschein, wie ein unerbittlich aufgepinselter Ölfleck Es gibt einen Hof, dessen Luft Schnüre durchkreuzen, als hätte eine vorsintflutlich märchenhafte Riesenspinne ihr dickes Netz von Maue zu Mauer gezogen. Ewig bläht sich dort eine dunkelblaue Schürze mi großen weißen Tupfenaugen.

Von meinen Fahrten her ist mir ein Kind bekannt, ein blondes Mädchen. Es sitzt am offenen Fenster und schüttet Sand aus kleinen Spielzeugschüsseln in einen rötlichen Blumentopf aus Ton. Fünfhundert solcher tönerner Töpfe muß jenes Kind schon angefüllt haben. Einen alten Herrn kenne ich, der unaufhörlich liest. Alle Bibliotheken de Welt muß dieser alte Mann schon kennen. Ein Junge lauscht den Grammophon, das groß, mit schimmerndem Trichter vor ihm auf den Tische steht. Einen gröhlenden Tonfetzen kann ich auffangen und mitnehmen. Losgerissen vom Körper der Melodie klingt er mir im Oh Fragment eines Fragments, sinnlos, absurd und ungerecht in meine Erinnerung identifiziert mit der Erscheinung des Lauschenden.

So wenige sind, die nichts tun und einfach am Fenster sitzen, um au die vorbeifahrenden Züge zu sehen. Man sieht, wie langweilig das Le

)en sein muß, wenn man nicht arbeitet. Deshalb hat jedes hier seinen
Zweck, und selbst das Animalische ist nutzbringend verwendet. Kein
Fliederbaum in einem Hinterhof, der nicht trocknende Wäsche
chleppte. Das macht das Traurige dieser Höfe: Wie selten ein Baum,
ler *nur* blüht, keinen Zweck hat, als auf Regen und Sonne zu warten
ınd beides genießend zu empfangen, und Dolden trägt, blaue und
veiße.

Berliner Börsen-Courier, 23. 4. 1922

DIE MUTTER

Gestern wurde der neunzehnjährige Arbeiter Franz Zagacki zu fünf
ahren Kerker verurteilt. Er hatte versucht, seine Mutter, während sie
Kartoffeln schälte, zu töten, zuerst mit einem Beil, dann durch Wür-
gen und Ersticken und schließlich durch Messerstiche. Dann raubte er
ler Mutter, die er für tot hielt, eine Brieftasche mit zweitausendzwei-
ıundert Mark aus dem Unterrock, ging in ein Zigarettengeschäft, be-
ahlte seine Schulden, kaufte Zigaretten, lud seine Freunde und die
Geliebte, die ihm bei der Tötung geholfen hatte, zu einem »gemütli-
hen Zusammensein« in der Wohnung der vermeintlich getöteten
Mutter und ging wieder fort, um sich einen lustigen Tag zu machen.
Die Mutter aber blieb am Leben, ihr Sohn wurde verhaftet und ins
Jntersuchungsgefängnis gebracht.

Gestern stand die Mutter vor dem Gericht und erzählte, daß sie ihrem
ohn verziehen habe. Kaum war sie von den Wunden, die ihr der Sohn
eigebracht hatte, geheilt, und schon machte sie sich auf den Weg ins
Jntersuchungsgefängnis und brachte ihrem Sohn Konfekt und Le-
ensmittel und kärglich ersparte Brocken. Sie zitterte, noch während
ie krank lag, um die Gesundheit ihres Sohnes, und hätte ihr Körper
ie Kraft gehabt und hätte nicht der Lebensinstinkt damals gesiegt, als
ie dem Tode nahe war, sie wäre ruhig unter ihren Matratzen, unter
enen sie ersticken sollte, liegengeblieben, um ihren Sohn zu schonen.
Was sie von ihrem Kinde halte? – fragte man sie. Alles Gute! Ach, er
var ja gar nicht selbst schuld, schlechte Gesellschaft hat ihn verführt,
n allem ist die schlechte Gesellschaft schuld. Nichts hat sie von sei-

nem Liebesverhältnis gewußt, er war nur ein bißchen aufgeregter Na
tur, der Sohn, und früher stets ein braver Junge gewesen.
Diese Mutter wird jetzt häufiger als bis jetzt den Sohn im Krimina
besuchen. Konfekt wird sie zu Hause einpacken, mit zitternden Fin
gern, vor Weihnachten und zu allen Feiertagen, arbeiten wird sie un
sparen für den Sohn, und ihre alte Seele wird um ihn weinen und au
ihn hoffen. Und es wird genauso sein, als befände sich der Junge nich
im Kriminal, sondern an der Hochschule oder im fremden Lande ode
an sonst irgendeinem Ort, woher es nicht leicht ist, zurückzukomme
aus beruflichen oder Gott weiß welchen Gründen.
Der Tag dieser Mutter ist ausgefüllt mit Tätigkeit und peinliche
manchmal schmutziger Arbeit. Aber zwischen Geschäft und Geschäf
dem Scheuern der Diele und dem Kleinhacken des Holzes, wird ei
kurzes verstohlenes Händefalten sein. Und stets, sooft sie sich hin
setzt, um Kartoffeln zu schälen wie damals, als sie das Beil ihres Soh
nes traf, weint sie vor Schmerz, aber stärker als ihr Weh ist ihre Hoff
nung, größer als der Schmerz der Glaube, und langsam wächst aus de
Liebe zum Kind wie junges Grün aus fruchtbarem Boden vielleich
sogar noch ein schüchterner Stolz, unbegründet, sie weiß nicht, wes
halb, nicht auf den Eigenschaften beruhend, sondern einfach auf de
Tatsache der Existenz dieses Kindes.
Und sooft sie das Beil ansieht oder sich seiner erinnert, ersteht ei
fürchterlicher Tag aus der Vergangenheit. Und trotz seiner ganze
Furchtbarkeit ist er doch noch schwächer in den Konturen und a
Eindruckskraft als jener kommende herrliche Tag, an dem der Soh
heimkehrt, aufrecht, geheilt und reuig.
Reuig? Er hat nichts zu bereuen. Die anderen sind schuld, natürlich di
andern! Jeden Moment kann die Tür aufgehn, und er tritt ein. Un
obwohl es fünf Jahre sind, fünfmal dreihundertfünfundsechzig Tag
kann es doch jeden Tag geschehn.
Denn die Mutter hält sich nicht an Tatsachen, sie leugnet den Kalende
und das Sonnenjahr.

Berliner Börsen-Courier, 25.4. 192

DAS PARADIES DER JUGENDLICHEN

»Willem« – Schiebertänze – Der Sekt und die Mädchen – Aus der Konfektion

Ampeln verbluten still und feierlich; sachte verzittert ein rötlich angeiauchter Tango; der Sekt ist billig, er kann nicht berauschen und höchtens vielleicht benebeln; Logen enthalten Lauschigkeit und Pärchen; ieufzerbündel liegen, sichtbar fast, aufgeschichtet in den Nischen.
Das ist das *Café der Jugendlichen.* Sie wollen unter sich sein. Die Ervachsenen sind Fremde, als gehörten sie einem andern Geschlecht an, inem Geschlecht, das von einem fremden Planeten stammt. Erwachene haben überlegene Blicke und einen seltsamen Ehrgeiz, Polizei zu pielen und zu übertreffen.
Erwachsene sind häßlich.
Die Berliner *»Jugendlichen«* sind eine eigene Klasse. Ihre Jugend ist keine Altersstufe, sondern eine Kastenbezeichnung, fast ein Beruf. Sie ind gar nicht jung. Sie sind »jugendlich«.
Sie haben ihre Gerichte, ihre Organisationen, sie wollen auch ihr eigenes Vergnügungslokal. Das haben sie in der Nähe des Kaiser-Wilhelm-Platzes.
Hier dürfen sie überlegene Lebemänner sein, von keiner Erwachsenieit Übertroffene. Sie übertünchen den leisen Milchgeruch, der ihnen eitweise noch anhaftet, durch kräftigen Alkohol. Sie schneiden eine Fratze, verziehen den Mund, wollen blasiert sein und sehen aus, als tünden sie hart vor dem Weinen.
Sie rufen den Kellner, und es klingt, als riefen sie nach der Mutter. Sie rinken Sekt wie Kakao. Wenn sie nach den Brüsten ihrer Mädchen greifen, mag sie eine unbewußte Regung Sehnsucht nach Mutterbrüten empfinden lassen.
Sie rauchen Zigaretten, und es sieht aus, als lutschten sie Nikotin. Sie nöchten sich gerne eine Serviette umbinden, ehe sie sich rechtzeitig ioch besinnen, daß sie erwachsen sind. Stillschweigend geben sie nur u, jugendlich zu sein. Ihr Wunsch nach Erwachsensein ist nicht eingetanden. Sie sind eben, weil nirgends ein Erwachsener zu sehen, ervachsen.
Sie kommen aus der *Konfektion*, einem Beruf, der am ehesten den Ehrgeiz nach Reife in der Brust des Lehrlings erweckt. Am Tage bekom-

men sie Ohrfeigen. Des Nachts rächen sie sich an der erlittenen Unbill
indem sie Trinkgelder verteilen.
Willem ist hochaufgeschossen, rötlich-blond und mit Sommerspros-
sen. Ich glaube, er ist ein Lausbub, und er hat den ganzen Tag nicht
anderes zu tun, als zu wachsen. Ein junger Mann, der nur ein bißchen
beschäftigt ist, kann gar nicht so unverschämt gegen den Himmel an-
steigen.
Man stelle sich vor, daß Willem einen braunen Anzug trägt und wat-
tierte Schultern, drei eng aneinandergenähte Knöpfe am Rock und ei
freches Taschentuch, ein rotseidenes, links oben. Dazu hat Willem ei
phantastisches Abzeichen im Knopfloch, halb ein Hakenkreuz un
halb eine Flammengarbe – es muß einen Verein antisemitischer Feuer-
wehrmänner geben, dem Willem angehört.
Er tanzt für seine sechzehn Jahre alle Schiebertänze ausgezeichnet
Seine Wattelineschultern schiebt er vor und zurück, seine Ellenboge
rudern in koketten Halbkreisdrehungen. Seine Knie sind leise ge-
knickt, als hätte er ein ängstlich behütetes Podagra.
Fanny ist ein kleines jüdisches Mädchen aus Warschau mit großen ge-
wölbten Augenbrauen. Sie ist Willems Freundin, scheint es, weil er mi
ihr überhaupt nicht tanzt. Andere tanzen auch nicht mit ihr, denn si
fürchten sich vor Willem.
Alle andern Mädchen sind von einer unbekümmerten Blondheit, di
erschüttert, ihre Kleidchen sind billig und ihre Hemdchen auch. Di
Seidenstrümpfe sind vielfach geflickt und auch zerrissen.
Die *Logen* sind eng wie Badekabinen, sie stehen rund an den Wänden
und in der Mitte glänzt die *Tanzdiele* wie ein See. Man tut sich in de
Logen und außerhalb gar keinen Zwang an.
Lieschen trägt eine große schwarze Schleife im Haar und tut mir leid
Ich glaube, daß sie aus gar keiner Notwendigkeit heraus ihre Haar
brennt und kräuselt und ihre Lippen karmesinrot anstreicht.
Aber keine Künstelei kann ihren Augen die schalkhafte Frechheit neh-
men. Es ist gut, daß sie Lieschen heißt. Sie ist klein und rundlich un
wird nicht für voll genommen. Sie glaubt immer noch, es gäbe Ge-
heimnisse, von denen nur die andern wissen. Sie fällt auf plumpe Späß
herein, und die Pointen der Witze versteht sie nicht.
Sie ist unbegabt und kann vielleicht noch anständig werden.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 26. 4. 192

ARMENIERPSYCHOSE

Armenier sollen die zwei türkischen Politiker, Freunde Talaat Paschas und Mitglieder des jungtürkischen Klubs »Union et Progres«, des Nachts in der Uhlandstraße erschossen haben. Tags darauf wurde, ebenfalls im Westen Berlins, ein junger Mann tot auf der Straße aufgefunden. Man vermutet, daß der Erschossene mit dem politischen Attentat in Verbindung steht. Denn sein Gesicht weist zweifelsohne – slawische Züge auf. Man hat in Sachsen bereits einen armenischen Studenten verhaftet und nach Berlin gebracht. Augenblicklich ist ein Sprachkundiger beflissen, die Korrespondenz des Studenten zu übersetzen. Indessen hat sich der Stadt eine Armenierpsychose bemächtigt. Die Zeitungen schreiben, Berlin sei keineswegs ein »Tummelplatz der Blutrache«. Diese möge sich woanders tummeln. Die Hausmeisterfrauen – sie heißen hier »Hauswartsgattinnen« – sehen in jedem russisch-jüdischen Hausbewohner einen Armenier. Und es wohnen in der Gegend der Uhlandstraße sehr viele russische Juden. Auch Türken hält man für Armenier. Chinesen und Javaner erwecken den größten Verdacht.

Am Morgen nach dem Attentat stand ich vor dem Hause 47 in der Uhlandstraße, in dem die Erschossenen gewohnt hatten. Die Zeitungsfrauen unterhielten sich, es unterhielten sich die Milchwagenkutscher und die Polizisten, die den Tatort nur mangelhaft abgesperrt hielten, weil die Hauptsache schon vorbei war. Diese Armenier! – sagte eine Zeitungsfrau. Es war, als sagte sie: Diese Erbfeinde! Sie sollen zu Hause schießen – in Sarajewo! sagte ein Milchmann. Und der Polizist nickte, denn er erinnerte sich, daß Sarajewo zwischen Konstantinopel und dem Malayischen Archipel liege. Was sind denn das, Armenier? – sagte ich. Det wern so Zijainer sint! kam irgendeine Antwort. Aber im nächsten Augenblick musterten mich vier, sechs, acht Augen so mißtrauisch, daß ich fürchtete, für einen Armenier gehalten zu werden.

Jedenfalls wurden nach dem Attentat ein Russe und ein Deutscher verhaftet. Und unter den vielen, vielen Menschen, die stündlich ins Polizeipräsidium kommen, um sich die ausgesetzte Belohnung von 50000 Mark zu holen, war einer, der versprach, der Polizei eine armenische Kneipe zu zeigen. Es war ein Betverein christlicher Sektierer. Die dreihundertundfünfzig Armenier, die echten, die in Berlin seit vielen Jah-

ren ansässig sind und einen unanfechtbaren Tabakhandel treiben, le-
ben in ständiger Aufregung. Ich zittere für *alle* Ausländer und un
den Klub der Prager besonders, der unter dem Vorsitz Egon Erwi
Kischs in der Marburger Straße den Neid der Eingeborenen er-
regt...

Prager Tagblatt, 26. 4. 192

»BALDUINS HOCHZEIT«

Steglitzer Schloßparktheater

Das norwegische Lustspiel (sein Verfasser heißt Wilhelm *Krag*, de
deutsche Übersetzer Carl *Morburger*) hat bereits auf unseren deut-
schen Bühnen kleine Erfolge gehabt. Es schildert das Hafenproleta-
riat, wie es stiehlt, lügt und heiratet, wie es zigeunert und seßhaf
wird, wie es »verbricht«, unschuldig, menschlich, harmlose Sünd
verleugnet und bekennt. Ein sympathischer Menschenschlag: ein im
Sündhaften kindlicher.

Alles ist mit überlegener Ironie geschildert, aber es ist jene Ironie
mit der etwa ein humorbegabter Städter den Bauern, den tölpelhaf-
ten, schildern würde. Die Ironie wächst nicht aus dem Milieu unc
aus dessen poetischer Erfassung, sondern sie kommt von auswärts
So wirkt ihre Überlegenheit ein bißchen hochmütig.

Das Stück hat Farbe – und läßt die spezifisch dramatischen Qualitä-
ten vermissen. Es wäre eine gute norwegische Skizze. Es ist eir
schwaches Stück.

Deshalb hätte die Regie (Hans *Striem*) es also flott skizzieren müs-
sen, nicht sauber zeichnen. Eine im Flug empfangene, im Fluge ge-
nossene Impression müßte es sein. Sie hätte Dialoge kürzen müssen
statt sie gewissenhaft (im hamburgischen Dialekt) totreden zu lassen
Statt einer schnellen Kohlenzeichnung gab's eine fleißige Griffelar-
beit.

Viel gute Arbeit der Darstellung war so umsonst. Die Damer
Loewe und *Wohlgemuth*, die Herren *Striem* und *Dittrich* verrieter
gute Beobachtung für rührende Menschlichkeiten. Herr *Drescher*
aber müßte einmal sich selbst zuhören; müßte hören, wie die Kon-

onanten, die er abfeuert, sozusagen durch eliminierte Vokale zusammenhängen. – Man muß nicht nur verständlich sprechen, man muß ıuch verstanden werden, wenn man poltert.

Berliner Börsen-Courier, 28. 4. 1922

DIE GEZEICHNETEN

²aul Uhlig in der Dortmunder Straße ist ein Kenner von Tätowierungen. Einerseits tätowiert er selbst, andererseits entfernt er Tätowierungen. Er hat eine große Erfahrung in diesen Dingen. Er war Matrose ınd sonst noch wahrscheinlich Verschiedenes, er hat in Amerika geebt und auch in Mexiko. Geblieben sind ihm von seiner überseeischen Vergangenheit ein seemännischer Backenbart, eine Matrosenkappe, weiße weite Hosen aus Segeltuch, die ein günstiger Wind bläht, wenn Herr Uhlig auschreitet, und eine Pfeife. Uhlig kann auch Hühneraugen schneiden. Seine Kundschaft ist groß, wenn sie sich auch nur aus ler Nachbarschaft rekrutiert. Hinter einer Bretterverschalung in seinem Zimmer nimmt Herr Uhlig seine Operationen vor. Es sind sehr nteressante Operationen. Es gibt seltsamerweise sehr viele Menschen n Berlin, die ihre Haut verzieren lassen wollen, als wäre sie eine Wohnung. Diese Menschen haben sehr viel Schönheitssinn und ein sinniges Gemüt. Sie halten was von Symbolen und verstehen auch etwas davon. In Amerika laufen allerdings noch mehr tätowierte Menschen herum. Uhlig kennt sogar Frauen mit tätowierten Brüsten.

Man nimmt Tätowierungen einerseits aus Aberglauben vor, andererseits, weil man nicht umhin kann, eine herrschende Sitte mitzumachen. Meist aber aus Aberglauben. Ein Anker mit einem Kreuz auf Handrücken oder Oberarm bewahrt vor Haifischen und Tod durch Ertrinken. Eine Flasche auf der Brust schützt den Menschen vor Giften aller Art. Ein Schiff mit Segeln bewirkt eine rasche Karriere im Seewesen. Ein Ring, eingebrannt auf einem Finger oder am Fuß, bewahrt vor Untreue. Man kann alle diese Tätowierungszeichen auch anders auslegen. Das hängt von dem Lande ab und von dem Individuum. Es gibt Famiien, in denen sich der Glaube an ein bestimmtes Tätowierungszeichen orterbt, unaufhörlich. Manche Menschen halten Tätowierungen ein-

fach für schön. Zwei Freunde fühlen sich durch gemeinsam vorgenommene Tätowierungen auf ihrer Haut in Not und Tod verbunden.
Neuerdings aber wird ein Bestreben sichtbar, Tätowierungen aus alter und neuer Zeit zu entfernen. Erstens wegen der Polizei, und dann auch, weil man einen Aufstieg in eine sozial höhere Klasse vollziehen will. Es haben nämlich in letzter Zeit sehr viele tätowierte Menschen gute Geschäfte gemacht, und sie sind in die Lage gekommen, ihre Vergangenheit verleugnen zu können.
Während ich im Konferenzzimmer Uhligs saß, kam ein Paar, Mann und Frau. Der Mann hatte einen Verband um den Kopf, und Herr Uhlig erzählte mir später, daß sein Kunde gerade von einer Ohrenoperation käme und noch in ambulanter Behandlung sei. Der Mann hatte abstehende Ohren und war ihrer müde geworden. Etwa vierzig Jahre lief er mit diesen abstehenden Ohren herum, und plötzlich war es ihm zuviel. Es kommt für viele Menschen eine Zeit, in der sie ihrer Körperteile müde werden. Der Mann hatte aber außerdem noch ein ansehnliches Schiff auf dem Handrücken. Es war das Schiff aus einer Opernvorstellung vom »Fliegenden Holländer« oder wie jenes, auf dem Robinson Crusoe seine Reise in die Welt angetreten hatte. Es war ein Schiff mit Segeln und Tauen und Gestänge, und sah man es an, ergriff einen die Lust nach Ferne, Meer und unbekannten Gegenden. Dieses wunderbare Schiff wollte der Mann von seiner Hand entfernt haben. Es heißt, daß er Juwelenhändler geworden sei und mit vornehmen Kundschaften zu tun haben wolle. Seine Frau trägt am Oberarm einen Anker, Zeichen der Hoffnung, wie man weiß. Ihre Hoffnungen scheinen sich erfüllt zu haben, denn sie verzichtet auf den Anker mit Rücksicht auf eventuelle Abendkleider modernen Schnitts. Die Operation dauert nicht lange, die Mittel, durch die eingeätzte Zeichen verschwinden, bleiben Geheimnis jedes Operateurs. Noch niemand ist daran gestorben. Herr Uhlig hat eine ganze Schublade voller Dankschreiben. Darunter auch eines von einem großen Hamburger Reeder. Es soll eingerahmt werden und wird nächstens im Operationszimmer unter Glas zu sehen sein.

Prager Tagblatt, 29. 4. 1922

DAS LÄCHELN DER WELTGESCHICHTE

In den illustrierten Zeitschriften können die Menschen lesen und sehen, wie die Weltgeschichte und jene, die für sie verantwortlich, aller Offiziosität entkleidet und sozusagen für den Privatgebrauch hergerichtet sind. Die Familienzeitschrift heißt vielleicht deshalb so, weil sie das Familiäre des Hochoffiziellen dem Leser vermittelt.

Es ist ein Trost zu wissen, daß die Macht auch Stunden hat, in denen sie der Menschlichkeit unterliegt und daß die Mächtigen alltäglichen Funktionen unterworfen sind. Während die Drahtberichte Menschen und Ereignisse in die abstrakten Regionen der Begrifflichkeit zu heben und irdische Zusammenhänge zu lösen imstande sind, stellt die Photographie die wirklichen Beziehungen wieder her, schützt vor Übertreibung und verringert die Distanzen.

Der sterbliche Mensch, der niemals jenen Grad der Bedeutsamkeit erreichen wird, auf dem er sein Lächeln der Mitwelt photographisch überliefern könnte, sitzt bewundernd vor solchem Papier, auf dem zu sehen ist, wie Heroen und Halbgötter aus den Eisenbahnwaggons steigen und Trittbretter benützen müssen wie jeder reisende Agent. Er sieht, daß Einberufer und Vorsitzende von Konferenzen, Schicksals- und Schlachtenlenker unter Umständen Frauen und Töchter haben wie er, der Leser, selbst. Er sieht einen General mit der Enkelin spielen, und Rührung übermannt ihn. Er sieht den großen Erfinder hilflos eingekeilt zwischen drei, vier Familienmitgliedern und fühlt ein wunderbares Verwandtschafts- und Dankbarkeitsgefühl gegen jenen großen Mann in sich aufsteigen. Nie hat die Nation so viel Liebe und Verehrung für ihre Größen, wie wenn diese ihren Alltag ein wenig lüften.

Die Photographie ist eine der größten Erfindungen der Neuzeit. Unbarmherzig und ohne Sentiment stellt sie Intimitäten her zwischen groß und klein. Sie wirkt wohltätig nivellierend. Sie ist der wirksamste Kämpfer für Gleichheit.

Die großen historischen Ereignisse finden so gewissermaßen ihren familiären Niederschlag in den Photographien. Lloyd George, ein Begriff, der Großbritannien vertritt, lächelt sofort, wenn er einen Photographen in seinem Gesichtsfeld auftauchen sieht. Er mag noch so ernst und die Lage noch so verworren sein, er mag die verwickeltsten Pro-

bleme in seinem Hirn wälzen, an Irland denken und an Rapallo – e lächelt. Dieser Mund, dessen Worte tausend Stenographen mit sorgfältiger Andacht notieren und zehntausend Telegraphendrähte im Nu gewissermaßen flügeln; dieser Mund, dessen Befehl Ergebenheit erzwingt; dessen freundliche Phrase eine Katastrophe aufhält und Lawinen dämmt – dieser Mund lächelt. Er lächelt genauso wie der Mun eines Bekannten. Genauso wölben sich die Lippen, die Augäpfel werden klein, es runzeln sich die Lider, an den Schläfen sieht man zwei drei Fältchen entstehen, die Nase faltet sich respektlos an der Wurzel als wäre sie nicht die Nase Lloyd Georges.

Was zwingt dem Ernsten, die Verantwortung vor der Nachwel Schleppenden das Lächeln ins Angesicht. Furchtlos sieht er dem Fein ins Auge und der Geschichte. Aber vor der winzigen Linse eines Taschenkodaks wird seine Miene gefällig und unterwürfig fast. Er lächel vor einem Apparat, wie ein Untergebener zu lächeln pflegt, wenn de Vorgesetzte ihm ein Lob zuteil werden läßt. Er lächelt bescheiden demütig, um Nachsicht bittend wie der Diplomat eines besiegten Volkes.

Schrecklich erwachen in ihm beim Anblick eines schwarzen Apparat die vielen tausend Bilder in den Zeitschriften der Welt, in denen di Öffentlichkeit Gelegenheit hat, mißgünstige Vergleiche zwischen seinem Gesicht und dem des Boxkampfsiegers, der sein zufälliger Nachbar ist, zu ziehen. Fürchterlich mahnend kommt ihm zum Bewußtsein daß wir alle gleich sind: vor dem Tod und vor dem Photographen.

In einer illustrierten Zeitschrift sah ich Tschitscherin. Dieser Mann ha ein Knebelbärtchen und eine Brille, er trägt eine Aktenmappe und häl eine Schulter ein bißchen schief, vielleicht von der drückenden Verantwortung – und sein Gesicht lächelt. Er spricht mit Wirth, dem deutschen Reichskanzler, und sie haben viel Wichtiges, die beiden, miteinander zu reden. Aber es sieht aus, als unterhielten sie sich über Witze. Man glaubt überhaupt aus den Zeitbildern ersehen zu müssen, daß di Weltgeschichte Witze macht und ausgezeichnet aufgelegt ist. E scheint gar keine Bitterkeiten, keine Tragik, keinen Schmerz, kein Unrecht, keine Kommission, keine Besetzung zu geben. Alle Verantwortlichen lächeln. Danach geht es der Welt sehr gut.

Irgendwo sah ich ein Bild Einsteins, von dessen Genialität jeder überzeugt ist. Herr Einstein wurde in Paris photographiert in einer Lage, i der er sich nicht helfen konnte und wenn auch nicht lächeln, so doc

zumindest freundlich blicken mußte. Wehrlos einer grausamen Linse ausgeliefert, saß er, umgeben von einigen Pariser Professoren, und links von ihm hatte eine Komptesse Platz genommen, deren Relation zur Relativität im Text nicht des Näheren angeführt war.
Die Komptesse lehnte sich an den Arm des großen Entdeckers, der, ob er nun will oder nicht, die Komptesse zur Seite, in allen Wochenblättern auftreten muß. Die Photographie will es.
Schlechte Laune retouchiert sie. Es gibt keine schlechte Laune. Der Sterbliche ist genug verärgert. Von seinen Göttern erwartet er ewige Freude. Und sie wissen, was man von ihnen erwartet.

Berliner Börsen-Courier, 30. 4. 1922

DER MEISTER IM MUSEUM

Der Boxer Dempsey, der Sieger in allen Gewichtsklassen, dem Carpentier unterliegen mußte, kam Sonntag nachmittag um halb fünf in Berlin am Bahnhof Zoologischer Garten an. Das Volk lagerte auf dem Bahnsteig und befreite sich, als der Zug einrollte, in Jubelschreien, die alle Lokomotivenpfiffe überschrillten. Die Damen fuhren vor Aufregung aus ihren Pelzen und schleuderten sie in die Luft. Sie wurden dann von Männern aufgefangen und entweder zurückerstattet oder mitgenommen.
Herr Dempsey trat aus dem Waggon, ideenassoziative Visionen von ankommenden Majestäten auslösend. Er stieg geradewegs in die Popularität, vor der ihn Schutzleute und Bahnbeamte vergebens zu schützen suchten. Schließlich rettete ihn der witzige Einfall eines Beamten, der ausersehen ward, unbewußt ironische Vorsehung zu spielen: Er schob Dempsey mit Gepäck und Trägern in den Lift, und der Boxer landete sozusagen mit allen Schwergewichten in jenem Raum, in dem das Mitsowie Eilgut aufbewahrt zu werden pflegt. Der plötzliche Untergang des Meisters verursachte einen psychotischen Sturm seiner Lieblinge auf die Stiege, und die Hälfte des Volkes blieb zertreten, Opfer der eigenen Begeisterung, dargebracht dem Ruhm Dempseys, mit gelegentlich zerfetzten Kleidern auf den steinernen Stufen des Bahnhofs.
Der andere Teil des Volkes hatte sich vor dem Hotel Adlon versam-

melt. Überlebende vom Bahnhof Zoo schossen wie abgefeuert in Automobile und flogen hinter dem Auto Dempseys her mit der Rasanz von Maschinengewehrkugeln, bis sie unter den Linden einschlugen.

Herr Dempsey aber lag bereits im Bett.

Den Journalisten teilte ein Sekretär mit, daß Dempsey drei Tage in Berlin bleibt, um die Museen zu besichtigen.

Und dieses war die größte Enttäuschung des Tages. Was? Museen wollte er besichtigen? Museen?

Umsonst hatte er Carpentier geschlagen, Gegner aus dem Gleichgewicht ihrer Klasse gebracht, umsonst Kiefer zersplittert, Brustkörbe plattgedrückt, Weisheitszähne zermalmt.

Schlummert in seiner Heldenseele geborgen ein sehnsüchtiges Gemüt, den schönen Künsten zugewandt und der Antike? Hat er Sehnsucht nach der Welt der edlen Einfalt und der stillen Größe? Dilletiert er im Nebenberuf, wie etwa Maeterlinck in freien Stunden boxte?

Schämt er sich nicht, der Dempsey? Ach, seine Seele rastet von Knockouts drei Tage lang und trainiert in den Gefilden der Geistigkeit. Ungeschlagene Magenstöße zittern in der Luft, indes er Leonardo da Vinci bewundert. Oh, wieviel Swings gehen in diesen drei vertrödelten Tagen verloren!

Das Volk wanderte enttäuscht zu Friedericus Rex ins Kino. Dempsey, der Unbesiegliche, war von sich selbst geschlagen worden.

Berliner Börsen-Courier, 2. 5. 1922

DAS ENDE DER SPIELKLUBS

In dieser Woche werden die Berliner Spielsäle gewaltsam von der Polizei geschlossen, und die Physiognomie der Stadt wird um einen wesentlichen Zug ärmer. Die großen offenen Spielsäle der Friedrichstraße und des Alexanderplatzes, in denen man im Verlauf einer Viertelstunde den Rausch des Reichwerdens und die Qual der Verarmung genießen und erleiden konnte, werden sich in ehrbare Stoff- und Zigarrenläden verwandeln, in denen ein merkantil dressierter Wunsch nach Geld den Besitzern geringere Aufregung und gewissere Gewinne

einbringen wird. Ich gehe zum letzten Male in einen dieser offenen Läden am Alexanderplatz. Ein großer Tisch in der Mitte, die Scheibe rotiert mit rasender Geschwindigkeit, und die Augen der Umstehenden kreisen mit, die Pupillen entrollen den Augäpfeln und kullern auf die Scheiben. Eine ovale Mulde füllt sich mit Papiergeld. Sie ist von Geburt und messingener Natur für Hartgeld bestimmt, unverdaut ragen die Papierscheine hervor, bis die gewaltsame Annexionshand des Croupiers einen formlosen schmutzigen Knäuel aus Geldscheinen in die Lade schiebt. Gleichzeitig dreht seine Linke, wohl orientiert über das Tun der Rechten, den Schlüssel um, und das Schnappen des Schlosses erweckt fatale Vorstellungen von ewigem, unwiederbringlichem Verlorenhaben. Wenn Enttäuschungen sich durch Geräusche bemerkbar machen würden, sie müßten wie zuschnappende Schlösser klingen. Der Croupier ist ein Matrose. Er langweilt sich, der einzige in dieser allgemeinen Spannung. Seine Matrosenbluse mit dem marineblauen Kragen kontrastiert mit seinem Gesicht, das vernarbt und von Alkohol verfärbt ratlos auf nacktem Halse sitzt und des typischen Verbrecherschals entbehrt, der es einfassen muß, wenn es seine ihm von Gott zugedachte Gefährlichkeit ausdrücken sollte. Die Halbwüchsigen, stumme Kiebitze, sehen in dem Croupier das vollendete Resultat einer bereits angefangenen Karriere, einen Meister. Ein Neger, von Beruf Nachtportier, verbringt hier seine schlafheischenden Tage mit seiner Braut, die für ihn setzt, indes er auf einem Stuhl in der Ecke, mit halb herabgelassenen Liderjalousien, schlummert, in seinem halben Schlaf erinnert er merkwürdig an durchwachte Nächte in Hotelvestibülen oder an Zimmer im ersten Morgengrau. Das Weiße seines halben Augapfels schimmert bedrohlich, keiner der anwesenden Taschendiebe würde es wagen, in seine Nähe zu kommen, das halbe schlafende Aug' schreckt ihn wie ein ganzes, lauerndes. Zwei junge Burschen haben zweihundert Mark gewonnen, sie machen Schluß und gehen fort, mit wippenden Schultern, aufgestemmten Ellenbogen, als gälte es, unsichtbare Hindernisse aus dem Weg zu räumen, als stellte sich ihnen harte Luft entgegen. Sie gehen in die Lindenpassage, wo allerhand Geschäfte zu machen sind, Lustgeschäfte und reelle mit gestohlenen Hunden zum Beispiel.

Prager Tagblatt, 6. 5. 1922

RUMMEL BIS ZEHN

Eine jüngst verlautbarte Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts beschreibt mit naturalistischer Treue die akustischen Auswirkungen eines Rummelplatzes: »Maschinenstampfen, mehrere gleichzeitig ertönende Musikstücke, Hupen- und Pfeifensignale, Lärmen, Lachen, Kreischen der angesammelten Menschenmassen.«
Das Oberverwaltungsgericht bezeichnet diese Geräusche als für die Nerven des Großstadtmenschen schädliche. Fast gleichzeitig ergeht ein Erlaß des Ministers für Inneres, der den Betrieb der Rummelplätze nach zehn Uhr abends verbietet.
Nach zehn Uhr abends? – Hier sollte ein Rummel erst einsetzen. Ihm ist nichts so schädlich wie das Tageslicht. Ihm ist nichts so nützlich wie die Nacht: An der Ecke einer stillen Straße eröffnete sich unerwartet ein Platz, von Bogenlampen grell übermalt, von Geheul erfüllt, wie ein patziger lauter Ölfleck, von Bubenhand hingepinselt an den Rand einer Federzeichnung.
Der sentimentalen Erinnerung mag eine Betrachtung gestattet sein, die dem sozialen Sinn mit Recht verwehrt ist. Der Romantiker der großen Stadt zerdrückt eine Träne, derer sich seine Bürgerlichkeit schämt. Er beklagt den Untergang einer wilden Institution und begrüßt ihre Abschaffung mit einem wehleidigen Rückblick. Denn ein Rummel bis zehn ist keiner. Sein Tod ist nahe.
»Rummel« ist die Form gewordene Betätigung des Wunsches nach »Verjniejen«. Es ist eine Angelegenheit des Dialekts, nicht der hochdeutschen Sprache. Seine Heimat ist der Wedding, sein Ursprung die Seele des außerhalb der Gesetze Stehenden, sein Zweck ist der Rausch, sein Wesentliches ein Resultat aus Barbarei und Zivilisation, Majestät und Technik: die Degradierung der Maschine zum Spielzeug.
Sein großer Vorzug ist die Billigkeit. Auf den Rummelplatz gelangt der Mensch umsonst, frei und gastlich, und wie aus eigenem Willen unterbricht sich ein Bretterzaun und eröffnet eine breite Lücke. Eine Lücke, kein Tor! Ein Tor schon wäre Beschränkung, brächte den Gedanken auf die Möglichkeit eines Geschlossenseins. Nein! Kein Tor! Niedergelegt haben sich freundliche Bretter, und der Zaun hat gastlich seine Pfortenlosigkeit geöffnet. Kein Hindernis ist, und

nicht einmal die Möglichkeit eines Hindernisses. Ehe man sich's versieht, ist man eingetreten. Der willige Fuß weist dem Wunsche Richtung und Ziel.
Der Mensch kann Geld ausgeben, aber er muß es nicht. Diese Seligkeit, den Willen frei schalten zu lassen, und diese Ahnungslosigkeit im Hereinfall! Der Buden armseliger Zauber verdankt sein Dasein nur der Wirkung des Lampenlichts. Sanft verhüllt es Bitterkeiten, lächelnd strahlt es über Ritze und Loch, herrlich wandelt es Mangel in Vorzug, Gebrechen in Tugend, Armut in Glorie. Zwei Bogenlampen hängen an horizontal gespanntem Stiel, schaukeln im Winde, schimmernde Glaskugeln unter der Nacht des Himmels. Schreiendes Licht bricht aus ihnen, sie leuchten Jubel, aus tausend Hurramolekülen setzt sich ihr Licht zusammen.
Abseits und im Schatten wartet der Waggon, der Wohnung und Reisegefährte, Heimat und Landstraße ist. Der triefäugige Pudel, der bewegungslos vor der Eingangstür hockt, erfüllt eine symbolische Mission. Sinnbild ist er dieses Lebens, wie steinerne Löwen Sinnbilder des Reichtums und der Macht jener Paläste sind, vor deren Portalen sie wachen. Ein Kind schreit manchmal aus dem Innern des Waggons im Traum, und keiner hört es. Durch seinen Schlaf zuckt greulich der Melodientaumel des Musikkastens, in dessen Innern eine Münze, die ein Musiklüsterner hineinsteckt, ein Chaos wahnsinniger Akkorde entfesselt.
»Nacktkultur« verspricht ein gelbes Schild mit roten Lettern. Eingehüllt in ihren dunkelroten Schal steht die Frau, die »Bauchtänzerin«, vor dem Zelt, und ein Mann neben ihr rührt die Glocke. Es ist eine unglaublich schrille Glocke, ihr Klöppel muß aus besonders unverschämtem Metall hergestellt sein, eine Glocke, die nicht läuten, sondern Brand verhindert, Umsturz und Ende aller Tage. Bei Weltuntergängen müssen solche Glocken gezogen werden, sie wecken Neugier und Schrecken, sie töten jedes andere Geräusch, sie verschlucken das düstere Grollen des polternden Stadtbahnzuges, wie ein Tropfen Grau untergehen würde in einem schreienden Meer von Gelb und Rot.
Nacktkultur für eine Mark! Den Halbwüchsigen, denen allein der Eintritt verboten wird – wer ist hier nicht halbwüchsig? –, zittern die Papierscheine in krampfigen Fäusten, totes Geld ist lebendig geworden und quillt aus willig nachgebenden Taschen und Händen, Pfennige stehen auf und sammeln sich, Münzen erwachen klirrend.

Drinnen sitzt man auf umgestülpten Kästen und Fässern, und wer keinen Platz findet, steht. Alle Seelen stehn und recken sich, die Neugier hebt sich auf die Zehenspitzen, und auf zerschlissenem Plüschvorhang sammeln sich die Blicke, stumpf und vergeblich an dem Gewebe bohrend, um es zu durchlöchern.
Eine Faust zieht den Vorhang zur Seite, und jene verschleierte Frau tanzt den Bauchtanz, windet sich auf dem Boden, abwesenden Blicks, tausendmal im Tage hat sie sich so gewunden, immer neue Serien stürmen unerbärmlich in das Zelt, immer wiederholt sie den Bauchtanz, die Nacktkultur, und die Spannung des Zuschauers löst sich immer wieder in einem Fluch der Unzufriedenheit.
Auf grünem Tisch jagen die Rennpferdchen, Pferde aus Blech, unheimlich, tückisch, schadenfroh, kommen nie ans Ziel, wenn man auf sie gesetzt hat, kommen stets an Ziel, wenn man sie außer acht gelassen. Die Mädchen leidwandeln, bleich und mit verwaschenem blondem Haar, ihre Möglichkeiten lassen nicht einmal den Verdienst auf der Straße zu, das Licht des Rummelplatzes soll ihnen Schminke ersparen und offenbart herzlos ihre blassen Mängel.
Bis zehn ist kein Rummel. Nach zehn ist er verboten. Der Rummel der großen Stadt stirbt, wenn er in zivilisierte Rahmen gelenkt wird. Der Überschuß an Temperament und Nacktkultur, für die fortan Eintrittsgeld erhoben wird. Der Mensch schämt sich seiner Wildheit vor dem freien Himmel, unter dem er sie toben ließ, und er setzt zwischen sie und ihn eine Decke mit rötlichen Lampen.

Berliner Börsen-Courier, 7. 5. 1922

SOMMERSPIELZEIT IM OSTEN

Der Frühling bricht im Theater des Ostens mit einem sozialen Volksstück »Brot und Arbeit« an (von Rudolf Schwarz-Reitlingen). Darin fordert das Proletariat seine Rechte, darin gibt es einen Ausbund von Unternehmern, eine wirklichkeitsgetreue Gerichtsszene und im letzten Akt einen Säugling in der Wiege, der schreiend in eine glückliche Zukunft weist. Die Bösen kommen nicht um die wohlverdiente Strafe – das haben sie davon.

Der Beifall ist groß, überwältigend. Schein der Bühne setzt sich im Bewußtsein des Zuschauers in Wirklichkeit um. Gespielte Gemeinheit weckt ehrliche Entrüstung. Wer im Dialog vom Witz des Mitspielers getroffen, braucht um den Spott nicht zu sorgen. Höhnischer Zuruf flattert vom Parkett auf, den Schubiak auf der Bühne umkreisend.
Nach jedem Akt breitet sich wohlig eine Pause aus. In ihrer sanften Stille verlieren sich abebbende Wellen klatschender Begeisterung. Im Hof des Restaurants wartet ein mondbeschienener Garten mit Laube. Hier durchraucht der Mensch die Pause.
Verstohlen zupft ein blondes Mädchen Brotstücke aus dem Stullenpapier. Sie ißt Brot wie Theaterpralinés mit Daumen- und Zeigefingerspitzen, sorgfältig das Papier behandelnd, daß es nicht raschle und die Andacht ihrer eigenen Seele unterbreche. Was geschieht unterdes mit Günther, den der Aktschluß in den fatalen Verdacht eines Diebstahls gebracht hat? Ach! Über seine Zukunft senkte sich der alles verbergende Vorhang, und dessen Malerei verrät nichts von der Fortsetzung angebrochener Schicksale. Fremde Blumen blühen auf ihm und Sinnbilder uninteressanter Vorgänge.
Wie verheißungsvoll schrillt ein Glöckchen durch die Luft! Papiere verrascheln, Zigaretten verglimmen im Garten. Als verlöschte die Erwartung die Lichter, wird es dunkel im Raum. Verloren und ohne Zusammenhang mit dem Nachbarn, dessen Ellenbogen man fühlt, sitzt der Mensch im Dunkel, eingesperrt jeder in seiner eigenen Dunkelheit, Zelle aus Finsternis, Rest des Parketts vergessend, Gefühl und Seele der Bühne dargeboten, daß ihr Licht und ihre Klänge beides überströmen.
Hier sitzt keiner, der es wagen würde, sein Gemüt mit persönlichen Angelegenheiten zu belästigen und sein Ohr zu hindern, daß es dankbar jede Silbe trinke. Hier dringt des Empfängers geweckter Sinn in die schalen Gesten auf den Brettern, und seine Phantasie bereichert entgegenkommend die gebotenen Armseligkeiten.
Hier kommt es gar nicht an auf das Was und das Wie. Hier gehört das Publikum zum Ensemble, und während es ruhig lauscht, agiert es mit. Seine Kunst übertrifft die der Schauspieler; seine Begeisterung jene des Autors. Ein elendes Fünkchen, in seine Seele geworfen, entfacht sich selbst zur Flamme. Den Dilettantismus verarbeitet es genießend in Kunst.
Spielleitung? Fritz *Ebers* zeichnet auf dem Programm für die Regie. Ist

er verantwortlich dafür, daß sie sein Publikum zu einer ausgezeichneten emporklatschte? Gestaltete Karl *Stephan* den Fabrikbesitzer Brinkmann so trefflich, oder genügte dem Zuschauer die Andeutung eines Fabrikanten, damit er ihn sich selbst, aus Erinnerung ergänzend, gestalte? Alle spielten beifallverdienend: Wolfgang Müller z. B., Hans Rose, Lotte von Syrow. Das Publikum lebte in ihrem Spiel – was soll da Kritik?

Berliner Börsen-Courier, 9. 5. 1922

DER FÄLSCHER

Ein Dreiundzwanzigjähriger hatte es sich in den Kopf gesetzt, mächtig zu werden. Er lieferte konstruierte Geheimberichte an die Entente. Seine Tätigkeit brachte ihm gar kein Geld ein. Er war mittellos, daß er von Fünf- und Zehnmarkanleihen bei Freunden im Kaffeehaus lebte.

Er war stolz darauf, der erste Fälscher des Jahrhunderts zu sein. Seine Wut gegen das Bestehende, gegen die Autorität als Begriff – ihm war der jeweilig Autoritäre gleichgültig – machte geistige Kräfte frei, die in den nüchternen Bahnen solider Tätigkeit bis zur Verkümmerung gebunden geblieben wären. Anspach – so heißt der Fälscher – freute sich seiner Anonymität so sehr, daß er sie gelegentlich aufgab, um sich zu verraten. Er jubelte, daß er unsichtbar und gewaltig hinter den Kulissen stand, so daß er sich einigen offenbaren mußte. Er wollte geheimnisvoll sein und gleichzeitig wissen machen, wie geheimnisvoll er sei.

Ein eitler Schicksalszoll: Während er im Dunkel Fäden knüpfte, sehnte er sich nach öffentlichem Lichte. Während er Gift mischte, ließ er eine Retorte sehen. Er wollte vernichten, um bewundert zu werden. Mit aller verfügbaren Klugheit erfand er komplizierte Höllenmaschinen, mit aller verfügbaren Naivität schwatzte er sie im Kaffeehaus aus.

Er machte sich einen Jux aus der Diplomatie Europas und aus dem Unglück der Welt. Er spielte mit Geheimberichten wie ein Knabe mit Briefmarken. Er parodierte die Weltgeschichte, indem er sich vornahm, einige ihrer Kapitel zu redigieren.

Und Diplomaten und Minister Frankreichs bedienten sich seiner. Sie glaubten ihm nicht immer, aber sie wollten und brauchten ja gar nicht zu glauben. Sie wollten etwas Geschriebenes.

Und Anspach lieferte ihnen Geschriebenes.

Er sieht aus wie ein von Gott in diese wahnsinnige Welt der Politik gestellter, menschgewordener Hohn auf Politik. Als hätte sich irgendeine höhere Macht einen guten Witz leisten wollen, steht er da, lebendige Satire gegen eine Menschheit, die nicht verblendet ist, sondern mit offenen Augen sich der Verblendung ergibt. Eine Welt, die der Lüge nicht glaubt, sie aber liebt. Die nicht getäuscht wird, aber der es gleichgültig ist, ob sie die Wahrheit hört. Sie ist nicht ein Opfer der Lüge. Sie ist der Gönner des Getäuschtwerdens.

Und daß dieser größenwahnsinnige und kindische Jüngling nicht nur eine eingebildete Macht besaß, sondern fast eine wirkliche; daß die Intelligenz eines Pathologischen für eine Weile Drohnoten und Parlamentsdebatten hervorrufen kann; daß jeden Tag ein Verrückter geradezu einen Weltkrieg hervorzurufen imstande sein könnte, läßt das nicht alle – unmöglichen Schlüsse zu auf die Wesenheit jener Dinge, die das Schicksal eines Volkes bestimmen?

Fast möchte man meinen, daß, wenn keine Drohnote erfolgt und die Politik ihren geruhigen Gang nimmt, dieser Umstand nur dem Eingreifen eines *gutartig* veranlagten Kranken zu verdanken ist.

Berliner Börsen-Courier, 13. 5. 1922

DER AFFE

Eine Tierhandlung in der Potsdamer Straße hat einen kleinen Affen ausgestellt. Das Tier befindet sich in einem Käfig in der Nachbarschaft von Papageien und winzigen Kolibrivögeln. Seine Nahrung hat er in einem kleinen Behälter aus Porzellan.

Der Affe ist sehr niedlich. Er hockt auf einer Stange und krault sich das Fell. Seine Ohrmuscheln sind ganz dünn und fein, seine Hände mit geschickten Fingern versehen und Menschenhänden ähnlich. Die Passanten der Potsdamer Straße bleiben vor dem Schaufenster stehen, in dem der Affe lebt.

Die Menschen haben eine große Liebe zu dem kleinen Affen. Während sie ihn betrachten, erfüllt ihre Augen jener unerklärliche Schimmer, der jedes Menschenauge verschönt, wenn es Kinder liebevoll betrach-

tet. Es ist eine Art Liebe, die man sich selbst zollt, indes man sie einem andern Wesen entgegenbringt. Sieh, so klein war ich auch, sagte der Erwachsene, der einem Kind zusieht, und dieses wird bald erwachsen sein wie ich. Jede Bewegung des Kindes hat schon Anlagen, reife Bewegung eines Erwachsenen zu werden.

Die Menschen kümmern sich gar nicht um die reizenden bunten Vögel, die so klein wie Schmetterlinge sind und rührend in ihrer winzigen Vollkommenheit. Es sind sozusagen die Liliputaner der geflügelten Welt. Sie können zwitschern, flattern, fliegen genauso wie die großen Vögel. Aber sie werden immer klein bleiben.

Aber die Zuschauer interessieren sich nicht für das bereits Fertige, auch wenn es noch so merkwürdig klein ist. Die kleinen Vögel haben nicht die geringste Ähnlichkeit mit Menschen. Ihre Äuglein sind so von Betrachtung frei und nur Zweckhaftigkeit. Unschuldiger als dieses Aug' ist nichts mehr in der Welt. Dieses Aug' will nichts erspähen und nichts erfahren. Es läßt Gesehenes sich nur widerspiegeln. Es sammelt keine Eindrücke. Es läßt Eindrücke vorbeiziehen. Unberührt von Sonne, Licht, Straße, Himmel, grau ist dieses kleine Auge. Es ist einfach nur der Vollkommenheit wegen da und als Beweis für die aufmerksame göttliche Sorgfalt.

Der Affe, Menschen in seiner Nähe fühlend, begreift, daß er sich den Menschen erkenntlich zeigen muß. Und der Passanten Ausdauer belohnend, greift er mit unnachahmlich diebischem Fratzenausdruck in den nachbarlichen Vogelkäfig und stiehlt Vogelfutter. Seine eigene Nahrung läßt er unberücksichtigt. Das Vogelfutter schmeckt ihm.

Und während sich die kleinen Liliputaner scheu auf der Stange zusammendrücken, zwanzig Stück auf einer Stange, greift der Affe immer kühner durch die Stangen des Käfigs und nährt sich von fremdem Brot.

Da erreicht die Rührung der Zuschauer den Höhepunkt. Ihre Augen werden feucht, und ihre Seelen weinen.

Berliner Börsen-Courier, 18. 5. 1922

H-MOLL-SYMPHONIE

Aus Budapest berichtet eine Korrespondenz, daß der Kinomusiker Istvan Nagy an plötzlichem Wahnsinnn erkrankt ist, nachdem er an fünfzig Nachmittagen hintereinander die Schubertsche h-moll-Symphonie auf dem Klavier gespielt hatte. Beim einundfünfzigsten Mal brach in dem Klavierspieler Istvan berechtigter Wahnsinn aus. Das Gehirn revoltierte gegen den Mißbrauch bewußtloser Finger, nachgiebiger Tasten und ewiger Melodien. Das auf dem Klavier totgehämmerte Gewissen auferstand und wehrte sich. Zwischen den zwei Auswegen – h-moll-Symphonie oder Hunger – wählte Istvan Nagy den dritten: Wahnsinn.

Die Korrespondenz erwähnt jenes Filmdrama nicht, zu dessen Vorgängen der wehrlose Schubert zwecks musikalischer Illustration herangezogen werden mußte, ohne von einem andern unsterblichen Komponisten abgelöst werden zu können. Aber das ist gleichgültig. In jedem Filmdrama kommt einmal der Zeitpunkt für die h-moll-Symphonie. An einer ganz bestimmten Stelle, an der dramatische Hochspannung in lyrischer Weichheit dahinschmilzt und der angehaltene Atem des Zuschauers Befreiung findet in beglückendem Schmerz, setzt die h-moll-Symphonie ein.

Diesen Zeitpunkt merkt der Kinomusiker an einer äußeren Kleinigkeit: Wenn z.B. einer der Schatten auf der Leinwand die Hand hebt oder ein Knie vorstreckt, eine Frau die Rechte gegen die Frisur führt, schwere Besorgnis andeutend, oder gegen ein Wandbild die Blicke erhebt, damit die Leute im Parkett wissen, daß Sehnsucht nach dem Original des hängenden Porträts die Frau ergriffen hat. Manchmal ist es auch eine sichtbar plätschernde Strandwelle, die eine bestimmte Melodie hervorruft, oder ein errötender Abend in gebirgigen Gletschern.

Tausende solcher Istvans leben in der Welt, spielen vor der Leinwand, sitzen im Dunkel, halb von einem Orchesterdach verhüllt, und begleiten Schattenbewegungen mit Melodie. Saß jemand schon in einem musiklosen Kino? Dann weiß er, wie schrecklich hohl das Geschehen auf der weißen Fläche ist, wie die Unerbittlichkeit ewiger Stummheit lastet, daß dagegen eine Versammlung von Taubstummen Vorstellung von Lautheit weckt. Der geschaute Vorgang sieht aus wie das Schema eines ebensolchen Vorgangs, die Handlung etwa wie ein Grundriß

einer ebensolchen Handlung. Die h-moll-Symphonie und die Barkarole, der Trauermarsch und der Sphinxwalzer erst machen aus Handlungsandeutungen Handlungen, aus dramatischen Silhouetten Gestalten. Der Musiker Istvan wattiert sozusagen Schatten mit Melodie, weitet Fläche zum Raum, schafft Hintergrund und Tiefe und dritte Dimension.
Und weiß selbst fast sowenig von seiner schöpferischen Tätigkeit wie die Leinwand von ihrer geheimnisvollen Belebtheit und der Apparat von den Wirkungen seines Mechanismus. Sein Auge, schief aufblikkend zum Schattenhuschen, gibt der Hand das Zeichen zum Umblättern, und der Eindruck der Noten geht kaum durchs Bewußtsein, darf sich diese Partie der Persönlichkeit schenken, er überspringt gewissermaßen das Gehirn, gleitet vom Sehnerv zum motorischen. Diktiert dem Handrücken, weckt gleichsam im Gedächtnis der Finger schlummernde Erinnerung an die Reihenfolge der Tasten, bis nach fünf Minuten neues Bild neuen Klang fordert und den Mechanismus des Körpers wieder in Bewegung setzt.
Dazwischen ist Pause. Ungeleitet von Melodie, musikverlassen, müssen Reklamebilder vorbeiziehen, Frackverleihinstitute und Quellen eleganter Damenschuhe. Währenddessen packt Istvan im Vorraum sein Butterbrot aus sorglicher Hülle, sein sozusagen mit der h-moll-Symphonie erkauftes Butterbrot. Istvan hat Brillengläser, gegen die er haucht, um sie mit einem Taschentuchzipfel blank zu scheuern, vergrämte Brillengläser, aller häuslicher Kummer spiegelt sich in ihnen, ihre durchsichtige Materie hält alle Trostlosigkeit der Erde gefangen, Gram der Frau und Elend der Wohnung.
Nach der Reklame kommt unerbittlich das Lustspiel, für das ein Tango genügt, um es zu verlebendigen, eine heitere Melodie, marschmäßig, die Ereignisse hopsen und poltern, Takte gibt's, die verzweifeltes Hinunterrollen von Stiegen illustrieren, purzelnde Polkas, torkelnde Kontrabässe, in Musik gesetzte Clownerien.
Während man es spielt, ahnt man deutlich, was auf der Leinwand zugeht, ohne sie zu sehen. Der hilflose und verliebte Oberlehrer verstreut Schulhefte, vergißt einen Regenschirm, stürzt ins Wasser – es ist ein Jammer. Bis schließlich der Kapellmeister dreimal an das Pult klopft, drei akustische Punkte in das Schweigen tupfend.
Hier fängt das Drama an. Und Istvan weiß im voraus, daß am Ende des dritten Aktes der Held nach anderthalbaktiger Abwesenheit wieder

auftaucht, Nachmittag um Nachmittag, jeden Tag genauso, den linken Fuß vorstreckend, den rechten seitwärts gestellt, einmal in dieser Nuance von der Linse aufgefangen und für alle Ewigkeit zu dieser Nuance verurteilt. In Istvan regt sich langsam der Wahn, und er fängt an zu hoffen, daß einmal, ein einziges Mal in diesen dreißig Tagen, der Held vielleicht mit dem rechten auftritt und den linken Fuß seitwärts schiebt, und dann könnte man vielleicht, wer weiß, den Sphinxwalzer von Strauß spielen.

Vergebliche Hoffnung!

Der Sphinxwalzer von Strauß setzt erst am Anfang des vierten ein, in jenem Augenblick, wo ein symbolisch bewölkter Nachthimmel den Gang der Schicksale unterbricht und kennzeichnet. Ach! und dann folgt der Chopinsche Marsch, und dann ein Fetzen Barkarole, ein ergiebiges Mittelstück von Wallace, ein Zipfelchen Carmen, und alles genauso wie gestern, vorgestern und vor drei Wochen.

Es war ein sehr einträglicher Film, er konnte gar nicht abgesetzt werden, fünfzigmal hintereinander wattierte ihn Istvan mit den gleichen Melodien. Verhängnisvolle Stupidität eines Apparats, der bestimmte Bewegungen und Ereignisse auswendig gelernt hatte (memorierend photographiert) und sie so und nicht anders wiedergeben konnte und Istvan, den Menschen, zwang, mechanisch zu sein bis zum Irrsinn.

Berliner Börsen-Courier, 21. 5. 1922

FLUG UM DIE WELT

Morgen beginnt am Flugplatz Croydon eine neue Epoche: Der englische Major W. T. Blake steigt dort auf, von zwei Kameraden begleitet, und beginnt seinen Flug um die Welt. 30000 englische Meilen will der Major fliegen. Ein reicher ungenannter Mann hat die Kosten der Expedition beigesteuert.

Die politisierende Menschheit, so durchtränkt von dem Bewußtsein, daß an Konferenztischen die Weltgeschichte in Kapitel geteilt wird, kann schwerlich ermessen, daß jener reiche ungenannte Mann mehr für das Vorwärtskommen der Welt getan hat, als wenn er fünf neue Friedenspaläste im Haag hätte errichten lassen. Und er selbst weiß

vielleicht nicht, daß seine Tat und der Flug des englischen Majors aus einer »Unternehmung« sich zum symbolhaften Geschehnis wandeln. Denn hier erhebt sich ein einzelner Mensch (oder drei), Vertreter der *ganzen* Menschheit, Sinnbild menschlicher Kühnheit, und vollführt, prächtiges Werkzeug der Weltgeschichte, ihren Willen. In jenem englischen Major hat sich der Begriff »Mensch« aufgeschwungen über die Mühsamkeit irdischen Konferenztums.

In 30000 englischen Seemeilen komprimiert sich gewissermaßen der ganze Umfang der Welt für den Piloten, der über ihr schwebt. Er blickt aus der Luft hernieder und sieht, wie Ausdehnungen zusammenschrumpfen, Landstraßen sich in Bänder verengen und kürzen, Paläste sich in Zündholzschachteln verwandeln und Türme in eine Art großer Reklamestreichhölzer. Das Getöse der Welt schwächt sich zu fernem Gesumm, und das Gepolter eines Schlachtfeldes, das er zufällig überfliegen könnte, käme als umfangreiches Geräusch an sein Ohr. Wenn ein Palast so klein, ein Turm so eng, eine Landstraße so kurz, ein Getöse so schwach werden – wie verschwinden da erst einzelne in diesem großen allgemeinen Dimensionenuntergang? Aus der physischen und symbolischen Höhe eines Weltüberfliegers kann ein Konferenztisch nicht mehr gesehn werden.

Der Zufall hat einen so tiefen Sinn, wie man ihn nur willensbewußtem Schicksal zuschreibt. Daß gerade jetzt ein Mensch, Vertreter der Menschheit und Vollender ihres kaum bewußten Vorwärtswillens, aufsteigt, um diese törichte, eingebildete Welt zu überzeugen, daß man sie in 30000 englischen Seemeilen absolvieren kann, könnte ein guter Witz einer ironischen Schicksalsmacht sein.

Denn am Ende ist an allem Übel, das die Menschen einander antun, nur ihre maßlose Überschätzung irdischer Distanzen schuld. Wenn sie wüßten, wie gedrängt sie aneinanderleben, würden sie Nachbarschaft heilighalten.

Berliner Börsen-Courier, 24. 5. 1922

FRAU PROMPTEUX

Der Name ist wie Signal und Motto: »Prompteux«. Wer an die Schicksalsmäßigkeit von Namen glaubt und an ihre innere Beziehung zum Träger, fände in der Erscheinung der Frau Prompteux Bestätigung. Der Schriftsteller, der Wirkung und Leben dieser Frau zum Roman gestalten wollte, könnte sein Buch nicht zugkräftiger betiteln. Der Name hat Vehemenz, ist gewissermaßen klangliche Offensive. So trefflich benennt das Leben seine Helden.
Frau Prompteux – es ist der Name ihres Mannes, eines Belgiers, sie selbst heißt: Hickethier – ist in dieser Woche von dem Weimarer Schwurgericht zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden und mit ihr zwei mitschuldige Männer, der eine zu drei Jahren, der andere zu einundzwanzig Monaten. Der Schauplatz der Ereignisse ist nicht etwa Berlin, sondern Saalfeld, und Frau Prompteux keine Lebe- oder Halbweltdame aus Paris oder Brüssel, sondern Kaufmannsgattin aus der Provinz und sechsunddreißig Jahre alt. Kein Romandichter würde eine Frau Prompteux in Saalfeld agieren lassen. Die Wirklichkeit aber gab ihr keinen großstädtischen Rahmen und schuf eine Romanfigur ohne passende Folie. Wie aus einem vornehmen Nachtlokal des Berliner Westens erscheint sie mit plötzlicher Willkür in die Provinz versetzt. Auch die kleineren Städte brauchen ihre Sensationen.
Frau Prompteux ist Mutter von vier Kindern, und ihre älteste Tochter ist siebzehn Jahre alt. Ein Saalfelder Kaufmann namens Kolleck, Hausherr der Frau Prompteux, verlobte sich mit der Siebzehnjährigen und verliebte sich in seine zukünftige Schwiegermutter. Der Kaufmannn Kolleck ist zehn Jahre jünger als Frau Prompteux, also sechsundzwanzig Jahre alt, und aus der Tatsache, daß er selbständiger Kaufmann, früherer Bankbeamter und sogar Hausbesitzer in der stillen Stadt Saalfeld war, kann man schließen, daß er von Natur ein sachlicher Mensch ist, ehrgeizig mit Maß, und bürgerlichen Idealen zustrebte. Durch Frau Prompteux wurde er Verbrecher. So gründlich hat selten jemand die Liebe gewandelt.
Kolleck überließ der Schwiegermutter die Führung seiner Geschäfte. Es ergaben sich finanzielle Schwierigkeiten, und beide beschlossen, ihr Haus zu versichern, in Brand zu stecken und auszuwandern. Zweiundvierzig Menschen wohnten in diesem Haus, unbemittelte Arbeiter

mit vielen Kindern. Frau Prompteux, die Mutter von vier Kindern, hatte den Plan ersonnen. Zu ihrem Schwiegersohn und Liebhaber hatte sie nicht viel Vertrauen. Er erschien ihr zu unschlüssig und zage. Deshalb gewann sie ein zweites Werkzeug, den Arbeiter Seidel.

Der Arbeiter Seidel war wegen Diebstahls und unzüchtiger Handlungen vorbestraft, seit 1912 in einer Irrenanstalt untergebracht, aus der ihn Krieg und Frontdienst befreit hatten. Seine Unglaubwürdigkeit als Zeuge schien Frau Prompteux sehr günstig. Sie kaufte sich ihn durch Geld und ihren Körper. Und Seidel zündete das Haus an, während Frau Prompteux mit Kolleck und ihren zwei älteren Töchtern einen Ausflug unternahm.

Zufällig weist dieser Prozeß einen jener typischen medizinischen Irrtümer auf, die während des Krieges zu beobachten verboten waren: Aus dem Vorleben des Angeklagten Kolleck ist bekannt, daß er wegen Nervenleidens vom Militärdienst befreit war. Der Angeklagte Seidel, der nicht nur schwache Nerven hatte, wurde sogar aus dem Irrenhaus an die Front geschickt. Frau Prompteux konnte, gründlicher als der Staat, *beide* nervenschwachen Männer brauchen.

Frau Prompteux war überhaupt ein Mobilisierungsgenie. In den Mitteln nicht wählerisch und in den Werkzeugen ebensowenig. Rätselhaft ihre Gründe: Sie tat Böses ohne Zweck, es war eine ihrer Lebensfunktionen, das Böse tun. Liebte sie ihren Schwiegersohn? Und achtete ihn gleichzeitig gering? Wollte sie seinetwegen Verbrecherin werden, Haus und Kinder verlassen und in ein neues Land wandern? Und traute ihm nicht einmal die Fähigkeit zu, Vollender eines Entschlusses zu sein? Schalt ihn zage und setzte sich seinetwegen der Gefahr aus? Wußte um seine Nervenschwäche und stellte sie sogar als Aktivposten in ihre Rechnung und konnte zugleich sich selbst für ihn mißbrauchen?

Aus der Verhandlung ergab sich, daß Frau Prompteux auch mehrere andere Männer zum Anzünden des Hauses gegen einen Lohn von 50000 M. verleiten wollte. Dem Arbeiter Seidel ergab sie sich. Ihrem Gelde konnten mehrere, wahrscheinlich bedürftige Männer widerstehn. Ihrer Liebe nicht. Der Liebe einer sechsunddreißigjährigen Mutter.

Das Widerspruchsvolle ihres Tuns macht Frau Prompteux unerklärlich und weckt die Vermutung, daß übersinnliche Zusammenhänge möglich sind. Liebt sie den Schwiegersohn und heuchelt seinetwegen

Liebe zum Arbeiter Seidel? Die Männer sind verständlich: Opfer ihrer Leidenschaft. Die Frau mit der stets paraten Leidenschaft, die aus Liebe die Liebe verrät, sich selbst schenkt, um zu kaufen, mit Überlegung vor einem Minderwertigen Komödiantin ist, um den anderen Minderwertigen zu behalten – wer ist diese Frau Prompteux?
Sechsunddreißig Jahre lebte sie, Gattin und Mutter, in der Provinz, und niemand ahnte ihre seltsamen Fähigkeiten und Instinkte? Wie viele Menschen leben noch in der Provinz, dreißigjährig oder älter, in Saalfeld oder in Bitterfeld, in Berlin, in der oder jenen Straße, wir sprechen mit ihnen, essen mit ihnen, haben gemeinsame Freunde, und sie wissen selbst nicht, wie tief in ihnen die Mordlust brennt und eine Brunst zu verderben? Unsere Gesichter sind harmlos und unser Lebenslauf maskierende Geste, und wir wissen nichts von uns. Unsere Eigenschaften sind vielleicht gar nicht Folgeerscheinungen unseres Wesens, und sie und unser tägliches Tun verbergen nur und färben trügerisch.

Berliner Börsen-Courier, 28. 5. 1921

DER SOUFFLEUR

Hans Guttmann, Souffleur in der Bukowina, in einem deutschen Theater des gegenwärtigen Rumäniens, hat, wie vor einer Woche berichtet wurde, bei den Proben zu einem Schillerschen Drama plötzlich den Souffleurkasten verlassen, den Regisseur beiseite geschoben und angefangen, Regieanweisungen zu geben. Er konnte – so erzählte er – nicht mehr an sich halten. Zweiundzwanzig Jahre hatte er souffliert, stets mit dem Gefühl des Unbefriedigtseins und bereit, in einem bestimmten Augenblick die Zügel der Regie an sich zu reißen. Zweiundzwanzig Jahre hatte er hilflos zusehen müssen, wie grobe Hirne edle Kunst mißverstanden, unwissend-tappende Hände Situationen verdarben, taube Ohren an klangvollen Höhepunkten (oratorischen Gipfeln) vorüberhörten, kurzsichtige Augen visionäre Wirkungen vernachlässigten.
Während dieser zweiundzwanzig Jahre hockte der Souffleur in seiner Höhle und las den stockenden Schauspielern aus einem blau und rot

angestrichenen Exemplar Stichwort und Vers vor, achtete peinlich auf ihre Bewegungen und dirigierte überhaupt mehr, als alle im Theater ahnten. Hatte sich jemand auf der Bühne versprochen, so wußte Guttmann ein belangloses Wort zu finden, das den rhetorischen Seitenpfad des Sprechers beendete und zugleich in die breite Hauptstraße des Textes mündete. Entfernte sich ein Unvorbereiteter dem linken Hintergrund zu, so mußte ein Wink genügen, die leise Ahnung eines Winkes, sozusagen ein Wink im ersten Entstehungsstadium, um den Schauspieler vorschriftsmäßig nach rechts zu kommandieren.
Und zu all dem mußte man flüstern. Es war kein gewöhnliches Flüstern, sondern ein lautes Flüstern. Es geschah nicht durch eine Senkung der Stimme und durch den Gebrauch der Lippen, sondern durch eine Kraftleistung der Brust. Sechs und acht Stunden am Tag flüsterte man so, laut und unhörbar, angestrengt und gewohnheitsmäßig, als wäre man heiser von Beruf, ein Heiserkeitskünstler, der von seiner Stimmbandlosigkeit lebt. Alle Organe, die dem Wort Klang und Schall verleihen, mußte man ausschalten, man mußte der Sprache ihren Laut nehmen, gleichsam akustische Schatten der Worte geben. Man mußte verstanden werden auf der Bühne und im Parkett ungehört sein, einfach so, als spräche man überhaupt nichts: stumm nach rückwärts, beredet nach vorn.
So hockte Guttmann heinzelmännisch und unbemerkt, ein Apparat auf der Bühne wie Kulissen und Vorhangrolle. Als wäre er ein Grammophon und sein Kasten mit der Schallöffnung ein Trichter. Er mußte sich ärgern und tun, was ihm befohlen war. Seine Pflicht, leise zu sein, wirkte auf sein Wesen, und er wurde bescheiden. Er führte eine flüsternde Existenz, ein halblautes Leben. Er trug gleichsam wie eine Schnecke ihr Haus seinen Souffleurkasten immer mit sich herum, auch wenn er ihm entstiegen war.
Zweiundzwanzig Jahre war Hans Guttmann Souffleur, bis er Regisseur wurde. Der Bericht weiß zu vermelden, daß die Regieeinfälle des Souffleurs ausgezeichnet waren und den Regisseur beschämten. Wer dann die Aufgabe des Souffleurs übernahm, als die Aufführung stattfand – das erzählt der Bericht nicht mehr.
Es ist möglich, daß Hans Guttmann aus Gewohnheit, aus unbedingter innerer Notwendigkeit beim Glockenzeichen wieder in seinen Kasten kroch und seine alte Tätigkeit aufnahm. Es war ihm – möglich ist es – nur um die Sache zu tun, nicht um seinen Ehrgeiz. Und er wurde

wieder aus einem Mächtigen sein eigenes Werkzeug, aus einem Herrscher ein Behelf, und er soufflierte mit größerer Leidenschaft und Teilnahme, als seine Schauspieler spielten.

Berliner Börsen-Courier, 1. 6. 1922

DER GEFESSELTE DICHTER

Seit gestern erregt der Fall des Dichters Reinhard Goering Presse und Publikum. Es heißt, daß Goering unberechtigt fremde Bilder verkauft habe. Noch ist der Sachverhalt nicht in allen Einzelheiten bekannt, und die Bemühungen, den angeblichen Diebstahl des Dichters psychologisch zu erklären, in seinem Vorgehen eine Analogie zu jenem Unfall eines anderen Dichters zu finden, sind verfrüht.
Zumindest verfrüht. Denn selbst, wenn alle näheren Umstände bekannt sein werden, das Gerücht von dem Diebstahl sich bestätigt haben wird, muß es sehr schwierig sein, fruchtbare Erörterungen über den »Fall« anzustellen. Alle geistreichen und geschliffenen Untersuchungen würden aber zu dem Ereignis führen, daß es auch schöpferischen Menschen möglich ist, aus moralischen, körperlichen oder seelischen Krankheitsgründen über die bürgerlichen Gesetze zu straucheln.
Dagegen scheint es nicht überflüssig, über die Art zu sprechen, in der im Falle Goering die Vertreter des Gesetzes, Berichten aus Braunschweig zufolge, den Dichter verhafteten. Goering wurde, in dem Augenblick, als er einen Freund besuchen wollte, »von zwei Polizeibeamten *ergriffen*«. Der »Ergriffene« wehrte sich. Da ein Dichter, selbst wenn er fremde Bilder verkauft hat, nicht auf eine Arretierung durch »Ergriffenwerden« gefaßt ist, konnte er wohl annehmen, daß es sich um einen Mißgriff handle – zumal, wenn er sich in einem durch Psychiater beglaubigten pathologischen Zustand befindet. Infolgedessen mußten die Polizeibeamten, von Passanten unterstützt, den Dichter fesseln.
Man erinnert sich, daß *Max Klante* viel unauffälliger verhaftet wurde: in seinem Hause. Man sagt, daß er in geschlossenem Auto nach dem Gefängnis gefahren wurde. Eine solche unauffällige Verhaftungsmethode wird bei allen angewendet, wenn sie nicht gerade Raubmörder

sind, die der Beamte dank einem glücklichen Zufall irgendwo trifft und bei denen ein rasches, gewaltsames Zugreifen notwendig ist. Jeder treulose Bankkassierer wird unauffällig verhaftet. Jeder Kaufmann, der zahlungsunfähig geworden ist und den Verdacht, daß er flüchten wird, erweckt. Ein Dichter aber muß auf offener Straße »ergriffen« werden.
Nicht das Problem soll hier erörtert werden, ob der Künstler in demselben Grade wie jeder andere den Gesetzen unterworfen ist. Nicht die Frage, ob der Richter dem Schaffenden gegenüber eine prinzipiell andere Haltung einnehmen soll. Aber man muß das Recht des geistig Arbeitenden wahren, genauso behandelt zu werden wie jeder andere im einem bürgerlichen Beruf Stehende, der zufällig oder absichtlich das Gesetz verletzt.
Der Dichter Reinhard Goering kann für sich dieselbe Verhaftungsmethode fordern wie der Herr Köhn und der Herr Klante. Keine bessere, keine schlimmere. Wenn zum Beispiel ein Turnlehrer die Bilder seines Freundes verkauft hätte – ein Detektiv in Zivil hätte den Schuldigen aus der Wohnung geholt.
Noch immer aber scheint das bürgerliche Vorurteil gegen den Dichter als ein »zigeunerhaftes Wesen« das Vorgehen dieser und jener Behörde zu beeinflussen. Es kann diese Selbstverständlichkeit nicht oft genug wiederholt werden: daß auch der Dichter katastriert ist, registriert, Steuern zahlt, gemustert wird, in den Krieg geht. Ja, er wird sogar häufiger als jeder andere gepfändet. Er ist ein bürgerliches Wesen.

Berliner Börsen-Courier, 14. 6. 1922

DIREKTOR BERNOTAT

Der fleißige Chroniker kriminalistischer Ereignisse überzeugt sich immer wieder, daß die zufälligen Namen merkwürdiger Menschen wie sorgfältig von einem Autor gewählte klingen. »Bernotat« ist solch ein Name. Er ist fremd, ergibt keine sinngemäße Bedeutung und hat Selbstbewußtsein. Ein Mann dieses Namens *muß* gewissermaßen den Direktortitel führen. Dieser Titel ist klangliche Vorbereitung dieses Namens. Die akustische Suggestionskraft dieser Lautverbindungen sprüht geradezu aus der Visitenkarte eines »Direktor Bernotat«. Es ist

ein Name, dessen Träger empfangen werden muß, wenn er sich anmelden läßt. Er prädestiniert einen Träger zu romantischen Erlebnissen.
Direktor Bernotat wohnte sehr prächtig in der Johann-Georg-Straße in Halensee, hatte ein Auto, mehrere Reitpferde und war kein seltener Gast in der vornehmen Gesellschaft Berlins. Soll man sich auf den Geschmack und die Bildung der Polizei verlassen, so hatte Bernotat eine prachtvolle Bibliothek und viele wertvolle Kunstgegenstände. Weder seine Frau noch seine Freunde wußten von Bernotats Diebstählen. Niemand wußte von seiner Vergangenheit. Im Verbrecheralbum war sein Bild mit dem Vermerk »Verstorben« überklebt, seine Gerichts- und Polizeiakten hatte er sorgfältig vernichten lassen.
In der Wohnung Bernotats drängen sich seit vorgestern die Bestohlenen. Man erkennt Kleidungsstücke wieder und Statuen. Alle Gegenstände stammen aus den Pensionen des Westens und des Kurfürstendamms. Bernotat versucht zu leugnen.
Und damit, damit allein bereitet er der Welt sozusagen literarisch eine Enttäuschung. Der Mann hatte alle Voraussetzungen zu einem Kriminalromanhelden, und die kombinierende Phantasie der emsigen Kinobesucher und der Zeitungsreporter sah in ihm bereits eine lebende Ausgabe des Filmhelden Doktor Mabuse. Da beginnt Bernotat plötzlich zu leugnen. Schwächlich, armselig, phantasielos zu leugnen wie ein erwischter kleiner Taschendieb aus einer ungarischen Provinz. Hier bekommt die Romantik einen Knacks, und übrig bleibt ein schwacher Mensch mit lächerlichen Eigenschaften, falsch angewendeten Begabungen und mangelhafter Umsicht.
Ein Mann bleibt übrig namens Karl Friedrich Bernotat, ein Zugewanderter aus Ostpreußen, ehemaliger Direktor eines Swinemünder Spielclubs. Sicherlich ein Mensch mit kulturellen Bedürfnissen und gesellschaftlichem Ehrgeiz. Seine Frau läßt er jeden Morgen vornehm den Kurfürstendamm hinauf- und zurückreiten. Luxusausgaben sammelt er in der Bibliothek.
Man wird ihm gewiß keinen maniakalischen Sammlerwahnsinn zugute halten können. Weil er nicht nur Antinousstatuetten stahl, sondern auch Jumper und Pelze. Die Erfahrung erfordert von einem »maniakalischen« Sammler, daß er bescheiden und dürftig sogar in einer Dachstube oder in einem Keller hause und mit gierigen Fingern jeden Abend, wenn die Dämmerung hereinbricht, über seine geliebten Gegenstände streicht.

Man versteht nicht, daß sich eine Sammlerleidenschaft auch auf Jumper, Pelze, Rennpferde und Automobile erstrecken kann. Daß eifriger Kunstgeschmack seine Befriedigung an jenen Gegenständen finden kann, die man aus dem Gebiete der Kunst eliminiert und in den Rayon des Luxus einreiht. Als ob ein schönes Rennpferd keinen Kunstgenuß verschaffen könnte! Als ob die Möglichkeit, in einem sorgsam gepolsterten Auto eine breite Chaussee mit livrierten Kastanien entlangzugleiten, nicht eine künstlerisch anspruchsvolle Seele genauso (oder noch mehr) befriedigen könnte wie der Anblick und der Besitz einer wertvollen Gemäldegalerie.
Oh, es ist schön, in einer großen Wohnung zu leben und sich im Besitz der Seltenheit zu fühlen. Eine wundervolle Sicherheit umgibt, erfüllt den Mann, der aus seinem reichen Hause tritt. Den teuren Gegenständen entströmt eine Atmosphäre von stolzer Wärme, siegesgewisser Kraft – geht man in die fremde Straße. Es ist ähnlich, wie wenn man aus einem gutgeheizten Hause in die kalte Luft des Winters tritt und der Frost sich vergeblich bemüht, zu dem von Wärmeschichten umgebenen Körper zu dringen. Teppiche zu Hause machen den Schritt elastisch und vornehm, Spiegel verleihen durch stete unerbittliche Kontrolle Haltung und Stil. Große Fensterscheiben und reiche Lampen entzünden im Aug' einen herrschaftlichen Widerschein von Sonne und Licht. Ein Mann im Reiterdreß in der kiesknirschenden Mitte des Kurfürstendamms ist erhaben über das Gesetz, das die Fußgänger beherrscht, und dem Bannkreis eines spähenden Spitzelauges entrückt. Vor dem eleganten Rhythmus trabenden Rossehufs erstirbt jeder Verdacht, wirbelt die Kleinigkeit des normalen Lebens, in zehntausend Atome zerstäubt, in sanfter Wolke auf und verschwindet.
Es ist schön, die Vergangenheit ausgelöscht zu wissen, im Verbrecheralbum gestorben zu sein, seinem eigenen Leben entgangen, einer alten Haut entschlüpft, nicht mehr das alte beladene Ich zu sein. In dämmriger Ferne verschwand ein Einbruchsdiebstahl, vollbeschriebene Akten lösten sich in Asche auf. Das Bewußtsein, einen Diebstahl begangen zu haben, erlischt im Auto, in dem man die Beute heimfährt. Beute? Nein – Gewinn! Ursach' und Folge werden gleichsam automatisch vertauscht – wie kann man Dieb sein, wenn man geachtet und von dem und jenem gar vielleicht noch gegrüßt, seiner eigenen schönen Wohnung entgegenfährt? Dieb? Schleicht ein Dieb

nicht, scheu an die Wände gedrückt, dunkle Straßen entlang, dem schmutzigen Hehlernest zu? Wer sich sicher fühlt, ist kein Dieb.
Direktor Bernotat stand nicht über der Situation. Er hätte das Bewußtsein haben müssen, daß er stahl, und daraus Vorsicht herleiten.
Die nächsten Erhebungen werden Bernotats Vergangenheit enthüllen, seine Jugend vielleicht, seine Sehnsucht nach Reichtum und Schönheit. Man wird vielleicht finden, daß ein Mann, der aus Hunger nach Luxus stiehlt, nicht härter zu behandeln ist als jener, der aus Hunger nach fremdem Brot greift. Brot und Luxus können beide Lebensnotwendigkeit sein.

Berliner Börsen-Courier, 18. 6. 1922

HOTHAM BROWN AUS WORKINGTON

Herr Hotham Brown aus Workington in der englischen Grafschaft Cumberland hat – wie die englischen Zeitungen melden – ein ganzes Theater ohne fremde Hilfe erbaut. Mit seinen eigenen Händen schichtete er Ziegelstein auf Ziegelstein, siebenhunderttausend Ziegel schichtete Herr Hotham Brown in zwei Jahren. Sein Theater enthält Bühne, Zuschauerraum, Empfangshalle, Büroräume, Restaurant und vierzehnhundert Sitzplätze.
Es ist anzunehmen, daß Herr Brown nicht aus bitterer Notwendigkeit sein Theater gebaut hat, sondern zu seinem Vergnügen. Nicht etwa, um in dem fertigen Theater sein Vergnügen an den dort aufgeführten Stücken zu finden, sondern um sich an dem Bau zu freuen. Dem Herrn Brown war es gewiß sehr langweilig in dieser Welt. Wahrscheinlich ging es ihm gut, war er Jungeselle oder kinderlos, jedenfalls aber hatte er Geduld und keine Beschäftigung auf Erden.
Man kann das Werk des Herrn Hotham Brown aus Workington bewundern und belächeln, und beides mit Recht. Man darf sogar behaupten, daß der Herr Brown sehr unsozial gehandelt hat, als er sein Theater erbaute. Denn die Welt hat seit dem Kriege sehr viele Arbeitslose, die an Herrn Browns Theater gerne gearbeitet hätten. Das Theater wäre in drei Monaten fertig gewesen, und viele Menschen hätten in dieser Zeit zu essen gehabt.

Herr Brown aber wollte vielleicht beweisen, daß man mit Talent und Liebe eine so mechanische Angelegenheit erledigen kann, wie es das Ziegellegen ist. So hat er zwar eine Arbeit geleistet, ja sogar ein Werk zustande gebracht, aber er hat sinnlos Zeit verschwendet, und seine Tat ist nichts mehr als ein exzentrisches Ereignis. Das fertige Gebäude ist, gewiß, ein Verdienst. Sein Fertigwerden war eine launische Angelegenheit.

Herrn Browns Tat hat eine tiefere Bedeutung: Sie entstammt aus der in dieser Zeit herrschenden Überzeugung von dem Überwert der »Beschäftigung« und dem Mißverstehen der »Arbeit«. Herr Brown wollte vielleicht zeigen, daß auch ein einzelner alles zu schaffen vermag, aber sein Ergebnis bringt uns nicht vorwärts. Wenn dem Herrn Brown die Gewißheit, daß er tausend Jahre leben könne, gegeben wäre – er würde sich vielleicht an den Bau einer Pyramide machen. Der Spieltrieb der Kleinen, denen man zu Weihnachten Baukästen schenkt, hat hier beim Erwachsenen seine Fortsetzung gefunden. Der erwachsene Knabe baute mit einem großen Baukasten. Er verschaffte seiner Lust zum Spiel ein Ventil, und das Resultat – ein wirkliches, »gebrauchsfähiges« Haus – täuscht uns über den wirklichen Grad des Brownschen Verdienstes.

Dostojewski erzählt in seinen Aufzeichnungen über Sibirien, daß die Gefangenen mit großer Freude an ihren eigenen Zuchthäusern bauten. Sie hatten Lust an einer Arbeit, die zu einem – wenn auch verhaßten – Ergebnis führen mußte. Nur die Sisyphusarbeiten brachten die Gefangenen aus der Fassung.

Herr Brown aus der Grafschaft Cumberland aber lebte nicht in Sibirien. Für trostlose Gefangene ist Arbeit an einem Gefängnis eine Wonne. Für spielfreudige Menschen in Freiheit ist Arbeit an einem Theater nichts mehr als exzentrische Laune. Sie sind Gefangene des Wahns von ihrer schöpferischen Tätigkeit. Der produktive Mensch schichtet keine Ziegel, wenn er nicht muß – und wären es auch siebenhunderttausend.

Berliner Börsen-Courier, 20. 6. 1922

SOMMERLICHE WANDLUNG

Die Menschen reisen gern in den Abendstunden. Ich weiß, wie seltsam schön es ist, das Heute mit dem Morgen durch eine nächtliche Fahrt zu verbinden und, ohne die Scheide zwischen Tag und Tag zu merken, geographische Veränderungen in einem komprimierten Zeitraum zu erleben.

Jeden Abend flitzt also ein Auto durch die stille Straße und bleibt vor einem Nachbarhause stehen. Dem Auto entsteigt weiß geschürzt ein Dienstmädchen. Dann ergießen sich die Stiegen hinunter Koffer, Plaids, Kinder, Hutschachteln, und alles verschwindet im Innern des Wagens.

Der Portier bleibt zurück, die Mütze in der Hand, als wäre er ein Türpfosten, von dem überhaupt nicht im Leben angenommen werden kann, daß eine Reise für ihn in Betracht käme. Er bleibt zurück und das Tor, der Kramladen mit den Gewürzen und der Hund und die Wasch- und Plättanstalt mit den weißen fremden Familienintimitäten im Schaufenster.

So gibt es gewisse lebendige Dinge und Menschen und Anstalten in dieser Straße, die ewig sind und niemals ihren Aufenthalt verändern. Jeden Abend kommt ein Auto vorbeigeflitzt, verschluckt einen Teil des lebenden und beweglichen Straßeninhalts, und immer wird es weniger. Aber das unbewegliche Vermögen der Straße bleibt, menschliches Mobiliar. Und es könnten eines Tages die Pflastersteine sich aus quadratischem Gefüge lösen und in die unersättlichen Automobile kollern, aber diese bestimmten Menschen müßten bleiben.

Alle nachbarlichen Melodien sterben. Die Musikstücke reisen in die Sommerfrische, sie liegen vielleicht in den Hutschachteln, zusammengerollt, die Klänge bergen sich in den Plaids, in den Falten eines zusammengerollten Regenschirms schweigt eine reisende Sonate. Jeden Morgen um zehn Uhr kam, verschlafen und gleichsam noch nicht bei vollem Bewußtsein, die Melodie: Nur eine Nacht... und seit zwei Tagen warte ich vergeblich. Sie ist vor zwei Tagen abgefahren und plätschert jetzt zur Erholung aus den offenen Fenstern eines Strandhotels hinüber, über die Wellen der See.

An trauten Abenden punkt um dieselbe Stunde begann der Sänger, dunkle Wogen aus dem tiefen Grund seiner Kehle hinauszuwälzen,

daß sie ja den Keim einer nachbarlichen Energie und eines Tatwillens überschwemmten. Man schaukelte sich sacht auf diesen Klängen, Empörung war zur lieben Gewohnheit geworden, es war geradezu ein beängstigender Ärger, ein heilsamer Seelenschnupfen, man liebte den Gesang, wie man treue Feinde liebt.
Wo ist der Sänger jetzt? Gestern sah ich ihn mit einem großkarierten Schontuch um den Hals das Gold seiner Kehle in jenes geheimnisvolle Auto verfrachten, heute haben seine Fenster ihre Jalousielider geschlossen, und am Nachmittag, just um dieselbe Stunde, bricht eine Leere in mein Zimmer, eine tödliche Melodielosigkeit, ein Ärgermangel, eine trostlose Aushörlosigkeit. Die Luft ist still, noch klafft zwischen ihren Atomen die Lücke, sozusagen die Ehrenlücke, durch die des Sängers Lied hindurchzuschweben pflegte.
Wo ist der Sänger jetzt? Schmettert er sein Lied über die ungerührten Gipfel ewiger Berge? Haust er in Tälern? Rudert er jetzt auf schwänebesiedeltem Teich?
Auch die Frau vom Fenster ist verschwunden. Die Fensterscheibe sieht aus, als hätte man ihr ihre einzige Lebensbedingung genommen. Sie macht ungefähr den Eindruck einer Turmuhr ohne Zeiger, einer Tür ohne Schloß. Ihr Gestell ist nicht mehr vorhanden.
An welchen fernen Fenstern steht jetzt die Frau? Worauf ruht ihr Blick, ihr zielloser Blick, der sich niemals verankern konnte an einem Gegenstand? Ihre Pupille, die niemals ein bestimmtes Bild fassen konnte? Ist sie jetzt am Ziel ihrer Sehnsucht, und ihr Wanderauge versenkt sich in heimatlichem Punkt, endlich zu Hause, ohne Lust nach Ferne?
Was macht er jetzt, der Herr mit der Aktentasche? Viele Männer kannte ich schon, Männer von Würde und Rang, es war Macht in ihrem festen Schritt, sie benahmen sich auf dem Pflaster wie auf heimatlichem Teppich. Aber jener Mann mit der Aktentasche trug Würde in den Zehenspitzen, und seinen Stock setzte er mit solcher Wucht auf das Trottoir, daß die Quadern borsten wie Zuckerwürfel.
Wo wandelt er jetzt? Wie sieht er aus ohne die komplementäre Aktentasche seines Lebens?
Niemand gibt Antwort. Immer noch kommt das unerbittliche Automobil, jeden Abend, und rafft Koffer und Menschen weg, fort aus den trauten Gebieten meines Auges. Selbstverständlich nur bleiben der Kramladen mit Gewürzen und Streichhölzern, die Wäscherin, der

Portier und der Hund. Sie sehen aus wie unbarmherzig zurückgelassene Überreste aus blühendem Lebenskomplex. Für wen wäscht man noch Hemden, bietet Gewürze feil, putzt das Treppengeländer, bellt und macht Sprünge? Das Leben ist zwecklos wie der Stadtsommer, wie eine Sonne, die ewig unfruchtbare Steine bestrahlt, aus denen niemals ein kärgliches Grün sprießen wird.

Berliner Börsen-Courier, 25. 6. 1922

DER PRINZ

Der Prinz lebt in stiller Abgeschlossenheit, der Arme.
Uralte Kastanienbäume umrauschen seine Villa. Auf acht geräumige Zimmer ist seine Abgeschiedenheit beschränkt. Nur *ein* Reitpferd steht ihm zur Verfügung. Und ein einziges Auto. Das Auto ist grau lackiert und weich gepolstert. Auf schwellenden Pneumatiks federt es durch das Land, das den Prinzen entbehrt. Gänse fegen kreischend über den Weg. Hunde bellen, respektlos und ohne Sinn für Vergangenheit. Auf hohen Baugerüsten arbeiten Maurer und Poliere, beneidenswerte Menschen. Im Schweiße ihrer Angesichter hacken Männer Kieselsteine für Schotterungen, so sehr mit den elenden Steinen beschäftigt, daß sie nicht einmal grüßen. Armer Prinz!
Im Sommer steht der Prinz um acht Uhr auf, im Winter schon um neun. Im Sommer frühstückt er auf der Veranda und des Winters im Bett. Goldgelbe Butter streicht er mit behutsamen höchsteigenen Händen auf blühweiße Brötchen. Der schweigsame Lakai, ein personifiziertes Stück Stille, sozusagen eine befrackte Abgeschiedenheit, gießt Kaffee aus silbernen Kännchen in Rosenthaler Tassen. Der genügsame Prinz greift die Tassen nur mit vier Fingern und spreizt den fünften, kleinen ganz weit und vornehm weg.
Vielgezackte Geweihe starren von den Wänden des Jagdzimmers. Von allen für den Prinzen gefallenen Lebewesen befinden sich in seiner Wohnung nur die Häupter der Hirsche und Rehe. In ihre künstlichen Glasaugen legte der verständige Optiker einen frommen Ausdruck von Untertanendemut. Die Tiere erinnern in ihrem seelenvollen Blick an ausgemusterte und von einer Hoheit angesprochene Kadetten.

Nach dem Frühstück reitet der Prinz. Er reitet immer denselben Weg und immer zum Zwecke der Verdauung und der Appetitanregung. Zwanzig Meter in der Runde setzt bei des Prinzen bekanntem Trabgeräusch den Förstern und Oberförstern der Herzschlag aus. Ein gütiges Geschick treibt manchmal einen von ihnen vor die Pferdehufe. Dann schlagen sie die redlichen Jägeraugen auf und grüßen. Es geht nichts über Waidmannstreue.
Zu Mittag ißt der Prinz im Speisesaal ein bescheidenes Menü, nur aus vier Gängen. Was ihm nicht schmeckt, muß er stehenlassen, der Arme. Dem Prinzen schmeckt manchmal etwas nicht.
Am Nachmittag schläft er auf einem ganz gewöhnlichen Plüschsofa.
Dann kommt, zweimal in der Woche, ein General aus Berlin mit Vasallensporen hereingeklirrt. Auf dem Schädel des Generals stehen alle kurzgeschorenen Haare aufrecht vor dem Prinzen. Jedes einzelne Haar nimmt Stellung.
Der Prinz und der General plaudern von Vergangenheit und Zukunft. Der Prinz leutselig, der General respektvoll. Er kommandiert Sätze zur Parade, er präsentiert Meinungen.
Der Prinz hat loyale Briefe zu beantworten und Bittschreiben. Diese Sendungen kommen immer aus »Gauen«. Noch nie hat jemand aus einer gewöhnlichen Stadt dem Prinzen geschrieben.
Manchmal liest der Prinz die neueste Scherl-Woche und einen Roman von Rudolf Stratz, auf daß er nicht hinter der Gegenwart zurückbleibe. An den fortschreitenden Daten des täglichen Lokalanzeigers merkt der Prinz, wie die Zeit vorwärts geht.
Die Frauen im Lande lieben den Prinzen, keusch und ferne. Ihr Blick verweilt auf seinem Porträt in der Illustrierten Zeitung länger als auf den Schnitten der Modebeilage. Sie finden ihn sogar interessanter als die Plauderei über die letzte Pariser Schuhform (obwohl diese spitz zulaufend und ohne jeden Besatz ist).
An Tagen, wie es zum Beispiel der Johannitertag ist, teilt der Prinz Ritterschläge aus, ganz umsonst, ohne andere entgegenzunehmen.
Er hat ein großes und gutes Herz, der arme Prinz.

Vorwärts, 8.7.1922

DER MENSCH IM GLASKÄFIG

Das ist die Zeit, in der ein Drang ins Freie den von Intimitäten verschalten Menschen in die gläserne Unverfrorenheit der Veranda grausam hinausstößt.
Des Morgens plätschert ein Sonnenstrahl oder eine Regensträhne in seiner Kaffeetasse. Und am Abend verblutet weihevoll eine Ampel.
Auswärts gekehrt und allen sichtbar hängt der Schoß der Familie und alles, was er den Winter über geborgen hatte. Im Angesicht der nachbarlichen Welt vollzieht sich die Traulichkeit behüteter Gebärde.
In der Dämmerung erknattern, Straßen entlang, im Kuß explodierende Lippen, und zärtlich zerschmetterte Gabeln sterben von der Hand ungebändigter Familienväter mit leise weinendem Geklirr.
Wände haben Augen. Der Mensch im Glaskäfig, preisgegeben in Ohnmacht, Zorn und Hemdsärmeln, von Blumentöpfen spärlich beschattet, hängt, als wäre er sein eigener Kanarienvogel, zum Bürgersteig hinaus.
Der Tau netzt sein nach Wolken auslugendes Nasenbein, und der Abendwind streicht kühl über die behaarte Brust, das Touristenhemd wie ein Segel blähend.
Ein lauer Dunst von gelüfteten Betten und privaten Angelegenheiten kämpft siegreich gegen den schüchternen Duft eines etwa erblühenden Fliederstrauches, der im Hinterhof, von Windeln beschwert, ein nützliches Dasein führt. –

Das Blaue Heft, 8. 7. 1922

AUF BRUNNERS WEGEN

Ein Roman des ungarischen Schriftstellers Zsigmond *Moricz*, bei Ernst Rowohlt erschienen, heißt »Gold im Kote«, wurde im Buchhändlerbörsenblatt angeführt und in unserem Blatte besprochen.
Die Besprechung des »Börsen-Couriers« und jene der Prager »Bohemia« erschienen ebenfalls (im Auszug) im Buchhändlerbörsenblatt. In diesen Referaten wurde das erotische Element des Buches gestreift.

In Heidelberg, der feinen Stadt, lebt ein Buchhändler namens *Kieser*. Es ist leider so in Heidelberg und anderwärts, daß fromme Männer, die von Geburt dazu berufen wären, mit Feigenblättern zu handeln, Bücher im Laden führen. Der Buchhändler Kieser las den Auszug aus den Referaten, errötete sittlich und schickte – nicht etwa durch die Post –, sondern auf dem Buchhändlerwege an den Rowohltverlag den Bestellzettel zurück – mit der Querschrift: »*Schweinerei*«. – Womit er nicht etwa dieses sein Vorgehen gekennzeichnet haben wollte.
Am 7. Juli wurde der Buchhändler Kieser von einem Berliner Schöffengericht zu – 300 M. Geldstrafe verurteilt. Das Gesetz bot leider keine Handhabe zu einem andern Urteil. Wenn man ihn selbst verurteilt hätte, zeit seines Lebens Herrn Brunners Zeitschrift und Sachverständigenurteile zu memorieren – den Buchhändler Kieser hätte dieses Urteil lediglich gefreut. Er studiert sowieso mit Eifer seinen Brunner. Womit kann der Mann *noch* gestraft werden?

Berliner Börsen-Courier, 12. 7. 1922

E. T. A. HOFFMANN IN DER STAATSBIBLIOTHEK

Die gerechte Nachwelt hat dem toten Ernst Theodor Amadeus Hoffmann durch ihre autoritativen Vertreter der Wissenschaft eine Rehabilitierung zukommen lassen: ein ganzer, wenn auch an Umfang geringer Raum in der Staatsbibliothek umfaßt eine »E.-T.-A.-Hoffmann-Ausstellung«.
Das ist die literaturhistorische Pointe eines skurrilen und respektlosen Poetenlebens. Hoffmann hätte seine Nachwelt erleben müssen. Wenn es ihm gelungen ist, im Jenseits als Beweis für seine im körperlichen Leben erwiesene Wundergläubigkeit bewußt weiterzuleben und in einen Kontakt mit der Preußischen Staatsbibliothek zu gelangen – den er leider nicht mehr beschreiben darf –, so sieht er wohl mit jenem satirischen Behagen, das ihn auf Erden gekennzeichnet hat, auf die offiziellen Vertreter der Presse, die zu einem Rundgang durch die Ausstellung von Doktor Uhlendahl eingeladen sind.
Es entspräche dem Wesen des Gefeierten wenig, wenn man durch

seine Ausstellung mit der ganzen Seelenrüstung eines Jubiläumspathetikers rasselte. Durch die Glasscheiben der Kästen, in denen seine Briefe und Noten, seine Bücher und Kritiken liegen, darf man mit jenem gelinden Schauder blicken, der seiner selbst spottet; mit jenem Ernst, der die Lächerlichkeit in seinen Bereich einbezieht; mit jener Dankbarkeit, die Schwächen anerkennt.
Man verweilt deshalb nicht länger bei Ausgaben, Übersetzungen, hinterlassenen Opern und Referaten in Zeitschriften, als zur Vollendung eines Ausstellungsbesuches notwendig ist; und scheidet ungern von den menschlichen Zeugnissen einer wunderhaften, einmaligen Persönlichkeit.
So gehört zu den wertvollsten Objekten dieser Ausstellung – vielleicht nicht im wissenschaftlichen, im philosophischen Sinn jedenfalls – jenes Billet mit der Anzeige vom Tode des Katers Murr. Jenen, die es nicht wissen, sei erzählt, daß Kater Murr ein dressiertes Tier war, ein Tier mit einer Seele, das dem Dichter die jeweils nötigen Schubfächer öffnen konnte. Als Kater Murr starb, schickte Hoffmann allen seinen Freunden in Berlin die folgende Todesanzeige:
»In der Nacht vom 29. bis 30. November d.J. entschlief, um zu einem bessern Dasein zu erwachen, mein geliebter Zögling, der Kater Murr, im vierten Jahre seines hoffnungsvollen Lebens. Wer des Verewigten Wandelgang auf der Bahn der Tugend und des Rechtes gekannt hat, mißt meinen Schmerz und ehrt ihn durch Schweigen.«
Man sieht auch einen von den vielen Pumpbriefen, die Hoffmann zeit seines Lebens mit wechselndem Erfolg geschrieben hat. Man sieht seine Zeichnungen, in denen Selbstironie mit genialer Spottsucht gegen die Umgebung wetteifert. Es sind Bilder eines Literaten, gewiß. Aber eines zum Zeichnen ebenso wie zum Schreiben berechtigten. Es sind gleichsam die fremden Gebiete einer expansionswütigen Feder, der ihr eigenes Gebiet nicht genügte.
Und man sieht jenes absprechende Urteil Walter Scotts, das Goethe bekannt war und das ihn in seiner ungerechten Geringschätzung Hoffmanns sehr wohl beeinflußt haben mochte. (Goethe hielt die Kritik Scotts, weil sie anonym war, für ein Urteil – Carlyles.)
Man sieht eine Zeichnung jenes trostlosen Plozk in Polen, in dem Hoffmann strafweise Regierungsrat war. Er hatte in Polen die ganze Generalität karikiert und mußte seine Spottsucht büßen.
Er war ein Gespensterhoffmann. Aber in seinen kühnsten Träumen –

wer hätte paradoxer geträumt – wäre ihm nie der Gedanke gekommen, daß ihn die offizielle Nachwelt in der Preußischen Staatsbibliothek ehren würde. Sie versetzte ihn gewissermaßen vom Blocksberg direkt auf den Olymp.

Berliner Börsen-Courier, 14. 7. 1922

DER HERR OFFIZIER

Der Herr Offizier ohne Kaiser kommt sich überflüssig vor wie ein Zeiger ohne Zifferblatt; wie ein Magnet, der weit und breit keine Eisensplitter findet; wie eine Magnetnadel, die ihren Kurs vergessen. Ihm ist fast so traurig zumute, wie wenn man das Kasino demoliert oder die Kranzler-Ecke nach dem Wedding verschoben hätte. Während er so dasteht, gleitet unter seinen Füßen der Boden mitsamt den gegebenen Tatsachen wie eine Jazztreppe im Lunapark. Während er schreitet, läuft ihm die Straße zuvor. Er bleibt gleichsam immer hinter dem Pflaster zurück, das er tritt. Vergeblich läuft er seinen eigenen Wegen nach. Die ganze Umwelt hat längere Beine.
Hat doch die Geschichte selbst keine Anhaltspunkte mehr, seitdem sie nicht von Thronbesteigung zu Thronbesteigung geht. Ohne die Marksteine der Regierungsjubiläen vollziehen sich die Ereignisse. Da sie nirgends eine Grenze finden – was Wunder, daß sie da übers Ziel schießen?
Der Offizier sieht, blickt er nach oben, einen Vorgesetzten. Er blickt höher und äugt den Regimentskommandanten. Über diesem enthüllt sich in achtungsvollem Blick der Herr Minister. Aber just über dem Minister fehlt etwas!
Just über dem Herrn Minister sieht der Herr Offizier eine Zivilperson. Ihm ist, als wäre er eines Tages erwacht und es hätte jemand über Nacht den Himmel von der Erde abgenommen, wie man etwa eine Kirchenkuppel abnimmt. Und statt des Himmels wölbte sich nun ein gewöhnlicher irdener Topfdeckel über dem Deutschen Reich.
So sieht eine Republik aus, denkt der Herr Offizier. Der Allerhöchste Kriegsherr hackt Holz in den Wäldern Hollands, dem Kronprinzen diktiert ein Jud' Erinnerungen, und vor der Gedächtniskirche demon-

striert Kanonenfutter. Rekruten, die nicht einrückten – hat kein Stel-
ungsbefehl sie erreicht? Versagte die Polizei? Wie ging die Ordnung
dieses Staates in Scherben!

Der Offizier trägt einen schönen Anzug aus hellgrauem Tuch, und es
ist doch nicht der Rock des Kaisers. Wie kann diese Uniform nicht
Rock des Kaisers sein? Ist sie aber Rock des Präsidenten – weshalb hat
sie dann nicht den Schnitt eines Cutaways?

Zur Linken hängt ein längliches Eisen mit Portepee versehen, einer
silbernen Quaste, baumelnd wie eine reife Frucht. Auf den Schultern,
links und rechts, wo andere die Verantwortung tragen, ruhen blitzende
Abzeichen des Ranges. Leise klingen die Sporen, heiser gelaufen auf
dem republikanischen Pflaster.

Der Herr Offizier geht über die Straße. Zages Metallgeräusch kündigt
ihn an. Er fühlt sich fremd in der Welt. Er glaubt, vorwärts zu gehen.
Verrückt gewordene Uhren zeigen vorgeschobene Stunden. Terrori-
sten sitzen hinter den Zifferblättern, die Zeiger künstlich vorwärts trei-
bend.

Nur im Kasino tickt unbeirrt eine Normaluhr mitteleuropäischer Kai-
serzeit. Der Bursche bedient. Das Geräusch seiner zusammenschlagen-
den Hacken korrigiert das Bewußtsein, das bereits bei der Republik
angelangt war. Noch stehen Joseph von Lauffs gesammelte Werke in
der Bibliothek. Die »Woche« liegt im Lesezimmer. Ein Kaiser aus
Gips steht ungestürzt auf dem Sockel. Die Kasinowände, akustische
Isolierplatten, bewahren jeden Besucher vor den Schallwellen der Ge-
genwart. Pietätswatte steckt der Herr Offizier in die Ohren. Und sein
Monokel vermittelt beharrlich schwarzweißroten Sehstoff der Vergan-
genheit dem zufriedenen Auge.

Vorwärts, 15. 7. 1922

PROSA DER VERSCHWÖRUNG

Eine unpolitische Betrachtung

An allen Litfaßsäulen befinden sich die Gesichter geflüchteter Mörder, Gesichter der Verschwörer, geheimnisvoller Verschwörer. Niemals waren in Deutschland Verschwörer so häufig zu sehen wie jetzt. Machte sie die Häufigkeit gewöhnlich – oder waren sie's von Geburt und Natur?
Hier ein Herr Ankermann, dort ein Herr Fischer. Mit Ausnahme eines Privatdetektivs namens *Niedrig*, der in Sachsen verhaftet wurde, hat kein einziger Name der vielen Verschwörer irgendeine Beziehung zum *Verschwörer*-Handwerk. Die Photographien geben gewöhnliche Angesichter wieder – keine noch so verbohrte Voreingenommenheit vermag in der spießbürgerlichen Harmlosigkeit dieser Antlitze Kunde von verbrecherischer oder nur geheimer Neigung zu lesen. Junge Kerls, mit jener billigen Siegessicherheit im Blicke, die ein gutgeschnittener Anzug, eine sorgfältig geknüpfte Krawatte, ein gelungenes Abenteuer mit einer Frau, eine frisch reparierte Schuhsohle zu verleihen imstande sind. Solche Bilder, wie sie jetzt in den Steckbriefen zu sehen sind, schickt man seinem kleinen Mädchen und befestigt durch dauernd gemachte Gegenwart des Konterfeis den Sieg des Originals.
Aber Verschwörer? Verschwörer stellten wir uns anders vor. Irgendwo müßte doch die geheime Tätigkeit im Angesicht verhüllt lauern und durch die *Verborgenheit* auffallen. Eine Physiognomie hätte man zumindest erwartet – und stößt auf einen Typus. Im Auge liest man die Entschlossenheit, an der Bildung des Kinns zweifellos Energie. Aber es ist die Entschlossenheit des zum Gehorchen Bereiten, nicht des initiativ Greifenden. Es ist die Energie des Befohlenen, nicht des Befehlshabers. Es ist Tapferkeit in den Gesichtern – die Tapferkeit eines klar, aber eng Sehenden. Eine einzige Idee ist imstande, seinen Horizont auszufüllen. Auf ihre Richtigkeit kann er sie nicht prüfen, denn er ist autoritätsgläubig. Er hat alle Eigenschaften des »guten Materials«.
Er ist also von seiner Idee überzeugt und kennt nicht ihre Dimensionen. Er weiß nicht, ob sie groß oder klein ist – sie kann nicht klein genug sein, um seinen Gesichtskreis nicht auszufüllen. Er kennt den Befehl und dessen Ziel. Die Zusammenhänge erkennt er nicht. Er ist

ler Typus des Menschen, der in Kadettenanstalten und Sportvereinen
;ezüchtet wird: brauchbar, lenksam, und wenn man ihm eine be-
;renzte Selbständigkeit zugesteht, verantwortungsvoll auf beschränkte
)auer, zuverlässig, wenn seinem einfachen Gehirn die Knappheit des
\uftrages entgegenkommt, umsichtig für einen Augenblick der Tat. In
einem Unterbewußtsein schlummert vielleicht die Ahnung, daß ihm
'ersönlichkeitswert mangelt – deshalb erscheint ihm jede Idee kostba-
er als sein Leben. Die Individualität macht sich eine Idee zunutze oder
erbündet sich mit ihr – der Durchschnittsmensch ordnet sich sogar
ler Phrase unter und geht in ihr auf. Die Persönlichkeit schließt immer
inen Kompromiß, wenn sie nicht gerade für eine eigene Idee eintritt,
lie sich dann mit dem Menschen selbst identifiziert – der Durch-
chnittsmensch erkennt willig der Idee gegenüber seine Bedeutungslo-
igkeit an. Deshalb fällt es diesem leicht, sein Leben in die Schanze zu
chlagen. Aber sein Körper ist jung, und der animalische Trieb stärker
ls die Wirkung der Phrase. Deshalb erwacht sogenannte »Feigheit«
ofort nach dem Unglück. Nur der Fanatiker hat mit dem körperlichen
eben abgeschlossen. Aber auch für die Ekstase bedarf es mehr, als ein
;ewöhnlicher Kadett auf den Weg mitgenommen hat. Ekstatiker sind
liese Verschwörer nicht.

is ist überhaupt furchtbar viel Prosa in diesen Verschwörungen. Kauf-
eute sind dabei, Fabrikanten, Menschen, die im täglichen Leben ihre
nateriellen Vorteile wohl zu wahren wissen. Menschen mit zumindest
ener trockenen Schlauheit, die zum Abschluß auch des geringsten er-
olgreichen Geschäfts nötig ist. Es sind Menschen der Spekulation dar-
inter, Menschen, die den Wert des »Profits« kennen, Bürger, wahr-
cheinlich redlich im Erwerb, aber doch immerhin Erwerbende, Ver-
lienende, Verheiratete, Familiengründer, Familienerhalter.

/Ian vergleiche diese Tatsache mit unseren gewöhnlichen Vorstellun-
,en von Verschwörern: Da sind Zigeunernaturen, vom Elternhaus
/erbannte, Fluch der Landstraße Schleppende, jeder ein König im
leich der Illusion, jeder vom Gedanken zermürbt, mit Augen, die die
chlaflosigkeit kennen.

Iier aber ist Prosa, gesunder Schlaf im linnenweißen Ehebett, geregel-
es, vielleicht auch karges, aber immerhin geregeltes Einkommen und –
ogar der Hunger ist geregelt – Bedürfnisse, die mit den Einnahmen
teigen und fallen, ohne materielle Differenz, ohne seelische Diskre-
anz.

Wo ist die Romantik der Verschwörung geblieben? Ihre Waffe ist di
Eierhandgranate – gefährlich, aber prosaisch. Ihr Handwerk das Aut
– sicher und modern. Das Mysteriöse der Verschwörung ist von de
Technik verdrängt, wie die Romantik des Krieges verdrängt war durc
modernes Kampfwesen. In dieser Zeit ist noch ein »Totschläger« ge
heimnisvoll, ein Knüppel aus Gummi und Blei – und auch von den
hört man, daß er bei uns ein »glänzendes Geschäft« sei.

Berliner Börsen-Courier, 16. 7. 192

UKRAJINKUSTARSPILKA

Ausstellung im Kunstgewerbemuseum

Dieses komplizierte Wort bedeutet: Verband ukrainischer Heimge
nossenschaften, und es steht über der folgenden Betrachtung, wei
man, das Werk durch die Nennung des Meisters ehrend, dem Werk
und seinem Schöpfer gerecht wird. In der Zeit vom 17. Juli bis zun
1. August sind die Heimarbeiten der ukrainischen Bauern im Kunstge
werbemuseum ausgestellt. Einer jener Zufälle, die wie höhere Absich
anmuten, fügt es, daß fast gleichzeitig an anderm Ort die Ausstellun
der russischen Hungerhilfe eröffnet wurde. Das Brot aus Lehm un
Erde, das in den Räumen des Russischen Konsulats Unter den Linde
zu sehen ist, und die im Kunstgewerbemuseum ausgestellten Erzeug
nisse einer ebenso naiven wie seelenvollen Volkskunst stammen au
den gleichen Gebieten, wenn auch vermutlich nicht aus derselben Zeit
Der fleißige Besucher kann hier lernen, wie ein Volk schafft, dort, wi
es hungert. Für die traurigen Zustände in der Sowjetukraine spricht di
Tatsache, daß die »Hungerausstellung« quantitativ größer ist.
Die Kunstausstellung umfaßte nur wenige Räume. Sie beschränkt sic
auf das Charakteristische russischen Kunstgewerbes und auf das in
Westen etwa zum Verkauf Geeignete. Alle ausgestellten Gegenständ
wurden von der Zentrale Kleinrussischer Heimarbeitergenossenschaf
ten in Cherkow ausgewählt und nach Berlin geschickt. Und es ist zwa
nicht für den künstlerischen Wert der Arbeiten bezeichnend, woh
aber für den ethischen, werbenden des Organisationsgedankens, daß i
jenem Kleinrußland, dessen ländliche Bewohner fast durchweg Anal

ɔhabeten sind, alle Heimarbeiter ihre Erzeugnisse der Zentrale abliefern.

Unter diesen Erzeugnissen befinden sich tägliche Gebrauchsgegenstände primitiver und in Europa an Urzeit gemahnender Form: Spaten, Wetzsteine, Dreschflegel – sie sind leider in dieser Ausstellung nur n Photographien zu sehen. Leider, denn sie sind kulturhistorisch interessanter und hierzulande viel weniger bekannt als die *in natura* heribergekommenen handverfertigten Hemden mit kostbaren ukrainischen Stickereien.

Weniger bekannt sind Tischgeräte wie Messer, Löffel und dergleichen ıus Holz. Der Griff ist sorgfältig und liebevoll geschnitzt. Er hat gewöhnlich die Gestalt eines Fisches oder Vogels. Und man lernt an der Betrachtung dieser Kleinigkeiten, wie groß der Unterschied zwischen westeuropäischem naturfremdem Kunstgewerbe und jenem naturnaıen des Ostens ist. Auch in Rußland ist die Form überliefert und allgenein. Aber was bei uns »Klischee«, ist dort Tradition. Dort ist das Vorbild überliefertes Urbild. Bei uns erzeugt ein Original tausendfache Nachahmung. Dort arbeiten Generationen liebevoll an Formen, leren Ursprung im Wesen der Volksgemeinschaft, nicht in der Phantaie des einzelnen zu suchen ist.

So verrät der geschnitzte Fisch nicht das Talent eines Künstlers, sonlern eines Volks von Künstlern. Und es liegt eine Lebendigkeit in dem Auge solch eines hölzernen Tieres. Alle diese Fische blicken ein wenig ächerlich und komisch und mit stummer Unbeholfenheit. Aus der unbewußten Ironie des Künstlers gelang diese vollendete Wiedergabe einer sozusagen echt fischhaften Stummheit in der rührenden Trauer gefesselten Blicks.

Weit mehr als die Holzschnitzereien offenbaren die aus formungsfähigerem Material hergestellten Ziergegenstände die Verlebendigungsfäıigkeit des Volkes. Da sind Puppen aus Stoff und Wolle: ein Mann in Uniform, eine Matrone mit Häubchen und Pelerine, ein Stutzer in vorergangener Modekleidung, zwei einander begegnende und sich grüßende Personen. Der festgehaltene Ausdruck eines Augenblicks behält elbst noch in der Starrheit Wandlungsmöglichkeiten. Denn er ist mit ler Ironie des Schöpfers dargestellt, die in der Liebe lächelt und auch n Spott liebt.

Man bedenke, daß in der Ukraine ganze Dörfer seit Generationen liese Arbeiten herstellen: in den langen Winternächten, wenn das Feld

keine Arbeit erfordert. Frauen, Männer, Greise und Kinder schaffen. Die Ausstellung ist im Verhältnis etwas eng geraten – es heißt, daß der Transport schwierig ist–, sie mag also als ein vielfach gelungener Versuch gelten.

Berliner Börsen-Courier, 18.7.1922

KAISERBILDER

Gesetzt den Fall, es wäre den geplagten Ägyptern gelungen, die Pharaonen nach Amerongen zu schicken – sie hätten sich nicht einen Augenblick besonnen, die Pyramiden abzutragen. Wenn der Tyrann fort ist, wozu das architektonische Andenken an den Tyrannen? Genügt das historische nicht?

Der deutsche Republikaner ist das Original des Monarchen los, aber die Kopie behält er. Es ist, wie wenn jemand die Frau hinauswürfe, die ihn schmählich betrogen. Aber ihre Photographie steht auf seinem Schreibtisch.

»Wegen der Erinnerung« entschuldigt sich der Republikaner. Aber wenn er erst die abgebildete Schnurrbartspitze des Kaisers sehn muß, um sich an den Weltkrieg zu erinnern – wozu hat er dann die wirkliche nach Amerongen geschickt?

Wenn er das Bild eines Zepters sehen muß, um die Vorstellung von einer Schlächterkeule zu gewinnen, so hätte er das Zepter behalten können.

Weshalb hütet jemand in pietätvoller Treue die Photographien der Skorpione, mit denen er gezüchtigt ward?

Ist das »historischer Sinn«?

Oh, einseitiger historischer Sinn! Denn der pietätvolle Republikaner hat nicht etwa das Bild des Schlachtbeils, sondern jenes von einem verlogen-gütigen Henker. Von der ganzen Hinrichtung bewahrt er nur den herrlichen Scharlachmantel des Scharfrichters und die Marschmusik, die ihn auf dem letzten Weg begleitet. Er sieht nur Pracht des Opferfestes, nicht Opferung. Nur bekränzten Altar, nicht dessen Zweck. Hört nur des Priesters Gebet, nicht sein Messerwetzen. Behält von seinem Leichenbegängnis nur die Parade im Gedächtnis.

Gäbe es aber einen gerechten historischen Sinn in den Monumenten, so müßten die Gipsbüsten der Hohenzollern nicht auf Sockeln stehn, sondern in roter Farbe schwimmen. Solche Darstellungen könnten in Schulen, Ämtern, Parlamenten aufbewahrt werden.

Ich hebe einen Granatsplitter auf, der aus meinem Oberschenkel entfernt wurde, in jener Zeit, deren Abfälle Granatsplitter waren. Allein, es wird mir nie einfallen, ein Bild zu behalten, das die festliche Einweihung jenes Geschützes darstellt, dem ich fast zum Opfer gefallen wäre...

Die Siegesallee aber wird ewig stehen. Und nach 2000 Jahren werden Karawanen durch die märkische Sandwüste ziehen, um der deutschen Pharaonen Siegessäule zu besteigen...

Josephus

Vorwärts, 18.7.1922

DER MANN AUS DEM ALTERSHEIM

Am Rande der Hauptstraße in Rummelsburg, wo das Grün einer fabriklosen Welt bereits herüberzuschimmern beginnt, steht das Altersheim der Stadt Berlin. Es leben dort alte Menschen, wie man weiß. Die Alten haben ihre Vergangenheiten abgelegt wie eine schwere Last, die man bis zum Ziel der Wanderung geschleppt hat, um sie endlich loszuwerden. Zwischen dem Altersheim und dem Grabe gibt es kaum noch eine Etappe.

Viele dieser Alten kehren eigentlich zurück in ihre Versorgungsanstalt. Sie waren schon als junge Korrigenden dort, wurden entlassen, gingen in die Welt, wurden aufgegriffen und heimgeschickt und kamen wieder dorthin, woher sie ausgezogen waren. An schönen Abenden sitzen die Alten auf den Bänken im großen Park und erzählen von fremden Welten, von Mexiko, Spanien und von den vielen Kaps der Guten Hoffnungen, die es in der Welt gibt, den ungeographischen, denen man entgegensegelt und an denen man zerschellt. Das Altersheim ist Schicksal. Der Mensch kann noch so weit herumgewandert sein, am Ende landet er in Rummelsburg. Es liegt am Ziele jedes Abenteurerlebens. Dem Schicksals-Rummelsburg entrinnt man nicht.

Ein Mann aber lebt im Rummelsburger Altersheim, der hat fünfzig Jahre Tod hinter sich. Was für andere das Ende, ist hier der Anfang. Das Altersheim ist sozusagen sein Jugendheim. Nach fünfzig Jahren steht er, ein Siebzigjähriger, vor einer neuen Welt.
Der Mann heißt Georg Burckhard und ist vor einundfünfzig Jahren wegen Beihilfe zum Raubmord zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden. Vor kurzer Zeit gelangte er, dank einer guten Laune einer höheren Macht, begnadigt in die Rummelsburger Freiheit. Und vor etwa drei Wochen kam er zum erstenmal nach einundfünfzig Jahren wieder in die Weltstadt Berlin.
Die Schilderung dieses auferstandenen Lebens mag hier stehen, weil die Seltenheit des »Falles« die anstößige Vergangenheit des Mannes zwar nicht aufwiegt, aber in den Hintergrund rückt. Seine Missetat ist nach gesetzlichen Begriffen gesühnt; und das Interessante seines Schicksals wäre ohne Sünde und ohne Sühne nicht gut möglich.
Georg Burckhard kannte die Stadt Berlin, wie sie vor fünfzig Jahren ausgesehen hatte. Gedachte er während seines langen dunklen Lebens dieser Stadt, so sah er eine von Fuhrwerken befahrene Straße, sah er das Ende der Stadt am Potsdamer Platz, erschien ihm Wagenrasseln wie großstädtisches Getöse. Fünfzig Jahre trug Burckhard das Bild, das ganz bestimmte Bild dieser Stadt im Bewußtsein. Verstieg er sich manchmal, an Fortschritt zu denken, las er in irgendeiner aufgegriffenen und zufällig in die Abgeschlossenheit hereingeflatterten Zeitung von technischen Erfindungen, so zauberte ihm die Phantasie ein vierstöckiges statt eines dreistöckigen Hauses vor, und sein Auge blickte ohne die Hilfe wachsender Wirklichkeiten ein Vehikel vielleicht, das sich selbst fortbewegte. Ein Vehikel, dessen Schnelligkeit der eines von vier, höchstens sechs Pferden gezogenen Wagens entsprach. Denn woran sollte sich sein Bewußtsein klammern als an den ihm vertrauten Maßstab? Ein Zugtier bedeutete ihm Schnelligkeit – nie hatte er gesehen, daß Menschen behender sein können als Hasen, Hirsche und Gazellen.
Plötzlich entstieg Burckhard der Stadtbahn und stand mitten im zwanzigsten Jahrhundert. Im zwanzigsten? Es müßte das vierzigste sein. Mindestens das vierzigste. Wie pfeilschnell, als wären sie abgeschossen worden, lebendige Geschosse, flitzten junge Menschen mit Zeitungen auf seltsam beflügelten Rädern aus blinkendem Stahl die Straßen kreuz und quer. Schwarze und braune, große und ganz winzige Wagen glit-

ten lautlos über das Pflaster. Ein Mann saß im Fond und lenkte ein Steuer, als befände er sich im Wannseeboot. Und drohende, tiefe und helle, klagende und warnende, quietschende, grollende, heisere, haßvolle Stimmen drangen aus den Kehlen dieser Wagen. Was riefen sie? Mit ihren fremden Stimmen? Was befahlen sie den Fußgängern? Alle verstanden es, nur Burckhard nicht. Eine ganz neue Sprache war auf der Welt, ein Verständigungsmittel, so selbstverständlich, als wäre es Deutsch – und es waren doch quälende, erschütternde Urlaute wie aus den Anfängen der Menschheit stammende, aus entschlafenen Urwäldern einer Tertiärzeit. Der blieb stehen, und jener rannte rasch, sein Leben gleichsam an der Brust bergend, mit eingeklammerten Armen quer über den Damm. Am Potsdamer Platz war nicht Ende mehr, sondern Mitte. Ein klagender Ton, der Trompete eines Schutzmanns entströmt, befahl Halt und Vorwärts, eine Volksversammlung von Straßenbahnen, Wagen, die gewissermaßen einander die Brustkörbe platt drücken, ein Geflimmer von Tönen, eine geräuschvolle, rauschende, brausende Buntheit, rote und gelbe und violette Schreie.
Und wie ein Netz von Drähten über den Häuptern aller ein kreuz und quer bestrichener Himmel, als hätte ein Ingenieur seine verrückten Pläne auf einen Bogen Äther gezeichnet. Legte man das Ohr an eine Stange, summten fremde Stimmen darin, Gespensterstimmen, als schrien irgendwo in Afrika ganz wilde Völkerstämme im Taumel eines Blutrausches oder eines göttlichen Festes, und hier in Berlin hörte man sie.
Georg Burckhard bekam von mir eine Untergrundbahnfahrkarte, stand ratlos auf dem Perron, ließ sich hineinschieben in einen Zug und glaubte, die Unterwelt wäre verrückt geworden. Schliefen die Toten noch ruhig? Schepperten nicht tote Knochen in den Gräbern? Teilte sich das Getöse eines Zuges ihrer Stummheit mit? Wie kam es, daß die Oberwelt nicht einstürzte? Mußte nicht jedesmal der Asphalt zersplittern und Tausende Menschen, Wagen, Pferde, Drähte und alle Seltsamkeiten hinabstürzen lassen?
Georg Burckhard, der Siebzigjährige, geht wie ein Jüngling durch die Welt. Er will arbeiten. Energie, die fünfzig Jahre schlafen mußte, drängt aus dem Körper. Wer wird's ihm glauben? Mitten in der Rastlosigkeit darf man nicht stillestehen. Stirbt er? Steht er vor dem Grabe? Das Erlebnis des Jahrhunderts spottet menschlicher Gesetze. Das Erlebnis besiegt den Tod. Der Eroberung der Stadt folgt Eroberung der

Arbeit. Der Mensch, zwischen Maschinen gestellt, muß Maschine werden. Die galvanisierten siebzig Jahre zappeln, trommeln, schütteln. Burckhard muß arbeiten.

Berliner Börsen-Courier, 20. 7. 1922

»FEDORA«

Residenztheater

Wegen Mangels zugkräftiger Theaterstücke für die Sommersaison »läuft« »Fedora« jetzt auf der Bühne des Residenztheaters, mit Tilla Durieux in der Hauptrolle. Ihr liegt es ob, die Aufführung des Stückes zu entschuldigen – und indem die Direktion auf dem Theaterzettel ankündigt: »Tilla Durieux in ›Fedora‹«, will sie zum Ausdruck bringen, daß sie ohne diese Schaupsielerin niemals auf den Sardou gekommen wäre. Somit ist des Zuschauers Aufmerksamkeit von vornherein auf das Spiel der Durieux beschränkt – und Sardou wird zur Kenntnis genommen wie eine bittere Notwendigkeit.
Die Frage ist nun die, ob es der Durieux gelingt, den Autor und seinen Reißer halb vergessen zu machen; der Gestalt der Fedora jene künstlerische Bedeutsamkeit zu verleihen, die Sardou nicht geahnt hat; das Stück zum Vorwand für eine Rolle, ihre Rolle, zu machen und seinen Wert herabzumindern, um sein Dasein zu retten.
Das gelang der Durieux nur in dem Maße, in dem sich überhaupt künstlerische Wirkung von dem Anlaß zu trennen vermag, der sie auslöste. Das ist bei einem Techniker wie Sardou, bei dem Leidenschaften errechnete Pointen sind, sehr schwierig. Gelegentlich vergaß man, wenn die Durieux weinte, daß des Autors klügelndes Raffinement diesen Ausbruch verlangt. Es weinte ein Mensch, ein Weib. Aber oft und oft behinderten die Gesetze dieser Welt Sardous Welt, in der die Konvenienz die gleiche Rolle spielt wie das Gefühl, des letzteren vollkommen freie Entfaltung. Die technische Einstellung des Autors rief mehr technische als rein künstlerische Einstellung des Schauspielers hervor, und man merkte Absicht, wo sie störte; wie zum Beispiel in der letzten Szene, in der Sterbeszene, in der Tilla Durieux einen meisterhaften Vergiftungstod vorspielte – naturalistische Nuancen nicht verschmähend.

Waldemar Staegemann, seit Jahren zum ersten Mal wieder auf der Schauspiel-Bühne – eine Art Sensation in der Sensation –, gab einen rundlichen, wohl- und selbstgefälligen Grafen Ipanoff, einen leise lächselnden, dem man auf keinen Fall auch nur eine Spur von Russentum ansehen konnte. Else Wasa vermochte aus der gräflichen Witwe Soukareff ein leise ironisiertes, kokettes, naiv-raffiniertes *enfant terrible* zu machen.

Die Kammerdiener (Regie Karl Kahlmann) standen Kammerdiener aus dem Panoptikum gleich, starr, stumm, und die Würde war gewissermaßen aus Pappe. (Georg Wiczorek machte einen echten russischen Kutscher.)

Berliner Börsen-Courier, 22. 7. 1922

VÖLKISCHE STUDENTEN UND VÖLKISCHES DEUTSCH

Den Studenten ist es verboten, in Marburg zu »tagen«. Sie »tagten« also in Würzburg. Sie behaupteten in Wulles »Deutschem Abendblatt«, daß »die Mehrzahl der Einberufer zwar das völkische Problem hochhalten« – eine akrobatische Leistung –, daß aber auch »die Andersdenkenden Sitz und Stimme haben«, was allerdings leichter ist als das Hochhalten eines Problems. Es berührt die Studenten »seltsam«, daß die Studentenschaften, die »vom Kultusminister öffentlich anerkannt sind« (auf Grund einer Verordnung des Ministers Haenisch), plötzlich nicht mehr »tagen« dürfen – und sie haben überdies »keine Veranlassung«, den Minister Haenisch »Antisemit zu nennen«. Und der Zweck des Studententages ist kein anderer, »als einen neuen Versuch zu machen, die Einigkeit wiederherzustellen«. Die akrobatischen Leistungen steigern sich: Denn ist es schon sehr umständlich, ein Problem hochzuhalten, so übertrifft die Fähigkeit, gleichzeitig auch die Einigkeit wiederherzustellen, alles bisher im Varieté Dagewesene.

Ich habe nie begriffen, wozu deutsche Studenten auch noch »tagen«, da sie doch ohnehin müde sein müßten von den vielen durchwachten Nächten. Jetzt aber wissen wir es: Sie wollen die Einigkeit wiederherstellen, und sie haben eine »Mehrzahl, die das völkische Problem

hochhalten«. Vom Standpunkt der deutschen Grammatik ist die »Mehrzahl« (auch eine völkische) zwar eine Einzahl, die also ein Problem (und wäre es noch so schwer) nicht »hoch*halten*«, sondern hoch*hält*. Da aber die Kenntnis der deutschen Sprache gewöhnlich jenen »Andersdenkenden« eigen ist, die nur »Sitz und Stimme« haben, und ferner all jenen Unterrichtsministern, die die Studenten »Antisemit zu nennen keine Veranlassung haben«, wollen wir diesmal die körperliche Geschicklichkeit, die sich im Hochhalten des Problems kundgibt, statt jeder sprachlichen Genauigkeit gelten lassen – vorausgesetzt, daß die Studenten von ihren Versuchen, »die Einigkeit wiederherzustellen«, schleunigst ablassen. Allein, sie werden nicht! Sie verwahren sich dagegen, daß ihnen »zerstörende Gedanken untergeschoben werden«. Wie soll man da noch ein Problem hochhalten, wenn einem fortwährend ein zerstörender Gedanke nach dem andern untergeschoben wird? Die Mehrzahl, um im Stil des Völkischen zu bleiben, »halten« das nicht aus.

Die Mehrzahl »tagen« also und machen redlich den Versuch, die Einigkeit wiederherzustellen. Welche Einigkeit? Mit den »Andersdenkenden«? Mit der deutschen Spache? Mit den »alten Herren«? Etwa Einigkeit zwischen dem Rektor der Berliner Universität und der Republik? Zwischen den akademischen Behörden und den wegen einer Feier für die Republik relegierten Studenten? Zwischen Dühringer und Wulle? Zwischen Biertimpf, dem Defraudanten – der alle seine Kameraden übertraf, indem er, völkisches Problem *und* Kasse hochhaltend, den Rektor fast genau so empört hat wie eine republikanische Demonstration –, und den Hohenzollern? Einigkeit zwischen Rossner und den Antisemiten?

Welche Einigkeit wollten die Studenten in Würzburg wiederherstellen? Waren wir schlecht informiert? Gab es denn überhaupt eine Uneinigkeit zwischen Ankermann und dem deutschnationalen Parteibüro? Irgendeine Uneinigkeit muß da gewesen sein, denn die Studenten schreien: »Im Interesse des Staatskommissars für öffentliche Ordnung müssen wir annehmen, daß seinen Schritten völlig falsche Informationen durch eine Seite zugrunde liegen, die daran interessiert ist, die Zerrissenheit andauern zu lassen.« Den Schritten des Kommissars liegen also durch eine Seite Informationen zugrunde? Wie können Sie da noch schreiten, Herr Weismann?...

Vorwärts, 25.7.1922

PERSÖNLICHKEITSRECHT

Bemerkungen zum Prozeß Wilhelm II. gegen Ludwig

Der Prozeß Kaiser Wilhelms gegen den Verfasser des Bismarckdramas, Emil Ludwig, ließ eine Frage zurück, deren Bedeutung groß, aber anscheinend unerkannt, weil unerörtert ist. Eine Frage, die ihre eigene Bejahung schon in ihrer Existenz enthält und die täglich praktisch entschieden wird, ohne daß ihrer Entscheidung theoretisch zugestimmt würde. Es ist die Frage: Hat eine Persönlichkeit, die der Öffentlichkeit angehört, das Recht, eine öffentliche Behandlung ihrer selbst »in Wort, Schrift und Bild« zu verbieten, oder nicht?

Das ist sozusagen die passive Form dieser Frage. In dieser Fassung bleibt sie eine mehr juridische als philosophische. Allgemeine Bedeutung erhält sie erst in der aktiven Form: Hat ein Schriftsteller (ein Maler, ein Photograph) das Recht, lebende Persönlichkeiten, die der Öffentlichkeit angehören, öffentlich zu behandeln, oder nicht?

Ein Gericht, das über diese Frage zu entscheiden hätte, setzte allerdings ebenso literarische Einstellung wie juridische Vorbildung voraus. Dann müßte es sich *für* das Recht des Schriftstellers (Malers, Redners, Photograhen) entscheiden, den formenden »Stoff« nicht nach dessen zufälligem Zusammenhang mit einer persönlichen Gegenwärtigkeit zu wählen, sondern nach seinen sachlichen Möglichkeiten. Es müßte entscheiden, daß die künstlerische (wissenschaftliche) Behandlung eines Lebenden von historischer Position nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten ist. Denn nur das materielle Leben des Bedeutungslosen genießt – es ist eine Ironie – von Rechts wegen den Schutz des Gesetzes. Seine Gewöhnlichkeit (mit Namen und Stand) in das öffentliche Leben zu zerren wäre nutzlos und grausam. Des Historischen reale Lebendigkeit aber ist dem Wirkungsgebiet der Gesetze entrückt, weil seine geistige Existenz sich über Gesetz und geltenden Brauch erhob. (Ob es wissentlich oder ungewollt geschah, ist nebensächlich. Ob ihn Verdienst oder blinder Zufall an erhabenen Platz gestellt hat – er büßt immer nur für die erlittene Erhabenheit.)

Ausnahmen verpflichten – in größerem Maße jene, die sie begehen, als die Umwelt. Wollte ein Künstler dieses oder jenes bekannte Warenhaus Berlins behandeln – es wäre lächerlich, wenn der Besitzer den Verfasser wegen »Geschäftsschädigung« verklagte, weil hier und dort

eine Stelle im Werk als abfällige Bemerkung ausgelegt werden könnte. Das Typische sowohl wie das Einzigartige haben allgemeine Bedeutung gewonnen. Haben auf ihr privates Dasein verzichtet und sind Bestandteile des öffentlichen Lebens geworden. Wir dürfen den berühmten Dichter, den Politiker photographieren wie den Kirchturm. Das Ragende ist Objekt für den Künstler: Erscheinung.
Tragik der Berühmtheit: Die Persönlichkeit hat die Freude ihrer Tage, den Frieden ihrer Nächte verkauft und ihr primitives »Persönlichkeitsrecht«. Sie lebt im Ruhm wie in einem Glaskasten: allezeit und allen sichtbar, ohne Zuflucht und Versteck. Flucht ist ihr verboten – nur Einsamkeit ohne Alleinsein gestattet. Die nebensächliche Bewegung wie die bedeutungsvolle Geste unterliegen ständiger Kontrolle.

Empfindlichkeit sträubt sich gegen das Wissen um Intimität und Verborgenheit historisch Bedeutsamer. Kleinlicher Eifer kümmerlichen Forschertums enthüllt Nebensächliches mit überflüssigem Pathos. Nicht jeder gelüftete Vorgang offenbart eine wertvolle Gewißheit. Ginge es den beruflichen Winkelspähern mehr um die Bedeutung des Fundes als um einen Fund überhaupt – die »Stoffhuber« der Wissenschaft hätten den Spott nicht zu fürchten. Allein, die Technik ihres Handwerks verführt zu inhaltslosem Tun. Und wenn sie lange mit gieriger Hand nach Schätzen gegraben haben, sind sie froh, Regenwürmer zu finden. Sie desavouieren ihr Gewerbe in dem Maße, daß der dem Menschen angeborene Hang, Intimes zu erfahren, einer sehr begreiflichen Teilnahmslosigkeit gewichen ist.
Wir haben eine solche Menge emsig nach Kleinigkeiten forschender Biographen, daß sie das Interesse für Biographien fast ertöten. Sie tragen die Schuld an einer Menschheit, die unbeteiligt am rein Persönlichen der Geschichte vorbeigeht und die Beziehungen zwischen Menschlichkeiten und die Haupt- und Staatsaktionen übersieht.
Allerdings tragen auch die Bedeutenden einen Teil der Schuld an dieser ihrer beziehungslosen Fremdheit zur lebenden Gegenwart. Sie leiden unter einer naiven (und versöhnenden) »Scheu vor der Öffentlichkeit«. Sie sehen nicht, daß das Fehlen körperlicher Wechselwirkung dem Werk schadet, an dem sie arbeiten. Man muß, im nüchtern-wirklichen Sinn: *dasein*, in der Mitte sein, um den Hauch lebender Kräfte zu fühlen und befruchtet zu werden. Wir haben viele sozusagen abseitsstehende Mittelpunkte.

Nicht zuletzt ist deshalb die oft zitierte »Kluft« zwischen Geistigen und Volk vorhanden. Eine unverstandene Literatur – und eine populäre Reiselektüre. Eine Politik – und eine Bierbankpolitik. Ein Theater – und ein Dilettantentheater. Eine darstellende Kunst – und eine Ansichtskartenkunst: von allen Kulturerscheinungen zwei verschiedene Ausgaben.
Deshalb ist jeder Versuch, das historisch Gewordene menschlich zu beleben, dankbar anzuerkennen. Nicht zu oft ist es versucht worden, sondern zu wenig. Auch der – vielleicht schmerzlich – Beteiligte müßte wissen, daß es sich um Volkserziehung handelt – sogar durch das Mittel der – ach! wie verpönten – »Sensation«. In Paris hätte der Prozeß eines früheren Kaisers die halbe Bevölkerung herbeigelockt. In Berlin genügten ein kleiner Gerichtssaal und eine einzige Zuhörerbank. Neugier ist nicht immer schimpflich. Das »Interessante« kann auch lehrreich sein.

Der Beteiligte aber muß sich zu trösten wissen. Ihm hat das Schicksal Unsterblichkeit verliehen, oft sogar unverdiente. Er ist »Stoff« geworden, Erscheinung, Material. Ob er Werkzeug der Geschichte war oder ihr Meister, Objekt oder Subjekt, negativ oder positiv, schädlich oder segensreich – er gehört der Öffentlichkeit.
Tragik der Berühmtheit, aber auch ihr Vorteil. Denn wer nun einmal zur Kenntnis genommen hat, daß er beachtet wird, richtet sich sein Betragen danach ein. Schlummert das eigene Gewissen, so wacht das der andern.
Ehrgeiz eines Gipfels: auf unerreichbarer Höh' zu bleiben – weil er weithin sichtbar ist.

Berliner Börsen-Courier, 30. 7. 1922

RICHARD-OSWALD-LICHTSPIELE

»Wem nie durch Liebe Leid geschah« ist der Film eines ungenannten Verfassers. In diesem Falle wäre es gut, ihn zu kennen, nicht nur, weil er wahrscheinlich in der Hauptsache für den unmöglichen Titel verantwortlich ist, sondern weil sein Manuskript (ausnahmsweise) in einem

hohen Grade Voraussetzung für die Mängel des Films ist. Hier hätte kein Regisseur mildern, ausgleichen, besser machen können, weil der Inhalt nicht nebensächlich ist, sondern die Regie von vornherein.
Es ist ein Zirkusfilm, wir haben mehrere dieser Art – der vollkommenste dürfte der schon zwei Jahre alte nach dem Baugschen Roman hergestellte (»Die vier Teufel«) sein. Das Milieu ist immer wieder interessant, und es wäre möglich, originelle Wirkungen aus ihm zu holen – auch wenn man nicht, mit überflüssiger Häufung von Überraschungen, aus dem Helden, dem Artisten Alfredo, einen im ersten Moment über die Entdeckung eines ungeahnten Adels verblüfften, später nach traditioneller Manier edelmütig auf Rang und Geld verzichtenden Grafen gemacht hätte.
Die Tendenz des Verfassers, es bei dem an sich sensationellen Stoff (Zirkus) nicht bewenden zu lassen, sondern auch noch eine höchst geheimnisvolle Abstammungsaffäre offenbar nur deshalb in den Film zu mischen, weil – »Zirkus allein schon oft dagewesen ist«, mußte die Regie von vornherein schwer belasten. Es galt, das Schwergewicht des Geschehens zu verteilen, da es nicht um einen Mittelpunkt rotierte. Nach der Hauptsensation (ein Schuß soll losgehen, der den Artisten töten könnte, Rettung im letzten Moment) hinkte die ärmliche Enthüllung von der gräflichen Abstammung kläglich nach. Der Held war nicht »Artist« allein – er war auch »Graf«. Da beide bestimmte *Filmtypen* sind, deren obligatorische Umrisse für den Schauspieler Johannes *Riemann* feststehende Ausdrucksformen sind, gelang es ihm nicht, einen gräflichen Artisten zu spielen. Er spielte einen Artisten, der glücklich ist, ein Graf zu sein, der sich besinnt, daß es nun zu spät ist, die überlieferte Grafengestalt zu spielen, und der gewissermaßen infolge schauspielerischer Unmöglichkeit auf Adel und Besitz zugunsten seines Sohnes verzichtet. (Den wird Herr Riemann wieder spielen können – der wird nun nichts mehr als Graf sein.) Regie führte Heinz *Scholl*, die Photographie Fritz Arno *Wagners* ist gut.

Berliner Börsen-Courier, 1. 8. 1922

SONNTAGSREITER

Die Reiter reiten, trab, trab, den Kurfürstendamm entlang.
Sie kommen am Sonntagmorgen aus dem Tattersall, wo sie herdenweise gezüchtet werden, und reiten in der Mitte des Kurfürstendamms auf knirschendem Kies, erhobenen Hauptes, ragend bis an das Verdeck der Autobusse und die gestutzten Kronen ausgerichteter Bäume.
Die Hausärzte lehren, das Reiten sei gesund, und nach den wochentäglichen Turnübungen auf der Dollarkursschaukel eine wohltätige gymnastische Abwechslung. Körperliches Fett, das sich unheimlich verzinste, nimmt ab wie der Markwert. Der Mensch reitet sich sozusagen alle Zuckerprozente herunter.
Unübertrefflichen Glanzes, spiegeln die lackierten Stiefel staunende Angesichter der Fußgänger wider und die ganze, bis zur Kniehöhe reichende Umgebung. Kühl und hart schmiegt sich Lack an die Weichen des Rosses – symbolisches Gleichnis liebevoller Unterdrückung.
Der Reiter, erhaben über die Umwelt, von vier fremden Füßen getragen, plaudert mit dem Herrn zur Rechten. Unmöglich, ein Wort zu verstehen. Die Leute spazieren geradeaus in die Luft höherer Regionen. Wovon mögen sie wohl reden? Von Rollmöpsen, freibleibenden, lagernd im Danziger Hafen? Von Zoll und Fracht und Dividenden und mattem Verlauf der New Yorker Börse? Von Gesetzen zum Schutz der Republik, der Hoffnungen berittener Untertanen zerstört? Von der großen Zeit der Lieferanten, die Heu lieferten und Pferde, Kanonen und Menschenzubehör? Vom Konkurs in Amsterdam, vom Kaiser in Doorn? Von ihren eigenen Erinnerungen an den Kronprinzen oder von denen Rosners?
Es muß ganz wunderbar sein, aus der Höhe ritterlicher Sicherheit ungehört sprechen zu können und im Rhythmus sanfter Rossehufe Fett und Ärger vom Herzen zu schütten. Die Pferde bemühen sich, leise aufzutreten, als hätten sie sich Gummiabsätze an die Hufe genagelt. Sie bleiben im Schritt und achten gegenseitig streng darauf. Wenn eines aus dem Schritt fällt, ist es unsterblich blamiert. Sie nicken alle mit den Köpfen, es ist, als wollten sie unaufhörlich »ja« sagen. Ich glaube, sie sind glücklich, von Herrschaften geritten zu werden und Scheuklappen zu tragen. Auf keinem Proleten der Welt läßt sich so trefflich reiten.

Die Herrschaften reiten, gemächlichen Trabes, in den Tiergarten. Frische Morgenkühle, die den Schläfer auf der Bank weckte, umfächelt ihre Häupter. Frech und ahnungslos läßt ein Spatz auf die muskelgepolsterte Herrenschulter wohlverdaute Regenwürmer fallen. Die Hand, im hohen Lederhandschuh steckend, strafft die Zügel. Gekrümmte Schenkel nähern die blanken Sporen bedenklich dem braunen Pferdeleib. Trab wandelt sich in Galopp.
Da, hart am Rande der Allee, steht ein Zeitungshändler. Die Herrschaften reiten im Schritt. Eine Hand aus gelbem Wildleder streckt sich dem Morgenblatt entgegen, entfaltet es, und der Blick sucht zwischen Spalten in Petit die Obligationen der Bagdadbahn. Aus wochentäglicher Niederung ist das Geschäft emporgehoben in ritterliche Höhe.
Zwischen dunklem Grün, von ferne her, grüßt der weiße Marmorsommerhut der Kaiserin Auguste Viktoria.

Vorwärts, 2. 8. 1922

NACHRUF AUF DEN LIEBEN LESER

Eine Kunde, bei der niemand zu erschrecken braucht:
Der liebe Leser ist gestorben. Es leben nur noch Leser schlechthin.
Die Autoren, die ihn einst geschaffen, haben ihn rücksichtslos verschwinden lassen. Er lebte jahrhundertelang. Ein Sammelbegriff, unsichtbar, unhörbar, mit keinem Sinn zu erfassen und dennoch gegenwärtig. Bestandteil einer Vorstellungswelt, dennoch wirklich und leibhaftig. Tausendgestaltig, veränderlich und trotzdem konstant. Literarische Entwicklungen überlebte er hartnäckig. Generationen von Schriftstellern starben dahin in Vergessenheit, ewige Werke zerfielen in Staub – der liebe Leser lebte.
Er lebte als Objekt einer ständigen Apostrophierung, dienstbereit in der Einsamkeit des Schaffenden nahm er Körper an und vermittelte Außenwelt, stellte lauschende Zuhörerschaft dar und füllte mit nahezu leiblicher Wärme die kühl isolierte Welt des Dichters aus.
Jetzt ist er tot, und die Dichter schreien ihre Verse in eine taubstumme Leere. Sie rufen wie in einen verhexten Wald, aus dem kein Echo kom-

men kann, und ihre Worte erstarren oder zerstäuben in viele Millionen Atome und gehen in die Bestandteile der Luft ein und wandeln sich in Elektrizität, Wolken, Wasser, Atmosphäre.

Der Leser schlechthin, der Leser ohne Attribut, nimmt das Wort nur in der gedruckten Gestalt auf, Produkt aus Papier und Druckerschwärze, und fügt es seinem Bewußtsein ein oder vergißt es im Drange der Geschäfte. Um den Spender des Worts trägt er keine Sorge. Er kennt den Erzeuger der geistigen Ware nicht, die er im Laden gekauft hat. Er kennt doch auch den Namen des Fabrikanten nicht, dessen Seife er erstanden hat. Der Leser ohne Attribut kauft Worte, wenn er Bedarf hat.

Der liebe Leser aber war anders. Über zehntausend Meilen hinweg korrespondierte seine treue Seele mit dem Dichter. Der saß in beneidenswerter Dachkammerabgeschiedenheit und wußte, daß sein Einfall, kaum geboren, schon bereitwilligen Empfang erwarten darf, herzliches Gehör und liebende Umarmung. Flink schrieb er ihn nieder. Und in diesem Augenblick erzitterte ahnungsvoll das Herz des lieben Lesers und bereitete sich vor auf das Wort, in Sehnsucht und Ergebenheit.

Verschiedentlich konnte er aussehen, der liebe Leser: Er konnte jünger sein oder älter, bärtig und bartlos, männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, sanftmütig, zornig, gelassen oder hastig. Irgendwo war er nur Leser, nichts als lieber Leser. Man schrieb für ihn und kannte ihn. Für ihn produzierte man wie auf Bestellung. Er war »Kundschaft«, treu oder treulos, aber immmer lieb.

Die Apostrophierung überlebte allerdings noch lange Jahre ihr Objekt. Der liebe Leser war schon längere Zeit verschollen, und man rief ihn immer noch an. Er stand in der Zeile wie ein ausgewanderter Abonnent im alten Telephonbuch. Man rief ihn an, und nichts meldete sich.

Eine Floskel war er geworden, eine Redewendung, eine Formel, eine Apostrophierungshülse ohne Inhalt. Eine rhetorische Überflüssigkeit. Ein rhythmischer Luxus.

Als die Schriftsteller die Vergeblichkeit ihrer Anschlußbemühungen, spät genug, feststellten, hörten sie auf, verschollene Namen zu rufen, und wurden zurückhaltend, kühl und sachlich.

Manchmal ruft hier und dort einer noch den lieben Leser an, aber es ist nur Ironie, Folge verdrängter und durch Scham gehemmter Herzlichkeit. Eine Anrufung des lieben Lesers bedeutet gerade das Gegenteil, etwa: Du bist mir ein lieber Leser!!!

Es gibt nur noch Leser.

Seitdem er sein schönes Attribut abgelegt hat, ist der Leser Empfänger ohne Widerhall. Fertiges Wort mißt er kühl und wägend, und entscheidend ist sein Bedarf (an Gedanken, Wärme, Gefühl, Psychologie) für den Ankauf.
Er liebt den Autor nicht und nicht dessen Erzeugnis. Er braucht es oder braucht es nicht. (Meist braucht er es nicht.) Infolgedessen ist das Persönliche überflüssig. Eine private Wendung wirkt wie eine verletzende Intimität. Kleine Menschlichkeit, die sich verrät, nimmt Dimensionen einer unpassenden Beichte an. Ein nebensächliches Geständnis ist wie eine plump herausgeschriene Verschwiegenheit.
Der Tod des »lieben Lesers« bedeutet Stilwandlung von Grund aus. Ein Emblem ist verschwunden – aber es bedeutet Änderung des Systems. Es bedeutet Bruch mit der »romantischen Ironie«, die den Erzeuger höher werten ließ als das Werk. Drängte sich überall zwischen den Zeilen das Angesicht des Dichters auf wie diesem in seinem Manuskript jenes liebe des Lesers, so verfällt heute nichts so sehr der Lächerlichkeit wie das Verraten seines Gesichtszuges. Statt des menschlichen Merkmals wünschen wir Merkmale der Persönlichkeit. Das Biographische des Schöpfers, von ihm getrennt und unabhängig, aus seinem Werk verschwunden (und überflüssig, insofern es vorhanden), verfiel dem besonderen Gebiet forschender Wissenschaft oder illustrierter Zeitschrift.
Dem lieben Leser durfte ein Interesse für den Rock des Dichters und seine familiären Verhältnisse noch zugemutet werden. Dem Leser ohne Attribut nicht. Jener konnte sich noch »seinen Dichter« vorstellen, wie er lebt, ißt und trinkt. Diesen kümmert höchstens das Porträt des Dichters in der Wochenschrift.
Hat sich so der Leser gewandelt – der Schriftsteller hielt nicht mit ihm Schritt. Während er noch für den lieben Leser schreibt – auch, wenn er ihn nicht apostrophiert –, wird er von der neuen Generation mißverstanden. Erntet er Undank, so kann er sich nicht mit vollem Recht beklagen.
»Stil« wird bestimmt durch das Verhältnis des Schaffenden zur Umwelt. Änderung des Stils bedeutet Änderung dieses Verhältnisses.
In der Literatur wird vergeblich um passenden Ausdruck gerungen werden – so lange, als man nicht erkannt haben wird, daß die Welt andere Stimmen zu vernehmen geboren ist, als die zu ihr dringen.
Spricht etwa der Erfinder eines modernen Apparates durch sein Werk

Menschliches? Erkennt man das Angesicht des Ingenieurs aus der Maschine, die er erbaut hat? Wo verrät sich sein Privates? Wo offenbart er Geheimes? Kennt sein technisches Erzeugnis den Schnörkel? Hat er den Ehrgeiz, persönlich zu wirken?

Dem Dichter aber haftet die »romantische Ironie« ewig an. Das Wort, blutvoller, menschlicher als Eisen, Stahl und Rad, verrät immer die Menschlichkeit seiner Entstehungsstätte.

Der neue Stil wird aus der gewaltsamen Verdrängung der privaten Menschlichkeit aus dem Werk erstehen. In hundert Jahren wird man vielleicht der Sitte spotten, die einem Dichter befahl, sich auf die Bühne führen zu lassen zum Zweck einer Verbeugung und persönlichen Reverenz vor gesammeltem Premierenpublikum. Beklatschte es seine zufällige und nebensächliche menschliche Erscheinung? Es lobte nur sein Werk. Seine Neugier, den Schöpfer zu sehen, war nur momentan und irrtümliches Hängen an alter Tradition.

Die Öffentlichkeit muß diese ihre Neugier dämpfen, um den Schaffenden nicht zu irritieren, der bereits im Begriff ist, ganz hinter seinem Werk zu verschwinden. Der »liebe Leser« muß gewissermaßen seine eigene Richtexistenz bescheinigen.

Berliner Börsen-Courier, 6. 8. 1922

PARADOXIE

Entlehntes Motto: »Das Lamm spricht: Wer dieses Buch ernst nimmt, der will, daß ich mich über ihn lustig mache.«

Dieser Satz steht in dem Buch, das Veranlassung nachfolgender Bemerkungen ist, nicht etwa am Anfang, sondern am Ende. Ein Buch, dessen Zweck Paradoxie um jeden Preis, dessen Spott nicht kühn genug ist, um auf eine Entschuldigung in Form eines Mottos zu verzichten, trägt dieses natürlich nicht am Anfang, sondern am Schluß. Trotzdem bleibt ein Motto auch auf der allerletzten Seite ein Motto, und eine Entschuldigung, die sich die Ausdrucksform eines kraftvollen Übermuts geliehen hat, verrät, daß sie einer Unsicherheit entstammt. Es besteht nicht die Gefahr, daß jemand »dieses Buch ernst nimmt«, es

besteht nur die sehr geringe Gefahr, daß der Verfasser sich über jemanden »lustig machen« könnte. Diese Gefahr ist schon deshalb gering, weil es kaum jemanden gibt, über den sich der Verfasser nicht bereits lustig gemacht hätte – wie eben das Buch beweist. (Ewald Gerhard *Seeliger* ist der Verfasser, das Buch heißt »Handbuch des Schwindels« und ist im Münchner Weltbücherverlag erschienen.) Aber das Buch beweist auch, wie wenig gefährlich dieses Sich-lustig-Machen des Autors sein kann. Denn der Spötter von Beruf unterscheidet sich vom pastoralen Philister nur in der Ausdrucksweise. Der blind Gläubige und der wahllos Höhnische sind einander näher verwandt, als sie beide zugeben wollen. Der eine ist ebensowenig kritisch wie der andere. Ob man einen Zylinder trägt oder eine Narrenkappe ist eigentlich nur Sache des persönlichen Geschmacks. Zwischen jenem, der jede Erscheinung mit frommen Sprüchlein, und dem andern, der sie mit Schellenklingeln begleitet, ist ein geringer Unterschied: ein akustischer.

Es gibt ein Philisterium der Boheme. Wenn der Bohemien traditiongewordene Laune zum Lebensgesetz erhebt, gleicht er dem Spießer, der innerhalb der Schranken seiner gesellschaftlichen Welt zu bleiben ängstlich bemüht ist. Ein Mensch, der nur aus Opposition Schnaps trinkt und Arbeit meidet, ist ein »umgekehrter« Spießer. Wenn der Herr Seeliger höhnt, hört man fast einen autoritätsgläubigen Toren predigen. Wie der Bohemien ein Philister wird, wenn er Gesetzlosigkeit in starres Gesetz wandet, so wird der Satiriker ein Pathetiker, wenn er den Spott zum Prinzip erhebt.

Der Verfasser gibt in seinem »Handbuch des Schwindels« eine Art Lexikon, ein alphabetisch geordnetes. Es beginnt mit dem Wort »Adam«: »Adam nicht der erste Mensch, sondern der erste Sklave.« Es schließt mit der Erläuterung des Wortes: »Zwist«: »Zwist, Uneinigkeit, Streit. Da die freie Menschheit die Zerdenkung jeder Streitmöglichkeit ist...« Die Erklärung für das Wort »Zerdenkung« aber fehlt in diesem Lexikon.

Es ist, als wäre das Alphabet dazu da, Satire zu veranlassen. Als wären die Begriffe dazu da, die Namen, die Worte und die Dinge: *Facile est, satiram scribere* (»Es ist leicht, eine Satire zu schreiben«) wäre ein passendes Motto für Seeligers »Handbuch«. Nichts leichter, als zum Beispiel »Zeremonie« so zu erläutern: »Feierlicher Volksbeschummlungstrimm, hoch kirchlich-staatliche Faxenmacherei.« Wem erzählt

es der Seeliger? Um wieviel mehr Verdienst erwürbe er sich, wenn er uns sagen würde, was das ist, ein »Beschmummelungs*trimm*«? »Philosophie« ist »Wortglauberei, Denkzauberei, Danebendenkerei, Wahrheitsverbauerei. Alle Philosophen von Plato bis Nietzsche waren Verzapfer von Falschgedanken.« – »Pogrom« ist »westöstliche und nordsüdliche Menschenmetzelei, staatliches Judenschlachtfest«. Von den zwei hier zitierten Erläuterungen ist die erste kühn, die zweite billig. Wenn der Verfasser glaubt, daß seine Drohung mit dem Spott jemanden hindern könnten, das Buch (nicht »ernst«, sondern) lächerlich zu nehmen, so irrt er. Das »Pogrom« kann er zwar billig erklären, aber richtig. Die »Philosophie« kühn, aber falsch. Wenn er zum Schluß wünschte, man möchte beides nicht »ernst nehmen«, so bittet er nicht nur die Philosophen um Verzeihung, sondern auch die Pogromisten...

Mag man aber immer noch glauben, dem Autor sei schließlich »alles egal« und alles nur geschaffen, um in seinem »Handbuch« Aufnahme zu finden, so wird man doch schwerlich annehmen dürfen, daß ihm auch – Ewald Gerhard Seeliger gleichgültig ist. Denn noch vor Shakespeare, der vom gerechten Alphabet auf Seite 171 versetzt wurde, liest man auf Seite 170 folgendes über den Verfasser: »Seeliger, Ewald Gerhard (abgekürzt Ewiger), der allergewöhnlichste Mensch, der denkbar gemeinste, lächerlichste, lustigste Kerl, der richtig verrückte Dichter, der allervergnügteste Wahrheitssucher, -zusammenerfinder, -aufschreiber und -sprecher... der Zweihänder ohne Widerspruch.« Und das soll ihm einer *nicht* glauben!...

Man entgeht der Lächerlichkeit nicht, wenn man sich selbst lächerlich macht. Selbstironie ist noch kein Schutz vor fremder. Wer höhnend über sich selbst spricht, beweist noch lange nicht, daß er klug ist.

Es ist ein Zeichen der künstlerisch impotenten Zeit, daß ihre Künstler Werke schaffen, um diese scheinbar zu negieren. Wenn sie nach einer hemmungslos hervorgestrudelten Arbeit durch einen (noch so guten) Witz ausdrücken wollen, daß die Arbeit lächerlich, vergeblich oder gar nichtexistent ist, so gleichen sie einem, der mit einem Kieselstein über ein beschriebenes Blatt Papier streicht und dann behauptet, er hätte alles wegradiert. Auch die witzkräftige Impotenz ist aufdringlich. Auch jene, die unaufhörlich versichert, sie stünde selbst weit über dem Zeug, das sie hervorgebracht hat. Sie versichert es so lange, daß sie in den Verdacht gerät, sie hätte sich auf alle Fälle gegen jeden Angriff

versichern wollen. Und auch, wenn man seine eigene Schwäche ironisiert, hat man sie noch nicht aus der Welt geschafft...

Berliner Börsen-Courier, 13. 8. 1922

DAS GEHEIMNIS VON SPANDAU

Spandau ist eine Festung. Wer es noch nicht gewußt hat, erfährt es auf der Fahrt dorthin. Er sieht durch die trüben Scheiben der Straßenbahnwagen Reste einer alten Festungsmauer und fühlt, wenn er ein Patriot ist, heilige Schauer der Vergangenheit durch jene Schießluken und -scharten wehen, durch die einstmals spähender Blick und vernichtendes Geschoß flogen.

Schließt der Betrachter aus solchen mörderischen Zeichen verschwundener Zeit, daß Spandau eine Festung *gewesen* ist, so ist sein Schluß falsch. Spandau ist immer noch eine Festung. Spandau hat eine eigene »Festungsverwaltung« und eigene Pionieroffiziere, Stabsoffiziere von Rang, getreue und bezahlte Hüter einer toten Sache. Die Festung ist heute nutzlos, war es schon im Kriege, was macht man auch mit einer Festung in Spandau? Ist sie ein Schutz gegen die Einwanderung unerwünschter Elemente aus dem Osten? Will man etwa aus den Spandauer Schießscharten mit Haubitzen auf jüdische Hausierer aus Lublin schießen?

Vielleicht hatte die Festung noch einen kümmerlichen Sinn, als der *französische Goldschatz* im *Juliusturm* lag. Heute ist der Juliusturm leer; mit dem Goldschatz hat man einst den Krieg verlängert.

Das *Geheimnis von Spandau*, muß man wissen, ist aber noch heute der *Juliusturm*.

Er sieht bescheiden und unscheinbar aus, fällt höchstens dank seiner Plumpheit auf und erinnert im Aussehen an ein steil aufgerichtetes übergroßes Schießrohr einer steinalten Kanone.

Man geht durch zwei, drei Straßen, um in seine Nähe zu gelangen. Die Straßen sind weit, aber grau, es sind Straßen einer modernen Fabrikstadt, in der die Baumeister auf Hygiene achten und der Betrieb ihre Bemühungen zuschanden macht. Diese Straßen, in denen die Sauberkeit nichts hilft, weil sie die Folgen der Arbeit nicht aufheben kann.

Die Straßen mit viel Luft, aber mit viel rußiger, rauchgeschwängerter Luft. Mit viel Licht, aber mit viel verschleiertem Licht. Mit einem hier und dort auftauchenden Grün, das blaß und grau wird von den Milliarden Staubmolekülen, mit denen die großen Schornsteine Spandauer Lungen füttern. Und mitten zwischen ganz gewöhnlichen Häusern, an deren Fenstern intime Bettwäsche veröffentlich wird und Familienreste sich lüften, mitten zwischen einer sehr armen Alltäglichkeit steht breit und plebejisch das *Geheimnis von Spandau*: der *Juliusturm.*
Er ist ungefähr drei Stockwerke hoch und so dick, daß ihn eine aus zwanzig Männern gebildete Kette umfassen könnte. Aus einfachen Quadersteinen ist er errichtet, kunstlos und zweckmäßig.
Lange Jahre lag drinnen der neuzeitliche Nibelungenschatz des deutschen Volkes. Dreißig goldene Millionen bargen sich im Innern des Juliusturmes. Von seinem Anblick ging jener geheimnisvolle Schauer aus, der alles umweht, was Geld besitzt. Er war gewissermaßen der Stolz der Nation.
Ich sah mir lange diesen Juliusturm an. Er lebt von seiner goldenen Vergangenheit. Zeichen einer glorarmen Gegenwart, wird er immer noch von der Festungskommandantur gehütet, als hätte er noch was in seinem Bauch, symbolisch für die Als-ob-Weltanschauung einer Menschheit, die Gefäße ohne Inhalt bewacht, ausgehöhlte Schalen, in ihrer stummen Ergebenheit rührend, traurig auch in ihrer Gedankenlosigkeit. Der Juliusturm ist sozusagen der Klageturm von Spandau.
Sein Eingeweide besteht aus einer Wendeltreppe. Möglich, daß noch ein paar Pulverfässer einer Zeit harren, in der sie explodieren dürfen.
Was ist Gefährliches an einer Wendeltreppe? An Pulverfässern, denen es verboten ist zu explodieren?
Manchmal bekommt man eine unbezwingliche Neugier, einen hohlen Turm zu beschauen. Man könnte dann vielleicht aufklären, von Nachteulen erzählen, schlafenden Fledermäusen, verschwundenem Abglanz goldener Millionen.
Die Festungsbauverwaltung Spandau aber schreibt:

> Auf Ihre Eingabe vom ... teilt Ihnen die Festungsbauverwaltung mit, daß eine *Besichtigung des Juliusturms aus militärischen Gründen nicht gestattet* ist.
>
> (Unleserliche Unterschrift)
> Oberstleutnant
> Pionieroffizier der Festung

Befürchtet man eine Belagerung Spandaus, der königlichen Festung? Glaubt man etwa, daß die deutsche Republik Anstalten macht, sie zu erobern?

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 19. 9. 1922

DER GUT ANGEZOGENE HERR

Der gut angezogene Herr kommt bereits in den Zonen der gemäßigten Bourgeoisie vor. In zahlreichen Exemplaren und verschiedenen Schattierungen ist er in den Straßen Berlins zu sehen und in den Modejournalen, in denen geistige Arbeiter sozusagen aus der Not der deutschen Presse die Tugenden des gut angezogenen Herrn herauszuschlagen bemüht sind.

Der gut angezogene Herr unseres Jahrhunderts schont seine Schultern gegen Druck einer eventuellen Verantwortung durch die sorgliche Schicht an entsprechender Stelle eingenähter Watteline. Dadurch erweckt sein Oberkörper den Eindruck einer knockout-trotzenden Männlichkeit.

Der kurze Halskragen, den fürchterlich auf- und abrollenden Adamsapfel freilassend, weist mit zwei scharfen Spitzen in das Innere der Weste.

Der »Selbstbinder« hat häufig die auffallende Färbung eines künstlich mit Lineal und Zirkel gezeichneten Feuersalamanders.

Auf dem Kopf trägt der gut angezogene Herr einen breitrandigen Filzhut, dessen Mitte von einer im inneren Hohlraum sitzenden Schnalle zusammengehalten wird.

Ein seidenes Taschentuch lugt mit violetter Leiste aus der linken oberen Rocktasche.

Abwärts verjüngt sich der gut angezogene Herr. Seine Hose, um die Oberschenkel noch schlotternd, wird schmal in der Nähe des violett bekleideten und über dem Halbschuh sich erhebenden Fußknöchels.

Die Kürze der Hose mildert den gewalttätigen Eindruck des oberen Menschen und reduziert gerechterweise die Persönlichkeit zum Jüngling, der den Kinderhosen kaum entwachsen ist.

Die Halbstiefel sind gelb und braun und haben flache Absätze, die den gut angezogenen Herrn zwingen, sein Schwergewicht der Ferse anzuvertrauen. Das übt er mit Eleganz und Ausdauer in vielen abendlichen Foxtrottstunden. Denn das Natürliche verschmäht er gewiß, würde es ihm nicht auf dem Umweg über die Mode beigebracht.

So schiebt der gut angezogene Herr über die Straße mit rudernden Armen, die die Ähnlichkeit seiner spitzen Schnabelschuhe mit Kähnen bedeutend verstärken. Rehlederne Handschuhe von kanariengelber, geradezu zwitschernder Farbe verbergen die polierte Manikürtheit seiner restlos untätigen Hände. Von seiner Handschuh-Arbeit lebt der gut angezogene Herr.

Mit Vorliebe läßt er sich auf aussichtsreichen Caféterrassen nieder und, wenn es kälter wird, in der Fensterecke hinter einer glatten Spiegelscheibe, durch die er gern die Welt betrachtet. Da sieht er einen humpelnden Krüppel, dort einen blinden Bettler, drüben eine hastende Näherin. Diese könnte man ansprechen, jene beschenken. Ein Blick auf die Wärmeskala der Devisen im eben erschienenen Abendblatt überzeugt ihn von der Sicherheit seines Wohlergehens. In zeitlicher Parallele zum Dollar macht er Karriere. Die Sträflichkeit seines Lebens ist niemals strafbar.

Skeptisch blättert er in den Journalen der eleganten Welt, deren Gegenstand er selbst ist. Was soll er ihnen für die Wintermode vorschreiben, auf daß sie es ihm wieder vorschreiben? Sollen die Kragenspitzen noch mehr auseinanderstehen? Soll ein buntes oder einfaches Band den Hut zieren? Zwischen einer perl- und einer dunkelgrauen Hose schwankt er unentschieden, bis ihn der Klang seines Leibtwosteps aus fruchtlosem Sinnen reißt.

Seine Gedanken wandern Marys seidenen Strümpfen entgegen, die er in dieser Saison zu lieben gedenkt.

Vorwärts, 20. 9. 1922

DIE GRAUE KARTE

Ein Wohnungsamt, von dem wenige wissen – Aus- und Inländer
Wo man noch ansteht

Niemand weiß, woher sie kam, die graue Karte. Niemand weiß, wann sie kam. Plötzlich war sie da. In dem entlegensten Winkel eines verstaubten Bürokratenhirns oder in der ehrgeizigen Brust eines, der sich hervortun wollte, entstand der Gedanke, an irgendeinem grünen Tisch wuchs die Karte und ward groß.
Die graue Karte ist sozusagen – hier sei eine poetische Farbenblindheit gestattet – der gelbe Fleck der Ausländer. Niemand weiß, wozu sie gut ist. Denn die Ausländer erkennt man erstens an der Valuta – wenn schon an nichts anderem –, und zweitens hegen nur wenige Ausländer den Ehrgeiz, sich ausgerechnet durch jene graue Karte kenntlich zu machen.
Aber selbst wenn sie den Ehrgeiz hätten, so verspürten sie doch bei der niedrigen Temperatur und der Trostlosigkeit eines Berliner Innere-Stadt-Morgens wenig Lust, in den Besitz einer so hohen Auszeichnung, wie es die graue Karte ist, zu gelangen. Sie ziehen es vor, entweder einen Rechtsvertreter oder eine Vermieterin oder einen anderen Inländer, der für gutes, fremdes Geld seine eigene Nachtruhe opfert, in die Neue Friedrichstraße 80 zu schicken. Am liebsten kümmern sie sich gar nicht um die graue Karte. Denn es steht sonderbar um die Erlässe und Verfügungen der Berliner Behörden: Wenn man sie ignoriert, schaden sie nichts. (Das wissen nur die Berliner noch nicht.)
Sagte ich »Nachtruhe«?
Jawohl. Denn das Wohnungsamt in der Neuen Friedrichstraße hat seine Amtsstunden nur von acht bis elf Uhr morgens bzw. vormittags. Und man muß um *halb sieben Uhr früh* vor den verschlossenen Toren des Wohnungsamtes stehen, um gegen *neun* Uhr »abgefertigt« werden zu können.
Nur wer aus Interesse an den Leiden der europäischen Menschheit und ohne private Anliegen zu haben sich um halb sieben Uhr früh vor ein verschlossenes Wohnungsamt begibt, vermag die traurige Poesie eines Berliner Morgens zu verspüren. In der Luft schweben noch Stimmen von gestern, der Klang eines betrunken torkelnden Schritts, das fast menschliche Ächzen eines schweren Lastfuhrwerks, an dessen rück-

wärtiger Seite ein trauriges Nachtlämpchen baumelt wie ein armes halbausgeronnenes Aug'. Ein übernächtigter Schutzmann fröstelt und versucht vergeblich, sich im aufgeschlagenen Mantelkragen zu verbergen. Arbeiter schreiten mit schweren Füßen zur Fabrik. Straßenmädchen lugen mit der Kraft letzter Hoffnung nach zahlungsfähigen Passanten. Um diese Zeit schlurfen *die ersten Petenten* vor das Wohnungsamt. Es gehört zu den ungeschriebenen Gesetzen jeder »Ansteherei«, daß ihre Opfer nicht Wohlhabende sind, sondern durchwegs Mittellose. Ob du nun Menschen vor einem Milchladen siehst oder vor einem Paßbüro – es sind immer Schlechtgekleidete, Verhungerte, Abgehärmte. Geheimnisvoll bleibt es immer, woher die Gutangezogenen ihre Paßvisa und ihre graue Karten und ihre Milch hernehmen. Vor dem Wohnungsamt in der Neuen Friedrichstraße 80 sehe ich von acht wartenden Personen eine asthmatische Frau, ein altes verhutzeltes Weiblein, einen blassen Studenten in abgeschabter Pelerine und nur einen gutgekleideten und wohlgenährten jungen Ausländer. Die andern vier waren Arbeitslose, die schweigsam Pfeife rauchen.
Erst gegen *sieben* Uhr fordert ein Portier freundlich auf, in Paaren *anzustehen*. (Man entsinnt sich jener trübseligen Morgenstunden in Kasernenhöfen, in denen man zähne- und menageschüsselklappernd auf ein vaterländisches Frühstück wartete.) Gegen halb acht kommt ein Bürodiener und mustert die Wartenden. Er kann nichts dafür, der Arme, daß er an einen Feldwebel gemahnt, der seine Rekruten beäugt. Zehn Minuten später tritt ein älterer Herr mit Würde an den Portier und fragt nach dem *Schlüssel*. Der ältere Herr hat bereits auf der Treppe ein trauriges Kanzlistenantlitz angeschnallt. Diese Miene ist für jeden Beamten ungefähr das, was die Dienstpistole für den Schutzmann, der seine Runde antritt. Dann hat der Dienst begonnen.
Jener zu strengem Musterblick verdammte Bürodiener fängt an, die Wartenden zu sondern in *In- und Ausländer*. Dann begibt er sich zum ersten Menschenpaar, das die Reihe der Wartenden anführt, und sagt zu den beiden mit einer Stimme, die Auszeichnung und Anerkennung verrät: »So, jetzt gehn Sie die Treppe hinauf!« Und es ist, als hätte er gesagt: »So, jetzt holen Sie sich Ihren Hosenbandorden!«
Die Menschen setzen sich in Bewegung: Die Alte humpelt, die Asthmatische keucht, der Student hustet, und die Arbeitslosen dämpfen scheu ihre Pfeifen. Und dann steht man vor einem Tisch, kramt Papiere aus, antwortet, wird belehrt. Es ist wie bei einem Examen.

Rechts von mir antwortet ein Ausländer auf die Frage »Wieviel zahlen Sie?« mit der Auskunft *»150 Mark täglich«*. Und links von mir der Student: *»600 Mark monatlich.«* Eine Vermieterin meldet stolz ihren Amerikaner an. Der Beamte wird feierlich. »Wieviel Zimmer?« »Drei, bitte!« »Wieviel zahlt er?« *»Das weiß ich noch nicht.«* (Die Alte hat Angst.) Der Beamte malt ein Fragezeichen. In dem Augenblick, da die Reihe an mich kommt, ziehe ich mich unauffällig zurück.
Jeder ausländische Aftermieter erhält eine graue Karte. Auf der steht es schwarz auf grau, daß er zwei oder drei Zimmer bewohnen darf, solange es ihm die – Polizei gestattet. Mit dieser Karte muß er sich in das Wohnungsamt seines Bezirks begeben. Dort wird ihm diese Erlaubnis bestätigt.
Ist diese graue Karte eine Kontrolle? Kann nicht ein Mieter etwa nur ein Zimmer anmelden und zwei bewohnen? Ist das Bezirkswohnungsamt nicht eher imstande, die Kontrolle im beschränkteren Kreise auszuüben? Und kann die Zentralstelle, wenn sie schon ein paar überzählige Beamte ernähren soll, nicht acht Stunden täglich arbeiten wie jeder Mensch in Deutschland? Und wozu müssen die Inländer um fünf Uhr morgens in ihrem Schlaf gestört werden – dem einzigen Genuß, den sich ein Deutscher noch leisten kann? Und weshalb wurde die Einführung dieser grauen Karte nicht so veröffentlicht, daß alle Polizeiämter davon erfuhren? Weshalb schicken die Polizeireviere alle, die sich anmelden, ins Bezirkswohnungsamt, damit sie von dort aus erst – zu spät – in die Neue Friedrichstraße geschickt werden? Und weshalb das alles zu so mitternächtiger Zeit? Haben die Beamten noch eine Nebenbeschäftigung?
Das Publikum auch!

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 21. 9. 1922

KUNST DES IRRSINNS

Die Leipziger Ausstellung – Sexual-Pathologie – Kälte-Fetischismus Geisteskranke Indianer

Leipzig

In diesen Tagen ist im Anschluß an den Naturforscherkongreß in *Leipzig* eine nur von Fachleuten besuchte, von der Öffentlichkeit wenig wahrgenommene *Ausstellung* zu sehen. Ihretwegen fuhr ich nach Leipzig.

Wer nicht gewußt hat, daß Etappen und Ergebnisse kühl forschender Wissenschaft auch den wissenschaftlich Unbeteiligten erschüttern können, der erfuhr es in dieser Ausstellung: Sie enthält *Bilder von Geisteskranken*, in verschiedenen Irrenanstalten der Welt verfertigte. Unmittelbare Beichten ahnungslos Gewordener und also der Genialität angenäherter Seelen; Geständnisse, bis zur Schamlosigkeit nackte; Kundgebungen hilflos und genialisch entblößter Wesen; Urschreie einer Menschheit, die vielleicht – wer kennt die Irrgesetze geistiger Entwicklung – den Kreis vermeintlichen Wachstums vollendet haben und zum Ursprung zurückgekehrt sind.

Die Bilder und Zeichnungen dieser Wahnsinnigen sind manchmal technisch unbeholfen und oft wieder von unglaublicher Formvollendung.

Aber in den kindlichen wie in den sicheren Darbietungen kündet sich das Geheimnis künstlerischen Schaffens so unmittelbar an, daß die billig gewordene Wendung: Genie und Irrsinn sich mit unabweislicher Notwendigkeit dem Bewußtsein aufdrängt. Vor diesen Bildern sucht man nach Bezeichnungen – vergeblich –, um zu erkennen, daß Sprachlosigkeit hier das Angemessene ist.

Den interessantesten Teil der Ausstellung bildet das *sexual-pathologische Kabinett*. Hier befinden sich Zeichnungen geisteskranker Perverser. Ein 66jähriger Weber zeichnet phallische Grotesken; nackte Männer mit übergroßen Geschlechtsteilen; ein Bild, betitelt: »Aus dem Schlafzimmer eines Sadisten«, zeigt den fürchterlichen, etwa nach des Frauenmörders Großmann Art zerstückelten Frauenkörper. Die Zeichnung eines an *Haftpsychose* erkrankten Invertierten stellt einen Tisch dar, an dem ein Mann sitzt und mit Augen, in denen nicht einmal mehr eine Leere ist, auf abgeschlagene und in Schüsseln steckende

Männerhäupter starrt. Und wie manchmal der Hohn als letzter Überrest der Vernunft in einem verwüsteten Gehirn lebendig und zeugend bleibt, ist an einem Bild zu sehen, das *»Der Offizier«* heißt. Da steht ein nackter Mann mit Offizierskappe und Monokel und einem um den nackten Leib geschlungenen *Säbel.* In seinem Antlitz ist eine fast tragisch geistlose Strenge, ein erschütternd forsches Draufgängertum, und seines Leibes wie seines Wesens Mittelpunkt und alleiniger Zweck ist – das Geschlecht.

An *Schizophrenie* Erkrankte malten möglichst bunte Bilder in violetten, melancholischen Farben. Ein *Kältefetischist* malt zwei nackte Gestalten in einem Baderaum: Der Mann läßt über das gebückte Weib eine Dusche niedergehen.

Ein Bild dessen »Inhalt« – um einen rationellen Begriff anzuwenden – nicht deutbar ist, trägt den peinlichen Titel: *»Das Schweißwunder in der Einlagesohle«.* Es zeigt die Form einer üblichen Schuhsohle, auf der sich unzusammenhängende, aber im einzelnen überwältigend groteske Zeichnungen befinden. Darunter die Anmerkung:

»Wenn man das obere Bild umkehrt, erhält man das untere.«

Ein Leipziger Dienstmann namens Oskar *Herzberg* war 65 Jahre alt und an Schizophrenie erkrankt. Er malte Illustrationen zu Grimmschen Märchen, das heißt, er dichtete die Märchen um. Indem er ahnungslos das Gesetz der zeitlichen Folge ignorierte und alle Begebenheiten auf einmal darzustellen versuchte, wuchs in ihm ein eigener Schöpfergeist, und er dichtete mit Pinsel und Stift. Dichtete einen wunderbaren Märchenwald voller Kerzentannen, eine Sonne, deren Glanz kein Schatten was anhaben kann und die, unbekümmert um physikalische Gesetze, ihre Strahlen schnurstracks gewissermaßen dem Wald durch den Bauch rennt. Und ein Rotkäppchen und einen Wolf, der kein Wolf ist, von dem doch jeder weiß, daß er *das* Ungeheuer ist, der Inbegriff des Ungeheuers.

Federzeichnungen *geisteskranker Indianer*; Bilder eines Verrückten, der die schädlichen Folgen des *Ritualmords* zu erläutern versucht; Visionen Ehrgeiziger; die mit Urin und Exkrementen und Ölfarben hergestellten Bilder eines an *dementia praecox* erkrankten Tapezierers, der die Läuterung der Menschheit durch Behandlung mit Absonderungen menschlicher Körper herbeiführen will; hebräische Schriften aus der Irrenanstalt Ezret Nashim in Jerusalem; alles das verschwindet fast neben den Federzeichnungen eines Paralytikers. Sein Zyklus heißt: *»Der*

Krieg, wie ich ihn sah« – und erschütternder hat niemals jemand den Krieg gesehen. Der Künstler heißt Arnold *Schütze*, war von Beruf Maschinensteiger in einem Saarbergwerk und niemals selbst im Krieg. Aber wie jener Leidensgenosse und Kollege, der den Offizier in seiner geschlechtlich brutalen Nacktheit erkannt hatte, so erkannte dieser Maschinensteiger den Krieg: Da jagt der berittene Tod eine Herde stupider, brüchiger Greise und Kinder, da steht mächtig vor kolossalen Maschinen der Kapitalismus mit dem Antlitz einer Maschine, mit Kinnladen aus Eisen, mit Augen aus gefrorenem Blei und einer Nase, die wie ein eiserner Hebel aussieht, und hält in eisernen Fäusten – es ist der Griff der Maschine – zwei Kinder. Die Bilder dieses Paralytikers sind die »vernünftigsten«, das heißt die im Alltagssinn verständlichen. Dieser Paralytiker war keiner. *Wir* waren die Paralytiker.
Ich komme aus dieser Ausstellung in die Leipziger Straßen, die zum Teil alt und eng sind und in denen sich die Menschen mit neuzeitlicher Großstadteile fortbewegen. Ihre Bewegungen sind in kein Verhältnis zu den Straßen zu bringen. Und ich sehe Straßen, Menschen, Häuser, fühle ihre Schnellwut, ihren Verfolgungswahn und diesen Strudel, der sich berlinisch gebärdet. Es bleibt nur noch die banale, oft getane Frage: Wo sind die Verrückten?

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 23. 9. 1922

WIE ICH LEIPZIG SAH

Leipzig ist eine ältere Stadt mit literarischer Vergangenheit, vielen Denkmälern, bejahrten Häusern und jenen Winkeln, in deren historischem Spinngewebe deutsche Feuilletonisten sich häufig fangen. (Dann sagen sie »lauschig«.)
Die Stadt befindet sich, wie angedeutet, auf einem ansehnlichen Niveau, ein paar erhebliche Meilen über dem Kulturmeeresspiegel Berlin, wenn man von Adolph Bartels, dem Brühl und der Universität absieht. Einige Meßpaläste, kommerzielle Tempel, deren allergrößter der Hauptbahnhof ist, der zoologische Garten, der Kakadu und das Panorama, das fast mit einem Kaffeehaus zu verwechseln ist, durfte ich besichtigen. Ich konnte feststellen, daß Leipzig wirklich zu jenen Zen-

tren wirtschaftlichen Lebens gehört, die man mit Recht Brennpunkte nennt.
Was den Zeitpunkt meiner Reise betrifft, so hatte ich entschieden Glück. Ich geriet zwischen den Naturforscherkongreß und das Neujahrsfest der Juden. Beide Ereignisse hingen durch die Erörterung der Relativitätstheorie zusammen. Die Feiertage machten sich durch ein Abflauen auf dem Devisenmarkt bemerkbar. An die Naturforscher wurde ich erinnert, als ich nachts »Deutschland über alles« singen hörte, die Sven-Hedin-Hymne der deutschen Republik.

Dem Reisenden, der durch das Coupéfenster blickt, kündigt sich Leipzig schon von weitem durch das Völkerschlachtdenkmal an. An ihm gemessen, erscheinen sogar die vertikal gesammelten Werke des oben erwähnten Adolph Bartels klein.
Beim Anblick des Völkerschlachtdenkmals fällt mir ein, daß Leipzig die literarische Kornkammer der deutschen Länder ist. Von dieser Stadt aus gehen Lektüre und Lexikon in die Welt. Sie eigentlich machte das deutsche Reich zum Land der meisten Alphabeten. Aus ihren Brüsten träufelt Druckerschwärze, von der wir leben. Hier blüht die fruchtbare Philipp-Reclam-Züchterei – und die Brühlmotten, aus heimatlichem Pelzfutter von fürsorglichen Kaufleuten vertrieben, nähren sich von papiernen Brockhäusern, die dem Antiquariat anheimfallen.
So sieht man denn in den Leipziger Schaufenstern Füchse, Kaninchen, Kierkegaard, Aage Madelung und Maulwürfe.
Ganze Straßenzüge sind wie Inseratenspalten, und die Stadt macht den Eindruck einer Sonntagsnummer der *Leipziger Neuesten*.

Der Brühl scheint mir das zu sein, was man die Pulsader der Stadt nennt, und die Rauchwaren sind sozusagen die Pulswärmer.
Semiten und Arier bringen hier ihre Kaninchen ins Trockene und weiden friedlich nebeneinander mit Wolfs- und Lammfellen.
Geräuschvoll werden Pfunde in Dollars umgerechnet und umgekehrt – und die Straße ist erfüllt vom Echo der Handbewegungen.
Es gibt in Leipzig eine alte Brühl-Generation und eine junge. Die alte ist abonniert auf das *Israelitische Wochenblatt*, die junge liest den *Drachen* und als Pendant den *Junggesellen*.
Die junge Brühl-Generation hat bei der alten den Achtstundentag

durchgesetzt und bewegt sich flanierend in den Straßen Leipzigs, sobald die Bogenlampen erglommen sind.
Auch sitzen sie in den Auslagefenstern von Fleische – so heißt eine Konditorei, die ich beinahe mit einem Damen- und Herrenmodesalon verwechselt hätte.

Den Charakter und die Gesinnung einer deutschen Stadt lernt man in der Nacht kennen. Und auch die Polizei.
In der Nacht besteht Leipzig aus Rathenaumördern und solchen, die es werden wollen. Drei Nächte hintereinander hörte ich Studententrupps durch die Straßen ziehen. Sie kamen aus dem Goldhahngäßchen, wo sich der »Taubenschlag« befindet. Die germanische Jugend schrie: Nieder mit der Judenrepublik. Ebert ist ein Schwein.
An die hundert Leipziger gingen vorbei und ließen sich's gefallen. Ein Schutzmann pendelte auf und ab, königliche Gesinnungswatte in den Ohren.
Ein Arbeiter erklärte mir, die Studenten vom »Taubenschlag« seien die nächtlichen Beherrscher Leipzigs.
Ich bewundere heute noch den Freimut, mit dem sich der Leipziger Nationalismus zur Prostitution bekennt. Das Goldhahngäßchen ist die bekannte Bordellgasse Leipzigs.

Von den modernen Leipziger Denkmälern, die noch nicht im Reiseführer stehen, erwähne ich Hans Reimann, der augenblicklich im Kabarett einer fernen Provinz aufgestellt ist.
Ferner Hans Bauer, der sonntags im Café Bittner ohne Entree vom Kellner gezeigt wird.
Das Schillerdenkmal dagegen ist von kitschfeindlichen Bubenhänden verunziert worden. Gott spricht in Leipzig durch die Hände der Kinder.

Leipziger Mittag, 2. 10. 1922

Leipziger Prozess gegen die Rathenau-Mörder

DIE DREIZEHN

Leipzig

Um ½8 Uhr morgens schon eine recht ansehnliche Kette im Korridor des Reichsgerichts Wartender; um 8 Uhr lebhaftes Gewimmel auf dem herrschaftlich breiten Platz vor dem Reichsgericht; hastende Berichterstatter mit Brieftaschen; schrille Radfahrer; feierliche Polizisten mit Pickelhauben; zur Verstärkung heranziehende Schutzpolizei; Rechtsanwälte in Automobilen und Richter zu Fuß.

Gegen ½9 Uhr fährt, unbeachtet von Passanten, der *Wagen mit den Gefangenen* vor. Durch die Gitter des Wagens blinkt die Helmspitze eines Justizsoldaten. Man erhascht wie im Flug ein bleiches Jungengesicht. Der Wagen rollt durch ein Seitentor ins Gebäude des Reichsgerichts.

Der Saal, in dem die Verhandlung stattfindet, ist überflüssig mit Kaiserbildern tapeziert. Ölgemalte Zeugen der vergangenen Epoche, sprechen sie vielleicht für die Angeklagten, indem sie sie entschuldigen.

Der gemalte Purpur und die zerfetzten Kleidungsstücke Rathenaus – ein Kontrast und ein Kausalzusammenhang zugleich.

Die Angeklagten sitzen, von Polizei flankiert, von den Rechtsanwälten sozusagen geschützt, gegen den Staatsanwalt. Der sitzt hager und etwas vorgeneigt, in strenges Richterrot eingefaßt, und wenn er sich erhebt und spricht, hat seine Stimme einen scharfen Akzent, einen schneidenden Ernst, eine Würde, hinter der die Drohung immer nur auf den geeigneten Moment wartet.

Leise, glättend, sozusagen Menschlichkeit und Verständnis in die geladene Atmosphäre des Saales streuend, sitzt der Vorsitzende in der Mitte. Seine Stimme rechnet nicht mit den sechshundert Zuhörern, nicht mit dem Umfang des Raumes. Sie ist nur für die Richter bestimmt, eine private Stimme, ein Organ für Unterredungen im gelehrten Zirkel.

Zahlreich sind die Verteidiger. Sie sitzen in schwarzen Talaren und ersetzen, was ihnen an dem feierlichen Rot der Richter abgeht, durch eine ausgiebigere Rhetorik. Ihre Stimmen wollen gehört werden. Ihre Handbewegungen haben geradezu akustische Wirkungen.
Preisgegeben den Blicken der sechshundert, auf erhöhtem Podium, freies Wild der Zeichner und Photographen, sitzen die *dreizehn Angeklagten*. Ihre Gesichter bartlos und ohne Geist, Nasen, die unreif in die Höhe zielen, typische Primanernasen, mit Ausnahme jener des Tillessen und des Studenten Günther. Tillessen, Kapitänleutnant, Held eines Seekampfes, Retter zweier Menschenleben, wie er selbstbewußt erzählt, hat einen brutalen Zug um den Mund und eine leise Schlauheit im Auge. Günther, der Typus des armen Studenten aus der Provinz, bebrillt, zur Fettleibigkeit neigend, der Intellektuelle unter den Mördern. Armselige Mörder, deren Intellektualität so geistesabwesend aussieht!
Den Brüdern *Techow* wendet sich die allgemeine Aufmerksamkeit zu. Der Lenker des Autos hat breite Schultern, einen kleinen Kopf, was seine Gestalt noch kräftiger erscheinen läßt, ein leeres Gesicht, eine stramme Haltung. Der Mann, wie ihn der selige Kapp brauchen konnte. Ein völkischer Knappe, halbgebildet, mit auswendig gelerntem Lebenslauf, ihn wie in der Offiziersschule leiernd.
Sein jüngerer Bruder, weicher im Gesichtsausdruck, von einer fast herzbeklemmenden Unfertigkeit, mit runden Bewegungen, wie er sich in der Anklagebank Notizen auf ein Blatt Papier kritzelt; es ist, als säße er in der Schulbank und zeichnete verbotene Dinge, die der Herr Klassenlehrer nicht sehen darf.
Nur *Schütt* und *Diestel*, Kaufleute mit Schmissen auf den Backen, sind unbegreiflicherweise in diese Gesellschaft geraten. Junge Naseweise konnten sie dazu bringen, Kappen zu verbrennen, gefährlichen Unsinn mitzumachen, verführte Senioren, die sie sind, Abonnenten der Deutschen Tageszeitung.
Um 4 Uhr ist die Sitzung zu Ende. Als der letzte der Angeklagten geht *Niedrig* aus dem Saal, der »Detektiv«, der wegen schweren Diebstahls gesessen hat. Ein höhnischer Zufall bezeichnete ihn mit diesem Namen. Niedrig schleicht aus dem Gerichtssaal und sieht sich ängstlich um, als wäre er selbst seine eigene personifizierte Reminiszenz.
Der erste Tag des Prozesses bringt übrigens eine tragikomische Episode. Ein offenbar verrückter Mann will der Presse eine Sensation of-

fenbaren. Mit redseligen Armen flattert er auf einen Berichterstatter zu und erklärt ihm, daß Rathenau nur ermordet wurde, damit eine wichtige Gründung in England nicht bekannt würde. Der Berichterstatter schickt den Mann zum Verteidiger Techows.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 4. 10. 1922

DIE PISTOLE

Leipzig

Der örtliche und sachliche Mittelpunkt des zweiten Prozeßtages war die *Mordwaffe*, mit der Rathenau erschossen wurde. Jene Maschinenpistole, fürchterliche Erfindung unseres Jahrhunderts, die genauso schnell schießt wie ein Maschinengewehr und die jetzt, in ein *Corpus delicti* verwandelt, geradezu harmlos auf dem Tisch vor den Richtern liegt. Sie hat die Größe eines üblichen Karabiners, ihr Lauf beziehungsweise Laufschutz ist mit Löchern versehen und macht den Eindruck eines zylinderförmigen Siebes. Mit gleichgültiger Miene blicken die Angeklagten auf die Waffe, als wäre sie ein nebensächliches Küchengerät und nicht jenes Instrument, mit dem sie angeblich die Befreiung der Nation vollführen wollten. Gleichgültig erörtert *Techow* die Schnelligkeit dieser Waffe wie ein Sachverständiger im Schießfach, und um den Mund des Herrn Kapitänleutnants Tillessen liegt ein Lächeln der Verachtung für alle jene friedlichen Menschen im Saal, die so gar keine Ahnung haben von Waffen und Heldentaten.

Diese Waffe auf dem Richtertisch macht sichtlich auf alle Zuhörer und Richter und Verteidiger einen tiefen Eindruck. Die Unruhe im Saal verstärkt sich, das Publikum drängt vor. Ein Stuhlrücken fängt an, und die Aussagen des Angeklagten und die Fragen des Vorsitzenden ertrinken in der allgemeinen Aufregung. Die Berichterstatter rücken vor, erheben sich von den Stühlen und stehen in einer dichten Gruppe, möglichst nahe den Richtern. Das Mordinstrument ruht in schrecklicher Schweigsamkeit und legt Zeugenschaft ab für den Ermordeten, dessen tätliche Ursache es selbst war.

Merkwürdig, daß die Sachverständigkeit des Mörders sofort aufhört, wenn das Thema politisch wird. Da vernimmt man, daß er überzeugt

war von Rathenaus Zugehörigkeit zu den 300 Weisen von Zion, von der Verlobung seiner Schwester mit Radek, vom »schleichenden Bolschewismus« und von der Schädlichkeit des Judentums. Von den zahlreichen Schriften Rathenaus hat er zwar nichts gelesen, weil ihn die Schießwissenschaft mehr interessierte, aber nicht einmal seine totale Unwissenheit zuzugeben ist er mutig genug. Einen einzigen Aufsatz von Rathenau will er gelesen haben, und zwar in Hardens »Zukunft«, deren Mitarbeiter Rathenau seit mehr als zehn Jahren nicht mehr war. Wozu lesen? Wozu sich überzeugen? Lieber gleich morden, was leichter ist.

Die übrigen Angeklagten sitzen ruhig da, während Techow erzählt. Von Zeit zu Zeit tauschen sie Bemerkungen aus, der jüngere Techow mit Niedrig, dem Dieb und »Detektiv«. Plötzlich gebeut es diese Kadettenehre, sich mit vorbestraften Menschen zu unterhalten, wenn sie nur bereit waren zu morden. Wo ist die Standesehre hin? Wo die Satzungen des Deutschen Offizierbundes? Wo die Gesetze der Organisation Consul? Nationale Feiern sind jene Gelegenheiten, bei denen die Mordbuben miteinander bekannt werden. Der Student Günther und der junge Techow waren Schüler desselben Gymnasiums, aber Günther war Primaner, Techow kam in die Anfangsklasse. Da kam die Bismarck-Feier im Jahre 1919. Bei dieser Gelegenheit erinnern sich beide der gemeinsamen Schule. Der Ältere und das Kind. Sie kennen keine Altersunterschiede. Sie kennen nur Mörder.

Dieser kindische junge Techow ist übrigens in ärztlicher Beziehung ein interessantes Problem. Der Sachverständige, Hausarzt der Techows, folgert aus dem Umstand, daß der junge Hans Gerd eine von Geburt verkrüppelte Hand hat, auf eine allgemeine Schwäche, die sich in moralischer Hemmungslosigkeit kundgibt. Seine Rolle war die eines Boten, der den erwachsenen Spießgesellen gerade gut genug dünkte für kleinere Gänge, Bestellungen und so weiter. Zum Mörderhelfer taugte er gerade. Und in seinen Aussagen klingt heute noch eine leise Erbitterung durch, und ein wenig rächt er sich auch, wenn er mehr zugibt, als er dürfte, und den Verteidigern Striche durch die noch unbeglichene Rechnung macht. Es ist nicht so dumm, wie es aussieht, das Hänschen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 5. 10. 1922

»JAWOLL, HERR PRÄSIDENT!«

Leipzig

Die Geistigkeit des völkischen Nationalismus wird verkörpert in dem Studenten *Günther*, Hörer der Rechte, 26 Jahre alt, bebrillt, Typus des schlechtbezahlten Hauslehrers. Sein Verteidiger weiß von ihm so lächerliche Dinge zu berichten, und der junge Mann selbst spricht so geistesschwach, daß man dem Sachverständigen gern glauben würde, wenn er die halbe Unzurechnungsfähigkeit Günthers bescheinigt.

Er ist ein nationalistischer Schwachkopf mit akademischem Staatsbürgerrecht. Wäre nicht diese Rathenaugeschichte dazwischengekommen, oder am besten gar nicht die Revolution, so wäre dieser Mann ein wohlbestallter Assessor. Viele seinesgleichen schleichen im Lande umher und nähren sich von den Brocken, die der Vater Staat ihnen zuwirft.

Aber so trostlos auch die Geistesverfassung Günthers war, so hatte er doch einen ausgesprochenen Sinn für Eierhandgranaten, deren Wirklichkeit er heute leugnet. Die Rechtsanwälte bemühen sich, den Juristen Günther noch dümmer zu machen, als er schon ohnehin ist. Es gelingt ihnen. Alles kann man mit Günther machen.

Nach Günther folgt der Bankbeamte *v. Salomon*. Er lügt mit einer gewissen Sicherheit und Anmut sogar. Er befleißigt sich einer solchen Präzision, daß die Aussagen unmöglich wahr sein können.

Rathenau hat er zwar nicht gehaßt, aber die »Judenregierung« liebte er gerade nicht. Es ist überhaupt ein ganz eigenes Vergnügen, zu sehen, wie hier ein Gernegroß, ein Kapitänleutnantchen im besten Fall, ein Fähnrich, der doppelte Buchhalter einer Bank, vor dem zeremoniellen Forum des Staatsgerichtshofs schwere Worte aus der Brust schleudert wie zum Beispiel: »Ich bin ein Gegner der Regierung...« oder »Meine Stellung zum Kapp-Putsch...«

Das Deutsch dieser Leute ist papieren, bald und bald sentimental, und der Stil des ehemaligen Kaisers und jener des Kronprinzen-Rosner mischt sich ausgezeichnet in diesen Aussagen. Diese Menschen lieben das »Nationale« und meinen das Schießgewehr; sie arbeiten für die »nationale Sache« und meinen die Vorbereitung zum Mord...

Warnecke und *Ilsemann*: Zwei Jüngelchen, äußerlich einander ähnlich, aber im Wesen verschieden. Warneckes ganze Aussage besteht in einem fortwährend hervorgespritzen »Jawoll, Herr Präsident!«

Ilsemann betrachtet den Gerichtshof nicht als einen militärischen Appell, im Gegenteil: Er bereut sogar, soweit er seine Schuld zugibt. Manchmal verteidigt er sich und sagt: »Jawoll!« Mit zwei l. Dann entkleidet er die Worte allen militärischen Prunkes und kehrt in die zivile Gesinnung zurück.
Der Staatsanwalt war gestern schweigsamer denn je. Aber in den Falten seiner Toga schlummerte der gefährliche Vorsatz: Heute ist ein großer Tag. Die Vernehmung der von ihm geladenen Zeugen über die Geheimnisse der Organisation C.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 6. 10. 1922

DER PROZESS DER GEHEIMNISSE

Mit dem Hakenkreuz im Zuschauerraum – Das Publikum
Der Belastungszeuge

Leipzig

Das ist ein Prozeß mit dauernder Sensationsentfaltung. Unaufhörlich ist die Atmosphäre geladen, die Geheimnisse schweben scheinbar zum Greifen über dem Haupte wie die Früchte des Tantalus. Alles schwindet und verwandelt sich in hohle Spukgestalt, wenn man die Hand danach ausstreckt.
Die Sensationen sind nur äußerlich. Plötzlich ertönt die Stimme eines gewöhnlich schweigsamen Laienrichters, und alles rückt mit den Stühlen, um besser zu hören. Gestern wurde im Zuschauerraum ein Jüngling entdeckt, der im Knopfloch ein *Hakenkreuz* trug – offenbar aus völkischer Hochachtung vor dem Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik. Es war, wie man voraussehen konnte, der Sprößling eines Beamten, des Reichsgerichtsrats *Dr. Vogt*.
Immer noch liegt die *Maschinenpistole* vor den Richtern. Sie wird jeden Morgen fein säuberlich vom Gerichtssaalaufseher hereingebracht und mit einer respektvollen Handbewegung hingelegt und jeden Abend nach Schluß der Verhandlung von ebenso ehrfürchtigen Händen aufbewahrt.
Das Publikum wechselt nicht. Es ist immer das gleiche. Jeden Tag sehe

ich dieselbe ansehnliche blonde Frau in breiter Gemütsruhe ihre Stullen verzehren. Jeden Tag um die Mittagszeit knistert dasselbe Papier, und ein paar schmatzende Laute folgen mit unerbittlicher Notwendigkeit, während vorn grauenhafte Dinge kaltblütig vorgetragen werden.
Nur bei der Vernehmung des Garagenbesitzers *Schütt* kommt eine leise Heiterkeit auf. Schütt, ein ziemlich gedankenloser Westfale, groß, blond, mit Schmissen und einer Leutnantsvergangenheit versehen, pflegte viel in Likörstuben zu verkehren und alle Leute, mit denen er trank, nach Hause einzuladen. Seine Garage stand leer, und er trank. Er hat sich sozusagen in die Rathenauaffäre hineingetrunken.
Der Angeklagte *Voß*, ein ehemaliges Mitglied der Unabhängigen Partei, wie er sagt, hat einen sonderbaren Lebenslauf. Irgendwo wurde er verdächtigt, in einem Hotel einen weiblichen Unterrock gestohlen zu haben. Briefpapier und Kuverts trägt er immer in der Tasche, weil er – so viele Liebesbriefe schreibt. Alle Menschen kennen ihn, überall ist er gesehen worden, seine Persönlichkeit zieht gleichsam die kuriosesten Dinge an wie ein Magnet Eisensplitter.
Ein Zeuge wird mit großer Ungeduld erwartet. Es ist der vom Oberreichsanwalt angekündigte Belastungszeuge der Organisation C. Ihre Mystik, diese Kabbala nationalistischer Mordlust, ihre geheimen Wege und Zeichen enthüllt zu sehen, harrt der Saal in stetiger Spannung.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 7. 10. 1922

STAATSGERICHTSHOFLUFT

Leipzig

Die angebliche Vergiftungsaffäre wird wahrscheinlich heute ihre Aufklärung und, sollte sie wirklich einen politischen Hintergrund haben, auch ein Nachspiel im Gerichtssaal finden. Sie bedeutet jedenfalls eine Atempause im aufregenden Verlauf dieses Prozesses und gibt Gelegenheit zu einer geruhigen Übersicht über die den Prozeß umrahmenden Einzelheiten.

Die Wachtsoldaten

Die Wächter der Angeklagten teilen sich der Farbe ihrer Uniformen nach in Grüne und Schwarze. Sie sitzen je vier zu beiden Seiten der Anklagebank und haben ihre Helme über das linke oder rechte Knie gestülpt. Sie sitzen also sozusagen mit fürchterlich bewehrten Knien. Ihre Gesichter sind gutmütig und nur ihre schwarzen oder blonden Schnurrbärte gesetzlich gesträubt. Ihre Schnurrbärte sind gleich reichsgerichtlichen Unterbrechungen in diesen verbindlichen Gesichtern.

Ich betrachte sie gelegentlich und bewundere diesen Gleichmut, mit dem sie Sensationen an sich vorbeiregnen lassen. Sie sitzen da wie Säulen der Gerechtigkeit.

Sehr oft wechseln sie ab. Jede Stunde ungefähr kommen neue Kollegen zur Tür herein, und die alten gehen hinaus. Sie sind imstande, bei den wichtigsten Stellen hinauszugehen. Sogar mitten in einer Frage des ehemaligen Reichskanzlers Fehrenbach. Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß die Justizsoldaten die schlechtesten Berichterstatter wären.

Nur beim Schluß der Verhandlung, wenn die Angeklagten den Saal verlassen sollen, richten sie sich mit plötzlich erwachtem Diensteifer auf und umringen in lückenloser Kette die Anklagebank, ein lebendes Drahtgitter, bis der letzte der dreizehn zur Tür hinaus ist.

Das Publikum

Das Publikum ist lange nicht so unerschütterlich wie die Wächter. Es teilt sich in das des oberen Stockwerks und in jene glücklichere Schicht, die in gleicher Höhe mit den Richtern sitzen darf.

Wendet man den Blick nach rückwärts, so sieht man fern, in unerreichbarer Höhe fast, ein Gewirr von Köpfen. Mindestens dreihundert Menschen haben dort oben Platz gefunden. Das Gesetz von der Undurchdringlichkeit scheint aufgehoben. Die Hälse gierig gereckt, die Münder offen, als könnte man Worte essen, hockt oben eine Menge Feindseliger zusammen, von denen immer jeder seinen Nächsten auf die Anklagebank oder gleich aufs Schafott wünscht. Man sieht kein Ende. Dort oben wogt ein Meer menschlicher Sensationsbegier.

Eine Treppe tiefer ist das Horchen bequemer. Jede Frage des Vorsitzenden wird von einem Stuhlrücken begleitet, denn die Akustik des Saales ist schlecht, und der Baldachin, der zum Zwecke purpurner Feierlichkeit schwer und gefährlich über den Häuptern des Gerichts hängt – ein Damoklesbaldachin –, fängt Geräusche auf. Es ist, als hätte jemand eigens ein Sensationssaugerpatent erfunden. Ein »Vakuum« für Aussagen.
Ich staune über sechshundert Menschen täglich, die sieben bis acht Stunden lang nichts zu tun haben und vom Zuhören leben. Ihr Beruf ist »Öffentlichkeit« sein. Sie leben anscheinend sehr gut, denn sie essen ausgiebig und geräuschvoll. Ihr Appetit wächst mit ihrer Neugier.
Unter den Zuhörern ist meist die übliche solide Leserwelt zu sehen. Aber hier und dort erblickt man ein Gesicht, das gewissermaßen Hakenkreuzzüge aufweist. Den Kapitänleutnant *Hoffmann* schaut man, wie er mit großem Interesse seinen Freund Tillessen beobachtet und seine übrigen Gesinnungsgenossen. Er studiert Staatsgerichtshof, könnte man sagen. An den Mienen seiner Freunde lernt er, wie man's macht.

Die Verteidiger

Die Verteidiger müssen es sich gefallen lassen, hier porträtiert zu werden, da es in ihrem eigenen Interesse liegt, in einer Art juridischem Rampenlicht gesehen zu werden. Sie sind durchweg kerzengerade, forsch und tragen eine unsichtbare Couleur. Nur Herr *Dr. Sack* hat ein goldgefaßtes Monokel eingeklemmt – und einer der Berichterstatter hat ihm einen bitteren Vorwurf gemacht, einen Vorwurf, der einen zur Eleganz verpflichteten Monokelträger sehr schmerzen mußte. Mein Kollege warf ihm eine unangemessene Sportkrawatte vor, öffentlich, schwarz auf weiß, in einem Leipziger Abendblatt.
Der Rechtsanwalt *Dr. Bloch* trägt – man gestatte mir dieses äußerst kühne Bild – ein Monokel im Kehlkopf. Seine Stimme ertönt immer von oben herab. Wenn er »Meine Herren Richter« sagt, glaubt man, er hätte eigentlich »Kommilitonen« sagen wollen. Ich wüßte gern, wie der Herr Dr. Bloch zu seiner Stimme kommt. Es ist die Stimme des Offizierskorps und der Reaktion.
Von den Verteidigern der Reaktion ist noch der Rechtsanwalt *Lütge-*

brune zu erwähnen. Er ist kurzsichtig und macht infolgedessen einen konzilianten Eindruck. Er beugt sich immer vor, um besser sehen zu können, und das macht stets den Eindruck eines Entgegenkommens. Herr Justizrat *Dr. Hahn* aber ist temperamentvoll, scharf und leicht erregbar. Wenn er mit aufgeregter Plötzlichkeit aufsteht, ist es so, als stiege er aus einer Versenkung und als wäre seine Absicht die Überraschung.

Die Besucher

Manchmal geht die Tür auf, und mitten im Saal steht plötzlich ein fremder Richter in roter Robe, soeben aus dem nachbarlichen Verhandlungssaal getreten. Manchmal ist's ein älterer Herr mit dem weißen Richterlätzchen auf der Brust. Eine Flüsterdiskussion entspinnt sich unter den Besuchern. Ergraute und blonde Köpfe und Glatzen wiegen sich im Winde gelehrter Meinungsverschiedenheiten.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 9. 10. 1922

DIE ZEUGEN

Leipzig

Gestern war der Tag der Zeugen. Diese standen seit dem frühen Morgen vor dem Reichsgericht, etwa ein Dutzend an der Zahl, und begehrten Einlaß. Die Vergiftungsaffäre hatte inzwischen strenge Kontrollmaßregeln hervorgerufen. Die ganze Welt bemühte sich um Lichtbilder. Die Wache hatte ein paar strenge Züge in die Gesichter getan.

Die Kriminalkommissare kommen. Es ist interessant zu sehen, wie Kriminalkommissare privat aussehen, wenn sie vor dem Staatsgerichtshof aussagen. Auch sie müssen vereidigt werden. Auch sie müssen zwei Finger in die Höhe heben, als wären sie schlichte Bürger ohne die Würde des Amtes.

Aber die Kriminalkommissare haben wenig auszusagen. Kaum sechs Minuten durften sie das Glück genießen, im Mittelpunkt des Interesses zu stehen. Man müßte die tragische Geschichte eines Kommissars aus

der Provinz schreiben, der lange darauf gewartet hat, vor dem Staatsgerichtshof zu erscheinen, und nun ganz geknickt den Saal verläßt, nachdem er kaum seine Personalien abgegeben.

Der Entlastungszeuge der Verteidigung, Studienrat *Retsch*, erscheint. Eine hohe Gestalt, etwas kommentmäßig, sehr selbstbewußt, mit den Allüren eines sogenannten »alten Herrn«, der gewohnt ist, gewichtig in den Burschenschaften zu sprechen. Wenn er »Geist von Potsdam« sagt, so ist es, als zitierte er den schlecht verstandenen Friedrich den Großen. Wenn er das Wort »Pflicht« ausspricht, so liegt darin die ganze Härte dieses unerbittlichen Wortes, dem Preußen seine Größe und seine Niederlage verdankt.

Noch einmal geht die Bewegung durch den Saal, als von den *dreizehnjährigen Mitgliedern des Nationalen Jugendbundes* die Rede ist und von den Nestabenden in der Privatwohnung des Studienrates, eine Art von *Kursen in Antisemitismus.*

Und noch einmal, als *Tillessen*, dieser schlaueste aller Kapitänleutnants, den man für den härtesten aller dreizehn hielt, plötzlich umkippt und schweigsam wird, weil ihn etwas in der Stimme würgt, wenn von seinem Bruder gesprochen wird. Auch in der Familie Tillessen gibt es Schwestern und Bräute und Mütter, und die tragischen Ereignisse sind im häuslichen Kreise aller politischen Bedeutung entkleidet und bekommen ein rein menschliches Gesicht.

Die Angeklagten fallen immer noch in ein Unwohlsein, und die Sitzung muß zuletzt unterbrochen werden. Sie ist gestern früher als sonst geschlossen worden. Der Angeklagte *Voß*, der angebliche Sozialist unter den dreizehn, wird, wie er in der Pause den Berichterstattern verspricht, erst heute oder morgen einige Mitteilungen über die Organisation C. machen.

Draußen steht der grüne, vergitterte Wagen, und die halbe Jugend Leipzigs harrt der Angeklagten. Wenn sich der Wagen in der Richtung des nahegelegenen Untersuchungsgefängnisses bewegt, kommt Leben in die jugendliche Gruppe, die laufend und auf Fahrrädern folgt und wie ein Fliegenschwarm von den Polizisten verscheucht wird.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 10. 10. 1922

DIE FRAU UND DER KOFFER

Leipzig

Der sensationellste Tag des Prozesses. Nun scheint der Höhepunkt dazusein. Der Höhepunkt nimmt die körperliche Gestalt eines *Koffers* an.

Das ist der übliche Kinokoffer, das Filmmotiv, ohne das kein Prozeß von größerer Bedeutung auskommen kann.

Der Koffer wird zwar auf den Richtertisch gestellt, es ist ein üblicher, mittelgroßer brauner Reisekoffer, aber er wird nicht als der bestimmte geheimnisvolle wiedererkannt. *Ilsemann*, der am wenigsten beteiligte Angeklagte, schweigt, aus Ritterlichkeit wahrscheinlich. Wenn es in diesem Gerichtssaal bessere Psychologen gäbe, müßten sie wissen, daß es sich um eine *Frau* handelt. Die Angeklagten sprechen nämlich von einer »Person«. Das ist ein Ausdruck, hinter dem man gewöhnlich eine Frau verbirgt. Wenn von einem Mann gesprochen würde, so klänge die Bezeichnung »irgendwer« oder anders. In dem Augenblick, in dem der angeklagte Unterrock auftaucht, kommt ein leiser romantischer Glanz über die Angelegenheit.

Das Schweigen der Jungen wird geradezu erbittert. Ihre Weigerung auszusagen hält väterlichen und drohenden Ermahnungen stand. Zum ersten Mal wird der Präsident *Hagens* persönlich und warm.

Auch der Koffer verschwindet, ohne Aufklärung zu hinterlassen.

Wenn er auch unbekannt blieb, so lernte man doch zwei Prachtexemplare der Verschwörungsgilde kennen. Den jungen Gymnasiasten *Stubenrauch* und den zweiunddreißigjährigen Spitzel *Brüdigam*.

Stubenrauch, Sohn eines Generals und als solcher schon an dem Vornamen »Heinz« zu erkennen, ist achtzehnjährig, mit rundem Gesichtchen, sauber gescheiteltem Haar, gut genähtem Anzug, mit einem wichtigtuerischen Säuglingsausdruck in den Augen. Der Wunsch seiner jungen Jahre ist ein Revolver, und er bleibt beharrlich bei diesem Wunsch, als wär's eine Säuglingsflasche. Seine Seele lechzt nach Blut, und er bedarf, der arme Kleine, noch der Muttermilch. Er ist ein Gegner des Rapallovertrages. Das verkündet er mit prachtvollem Kadettenelan. Nicht etwa ein Gegner seines Mathematiklehrers, sondern des Ministers Rathenau. Er verwirft das Wiesbadener Abkommen. Er, der Junge aus dem Bund der Aufrechten. Eine leise Kreuzfrage, und

Angstschweiß befällt ihn wie beim Examen. Die Festigkeit beginnt zu schlottern. Wenn er abknickst und brav in die Zeugenbank zurückkehrt, sieht er aus wie ein hergenommenes Bündel Aufrechter. Ein Unglückshäufchen Aufrechter sozusagen. Mit dem beleidigten Stolz des Prüflings, dem bitteres Unrecht geschehen, blickt er zu seinen Pubertätsgenossen. Man hat den Eindruck, daß er jetzt, wenn der Herr Lehrer der Klasse den Rücken dreht, die Zunge herausstreckt.
Der andere ist *Brüdigam*. Brüdigam im dunkelgrünen Plüschanzug, mit aufwärtsgekämmtem Haar, hellblond, mit einem kleinen Schnurrbärtchen, einem mageren Gesicht von gesunder Rötung. Sein Schritt ist breit und von einer fast pathologischen Gemächlichkeit. Es dauert etwa zwei Minuten, ehe er vor dem Richtertisch erscheint. Da steht ein leerer Stuhl – Herr Brüdigam will sich sofort setzen. Er ist gar nicht aufgeregt, er unterhält sich gemütlich. Er leugnet nicht, daß er spioniert hat. Er hat ein privates Interesse an den Vorgängen hinter den Kulissen der Politik. Niemand hat ihn geschickt. Er geht selbst zu Tillessen, selbst zu sozialistischen Blättern, zu Polizeipräsidenten. Er ist ein Spion von Geburt, ein Spitzel mit Lust und Liebe.
Plötzlich steht der Rechtsanwalt des Kapitänleutnants Tillessen mit einem Ruck auf. Tillessen, so erzählt er, könne gar nicht erwarten, dem Zeugen gegenübergestellt zu werden, um zu dementieren.
Und das muß man gesehen haben, wie klar Brüdigam sich wehrt. Mit einem Pathos, dessen sich kein Feldgeistlicher zu schämen hätte, wendet er sein Antlitz dem Zuschauerraum zu. Seine Stimme ist laut, die Silben läßt er aufmarschieren, die Worte nehmen sozusagen den Paradeschritt an, festgefügt wie eine Friedenskompanie steht jeder Satz, das Prädikat am Schluß: »Alles ist wahr, was ich hier gesagt habe.« »Hier«, sagt Brüdigam mit Betonung. Sonst hat er wohl schon manchmal gelogen.
Der Angeklagte *Warnecke* wankt plötzlich auf seinem Sitz. Er wird hinausgeführt und stürzt zusammen.
Am Schluß der gestrigen Sitzung gab der Vorsitzende des Staatsgerichtshofs bekannt, daß der Gerichtshof noch darüber Beschluß fassen werde, ob die Sache Warnecke abzutrennen sei, da zu befürchten wäre, daß die Verhandlung infolge der Gesundheitsstörungen des Angeklagten Warnecke nicht weiterkomme.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 11. 10. 1922

DER OBERREICHSANWALT SPRICHT

Leipzig

Das war der letzte feierliche Tag dieses Prozesses. Der letzte Tag des formalen Pathos, der Tag weihevoller Gebärde. Um 1 Uhr nachmittags steht der *Oberreichsanwalt* auf. Das dunkle Rot seines Mantels erscheint fast um einen Grund röter. Sein Haupt bedeckt das rote Barett. Sein Gesicht ist unerbittlich, seine Augen sehen geradeaus, seine Bewegungen sind knapp.

Im Saal herrscht hörbares Schweigen. Stille, die man greifen könnte. Des Oberreichsanwalts Stimme schneidet sie fast.

Die Angeklagten lauschen mit vorgeneigtem Oberkörper ihrem mächtigen Ankläger. Die Verteidiger blättern in den Akten und schreiben fleißig. Sie lauern auf günstige Offensivgelegenheiten, sammeln Angriffsflächen für morgen, strategische Plädoyerpositionen. Sie graben Schützengräben der Jurisprudenz. Sie bauen Drahtzäune aus Paragraphengeflecht.

Der Präsident putzt seine Brille, steckt sie ein und zieht eine andere hervor. Es ist, als verberge er die Verhandlungsbrille und lege die Zuhörerbrille an. Seine Aktivität ist diesmal beendet.

Der Oberreichsanwalt spricht. Die Atemzüge der Zuhörer schleichen gleichsam auf Sohlen. Die Wachtsoldaten vergessen, daß sie abgelöst werden. Der Saaldiener steht traumverloren in einer Ecke. Er vergißt seine üblichen Kontrollblicke. Er hat seine Pflicht eingestellt.

Der Oberreichsanwalt spricht. So spricht kein deutscher Staatsanwalt. So spricht ein klassischer Römer. »Wie lange noch, o Catilina?...«

Das ist Jurisprudenz in literarischem Gewand. Das ist der Stil eines Schriftstellers von Qualität. Da ist Entrüstung, durch Weisheit gehemmt und durch Vorsicht in künstlerische Form gezwungen. Da ist Begriff genau abgewogen gegen Begriff. Verwandte Begriffe, verwechselbare, scheiden sich. Da sieht man gleichsam Wälle um jedes Wort gelegt. Nichts ist schwankend. Grenzen erheben sich zwischen Satz und Satz.

Die Stimme hebt und senkt sich. Diese Stimme mit dem bajuwarischen Tonfall, den viele im Saal nicht verstehen können. Es ist die Stimme eines österreichischen Strafrechtslehrers ungefähr. Die Stimme eines süddeutsch-dialektischen, aber gewissenhaften Juristen.

Die ersten Sätze handelten von den Organisationen, von der politischen Bedeutung des Prozesses, Rathenau wurde zitiert (er charakterisierte einmal die Mörder Erzbergers in einem Interview mit einem holländischen Journalisten), und in diesem Augenblick steigt noch einmal die lebendige Wirkung des Ermordeten auf, seine prophetische Gabe. Es ist schwer, ungerührt zu bleiben, wenn der Oberreichsanwalt von dem »Mord an einem der besten deutschen Männer« spricht.

Nach den ersten Sätzen legt der Oberreichsanwalt sein Barett ab. Die Feierlichkeit seiner Rede mildert sich leise, als er auf den sachlichen Teil eingeht. Da werden schwierige juristische Begriffe mit ein paar einfachen Worten verständlich, so einfach, daß sie sogar ein Mitglied des Bundes der Aufrechten verstehen kann.

Wenn der Oberreichsanwalt gegen *Techow* die Todesstrafe beantragt, senkt sich seine Stimme. Wenn er gegen *Günther* loszieht, bekommt sie eine laugige Schärfe. Mit ein paar Strichen charakterisiert er Verworfenheit und Prahlsucht, Lug und niedrige Gesinnung.

Diese Schärfe hat die Stimme nur noch bei dem Satz über die Presse, die täglich den unreifen Köpfen ihren verderblichen Unsinn vorkaue. Man sieht die wiederkäuende nationale Presse.

Nur einer wird frei davonkommen, *Voß*, der Problematische. Die ganze Zeit über saß er gespannt, jetzt lösen sich seine Züge. Die Anklagerede ist zu Ende. Langsamer als sonst leert sich der Saal. Es ist, als laste die Wucht des Gehörten noch auf allen.

Die Rechtsanwälte gehen mit schweren Mappen heim. Bücher aus der Bibliothek des Reichsgerichts beschweren sie. Die Frau dieses und jenes Verteidigers ist nach Leipzig gekommen, um den großen Tag ihres Mannes mitzuerleben.

Nur ein einziger verläßt heute fast als erster das Gericht. Mit langen Schritten eilt er – der nächsten Likörstube wahrscheinlich – entgegen: Voß, der Problematische.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 12. 10. 1922

PLÄDOYERS IN LEIPZIG

Leipzig

Techow weint. Der blonde Jüngling mit dem leicht geröteten Gesicht weint im Anblick des Todes. Menschlich ein mitleiderregendes Moment. Sachlich ändert es nichts an der Überzeugung, daß Techow schuldig ist. Die Verteidiger erheben sich. Sie reden mit Eifer und Fleiß und ein wenig Selbstgefälligkeit. Sie lauschen dem schönen runden Klang jedes Wortes, warten das Echo einer gelungenen Gesetzesauslegung ab, nehmen mit feierlicher Gebärde ein Heft in die Hand und lesen daraus vor. Noch einmal wird Rathenau gewürdigt – allerdings zu spät –, es ist, als wollte man den Toten versöhnen und seine Verzeihung als Zeugenschaft für die Angeklagten anrufen.

Der *Dr. Sack* ist verbindlich, *Dr. Bloch* ebenfalls. Die Höflichkeit der Verteidigung ist grenzenlos, ihre Verehrung für den oft angerufenen »Hohen Gerichtshof« ist groß. Der Präsident blickt den Verteidigern interessiert ins Angesicht. Kein Blätterrascheln stört sie, kein Stuhlrükken, niemand unterbricht, programmgemäß verlaufen ihre Reden.

Der frühere Reichskanzler *Fehrenbach*, von allen Exzellenz genannt und als solche empfunden, macht gelegentlich Notizen. Eifrig ist der Oberreichsanwalt über seine Papiere gebückt. Der Eindruck seiner mächtigen Anklage ist noch nicht verwischt. Vergebens kämpfen die Rechtsanwälte gegen die steinernen Argumente und gegen den Klang dieser Stimme, die man noch tagelang im Ohr haben wird.

Die Angeklagten sind aufgeregter denn je – sie schreiben, offenbar Anmerkungen für ihre Schlußworte. Je näher der Tag der Entscheidung rückt, desto nervöser ihre Bewegungen, desto blasser ihre Gesichter. Ruhig blickt eigentlich nur der Angeklagte *Ilsemann*, von dem allgemein der Eindruck vorherrscht, daß er ein reines Gewissen hat.

Von den Verteidigungsreden zeichnet sich diese und jene durch gewandte Dialektik, manchmal sachliche Präzision, juristische Gründlichkeit aus – keine einzige reicht an die Rede des Oberreichsanwalts heran.

Heute kommen noch die Verteidiger Schütts und Diestels zu Wort. Ihre Reden werden kaum zwei Stunden in Anspruch nehmen. Dann folgt eine kurze Replik des Oberreichsanwalts. Das Schlußwort haben die Angeklagten, von denen Ernst Werner Techow der erste ist.

Wird so der Vormittag den Plädoyers der noch nicht gehörten zwei Verteidiger gehören, so bleibt der Nachmittag für die Angeklagten. Morgen, spätestens Montag, wird dann das Urteil verkündet. Möglich ist allerdings noch, daß ein nochmaliges letztes Verhör mit Techow geplant ist. Es ist hier allgemein der Eindruck vorherrschend, *daß man Techows Kopf retten könnte, wenn er sich zu einem umfassenden Geständnis bereit fände.*
Auch von Ilsemann erwarten noch einige eine Aussage über den Koffer.
Der heutige Tag ist nicht nur der letzte, sondern auch der psychologisch interessanteste.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 13. 10. 1922

DIE WELT MIT DEN ZWEI SEITEN

Der Kapitänleutnant Tillessen, Mitglied der Orgesch und der Organisation C., des Deutschnationalen Schutz- und Trutzbundes und anderer Vereine, deren Zweck der phrasenumsponnene Mord ist, hat im Rathenau-Prozeß erzählt, daß er einmal in einem Seekampf zwei Menschen das Leben gerettet hat. Ich sah mir das Angesicht des Kapitänleutnants an und glaubte ihm sowohl die Menschenrettung wie den Mord.
Weshalb aber rettete der Kapitänleutnant, dessen Ziel es ist, möglichst viele Menschen umzubringen, just jene zwei? Geschah es aus eruptiver Liebe zur Welt? Aus plötzlich unüberwindlich gewordener Christlichkeit? Soll ich die Nächstenliebe für jene zwei begreifen, so bleibt mir der Nächstenhaß gegen die tausend anderen ein Rätsel.
Ein Kamerad im Felde, der eine Kote (Höhe) erstürmen half, bekam eine Auszeichnung und ein anderer, der seinem Leutnant das Leben rettete, ebenfalls. Man schätzt also das Töten und die Rettung, den Gewehrkolben und die Tragbahre, das Giftgas und die Verbandwatte.

Allerdings – man schätzte alle diese widerspruchsvollen Dinge nur, wenn sie zusammen gebraucht wurden. Ja, die Tragbahre verdankte ihren Wert dem Karabiner, die Verbandwatte wurde nur dank der Exi-

stenz des Bajonetts anerkannt. Ohne Generale wäre das Rote Kreuz nicht vorhanden, und wenn die Gemeinheit nicht da wäre, könnten wir der Barmherzigkeit entbehren.
Wenn die Könige keinen Krieg machten, brauchten die Prinzessinnen nicht Pflegeschwestern zu werden, und der rettende Ansichtskartenengel, der seine Gloriole wie einen Regenschirm über den verwundeten Krieger hält, ist der Bruder jenes Teufels, der die 42-Zentimeter-Kanonen erfindet.
Denn so ist es in dieser Welt, daß der Kaiser die Männer tötet, um die Witwen und Waisen zu unterstützen. Neben den großen Fabriken stehen die Versorgungshäuser, und die wohltätige Linke weiß nicht, was die verbrecherische Rechte tut.
Ich glaube also jedem, daß er zwei Menschen das Leben gerettet hat und mehreren zu rauben es imstande ist.
Die Welt um uns hat nämlich zwei Kehrseiten, von denen eine Bestialität heißt, die andere Wohltätigkeitskomitee.

Vorwärts, 14. 10. 1922

DIE BAYRISCHE RICHTERSEELE

Die bayrische Richterseele, juristische Abart der bayrischen Volksseele, unbewußtes Exekutivorgan des gesetzgebenden »Miesbacher Anzeigers«, stammt noch aus dem Mittelalter und gelangte als Beweis für die Theorie der Seelenwanderung in das für ihre Entwicklung am günstigsten gelegene Gebiet Bayerns.
Unbekümmert um die Neuzeit, die sich rings um die Grenzen dieses Landes ausbreitet, lebt die bayrische Richterseele in den Körpern akademisch geschulter Untertanen und spricht Recht im Sinne königlicher Majestäten, wenn auch noch nicht in deren Namen.
Den Applaus Europas vernimmt sie nicht – wegen der großen Entfernung der bayrischen Ordnungszelle, die irgendwo verloren, in kultureller Nähe der Kannibalen, losgelöst vom Festland umherschwimmt.
Nur des eigenen Volkes Beifall dringt zur bayrischen Richterseele aus den Spalten jener »Münchner Neuesten Nachrichten«, in denen das Bockbier der frommen Denkungsart gebraut wird...

Also kommt es, daß Milde sich der bayrischen Richterseele nur in jenen Fällen bemächtigt, in denen der Delinquent ein Graf ist und durch einen kleinen Meuchelmord seine jüdische Großmutter in Vergessenheit bringt; daß aber Strenge der Richterseele oberstes Gebot wird, wenn sie einen Republikaner vor die Gerichtsschranken zitiert, die ihren Horizont abgrenzen...

Und trotzdem ist ihre Objektivität eine Tatsache und gegen jeden Zweifel gesetzlich geschützt. Ja, man möchte sagen: über jeden Zweifel gesetzlich erhaben...

Auch ihre Unabhängigkeit – von der öffentlichen Meinung ist niemals bestritten worden.

Seltsam nur ist ihr Hang zur Paradoxie:

In dankbarer Erinnerung an die Revolution erwählte sie das Volksgericht zu ihrem Siedepunkt, sie sammelt sozusagen Meilensteine der Revolution – und schichtet sie zu Zuchthäusern für Revolutionäre...

Vorwärts, 24. 10. 1922

KULTUR-HERBST

Morgenstunden, von Trübsalglasur sanft überhaucht, schaukeln, frühwindgeschwellt, pausbackig, durch die Stadt. Von Pflichtweckergeklingel aus weicher Bettheimlichkeit geschrillt, klettert der Mensch, Herr der Schöpfung, verspätet an frommen Morgensprüchleinsprossen empor zu Wachheit und Waschbecken.

Hausverwalterbesen wischen Gewesenes und Gestern und welkes Laub aus der Pflastersteine Angesicht.

Straßenbahnen schlottern, von der Insassen Tatendrang getrieben, stromsparend Schienen entlang dem Segen der Arbeit zu. Und Kinder, mit Bravheit und Schulmappen versehen, Morgenkakaogeschmack in den Mündern, wiederkäuen eiligst deutsche Dichter. Andre wirbeln aus nächtlicher Lauheit, blättergleich, vom Hunger wild geschüttelt, in den Maschinenbehälter Welt. Indes, kaum gesehen, eine Sonne über marineblaue Himmel schlendert, sorglos, als wären Bürostühle, Treibriemen und Kultur unbekannt auf Erden.

Bei Herbstmittagssonnenstrahl häuten sich die Litfaßsäulen neu und Offenbarungen profitsuchender Lebensfreude, die verführerisch noch nach frischdunstendem Klebekleister duften. Aus den Dielen der Erde sprießt die Ernte der Saison. Damenhüte erblühen auf Kleiderstengeln in den Schauscheibengärten von Wertheim und Tietz.
Sonnensatte kehren heim zu Perserteppich und Premiere. Und schon klimmt der Spielplan aus sommerlichen Possenniederungen olympische Höhen hinan. Große Filmereignisse werfen ihre Schatten auf die Leinwand.
Nächte sind passantenbelebt und von frisch errungener Amüsierfreude durchpulst. In den großen Schauspielhäusern der Welt gibt man das Spiel vom Leben des reichen Mannes.

Aber im Tiergarten ist Herbst. Alleen wandeln trauerbunt durch die Welt. Herbst ist im Tiergarten.

Vorwärts, 29. 10. 1922

DIE BANK DER KLEINEN LEUTE

Am Eingang der großen Bahnhofshalle steht die Wechselstube. Aus Brettern und Glasscheiben ist sie erbaut. Niedliche Dollar- und Frankenscheine sehen zu den Fenstern hinaus. In der Ecke ein eisernes Ofenrohr spendet Wärme. Freundliches Messinggeflecht am Schalter wehrt, lächelnd fast, unbefugtem Eingriff.
Ein holdes Mädchen im Innern huscht mit hurtigen Fingern über frohbunte Scheine. Es sieht aus wie aus dem Rahmen einer fremden Banknote gestiegen. Jenes Porträt auf dem ausgestellten Lireschein ist ihr eigenes. Blonde Priesterin der Valuta, die ihren Gottesdienst im Wechseltempel verübt.
Die große Bahnhofshalle konserviert die Geräusche der Welt. Vom kalten Atem der Fremdheit ist sie durchweht. Das Licht ihrer Bogenlampen leuchtet nur und wärmt nicht. Ihre geräumigen Wartesäle klappern fröstelnd mit den Türen.
Die Wechselstube allein haucht Wärme und Behagen. Innerhalb der Bannmeile des Dollars steht sie, und nichts kann ihr geschehen. Ihre

Tür schließt geräusch- und fugenlos. Sie ist die Oase seßhaften Behagens in dieser Wimmelwüste – in der Vielöde sozusagen.
Ich lobe mir diese Wechselstube vor allen ihren großen Kollegen, den Bankpalästen mit den fleckenlosen Straßenschildern und unzähligen Schaltern, vor denen man andächtig verharren muß wie in einem Gotteshaus. Mögen die großmächtigen Herren mit ihren Devisen hierherkommen. – In unsere Wechselstube am Bahnhof kommen die Zufallsbesitzer, die eine fremde Valuta getroffen hat wie ein heiterer Blitz vom bewölkten Himmel. Die Neffen und Nichten des Onkels aus Amerika. Diejenigen, derentwegen der *Deus* aus der *Machina* steigt. Die Sonntagskinder, die ein Wunder gestreift.
Ein Straßenmädchen also mit einem Fünffrankenstück, das ihr ein Schweizer gestern abend in den Schoß fallen ließ und das in den Strumpf gerutscht ist; ein Literat mit einem holländischen Honorar, für das er in Amsterdam gerade noch ein Belegexemplar kaufen könnte; der Maler, der seine Skizze an einem mit Engländern garnierten Cafétisch verkauft hat; der Student aus Prag, dem die Mutter einen Zwanzigkronenschein in den Briefumschlag gesteckt hat (Mütter schicken nicht mit Postanweisungen); ein Wiener, der sehr erstaunt ist, daß er überhaupt noch Geld für Kronen bekommt; ein Kofferträger, dem ein fremder Fahrgast eine seltsame Münze geschenkt hat mit dem Scheinheiligkeitsbild eines Königs drauf; und ein Bettler mit fremdländischem Nickelstück.
Der japanische Student wechselt ein heimatliches Trinkgeld gegen eine Charlottenburger Dreizimmermiete. Er ist sparsam und sah vorher den Kurs in der Zeitung nach. Er zählt mit ängstlichen Händen, faltet Tausender vierfach, Hunderter zweifach in einer roten Saffianledertasche mit goldenem Monogramm. Es ist alles mit geradezu schmerzlicher Peinlichkeit in seiner Brusttasche geordnet. Eine Füllfeder hängt an ihr mit gekrümmtem Zeigefinger aus Metall. Eine Photographie schlummert in geplättetem Seidenpapier. – Es ist das Muster einer europäischen Brusttasche.
Zwei Knaben in Matrosenblau haben Scheidemünzen gebracht in einer braunen Holzdose. Generationen haben diese Münzen gesammelt, und ein paar moderne Pesetas klaubt ein kundiger Zeigefinger aus dem Massengrab der Nickelstücke.
Der Besitzer der Wechselstube, freundlichen Angesichts, als wäre er der Erfinder des Dollarkurses, tröstet Wartende mit verheißendem Zu-

ruf: »Heute bekommen Sie viel, Ihr Kurs ist gut.« Und nur jene Kellner, die eben mit geblähten Frackschößen aus den Cafés der Umgebung herangesegelt kamen, Zehntausender zu wechseln, dürfen zuerst am Schalter anlegen.
Unter den Glücklichen war ein Invalide, aus Hamburg, wie sich später herausstellte. Der zog aus vergessenen Abgründen einer Hosentasche wie aus einem tiefen Brunnen ein verrunzeltes, vom abgelagerten Fett der Zeit schwärzlich gewordenes Portemonnaie. Das Portemonnaie hatte vier Fächer. Vier übereinandergeschichtete Fächerschalen, und drei waren leer. Im vierten und innersten kam ein Fetzen Zeitungspapier zum Vorschein. Im Zeitungspapier lag der Zipfel eines blauen Kuverts, darin ein Seidenpapierknäuel, und diese Hülle erst offenbarte einen Nickel. Es war ein Fünfpennystück. Was macht eine Wechselstube mit einem einzelnen Fünfpennystück? Der Invalide kleidete es wieder in die drei papierenen Mäntel, verwahrte es im innersten Fach seines Beutels und versenkte diesen in seiner Brunnentasche.
Er tut recht daran, der Invalide, es so zu verwahren. Wenn er wiederkommt, wird er, almosenspendend, ein fürstlicher Trinkgeldverschwender, nach Hamburg im Schlafwagen heimkehren. Und neben ihm wird sein englischer Wohltäter schnarchen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 1. 11. 1922

WOHLAUF, KAMERADEN, AUFS PFERD...

Der Rektor der Berliner Universität hat anläßlich des Maskenfestes, das hierzulande »Rektoratsübergabe« genannt wird, die Studenten aufgefordert, das Lied »Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd...« zu singen.
Rektor Nernst, berühmter Gelehrter und Träger des Nobelpreises, friedlicher Mann und der Wissenschaft ergebener Diener, behauptete, dieses Lied würde die Studenten zu »intensiver Lebensbetätigung« ermuntern.
Wer unsere Studenten kennt, die Chargierten und Korporierten, die Monokelträger und die Bierkrugschwinger, weiß, worin ihre »intensive Lebensbetätigung« besteht.
Man hätte also aus Anlaß des Semesterbeginns vom Rektor das Zei-

chen zu einem Lied erwartet, in dem nicht die Aufforderung zu fröhlichem Reiten ausgesprochen ist, sondern eine zu geistiger Verinnerlichung.
Ich stelle mir vor, daß der Direktor eines Tattersalls bei der Eröffnung eines Reitkurses die Teilnehmer bittet: »Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd« zu singen.
Der Rektor Nernst aber eröffnete eine hohe Schule, die gerade nicht geritten wird.
Man kann sich schließlich mit mittelalterlichen Panzern, Rapieren, wehenden Federbüschen bei einem Rektoratswechsel zufriedengeben.
Auf berittene Korpsstudenten können wir verzichten...

Josephus

Vorwärts, 3. 11. 1922

BRUNNER BLEIBT

Ein Dementi

Der populärste Zensor der deutschen Republik soll in Bayern – wo denn sonst? – seinen Lebensabend verbringen. Er wäre wohl geartet, in der schönen Natur, am Chiemsee, öffentliches Ärgernis zu erregen. Die Landschaft würde an ihm Anstoß nehmen, ohne ihn verbieten zu können. Die geduldige Erde würde ihn tragen müssen, wie sie Prinzen, Betschwestern und andere Auswüchse des Menschengeschlechts erträgt. Er würde zusehen, wie Kälber gezeugt und geboren werden, und seine Gegenwart wird des Zeugungsaktes Heiligkeit beleidigen. Von allen landwirtschaftlichen Tätigkeiten wäre ihm die Kastration neugeborener Hengste am ehesten genehm – die Zensierung der geschlechtlichen Fähigkeiten.
Da er nicht einmalige Wesenheit ist, da sein Name Gattung bezeichnet und Programm bedeutet, gilt für ihn nicht die versöhnliche Ironie, mit der man von einer scheidenden Widernatürlichkeit Abschied nimmt. Nicht dem Professor Brunner persönlich, den in die unerreichbare Sphäre des »Miesbacher Anzeigers« Entrückten, gilt eine Auseinandersetzung. Wohl aber jenem Brunner der deutschen Er-

scheinung, die sich gemäß ihren Anschauungen nicht durch Fortpflanzung, sondern durch Ansteckung vermehrt.
Diese Brunner-Gattung, sozusagen der Plural von Brunner, hat kein Urlaubsgesuch eingereicht, geht *nicht* in Pension, sondern bleibt in Deutschland. Brunner ist der Oberlehrer aus Steglitz, der in der Kunstausstellung Anstoß nimmt und zum Glück seinen Regenschirm – die Waffe seines Geistes – in der Garderobe abgegeben hat; Brunner ist der Staatsanwalt, der Einstein verurteilt; Brunner ist der Abonnent des »Lokal-Anzeigers«; der Leser der »Scherl-Woche«, der geistige Kastrat.
Einmal hörte ich einen Vortrag Brunners – er sprach (natürlich) in der Universität. Es war ein kleiner Hörsaal mit einem Dutzend Bänken etwa. Da saß Brunner neben Brunner, in Männer- und Frauenkleidung, um einen Unterschied der Geschlechter zu markieren. Auf dem Katheder stand Brunner im Bratenrock – und hielt seiner eigenen Mehrzahl einen Vortrag. Es war ein gespenstisches Erlebnis.
Brunner trug ein kleines Schnurrbärtchen, einen hohen Schädel – gleichsam zu Propagandazwecken –, hatte schwarze flackernde kleine Augen, eine behäbige Gestalt: eine Oberlehrererscheinung. Wenn er was Besonderes gehabt hätte – er wäre weit weniger gefährlich. Aber er hatte nichts Besonderes. Nur Allgemeines. Er war die Einzahl von Brunner. Und das macht Brunner gefährlich.
Sogar sein Fanatismus war keine Besonderheit. Alle Zuhörer waren fanatisch. Alle Brunner in Deutschland sind fanatisch. Fanatische Mittelmäßige. Das Maß, mit dem sie messen, ist ihr eigenes Mittelmaß. Sie sind weder verworfen noch erhaben, sie stehen zwischen dem Idealen und dem Verworfenen und sind beider Gegensatz.
Ihr Schmerz beim Anblick einer Nacktheit mag vielleicht ehrlich sein. Vielleicht schreien sie, weil ihnen Schönheit wehe tut. Aber ihr beamteter Bruder hört den Schrei und handelt so wie jeder, dem Gott den Verstand genommen hat, um ihm dafür ein Amt zu geben: Er konfisziert …
Ich dementiere also Brunners Abschied. Brunner *bleibt* …

Vorwärts, 5. 11. 1922

KLEIDERHANDEL

Der Rock war alt und sein Verkauf im stillen längst beschlossene Sache. Öltropfen vom Flugrad der Zeit hatten Fettflecke hinterlassen. Runzelfalten auf Klappen und Ärmeln wölbten sich dem glühenden Liebesdruck des Plätteisens entgegen. Aber das Entscheidende war das Loch.

Das Loch auf der linken Schulter.

Es blinkte weißlich wie ein Auge durch die karierte Brille der vertuschenden Stopfwolle. Es zog, Brennpunkt meiner Scham, alle Blicke der Tischgenossen auf sich. Blicke drangen wie Stecknadeln durch das Loch in die linke Schulter und verursachten Schmerz.

Lächerliche Notwendigkeit des Alltags brachte mir drei Männer ins Haus. Sie lebten vom Kleiderhandel. Auf ihren Armen häuften sich abgezogene Menschenhäute in allen Farben und Stoffen.

Es waren Konkurrenten. Daß ich sie alle drei gleichzeitig geladen, schien mir äußerste Schlauheit. Ich erwartete Katarakte von Angeboten. Buntrauschendes Schauspiel sich überstürzender Preisfontänen. Taumelreigen von Zahlen.

Aber das Gegenteil geschah. Genossenschaft eines edlen Berufs schweißte sie zu einem Drillingstreubund zusammen. Sie waren eigentlich eine dreifache Ausgabe von einem. Drei Exemplare der Schöpfung: Kleiderhändler, in Bosheit gebunden. Schulter an Schulter feilschten sie.

Der Rock wandelte hin und zurück durch drei Händepaare. Und jede neue Hand bot weniger. Ein Hausierer sagte – und seine Stimme ging heiser sägend wie ein Riß durch steife Leinwand: Das Unterfuttter ist zerfetzt!

Es ist ein bißchen repariert, erwiderte ich.

Repariert heißt auf deutsch zerfetzt, sagte der zweite Händler. Seine Hände überlieferten, um Deutsch sprechen zu können, den Rock dem dritten.

Und er hat ein Loch, triumphierte der.

Das ist kein Loch! Es ist eine kunstvoll bis zur Unkenntlichkeit zugestopfte Öffnung.

Eine zugestopfte Öffnung ist eine Öffnung. Und eine Öffnung ist ein Loch, sagte der erste und flatterte mit den Armen.

Der zweite bohrte mit einem Zeigefinger und beiden Augen in dem Loch herum: Es ist sogar ein großes Loch!
Ein riesengroßes Loch! sagte der dritte und gab seinen Zeigefinger dazu.
Das Loch wuchs zusehends. Ärmel, Kragen, Klappen und Rücken verschwanden darin.
Dieser Rock ist überhaupt ein Loch! konstatierte der erste.
Aber ein Loch ist auch was wert. Hundert Mark.
80 Mark! lärmte ein Fingerbündel des zweiten.
50 Mark, sagte der dritte.
Wir einigten uns auf 70 Mark 57. Der erste bekam den Rock.
Ich zog meinen besseren schwarzen Anzug an. Und schritt so, ältlicher Konfirmand, ewiges Glockenläuten in der Seele, ohne Hundemarke sozialer Minderwertigkeit durch Alltag und Arbeitslosigkeit.
Dann, eines Tages, saß ich in der Straßenbahn. Und sah meinen Rock. Ein Mann stand auf der Plattform in meinem Rock.
Die Falten und die Ölflecke waren weg. Aber das Loch! Das Loch auf der linken Schulter!
Mir war wie dem Geist eines verstorbenen Löwen, der, aus dem Jenseits zu Besuch in seine irdische Wirkungsstätte zurückgekehrt, sein eigenes Fell über dem Körper eines Löwe spielenden Menagerieportiers erblickt.
Ich stürzte auf die Plattform. Aber die Straßenbahn hielt gerade, und der Mann sprang ab.
Mein Rock verlor sich im Gewimmel. –
Nun sehne ich mich nach der dunkelblauen Stoffschale meines Ichs, die in der Gezeiten Wechsel, der Geschehnisse Fülle zu einer Art Haut sich herangedient.
Und ich sehne mich nach dem kleinen, winzigen Loch auf der linken Schulter. Und ich weiß plötzlich, wie es entstanden ist. Claire hielt die Zigarette über meiner linken Schulter. So entstand das Loch.
Am nächsten Morgen aber ging ich zu Gretl Reich, die blond war und stopfen konnte. Und seit jener Zeit herrschten zwei Frauen in meiner Welt: eine, die zigarettenrauchend nächtliche Löcher in die Schulter brennt. Und die andere, die sie am nächsten Morgen mit Kunst und Ergebenheit stopft.
Und beides war Liebe...

Vorwärts, 14. 11. 1922

BERLINER SAISONBERICHT

»Saison« ist nicht lediglich eine beliebige Jahreszeit, sondern eine, in der sich etwas Gesellschaftliches ereignet. »Saison« heißt eine bestimmte Jahreszeit im Gesellschaftskulturkalender.
Da häuten sich die Litfaßsäulen nun mit ernsten und bunten Plakaten, und in den Schaufenstern der Modewarenhäuser erblühen Damenhüte auf braunlackierten Stengeln. Die Preise sprießen auf Täfelchen aus Pergamentpapier, und in dramatischen Gesangsunterrichtsstunden zwitschern junge und sogar ältere Mädchen.
Rezitatoren und Musikinstrumente ergreift ein unüberwindliches Mitteilungsbedürfnis; Vereinigungen beweisen ihr Dasein durch Veranstaltung von Festen; die Kritiker können vor lauter Premieren den Anforderungen der Schauspieler nicht gerecht werden.
Die Tage werden kürzer und die Nachtvorstellungen länger. Ausstellungen eröffnen sich. Alle Präsidenten der Welt ziehen die Fräcke aus dem Schrank, und andere lösen die ihrigen vom Pfandleiher zurück. Tarife aller Art nehmen Prozente zu, und manche Menschen verlieren an Gewicht.
Indessen schwillt der Bildungsdrang der Unproduktiven und der Geistkonsumenten. Sie füllen die öffentlichen Säle, und während sie den Atem anhalten, verrät ein Papierknistern ihren körperlichen Hunger.

Es gibt sehr viele öffentliche Säle, und sie heißen entweder nach großen Meistern der Musik oder auch nach ihren Erbauern oder anders.
Auf den Podien dieser Säle stehen die Kunst- und Geistproduzenten und überlegen, wieviel ihnen von den Einnahmen der Konzertagenturen verbleibt. Dann stürzen sie sich tollkühn in die eigene Produktion und schwimmen rastlos, bis zur Pause, in Poesie und Gesang.
Junge Mädchen rezitieren gerne Christian Morgenstern. Im Sommer noch spielten sie Tennis, und wer sie sah, konnte nicht ahnen, wie furchtbar ihnen die Saison werden sollte.
Sie waren weiß gekleidet und harmlos wie beim Empfang von Landeseltern. Nun sind sie ernst gepudert und dunkel gekleidet und werfen Versetennisbälle ins Parkett. Die Referenten sitzen zunächst der Tür, um nicht getroffen zu werden.

An den Wänden und Decken der Säle ist sehr viel Zierat aus Gold und Stuckwerk. Unterschiedliche klassische und altgermanische Helden- und Sagenwesen sind zeit ihres Lebens hier festgehalten und müssen gegen ihren Willen symbolisch sein.
Sehr beliebt ist Atlas, der die Weltkugel auf seinen Schultern trägt. Er bricht schier zusammen unter der Last der zahlreichen Rezitatoren, die auf seiner Welt herumrezitieren.
Auch Venus ist eine beliebte Göttin, und ihr Körperumfang schwillt gelegentlich ins Maßlose. Auf ihren marmornen Brüsten könnten sich erwerbslose Auswanderer ansiedeln. Auf ihrer ausgestreckten Handfläche fände ein Schrebergarten Platz.
Manchmal lehnt Neptun an einer Säule und weiß nicht, was er auf dem Trockenen mit seinem Dreizack machen soll.

Sehr schön sind die Gedichte junger Autoren. Diese können sich das Schreiben in Zyklen nicht abgewöhnen und das Vorlesen auch nicht.
Der Gegenstand ihrer Poesie ist Rilke, manchmal Hofmannsthal und manchmal sogar Dehmel.
Man stellt mit Genugtuung fest, daß Heine in dieser Saison nicht mehr so häufig abgeschrieben wird.
Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß die meisten jungen Dichter aus dem Westen Berlins kommen, wo sie tagsüber vom Vater eine Rente beziehen. In ihren Mußestunden besuchen sie das Realgymnasium.
In den Konzerten wird Chopin bevorzugt. Man hämmert ihn auf schwarzen Flügeln, die in der Mitte so aufgestellt sind, daß die Firma zu sehen ist. Sie befindet sich außerdem noch auf den Programmzetteln.
Die Virtuosen sind gewöhnlich jung und schwarzhaarig. Die Fortestellen und ihre innere Erregung erkennt man am besten an den Bewegungen der Frackschöße.
Sooft sie aufstehen und sich verneigen, ist ein Stück zu Ende, und es ist erlaubt zu klatschen. Wenn sie dagegen sitzen bleiben, ohne die Finger zu bewegen, ist das Klatschen nicht ratsam. Es stellt sich dann regelmäßig heraus, daß es nur eine »volle Pause« war.
Die Beheizung des Konzertsaals richtet sich nach dem Grad der Berühmtheit des Virtuosen. In dieser Saison sind die Konzertsäle nicht sehr gut geheizt.

Dennoch muß man die Überkleider ablegen, aus Achtung vor der Kunst.
Die Schuhe darf man anbehalten.
Wenn das Publikum am Schluß der Vorstellung sehr begeistert ist, spendet ihm der Virtuose noch ein »Ave Maria«. Dieses Lied ist in der Welt berühmt als außerprogrammliche Zugabe. Deshalb ist es so selten angekündigt und wird doch immer gespielt.
Jeder Konzertsaal hat ein »Künstlerzimmer«, das ein beliebter Aufenthaltsraum der Familie ist. Dort wird der Virtuose in der Pause gelabt wie ein Boxer vor der Runde.
An einem der nächsten Morgen liest er seinen Namen in gesperrtem Druck mitten unter zahlreichen Kollegen, und er hat die seltsame Empfindung eines Lebenden, der sich in einer Verlustliste befindet.

Der Rote

Vorwärts, 18. 11. 1922

NATIONALISMUS IM ABORT

Im Prozeß gegen die Scheidemann-Attentäter hörte man von den Mördern selbst, daß sie ihren Plan in der »Toilette« eines Weinrestaurants reifen ließen. Man kann Grund haben, alle Aussagen der Attentäter zu bezweifeln – nur diese eine nicht. Deutschnationale Schutz- und Trutzbündler, selbst wenn sie in einem Heiligtum ihre Pläne schmiedeten, könnten es zum Lokus degradieren. Sie fassen aber ihre Entschlüsse nicht in Heiligtümern, sondern in den Aborten der Weinhäuser.
Ironie des Zufalls fügte es einmal, daß ein deutschnationaler Student und Defraudant nicht anders hieß als – »Biertimpfl«. Ein zweites Mal, daß einer der Rathenau-Mörder den Namen »Niedrig« trug. Und derselbe ironische Zufall läßt einen nationalen Mordplan im Klosett reif werden.
Nicht nur Siegesalleen – auch Bedürfnisanstalten können die Gesinnung eines Volkes charakterisieren. Ich kenne mehrere Länder Europas und ihre Bedürfnisanstalten. Aber nur in Ungarn und in Deutschland fand ich so viel nationalistische Exkremente an Klosettwänden. In

allen anderen Ländern sah ich nur sexuelle Schweinereien. In Deutschland auch politische.

Ein echter Nationaler kann keine Rotunde verlassen, ehe er nicht seinem Drange, ein Hakenkreuz hinter sich zu lassen, Genüge getan. Er weiß es selbst, wohin seine Gesinnung gehört und dokumentiert sie an passendem Orte. Dafür müßte man ihm eigentlich dankbar sein. Von den Argumenten (»Belangen«, sagt ein Völkischer), die in den Klosetts geäußert werden, lassen sich nur verwandte Naturen überzeugen. Der Nationalist hat sich selbst sein einzig mögliches Propagandasystem geschaffen. Allein, weil er in der Bedürfnisanstalt Politik zu machen gewohnt ist, betrachtet er jeden Ort, in dem er Politik macht, als Bedürfnisanstalt. Und benimmt sich danach.

Der Plan, Rathenau zu ermorden, ward in der Mensa der Technischen Hochschule geschmiedet. Damals glaubte ich, daß kein Ort mehr geeignet wäre für reaktionäre Meuchelmörder als eben eine reaktionäre Hochschule. Aber siehe da: Die Scheidemann-Attentäter hatten noch ein besseres Stelldichein gefunden: die »Toilette«. Sie selbst (nicht ich) rücken somit diese Örtlichkeit in die bedrohliche Nähe unserer Hochschulen.

Vielleicht – wenn jener oben angeführte ironische Zufall es will – wird es sich in der nächsten Verhandlung ergeben, daß die Harden-Attentäter ihren Mordplan in der – Bedürfnisanstalt einer deutschen Hochschule ersonnen haben. Nach den politischen Grundsätzen, die unsere Biertimpfls in jenen Räumen von sich geben, könnte man wohl auf Meuchelmörder schließen.

Wer es gut meint mit den Hakenkreuzlern – die »Deutsche Tageszeitung« zum Beispiel –, täte gut daran, seine Gesinnungsgenossen vor so häufigen Zeichnungen und Inschriften zu warnen. Ein Fremder, der, ohne Maurenbrechers Aufsätze gelesen zu haben, nach Deutschland kommt, könnte leicht glauben, das Hakenkreuz bedeute hierzulande dasselbe, was in anderen Ländern durch die Bezeichnungen »Hier«, »Für Männer« usw. ausgedrückt wird.

Vorwärts, 9. 12. 1922

DIE FREUDEN DES WINTERS

Fürs deutsche Lesebuch bearbeitet

Der Winter ist eine lustige Jahreszeit.
Er ist die Saison der Feste und Freuden, des Hungers und der Kälte, der Bestialität und der Barmherzigkeit. Diese Jahreszeit hat alle Eigentümlichkeiten einer kapitalistischen Institution.
Die Tage werden kürzer, das Elend wird größer. Die Erde hüllt sich in Reif und Schnee, und der Mensch in Skunks und Zobel. Nach Sankt Moriz und Garmisch-Partenkirchen wallrodelt die vornehme Welt.
Von der Gottheit des Sports mit gesundem Appetit begnadet, kehrt sie heim zu Kränzchen und Karneval. Ein gerechter Himmel streut Kaviar auf ihren Weg, das Manna der Reichen. Die Börse bleibt »fest und sicher«. Montanwerte steigen. Dank dieser glücklichen Umstände wird im Winter der Anfang des neuen Jahres gefeiert. Das geschieht in einer Nacht, die man mit Recht »Silvesternacht« nennt und für die beim Geschäftsführer Tische »vorausbestellt« werden müssen. In froher Zuversicht sieht man den kommenden Dingen entgegen. Aus Sektflaschen erknallt das Trommelfeuer des Friedens und der Eintracht. In der Feuerlinie des Silvesters fehlt keiner von jenen, die man in einer anderen vergeblich gesucht hätte.
Mit Wohlgefallen betrachtet man hinter glänzenden Spiegelscheiben frierende Bettler, Objekte der Wohltätigkeit und der duldsamen Polizei. Der Mensch ist gut, wenn er getrunken hat, und spendet Hundertmarkscheine aus Irrtum, der eine Güte des Unterbewußtseins ist. Gott Dollar lohnt dem Spender und steigt ums Zehnfache.
Des Morgens wandelt eine trübe Sonne über graue Himmel, arm und müde, als hätte sie im Asyl für Obdachlose genächtigt. Der Mensch hat seinen Rausch ausgeschlafen und kehrt zurück zu Nüchternheit und Spekulation. Über seinem neuen Jahre glänzt das Motto: *Gewinnen ist seliger denn geben!*
Eingewickelt in Schal und Pelz, abgeschlossen gegen Grippe und den Bazillus des Mitleids, wohldurchheizt von Eigenwärme, sich selbst liebend – ist jeder Mensch im Winter sein eigener Nächster. Erst auf dem Umweg über Maskenbälle wird er barmherzig. Unmaskiert bleibt er bestialisch.
So hat auch der Winter seine Schönheit: Blumen blühen an Fenster-

scheiben, und die Sterblichkeitsziffer steigt, als stünde sie im Kursblatt. Die den Frühling am heißesten ersehnen, dürfen ihn nicht erleben. Dem Karneval folgt die Grippe auf dem Fuß – und wer jenen nicht mitgemacht hat, braucht diese nicht zu überstehen...
Unabänderlich wie der Wechsel der Jahreszeiten sind die Gesetze der Weltordnung – sagt das Lesebuch...

Vorwärts, 30. 12. 1922



1923

DIE ABSEITS-MENSCHEN

Eine Droschke wartet, im Regen, vor der Diele.
Die Diele hat alle ihre Lichter rötlich besänftigt, und aus ihren Fenstern bricht gespenstisch ein Widerschein wie bei einem Zirkusbrand im Film. Hinter den safrangelben Vorhängen sieht man die Silhouetten angeschmiegt kreisender Paare.
Die Droschke, die im Regen wartet, besteht aus einem Gefährt, einem Kutscher und einem Pferd.
Der Kutscher sitzt auf dem Bock, in einem Kittel, mit einer Kapuze, wie ein Mann ohne Unterleib. Die Beine hat er hochgezogen, und er sitzt vielleicht auf ihnen. Oder er hält sie unter der Decke. Oder er hat gar keine.
Der Peitschenstiel schwankt gertenhaft im Regen und wedelt mit dem Lederriemen. Der Kutscher niest manchmal, und es klingt, als ob er wieherte. Das Pferd streichelt mit dem rechten Vorderhuf das Pflaster.
Vor der Drehtür der Diele wacht, goldbetreßt und imposant, ein Portier. Sein Schnurrbart mitten im Gesicht ist ein blonder Draht und läuft in zwei feine, aufwärtsgerechte Spießhaken aus, an denen man, wenn alle Kleiderrechen schon benützt sind, je einen Stadtpelz aufhängen könnte.
Die Drehtür kreist ewiglich um ihre Achse, und aus ihren Fächern fallen Menschen heraus wie Kohlenstücke aus einem Kran. Die einen fallen in die Straße, andere in die Diele. Die Drehtür ist eine philosophische Einrichtung, und manche erblicken in ihr ein Symbol des Lebens.
Der Portier greift immer mit der Rechten an die goldene Kappentresse wie einer, der grüßen will, aber es doch lieber unterläßt. Wenn er wirklich einmal: Guten Abend! sagt, antwortet ihm keiner, als wäre er ein Automat oder ein Grammophon.
Der grüne Schutzmann entsprießt einer Mauernische und wandert gemessen der Diele entgegen. Der Portier hebt mechanisch die Hand an den Tressenrand und spricht. Man kann deutlich hören, daß er kein Grammophon ist oder daß seine Platte viel mehr Worte hat als nur: Guten Abend!
Der Kutscher vernimmt durch den Halbschlaf verwehte Laute und schwenkt seine Beine vom Bock wie ein Paar hohler Hosen. Dann

steht er unten und beweist, daß ein Kutscher einen Unterleib hat und nicht ein Bestandteil der Droschke ist.
Der Dienstmann hockt auf einem Schemel, an die Wand gerückt, eine rot- und dunkelangestrichene Verzierung; eine verkleidete Freske mit einer Pfeife im Mund. Plötzlich bläst er eine Rauchwolke als Lebensbeweis in die Luft und bröckelt von der Mauer ab. Er schlurft zur Droschke und klatscht auf den Rücken des Pferdes. Dieser Laut gibt ihm den fehlenden Rest des Mutes, und er schleicht in die Gruppe des Portiers, des Schutzmanns und des Kutschers.
Alle drei merken den Standesunterschied und bestätigen ihn durch Schweigen.
Der Cellist tritt aus der Diele, um sich abzukühlen. Er ist ein schwarzhaariger Mensch, und seine Augen sind klein und glänzend wie eingesetzte Glühwürmchen. Sein Scheitel ist glatt und sicher, als wären die einzelnen Haare an den Enden künstlich wieder in die Kopfhaut eingefügt. Der Scheitel verbreitet Sicherheit und erweckt das Bewußtsein, daß über ihm die fürchterlichsten Stürme fruchtlos verbrausen.
Der Cellist trägt einen Frack, aus der Weste schießt die Hemdbrust weiße Strahlenbündel in das Dunkel. Der Schutzmann grüßt, und der Portier steckt die Hände in die Taschen, um ein kollegiales Verhältnis anzudeuten.
Eine ferne Glocke spuckt zwei erzene Schläge in die Straße. Um sie zu bestätigen, ziehen alle die Taschenuhren. (Nur der Cellist trägt eine Armbanduhr am Lederriemen.)
Um diese Zeit tritt ein grauhaariger Mann aus der Toilette und sieht geblendet in die tönende Helle, deren Widerhall in seine Stille gedrungen ist.
Er läßt Seife, Nagelfeilen, Bürsten, Zündhölzerpyramiden, die quadratischen Handtücher sorglos liegen.
Er kennt einzelne Herren, und er fühlt sich etwas heimischer in fremdem Glanz, als hätte er in dieser Gesellschaft zahlreiche gute Freunde. Er lehnt wie ein zufriedener Besen an seiner Tür und lächelt.
Die Klänge des Shimmys kamen zu ihm immer leise und wie in Watte gewickelt; es waren isolierte Klänge. Von der schmetternden Pracht ihrer Nacktheit ist er nun ein wenig verwirrt.

Der Herr Direktor wandelt zwischen den Tischen umher und umsegelt mit den Frackschößen die Menschengruppen in der Mitte.
Draußen bekommt der Kutscher einen Betrunkenen vom gütigen Schicksal zugeschaukelt.
Der Schutzmann nimmt eine solche Gesetzesübertorkelung nicht zur Kenntnis.
Der Portier lächelt gönnerhaft und mit Kennermiene. Er sagt: Guten Abend! und der Betrunkene antwortet, *weil er die Menschen nicht mehr einschätzen kann.*
Der Dienstmann schlurft zur gegenüberliegenden Ecke und fügt sich wieder in die Mauer ein.
Nur der Portier bleibt, strahlend und golden, an seinem Platz neben der kreisenden Drehtür.

Vorwärts, 7. 1. 1923

RICHARD OHNE KÖNIGREICH

Richard der Rote sieht aus wie ein vertriebener König. Ihm fehlt nur noch ein Shakespeare, damit seine Tragik sichtbare künstlerische Gültigkeit erlange. So wandelt er umher, ein Dramenstoff ohne Dramatiker. In fremden Cafés sitzt er und läßt sich – o Jammer! – Zeitungen reichen. Richard, dereinst unbeschränkter Beherrscher des gesamten in- und ausländischen Lesestoffs, läßt sich von anderen Zeitungskellnern Blätter geben. Er, der sozusagen das *ius primae noctis*, das Entjungferungsrecht über die frischesten Nummern hatte, empfängt Zeitungen aus zweiter Hand!...
Was?! Die Welt weiß am Ende gar nicht mehr, wer Richard ist? Richard, der Zeitungskellner aus dem »Café des Westens«? Richard, der seinen Buckel trug als körperliches Abzeichen geistiger Würde; den Buckel als das Signalement der Weisheit und Romantik. Sein körperliches Mißratensein glich Rangunterschiede aus und stellte den Zeitungsträger mindestens in die Reihe der gradegewachsenen Zeitungsschreiber. Im Romanischen Café, der neuen Wahlheimat der Berliner Boheme, bedient ein schlank zu nennender Zeitungskellner. Er hat alle Blätter, das Wiener Journal, das Prager Tagblatt und sogar die La-

Plata-Zeitung. Aber mir fehlt sein Buckel! Mein Blick rutscht auf seinem langweilig abschüssigen Rücken herunter und hat keinen Halt. Seine Blätter sind irgendwo unvollständig. Seine Existenz als Literaturträger ist nicht in allen Punkten gerechtfertigt.
Da war der rote Richard ein anderer! Er war rothaarig. Er war eigens erfunden vom literarischen Beirat des lieben Gottes und vom Pressechef des Himmels zum Zeitungskellner ausersehen. Er sah Generationen von Literaten kommen und gehen. Sie verschwanden in Gefängnissen und Ministerstühlen. Sie wurden Revolutionäre und Attachés. Und sie blieben ihm alle Geld schuldig. Er wußte den Weg, den sie machen würden, kannte den Stil, den sie schrieben. Wußte, wo sie nachgedruckt worden waren, und erzählte es ihnen. Er reichte ihnen die Zeitung mit der Nachricht, gewissermaßen die Botschaft mit der Schale. Und wenn sie unbekannt waren – er förderte sie. Im Glasschrank des »Cafés des Westens« hingen, wie Präparate in einer Versuchsanstalt, die Erzeugnisse unbekannter Lebender: ein Porträt, ein Plakat, das zum Besuch eines literarischen Abends aufforderte, eine neue Zeitschrift, die Richard den Gästen anbot. Richard war ein *Mäzen.*
Am Nachmittag, wenn es still war, schrieb Richard an seinen Memoiren. Diese Memoiren sind nie fertig geworden. Es scheint, daß Richard, der stets einen guten Geschmack bewiesen hat, es endgültig für unnütz hält, Memoiren zu schreiben, nachdem so viele Unbefugte sich darin versucht haben: Ihn dürstet es nicht nach dem Ruhm, mit Ludendorff und Wilhelm genannt zu werden.
Allerdings: Mit allen Memoirenschreibern der Nachkriegszeit hatte Richard doch etwas gemein: Auch er *kann nie in den Krieg*, in den Schützengraben. Man musterte erst die Schwindsüchtigen aus – die Buckligen waren noch nicht dran. Wenn man aber Richard mit erkünstelter Verwunderung fragte, weshalb er noch nicht eingezogen wäre, neigte er sich über den Tisch des Fragers und flüsterte ihm ein *Geheimnis* ins Ohr: »Wissen Sie – sagen Sie's nicht weiter –, ich habe nämlich – *Plattfüße* ...«
Ich entsinne mich jener schmerzlichen Nacht, in der das alte Café des Westens für immer geschlossen wurde und Richard unsere Unterschriften sammelte. Dieses Einfangen der Unsterblichkeit in ein Stammbuch war seine letzte Handlung im Dienste der Literatur. Dann verschwand Richard, und es dauerte eine Weile, ehe er im Romani-

schen Café auftauchte. Wer weiß, wieviel Schmerz er da empfunden hat, als er in seine Heimat kam als Gast und Fremdling! Zeitungen fordernd, statt sie zu vergeben?!...

Eine Zeitlang hieß es, Richard würde ein *neues Café des Westens* eröffnen. Nichts wäre natürlicher gewesen. Seine körperliche Eigenheit, seine Tradition, seine Gesinnung befähigten ihn zu einem Gastgeber der modernen Literatur. Aber nichts dergleichen geschah. Richard eröffnete kein Café. Er war nach einem halben Jahr vergessen. Nicht nur, weil man ihm Geld schuldete. Er war aus historischen Gründen vergessen wie ein Schriftsteller, der sich überlebt. In einem Film, der das Milieu des Berliner Westens behandelte, war Richard einmal eine Rolle zugewiesen worden. Der Film rollt jetzt weiß Gott in welcher Provinz. – *Zweimal* hing Richards Porträt, von berühmten Künstlern gemalt – einmal vom Maler König –, in der *Sezession*. Die Kunst gab ihm, was dem Mäzen gebührt. Heute hängen die Porträts in irgendwelchen kalten Salons, in denen man keine Ahnung von Richards Persönlichkeit hat... Und schon ist eine neue Literatengeneration im Heranwachsen, an deren Wiege nicht mehr der rote Richard steht. Sie werden ihn nicht kennen, den roten Richard.

Eines Tages zeigte er mir eine *Schachtel mit Schmetterlingen*. Es waren wunderbare Schmetterlinge, Falter, samtene, bunte, rote und schwarzrote und gelbe. Irgend jemand hatte ein Verfahren erfunden, durch das toter Schmetterlinge feiner Schmelz ewiglich erhalten bleiben konnte. Richard verkaufte solche Schmetterlinge, gewissermaßen balsamierte Schmetterlinge, als *Broschen*. Es gibt Frauen, die Insektarten auf der Brust tragen, dachte ich. Richard ist gesichert.

Ein paar Monate später sah ich bei Richard eine Karte von *Leopold Wölfling*, dem bekannten Erzherzog aus dem Hause Habsburg. »Lieber Richard«, fing die Karte an. Die Ähnlichkeit ihrer historischen Schicksale hatte sie zusammengebracht. Richard der Rote, der Exkönig, und Leopold Wölfling, der Exprinz, waren *Freunde*. Leopold Wölfling sollte in Wien eine *Schmetterlingsexpositur* eröffnen. Aber die Damen machten sich nichts aus Schmetterlingen. Man trägt Broschen an heiklen und gefährdeten Stellen – und *so* gesichert war der Schmelz der Falterflügel doch nicht, daß er der energischen Offensive eines Mannes standgehalten hätte! Ja, wenn Richard einen originellen Blusen*ausschnitt* erfunden hätte! – Er wäre gerettet. Er

aber hatte einen *Verschluß* in Mode bringen wollen. Die Zeit ist nicht mehr für Verschlüsse.
Das Geschäft ging nicht, und Richard geht es nicht gut. Sein Schicksal, das ihn, scheint es, trotz allem immer wieder auf den Weg der Aktualität stößt, hat ihn, just ihn, den *Rathenau-Mord* entdecken lassen. Richard kam gerade die Königsallee entlang, *zehn Minuten nach dem Attentat.* Er wußte, was man in solchen Fällen tut. Richard telephonierte an die Zeitungen. Wenn er nicht gewesen wäre, die Extrablätter hätten eine Stunde länger auf sich warten lassen.
Noch einmal ist Richard nicht in Verbindung mit der Geschichte getreten. Er sitzt jeden Abend in einem kleinen Café am Kurfürstendamm und liest Zeitungen; Zeitungen aus zweiter Hand. Er soll ein paar Papiere an der Börse haben, heißt es. Vielleicht lebt er davon. Seine Seele lustwandelt in den Gefilden der Vergangenheit. Die Wehmut, die mich bei seinem Anblick erfüllt, gleicht jener, mit der ich eine alte Zeitungsnummer betrachte oder ein altes Feuilleton von mir selbst.
So teuer ist mir Richard ...

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 9. 1. 1923

UNSER LIEBLING IM SCHNEE

Das ist die Zeit, in der unsere Lieblinge aus der Kinobranche die hehre Welt des Winters aussuchen, um sich zusammen mit dem Schnee photographieren zu lassen. Alljährlich tun sie es, unsere Lieblinge, unter der Überschrift: »Der Wintersport der Filmstars«.
Wie die Winterzeit den Stars der Bühne und des Films behagt, kann man in den illustrierten Blättern der mondänen Gesellschaft sehen. In diesen Zeitungen ist meistens das lächelnde Antlitz des Lebens zu finden und selten das bittere. Der Photograph der Illustrierten erwischt die Welt just in ihrer rosigsten Laune. Oder er sagt zum Ernst des Lebens: »Bitte recht freundlich«, und der Ernst des Lebens lächelt.
Wenn ich der Photograph einer illustrierten Zeitung wäre – ich bemühte mich, das Leben just in dem Augenblick zu knipsen, in dem es am traurigsten ist. Ich wäre ein Photograph mit der ständigen Devise:

»Bitte recht ernst! Geben Sie sich nur, wie Sie sind, verehrtes Leben!« Und auf meine Platte käme nicht die Dame Fern Andra auf schneeigem Hintergrund, sondern ein Nichtliebling des Lebens und der Gesellschaft mit zerrissenen Stiefelsohlen: ein geistiger Arbeiter; ich selbst.
Die Künstlerin Henny Porten habe ich in vielen Filmen schätzen gelernt. Weshalb aber sinkt sie freiwillig auf das Niveau einer Prinzessin, deren Beruf es ist, den Photographen der »Scherl-Woche« zum Ritter zwischen sich und dem Volk zu wählen? Sie trägt den Lorbeer des Ruhms und benimmt sich wie die Träger des Hosenbandordens: Sie soll nach den ewigen Gesetzen der Kunst handeln, und sie erscheint als »Bild vom Tage«: Hütet sie sich vor Geschmacklosigkeit einer Rolle, so müßte sie jene des Lebens meiden; ist sie populär geworden durch Talent, so braucht sie von der Illustrierten nicht mehr gefördert zu werden.
Ich gönne der Frau Henny Porten ein Pony, einen Rodelschlitten, Wald, Schnee und Gebirge. Aber die Achtung, die sie selbst vor der Natur empfindet, beleidigt der Photograph, dessen Platte auf »unser Liebling« eingestellt ist und dessen Tätigkeit den Zweck hat, den Star als den Mittelpunkt göttlicher Schöpfung zu erfassen. Die Photographie ist für die Betrachterin aus der geistigen Bourgeoisie bestimmt und hat den Zweck, ihr den alten Abonnentenausruf zu entlocken: Ach Jott, wie niedlich! Henny mit dem Pony!
Und daß es auch alljährlich wiederkehren muß! Um dieselbe Zeit! Ich begreife den Abonnenten: Dem ist jeder Blick hinter die Privatkulisse bürgerliches Bedürfnis. Ich verstehe den Photographen: Der lebt davon. Der Verleger: Er verdient dabei. Ich verstehe sogar die Photographie: Die Eitelkeit ist mit ihr durchgegangen. Ich verstehe nur das arme Pony nicht! Und daß der Herrgott der Illustrierten zuliebe Schnee fallen läßt.

Der rote Joseph
Vorwärts, 12. 1. 1923

DIE TOTEN OHNE NAMEN

Die namenlosen Toten der großen Stadt hängen, ordentlich in Reih und Glied, in den *Photographenschaukästen des Polizeipräsidiums*, im Parterre. Das ist die grausame Ausstellung der grausamen Stadt, in deren asphaltierten Straßen, graubeschatteten Parks und blauen Kanälen der Tod lauert, mit Revolver, Knebel und betäubendem Chloroform. Das ist sozusagen die anonyme Seite der Großstadt, ihr Elend, das keinen Namen hat. Das sind ihre unbekannten Kinder, deren Leben Unrast, Kneipe und Verborgenheit heißt, deren Ende blutig ist und gewaltsam, ein mörderisches Finale. Sie stolpern besinnungslos in eines der zahllosen Gräber, die eigens für sie an allen ihren Wegen bereitstehen, und das einzige Andenken, das sie der Nachwelt hinterlassen, ist ihr Porträt, aufgenommen am sogenannten »Tatort« vom Apparat der Polizeikommission.

Sooft ich das Schaufenster eines Photographen sehe, die Bilder der Lebenden, der Brautleute, der Konfirmationskinder, die lächelnden Gesichter, die weißen Schleier, den papierenen Blumenschmuck, die Orden eines Exzellenzporträts, deren Anblick allein schon Geräusche des Klimpers hervorruft – denke ich an jenen Kasten der Toten in der Polizei. Er sollte nicht im Korridor des Polizeipräsidiums hängen, sondern irgendwo, an weit sichtbarem Platz, in der Mitte der Stadt, deren Sinnbild er ist. Die Schaufenster mit den Porträts der Lebendigen, der Feierlichen, der festlich Gesinnten geben eine falsche Vorstellung vom Leben. Es geschehen nicht lauter Trauungen, schöne Frauen mit runden Schultern, und Konfirmationen – auch Morde, plötzliche Schlaganfälle und Ertrinkungstode werden in dieser Welt gefeiert.

In der Meßterwoche müßten diese belehrenden Photographien gezeigt werden, nicht nur die ewigen Paraden, Fronleichnamszüge des Patriotismus, die Badeorte mit den Springbrunnen, den Sonnenschirmen, den magenbitteren Sprudeln, den Terrassen mit Wagnermärchen. So schön ist das Leben nicht, wie man infolge der Meßterwoche glauben könnte.

Durch den Korridor des Polizeipräsidiums gehen täglich, stündlich sehr viele, Hunderte Menschen, und *niemand* bleibt vor den Schaukästen stehen, um sich die Toten anzusehen. Man geht ins Fremdenamt, ins Paßamt, um ein Visum zu holen, ins Fundbüro einen Regenschirm

suchen, in die Kriminalabteilung, einen Diebstahl anzuzeigen. Ins Polizeipräsidium kommen lauter Menschen, die mit den Dingen des Lebens zu tun haben, und, abgesehen von mir: kein einziger Philosoph. Wer sollte sich um die Toten kümmern?

Diese Toten sind häßlich und vorwurfsvoll und hängen da wie Gewissensbisse. Sie sind so aufgenommen, wie sie gefunden wurden, ein unendlicher Schrecken lagert auf ihren Gesichtern, der Schrecken des Sterbens. Mit offenen Mündern stehen sie, ihr letzter Schrei liegt gleichsam noch in der Luft, man hört ihn, wenn man sie ansieht. Der Kampf des Todes hält ihre Augen halb offen, das Weiße schimmert unter dem Augenlid. Da sind Bärtige und Bartlose, Frauen und Männer, Jünglinge und Greise. Sie wurden *auf der Straße* gefunden, im *Tiergarten*, in *Spreekanälen*. Oft ist sogar der Fundort *unbekannt* oder nicht genau bekannt. Die Wasserleichen sind aufgedunsen, von Schlammkrusten bedeckt, sie sehen aus wie schlecht mumifizierte ägyptische Könige. Die Kruste auf ihren Gesichtern hat Risse und Sprünge wie eine schlecht verwahrte Gipsmaske. Die Brüste der Frauen sind schauderhaft geschwollen, die Züge verzerrt, die Haare wie ein Häufchen Kehricht auf gedunsenem Kopf.

Wenn diese Toten Namen hätten, sie wären nicht so vorwurfsvoll. Nach den Gesichtern und Kleidungsstücken sind sie im Leben nicht »wohlhabend« gewesen. Sie gehören jenen Schichten an, die man *»die unteren«* nennt, weil sie zufällig unten sind. Es sind *Tagelöhner, Dienstmädchen*, die Menschen, die nur schwere Arbeit verrichten müssen oder verbrecherische, wenn sie leben wollen. Selten nur wächst so ein Totenkopf aus einem Stehkragen, dem europäischen Abzeichen des Bürgertums. Fast immer aus offenen, dunkelfarbigen Hemden.

Und der Ort, an dem sie der grausige Tod erreicht, kennzeichnet ihr ganzes Leben. Einer wurde am 2. Dezember 1921 im *Abort des Potsdamer Bahnhofs* gefunden. Am 25. Juni 1920 wurde jene Frau unbestimmten Alters aus dem *Reichstagsufer der Spree* gezogen. Am 25. Januar 1918 starb jener bärtige, zahnlose Kopf am *Alexanderplatz*. Am 8. Mai des Jahres 1922 starb dieser, ein junger Mann mit feierlichen Zügen, *auf einer Bank am Arminiusplatz*. Die friedlichen Züge hat er der wunderbaren Mainacht auf dem Arminiusplatz zu verdanken, die Nachtigall sang wahrscheinlich, als er starb, der Flieder duftete, und die Sterne glänzten.

Am 26. Oktober 1921 wurde jemand, ein etwa fünfunddreißigjähriger

Mann, in der *Spandauer Straße in Zehlendorf* auf einem unbekannten Grundstück erschlagen. Eine dünne Blutspur führt von der Schläfe zur Lippe, dünn und rot fließt es, das längst versiegte Blut des Begrabenen, auf dem Porträt fließt es in alle Ewigkeit. Vergeblich, auf Kraniche zu warten, die einst die Mörder des Ibykus verrieten. Über den Grundstücken der Spandauer Straße schwärmen keine Kraniche – man hätte sie längst abgeschossen und gebraten. Gott aber sieht hinter den Wolken, ungerührt, einen Weltkrieg lodern – wie sollte er sich da um einen einzelnen kümmern?
Es sind etwa *hundert Photographien* in den Kästen, und sie werden immer wieder erneuert. Tausende sterben ungekannt in der großen Stadt. Sie haben keine Eltern, keine Freunde, sie haben einsam gelebt, sie sind vergessen gestorben. Sie saßen nicht fest im Gefüge einer Gemeinschaft – so viele Einsame gibt es in der großen Stadt. Wenn hundert erschlagen werden, leben noch Tausende weiter, ohne Namen, ohne Dach, Menschen wie Steine. Einer gleicht dem andern, alle kommen einmal gewaltsam um – und ihr Tod hat nicht so schreckliche Folgen und kommt nicht in die Zeitung wie der Tod eines Talaat Pascha zum Beispiel.
Nur eine namenlose Photographie fordert teilnahmslose Menschen im Korridor der Polizei vergeblich zu einer Agnoszierung auf.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 17. 1. 1923

DER MANN IN DER TOILETTE

Der Mann in der »Herrentoilette« ist uralt und graubärtig. Moos wächst in seinen Ohrmuscheln, und in seinem Bart könnte ein Schwalbenpaar nisten und Junge bekommen und einen ansehnlichen Hausstand gründen...
Die »Toilette« befindet sich »eine halbe Treppe tiefer«, hinter der Garderobe und dem Büffet mit der blonden Bardame aus Blut und Wachs. Die Klänge der Jazzbands müssen sich durch die gutgenährten Herrenpelze zwängen, ehe sie die Treppe hinunterrollen können. Unten kommen sie dünn und ein bißchen ramponiert an und bergen sich in den moosigen Ohren des uralten Mannes.

Die Wände der »Toilette« sind weißlackiert und ewig berieselt von Wasser und Hygiene. Plink, plink, tropft es aus der Wasserleitung. Der alte Mann wacht über einem pseudomarmornen Waschbecken und reinigt es mit einem großen gelben Schwamm. Er hat die sorgsamen Bewegungen eines Krankenwärters, er ist sozusagen ein Toilette-Pfleger.

Zündholzschachteln und Seifenwürfel schichtet er zu Pyramiden; Kragenknöpfe und Gummiartikel, die ihm »in Kommission gegeben«, hütet er wie Augäpfel; Nagelfeilen und Zigarrenschneider hängen, mit umgeschnallten Gummibändchen, auf bläulichem Karton; Handtücher in Quartformat glättet er auf einem Stuhl und reicht sie mit weihevoller Gebärde – ein Priester der Reinlichkeit – dem Gast, der sie achtlos schwarz macht und zerknüllt.

Der Mann in der Toilette hat einen gebeugten Rücken und zitternde Knie. Die Gäste aber, die ihn besuchen, sind tannenschlank, mit einer Taille begabt und mit wattierten Schultern. Sie tragen den modernen Rock auf einem Knopf in der Mitte – und ein seidenes Spitzentuch lugt aus schief geschlitzter Tasche mit einem Zipfel in die Welt. Sie schreiten auf elastischen Halbstiefeln aus Chevreau durchs Leben und erfreuen sich einer guten Verdauung. Sie besitzen Ringe und blitzende Krawattennadeln, und ihre Karriere wie ihre Aktien haben eine steigende Tendenz. Mit eleganter Gebärde kämmen sie sich die Scheitel glatt, polieren mit Wildleder ihre Nägel blank und lassen sich in heroischer Positur den Rock bürsten. Der alte Mann streicht mit behutsamer Bürste an den Jünglingen herum, wie man Staub wischt von kostbarem Porzellan. Sie setzen einen Chevreaustiefel, und der Alte gleitet mit liebendem Staubfetzen darüber. Dann entfernen sich die Jünglinge mit wippenden Hüften, den Rhythmus des kommenden Tanzes schon im prophetischen Blut. Sieghaft strahlend, aufgefrischte Salonlöwen, steigen sie aus der Tiefe empor zu Shimmy und Prünell.

Der alte Mann bleibt unten, eine halbe Treppe tiefer als die anderen, im Reich des Wassers, des Unterleibs und der Maniküre. Er hat Bürsten ohne Zahl, aber er bürstet andere. Er hat glänzende Nagelfeilen, Seifen und Handbürstchen, aber seine Hände sind rauh, runzlig und die Nägel matt und ohne die elegant geschliffene Kralle des modernen Lebemännchens. Er hat Wasser, Seife, Kachelwände, Kabinen, Hygiene für andere. Er hat alles »in Kommission« ...

Was in der Welt vorgeht, erfährt er spät – wenn die Zeitung ihre Ak-

tualität verliert und in jenen Zustand übergeht, in dem ihr nur mehr der Weg alles Irdischen übrigbleibt. Der alte Mann in der Toilette weiß immer die altbackenen Neuigkeiten. Eine halbe Treppe hinter dem Lauf der Zeit bleibt er. Er kennt den jeweils gestrigen Dollarkurs, und er wundert sich nur, daß die Trinkgelder der einknöpfigen Herren nicht steigen.

Es ist eine große Einsamkeit um ihn. Aus der Lichterwelt – eine halbe Treppe höher – erreicht ihn ein Klangfetzen, und nur dank der gebürsteten Herren, die ihm ein natürliches Bedürfnis zusendet, ahnt er die Glückseligkeit der oberen Schicht. Sein Ohr zählt die gleitenden Tropfen der Wasserleitung, die beharrlich Sekunden totschlagen. An ihnen mißt er die verrinnende Zeit.

Einmal, nach dem zehntausendmillionsten Wassertropfen, wird er einschlafen und noch einmal begraben werden.

Gute anderthalb Treppen tiefer wird er liegen, und die Herren mit einem Knopf werden auch einmal heimkommen, und er wird sie nicht einmal zu bürsten brauchen...

Vorwärts, 20. 1. 1923

DER TEMPEL DER SEIDE

Der *Palast der Seide* steht in der *Mitte der Stadt* und ist den meisten unbekannt. »Die meisten«, das sind jene, die schon lange keine Seide gekauft haben. Keinen »Crêpe de Chine« und keinen »Charmeuse«, keinen »Crêpe Georgette« und keinen »Popeline«. Nicht wahr? Die Namen klingen wie kostbare Exotica, wunderbar dem Ohr des Armen.

Aber es gibt so was, mitten in Berlin, so schöne Seidenstoffe mit leuchtenden Namen, aristokratischen Namen, und sie wohnen alle im Palast der Seiden, einen Saal aus Lichtern und Spiegeln. Beides, die Lichter und die Spiegel, leben voneinander, es ist eine Wechselwirkung von Strahl und Widerstrahl, Glanz und Abglanz; ein Trick der Zivilisation. Die Spiegel und die Lichter sind für die Seide da. Sie haben den Zweck, Ballsaalbeleuchtung herzustellen und das Licht, das in der Seide wohnt, zu lebendiger Wirkung zu wecken, die Sonnen zu entzünden,

die in den zarten Geweben schlummern. Ein geheimnisvoller Vorgang, er streift an das Gebiet übersinnlicher Phänomene, *Licht weckt Licht*, Reflex der Spiegel zu Reflex der Seide, dieses wunderbaren Stoffes, von dem man – wüßte man nicht, daß er von Millionen Industrieraupen fabriziert wurde – annehmen müßte, daß er aus materialisierten Licht- und Spiegelreflexen besteht.
Man verlangt von der Seide, daß sie *»Wellen schlage«* – wie vom lieben Gott, daß er helfe, vom Dollar, daß er steige. Die herrlichsten Lichtwellen »schlägt« Seide inmitten jenes Glanzes von Osramlampen und Spiegeln. Ja den zart graugetönten Seidenstoffen entstehen hundertmal gebrochene Regenbogenfarben wie in Brillanten, die man gegen die Sonne hält. Es besteht offenbar eine nahe Wesensverwandtheit zwischen allen sehr kostbaren, sehr unerreichbaren Dingen dieser Welt. Verschwistert sind Kristall, Seide und Brillant. Und es sind leider immer dieselben Menschen, die sich alle drei kaufen können.
Ich gehe in das große, weltberühmte Seidenhaus und verlange »Atlas«, »Brokat« und das sehr moderne *Crêpe Jersey* zu sehen. Ich weiß, daß ein Faden einer dieser Stoffe teurer bezahlt wird als hundert Zeilen, die ich über ihn schreibe. Ein Meter kostet fünfzig- bis hunderttausend Mark. Der Verkäufer aber weiß es nicht. Der Verkäufer ist so höflich, als wäre ich kein Schriftsteller. Er greift mit prachtvoller Gebärde nach dem Fach, in dem »Charmeuse« lagert, fünfzigfach gerollt um einen Pappendeckel und schlummernd. Der Verkäufer entrollt den Stoff, macht einen fabelhaften Bogen mit der Hand in der Luft, und die Seide bauscht sich, als lebte sie. Sie liegt ruhig da, aber es scheint dennoch, daß sie sich bewegt.
Damit ich sehe, wie sie sich »ausnimmt«, gehen wir in den *Probiersaal*. Hier stehen blonde, oxydierte *Damen* und duften wundervoll wie ausländische Drogerien. Sie sind gut gewachsen und geschnürt, und es scheint, daß es die Aufgabe ihres Lebens ist, Moirée, China Crêpe und Taft malerisch um Schultern und Brüste zu werfen und sich langsam zu drehen, so als würden sie einem Mechanismus gehorchen. Das Tempo ihrer Halbkreisbewegung diktiert nur die Wirkung des reflektierten Lichts. Je langsamer sie sich bewegen, desto harmonischer, sanfter, prächtiger der Fluß der Regenbogenfarben. Die Frauen sind gewissermaßen lebendige Pfauenräder.
Die Lampen tragen bunte kristallene Vorhänge, die kleinen geschliffenen Gläser klirren silbern und kostbar bei jedem festern Schritt. Hier

wird eine Lampe ausgeknipst, in jener Ecke leuchtet eine auf. Ein schlankes Pfauenrad-Mädchen wandelt langsam in die beleuchtete Ecke. Fünf Spiegel haben das erwachte Licht aufgefangen und bemühen sich um die Wette, es verstärkt wiederzugeben. Das große schlanke Mädchen hat die Bewegungen einer Priesterin. Sie ist eine Priesterin der Seide. Der große Saal, weihevoll in seiner merkantilen Pracht, ist wie ein Tempel des Luxus. Tag für Tag brennen hier die ewigen Lampen des Reichtums.

Man muß die Seidenstoffe gewissermaßen auswendig lernen: Sie bilden den Adel aller Bekleidungsgewebe, und ihre Namen klingen halb wie die Namen alter französischer Adelsgeschlechter – und halb wie die Bezeichnungen teurer Liköre: *»Charmeuse«*, *»Pongis«*, *»Velour«* ...

Der »Taft« ist steif und stolz und spröde; ein grünes »Crêpe de Chine«, dunkelgrün wie ein Kastanienbaum an Hochsommertagen, schmiegt sich eng und treu an den Körper, eine zweite Haut der blonden Priesterin; Brokat, silbergrau, mit dunkleren Blumen- und Blätterschatten geziert, entfaltet rötlichen, violetten, dunkelblauen Wellenschlag: *»Pongis«* ist weich und glatt, man kann drei Meter davon in die Westentasche stecken; der Verlourchiffon fühlt sich sammetartig, zylinderhaft an; und einen rötlich getönten *Chiffon* sehe ich – er ist wie ein Schleier jener wunderbaren Fische im Aquarium, die man mit Unrecht »Schleierschwänze« nennt. Sie müßten eigentlich »Zauberschleier« heißen.

Genug davon! Im Tempel der Seide stehen geschminkte, gepuderte, parfümierte *Russinnen*, mit allem Hausrat an Brillanten und Perlen direkt der Sowjetregierung entflohen, die armen reichen Flüchtlinge, die Emigranten, die überall ihre Heimat aufschlagen dürfen. Den Deutschen ist der Tempel der Seide *unbekannt*. Ich höre diejenigen, die diese Zeilen lesen, seufzen.

Ich habe keine Seide gekauft. Ich ging aus dem Warenhaus, wie ein Ungläubiger aus einem prächtigen Gottesdienst geht: Er fühlt sich ausgestoßen. Zur Gemeinde der Seidenkäufer gehören nur *Scheckbuchbesitzer*. Nicht Buch*verfasser*. Nicht geistige Arbeiter. Nicht Einheimische.

Und der Tempel der Fremden steht in der Mitte Berlins ...

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 29. 1. 1923

REHABILITIERUNG »RAFFKES«

Der Sohn dieser Zeit ist Raffke, der Große, der Ahnherr kommender Adelsgeschlechter, kein Raubritter wie sein Vorgänger in den Jahrhunderten des Schwerts, sondern ein Raff-Ritter in dem Jahrhundert des Merkantilismus.
Er kommt aus kleinen Verhältnissen in große Paläste, er vernichtet die Degenerierten, gibt Todeskandidaten den Gnadenstoß, zertritt die Armen und Schwachen, die auf dem Weg seines Triumphes liegen. Er besitzt keine geistigen Talente, aber den klugen Instinkt der Raubtiere, und was bei ihm »Schlauheit« scheint, ist das Diktat des Bluts, nicht Funktion des Gehirns. Seine Erfolge verdankt er seinen unverbrauchten Sinnen, seinem Hunger nach Macht, der starken, primitiven Unbedenklichkeit, die Hindernisse im Taumel nimmt, die jeder Widerstand berauscht, der das Ausmaß einer feindlichen Gegenströmung unbekannt bleibt. Raffke, der Große, hat nicht die Fähigkeit, seinen Widerpart abzuschätzen, und infolgedessen keine Furcht, den Kampf aufzunehmen. Er lebt wie das wilde Tier in einem steten unaufhörlichen Rausch, den das eigene Blut verursacht. Seine große Kraft macht ihn blind, wie uns andere eine große Leidenschaft. Raffke kennt zu sehr seine eigene Stärke, er überschätzt sie so, daß er eine fremde nicht anerkennt.
Er besitzt nicht die Eigenschaft der »Objektivität«, die Tugend der geistigen Menschen. Der verfeinerte Organismus schätzt ab, versetzt sich sogar in die Lage des Gegners, ehe er in den Kampf tritt. Raffke, der Robuste, kann nicht abschätzen, noch weniger sich in fremde Wesenheit hineindenken. Die Blöße des Gegners weist ihm der Instinkt, die Vorteile der feindlichen Gewalt überwindet er aus Ignoranz. Die hervorragende Eigenschaft des verfeinerten Menschen ist seine Fähigkeit zu zweifeln – das ist die Voraussetzung seiner Furcht, seiner Unsicherheit, zugleich auch seiner Überlegenheit. Raffke, der Große, aber *zweifelt nicht*. Seine Furcht stammt nicht wie die unsere aus einer bewußten Einschätzung der feindlichen Gewalt, sondern sie ist eine Furcht des Blutes wie jene, die den Leoparden erfaßt, wenn er eine Flamme erblickt. Es ist möglich, daß Raffke, der Große, sich vor ganz lächerlichen Dingen fürchtet, die ein Zwerg verspottet. Seine Furcht ist ein chronisches Erschrecken sozusagen.

Die Endsilbe seines Namens, den ein Journalist erfunden hat, deutet auf jene Bezirke hin, aus denen Raffke stammt. Es ist die Endsilbe kleinbürgerlicher Namen, aber sie trifft Raffke, den Großen, nicht: Er verleugnet nämlich nicht seine heimatliche Region, er ist kein »Snob« und kein »Parvenü«, er verbirgt sich nicht in erkauften Ahnengalerien, sondern er besitzt sie als *Trophäen* seines Sieges über die schwächlichen Nachkommen. Er bewegt sich im Salon wie ein »Elefant im Porzellanladen« – das Bild ist richtig. Aber die Witzler und Humoristen, die seinen Namen und seine Popularität machen, schildern Raffke so, als wäre er ein – Esel im Porzellanladen. Das ist er nicht. Die Gerechtigkeit gebeut seine Rehabilitierung.

Man legt Raffke jene Aussprüche in den Mund, die von den Lippen der berühmten »Frau Pollak« fließen. Das ist eine verlogene Charakterisierung und eine Verwischung der Grenze, die Raffke vom »Parvenü« trennt. Raffke ist nicht halbgebildet, infolgedessen nicht töricht. Wenn er ein Fremdwort verwechselt, so macht er damit die sogenannte »Bildung« lächerlich – nicht sich selbst. Er gesteht nämlich, daß er ungebildet ist (der Parvenü gibt es nicht zu). In Raffke, dem Unhold, schlummert eine geistige Kraft, die nur deshalb noch nicht geweckt ist, weil ihr Besitzer ausruhen muß und von seinen Erfolgen stofflicher Natur. Noch bedarf Raffke, der Hochbegabte, nicht des geistigen Luxus. Sein mächtiger Körper hat noch nicht entschieden, welche Art von Kissen und Sofas die größte Bequemlichkeit bietet. Der materielle Genuß ist primäres Bedürfnis. In dem Stadium des materiellen Bedarfs findet sich heute Raffke, und es fällt ihm nicht ein, Wissen vorzutäuschen – schon deshalb, weil er die Bedeutung des Geistes nicht kennengelernt hat. Rings um sich sieht er die Opfer der Zeit, die *seine* Zeit ist, es sind »Geistige«. Raffke beneidet keinen Verhungernden. Raffke imitiert keinen Bettler. Raffke hält sich und seine Art für die klügste, weil sie die siegreiche ist. Dem Primitiven ist der Erfolg nur maßgebend. Raffke schätzt die Erfolglosigkeit nicht so, daß er den Ehrgeiz hätte, ein geistig Bedeutender zu sein.

Es ist aber anzunehmen, daß Raffke schweigt, wenn man von belanglosen Dingen spricht. Die Musik ist ihm gleichgültig, er wird also nicht fragen, wann die sieben ersten Symphonien gespielt worden seien, wenn er zur achten gekommen ist. Er protzt nicht mit seinen weißen Handschuhen, weil sie das gesellschaftliche Abzeichen des Kultivierten sind, sondern weil ihm sein Instinkt sagt, daß man die gefährliche

Pranke im weißen Handschuh fürchtet. Keine Karikatur kann ihn umbringen.
Wir Armen, vom Dollar am Wege Gelassenen sollten uns mit Raffke »gutstellen«. Wenn er einmal erwacht, wird sein unverbrauchtes Hirn geistige Genüsse suchen und Erziehung dankbar annehmen. Er wird kein herablassender Mäzen sein, sondern ein ehrlicher Konsument unserer Produktion. Er wird nicht auf halbem Wege stehenbleiben, wie er sich mit halben Gewinsten nicht zufriedengab. Er wird Bildung und Werk annektieren, eine unerhörte geistige Expansionskraft entfalten.
Dumpf ahnt er wahrscheinlich heute schon die Göttlichkeit seelischer Dinge. Seine Ellenbogen werden ruhen, er hat Raum geschaffen für die Bedürfnisse seiner kolossalen Körperlichkeit – nun wird seine Seele erwachen und Nahrung verlangen. Er wird ein sehr anspruchsvolles Publikum sein. Die Humoristen, die ihn heute bespötteln, werden ihm, fürchte ich, nicht genügen.

Berliner Börsen-Courier, 4. 2. 1923

PREIS-RATTENWÜRGEN

Schädliche Tiere sind *Ratten*, berüchtigt als Träger der Beulenpest, den Vorräten der Land- und Hauswirte gefährlich und den Frauen ein Graus. Man vernichtet die Ratten durch Gift, Katze und Hund und kunstreiche Fallen.
Ein- oder zweimal im Jahre veranstalten die Hausherrn ein *Preis-Rattenwürgen*, gewissermaßen als Abschreckung für alle kommenden Rattengeschlechter. *Zehn Wolfshunde* versammeln sich mit ihren Herren auf einem abgezäunten Platz (in der Jungfernheide). Drei Herren bilden ein *Preiswürger-Komitee*, indem sie sich weißrote Rattenschwänzchen aus Seide und Stoff in die Knopflöcher stecken. Dann stellen sich ein paar Jungen aus der Nachbarschaft vor die Rattenfallen und warten auf den schrillen *Pfiff* eines Komiteemitglieds. Das ist zugleich das Zeichen für die Hunde, ihre Herren vom Leinenzwang zu befreien. Die Jungen öffnen die Fallen, und die Ratten springen mit einem Riesensatz in die Freiheit, die ihr Verderben ist.
Sie schnupperten die lauernde Gefahr, ehe noch die Klappen offen wa-

ren. Sie witterten den gierigen Bluthunger der Mörder, eine grausige Ahnung überflog sie leise, und ihre kleinen Herzchen schlugen hart und in sekundenlangen Absätzen, die Lungen atmeten stoßweiße, schnell und schwer. Die weichen Pelzhärchen sträubten sich borstig, ein Schauer strich wie ein körperliches Etwas die Wirbelsäule entlang – vom Genick pflanzte es sich fort bis zum jüngsten und zartesten Wirbel des langen Schwanzes. Es war wie ein gehässiges Streicheln.
Die Ratten sind dick und behäbig, zwei Wochen oder länger hat man sie *gefüttert*, mit Speck und fettbestrichenen Brotrinden, man hat sie zu anständigen Opfern erzogen – ein Wunder, daß ihnen die braven Hausherren keine rotweißen Schleifen um die Ohren gewickelt haben zwecks Verschönerung ihres Todes. Dennoch fühlen sie sich fremd in den sonderbaren Gehäusen, sooft sie an das Drahtgitter rührten, summte es drohend und leise wie im Tod, der sich telephonisch meldet, und das Fell empfand die Berührung höchst peinlich. Vierzehn Tage lang liefen die gefangenen Ratten rundherum im Kreis von rechts nach links und von links nach rechts, mit den kleinen Pfoten die komplizierten Riegel berührend, ohne die Konstruktion zu verstehen. Plötzlich – siehe da – ist die Tür offen, das Ende des quälenden irrigen Kreisens ist gekommen – offen steht der Weg in die Freiheit.
Die *Hunde* benehmen sich wie gelernte Spitzel. Sie halten den Atem an, kein knurrender Laut entfährt ihnen, sie treten so leise auf den Sand, als hätten sie die Stiefel ausgezogen, sie spitzen die Ohren und strecken sie wie Zeigefinger in die Luft und klemmen die Schwänze ein. Die Ratten hocken immer noch, etwa zehn Schritte, von ihren Gefängnissen entfernt, hocken still und lauschend, gebannt von der leise geahnten Gefahr, erschrocken durch die plötzliche Weiche des Horizonts, Unbehagen faßt sie in der kalten Luft. Plötzlich tut *Lux*, ein vornehmer Hund, sauber gebürstet, mit glänzendem, pomadisiertem Fell und einem geradezu glattrasierten modernen Hundegesicht, einen mächtigen Satz, ein leises Knurren entfährt ihm, eine kleine Donnerimitation, und ehe man sich's versieht, hält er mit den Vorderbeinen und mit den weißen Zähnen eine Ratte am Genick, betäubt sie durch seinen scharfen Atem, freut sich noch ein bißchen an dem verzweifelten und ganz mechanischen unbewußten Zappeln ihrer Gliedmaßen und beißt zu.
Rote *Blutstropfen* fallen auf den Sand, als weinte ein toter Körper, und der Blutdunst dringt den Tieren ins Gehirn, die Ratten huschen ver-

stört und hilfesuchend durcheinander, sie sind ein verzweifelter Knäuel, wie Menschen in einer Theatergarderobe, wenn das Gebäude brennt, und die Hunde umkreisen sie witternd und böse und bilden einen gefährlichen Kordon, als hätten sie's bei einer Razzia gelernt. Gedämpftes Fauchen und Schnauben erfüllt die Luft, ein unerhörtes Morden spielt sich ab, grausamer als ein Weltkrieg: der letzte Todespfiff eines verendenden Tiers, der verzweifelte nutzlose Kampf des schwächeren Gegners, der seine Krallen einschlägt in das Angesicht des starken Mörders, instinktiv nach dem Auge zielend, das Wutgeheul eines gekratzten Hundes, allerletzter erbärmlicher Versuch davonzuhuschen, innigster Wunsch, sich eingraben zu können in den Sand. Suchen nach einem schützenden Loch, brünstiges, heißes Verlangen, verschwinden zu können von dieser gefährlichen, tödlichen Erdoberfläche.

Gespannt blicken die *Hauswirte* auf den mörderischen Kampf, sie sehen aus wie Feldherren, sie strecken witternd ihre Schnauzen in die Luft, wohliges Knurren entströmt ihren Bäuchen; es sind friedliche Bürger, der Polizei ein Wohlgefallen und in Ehrfurcht vor dem Strafgesetzbuch herangewachsen, sie lieben nur so ein bißchen Rattenblut und halten im übrigen die Menschenfresser für eine schwarze Schmach. Die Hunde bringen ihnen die Beute und melden mit den Schwänzen wie mit Taschentüchern. Drei oder fünf Minuten hat der ganze Krieg gedauert, die Herren ziehen große dicke rote Würste aus den Rocktaschen und servieren sie den Hunden auf ausgestreckten Handtabletten.

Eine unheimliche Stille wird hörbar auf dem Felde der Ehre. Die Ruhe des Todes schreit, aber die Hausherren haben gute Gesinnungswatte in die Ohren gesteckt, ihr Gewissen ist rein, denn die Ratten sind bekanntlich schädliche Tiere, berüchtigt als Träger der Beulenpest, den Vorräten gefährlich und den Frauen ein Graus. Sympathisch werden sie nur, wenn man die befriedigten Hausherren, von den Wolfshunden an die Leine genommen, in die nächste *Schankwirtschaft* paradieren sieht, wo sie Bier trinken und von Politik sprechen. Ein Grammophon gröhlt: Wer wird denn weinen --- und ich denke mit Wehmut daran, daß die Ratten nichts von Politik verstehen und keine Grammophone besitzen.

Dieses Rattenwürgen – ließ ich mir sagen – war nur ein privates, ein kleines Familienfest, eine Probe für das *große Rattenwürgen*, das oft

unter freundlicher Mitwirkung der Polizeihunde an großen öffentlichen Orten stattfindet.
Ich dachte an das Sechstagerennen, an Schlachtfelder, Stahlbäder, Freiwilligenkorps Roßbach, Kapp-Putsche und was dergleichen menschlicher Vergnügungen mehr ist. Es war ein schöner, erbaulicher Sonntag.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 9. 2. 1923

VERKEHRTE WELT

Der Mechanismus europäischen Lebens war vollkommen. Man durfte auf die Zuverlässigkeit der Maschine rechnen wie auf jene der regelmäßigen Naturereignisse, wie auf Sonne, Nacht und Wechsel der Jahreszeiten. Der Fahrplan, das Betriebsreglement, der Steuerkataster, das Sterberegister, die Statistik der Geburten: sie schienen den Lauf des Lebens zu regeln, sie faßten die kleinen und großen Veränderungen und Erscheinungen des lebendigen Tags in die alles berechnende, Plötzlichkeiten ausschließende Tabelle: sie wollten die Übermacht des Zufalls aus dem Getriebe der Welt ausschalten.
Blitzschlag, Erdbeben, Überschwemmung und Feuerbrunst galten als »höhere Mächte«. Der Begriff der *vis major* war vorhanden, in Wirklichkeit war es eine *vis minor*, eine Fatalität, mit der man nicht unbedingt rechnen mußte, weil sie selten auftrat – so wie man Gott vergißt, wenn man von Katastrophen verschont bleibt. Und als hätte man die unberechenbaren Mächte höhnen wollen – durch höhere Mathematik –, gestaltete man jede Berechnung im wirklichen Sinn des Wortes: »Minutiös« – »sekundiös« möchte man sagen: Gewissermaßen allen Zufallsmöglichkeiten zum Trotz ging der Zug um 11 Uhr 23 Minuten ab; betrug die Sterblickeit in dem und jenem Monat oder Jahr 430067; konnte die Brücke 6000 Zentner und noch einige Gramm tragen.
Die Tabelle – sie drohte, Sinnbild des Lebens zu werden – ist nur noch eine Gewohnheit. Unzuverlässig sind Fahrplan, Betriebsreglement, Steuerkataster, Sterberegister. Dem Zufall ist die Bahn freigegeben. Er höhnt der höheren Mathematik. Allen sorgfältigen Berechnungen, autoritären Unterschriften, bahnamtlichen Siegeln zum Trotz kommt der Zug nicht um 4 Uhr 24 Minuten an, sondern um 8 Uhr 11 und eine

halbe Minute. Der Mensch hat die Gewalt über die Materie verloren. Werkzeuge, die er selbst geschaffen – sie sollten Genossen, Waffengefährten im Kampf gegen noch nicht bezwungene Elemente sein –, gehorchen ihrem Schöpfer nicht mehr. Es kommt vor, daß ein grünes Signal versagt oder ein rotes; daß eine Weiche wider Erwarten auf ihrem falschen Platz bleibt; daß ein Hebel wie ein Arm erlahmt.

Die Unsicherheit bereitet das *Abenteuer* vor – es soll die Herrschaft der Tabelle ablösen. Ungewiß ist die nächste Stunde, der Tag von Dämmerungen bedroht, die Nacht von plötzlichen Lichtern. Schlupfwinkel, die sich bergen sollten, geben sich preis, Geheimnisse, die du birgst, sind aller Welt offenbar. Unsicher wie ein Sumpf, tödliche Tiefen maskierend, der Asphalt der Straße. Chauffeure, von ihren Motoren gelenkt, fahren dich tot. Vertraue dem oft erprobten, alten blauen Briefkasten dringende Botschaft an – sie verschwindet ohne Spur, der Kasten, dessen eisernen Boden du greifen kannst, täuscht dich: Er ist bodenlos. Richte deinen Tag nach der Normaluhr, die, von Witterungen unberührt, einem Kontakt gehorcht, keiner launischen Stahlfeder – und sie geht falsch. Die Straße, an der du wohnst, zu Hause bist, birgt Mörder hinter der, hinter jener Ecke – im Dunkel deines Zimmers, das dich vertraut umfängt, lauern sie mit chloroformierten Taschentüchern. Häufe Geld in deinen Eisenschrank, und wähne dich reich und reicher, sammle blaue und bunte Bilderscheine, für die du heute eine Welt kaufen könntest – und in vierzehn Tagen reicht's für einen Pfeifenknaster.

An der Straßenecke bietet man einen Kurszettel feil, ein geheimnisvolles Papier. Es enthält in tausend kleingedruckten Zeilen ungezählte Abenteuer, Märchenhaftes in Ziffern und Zeichen, kaufe eine Aktie legendarischen Namens (Phönix, Agrippina oder Ikaros), sie steht und steigt in ungeahnte Höhen. Dieweil du schlummerst, die Mahnung des Lesebuches vom Gold der Morgenstunde vergessend, recken sich für dich 10 000 fleißige Arme – seit dem grauen Tagesanbruch steigt der Dollar für dich, für dich. Auf einen Wunsch-Scheck schreibst du eine Zahl und deinen Namen, und der Herr hinter dem Bankschalter, auf dessen Tisch die Millionen kreuz und quer liegen, als wären sie Manuskripte, greift ein Päckchen und zwei und breitet Tausende vor dir aus, du brauchst sie nur in die Tasche zu schaufeln. Steigst du nun, sicher deines Besitzes, auf das Verdeck des Autobusses zu lustiger Wolkenfahrt, zaubert ein bepelzter Nachbar dir deine Scheine weg. Er sah so

vertrauensvoll aus, er schien ein gutgenährter Bürger, mit Gütern, Kindern und Frau gesegnet, sein Antlitz, sein Bauch waren bieder, seine Hände diebisch.
Des Nachts, geheimnisvoll winkt ein Mann hinter der Laterne, er handelt mit durchwachten Nächten, Lüsten und Leidenschaften, er verkauft Nacktheiten und Sensationen, unter den Augen des grüngekleideten, auf und ab wandelnden Gesetzes. Eine Turmuhr zählt dir die Schläge der Polizeistunde vor, erlaubt ist dir, was sie verbietet. Außerhalb deines Lebens werden Gesetze erdacht und ausgeführt. Auf den verbotenen Wegen darfst du nicht gehen, nur fahren.
Vieltausend Drähte sind über die Welt gespannt, sie tragen die flinken Worte von Ohr zu Ohr, kürzer als ein Blitz kann die Meilenreise eines Wortes währen. Trau den Drähten nicht! Geh hin an den Schalter, bezahle Gebühren, und begib dich deines Wegs, vertrauend auf die genaue Schnelligkeit der Elektrizität. Dein Telegramm liegt irgendwo zerknüllt und vergessen im Papierkorb oder hängt, verunglückt unterwegs, zwischen zwei feiernden Telegraphenstangen, die sich über das Gesetz erheben, das sie geschaffen.
In der kleinen Telephonzelle liegt ein dickes Buch an einer Kette wie ein Hund. Die tollwütigen Tiere laufen draußen herum und beißen. Die zahmen Telephonbücher sind angekettet. Aber die Nummern, die du brauchst, sind fort, verschwunden, sie waren nicht angekettet, sie liefen aus den Tastern und Drähten weg, und andere kamen an ihre Stelle, die noch nicht eingefangen sind in neue Bücher und die du nicht kennenlernst.
Jeder achtet auf seine Garderobe, und sie wird ihm dennoch gestohlen. Jeder rennt, und niemand kommt ans Ziel. Jeder rechnet ohne Resultat. Alle leben und wissen es nicht. Alle genießen und freuen sich nicht. Alle sind unschuldig und von Sünden belastet. Ein Volk geht zugrunde, und die einzelnen, aus denen es besteht, leben. Geht die Sonne noch im Osten auf? Dreht die Erde sich um ihre Achse?...

Berliner Börsen-Courier, 11. 2. 1923

DAS HAUS DER 100 VERNÜNFTIGEN

Im Sanatorium für Nervenkranke, das mein Freund Dr. H. leitet, ein bekannter Irrenarzt, lebten meines Erachtens *immer* Vernünftige. Die Patienten waren ja gar nicht »nervenkrank« – diese Bezeichnung galt für die Verwandtschaft – sie waren *nur* irrsinnig. Sie zogen sich von der Welt zurück, angewidert von dem gesunden Menschenverstand, der sie damals regierte. Sie wählten eine kleine Schizophrenie, ein bißchen Paranoia, ein Quäntchen Größenwahn, eine harmlose *dementia praecox* statt einer vorgeschriebenen staatsbürgerlichen Gesinnung, eines Assessorenberufs, einer Kadettenschule, einer Dozentur. Der Ausbruch des Weltkriegs gab ihnen recht. Draußen im Felde, wenn ich Wachtposten stand, dachte ich neidvoll an jene Glücklichen, die eine Gehirnparalyse sorgsam beschützte vor der Gehirnerweichung eines Pressequartiers oder vor dem Größenwahn eines Kaisers.
Von den 156 Patienten leben heute im Sanatorium meines Freundes hundert – und alle sind *geheilt*. Alle sind vernünftig – nicht nur in jenem höheren Sinne, der die Normalität der Welt in Gänsefüßchen setzt, sondern genauso vernünftig wie wir andern, die wir Assessoren sind, Dozenten, Staatsbürger sind – und imstande wären, wieder Wachtposten zu stehen, die Berichte eines Pressequartiers zu verfassen und zu lesen und einer Kriegslyrik Bravo zu klatschen.
In der Heilanstalt lebt heute kein einziger Kranker mehr. Sie ist eine Art Pension für Normale. Es gibt männliche und weibliche Patienten. Sie veranstalten Fünfuhrtees, sie tanzen Shimmy, sie haben ein Grammophon, sie spielen Klavier und sind, dank der vortrefflichen Kunst meines berühmten Freundes, wieder dieselben stupiden Durchschnittsmenschen, die sie vor ihrer Erkrankung gewesen. Sie lesen sogar Zeitung.
Ein Offizier, der im Kriege verschüttet war, arrangiert Skitouren und Rodelpartien. Ein Maler, der in der Zeit seiner Krankheit geniale Ansätze zeigte, malt wieder talentlose Porträts; ein Musiker spielt jeden Tag im Kino, ist Montag und Mittwoch frei und stellt seine Musikalität den Fünfuhrtees zur Verfügung; ein Student der Rechte ist wieder zu seiner angeborenen Dummheit gelangt und beweist sie, indem er sich für ein Examen vorbereitet. (Er wird es bestehen!) Und der Doktor H. hat nur die Obliegenheiten einer Pensionsmutter zu erfüllen; er kauft

Eier und Butter und Milch, beaufsichtigt eine Wirtschafterin, schreibt ein Buch über die nicht mehr vorhandene Schizophrenie und wartet vergeblich auf einen Geisteskranken.
In Berlin ist keiner mehr aufzutreiben. In den anderen Privatheilanstalten leben noch ein paar uninteressante Fälle – und außerdem Gesunde, Normalgewordene. Wirklich Geisteskranke sind nur noch in den öffentlichen Anstalten zu finden, in denen sich Gesunde nicht lange aufhalten dürfen und in die brutal vernünftige Welt so schnell als möglich zurückkehren müssen. In den privaten Sanatorien Berlins leben die Geheilten – aus Furcht vor der inzwischen gewaltig veränderten Welt, in der sich nur noch ein Verrückter auskennt. Ihre Furcht ist nicht mehr krankhaft, sondern eben sehr normal. Sie sind so vernünftig, daß sie nur im Irrenhaus leben können und nirgends sonst.
Das ist keine witzige Erfindung, sondern eine statistisch nachzuweisende Wahrheit: In den privaten Irrenhäusern Berlins leben nur noch vierzig Prozent *Kranke*, die andern sechzig sind gesund und können das Irrenhaus doch nicht verlassen. Grausam und groß ist die Stadt, in den Wohnungen leben Schulter an Schulter die reichen Ausländer, russische Emigranten füllen die Pensionen – wer nicht das Glück hatte, vor einigen Jahren verrückt zu werden, wird es heute, wenn er zum Wohnungsamt kommt. Wer von den armen Ausländern vor 1914 nicht zufällig in Berlin gewohnt hat, bedarf einer Aufenthaltsbewilligung vom Fremdenamt, er wartet darauf vier, fünf und sechs Monate und darf während dieser Zeit keine Wohnung beziehen. (Die reichen Ausländer können ruhig warten, sie wohnen im Hotel.) Es ist nicht leicht, sein Brot zu verdienen, man ist auf Gelegenheitsverdienste angewiesen und auf Unterstützungen wohlhabender Verwandten. Die Straßen sind des Nachts unsicher, der Passant, der dich höflich um Feuer für die Zigarette bittet, hält ein chloroformiertes Taschentuch für deine Nase bereit. Ein Mann, der hinter dir auf der Plattform steht, stößt dich während der rasenden Fahrt hinunter, weil er abspringen will. Im Verkehr von Café zu Café steigen die Aktien, aus Likörstuben werden Banken über Nacht mit der Aufschrift: Devisendiele. Der Dollar tanzt Jazzbands auf Himmelsleitern, Hände fuchteln durch die Luft und behindern den Straßenverkehr. Bettler krümmen sich an den Straßenekken, und die Gebresten, die sie dir fordernd zeigen, sind eigentlich Betriebskapital. Propheten durchziehen die Stadt und predigen einer verzweifelten Rotte Krieg oder Frieden. Menschen schlägt man ans

Hakenkreuz, und die Glocken läuten: Judas ist auferstanden! Gymnasiasten fahren im Auto direkt von der Einsegnungsfeier zur Börse. Die Antike wird als klassisches Altmetall verhandelt. Der Kutscher auf dem Bock liest den Kurszettel; in der Filmbranche schlägt man ägyptische Schlachten. An den Straßenecken, in der Nacht, tuscheln geheimnisvolle Männer dir ins Ohr von Nackttänzen – bis morgen früh. Die Welt ist irrsinnig.
Wer wundert sich, daß man da im Irrenhaus bleiben muß und gerne bleibt? Unter vernünftigen Menschen, die keine Wohnungsnot kennen, zur gemeinsamen Wirtschaft beisteuern; friedlich leben – eine Gemeinschaft von normalen Dutzendmenschen, daß heißt: Ausnahmemenschen?
Berlin ist groß und grau und grausam, der Irrsinn sprießt aus dem Asphalt, er lauert in den Winkeln, er wartet auf dich hinter der, hinter jener Ecke. Er glüht in den Augen des Nachbarn in der Straßenbahn, er ist der Motor, der die Bahn treibt, die Maschinen, die Elevatoren, die Staubsauger, er regiert die Behörde, die Wohnungsämter; er lenkt die Automobile, daß sie dich überfahren; er surrt in den elektrischen Drähten, auf daß ihre Hochspannung dich treffe; er bewegt die Drehtür, umschaufelt dich ins Jazzband tanzende Lokal. Er sitzt am Spieltisch und dirigiert das Roulettespiel und richtet dich zugrunde.
Auf! flieh hinein ins Irrenhaus!

Frankfurter Zeitung, 17. 2. 1923

DAS SCHIFF DER AUSWANDERER

An Bord der »Pittsburgh«

Das Schiff der Auswanderer heißt »Pittsburgh« und soll um 11 Uhr und zwei Minuten Bremerhaven verlassen. Die Auswanderer sind Menschen aus dem Osten, Juden in der Mehrzahl, dem Europa der Pogrome glücklich entronnen, russische Bauern und junge ukrainische Weiber, mit bunten, leuchtenden Kopftüchern, die lebhaft an Sonnenwiesen erinnern, blau- und rotgeblümt und fröhlich. Die White-Star-Linie, der die »Pittsburgh« gehört, hat endlich mit dem längst unzeitgemäß gewordenen Begriff des »Zwischendeckpassagiers« aufgeräumt

– indem sie das Zwischendeck abschaffte und Kajüten dritter Klasse einführte. Verschwunden ist die ganz proletarische Romantik der ratlos herumkollernden Menschen und Koffer. Alle sind wohl verstaut in den schmalen Kabinen, die wie versperrbare Fächer in die Wände eingebaut sind. Juden, bärtige, und Kinder, russische Bauern, deren Gesichter zerfurcht sind wie Äcker, und leuchtende ukrainische Bäuerinnen sind eingeschachtelt. Ihre ganze Emigrantenärmlichkeit verborgen, nicht wie bisher preisgegeben forschendem und übermütigem Aug'. Dennoch gibt es viel sichtbares Elend, ehe es auf Deck verladen wird. Das Gepäck, seltsame, abenteuerliche Stücke, in alte Sackleinwand genähte Bettkissen, Matratzenüberzüge, rot und weiß leuchtende Intimitäten, hundertfach geknüpfte Bündel und Strohkörbe, mit vorsintflutlichen, groben Schlössern versehen. – Alles wird auf kleinen, rasch rollenden, mit Elektromotoren betriebenen Wägelchen an den Hafen geschafft. Die Emigranten haben trotzdem noch viel zu schleppen. Es gibt Dinge, von denen sich der Mensch nicht trennen kann – – auch nicht für eine halbe Stunde. Deshalb schwitzen die alten Juden unter den teuren Lasten, die sie auf dem gekrümmten Rücken, in steifgefrorenen Händen bis zu dem pausbäckigen, behelmten Schutzmann schleppen. Dieser Schutzmann ist ein prachtvolles Exemplar einer halb ländlichen, halb seemännischen Behörde. Seine runden Wangen sind rot und gleichsam von innen heraus leuchtend, als wäre in seinem Mund eine Kerze angezündet wie in einem Lampion an Sommernachtsfesten. Alte Schiffsköche sehen so aus. Der Helm, der dunkle Mantel, der Säbel passen nicht zu diesem Salzluftgesicht. Eine große Ruhe geht von diesem, unwahrscheinlich leuchtenden, breiten Antlitz aus und eine sanfte Güte, die alle Strenge der blinkenden Helmkuppel verleugnet und den Säbel desavouiert. Der Schutzmann steht am äußersten Ende der schmalen Brücke, die das Festland mit dem großen Meer verbindet. An ihm vorbei müssen die Auswanderer mit ihrem schweren Gepäck. Sie stellen mit großer Umständlichkeit ihre Bündel auf den Boden, sie suchen nach einer möglichst sauberen Stelle, sie möchten am liebsten zuerst eines ihrer großen rot- und blaukarierten Taschentücher auf die Erde breiten, ehe sie ein Päckchen niederlegen. Das alles dauert gute fünf Minuten, schon ertönt ein Gong auf dem Schiff, eine Mahlzeit verkündend, in zehn Minuten soll die »Washington« einlaufen, und die »Pittsburgh« muß den Hafen räumen. Aber der Schutzmann leuchtet rötliche Ampelruhe und Besänfti-

gung; wenn man ihn ansieht, hat man sehr viel Zeit, mag das Schiff noch so große Eile haben. Man kramt aus unwahrscheinlich verborgenen, in Unterhemden eingenähten Brusttaschen Pässe und Schiffskarten hervor und zeigt sie vor. Der Schutzmann studiert sie eifrig im Lichte seines eigenen Angesichts.

Das Schiff (es hat einen Tonnengehalt von 16000) faßt 1800 Passagiere. Von diesen besteht ein Drittel aus Auswanderern. Sie kommen aus Rußland und den Randländern, aus Polen und Litauen, der Osten Europas schüttet sie aus. Seit Jahrhunderten wandert dieses Volk der Ostjuden, der armen Bauern, westwärts, Heimat verlassend, Heimat suchend. Eine große Traurigkeit geht von ihnen aus, ihren grauen Bärten, ihren zerfurchten Gesichtern, ihren rührenden, unbeholfenen Bündeln. Eine Familie aus Kowel ist hier, eine alte Mutter, in schwarzen Tüchern vermummt, zwei junge Töchter mit kurzgeschnittenem schwarzem Kraushaar und ein zwanzigjähriger Sohn, ein Kerl mit breiten Schultern und roten Händen, die wie riesenhafte Werkzeuge aus seinen Ärmeln baumeln. Er lacht und schüttelt seine starken Schultern, seit zwei Jahren wandert er mit seiner Familie durch den sterbenden, traurigen Westen Europas, seinen Vater suchend, der vor zehn Jahren aus Kowel ausgewandert ist – Gott weiß wohin. Sie waren in Budapest, sechs Monate in ständigem Schreck vor der Tag und Nacht erwarteten Ausweisung, endlich von ihr erreicht, nach Wien getrieben, wo sie ein Jahr lang in einem gemieteten Kellerloch in der Kleinen Schiffergasse wohnten. Auch hier erschienen sie der Behörde eine Last – der Sohn trieb unerlaubten Kleiderhandel –, sie wurden verweht nach dem traurigsten Osten Berlins, in die Hirtenstraße, wo die schwarze Börse ungeahnte Gewinne verspricht und nicht beschert. Endlich meldete sich ein Vetter in New York, der dort auf der Straße Zitronen und Orangen feilbietet, er schickte Schiffskarten und zehn Dollar pro Kopf – Gott hilft dem Verlassenen. Jetzt reisen sie nach Amerika, eine große, schöne Freiheit winkt den Kindern, ein Grab der alten Mutter, aber diesem Europa sind sie entronnen, dem Festland der Pogrome, der Polizei, der schwarzen Börse, des unerlaubten Kleiderhandels. Die ukrainischen Bauern fliehen vor Hunger, Pest und einer langsamen Wohltätigkeit. Der hat einen Schwager dort – Nikita heißt er – und jener einen Neffen namens Timofej. Die Adressen stehen verzeichnet auf alten, zerknitterten Umschlägen, sind kaum zu entziffern, seit vielen Wochen tragen die Bauern diese Kuverts in verborgenen Westenta-

schen, in Schnupftabakdosen und in ungebrauchten Pfeifenköpfen aus Weichselholz. Die Bäuerinnen sehen mit den furchtsamen, flackernden Augen erschrockener Tiere Getreibe und Tumult, große Kräne, die wie lebendige Wesen Kohlenmengen schöpfen, sich langsam in der Luft drehen, Schöpflöffel wie große schwarze Riesenhände öffnen, um die Last auszuschütten. Sie hören den fremden, schweren Klang einer Schiffsglocke, die warnenden Rufe der Hafenarbeiter, das Donnern oder Poltern der rollenden Lastwagen. Sie sehen, wie der Hafen sich weitet, dem offenen Auge Grenzenlosigkeit des Meeres darbietend und eine nie geahnte blaue Ewigkeit.

Hoch oben flattert das Sternenbanner der Vereinigten Staaten über der internationalen Schiffsfahne, die blau ist wie Meer und Himmel mit einem weißen Kreis in der Mitte, der wie ein kleines Wölkchen aussieht. Auf der Kommandobrücke steht ein Mann, den Riemen seiner Mütze um Kinn und Ohren geschnallt, er erteilt Befehle in unverständlicher Fachsprache, geheimnisvoll wie das Meer sind Fremden seine Befehle. Ein kleiner Schlepper zieht mit meterstarkem Tau an dem großen Schiff, wie eine willige Triumphpforte öffnet sich langsam und feierlich die Schleusenbrücke. Die Auswanderer stehen an Bord, sie rufen dem verschwindenden Land etwas zu, obwohl sie niemand hierher begleitet hat, sie winken fremden Menschen, dem leuchtenden Schutzmann, den Hafenarbeitern, den Trägern. Oben, auf dem Rand eines riesigen Schornsteins, erscheint eine schwarze Figur, ein Schornsteinfeger, er sieht aus wie das Spielzeug dieses Riesendampfers, so winzig und schmal ist seine Silhouette auf dem unendlich blauen Hintergrund. Aus den kreisrunden Fenstern der Kabinen sehen die Gesichter der Emigranten Europa zum letztenmal.

Prager Tagblatt, 18. 2. 1923

DER DEUTSCHE DICHTER KANTOROWICZ

In der Reklame verrät sich der Geist des merkantilen Bürgertums. In der verschämten und schamlosen, verborgenen und offenen, mühsam umschriebenen und laut herausgeschrienen Anpreisung der »Ware« offenbart der handelnde Bürger alle seine moralischen und geistigen

Qualitäten: seine Schlauheit und seine Halbbildung; seine »Menschenkenntnis« genannte Bauernfängerei und jene Art von »Psychologie«, die in dem mit Recht bürgerlichen Strafgesetzbuch nicht behandelt wird; seinen Hang zum Untertanentum; seine Fähigkeit, sich emporzuhandeln – er nennt es: »Hinaufarbeiten« –, seinen Stil und seinen Geschmack. Im Inserat verrät der Krämer, was er weiß und was ihm gefällt. Die Abfassung der Reklame ist seine einzige, sozusagen geistige Tätigkeit während eines jahrzehntelangen Handelns. Hier muß er krampfhaft alle Energien mobilisieren, alle Hirnreste zusammenfassen...

Wer die deutsche Bourgeoisie kennen will, lese – nicht die Artikel der bürgerlichen Blätter. Sie werden doch nur vom geistigen Mittelstand geschrieben, einer Art Verlegenheitsbourgeoisie, die aus Mangel an Charakter und aus Überschuß an billigem Talent überlieferte und nicht mehr vorhandene bürgerliche Ideologie in Druckerschwärze umsetzt. Wer die Bourgeoisie kennenlernen will, der lese die Inserate, sehe sich Schilder, Litfaßsäulen, Schaufenster an. Und er wird das Angesicht des deutschen Krämers sehen, der imstande ist, seine Büstenhalter und Suspensorien, sein Konfekt und seine Heringe nach Goethe, Schiller, Klopstock, Bismarck zu benennen und sie überdies »gesetzlich vor Nachahmung« zu schützen; dieses Volk der Reklamedichter und Prozentedenker; dieses Geschmeiß von großmäuligen Agenten, Schnittmusteranpreisern und Hoflieferanten, das die Superlative der Sprache und der Preise in die Höhe treibt. (Es ist *ein und derselbe Geist*, der die Margarine »allerbest« und die Majestät »Allerhöchst« nennt.) Man wird diese Nation der Alphabeten kennenlernen, in der jeder seinen Walter Bloem lesen und schreiben kann – und diese typisch bürgerlich-deutsche Verbindung von geistigem Klischee und käuflichem Material...

Auf einer Studienfahrt, die mich an den Schaufenstern Berlins vorbeiführt, lerne ich den Dichter Kantorowicz kennen. In der Auslage einer seiner Likörstuben liegt ein Buch, dessen Rücken zwei goldene Inschriften zieren. Die erste lautet: »Kantorowicz' Werke«; die zweite: »Geistige Lektüre«. Ich lasse mir das Buch zeigen. Es ist – ein *Etui in Buchform* und enthält eine flache – Likörflasche »für die Reise« (also das Niveau eines Ullsteinbuches).

Ist das etwa eine »Kleinigkeit«?

Nein! – ein *Symptom!* – Eine Weile noch, und Kantorowicz verzichtet auf die Autorschaft und schreibt auf die Rücken seiner Buch-Etuis: »Goethes Werke« und eröffnet eine Buchhandlung mit »geistiger Lektüre«. Wo in aller Welt ward noch in dem Maße der Geist durch Spiritus verhöhnt? Ich weiß, daß die Buchform der Schnapsflaschen-Etuis eine lächerliche Geschmacklosigkeit ist. Aber sie wächst darüber hinaus – bedeutungsvoll – und ist der Körper gewordene Ausdruck jenes Zustandes, in dem sich der deutsche Bürger befindet und in dem er den geistigen Arbeiter notgedrungen mißhandeln muß. Der verhungert, weil der Bürger die Werke von Kantorowicz liest.
Also bleibt dem deutschen Schriftsteller nur übrig, Bücher in Schnapsflaschenformat zu erzeugen. Dann wird er endlich von den Gästen des Kantorowicz getrunken werden...

Die Glocke, 19. 2. 1923

DER AUFERSTANDENE MENSCH

Ein halbes Jahrhundert im Zuchthaus

Am Rande der Hauptstraße in *Rummelsburg*, wo das Grün einer fabriklosen Welt bereits herüberzuschimmern beginnt, steht das Altersheim der Stadt Berlin. Es leben dort alte Menschen, wie man weiß. Die Alten haben ihre Vergangenheiten abgelegt wie eine schwere Last, die man bis zum Ziel der Wanderung geschleppt hat, um sie endlich loszuwerden. Zwischen dem Altersheim und dem Grabe gibt es kaum noch eine Etappe.
Viele dieser Alten kehren eigentlich *zurück* in ihre Versorgungsanstalt. Sie waren schon als junge *Korrigenden* dort, wurden entlassen, gingen in die Welt, wurden aufgegriffen und heimgeschickt und kamen wieder dorthin, woher sie ausgezogen waren. An schönen Abenden sitzen die Alten auf den Bänken im großen Park und erzählen von fremden Welten, von Mexiko, Spanien und den vielen Kaps der Guten Hoffnungen, die es in der Welt gibt, den ungeographischen, denen man entgegensegelt und an denen man zerschellt. Das Altersheim ist Schicksal. Der Mensch kann noch so weit her-

umgewandert sein, am Ende landet er in Rummelsburg. Es liegt am Ziele jedes Abenteurerlebens. Dem Schicksals-Rummelsburg entrinnt man nicht.

Ein Mann lebt im Rummelsburger Altersheim, der hat fünfzig Jahre Tod hinter sich. Was für andere das Ende, ist hier Anfang. Das Altersheim ist sozusagen sein Jugendheim. Nach fünfzig Jahren steht er, ein Siebzigjähriger, vor einer neuen Welt.

Der Mann heißt Georg B. und ist *vor einundfünfzig Jahren wegen Beihilfe zum Raubmord zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden*. Vor kurzer Zeit gelangte er, dank einer guten Laune einer höheren Macht, begnadigt in die Rummelsburger Freiheit. Und zum erstenmal nach einundfünfzig Jahren kam er wieder in die Weltstadt Berlin.

Die Schilderung dieses auferstandenen Lebens mag hier stehen, weil die Seltenheit des »Falles« die anstößige Vergangenheit des Mannes zwar nicht aufwiegt, aber in den Hintergrund rückt. Seine Missetat ist nach gesetzlichen Begriffen gesühnt; und das Interessante seines Schicksals wäre ohne Sünde und ohne Sühne nicht gut möglich.

Georg B. kannte die Stadt Berlin, wie sie vor fünfzig Jahren ausgesehen hatte. Gedachte er während seines langen, dunklen Lebens dieser Stadt, so sah er eine von Fuhrwerken befahrene Straße, sah er das Ende der Stadt am Potsdamer Platz, erschien ihm Wagenrasseln wie großstädtisches Getöse. Fünfzig Jahre trug B. das Bild dieser Stadt im Bewußtsein. Verstieg er sich manchmal, an Fortschritt zu denken, las er in irgendeiner aufgegriffenen und zufällig in die Abgeschlossenheit hereingeflatterten Zeitung von technischen Erfindungen, so zauberte ihm die Phantasie ein vierstöckiges statt eines dreistöckigen Hauses vor, und sein Auge erblickte, ohne die Hilfe wachsender Wirklichkeiten, ein Vehikel vielleicht, das sich selbst fortbewegte. Ein Vehikel, dessen Schnelligkeit der eines von vier, höchstens sechs Pferden gezogenen Wagens entsprach. Denn woran sollte sich sein Bewußtsein klammern als an den ihm vertrauten Maßstab? Ein Zugtier bedeutete ihm Schnelligkeit – nie hatte er gesehen, daß Menschen behender sein könnten als Hasen, Hirsche und Gazellen.

Plötzlich entstieg B. der *Stadtbahn* und stand mitten im zwanzigsten Jahrhundert. Im zwanzigsten? Es müßte das vierzigste sein. Mindestens das vierzigste. Wie pfeilschnell, als wären sie abgeschossen worden, lebendige Geschosse flitzten junge Menschen mit Zeitungen auf

seltsam beflügelten Rädern aus blinkendem Stahl die Straßen kreuz und quer! Schwarze und braune, große und ganz winzige Wagen glitten lautlos über die Straße. Ein Mann saß im Fond und lenkte ein Steuer, als befände er sich im Boot. Und drohende, tiefe und helle, klagende und warnende, quietschende, grollende, heisere, haßvolle Stimmen drangen aus den Kehlen dieser Wagen. *Was riefen sie?* Mit fremden Stimmen? Was befahlen sie den Fußgängern? Alle verstanden es, nur B. nicht. Eine ganz neue Sprache war auf der Welt, ein Verständigungsmittel so selbstverständlich, als wäre es Deutsch – und es waren doch quälende, erschütternde Urlaute wie aus den Anfängen der Menschheit, aus entschlafenen Urwäldern und Tertiärzeit. Der blieb stehen, und jener rannte rasch, sein Leben gleichsam an der Brust bergend, mit eingeklammerten Armen quer über den Damm. Am Potsdamer Platz war nicht Ende mehr, sondern *Mitte*. Ein klagender Ton, der Trompete eines Schutzmanns entströmt, befahl Halt und Vorwärts, eine Volksversammlung von Straßenbahnen, Wagen, die einander ihre Brustkörbe platt drückten, ein Geflimmer von Tönen, eine geräuschvolle, rauschende, brausende Buntheit, rote und gelbe und violette Schreie.

Und ein Netz von Drähten über den Häuptern aller, ein kreuz und quer bestrichener Himmel, als hätte ein Ingenieur seine verrückten Pläne auf einen Bogen Äther gezeichnet. Legte man das Ohr an eine Stange, summten fremde Stimmen darin, Gespensterstimmen, als schrien irgendwo in Afrika ganze wilde Völkerstämme im Taumel eines Blutrausches oder eines göttlichen Festes, und hier, in Berlin, hörte man sie.

Georg B. bekam eine Untergrundbahnkarte, stand ratlos auf einem Perron, ließ sich hineinschieben in einen Zug und glaubte, die Unterwelt wäre verrückt geworden. Schliefen die Toten noch ruhig? Schepperten nicht tote Knochen in den Gräbern? Teilte sich das Getöse eines Zuges ihrer Stummheit nicht mit? Wie kam es, daß die Oberwelt nicht einstürzte? Mußte nicht jedesmal der Asphalt zersplittern und tausend Menschen, Wagen, Pferde, Drähte und alle Seltsamkeiten hinabstürzen lassen?

Georg B., der Siebzigjährige, geht wie ein Jüngling durch die Welt. Er will arbeiten. Energie, die fünfzig Jahre schlafen mußte, drängt aus dem Körper. Wer wird's ihm glauben? Mitten in der Ratlosigkeit darf man nicht stille stehen. Stirbt er? Steht er vor dem Grabe? Das Erlebnis

des Jahrhunderts spottet menschlicher Gesetze. Das Erlebnis besiegte den Tod. Der Eroberung der Stadt folgt Eroberung der Arbeit. Der Mensch, zwischen Maschinen gestellt, muß Maschine werden. Die galvanisierten siebzig Jahre zappeln, trommeln, schüttern, B. muß arbeiten.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 24. 2. 1923

PHILOSOPHIE DES PANOPTIKUMS

In der Lindenpassage ereignet sich jetzt die historische Auktion des letzten Berliner Panoptikums. Eine ganze Welt aus Wachs, Kuriosität, täuschender Lebensimitation, plastischen Grauens ist zersplittert. Sie war ein wächserner Polizeibericht, eine materialisierte *Chronique scandaleuse* – und verewigte gleichzeitig jene Höhepunkte der Weltgeschichte, in deren Wesen panoptikales Geschick schon vorbestimmt war: Paraden, Krönungen, gallonierte Ereignisse. Dank einer symbolischen Innenarchitektur trennte *ein* Schritt nur die Schreckenskammer vom Märchensaal und ein Vorhang die Fürsten Europas vom Lachkabinett. Die paradoxale Philosophie des Panoptikums fügte es, daß irdische Größe und Schrecklichkeit just durch ein wächsernes Verewigtsein lächerlich wurden. Noch nie hatte eine Denkmalsindustrie ihre Objekte so aller Feierlichkeit entkleidet wie die panoptikale. Sie schuf Denkmale ohne das Pathos der Pietät. Ein Goethe aus Wachs besaß naturgemäß nicht die majestätische Gewichtigkeit eines marmornen. Die billige Materie konnte nur lebensechte Gesichtsfarbe vortäuschen, nicht der Bedeutung des Genius gerecht werden. Das einzige Verdienst des Panoptikums war die ungewollte Lächerlichkeit, durch die es das Pathos dieser Welt ausglich und sie in eine Art Lachkabinett verwandelte.
Denn die Tendenz des Panoptikums: Lebensähnlichkeit bis zum Erschrecken, *muß* zur Lächerlichkeit führen. Es ist die kunstfeindliche Tendenz, äußere Wahrscheinlichkeit statt innerer Wahrheit darzustellen: die Tendenz der naturalistischen Photographie und der »Kopie«. Ein Massenmörder aus Wachs ist skurril. Aber lächerlich ist auch ein Rothschild aus Wachs. Jener verlor an das Material seine Grausamkeit, dieser seine Würde.

Das Panoptikum fiel der Zeit zum Opfer, ihrer erwachten Freude an der gesteigerten Bewegung, die im Film ihren Ausdruck findet. Im Zeitalter des Kinos hat das Panoptikum nichts mehr zu erfüllen. Im Zeitalter des intensiven Betriebs ist eine Starrheit unmöglich, die ihr Totsein durch peinliche Lebensähnlichkeit nicht verhüllen kann. Ein Schatten in Bewegung ist uns mehr als ein Körper in starrer Ruhe. Ein Antlitz, das immer lächelt, täuscht uns nicht mehr. Wir wissen: Ewig lächeln kann nur der Tod.
Zum letztenmal gewinnen die Puppen jetzt eine aktuelle Bedeutung. Die Versteigerung findet – o Ironie! – in den Räumen der »Weißen Maus« statt. Im Vorraum häufen sich die Wachsköpfe. Man trennte sie der Bequemlichkeit wegen von den Rümpfen, löste sie aber nicht vollkommen von ihrem früheren Leben los. Hier hat ein bärtiges Männerhaupt noch seine Krawatte unter dem Bart, dort hängt eine Hemdbrust an einem amputierten Hals. Es lächelt ein nacktes Wachsmädchen, dessen Unterleib während des Transportes in jämmerliche Scherben zerschlug, und so grausam höhnisch ist der Kontrast zwischen lächelnden Lippen und zerschmettertem Schoß, daß jetzt zum erstenmal ein Hauch grotesken Lebens von der Figur ausgeht. Es sieht aus, als hätte man ein Massengrab konservierter Häupter aufgedeckt, eine grausige Walstatt toten Lebens. Alle diese Wesen sind in der Blüte ihrer Tage geköpft, es ist, als hätte ihre Seele knapp vorher noch eine Freude genossen und der gleich darauf eingetretene Schmerz keine Zeit mehr gehabt, die Gesichter zu verzerren. Neben den 200 Köpfen handeln und feilschen die lebendigen Menschen, löffeln die massiven Möbelträger heiße Suppen mit plätscherndem Behagen.
Im Nebenzimmer stehen Affen, ausgestopfte, und Affenskelette, der verstaubte Plunder einer populären Naturwissenschaft, die nur das interessante Resultat zeigt und die Zusammenhänge verschweigt. Minerale und seltsame Pflanzen und eine kulturhistorische Romantik, Köcher, Lanzen und Pfeile der Indianer: alles gleichsam eine Illustration menschlicher Halbbildung und wahlloser Belesenheit, die Welt des wißbegierigen Broschürenmenschen, der immer irrt, indem er immer strebt. Die Dinge erfordern eine sentimentale Beschaulichkeit, und auch sie sind, wie jene Puppen, Opfer dieser Zeit, die den einseitigen Fachmenschen gebiert und bildet und hoffentlich den Menschen der Tiefe vorbereitet, im Gegensatz zu dem des breiten und halben Wissens.

Im Versteigerungssaal verkauft man Elefantenzähne, zwei Menschen erhitzen sich zwecklos im Streit um eine Holzschnitzerei und ein kupfernes Gefäß von überirdischen Dimensionen, ein Gefäß aus der Zeit der Ichthyosaurier. Erstaunlich, daß ein Mann 100 Millionen und mehr an einem Tag ausgibt für Blech, Holz, Messing, zerbrochene Tische, Thronstühle, Glaskasten. Während ich ihn betrachte, erkenne ich den Sinn dieser Versteigerung: Der Mann kauft nicht aus Sentiment. Es ist, im Gegenteil, der Typus der neuen Zeit, im kurzen Pelz, die Zigarre zwischen Zähnen aus Edelmetall, gesammelte Ruhe und Berechnung; ein Kalkulierender, ein Mann der Zinsen, sicher seines Siegs. Gott weiß, was seine Hände aus jenen Töpfen, Tellern, Holzschnitzereien machen, wie sich die abscheulichen Ungetüme in seinem Magazin verwandeln werden. Dukaten schlägt der Mensch dieses Jahrhunderts aus jedem Pofel.

Und so ist eigentlich der höhere Zweck des Panoptikums erfüllt.

Der Goldmacher der neuen Zeit, der moderne Alchemist, schlägt Kapital aus der Sensation der Vergangenheit. Er findet den Stein der Weisen in jedem Kochtopf des Mittelalters – nicht auf dem Wege des Experiments, sondern auf dem der Spekulation. Was er berührt, verteuert sich.

Also steht er da, Sieger über die vergehende Welt, Goldmacher, Meistbietender, Alleskäufer. In seinen geräumigen Leibesumfang wandert das ganze Panoptikum, Köpfe und Kessel, Lanzen und Affen, Mörder und Fürsten, Monströses und Winziges. Raum für alles hat er – er, des panoptikalen Daseins Endzweck und Sinn.

Berliner Börsen-Courier, 25. 2. 1923

REISENDE MIT TRAGLASTEN

Die Reisenden mit Traglasten sitzen in den letzten Wagen der endlosen Zugschlangen, hart neben den »Reisenden mit Hunden« und den »Schwerkriegsbeschädigten«. Der letzte Wagen schlenkert am heftigsten, seine Türen schließen schlecht, seine Fenster lassen Fugen frei, sind manchmal zerbrochen und mit braunem Papier beklebt.

Man wird nicht durch Zufall ein Reisender mit Traglasten, sondern

durch Schicksal. Schwerkriegsbeschädigt wurde man durch eine Granate, deren verwüstende Wirkung nicht Tücke war, sondern eine Sinnlosigkeit, so unermeßlich, daß sie grausam sein mußte. Einen Hund mitzuführen liegt im Bereiche unseres Willens. Aber ein Reisender mit Traglasten hat sein Gepäck seiner Bestimmung zu verdanken. Er wäre auch ohne Gepäck ein Reisender mit Traglasten. Er gehört einer besonderen Menschengattung an – und jene Inschrift am Abteilfenster des letzten Wagens ist keine bahnamtliche Bestimmung, sondern eine philosophische Definition.

Die Coupés für Traglasten sind von einer dicken Luft erfüllt, einem physikalischen Kuriosum, einer Art Atmosphäre in festem Aggregatzustand. Sie riecht nach totem Pfeifentabak, nach feuchtem Holz, Blätterleichen und herbstlichem Waldboden. Das kommt von den Holzbündeln der Insassen, die geradewegs aus den Wäldern fahren, den Flinten fleißiger Jäger entronnen, die feuchte Kälte der Erde in Knochen und Stiefelsohlen. Grüne Moosreste liegen auf den Kleidern wie auf altem Gemäuer. Rissig sind ihre Hände, der Alten Finger gichtisch und absonderlich gekrümmt und eigenwilligen Wurzelformen ähnlich. In dem spärlichen grauen Haar der alten Frau haben sich dürre Blätter verfangen – so kränzt ein armer Tod seine Opfer. In den wuchernden Bärten der alten Männer können Schwalben nisten ...

Die Reisenden mit Traglasten legen ihre Wälder nicht ab, auch wenn sie sitzen. Der Entschluß, eine Last wiederaufzunehmen, nachdem das Rückgrat eine halbe Stunde lang sich frei für alle Ewigkeit gefühlt hat, mag schwerer wiegen als ein ganzer Tannenforst. Ich weiß, daß wir Soldaten, wenn nach stundenlangem Marsch eine minutenflüchtige Rast winkte, unsere Tornister nicht lockerten, sondern weiterschleppten wie ein qualvoll treues Unglück einen ewig verbündeten Feind. So sitzen diese alten Bündelträger, nicht Reisende mit Traglasten, sondern Traglasten mit Reisenden. Und auch darin offenbart sich das Schicksalsmäßige des Lastentragens, das keine Tätigkeit ist, sondern ein Leid.

Wovon sprechen die Waldmenschen? Sie sprechen halbe Sätze und verkrüppelte Laute, sie sind schweigsam, nicht aus Klugheit, sondern aus Armut, sie antworten zögernd, weil ihr Gehirn langsam arbeitet, Gedanken zaghaft gebiert und die kaum geborenen schon begräbt in heimlicher Tiefe. In den Wäldern, in denen sie arbeiten, herrscht ein großes Schweigen, das man nicht unterbrechen kann mit sinnloser Rede und Widerrede; wenn ein Specht in einen Ast hackt, so ist das der

einzige Laut. Man lernt in den Wäldern, daß die Worte nutzlos sind und den Nichtstuern nur zum Zeitvertreib mitgegeben.
Aber in dem halben Satz, den die Menschen sagen, liegt das große Leid einer ganzen Welt. Sie sagen nur: die Butter – und schon weiß man, daß Butter etwas sehr Fernes, Unerreichbares ist – kein Nahrungsmittel, mit Messer auf Brot zu streichen, sondern ein Geschenk des Himmels, in dem die Delikatessen der Welt wachsen wie in einem Schaufenster. Sie sagen: Es wird ein früher Sommer sein – und das bedeutet, daß man dann in die Wälder fährt, um Schneeglöckchen zu sammeln, daß die Kinder aus den Betten in die Straße kommen dürfen, daß die Öfen kalt stehen dürfen bis zum nächsten Herbst.
Die Schauspieler, die auf den Bühnen viele geistreiche Sätze sprechen, ehe sie ihr Leid dargelegt haben, und viele prachtvolle Bewegungen vollführen, Pfauenräder mit Armen und Augen schlagen, müßten in den Abteilen für Reisende mit Traglasten fahren, um zu lernen, daß eine leise gekrümmte Hand das ganze Elend aller Zeit fassen kann und das Zucken eine Augenwimper stärker erschüttern als ein Abend mit Tränenbächen. Vielleicht müßten die Schauspieler nicht in Schulen studieren, sondern in Wäldern arbeiten, um zu sehen, daß ihre Aufgabe nicht das Reden, sondern das Schweigen ist, nicht das Geständnis, sondern das *verschwiegene* Geständnis.
Es wird Abend, die Lampe entzündet sich an der Decke, ölig und fett ist ihr Licht, sie brennt in einem Dunstkreis wie ein Stern in einem Nebelmeer. Man fährt an leuchtenden Reklamen vorbei, an einer Welt ohne Traglasten, kommerzielle Hymnen auf Waschseife, Zigarren, Schuhpasta und Schnürsenkel brennen plötzlich hell am dunklen Firmament. Das ist die Zeit, da die Welt in die Theater fährt, um die Schicksale auf den teuren Bühnen zu erleben, und im selben Zug fahren die herrlichsten Tragödien und die tragischen Lächerlichkeiten, fahren die Reisenden mit Traglasten.

Von all den sachlichen Formeln und Inschriften, epigrammatischen Gesetzen, die das Getriebe der großen Stadt regulieren, Auskunft und Befehl erteilen, Rat spenden und Recht zur Wirkung bringen – von allen unpersönlichen Bestimmungen in Bahnhöfen, Wartehallen und in den Zentren des Lebens – berührt diese einzige menschlich, künstlerisch, in knapper Form Gewaltiges bergend und enthüllend.
Der redliche Mann, der die »Reisenden mit Traglasten« zu praktischen

Zwecken erfunden hat, wußte nicht, daß er mit einem Schlag einen Namen fand für eine große Tragödie.
So entstehen Dichtungen.

Berliner Börsen-Courier, 4. 3. 1923

WIE WERDE ICH ADLIG?

Das Adoptivbüro – »Filmabend« in der Tiergartenvilla – Baron mit allem Zubehör – Der Preistarif

Der bürgerliche Mensch der Berliner Gegenwart, gewöhnlich auf den Namen Kubinke hörend, empfindet mit steigenden Dividenden das Bedürfnis, seine Ahnen zu verbessern und sie der Umgebung anzupassen, die ihm ein günstiges Hausgeschick beschert hat: der Villa, dem Reitpferd und dem Lakai. Der Mensch edlen Geblüts aber, durch die Baisse in Pietät zu einem bedeutungslosen Visitenkartenornament degradiert, nutzt die Sehnsucht jenes Bürgers nach Stammbaum und Ahnengalerie und zeugt mit gerichtlicher Hilfe adlige Geschlechter – den notariellen Akt an Stelle des medizinischen setzend. – Er *adoptiert* Kubinkes, die nach dem Gebot: Du sollst deinen Adoptivvater ehren! diesem eine einmalige, aber ansehnliche Subvention bescheren, auf daß sie geadelt leben auf Erden...
Es gibt in Berlin sogenannte Adoptivbüros, sie arbeiten mit einem großen Apparat von Ehevermittlern, distinguierten Damen der Gesellschaft, Lebemännern, Spielklubinhabern, Inseratenagenten. Sie veranstalten Gesellschaften und Tees, Tänze und Filmabende, die den Zweck haben, die Väter mit den gewonnenen Söhnen bekannt zu machen, das Nützliche mit dem Unangenehmen zu verbinden. Sie haben ihren Sitz in prachtvollen Häusern aufgeschlagen, deren Treppenaufgänge mit Marmor, Gold und Perserteppich den Aufstieg der geladenen Kubinkes zu höherer Rassigkeit symbolisieren. Sie haben Ritter, Barone und sogar Grafen »an Hand«, sie sorgen dafür, daß die Stammbäume ihrer Klienten in den Himmel wachsen, Wappen und edle Pferdegesichter zieren ihre Villenwände, altkonservative Zeitungen liegen auf den kleinen Tischchen ihrer Salons und Zeitschriften, die von ed-

lem Waidwerk handeln, von Pferdezucht und Waldrodung, von jenen agrarischen Gebieten, in denen sich die sozusagen posthumen Ahnen der Kubinkes fortab zu tummeln haben.

Ich sandte eine Zuschrift an eine Chiffreadresse und bekam dann eine Einladung zu einem *»Filmabend« in eine Tiergartenvilla.* Unterschrieben war von einem Herrn mit dem biblischen Vornamen »Armin«, wie sich dann herausstellte ein Cherusker aus Leitmeritz, ehemals in der Stoffbranche tätig und jetzt auf Zuchtpferde umgesattelt. Ich kam in einem Mietauto, vor dem Eisengitter der Villa warteten drei schwarzlackierte Privatautomobile mit gelbgraulivrierten Lenkern, die Scheinwerfer erfüllten die stille Gasse mit lärmendem Licht. Ein Herr, in schwarze Diskretion gekleidet, nimmt mir Mantel und Hut mit zärtlichen Gebärden ab, ich besteige eine Treppe aus Marmor und Rot, die stolz ist, als führte sie direkt zu Königsbaronen empor – dieweil oben im Gegenteil Herr Armin wartet. Er trägt ein freundliches Lächeln wie eine Schnurrbartbinde in der Lippengegend und geleitet den Gast in einen kleinen Salon. Sechs Herren verschiedenen Alters offerieren sich hier bestens, man läßt sich gewissermaßen nach den Prinzipien der Zuchtwahl adoptieren.

Unter den Gästen befand sich ein Herr v. S., dessen Name in der deutschen Literatur bekannt ist, ein Baron v. Z., mehrere unscheinbare Von-Männer, zwei Bankbeamte, ein Börsenmensch in den Vierzigern, ein Jockei, ein Dompteur und zwei Zigarrenhändler. Man gab einen Kammerspielfilm, in dem Miederleibchen und Hemden jede Unzüchtigkeiten verhinderten, einen Film mit gehemmten Nacktheiten, verborgenen Pointen, mit einem versöhnlichen Schluß. Ein Klavierspieler massakrierte die Barkarole, Likör in geschliffenen, schlanken Gläsern entschädigte nicht ganz, die unbefriedigten Parteien bestellten Sekt. Väter und Söhne fanden sich schnell und schmerzlos, eine hier und dort bemerkbare Schüchternheit eines Gastes überwand Herr Armin, der, Vollwind in den Cutflügeln, alle Tische umsegelte.

Die Geschäfte verliefen glatt. Visitenkarten »in gediegenstem Druck« verspricht eine geschickte Firma – man liest ihr Inserat vor dem Spiegel, in der Garderobe, an den Wänden der »Toilette« –, Aufträge nimmt auch Herr Armin entgegen. Er liefert den *»Baron mit allem Zubehör«*, das Dokument und die Zacken, er ist ein tüchtiger Geschäftsmann, er hat's in der Stoffbranche gelernt, und für seine Pfiffigkeit spricht der Umstand, daß er selbst bei seinem bürgerlichen Leit-

meritzer Namen geblieben ist und bei seiner liberalen Gesinnung, ein Schuster, der barfuß läuft, ein Adelsfabrikant mit bürgerlicher Bescheidenheit.

Armin hat etwa zehn Adlige (zum Teil frühere Stabsoffiziere), die in seinem Hause verkehren wie in einem Klub und schon mindestens hundert Kubinkes ihren Namen verkauft haben dürften. Nicht alle Adoptionen werden in Berlin getätigt – Stuttgart, Mannheim, Königsberg, Hamburg, Erfurt kommen auch in Betracht, Notare wohnen überall in allen deutschen Städten, um die Adoptionen unauffällig zu gestalten. Inserate erscheinen in vielen Provinzzeitungen, es »rentiert sich«. Ein simples »von« mit jungem Stammbäumchen kostet *anderthalb Millionen*, ein alter Grafentitel fünf, Prinzen sind noch nicht engagiert. Die »distinguierten« Damen, geschickte Agenten, erhalten Prozente, strafbar ist eine Adoption nicht, also braucht man Tiergartenviertel, Öffentlichkeit und Inserat nicht zu scheuen.

Es ist anzunehmen, daß sich die Adligen in Deutschland vermehren werden wie der Sand am Meer. Jede Börsenhausse bringt reichgewordene Seifenhändler und verarmte Aristokraten. Die Geschlechter »derer von« errichten sich Denkmäler *aere perennis*, mit unerhörter Fruchtbarkeit sind ihre Legenden gesegnet. Es füllen sich die Tattersäle und die Waidgründe, die Metzger werfen ihre Messer fort und greifen nach Hirschfängern, und den Enkeln erzählen sie von den Kreuzzügen ihrer Adoptivraubritter.

Vor Mitternacht sagt Armin im Türrahmen: Ich werde mir erlauben, Sie zu benachrichtigen. Die Seifenhändler und Bankbeamten drücken seine Hand, die Adoptivväter nicken nur mit dem Wipfel ihrer Stammbäume. Die Söhne steigen in die Autos, die alternden Väter kehren zu Fuß heim. Sie flüchten vor den blendenden Scheinwerfern, mit denen jene in ihre adlige Zukunft rattern, und »verlieren sich im Dunkel des Tiergartenviertels« – wie es in einem Roman von Rudolf Herzog heißt.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 5. 3. 1923

DIE SCHWARZEN IM RUHRGEBIET

In der Nachtausgabe des »Tag«, die der Reklamechef Scherls »das schneidigste Abendblatt« nennt und vor dessen Stil und Gesinnung sogar die schwarze Schmach schamrot wird, beschreibt ein weißer Schmock den Boxkampf zwischen einem Neger und einem Italiener mit jenem grinsenden Behagen, das eine Stileigenheit deutschnationaler Reporter ist, und tritt für eine Ausschaltung der Schwarzen aus deutschen Boxkampfplätzen ein. Ich, der ich nichts vom Boxkampf verstehe, kann mir die Niederlage des Negers nur aus der Tatsache erklären, daß er, als er den Vertreter Scherls am Pressetisch erblickte, von einem energie- und nervenlähmenden Schrecken vor der weißen Rasse erfaßt ward und jeden Widerstand gegen Spalle von vornherein aufgeben mußte.

Nicht alle Scherls von Berlin sind gegen Neger auf Boxkampfplätzen. Jene Lokalanzeiger, die in jüdischen Verlagen erscheinen, sind nur im politischen Teil Anhänger der Theorie von der Minderwertigkeit der schwarzen Rasse – im Sportteil lassen sie den farbigen Breitensträters Gerechtigkeit widerfahren. Es ist nicht der einzige Widerspruch, der den Charakter und das Geschäft dieser Blätter ausmacht. Augenblicklich machen sie in schwarzer Schmach. Und ihre Entrüstung über die Anwesenheit schwarzer Truppen im Ruhrgebiet ist noch spationierter als ihr sensationslüsterner nationaler Zorn über die Ruhrbesetzung überhaupt. Es ist Zeit, die Schuld der Schwarzen auf jenes Maß zu reduzieren, das ihnen zukommt, und die weiße Rasse an ihre unendlich größere Schuld zu erinnern.

Worin besteht die Schuld der Schwarzen am Rhein und an der Ruhr? Sie schänden, schießen und verbreiten die Syphilis. Alle drei Angelegenheiten sind Erfindungen der weißen Rasse. Die Schwarzen sind nicht etwa aus Eroberungssucht nach Deutschland gezogen – Franzosen haben sie verschleppt. Die Schwarzen haben nicht das Schießpulver erfunden – von den Weißen haben sie Gewehre erhalten. Von weißen Missionaren haben sie das Zwangsjackenchristentum, von weißen Bordellmädchen die Syphilis, von weißen Händlern den Spiritus. Nur eine Verlogenheit, wie sie der weißen Journalistik eigen ist, kann die Inkonsequenz übersehen, die darin liegt, daß man in *einem* Atem den Franzosen Haß schwört und mit ihnen eine Einheitsfront herstellt, in-

dem man die Anwesenheit der Schwarzen als eine der ganzen weißen Rasse angetane Schmach bezeichnet. In diesem Augenblick erklärt sich nämlich der deutsche Schmock mit dem Erbfeind solidarisch. Indem er den Franzosen Verrat an der weißen Rasse vorwirft, begeht er Verrat an den Deutschen; denn er beschwört den Feind bei einer Gemeinsamkeit: der Hautfarbe, und sucht sich mit ihm auf Kosten der Schwarzen zu verständigen. Das ist eine Art Volksverrat, begangen im Dienste der Nation.
Nur der bürgerliche Leser empfindet einen tieferen Schmerz, wenn er von den schwarzen Posten in den Straßen Essens hört. Mir ist der letzte syphilitische Mohikaner als Schildwache sympathischer als ein impotentes nationalistisches Mitglied der Académie française. Unerhört wäre der Schimpf, wenn *Poincaré selbst* in den Straßen Essens defilieren würde. Die Journalisten aber glauben, daß es mit diesem Poincaré, weil er weiß ist, eher eine Gemeinschaft gäbe als mit Schwarzen, die *kein* Schießpulver erfunden, *keinen* Generalstab hervorgebracht, *keinen* Kaiser, *keine* Akademie, *keinen* Ludendorff, *kein* Pressequartier und – was das wichtigste ist – *keine* Nachtausgabe des »Tag« haben.

Die Glocke, 5. 3. 1923

ICH SUCHE DIE EINHEITSFRONT

Ich suche die nationale Einheitsfront, die lebende Mauer aus Zeitungspapier und Brüderlichkeit, in der Bahn, in der Diele und am Kurfürstendamm.
In den Bahnen Berlins sehe ich Reisende mit Traglasten und Reisende mit Dollarsorgenlasten. Jene verstaute die soziale Verkehrsgerechtigkeiten in besonderen Abteilungen dritter Klasse, so daß sie ohne das peinliche Gefühl, andere belästigen zu müssen, unbequem reisen dürfen. Diese können inzwischen unbehindert die vorübergehende Baisse Schulter an Schulter durchhalten, mit Hilfe Gottes, der Eisenaktien wachsen läßt.
In den Dielen verursacht der Alkohol, ein ganz besonderer Saft, ein einig Volk von Brüdern, seitdem die patriotischen Wirte Franzosen

und Belgier zur Enthaltsamkeit erziehen und nur einheimische Betrunkenheit dulden. Seit einiger Zeit erweist der Likör eine Eigenschaft, die bis jetzt an ihm noch nicht bemerkt worden war: die Fähigkeit nämlich, gleichgesinnte Elemente zu binden. Er ist der Kitt der Dielen-Einheitsfront.

Ihr akustischer Ausdruck ist das Lied: Heil dir im Siegerkranz, das die Anwesenden, sofern sie's noch können, stehend anhören. Bei den Klängen ihrer Nationalhymne: Wer wird denn weinen..., setzen sie sich wieder.

Hier ist zwar eine Einheitsfront vorhanden, aber eine aus physiologischen Gründen wankende, auf die man sich nicht verlassen kann.

Am Kürfürstendamm bilden gallonierte Automobile mit glänzenden Scheinwerfern eine rasende Einheitsfront auf dem glatten Asphalt, die kein Fußgänger durchbrechen kann. In den Autos sitzen die Götter der Banken und Filmgesellschaften mit ihren Göttinnen, der ganze Olymp dieses Jahrhunderts; Merkur, der geflügelte Reichsbankbote, an der Spitze.

An den Fassaden der Häuser aber kauern die Bettler, ihre bresthafte Einheitsfront der Barmherzigkeit darbietend.

Manchmal kehrt hier ein müder Arbeiter heim, geblendet vom Scheinwerfer seines Unternehmers, ein Heimatloser zwischen den zwei Einheitsfronten: jener rasenden der Automobile und der hockenden der Bettler.

Aus seinen Erfahrungen ergibt sich, daß in dieser Stadt einige Einheitsfronten bestehen, getrennt durch die Abgründe sozialer Gerechtigkeit.

Der rote Joseph

Vorwärts, 7. 3. 1923

BEGEGNUNG MIT DEM LETZTEN AZTEKEN

Ein Überlebender aus dem Panoptikum

Die letzten Azteken leben vertraut in der Welt, im Panoptikum, im Zirkus und in jenen Anstalten, in denen menschliche Seltenheiten geschätzt wird und von ihrer eigenen Seltenheit lebt. Sie führen die beneidenswerte Existenz von Wetterfröschen, Kanarienvögeln und ge-

zähmten Eichhörnchen, die ihre erfreulichen Eigenschaften zu einem Betriebskapital gestalten, mittels dessen sie sich das tägliche Brot, ein Glasdach über dem Kopfe und dergleichen Alltagsnotwendigkeiten mehr besorgen. Die Azteken sind gewissermaßen menschliche Kanarienvögel.

Was bei den Kanarienvögeln das Zwitschern, ist bei den Azteken der *Kopf*. Ein Aztekenschädel ist länglich und läuft oben in eine sanfte Spitze aus wie ein lieblicher Hügel. Die Stirn ist kurz, die Augen sehr glänzend und dennoch schläfrig, ein Feuer, das nicht lange brennt. Ein Azteke ist eine auffallende Erscheinung, also ein Wesen, das eines Impresarios bedarf. Ein Azteke, der seinen Impresario unterwegs verliert, kann von seiner Auffälligkeit nicht mehr leben.

Von etwas anderem leben kann er erst recht nicht. Darin gleicht er den Menschen prinzlichen Geblüts, die aber, wenn sie entthront sind, eine Apanage beziehen. Über den Azteken ruht Gottes Gnade nicht wie über den europäischen Fürstenhäusern, obwohl jene viel älteren Geschlechts sind. So alt sind sie, daß sie überhaupt nicht mehr sind. Sie pflanzen sich nicht mehr fort. Sie sind unfruchtbar, sie waren zu anständig, um sich in dieser Welt zu behaupten, und sie gingen zugrunde.

Den letzten Azteken lernte ich vor zwei Jahren im *Berliner Panoptikum* kennen. Ein Impresario mit einer goldenen Uhrkette und einem Elefantenzahn führte ihn aufs Podium. Zugleich mit sieben Zwergmädchen, die ihre Biographie piepsten. Der Azteke sprach nicht, er neigte nur seinen Kopfhügel und sah mit seinen traurigen Flackeraugen auf die Rund- und Flachschädel, die unten saßen und den Daseinskampf so siegreich bestanden und nicht von ihrem eigenen Untergang zu leben brauchten. Der Impresario erzählte von den Azteken, die Mexiko gegründet hatten, von der *Nahuafamilie*, von *Aztlan*, dem »Land des weißen Reihers« und von Montecuzoma. Er erzählte, daß es außer diesem Azteken keinen einzigen mehr in der Welt gebe – – und dabei klirrte der Elefantenzahn an die Goldkette – es war ein sehr leises Totengeläute für die Azteken, und sein Vortrag war eine Messe.

Nun ist das Panoptikum *aufgelöst* und versteigert. Der Impresario hat vielleicht die Memoiren eines Prinzen verfaßt und reist jetzt mit letzten Fürsten. Der letzte Azteke aber sitzt am Nachmittag im *Café Bauer* und entblößt kostenlos seine Sehenswürdigkeit und lebt vorläufig von Hülsenkleben in einer jüdischen Fabrik in der Hirtenstraße. Er ist zu schwach, um harte und lohnende Arbeit zu finden, und zu anständig,

um von Schiebungen zu leben. Denn seine Tugend ist eigentlich seine Not – und wenn sie hätten schieben können, wären die Azteken noch da und Impresarios die letzten europäischen Dummköpfe.

Der letzte Azteke spricht mit einer hohen Stimme und kann das »R« nicht aussprechen. Er sagt »leisen« und meint: reisen, er sagt: Labatt und meint: Rabatt – und es ist, als ob er zu anständig wäre, um ein grausames »R« auszusprechen; dieser barbarische Laut ist nichts für eine aztekische Zunge. Die hohen weichen Flötentöne entsprechen seinem sanften Gemüt. Die *Musik* begeistert ihn, er lauscht der Barkarole hingegeben, zumal es für ihn eine Balkalole ist – und eigentlich nur der Musik und der Zeitungen wegen geht er ins Café. Er liest die Feuilletons mit Vorliebe und *Nachrichten aus dem Theaterleben.*

Ich bat ihn, mir von seiner mexikanischen Heimat zu erzählen, aber da wußte er gar nichts. Dieser letzte Azteke ist nämlich *nicht in Mexiko* geboren, sondern in *Gablonz*, wie die Kanarienvögel, die sich seit Generationen in Europa fortpflanzen und nur aus Prestige noch keine Sperlinge geworden sind. Mein Azteke ist in einem Gablonzer Hotel zur Welt gekommen, seine Eltern waren im *Zirkus* ausgestellt, es ist ein mitteleuropäischer Azteke, und er ist gar nicht der letzte, sondern der vorletzte: Seine jüngere Schwester lebt in Amerika und wird vielleicht heiraten, wenn sie kann, und dann wird es neue Azteken auf der Welt geben.

Der Azteke ist *vierundzwanzig Jahre* alt und wird wohl noch zehn Jahre leben. So sagt er, mit einem traurigen Mund, und läßt seinen Langschädel hängen. Er hat eine schwache Lunge, einen »Blonchialkatal« und kein Vermögen. Vielleicht findet er hier, in diesem Café, in dem die Artisten verkehren, ein Engagement, einen *Impresario.* Seine Schwester schickt ihm vorläufig Geld, zwanzig Dollar führte er in der Brieftasche, als wären es die letzten Dollars der Welt.

Es gehört wirklich ein Impresario zu einer Auffälligkeit. Ich beobachte die Menschen rings um uns, die in der nächsten Nachbarschaft eines Azteken sitzen und sich so wenig daraus machen, als wäre ein Azteke ihresgleichen. Die Menschen haben keinen Blick für die Abnormität, wenn sie umsonst ist.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 13. 3. 1923

DIE FRAUEN NEBBE UND KLEIN

Die Frauen Nebbe und Klein stehen als Giftmörderinnen vor Gericht. Frau Klein hat ihren Mann umgebracht, Frau Nebbe ist es nicht gelungen. Frau Nebbe war die Aktive, die vielleicht unbewußt Treibende, Frau Klein die Getriebene, Schwächere, die »Hörige«. Jener Starken gelang das Attentat nicht, die Schwache vergiftete mit Erfolg. Das Werkzeug war eifriger, leidenschaftlicher, mehr versessen.

In der Frau Klein wirkte die Kraft der Nebbe, potenziert durch die Leidenschaft der »Hörigen«.

So sonderlich dieser »Sensationsprozeß« und so merkwürdig beide Frauen sind – ihre Ehe und ihr Leben sind typisch für die Frauen der kleinbürgerlichen Kreise, denen die Nebbe und Klein entstammen. Deshalb gewinnt der Prozeß eine besondere soziale und psychologische Bedeutung. In der grausamen, großen Stadt ereignen sich täglich tausend Ehetragödien, ein Zufall nur verhütet das Verbrechen oder verhüllt das wirklich begangene – und das Grauenhafte wirkt sich im stillen aus, und das Gesetz erfährt nichts davon.

Psychologisch sind die Mörderinnen deshalb interessant, weil sie den Beweis dafür liefern, daß in diesen primitiven Frauen, die man so gut zu kennen glaubt, wenn man ihnen in der Bahn, in der Straße, im Laden begegnet, die kompliziertesten Vorgänge sich abspielen: Perversität und Raffinement, Rätselhaftes und Unentwirrbares sind nicht unbedingt Folgen einer geistig luxuriösen Dekadenz. Sind nicht die Ergebnisse einer durch andauernde Züchtung entstandenen Nervenreizbarkeit, sondern natürlich-unnatürliche seelische Gewitter, deren Vorbedingungen überall, in jedem Menschen gegeben sind – in der »schlichten« Bauernseele, im »verfeinerten« Organismus des geistigen Menschen. Wären Zuhörer und Miterleber dieses Prozesses reif genug, um das Spannende und Lüsterne der Vorgänge auszuschalten und aus den Begebnissen zu lernen, so müßten sie zu der Erkenntnis gelangen, daß in uns die Engel und Teufel mit gleichen Kräften ausgerüstet sind und gleiche Gewinnchancen haben; daß die unnatürliche Veranlagung, die von Anbeginn vorhanden war – vielleicht in jedem vorhanden ist –, gezüchtet wurde durch die Befolgung der gesellschaftlichen Regel.

Tausende Frauen leiden genauso in der Ehe, wie die Frau Klein unzweifelhaft gelitten hat. Sie leiden unter dem Sadismus der Männchen,

deren schwache Brutalität gewöhnlich im umfangreichen Riesenkorpus eines Berserkers sich verbirgt. Es ist eine höhnische List der Natur, Schwächlinge in monumentale Leiber zu stecken, denen die Inhaber nicht gewachsen sind. Ihr Geist ist zu schwach für dieses Übermaß an Muskelkraft, und das nutzlose Geschenk der Natur lebt sich in der Brutalität aus, die das Heldentum der Feiglinge ist.
Tausende Frauen leiden und schweigen. In den Fällen Klein und Nebbe aber weckt die Grausamkeit des Mannes die Hinneigung zum Gegensatz des Männlichen: zum Weibe. Die Neigung wuchs zur Leidenschaft – und nicht dies allein, sondern der Frauen Wissen um das Gesetzwidrige und Verbotene dieser Leidenschaft führte zum Verbrechen. Nicht von der leidenschaftlichen, sondern von der *verpönten* Handlung, von der »Sünde«, geht es hinunter zum Giftmord.
Die allgemeine Auffassung scheint im übrigen gerade den Giftmord als besondere moralische Belastung auszulegen. Es wird in den Zeitungen die banale, unoriginelle und billige Ansicht wiederholt, daß Gift die Waffe der Tückischen, der Frauen ist, der »schleichenden Rache«. Die Empörung über die Art des Mordes erinnert an jene während des Krieges oft laut gewordene über eine feindliche Kriegshandlung, die den Gesetzen des Völkerrechts widersprach, aber eine notwendige Konsequenz des Krieges ist. Man entrüstet sich zum Beispiel über die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen, während man Handgranaten gern verzieh. Es spricht für die Wachheit menschlichen Gewissens, aber gegen die Logik der menschlichen Vernunft, daß man auch von der Bestialität noch Menschlichkeit fordert. Im Grunde gehört dieselbe Feigheit dazu, jemanden aus dem Hinterhalt mit dem Beil zu erschlagen, wie ihn durch Gift zu töten. Es gibt keine humane Art des Mordes, auch die sogenannte »elektrische Hinrichtung« in Amerika ist nicht human. Die Frauen Klein und Nebbe wurden Mörderinnen aus Liebe zueinander und erst in zweiter Linie aus Haß gegen die Ehemänner. Die Beseitigung der Männer war nur ein Mittel – der Zweck war die Erfüllung der Sehnsucht. Sie mußten schlau töten, um ihre Liebe in Freiheit zu verkaufen. Sie mußten das Gift wählen, weil es am wenigsten verräterisch ist.
Das Mittel erforderte allerdings langwierige Verschlagenheit und eine dauernde Komödie. Aber ungerecht ist auch die herrschende Ansicht, daß eine zeitlich lange Verstellung eine Belastung des Mörders bedeutet. Die menschliche Seele kennt die dauernde Wollust, die Leiden-

schaft auf lange Zeit, das chronische Gelüst – und es ist nicht besser, nicht schlimmer als das akute und sekundenkurze. Der Haß nährt sich von seiner eigenen Kraft, er wird leidenschaftlicher, je länger er dauert, und jede Tat, die er gebärt, geschieht im »Affekt«, auch die lang und sorgfältig vorbereitete. Denn auch die Vorbereitung gehört schon in den »Komplex« des »Affekts«.

Vielleicht wäre der Mord nicht geschehen, wenn die Frauen in ihrer näheren Umgebung Hilfe und Ausweg gefunden hätten. Allein das eigentliche Unglück der Schichten, die man ohne Gewissensbisse die »unteren« zu nennen pflegt, ist nicht so sehr ihre Unwissenheit und ihr Mangel an Humanität wie ihre unbedingte Abhängigkeit von Gesellschaft und Sitte. Der alte Vater der Klein hielt an dem überlieferten Vorurteil fest, daß die einmal glücklich unter die Haube gebrachte Tochter nicht mehr ins Vaterhaus, sondern zum Manne gehöre. Diesen verführt die herrschende Auffassung zu dem Glauben, daß der Mann Herr über die Frau ist, auch wenn er seine Macht nicht verdient. Und die Frau, die von den moralischen Grundsätzen der Menschen so überzeugt ist, daß sie selbst heute das einzige Mittel verschmäht, das sie retten könnte, und viel lieber den Mord zugibt als das lesbische Verhältnis, diese Frau fürchtet sich, leidet, haßt – bis der Haß ihre Seele füllt, überschäumt, unnatürliche Begierde weckt und Mordgelüst, Grausamkeit, Verstellung, Vernichtung und Selbstvernichtung.

Berliner Börsen-Courier, 17. 3. 1923

DER KLUB DER VERKANNTEN

Harmloses Schießpulver – Die »künstliche Fata Morgana« – Der automatische Schutzmann

Das Genie ist dem Irrsinn am nächsten verwandt, wenn es unvollkommen oder erfolglos ist. Die Verbitterung treibt es in die Regionen des Wahnsinns und der fixen Idee. Viele verkümmerte, verlorene und verbitterte Genies leben in dieser Welt, vereinzelt und einsam unter den gesunden Mittelmäßigen.

In Deutschland aber, dem Lande der eisernen Organisation, wo das Vereinswesen das Dichten und Denken abgelöst hat, können nicht ein-

mal die verkannten Genies allein leben. In diesem Berlin, in dem die Bettler organisiert sind, die Vorbestraften, die Kinderreichen, die Kinderlosen, in dem die Häuser nicht schlechthin in einer Straße stehen, sondern sozusagen Mitglieder eines Häuserzeilenverbandes sind, in Berlin durften nicht einmal jene zur absoluten Einsamkeit Prädestinierten – die Genies – unvereinigt bleiben. Sie gründeten Vereine, darunter einen »Klub der verkannten Erfinder«, mit einem Präsidenten, mit Statuten – eine geniale Vereinsmeierei.

Mitglied des Klubs kann jeder werden, dessen Erfindung entweder keine Patentierung erlangen konnte oder trotz einer Patentierung nicht anerkannt wurde.

Die Erfindung muß nur vom Klubausschuß auf Genialität geprüft und anerkannt werden. Zweck der Vereinigung ist die Propaganda für die Erfindungen der Mitglieder, »sind gemeinsame Aussprachen«, Vorträge, Vergnügungen.

Der Klub der verkannten Erfinder tagt einmal in zwei Wochen in einem Restaurant im Osten Berlins. Er zählt etwa sechzig Mitglieder – und das sind noch lange nicht alle verkannten Erfinder des Deutschen Reiches; wohl aber ihre charakteristischen Repräsentanten.

Alle sind ein bißchen absonderlich. Passive Helden einer Tragikomödie, treten sie charakterisiert aus den Kulissen der Lebensbühne, in einer Kleidung und in einer Maske, die ihnen von der Schicksalsregie vorgeschrieben sind. Sie tragen Röllchen und Plastrons, die Leibwäsche der Abseitigen, Zurückgebliebenen, von der Zeit Überholten. Ihre Haartracht stammt aus einem verflossenen Jahrhundert, in dem noch die Frisur zu den Abzeichen der Geistigkeit gehörte. Vom Glauben an die eigene Wichtigkeit erfüllt, strahlen sie ein kleines Feuerchen aus, das für die Erhaltung der Eigenwärme genügt. Wenn sie nicht selbst leibhaftige Erfinder wären, könnte man sie für Erfundene halten. So unwahrscheinlich wirken sie, die unheilbar Genialen, die hoffnunglos Gläubigen, die so unerschütterlich auf die Nachwelt vertrauen, als hätten sie von ihr ein *à conto* auf Unsterblichkeit bekommen. Sie verachten Gegenwart und Zeitgenossen – nach berühmten Mustern – und hadern mit Gott, der sie um ein Jahrhundert zu früh in die Welt geschickt hat. Sie sind die unbezahlten Gläubiger des Jahrhunderts, vor das sie ihre Perlen geworfen haben.

Diese ihre Perlen sind sehr sonderbar. Es sind harmlose Erfindungen oder sehr komplizierte – immer grotesk, wenn nicht in der Struktur, so

doch in ihrer eventuellen Nutzanwendung. Ein Mann, der von der Vorsehung den pazifistischen Namen Gottfried erhalten hat, ist der Erfinder eines *Schießpulvers, das keine tödliche Wirkung hervorruft*, nur kampfunfähig macht. Ein Heilbringer der Menschheit, der den halben Krieg predigt, ein Halbheilbringer, ein Wilderer des Grauens, der die Bestialität mit Humanität verbindet wie das Völkerrecht. Die Verwirklichung seiner Idee würde die Schlachtfelder zu Spielplätzen avancieren lassen. Wer weiß, ob es dann noch »Feld der Ehre« heißen könnte, wenn niemand daran stürbe.

Ein Illusionstechniker erfand eine *»künstliche Fata Morgana«*, einen kunstvollen Spiegel, in dem die Vorgänge eines nachbarlichen Zimmers zu sehen sind – eine Art »Spion«, wie er früher an Fenstern angebracht war. Der Mann ist überzeugt, daß gespiegelte Vorgänge schöner sind als ihre Originale.

Sein Kollege erfand die *»Landkarte als Taschentuch«*, die im Krieg eine Zeitlang zu sehen und als Liebesgabe verwendet war. Es ist eine beruhigende Vorstellung, daß man sich gleichsam in die Welt schneuzen und auf sie spucken darf. Es kann ein Schnupfen sehr lehrreich und unterhaltend werden, wenn man ihn so bequem mit dem Geographiestudium verbindet. Der Erfinder versichert, daß die Schnupftücher waschbar sind, »auch mit Chlor«, und daß sich dabei bestimmt »kein Meridian und kein Parallelkreis verwischt«.

Ein *»haltbarer Regenschirm«* ist ein Paraplui mit doppeltem Dach, sozusagen ein zweckstöckiger Schirm. Beide Dächer sind gleichzeitig aufzuklappen. Der Gegenstand sieht aus wie das Sinnbild eines potenzierten Philistertums.

Der *»Taxameter-Selbstrechner«* ist eine Maschine, die den Fahrpreis auf eine Karte fein säuberlich druckt und beim Halten des Wagens automatisch dem Fahrgast in die Hand spuckt. »Alle Meinungsverschiedenheiten zwischen Fahrgast und Chauffeur haben aufgehört«, verkündet der Erfinder, »Eingreifen der Polizei ist überflüssig.«

Derselbe Mann erfand den *»automatischen Schutzmann«*. Es ist die einzige Erfindung, in der eine unbewußte, fast philosophische Ironie liegt: eine Behörde, die ihr Automatentum zugibt und so aussieht, wie sie arbeitet. Wirkung und Form entsprechen einander. Der automatische Schutzmann wird einmal in sechs Stunden aufgezogen – genau wie der lebendige –, und dann kann er die rechte Hand alle zehn Minuten heben und senken. Er ist für den Potsdamer Platz bestimmt, wo die

Gefährte zu regulieren sind, er kann in Sturm und Regen dastehen und wird höchstens bis aufs Holz durchnäßt. Er versagt niemals, er kann Tag und Nacht dastehen, er braucht keinen Schlaf und keine Gage, er ist unerbittlich, wie eine Polizei sein soll, und so mechanisch, wie sie ist. Er hat kein Gehirn, weil die Behörde nur ein Uhrwerk braucht, er trägt nur eine Uniform, wie ein Mensch, und einen Helm, aus autoritären Gründen, und da nur diese beiden Attribute den Respekt erzeugen, ist ein Mechanismus aus Fleisch und Blut, wie er jetzt verwendet wird, für die behördliche Tätigkeit zu schade.

Ich sprach mit dem Erfinder über die Möglichkeit automatischer Regierungen und Parlamente. Vielleicht fällt meine Anregung auf fruchtbaren Boden, und der Mann erfindet Abgeordnetengrammophone, Obstruktionsmaschinen, eine mechanische Opposition und hölzerne Minister, die nach Einwurf einer Gagenmarke zu regieren anfangen.

Eine genaue Beschreibung aller Erfindungen liegt auf dem Büfettisch des Gasthauses, der Wirt kann Einsicht gewähren. Man liest, daß der *Kronprinz* Protektor des Vereins ist – weil er einmal den berühmten Manschettenknopf erfunden hat. Es liegt ein historischer Witz in diesem Protektorat, das den Kronprinzen zu einem verkannten Erfinder stempelt. Der Vorsitzende des Klubs wird einmal im Jahre gewählt; es ist ein Ehrenamt. *Das älteste Mitglied* ist *84 Jahre alt*. Der Greis heißt Cooper, ist englischer Abstammung und behauptet, der eigentliche Erfinder der »leuchtenden Uhr« zu sein. Leider ist er zu spät gekommen. Er beschäftigt sich jetzt mit der Herstellung leuchtender Klingelknöpfe.

Die verkannten Erfinder leben nicht von ihren Erfindungen, sondern von praktischer Berufsarbeit. In Freistunden erfinden sie. Sie sind Musiklehrer, Buchhalter, Bankbeamte, Notariatsschreiber und, abgesehen von ihren Erfindungen, ganz vernünftige Leute. Sie spielen Skat. Sie trinken Bier. Man sieht, wie das Geniale dem Normalen sich nähert. Wie das Unsterbliche mittelmäßig funktioniert. Sie haben Weiber, Kinder und Enkel. Sie sind verkannte Bürger.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 17. 3. 1923

BESUCH BEI GOETHE

Frankfurt a. M.

Die Franzosen befinden sich in bedrohlicher Nähe Frankfurts, aber man hofft noch immer, daß sie historische Reminiszenz bleibt. Im Goethehaus erinnert dieses an die Besetzung Frankfurts. Noch stehen im zweiten Stock die Bilder, die der Leutnant Thorane malen ließ. »Thorane hat gleich gewußt, daß der kleine Wolfgang ein Genie ist« – erzählt der Führer – »und er hat ihm Theaterbilletts verschafft.« Man wird in allen besetzten Städten des Ruhrgebiets wahrscheinlich keinen französischen Leutnant finden, der sich Bilder malen ließe und Genies entdeckte – selbst wenn sie vorhanden wären.

Der Führer im Goethehaus ist eine Sehenswürdigkeit, und er erinnert stärker als ein Gegenstand oder ein Bild an die Atmosphäre des Hauses, die von der »Frau Rat« geschaffen wurde. Er hat jenen Witz, der in den Briefen der Mutter Goethes lebt, einen heitern griechischen Witz, der trifft, ohne zu verletzen. Von dem Fragment einer Tischdecke sagt er: »Das ist eine Decke gewesen. Was daran fehlt, ist nicht mehr da!« So heiter verspottet er sich selbst, die humoristische Figur des Museumsführers, und kommt dem Spott des Zuhörers zuvor. Lacht jemand über einen Ausspruch, so fügt er sofort hinzu: »Das hab' ich schon oft gesagt.« Der Mann hat selbstverständlich alle Werke Goethes gelesen. Er zitiert mit einer unheimlichen Sicherheit, die nicht Folge häufigen Wiederholens ist, sondern einer natürlichen Sonderveranlagung. Er könnte, hätte Goethe nicht für jede Lebenslage einen gültigen Satz geschrieben, selbst goethesche Sätze erfinden. Diese Sätze, die, ohne Pathos, eine heitere Feierlichkeit besitzen und in der scharfen Formulierung paradoxal klingen und es nicht sind, in denen eine einfache Weisheit noch pointiert ist – und eine komplizierte leuchtend und klar. Mit mir zugleich besichtigte eine Mädchenschule das Goethehaus. Der Führer sagt: »Hier ist ein Lodderbett.« Und fragt ein Mädchen: »Wie heißt das heute?« »Chaiselongue«, sagt sie. »Alleweil Deutscher!« antwortet der Führer. – Er bekommt leider wenig Trinkgelder, weil man ein ganz verruchter Barbar sein müßte, wer diesem Menschen ohne jede verfallende Form Geld schenken könnte. Man muß erfinderisch sein, um ihn zu beschenken.

Er ist nicht mehr jung, und wenn er einmal stirbt, wird es nicht leicht sein, einen geeigneten Nachfolger zu finden. Es wird genauso sein, wie wenn jene Decke vollkommen zerfiele. »Was daran fehlt, ist nicht mehr da...« Wie wenn ein Gegenstand abhanden käme, aus der Küche der Frau Rat, einer jener metallenen Näpfe, eine gebuckelte Kuchenform aus Blech, die in mehreren Spielarten vorhanden ist und an denen man sieht, daß es eine wahre Koch- und Backkunst geben kann, daß zur Formung eines Kuchens Liebe und Leidenschaft und Phantasie gehören – die drei Vorbedingungen für die Schöpfung eines Kunstwerks.

Frankfurt a. Main wäre nicht die »Goethe-Stadt«, wenn die Erinnerung an den großen Sohn sich auf den Hirschgraben beschränkte. Charakteristischer als die bekannten historischen Denkmale und Wahrzeichen sind die unbekannten, verborgenen, die Wahrzeichen ohne Baedekerstern, Kleinigkeiten, die von der großen Historie unbeachtet bleiben, wichtige Nebensachen, Symptome, gering an Umfang, bescheiden in der tieferen Wirkung und Kultur enthüllend, wo niemand sie vermutet hätte.

Beispiele: Frankfurt ist die einzige deutsche Stadt, in der die Hunde ohne Maulkörbe herumlaufen. Die Tollwut ist Schicksal, es zu verhängen ruht in der Allmacht Gottes, der die Frankfurter Hunde väterlich liebt und schont. Die Tiere bellen, daß es eine Lust ist, manchmal wird ein Frankfurter gebissen, aber in Berlin wird man auch gebissen, obwohl die Hunde Maulkörbe tragen. Die Stadt ist frei von der Kulturschande des mittelalterlichen Schinders oder »Wochenmeisters«, der wöchentlich durch die Straßen kutschiert und häßliche Schlingen aus prophylaktischen Gründen um ahnungslose Tiere wirft.

Man kennt in jeder Stadt die Institution: Schlachtbank genannt, und weiß, daß der Geruch geronnenen Blutes häßlich und mörderisch ist. In der Nähe der Frankfurter Schlächtereien aber werden morgenländische Gewürze verkauft. Und in dem betäubenden scharfen und süßen Duft erstirbt der blutige Dunst – und die Gegend duftet wie ein gesegneter Garten des Orients. (Es sind übrigens die Fleischbänke dieselben, vor denen der kleine Goethe spielte.)

Man kennt leider in Deutschland die Erfindung der Gummiknüppel, welche ein Fabrikat des Herrn Kunze sind, die »Totschläger«, der Hakenkreuzler Leibwaffe, das Pogrominstrument. Nun, diese »Totschläger« sind auch in Frankfurter Waffenhandlungen zu sehen. Aber sie

heißen hier »Lebensretter«. Das Kulturgewissen dieser Stadt verwandelt den mörderischen Namen in einen versöhnlichen und verleiht der Waffe nur defensive Bedeutung. Und man hört in dieser Stadt, in der kein Kunze geboren werden kann, kein hetzendes Wort, sieht kein geschmackloses Plakat, liest in den Zeitungen aller Parteien keinen Schimpf.

Frankfurt a. Main besteht aus einer Stadt und einem Traum.
In der Stadt Frankfurt erheben sich auch geschmacklose Monumente und plumpe Häuser, und moderne Kaufläden offenbaren Talmi und *nur* »Preis-Wertes« in großen schamlosen Schaufensterscheiben. Blondoxydierte Mädchen stelzen am Straßenrand und modern gegürtete Kavaliere.
Aber der *Traum* Frankfurt ist uralt und deutsch, ist heimlich und versonnen, er hat Giebel und Erker und verwitterte steinerne Stufen vor den Häusern, und in den Winkeln liegen noch die verwehten Wort- und Gesprächsreste und die verlorenen Geheimnisse der Verstorbenen.
Die Gäßchen sind launisch und eigenwillig, sie machen hier eine sanfte Biegung und hören dort unvermutet auf, und hinter jeder Ecke wartet ein Wunder auf den Spaziergänger, der ein Lustwandler ist.
Es ist wie eine Heimkehr zu allen durch schlechte Poesie billig gewordenen Lyrismen der Sprache: Ein Spaziergang ist wirklich ein »Lustwandeln«; ein Haus »zauberumsponnen«; eine Turmsilhouette »wunderbar«; und ein Giebel »zierlich«.
Ich lerne jenes Haus mit den Karikaturen kennen, von dem nur wenige Frankfurter wissen – mein Führer, ein junger Alt-Frankfurter, weiß die Geschichte:
Ein Architekt will ein vierstöckiges Haus bauen. Die Ratsherren gestatten ihm nur drei Stockwerke. Und der Architekt rächt sich: An der Front des Hauses bringt er die steinernen Ratsherren an – in einer blamierenden, aber sehr menschlichen, sehr heimlichen Situation. Und sich selbst in derselben Lage – über dem Kopf des Bürgermeisters.
Er war ein mutiger Architekt, aber es müssen auch spatzige Ratsherren gewesen sein, die einen derben Witz begriffen und schmunzelnd in Kauf nahmen für den Preis der Unsterblichkeit, in die sie so blamabel hineinkauern, lächerlich, aber ewig...
Und eine Gasse heißt: »Hinter dem Lämmchen« – und eine zweite: »Rapunzelgäßchen...«

Aber man fühlt die bedrohliche Nähe der Franzosen: Vor dem Bahnhof steht ein Autobus für Fahrgäste nach Wiesbaden. Die Fahrt kostet: zwanzigtausend Mark für eine Person. Es gibt keine Bahnverbindung mit den nächsten Nachbarstädten, mit den lieben Städten aus dem Familienkreis sozusagen. Und eine halbe Stunde vor beziehungsweise hinter Frankfurt fordert eine »Zugrevision« Paß und Ausweis, etappenmäßig, zwecklos und etappenmäßig. –

Berliner Börsen-Courier, 22. 3. 1923

DER FRÜHLING, DIE SCHÖNSTE JAHRESZEIT

Eine Hausarbeit

Der Frühling, auch »Lenz« genannt, ist die schönste Jahreszeit, die Saison der Kuckuckskonzerte und des Lerchengesanges, der grünen Welt- und Wiesenkostüme und der göttlichen Blütenfabrikation. Es ereignet sich, von Lyrikern in Reimen begrüßt, die bekannte Auferstehung der Natur, welche den Agrariern gehört, aber von diesen sehr menschenfreundlichen Besitzern den Ausflüglern ohne Unterschied der Partei umsonst zur Verfügung gestellt wird.
Die Sonne, ein radikal sozialistischer Leuchtkörper, eines der wenigen Objekte dieser Welt, deren private Ausbeutung deshalb noch nicht gelungen ist, weil es keine Groß-Himmels-Grundbesitzer gibt, diese Sonne nimmt sich die Freiheit, allen Menschen gleich zu leuchten und die dürre Haut des Hungernden ebenso zu wärmen wie den fetten Bauch des Satten.
Zu den Objekten in Kommunalbesitz gehören auch noch die bekannten Frühlingswolken, die »linden Lüfte«, von denen die deutschen Dichter leben, und der blaue Himmel, hinter dem sich der liebe Gott verbirgt, um ungestört die Bittgesuche der Menschen der Reihe nach zu erledigen.
Die sogenannten Zugvögel, lebendige Symbole der menschlichen Sehnsucht, kehren, unbelehrbar, wie Zugvögel sind, und einem unvernünftigen Drange gehorchend, aus den südlichen Ländern nach Europa zurück, das sie eigentlich gar nicht nötig haben. Bei diesen Tieren sind Instinkt und Überlieferung so mächtg, daß sie Konferenzen, Re-

daktionen, Produktenbörsen gar nicht merken und in harmloser Ahnungslosigkeit dort lieblich zwitschern können, wo der Mensch weinen muß. Diese Vögel zwitschern sogar in der Berliner Siegesallee.
Auch am Kurfürstendamm offenbart sich der Anbruch des Frühlings: Die Bettler enthüllen ihre Gebrechen und die vornehmen Spaziergänger ihre Frühlingstoiletten. Auf den Köpfen der Damen erblühen die neuen Strohhüte in verschiedenen von den Modeberichten vorgeschriebenen Formen. Die Frühlingsluft verursacht Pläne für die Sommerreise, welche die bedeutendste Frühjahrssorge der spekulierenden Menschheit ist.
In den Fabriken und Büros sind die Fenster geöffnet, und die Menschen des Achtstundentages dürfen den Lenz in gesetzlich zulässigen Kubikmetern genießen. Der unbegrenzte Genuß der linden Lüfte ist nur den Auserwählten gestattet und den Arbeitslosen. Jenen behagt es, diese sterben infolge des ungewohnten Vergnügens. Es ist nicht jedermanns Sache, in vollen Zügen zu genießen. So mancher stirbt dahin, weil er Freuden ohne Mittagessen nicht verträgt.
Sorglos aber leben die Auserwählten, der Aprilregen befruchtet die Felder – und Gottes Segen ruht auf ihnen. Sie leben wie die Lilien im Felde, für sie wachsen die Anzüge bei den Schneidern, und alle Mühlen mahlen hygienisches Weißbrot, das der Hausarzt vorschreibt...
Deshalb ist der Frühling die schönste Jahreszeit.

Vorwärts, 24. 3. 1923

DELINQUENT SCHAPER

Der fünfzigjährige Uhrmacher Schaper hat bei der Frau Conrad als Aftermieter gewohnt. Man weiß nicht genau, ob sie ein Liebesverhältnis oder nur die gemeinsame Wohnung miteinander verband. Jedenfalls glaubte der Uhrmacher eines Tages, daß ihm Frau Conrad, eine Witwe, Mutter eines siebenjährigen Mädchens, die Liebe schuldig bleibe und sich einem anderen Mann zuwende. Hierauf blieb er ihr die Miete schuldig und mußte ausziehen. Er kam noch einmal wieder, bat um Aufnahme für eine Nacht und gelangte in sein Zimmer. Am nächsten Morgen blieb er, als Frau Conrad das Haus verließ, mit ihrer sie-

benjährigen Tochter in der Wohnung. Er spielte mit dem Kinde. Dann erhängte er es. Die Schlinge riß. Er versetzte dem kleinen Mädchen noch einige Schläge. Dann erstickte er das Kind unter einer Decke. Hierauf ging der Uhrmacher Schaper einige Tage spazieren. Unterwegs trat er in ein Konzertcafé, um sich zu beruhigen. Es gelang ihm nicht. Er begab sich also in die nächstgelegene Polizeirevierstube und ließ sich verhaften. So selbstverständlich und kühl, wie einer in einen Friseurladen tritt, um sich rasieren zu lassen. – Gestern wurde der Uhrmacher Schaper zum Tode verurteilt.
Ich habe den Mörder im Landesgerichte vor den Richtern gesehen. Er ist ein kleiner Mann. Er sieht geduckt aus, aber er ist es nicht. Sein Angesicht ist gelbgrau und faltenreich. Seine Augen liegen tief und glänzen nicht. Er wackelt manchmal unbewußt mit den Ohren. Er hat keine »Mörderphysiognomie«. Er sieht aus wie ein Uhrmacher, obwohl er ein kleines Mädchen unmenschlich gemordet hat. Er hat schon in seinem Leben viele kleine und große Uhren unmenschlich gemordet. Er hat sie seziert, mit Pinzetten und allerlei geheimnisvollen und sehr glänzenden Instrumenten auseinandergenommen. Die kleinen Schrauben; die tickenden Räderchen mit den spitzen Zähnen; die blauglänzenden zuckenden ineinandergerollten Federn aus dünnem elastischem Stahl; die winzigen dünnen Sekundenzeiger, die sich mit Fingern gar nicht greifen lassen. Bei all dem trug der Uhrmacher Schaper eine schwarzgefaßte, sehr scharfe Lupe, bald im rechten, bald im linken Auge. Davon wurden die Augenhöhlen so tief.
Während der Verhandlungen stand der Mörder so aufrecht, als es ihm möglich war. Seine Verantwortung: »Ich weiß nicht, weshalb ich es getan habe. Ich gäbe sofort mein Leben, wenn es mir möglich wäre, das Kind lebendig zu machen.«
Der Vorsitzende fragte: »Bereuen Sie?«
»Ja«, sagte der Angeklagte.
Aber er, der Uhrmacher, sagte es kühl, und es klang verstandesmäßig. Andere Mörder, die keine Sezierer von Beruf sind, sondern nur aus Leidenschaft, bereuen so, daß man ihren tiefen Schmerz im Klange ihrer Stimme liegen sieht. Der Uhrmacher spricht wie einer, der Ursachen und Wirkungen versteht. Er hat gemordet, einen Mechanismus vernichtet, er bereut. Kann man ihn nicht ersetzen? Er hat es doch selbst erlebt, wie tote Uhren lebendig wurden! Können es tote Kinder nicht! Andere Mörder, ohne Vernunft, von der grausamen Urkraft des

Triebs auch dann nicht verlassen, wenn sie ihm nicht folgen, sind zusammengebrochen, verwirrt, und die Psychiater können ohne Gewissensbisse urteilen: nicht normal. Bei diesem Uhrmacher ist die Zucht der Vernunft stärker als der dunkle Triebwahn. Andere Mörder ertränken ihr Schuldbewußtsein im Alkohol. Dieser gab sich in Reparatur. Nur einmal hatte ihn die Vernunft verlassen. Er weiß, wie traurig es war. Und ohne daß er es selbst ahnt, arbeitet sein Gehirn mit Eifer, damit ihn der Verstand nicht wieder verlasse. Deshalb hat es den Anschein, als besäße er kein Herz! Aber wie? Kann man ohne Herz lieben? Ohne Herz eifersüchtig sein? Ohne Herz Rache brüten?
Hätte er doch Arbeit gehabt! Er wäre hingegangen zu den Uhren, welche die Vernunft wach erhalten. Aber er fand keine Arbeit. Vielleicht kann ein Eisendreher viel leichter eine andere Arbeit annehmen als ein Uhrmacher. Dieser versteht unter »Arbeit« Wachheit der Kritik. Alle andere Handarbeit ist Einschläferung der Kritik. Eine andere »Arbeit« hätte ihn auch gar nicht beruhigt.
Ach! Wie sind doch die Menschen auf äußerliche Symptome eingestellt! Der sichtlich Gebrochene erlangt ihre Verzeihung. Mit dem Weinenden haben sie Mitleid! Im kühlen Klang hören sie Härte. In der Disziplin hören sie nur Herzlosigkeit! Dem starken Kontrast sind sie preisgegeben. Hier schrie die Mutter wahnsinnig auf, als sie den Mörder erblickte. Dort saß der Mörder und rührte sich nicht. Was Wunder, daß sie ihn für den Tod reif befanden?
Er brach auch nicht zusammen, als er es hörte. Er sperrte nur den Mund auf und hielt ihn eine lange Weile offen. Er wollte seufzen und konnte es nicht. Er zwinkerte ein paarmal schnell mit den Augen. In diesem Augenblick ahnte man in diesem Saal, daß es draußen eine Märzsonne gibt. Die Stare sind angekommen und bauen ihre Nester. Irgendwo wohnt ein Henker. Irgendwo gibt es einen Block und ein Beil.

Prager Tagblatt, 25.3.1923

DIE TÄNZER GOTTES UND DIE STRASSENBAHN

Reuige Sünder – Das Gewissen der Welt

Die *Tänzer Gottes* haben einen heiteren Namen und ein trauriges Gemüt. Ihr Tanz ist Beten, und ihr Gott ist ein gestrenger Sünderegistrator, ein metaphysischer Staatsanwalt, der Himmel ein Strafgericht, letzte und höchste Instanz, die Erde eine seelische Badeanstalt, das diesseitige Leben eine Reinigungskur. Den Tänzern Gottes genügt das Leid nicht, das ihnen vom Leben und von den Mitmenschen zugefügt wird. Sie tun ein übriges und quälen sich selbst. Sie machen Fleißaufgaben in Peinigung. Sie sind Vorzugsschüler in der Schule der Schmerzen. Sie tragen sozusagen in Kasteiung immer eine Eins davon. Sie sind Prügelmusterknaben. Sie verfertigen sich selbst die Zuchtruten für ihren Körper.
Ich glaube nicht, daß Gott mit seinen Tänzern zufrieden ist. Sie aber glauben es. Ich hege den Verdacht, daß sie sich so nennen, um den lieben Gott irrezuführen. Um in ihm die Vorstellung von sündhaftem Tun zu erwecken und ihn durch das Gegenteil zu überraschen. In jener Registraturabteilung des Himmels, in der die neuen Sekten der Gläubigen alphabetisch eingetragen werden, muß der Verein mit dem sinnlichen Namen Kopfschütteln und Verwunderung erregt haben. Die himmlischen Behörden können sich jetzt täglich davon überzeugen, daß die Tänzer Gottes loyale Bürger sind, Stützen der Gläubigkeit und von revolutionärer Gesinnung ebenso weit entfernt wie ein Nackttänzer vom Himmel.
Die Tänzer Gottes leben und beten im *Norden der Stadt Berlin*, in jenem Viertel, in dem die menschliche Verzweiflung das Verbrechen gebärt und den Fanatismus, die Raubmörder und die Propheten, die Prostitution und die Priesterinnen, den Diebstahl und das Gebet. In jenem Viertel der großen Stadt sind die Menschen ratlos und wissen keinen Weg, wenn sie nicht den Mut haben, freiwillig zu sterben. Ihr Hunger ist groß und die Mahlzeit klein, und auf dem Grunde ihrer Seele ist die Hoffnung verdorrt. Ihnen bleibt nur Empörung übrig oder schmerzhafte Demut. In den anderen Teilen der Stadt dürfen die Menschen in linder Gleichgültigkeit dahinleben, und ihr Daheim ist wie ein lauwarmes Bad. Ihr Magen ist gesättigt, und regelmäßige Mahlzeiten befruchten die Hoffnung und erhalten die menschliche Seele in

einem unbedeutenden, wohltätigen Gleichgewicht. Ein sauberes Ruhekissen verursacht völlige Gewissensstille und federnde Matratzen einen sanften Schlaf. Aber die alten Strohsäcke im Norden der Stadt lassen die Leute nicht einschlafen, und die Ruhelosen geben nicht dem mangelhaften Lager die Schuld, sondern forschen, weil sie nach dem Katechismus der Sprichwörter erzogen sind, in ihrem armen Innern nach einer Schuld. Und sie finden, die Tänzer Gottes, daß eine große Schuld auf ihren schwachen Seelen lastet: die hinterzogenen Fahrgelder nämlich. Und sie gehen hin und schreiben eine Geldanweisung und sparen sich ein paar tausend Mark vom hungrigen Munde ab und schicken sie an die Direktion der Berliner städtischen Straßenbahn.
Seit einigen Wochen fließen der *Straßenbahn von allen Seiten* kleinere und größere *Summen* zu, von ehemaligen *Schwarzfahrern*, von denen einige eine Rate ihrer Schuld einsenden mit dem Versprechen, den Rest später zu zahlen. Manche schicken mehr, als sie schuldig geblieben sind, denn sie berechnen ihre Schuld nach der Markentwertung und nach dem Index. Zuerst hatte es den Anschein, als wäre eine Epidemie ausgebrochen, eine Art Gewissensgrippe, eine Reinigungspsychose. Allmählich erfuhr man, daß die Schwarzfahrer sich weißwaschen wollten, weil sie einer neuen Sekte angehören, deren Priester jede kleinste Sünde verbieten – ein Sündenverbot mit rückwirkender Kraft. Die Gläubigen blättern in ihrem Gedächtnis zehn Jahre zurück und tilgen jeden Fleck ihrer Vergangenheit mit viel Sorgfalt. Dafür erwarten sie bestimmt, in den Himmel der Seligen aufgenommen zu werden. Sie geloben einen Lebenswandel ohne Arg und Fehle mit Psalmengesangsbegleitung und Bibelzitaten. Blank und leuchtend ist ihr Erdensein, eine fromme und demonstrativ bezahlte Pilgerfahrt auf den Straßenbahnen der Tugend. Und Mittwoch und Freitag haben sie Predigt und Gottesdienst.
Die Tänzer Gottes versammeln sich in einem Saal, der gelegentlich auch an weltliche Tänzer, Witwenkränzchen und Ballkomitees vermietet wird und in dem manchmal noch sündiges Konfetti verstreut ist, eine weltliche Girlande aus Papierblüten hängt und in dessen Winkeln ein hartnäckiger Bier- und Schnapsduft schläft, der nächsten Gelegenheit zu fröhlicher Wiederauferstehung harrend. Die Tänzer Gottes sind hungrig und blutleer. Männer und Frauen, kleine Beamte und Handwerker, erkennbar an Kautschukkragen und loser Chemisette, gestreiften Brustpanzern, die den Zweck haben, einstürmende Versu-

chungen abzuhalten. Rückwärts klettern vorwitzig die Enden altmodischer Krawatten zum Rockkragen heraus, und die Stiefel sind sauber, genagelt, geflickt und zerrissen.
Diese Menschen kommen an den linden Frühlingsabenden aus Fabriken, Werkstätten und Büros, mit abgewandten Sinnen wandeln sie durch das weltliche Getriebe der Straßen, der Lärm der Vehikel und die lebendige Geschäftigkeit der heimkehrenden Menschen gleitet an ihnen ab wie Regenrauschen an gefetteten Flächen. Dann fallen sie wie Tropfen einzeln in den Saal, nehmen Platz mit ergeben gesenkten Köpfen. Wie Sommerwind über ein Feld geneigter Ähren streicht die Rede des Priesters über sie hin. Der steht auf erhöhtem Platz, in einem schwarzen Rock mit grünem Patinaschimmer, er hat einen langen Hals mit ruhelos auf- und abkletterndem Adamsapfel und eine dünne Stimme, gewissermaßen eine magere Stimme, die sich keinen einzigen stärkeren Laut gönnt und aus Mangel an stoffhaltigen Worten täglich ein paar Pfunde abnimmt. Er sagt:
»Unser Tanz ist heilig, heilig ist unser Tanz. Wir sind das Gewissen der Welt. Wer eine Sünde hat, trete vor und bekenne.«
Und hervortreten die armen Gläubiger, die nicht wissen, daß die Welt an ihnen mehr sündigt als sie an der Straßenbahn. Es tritt ein alter Mann hervor mit zitternden Händen, blaue Äderchen bilden dichte Netze auf seinem rötlichen Gesicht. Er bekennt mit schwacher Stimme ein Sünde, legt zwei Finger auf die ausgestreckte Handfläche des Predigers. Wie ein sachter, ferner Landregen rinnt seine Beichte, und ihm folgt eine Frau und noch eine, und alle haben dieselben straffen Frisuren, die wie eine Kasteiung des Haares aussehen. Die schmerzlich gestrafften, gelbe, blutlose Ohrmuscheln freilassenden Frisuren und die billigen gelben Kämme, die eine Verhöhnung der weltlichen Eitelkeit sind.
Sie haben einmal eine Nachbarin beleidigt oder ein Kind geschlagen oder eine Ratte getötet – es sind wuchtige Sünden. Gott sieht mit gütigen Augen auf das Elend der Menschen, er läßt die Sünde geschehen, auf daß die Buße nicht ausbleibe.
Aber draußen in demselben Hause befindet sich eine billige Bar mit rötlich geschminkten Lichtern und Mädchen. Und drinnen leben die Tänzer der Welt.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 29. 3. 1923

BERLINER AQUARIUM

Das *Aquarium* trägt dunkelgrünes Lichtunterfutter. Ich durchwandere es mit gedämpften Blicken, als trüge ich Bierflaschenglas vor den Augen.
Ich weiß allerdings nicht, woher das *Licht* kommen mag. Vielleicht kommt es aus den vielen Gewässern des Aquariums, die eingesperrt sind in gläsernen Käfigen wie animalische Wesen.
Ich glaube sogar, daß jedes Wasser sein eigenes Licht hat und, um zu leuchten, keiner Sonne bedarf und keiner Lampe. Alle Gewässer leuchten so, als lägen in ihnen ein paar ertrunkene Sonnen.
Von den Gewässern aber wollte ich ja gar nichts sagen, sondern von dem *»Megalobatrachus maximus«* aus Japan, dem *Riesensalamander.* Er ist anderthalb Meter lang, und er lebt im Wasser und steigt nur gelegentlich an die Oberfläche, um Atem zu schöpfen. Und das Wasser, in dem er lebt, ist Gebirgswasser. Und er ruht unter einem bemoosten Steinbaldachin.
In diesem Aquariumkäfig hat er ewig denselben Stein und ewig das gleiche Wasser und tote Fische zur Nahrung. Wenn er wüßte, daß nur eine Glaswand ihn umschließt, er könnte sie zerschmettern: peng, peng, megalobatrach!
Man muß sehen, wie der Megalobatrachus mit kurzen Händen nach dem bemoosten Stein greift, um hinaufzurutschen. Und zufrieden wird, wenn er nur den halben Weg zurückgelegt hat: mit dem Schweif den Sandboden streichelt und ins grüne Oberflächenlicht blinzelt. Alles ist hier seinetwegen da, und er ahnt es wahrscheinlich. In Japan ist er ein Salamander unter Salamandern, die überragenden Steine sind zufällig und die Gebirgsflüsse auch. In Japan muß er sich eine Umgebung selbst suchen, im Aquarium sucht man ihm eine. Wenn er mit dem Schwanz das Wasser betastet, erfährt er, wieviel für ihn und durch ihn in diesem Glaskasten lebt und stirbt: kleine Fische, Moos, Algen, Regenwürmer. Luft steigt in dünnen Glaskügelchen zehntausendfach an die Oberfläche. Der Riesensalamander reibt sich den weißen Bauch. Für ihn sind komplizierte Röhrenleitungen angelegt. Für ihn arbeiten täglich zehn oder zwanzig Menschen.

Zehn Tage und länger könnte ich vor *Seerosen* stehen.
Was ist ein Megalobatrachus dagegen? Ein dummes Tier, zufrieden, aufgeblasen und träge. Die Seenelken und Seerosen aber sind keine Tiere und keine Pflanzen und auch nicht Übergänge von Pflanzen zu Tieren (sagen die Naturforscher).
Sie wachsen aus dem Meeresboden, auf einer Klippe, einem Stein. Aber es ist so, als wären sie von weither angekommen, um sich auf jener Klippe, jenem Gestein anzusiedeln. Pflanzen wachsen aus samenbefruchtendem Boden hervor, Seenelken und Seerosen aber waren da vor allem Samen, vor der Erschaffung der Welt. Das sind die ersten Lebewesen des Kosmos. Der Stein, den sie kolonisierten, ist nur ein Vorwand. Weil in dieser Welt jedes seine Heimat und seine Zuständigkeit haben muß, suchen sie sich ein Zuhause. Gewissermaßen nur der Dokumente wegen. Für den Fall, daß ein grausamer Naturforscher nachforschen sollte.
Die Blätter der Seerosen sind Arme. Tausende, Zehntausende, Millionen weicher Arme, Fadenarme, weiße Regenwürmerarme. Seit Ewigkeiten bewegen sich diese Arme, unermüdlich gierig, schlank, elegant, weich und bestialisch, bittend und grausam, schmeichelnd, frauenhaft und teuflisch.
In dem Glaskasten, in dem die Seerosen sind, wickelt sich das ganze Weltgeschehen ab, aus seiner durch die Jahrhunderte gewordenen Kompliziertheit zurückgeführt in die einfachsten Urformen. Was hier geschieht, sind zehntausend Keimzellen größerer Tragödien. Hier ist Anfang und Ende, hier ist Ziel und Zwecklosigkeit, Inhalt und Tendenz des Lebens.

Mücken schwirren durch das Wasser, gläserne Mücken, ihr Leib ist aus Wasser, und ihre Flügel sind Flossen aus Wasser. Diese Mücken sind für die Seerosen da. Und die Seerosen für die Mücken.
Ich sehe eine halbe Stunde lang eine Wassermücke gegen die Zaubergewalt der Seerose kämpfen. Sie schwebte etwa zehn Zentimeter über der Wasserrose, deren Arme sehnsüchtig, gefräßig, unermüdlich sich dehnten, ineinander verschlangen, auseinanderreckten. Die Flügel der Mücke wurden müder, sie konnte nicht aus dem Banngebiet der Seerose mehr kommen. Sie sank immer tiefer.
Was würde sich im nächsten Moment ereignen?
Eine leise Bewegung des Rosenarmes, und die Mücke ist verloren. Alle

weichen, feinen Rosenblätter öffnen sich, um sie zu begraben. Oh, Endziel alles Mückenlebens! Überzugehen in den Wasserrosenkörper, den wunderbaren, betäubenden.
Aber der Mücke gelang es hochzukommen. Und die Seerose, gar nicht enttäuscht, wissend, daß ihr alle Mücken der Welt geweiht sind und nicht entgehen können, ruderte weiter mit ihren Schlingarmen.
Solch eine Seerose rudert einen ganzen Tag, ehe eine Mücke ihre Beute wird. Eine einzelne Mücke! Und so viel Aufwand an Zeit, Temperament, Energie!

Weshalb gehen die großen Dichter nicht gelegentlich ins Aquarium? Und die Schauspieler? Und die Tänzer? Wenn sie irgendwo Bewegung lernen können, dann sicherlich nur bei den Tieren der Gewässer. Man muß den sanften Schleiertanz des *Nagelrochens* sehen (*Raja clevata* heißt er. »Raja«, Name einer indischen Tänzerin), dessen Schwimmen Schwebeflug ist, trauriges Schweben, nicht sonnensehnsüchtiges, aufwärtsbewegtes. Sondern leises, resigniertes, sonnenfernes Wasserschweben.

Ich wünschte mir, einen Tag lang eine Seerose zu sein. Mit vielen, vielen Armen. Schlingarmen der Sehnsucht.
Ich täte den ganzen Tag nichts als mit den Armen rudern.
Es müßte mir gelingen, alle Mücken eines Bassins anzuziehen.
Und im letzten Moment, im allerletzten – ich höre schon der Mücken dünnes Wasserherzchen klopfen, peng, peng, ein Millionstel eines Wassertropfens klopft so – lasse ich meine Arme gerade in die Luft ragen – –
Und warte noch einen Moment und koste ihn ganz aus, diesen Augenblick zwischen Sehnsucht und Erfüllung, Hunger und Sattsein, Leben und Tod.
Ich schwöre, ich wäre eine Seerose, um die sich alle Meere und Aquarien rissen.
Aber ein grausamer Gott beherrscht die Welt, und er hat mich zum Menschen gemacht. Ein Megalobatrachus wär' ich lieber! ...

Frankfurter Zeitung, 1. 4. 1923

EWIGE OSTERN

Ich hege den kindischen Wunsch, ewige Ostern zu genießen. Ich möchte eine unaufhörliche Kette von Auferstehungen erleben und den tröstenden Gesang der Osterglocken in einen Dauerchoral verwandelt wissen.

Ich möchte ein ganzes Leben lang sehen, wie die schüchternen Knospen an den jugendlichen Weidenruten ihre Miederleibchen sprengen und wissen, daß morgen oder übermorgen die weißen Kastanienkerzen sich entzünden und der goldene Goldregen zu blühen anfängt, dem die Sonne ihre glühende Farbe verleiht.

Ich wünschte, daß die große Natur ewig eine Ausflugsgegend bliebe; daß die Büsche an den Zäunen die Verbotstafeln verhüllten und der linde Regen die Strafandrohungen wegschwemmte, die uns das Betreten der schönsten Wege unmöglich machen. Ich stelle mir vor, daß es den kleinen Mädchen aus den Büros und Fabriken nicht schaden könnte, wenn sie Tag für Tag in ihren weißen Blusen, aller Sorgen ledig und auf das Wunder wartend, das sie verdienen, durch sonnige Straßen schlendern dürften, wie Schneeglöckchen, die gehen können.

Lasterhaft genug bin ich, um den Schmerz zu entbehren und die Theorien des frommen Lesebuches in ihr Gegenteil zu verwandeln. Ich weiß, daß eine ganze Anzahl Menschen so lebt, als gäbe es immer Ostern, und daß es ihnen gutgeht. Sie haben den ewigen Glockenklang in den Ohren. Sie kümmern sich nicht um Verbotstafeln. Es sind die chronisch Feiertäglichen, die dauernden Spaziergänger, und sie sehnen sich nicht nach der Mühsal.

Es müßten wunderbare Tage sein, denen kein schaler Morgen mehr folgte, erfüllt von der Hast des Erwerbes und von der Arbeit, die ein Segen ist für die Arbeitgeber.

Ich möchte, daß unsere Morgen Gold im Munde haben, unsere Mittage festlich und stolz werden und unsere Abende nicht müder Abschluß eines Tages, sondern friedliche Dämmerpause zwischen Wachen und Schlaf. Daß der Frühling nicht eine entlehnte Freude für schnell verrinnende Stunden bliebe, sondern köstlicher Besitz.

In den großen und schönen Gotteshäusern der Welt vernimmt eine gläubige Menschheit Trost und Verheißung für eine Zukunft, die es nicht mehr auf Erden geben soll, sondern im Himmel.

Ich sehe mir den Himmel an und stelle fest, daß er unendlich ist und blau und durchsichtig. Und ich möchte nicht gerne die ewigen Ostern dieser Erde gegen ein jenseitiges Osterfest tauschen. Denn ich weiß nicht, ob in den himmlischen Gefilden die liebe Sonnenblume wächst und ob die Primel in den metaphysischen Wäldern blüht und der blaßblaue Flieder an den Gartenzäunen Gottes.
Es ist ein sündhafter Irrtum, daß man gekreuzigt werden muß, um aufzuerstehen. Aber wunderbar ist die Legende von der *Auferstehung der Lebendigen*...

Vorwärts, 1. 4. 1923

DAS LÄCHELN DER WELT

Gesetzt, es käme (dank einer trefflichen Reklame) auf dem Mars einem lieben Leser der Einfall, eine Berliner Illustrierte Zeitung zu abonnieren, was erführe er da von der Erde?
Daß sie der amüsanteste Planet ist, der je um eine Sonne kreisen durfte.
In die Illustrierte Zeitung gelangt nur Weltgeschehen in gesiebtem Zustand. Die Ereignisse laufen durch einen Heiterkeitsfilter in ihre Spalten. Trübe Erdenreste fängt ein Sieb auf und hält sie zurück.
Es leben – orientiert man sich aus der Illustrierten Zeitung über die irdischen Zustände – lauter Bühnenstars, Operettensänger, Steptänzer, berühmte Gelehrte, Feldherren und Dichter auf diesem Stern.
Raffinierte Erfinder sinnen tagaus, nachtein über die technische Vollendung des Luxus und die Herstellung reizender Novitäten.
Die Könige regieren mit weiser Milde ihre Völker und schenken ihnen Memoiren, wenn sie zufällig entthront werden.
Prinzen feiern Hochzeit mit Prinzessinnen, und die Frauen aller Länder schwimmen in Freudentränen. Und sogar der Krieg nimmt sich aus wie ein Generalfest mit Kotillonverteilung.
Raubmörder mit Seltenheitswert stehen da mit lächelnden Starphysiognomien. Der Mordprozesse tiefdunkler Hintergrund ist mit leisem Sensationsrötel nachgezeichnet. Der Staatsanwalt flattert mit der benachbarten Lil Dagover flotten Nasenflügeln. Hurtig im Bilde, sozusagen lockergehalten, des berühmten Rechtsanwalts Plädoyer in der hu-

schenden Robe. Revolutionen haben den Stil konfettiübersäter Volksfeste. Erdbeben werden veranschaulicht durch Purzelbaum schlagende Häuser. Zugzusammenstöße ereignen sich, wenn zwei Züge aneinandergeraten und mit einem entschuldigenden Pardon sich wieder lösen. Ein Asyl für Obdachlose in der Illustrierten Zeitung sieht aus wie ein Klub launig verkleideter Millionäre.
Der Hunger ist aus der Perspektive des Wohltätigkeitskomitees nachempfunden und die Kälte aus der Erinnerung Reicher an einen Besuch bei ungeheizten Verwandten.
Invalide Bettler simulieren Gebrest und Armut eigens für den Photographen der allezeit fixen Illustrierten Zeitung.
Die Welt ist ein Illustrationsobjekt. Das Jahr zählt zweiundfünfzig Nummern, ein Faschings-Doppelheft mit eingerechnet.
Der liebe Leser auf dem Mars wundert sich nur über die humoristische Ecke, die in knappe zwanzig Zeilen den ganzen Jammer des Planeten faßt.

Das Blaue Heft, 1. 4. 1923

DER FLIEGENDE BUCHHÄNDLER

Intellektuelle an der Straßenecke – Botaniker und Philologen

Der fliegende Buchhändler heißt so, weil er den ganzen Tag auf einem Fleck steht. Er steht an einer belebten Straßenecke, auf seinem Wagen türmen sich literarische Abfälle, Kehricht der Wissenschaft, von der Zeit und von Herrschaften abgelegte Buchbände, wahllos der Kitsch neben Ewigkeitswerten, die Dichter mit den Vornamen Hanns Heinz und Rudolf Hanns neben Gotthold Ephraim und Johann Wolfgang. Umweht von Wind und Zugluft und dem letzten Schimmer der verflossenen Buchhändlerromantik, immer noch Anziehungspunkt für bedächtig bebrillte ältere Herren in braunen Pelerinen, steht der fliegende Buchhändler, heute nicht mehr wie einst mit seinen Büchern verwachsen, sondern zufällig in seinen Beruf verirrt, nicht mehr selbständiger Unternehmer, sondern Filialleiter eines Sortimenters, auf Prozente bedacht, nicht mehr Preise nach freier Laune bestimmend, sondern gebunden an das Diktat des Buchhändlers.

Oh, was war das für eine Zeit, in der ein Buchladen auf Rädern sichtbares Sinnbild bibliophiler Leidenschaft war, dem suchenden Kenner ungeahnte Schätze versprach und lüsternes Kramen gestattete. Dann gelang dem geduldigen Sammler nach stundenlangem Wühlen ein glücklicher Griff, wie ein triumphierender Angler zog er den Fund heraus und hob ihn in die Höhe, ein Angler, der gleichsam selbst angebissen hat, und sein listiges Lächeln verriet, daß der geforderte Preis eine Lächerlichkeit war und weit hinter dem Wert des Buches zurückblieb. Der Konjunktursinn unserer geschäftstüchtigen Zeit zog das psychologische Moment ins »Kalkül« und erfaßte den Wert der Romantik für den Gang und das Gedeihn des Geschäfts. Heute liegen auf dem Bücherkarren die schwer verkäuflichen Bände des Buchladens und sind eher teurer als billig. Daneben steht der fliegende Buchhändler und trägt, als ob er Hosenknöpfe feilböte, eine dicke Uhrkette mit Elefantenzahn auf der Weste, das Abzeichen des kleinbürgerlichen Materialismus.

Allmählich aber geht eine *Wandlung* im »fliegenden Buchhandel« vor, den meisten unbekannt und dem flüchtigen Passanten auch schwer bemerkbar. An verschiedenen Straßenecken des Berliner Westens stehen nicht mehr die Beauftragten der Sortimenter, sondern *selbständige Buchhändler*, nicht mehr Männer mit Schnurrbart und Elefantenzähnen an den Uhrketten, sondern schmächtige Gestalten in dünnen Rökken, Gesichter, von Geist und Hunger zu gleichen Teilen gezeichnet – *Intellektuelle*, die ihre eigenen Bibliotheken feilbieten und denen genauso zumute sein muß, als trügen sie ihre eigene Haut zu Markte.

Studenten, Wissenschaftler, Schriftsteller gehen mit ihren Bibliotheken auf die Straße. Für den künftigen Historienschreiber mag die Tatsache festgehalten sein, daß es eine Zeit gab in Deutschland, in der die geistigen Arbeiter ihr Handwerkszeug an den Straßenecken verkauften und sich tagelang müde stehen mußten, von einem Bein aufs andere tretend, eine schmerzliche Leere im Magen und die kümmerliche Hoffnung im Herzen, daß der oder jener Passant, der neugierig stehenblieb, einige Bücher aufzuschlagen, der längstersehnte Käufer sei, Suppenspender, Seelentröster, Daseinsverlängerer.

Ach! Der war es nicht und jener auch nicht. Das kleine Mädchen nicht, das stehenblieb und nach einer verbotenen Lektüre suchte mit schnupperndem Näschen, und der modern gegürtete Gent auch nicht, dessen pornographische Sehnsucht befriedigt werden sollte. Hier liegen Bü-

cher, meine Zeitgenossen, deren Lektüre sich mit dem Studium des Kurszettels nicht verträgt, sorgfältig nach einem System gesammelte Bücher, der gedruckte Ernst des Lebens, geistige Verkehrshindernisse! Um sie zu kaufen, müßte man die Veranlagung der Besitzer und Verkäufer haben.

Mir sind zwei »Geistige« bekannt – ein Naturwissenschaftler, Botaniker, und ein Philologe –, sie standen länger als eine Woche in einer Seitenstraße des Kurfürstendamms. Der hatte Werke über Staubfäden und Pollen ausgelegt und der andere tiefgründige Forschungen über den attischen Dialekt. Und als Käufer kamen in Betracht: geschniegelte Jünglinge und flanierende Damen, trippelnde Seidenpinscher und alles menschliche und vierfüssige Luxusgetier der westlichen Gegenden. Mit jener erstaunlichen Geschäftsuntüchtigkeit, die Botaniker und Philologen in Deutschland kennzeichnet, hatten die beiden dieselbe Straße gewählt, sie standen sich an den zwei Ecken gegenüber und verdoppelten ihr Leid; indem sie es teilten. Den Philologen fraß der Neid, wenn jemand sich dem Botaniker näherte und umgekehrt. Sie hatten auch Geschäftspausen – ihr ganzer Handel bestand aus Geschäftspausen, und da standen sie in der Straßenmitte und sprachen. Sie kamen Tag für Tag mit zwei Stühlen und zwei Kisten und merkwürdiger Weise störte sie kein Gesetzvollzieher.

Sie froren – der Philologe hatte blaue Lippen, der Botaniker Frostbeulen –, aber eines Tages kam da ein Schwede, ein gottgesandter Schwede vorbei, strich von einem Wagen zum andern, hin und zurück, sprach mit beiden, bot jedem eine halbe Million Mark und befreite sie von ihren Büchern und ihrer Mühsal. Wenn Botaniker und Philologen überhaupt vernünftig werden könnten, so würde ich hoffen, daß die Leute mit ihrer Million einen gemeinsamen Handel mit Druckknöpfen angefangen haben.

Insofern die intellektuellen Buchhändler mit dem Ausland in Berührung kommen, mag es ihnen gelingen, einige Bücher abzusetzen. Es ist möglich, daß da und dort ein bekannter Schriftsteller steht und seine eigenen Werke zu verkaufen versucht und sich bei dieser Gelegenheit überzeugt, wie zwecklos es eigentlich ist, für die Menschheit Bücher zu schreiben. In der Stille seines Arbeitszimmers – wenn er überhaupt noch eine Miete aufbringen kann –, mag er sich ein gefälliges Bild von seinem »lieben Leser« gemacht haben. An den Straßenecken aber tritt ihm der Mensch entgegen, wie er wirklich ist, und der Autor kann sich

überzeugen, daß Perlen vor die Säue werfen noch lange nicht so schlimm ist wie Bücher für die Leser schreiben.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 3.4.1923

PHILOSOPHIE DES SCHAUFENSTERS

Das Schaufenster ist groß und breit und von einer verschwenderischen Freigebigkeit, lockend, spendebereit und dennoch verschlossen. Hinter dem edlen, sacht gewölbten Scheibenglas breitete die verständige Hand des Händlers die köstlichen Dinge aus, die in irdischen Paradiesen leben und wachsen: die zart-rosa getönten Schinken, gebettet in breite Rahmen aus weißlichem Speck, die prallen Würste, den leuchtenden Lachs, die fetten Käse in kostbaren silberpapierenen Gewändern, die milchgefüllten Kokosnüsse, kuriose Seltenheiten der Delikatessenwelt, die blutroten goldenen Orangen und die glänzenden Tiroler Äpfel, die wie täuschende Wachsimitationen der Natur aussehen...

Alle diese Dinge sind mir, dem Betrachter, räumlich nahe, mein Blick greift nach ihnen, meine Netzhaut verzehrt sie, zehnmal, tausendmal, ich habe sozusagen ein Wiederkäuerauge. Ich segne die Gnade des mit Recht bürgerlichen Strafgesetzbuches, das meinen hungrigen Augen wiederholte Sättigung erlaubt und Genuß aristokratischer Lekkerbissen. Meine vollgefressenen Pupillen weiten sich, um den Riesenumfang der Genüsse fassen zu können.

Allein, je mehr meine Augen verschlingen – der Inhalt des Schaufensters verringert sich nicht um den Bruchteil einer Speckrinde, nicht um das Tausendstel einer Nußschale. Unversehrt und in ewiger Ganzheit bleiben Lachs und Schinken, Orangen und Käse. Und je ausgiebiger meine Netzhaut sich sättigt, desto verlangender werden Nase, Gaumen und Magen. Ach, daß doch das ewig Irdische die Seele des Menschen im himmlischen Genießen hindert und brutal ideale Freuden des Betrachtens zerstört! Welch ein unbarmherziger Gott hat uns mit überflüssigen inneren Organen ausgestattet! Wußte der Allwissende nicht, daß die Händler vor die Waren die Preise setzen?

Und daß die Menschheit eines Tages das kostbare Glas erfinden würde, um daraus Schaufensterscheiben zu machen?
Dünn und spröde ist eine gläserne Scheibe, und ein Faustschlag könnte sie zerschmettern. Dennoch lähmt sie täglich zehntausend gierige Fäuste und verwahrt die Güter, die man ihr anvertraut, besser als eine Mauer. Mein Auge schlürft den Blutsaft der Orangen, aber in meinem Hirn lebt gleichzeitig die Vorstellung von einem Kerkergitter. Und darin liegt eigentlich die unheimliche Macht eines zerbrechlichen Fensterglases.
Denn zu den Materien, die diese Welt beherrschen, gehört das Glas, das die Menschen scheidet als solche, die *vor*, und andere, die *hinter* den Fenstern leben.
Wir können einander sehen, erkennen und grüßen. Aber wir können nicht zu einander gelangen. Dem Blick ist die Berührung der kostbaren Dinge gestattet, den Händen ist sie verboten.
Also sinnend, vergaß der Philosoph vor dem Schaufenster seinen Appetit und ging befriedigt von dannen...

Josephus
Vorwärts, 3.4.1923

VERGEBLICHE RUHRPROPAGANDA

Uns Deutschen blieb es vorbehalten, das historisch erhärtete Gesetz von der propagandistischen Wirksamkeit eines Opfers zu desavouieren. Jede religiöse, politische, nationale Strömung gewinnt Anhang und Ausmaß, sobald sie dem unbekannten Moloch, der die Geschicke der geistigen Bewegungen lenkt, ein Opfer dargebracht hat. Nur wir erwecken nicht einmal, wenn wir gekreuzigt werden, Mitleid. Der härteste Sünder kann auf den Freispruch der Mitwelt hoffen, wenn er, vom Richter verurteilt, zu bluten anfängt. Wir aber bluten, und keine Hand rührt sich, und kein Herz wird gerührt.
Das Ausland hat – wie man aus seinen Zeitungen sieht, von deutschen Reisenden hört – wichtigere Sorgen als die Besetzung des Ruhrgebiets – und das Unglück Deutschlands bildet nicht den Mittelpunkt seiner Interessen. Der geringste Pogrom im fernsten Osten erweckt eher lei-

denschaftliche Parteinahme in der zivilisierten Welt, als es eine ungerechte Besetzung eines halben Deutschlands vermöchte. Klingt ein deutscher Wehruf anders als ein georgischer, armenischer, jüdischer? Wirkt eine französische Roheit freundlicher als eine türkische, zaristische, antisemitische?

Die Welt ist taub. Aber größer noch als ihre Taubheit ist unsere Unfähigkeit, uns hörbar zu machen. Ich möchte hier nicht den billigen und beliebten – allerdings auch gerechten – Tadel wiederholen, daß unsere Auslandspropaganda untalentiert und borniert ist. Die wirksamste Propaganda würden für uns die Franzosen besorgen, wenn wir sie nicht störten.
Wir stören sie, indem wir auf jeden Angriff, jede Ungerechtigkeit, jeden Schmerz schablonenhaft reagieren. Wir haben ein System des Duldens und der Auflehnung, das wir immer wieder anwenden, eine Brigade von Schlagwörtern, die wir immer wieder mobilisieren – auch wenn wir es erlebt haben, daß jenes System und diese Brigade uns viele Verluste eingebracht haben. Wir haben Klischees für jede Lebenslage: für den Zorn, für die Empörung, für die Abwehr. Wir haben für jeden neuen Text die gleiche alte Melodie, die Welt kennt sie schon zum Überdruß und hört nicht mehr hin. Jedes historische, politische Ereignis erregt in uns wie ein Kommando eine ganz bestimmte exakte Bewegung. Wir haben Gemütsexerzieren gelernt.

Und die Welt, auf die wir angewiesen sind, ist die Welt der ausländischen *Presse*. Sie wird meist von *Intellektuellen* gemacht (das heißt fast mehr als beherrscht). Nichts ist dem Intellektuellen Amerikas und Englands widerlicher als der Hakenkreuzler, der Knüppelkunze, der hochmütige Monokelträger. Und der Gedankengang des Intellektuellen ist ungefähr der: Deutschland leidet? Aber in einer »Einheitsfront«! In einer Front mit Helfferich! Es gebraucht dieselben Phrasen wie 1914. Es rasselt. Es bereitet Pogrome auf Juden vor. Ich habe kein Mitleid mit Deutschland.
Weshalb wundern wir uns eigentlich? In unserm Lande wird die Geistigkeit totgeschlagen, und die Geistigkeit anderer Länder sollte sich für uns einsetzen? Es gibt so etwas wie eine Internationale der Intellektuellen – es ist keine Organisation, sondern mehr: ein unsichtbares Bündnis. Und wir brauchen diese Internationale. Und wir schmähen sie.

Deshalb erinnern diese Tage so stark an jene der großen Zeit. Nicht nur uns Sehende im Lande, sondern auch die ganze neutrale Welt. Auf den Ruhreinmarsch der Franzosen 1923 antworteten wir mit der Geste von 1914. Wir hatten nichts Eiligeres zu tun, als aus der alten Rüstkammer der nationalen Phrasen den pathetischen und verlogenen Begriff »Einheitsfront« hervorzuholen. Ohne »Front« geht es nicht mehr. Von all den Opfern, die der Ruhreinmarsch erfordert, von den Arbeitern, Angestellten und Beamten, erfreut sich bei uns des größten Ansehens und des propagandastärksten Mitleids ausgerechnet der Industrielle, den die Welt nicht liebt und der *deshalb – nicht weil sein Opfer das geringere ist* – ein untaugliches Propaganda-Objekt darstellt. Aber die Welt krankt nicht an jener Sentimentalität, die den Deutschen ergreift, wenn er einen Angehörigen der »besseren Stände« leiden sieht. Sie liest in unsern Zeitungen den dreispaltig aufgemachten Schmerz Thyssens und das in einer Notiz mehr verheimlichte als veröffentlichte Weh des kleinen Mannes. Die Welt hört vor allem das Wort »Einheitsfront« – und das Echo wiederholt: »Front«. Sie sieht nicht die schwarzrotgoldene Fahne als das Symbol der neuen deutschen Republik, sondern die schwarzweißrote und das Hakenkreuz.

Die Glocke, 3.4. 1923

ZOO IM FRÜHLING

Den lieben Menschen zum Wohlgefallen hat man den Zoo wiedereröffnet und das intime Familienleben der Tiere enthüllt:
Der Wolf läuft rasend das Gitter entlang, auf und ab, verzweifelt, daß er kein Stückchen Brot hat, um es den hungrigen Leuten zuzuwerfen, die ihn besichtigen.
Der Bär, ein gemütlicher Mensch mit schwarzpolierten Fingernägeln, sitzt in Bitte-recht-freundlich-Pose da. Er hält den Käfig für ein photographisches Atelier.
Ein räudiges Kamel läuft vorderhand in blamablem Negligé herum – es hat seine Garderobe zum Frühjahrsschneider gegeben. Es trägt seinen Buckel mit hochwichtigem Ernst, sieht die Leute an, denkt ein wenig nach und sagt: langweiliges Leben ...

Der Bison hat eine Schnauze wie ein Wachtmeister. Manchmal rollt er ein blutunterlaufenes Auge nach rechts, wo ein weißgekleideter Knabe steht. Der Bison möchte ein bißchen Kinder zerfleischen. Die Beuteltiere haben immer noch Behälter für Nachkommenschaft bereit, obwohl sie eigentlich wissen müßten, daß man heutzutage etwas auf Kinderheime und dergleichen gibt. Sie verlassen sich nicht auf die soziale Fürsorge.

Sie sind sehr lustig, die Beuteltiere. Sie hüpfen auf den Hinterbeinen und gebrauchen den Schwanz wie einen Spazierstock, der an der rückwärtigen Hosennaht befestigt ist. Ihre Vorderpfötchen führen sie von Zeit zu Zeit zum Munde, um sich die Nägel zu maniküren.

Der Strauß hat nicht so schöne Federn wie jene Dame, der ich beim Eingang begegnet bin. Ich bin enttäuscht, Herr Strauß!...

Der Schwan ist soeben aus der Lohengrin-Vorstellung gekommen, er schwimmt leicht im Teich umher, glücklich, daß er den Tenor losgeworden ist.

Der Oberlehrer hat ein Geiergesicht. Er stelzt hier studienhalber herum. Sein Fach ist Naturlehre.

Ein Menschenpaar im mittleren Lebensalter hat sich auf einer Bank niedergelassen. Es trägt seine Jungen nicht in Beuteln, sondern läßt sie mit Kieselsteinen nach den Adlern zielen.

Gouvernantenpapageien führen kleine Säugetiere in weißlackierten Kinderwagen spazieren.

Eine Ameisenbärfamilie mit Uhrketten, Spazierstöcken, Regenschirmen begibt sich ins Kaffeehaus – im Vollgefühl ihrer durch den zoologischen Besuch erheblich gesteigerten Menschenwürde.

Ein Habicht mit grünem Plüschhütchen, kariertem Kragen und sonstigem Polizeiagenten-Zivilfell späht nach Beutemenschen...

Der Mensch ist gut...

Vorwärts, 7. 4. 1923

IN DER BOXERAKADEMIE

Die großen Meister der Boxkunst trainieren am Nachmittag in der Boxakademie in Schöneberg.
Gestern machten sie vor Sportsfreunden kleine Kraftproben, und ich ging in die Boxerschule zusehen.
Ich sah zwei gekreuzte Degen hoch an der Wand, von einer Studentenkappe am Kreuzungspunkt verdeckt und versöhnlich verbunden. Daneben hängen eine alte Fechterausrüstung, eine Maske und große Handschuhe und sonst noch manche von den Requisiten, die merkwürdige Kompromisse darstellen zwischen der menschlichen Mordlust und der menschlichen Furchtsamkeit.
So ist von der Wand her gleichsam der historische Zusammenhang hergestellt zwischen Vergangenheit und Gegenwart, ein unsichtbares Band getreuer Tradition schlingt sich von den Stricken der Arena hin zu jenen gekreuzten Degen.
Im übrigen ist, von dem Historischen abgesehen, Gewicht, sozusagen Schwergewicht gelegt auf die Triumphe moderner Technik.
Man sieht also zum Beispiel ein *Zweirad*, das fix und ewig im Boden wurzelt und mit Schraubenfasern aus dem Dielenbrett wächst. Es ist ein lustiges Zweirad, es bewegt sich nicht, man kann auf ihm tausend Meilen gewissermaßen zusitzen, unermüdlich die Pedale drehen und in einer Stunde fünfhundert Kilometer Fußmuskelertüchtigung gewinnen.
Indes schweift ungehindert über Land und Meer die Phantasie.
Oder: Ein großes Lederkissen an einem Strick. Es fingiert einen Gegner.
Es empfängt unerhörte Hiebe und wehrt sich nicht dank jener dickleibigen Unempfindlichkeit, die nur ein Kissen aufzubringen vermag. Der Boxer, der es züchtigt, schwitzt bereits, das Kissen hat die berühmtesten Gegner personifiziert, die weißen und auch die schwarzen. Sie sind alle geschlagen – und immer noch pendelt es, bald lebhaft und bald schwächer, getreu dem Rhythmus der jeweils empfangenen Leidenschaft.
Wenn der Boxer genug hat und das bedauernswerte Kissen einem Kollegen mit frischeren Kräften überläßt, kommt eine Art Ruhelager in Funktion, auf dem nicht geruht wird.

Es sieht wie ein Sofa aus, und ich stelle mir vor, daß ich – läge ich darauf – in einen genußreichen Schlaf verfallen könnte. Der Boxer aber hat sich nicht zu solch törichten Zwecken hingelegt: Kaum liegt sein Körper, und schon atmet er aus tiefsten Brusttiefen. Er zieht die Luft ein wie einen festen Gegenstand, er macht sich freiwillig das Atmen zur Qual und verbittert sich das Leben, indem er den Oberkörper auf- und niederschwingt und mit hocherhobenen Armen Beschwörungsbogen durch die Luft zeichnet.

Indessen trat sein Kollege in die Arena. Der stellt sich vor den Spiegel und fängt an, fürchterlich gegen sich selbst zu Felde zu ziehen. Es ist, als wenn zwei Seelen in einer Brust ihren Boxkampf nach außen projiziert hätten. Über diesem Einkampf steht das Motto: Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg.

Dieser Sieg gelingt hier zum ersten Male in der ganzen Weltgeschichte, und es ist schön, wie Sieger und Besiegter gleichzeitig und in einer Person vereinigt abtreten. Hier ist die Niederlage *ad absurdum* geführt und der Sieg eine Farce. Der Sieger, der sich krönen wollte und nach Verdienst, kann's nicht, weil er ein Geschlagener ist...

Andere Boxer aber treten zu zweit auf, und es wird eine richtige Probe, mit Schädelgedröhn und Rippengekrach. »Kontern« und »krossen« nennt man so was. Alle Boxer sind übrigens sehr persönliche Naturen und nehmen einander gar nichts übel. Zwischen Blut und Herzstocken glänzt noch die Bewunderung des Geschlagenen für den Gegner und rührende Dankbarkeit für einen Nasenstüber. Weiter geht die christliche Nächstenliebe nicht.

An den Wänden der Schule sind Kränze zu sehen, mittels goldener Lettern dem Sieger geweiht. Wer widersteht ihnen? Rote Farbenfanfaren rufen sie zum fröhlichen Sieg im Turnier.

Hinter mir sagt ein Sportsfreund: »Gott, wie der landet!«

Und ich dachte, er wäre gescheitert...

Frankfurter Zeitung, 6. 4. 1923

POLIZEIBERICHT

Vor ein paar Tagen starb im Wartesaal vierter Klasse des Schlesischen Bahnhofes der zweiundvierzig Jahre alte ukrainische Bauer Oleksa Solonenko. Ein Paket Briefe aus der Heimat, einen Paß mit zweiunddreißig Sichtvermerken und Stempeln und eine Halskette aus amerikanischem Doublégold fand bei ihm die Polizei. Aus den Papieren des Toten – so berichtete sie – gehe hervor, daß Oleksa Solonenko nach zweiundzwanzigjährigem Aufenthalt in Brasilien in seine ukrainische Heimat, nach Ostgalizien, zurückkehren wollte.
Dieser Bericht ist aber unvollkommen. Ich möchte ihn ergänzen.

Oleksa Solonenkos Dorf ist eine Straße mit sechsundsiebzig Hütten und einer Dorfkapelle, die wie ein Spielzeug aus der Knabenzeit eines Heiligen aussieht. Hinter dem Walde allerdings blinkt das Schloß wie ein Punkt, den der liebe Gott mit echter, weißer Sonnentinte hingetupft hat, nachdem er die beiden Häuserzeilen des Dorfes fertiggeschrieben hatte. Im Schloß wohnt der polnische Graf und in einer der sechsundsiebzig Hütten Oleksa Solonenko. In Oleksas Hütte leben zwei Schweine, ein Großvater, eine graugesprenkelte schwarze Katze, Frau Katharina und zwei Kinder, Nikita und Jossip. Oleksa Solonenko ist erst zwanzig Monate verheiratet.
Oleksa hat fünf Morgen mit Weizen, Mais, Rüben und Klee. Den Weizen trägt er zur Mühle, die Maiskolben hängt er über den Winter am Dachrand seiner Hütte auf. Dann sieht das Dach aus wie eine große, kantige Narrenkappe aus Stroh mit vielen Kukuruztroddeln. Von den Rüben nähren sich die Schweine, der Großvater und die Kinder. Und den Klee verkauft Oleksa an den Wirtshausjuden.
Oleksa ist ein bescheidener Mensch: Wenn der Inspektor mit blanken Spiegelstiefeln vorüberzieht, hält Oleksa den Hut in der Hand; wenn ein Gendameriewachtmeister vorbeirasselt, hält Oleksa den Hut in der Hand; wenn der Graf trab, trab durch die Felder reitet, hält Oleksa den Hut in der Hand, so lange, bis Roß und Reiter nur noch wie ein große, schwarze Hummel am Horizontrand kleben.
Manchmal hat der Graf den verblüffenden Einfall umzukehren. Hält Oleksa nicht immer noch den Hut in der Hand, heult des Grafen Rohrstäbchen durch die Luft und trifft Oleksas Backe.

Gefällt dem Grafen Oleksas Schwein, so wird es für die Schloßküche geschlachtet.
Gefällt dem Grafen Oleksas Schwein aber nicht, so gefällt ihm Oleksas Frau.
Und außerdem muß Oleksa jährlich soundsoviel Weizen an das polnische Schloß liefern. Dafür bekommt er eine Quittung. Die darf er sich aufheben. Der Agent von der amerikanischen Gesellschaft hat rote Haare und ein gesprenkeltes Gesicht. Er sieht aus, als hätte der Himmel auf ihn Sommersprossen regnen lassen. Der Agent spricht mit Oleksa Solonenko. Oleksa beschließt, nach »Bransolia« auszuwandern. Die Schiffskarte gilt nach Pernambuco, Brasilien.

In Brasilien trifft Oleksa auf Nikita Kolohin, Iwan Lafzcuk und Pantalemon Petriw. Sie arbeiten bei einem Plantagenbesitzer, der »Sennor« heißt. Sie bauen Mais und Weizen, und die Maiskolben hängen nicht an den Dachrändern wie Troddeln, sondern an Stangengerüsten. Sonst sind keine Änderungen zu bemerken. Alle, die hier arbeiten, sind ukrainische Bauern. Sie haben eine griechische Kirche wie daheim.
Oleksa ist ein bescheidener Mensch: Wenn der Schreiber vom Amt vorübergeht, hält Oleksa den Hut in der Hand; wenn der Hausverwalter mit breitem Strohhut, lang und dünn wie ein lebendig gewordener Regenschirm, den Weg beschattet, hält Oleksa den Hut in der Hand; wenn der Aufseher zu schimpfen beginnt und Fluchdampf prustet, hält Oleksa den Hut in der Hand; wenn der Sennor trab, trab durch die Felder reitet, hält Oleksa den Hut in der Hand, so lange, bis Roß und Reiter nur noch wie eine große, schwarze Hummel am Horizontrand kleben.
Fünfzehn Jahre lebt Oleksa in Brasilien. Briefe nach Hause schreibt Pantalemon Petriw, der etwas gelernt hat. In den Briefen steht, daß Katharina die Schweine pflegen soll und die Jungen prügeln. Er, Oleksa, würde bald nach Hause kommen und ihnen schon zeigen.
Darauf erwidert Katharina: Ein Schwein ist bereits erstickt, die Kinder wachsen, der Großvater lebt höchstens noch zwei Wochen, und Nastja, die Tochter des Schusters, hat ein Kind vom Grafen bekommen und ist in die Stadt gegangen, als Amme.
Diesen Brief liest Pantalemon Petriw, der etwas gelernt hat, dem Oleksa siebzehnmal vor, und dann kann Oleksa Wort für Wort den ganzen Brief auswendig.

Um sich zu überzeugen, daß dem wirklich so sei, läßt sich Oleksa den Brief noch einmal vorlesen.
Dann bekam Oleksa keine Briefe mehr, und die Zeitungen schrieben, es sei Krieg.
Nach fünf Jahren erzählt der Verwalter, daß zwar der Krieg aufgehört, aber die Revolution begonnen habe. Die Bauern hätten das Land aufgeteilt, und die polnischen Grafen wären futsch.
Da bekam Oleksa Sehnsucht nach Katharina, dem Schwein und den Buben. Er wollte wissen, ob wenigstens einer von ihnen im Kriege Gefreiter geworden.
Am Abend desselbigen Tages kommt Pantalemon Petriw mit einer Mundharmonika daher und bläst eine alte Kolomeika.
Also packt Oleksa Solonenko seine Ersparnisse – achthundertsechsundvierzig Dollar – zusammen und klettert in Pernambuco aus dem Zug.
Wenn ich nach Hause komme, denkt Oleksa, ziehe ich in des polnischen Grafen Schloß und rede portugiesisch: »No, Sennor«, werde ich sagen.
Damit die Leute sofort wissen, daß ich Portugiesisch spreche, kaufe ich mir einen neuen Anzug.
An eine silberne Kette mit Herzanhängsel heftet er eine riesige Zwiebeluhr, die so laut hämmert wie ein fleißiger Dachdeckergehilfe.
In die linke obere Rocktasche schiebt Oleksa ein schönes rotes Taschentuch mit dem amerikanischen Sternenbanner in der Mitte.

In Berlin muß Oleksa Solonenko sich nach einem Paßvisum umsehen. Er steht zwei Tage vor fünf Ämtern, dann zwei Stunden vor einem Herrn, der genauso aussieht wie der polnische Graf.
Dann kann er weiterfahren; vom Schlesischen Bahnhof aus.
Wer weiß, ob man ihn dort wird fahren lassen, denkt Oleksa.
Sein Zug geht erst in fünfeinhalb Stunden. Also kann er noch einen Tee trinken.
Während er den Tee schlürft, hört er plötzlich Pantalemon Petriw die Kolomeika spielen. Und er sieht ein totes Schwein. Und sein Sohn ist wirklich Gefreiter. Und der Graf reitet durch die Felder und hat den verblüffenden Einfall umzukehren. Oleksa hat aber den Hut nicht abgenommen, weil er ja soeben aus »Bransolia« gekommen ist.
Davon wird dem Oleksa so zum Sterben heiß, daß er stirbt.

Er steht im Himmel, und der Himmel ist eigentlich ein riesiges blaues Taschentuch mit einem amerikanischen Sternenbanner. Und die Sterne sind aus rotem Dubleegold.
Da nimmt Oleksa den Hut ab und hält ihn in der Hand.
»Warum hältst du so den Hut in der Hand?« fragt ihn der liebe Gott.
»Lieber Gott«, sagt Oleksa, »vielleicht reitet der Herr Graf vorüber...«

Vorwärts, 11. 4. 1923

SCHAFFRANITZ

Wie stand er da, verirrt in diese Zeit, ein Gast im geordneten Betriebe der Gegenwart, hilflos und fremd in dem nüchternen Gleichmaß unserer Tage, die das Abenteuer nicht kennen und deren Auf und Ab geregelt ist wie der Pendelschlag der Uhren. Schaffranitz ist sein Name, vom Schicksal für den Mann ausgesucht, ein komischer, ein trauriger Klang, ein Name, den das Leben erdichtet.
Schaffranitz stand vor den modernen Richtern, die unter den Talaren Westen, Kragenknöpfe und Krawatten tragen, das Bürgerliche unter dem feierlichen Berufsgewand, und denen das Schicksal, in das sie einzugreifen hatten, sehr fremd, sehr unbekannt vorkam. Dennoch muß Schaffranitz' Leben wohl an irgendein Unbewußtes, Unterbewußtes in den Richtern gerührt haben, wie die Melodie eines Volksliedes, und sei es auch vom billigen Leierkasten an die Welt gebracht, an irgendeine Stelle unserer geregelten Seele rührt und, sie verstehend, das Unverständliche läßt.
So kam es, daß Schaffranitz, der zu sieben Jahren verurteilt war, dank einer neuen Verhandlung nur ein Jahr und einen Monat bekam. Es war nicht möglich, eine Schuld im Leben dieses Menschen (Schuld im Sinne der Sündigkeit) zu finden, in diesem Leben, das in seinem ganzen Verlauf eine unaufhörliche Sühne war und sein wird, wenn Schaffranitz wieder aus dem Gefängnis herauskommt.
Es begann bei Schaffranitz mit der Fahnenflucht. »Fahnenflucht!« Es ist ein pathetisches Wort aus der Rüstkammer unserer Kriegsbegriffe, um eine kleine, aber maßgebende Nuance fälscht dieses Wort den Tat-

bestand, den es ausdrücken soll. Fahnenflucht ist nicht ein Verbrechen an sich, sondern in ihrer Bedeutung und in ihrem Umfang abhängig von der Persönlichkeit, die sie begeht. Immer bestimmt die Stärke des Menschen die Stärke seiner Tat. Schaffranitz aber, der kleine August Schaffranitz, wäre kein Held geworden – selbst wenn es ihm gelungen wäre, eine feindliche Festung zu erobern. Und er ist ebenso kein »Fahnenflüchtiger«, wenn er sich mitten im Krieg aus dem Staube machte. Wozu das große Wort: Auch zur Fahnenflucht gehört ein stärkerer Mensch als Schaffranitz. Von ihm aber kann man höchstens sagen: Er hat den Weltkrieg geschwänzt...

Es war keine »Vaterlandslosigkeit«, keine »antinationale Tat« und kein »Verrat«. Es geschah einfach mit Schaffranitz. Es ist ein Gesetz seines Lebens, daß er die Ordnung nicht einhalten kann, daß er nicht festsitzen darf im Gefüge einer Gesellschaft, eines Regiments, einer Kompanie. Wie sollte auch Schaffranitz, der es in einer Stadt nicht aushalten kann, bleiben können im langweiligen »Abschnitt«, mit den wohlbekannten Drahtverhauen und Schutzwällen, mit denselben Kameraden und dem ewigen Feind vor den Augen? Der Krieg war keine Angelegenheit für Abenteurer, es war ein bürgerlicher Krieg, er erforderte Seßhaftigkeit. So verließ Schaffranitz eines Tages den Krieg um des Abenteuers willen.

In einer Stadt kauft er ein kleines Kinotheater. Nicht etwa einen Lebensmittelladen, wozu das Geld wohl gar nicht gereicht hätte, sondern ein Kino. Da kann man sich selbst und die Welt amüsieren und auf der Leinwand Geschichten sehen, die man selbst zu erleben im Augenblick leider nicht imstande ist. Es gibt Tausende Kinobesitzer in der Welt, sie sind bürgerlich, als hätten sie einen Kramladen, sie heiraten und vermehren ihren Besitz und handeln mit Amüsement wie andere Menschen mit Käse. Schaffranitz aber heiratet auch – eine Tänzerin nämlich, verführt von seinen eigenen Kinodramen. Und diese Tänzerin betrügt den guten Schaffranitz und verläßt ihn, um die gesetzmäßige Abenteuerlichkeit im Leben des Unsteten vollenden zu helfen. Schaffranitz hat nicht nur ein Kinotheater erworben, sondern auch ein Kinoschicksal, er verliert sein Theater, und er wird, was er werden muß: »dummer August« in einem Wanderzirkus.

Es werden nicht die besten Witze gewesen sein, die Schaffranitz als dummer August erfinden mußte. Er konnte jedenfalls von den Witzen nicht leben. Er muß einen Nebenerwerb suchen. Und da das Geschäft

bei ihm immer in irgendeiner Verbindung mit der Liebe stehen muß, verführt er ein junges Mädchen zur Liebe, zur Flucht und zum Diebstahl und beginnt ein neues Leben.
Die Schaffranitze dieser Welt können kein neues Leben beginnen. Immer pfuscht ihnen das alte in das neue Beginnen hinein. Und Schaffranitz – ehrlich von Natur und nur vom Geschick zum Gaunertum gezwungen – schickt das Mädchen ins Elternhaus zurück, er macht seinen Diebstahl wieder gut, erstattet das Geraubte wieder. Merkwürdig nun, daß ihn deshalb die Behörden verfolgen.
So, arm und nicht verantwortlich für das, was er verbrochen, stand Schaffranitz vor den Richtern. Irgendeine Macht verbrach unaufhörlich für ihn, er selbst ist unschuldig. Infolgedessen hatte er es auch nicht nötig, sich zu verteidigen. Er mußte nur erzählen.
Schaffranitz bekam nicht sieben Jahre, sondern nur ein Jahr. Was fängt er an, wenn er wieder aus der Zelle kommt? Oder: Was fängt es mit ihm an? Das Leben, die unheimliche Macht, die bis jetzt seine Vergehen beging? Was macht Schaffranitz in dieser Welt, in der die Normaluhren die Zeit angeben, pünktlich und gewissenhaft, in der die Grenzen die Geographie ausmachen und der Paß erst die Freizügigkeit?
Schaffranitz müßte zurückversetzt werden in jenes verschollene Jahrhundert, aus dem er gekommen ist. In das Jahrhundert des Simplizius Simplizissimus, in dem der Schalk und der Unglückliche, der Heimatlose und der Irre zu Hause und beheimatet sind.

Berliner Börsen-Courier, 15.4.1923

DER FRÜHLINGSZIRKUS

Am Rande der Allee, wo die Stadt anfängt, löcherig zu werden, und die Häuserzeilen Zahnlücken bekommen, ist über Nacht auf bretterumsäumtem Platz ein Wanderzirkus seßhaft geworden. Der Inhaber heißt »Busch«, ohne mit dem großen Zirkus Busch verwandt zu sein, der, längst schon bürgerlich geworden, die Romantik eingetauscht hat gegen Kapital und gesellschaftlichen Rang. Rudolf Busch dagegen, der Besitzer des *Wanderzirkus*, ist ein kleiner Busch, ein Busch immerhin, Meilensteine stehen auf seinem Weg, sein Leben ist Landstraße. Der

Wanderzirkus ist ein Erbstück, nun schon im Besitz der dritten Generation. Die Familie der kleinen Buschs wandert also seit drei Generationen, hat Wiegen und Grabsteine an vielen Orten Europas stehen und die Erde zur Heimat und den häuslichen Herd in einem Waggon. Was ist ein großstädtischer, aus soliden Ziegelsteinen gebauter Zirkus dagegen?

Des Tags ist der Bretterzaun um den Frühlingszirkus mit Kinderleibern bewachsen. Große, kleine, blonde, braune Kinder kleben zappelnd an den Bretterwänden wie Insekten auf Fliegenleim und können nicht los. Der Eingang ist mit Brettern querüber verlegt. Eine kleine rückwärtige Pforte vermittelt zwischen Berlin und dem Wanderzirkus. Denn der ist eine Welt für sich. Eine Art reisender Vatikan. Ich glaube, innerhalb dieses Hofes herrschen auch eigene Gesetze, und Herr Busch *senior* ist Herr über Leben und Tod seiner Akrobaten, Auguste, Lakaien und Pferde.

Die kleine Pforte steht nicht eine Weile still. Kinder tragen Wassereimer hin und zurück, für die Pferde und um bei der Abendvorstellung »ganz umsonst« dabeisein zu können. Zweimal gekuppelt, spannt sich graue Zeltleinwand über dem Zirkus. Links ist der *Wohnwagen*, die Tür ist offen, Duft fremder Häuslichkeit dringt heraus, ein Zipfel Familienintimität flattert in die Öffentlichkeit. Rückwärts die Stallungen; Pferdewiehern, Hufescharren, Kettenrasseln und scharfer, satter Geruch von Riemenzeug und Juchten. Trockene Wäsche weht leichtsinnig auf ausgespannter Schnur, und ein Hund unbestimmter Rasse sammelt sich seinen Pelz voll Sonne. Es ist eine Lust zu leben!

Um sechs Uhr abends entfernen zwei Männer den Brettervorschlag vor dem Eingang, und das Schiebefenster des Kassawagens rutscht nieder. Es ist, wie wenn ein Ventil an einem Kessel geöffnet worden wäre: Eine Wolke von Kindern strömt in den Hof. Oh, hätte man doch nur ein paar Mark!

Die Preise sind billig, wie es sich für einen echten Wanderzirkus gehört. Für siebzig Mark kann man schon in einer Loge sitzen, einer echten viereckigen Loge mit Samträndern, roten und vornehmen, an denen die Pferde greifbar nahe vorübersprengen. Reservierte Plätze heißen einzelne Stühle aus Holz; und die Plätze, die Plätze schlechthin, sind eben Bänke, einfache Bänke. Und rückwärts ist noch Stehparterre für jene, die nicht viel Geld haben.

Sie stehen seit sieben Uhr abends mit der Ausdauer, die naive Gemüter

aufbringen, wenn Großartiges zu erwarten ist. Stehen da und klatschen, indes oben die Musik Geigen stimmt und Bratschen prusten. Man sitzt in Mänteln. Die Musik sitzt oben in Mänteln, denn es ist kalt. Heu ist auf dem Boden genug, aber es wärmt nicht. Das erwachsene Publikum besteht aus sehr vielen »Reservierten«. Was darunter ist, sitzt rückwärts, und »darunter« sind: Taglöhner mit Frau und Kind, Markthelfer und kleine Arbeitermädchen aus der Fabrik. Nur jene, die sich liebhaben, die Pärchen, sitzen in den Logen für siebzig Mark, in den Logen mit den samtenen Armbrüstungen. Wenn man liebt, ist man freigebig und leichtsinnig und will Abgesondertheit und Alleinsein um jeden Preis, und deshalb sitzt man in der Loge.

Da es um acht Uhr anfangen soll, klatscht man schon dreiviertel acht in die Hände, vor Schaulust und Kälte. Der Direktor hat, wie er sagt, eine goldene Taschenuhr, er behauptet auf Grund dessen, es sei erst dreiviertel – »was wollt ihr also?« –, und die Musik spielt einen Marsch zur Beruhigung. Bis Punkt acht Uhr irgendwo im Hintergrund eine Glocke hell hineinfällt in Geigenton und Flügelhorn und der Mann mit dem zahmen Büffel kommt.

Draußen poltert der elektrische Motor, der die Beleuchtung herstellt, und zwei rote, große Bogenlampen schaukeln wie seltsame, übersinnliche Glasfrüchte im Winde. Und Besitzlose stehen und warten auf die Pause, während der man vielleicht doch unbemerkt und kartenlos hineinkommen wird.

Gott steht ihnen bei...

Frankfurter Zeitung, 15. 4. 1923

SORGEN DES KURFÜRSTENDAMMS

Der Kurfürstendamm hat auch seine Sorgen – es ist nicht zu leugnen.

Ich bin dank einem gnädigen Schicksal in jener Konditorei, die wie eine Bonbonniere aussieht – mit Goldzierrat und Stukkatur und der süßen Ornamentik aus Marmor mit Schlagsahne.

Rings an den kleinen Tischen sitzt, in runde Kampfgruppen ge-

trennt, die ganze Einheitsfront des westlichen Bürgertums, löffelbewehrt und siegreich im Krieg gegen Schokoladeneis, das auf dem schlüpfrigen Schlachtfeld aus Porzellan strategische Rückzüge vollführt.

Man sieht: Gattinnen mit Perlenbesatz; Schwiegertöchter in mittlerem Alter, den Ansatz verräterischen Doppelkinns durch gestreckte Kopfhaltung bekämpfend; Männer mit Haarausfall infolge Dividendenstudiums; angehende Schwiegersöhne (d.h. Schwiegersöhne, die es angehen), auf Taille genäht, die Silhouette des modernen Mannes wahrend, oben breit, unten schmal, eine umgekehrte Pyramide; die jungen Töchter, Zielfiguren der trefflichen Schützen, heute noch in duftigem Kleidchen, morgen schon jene Gewichtigkeit andeutend, zu der die Mitgift verpflichtet; ferner befreundete Junggesellen, die beharrlich auf die Sicherung eines behaglichen fremden Heimes hinarbeiten mit garantiertem Suppen- und Liebesgenuß; und hier und dort auch eine feine Gouvernante, als Stütze der Hausfrau attachiert und erbarmungslos der ganzen Gutherzigkeit der Gesellschaft ausgeliefert.

Diese Menschen haben auch ihre Sorgen – es ist nicht zu leugnen.

Da ist zum Beispiel der kleine Dagobert, zu Hause gelassener Sproß jenes Mannes, der mit gespitzten Fingern über die Glatze streicht und dabei gähnt. Während des Gähnens erinnert er sich, daß man die Hand vor den Mund halten soll – aber dann ist es schon zu spät.

Dieser Dagobert – höre ich –, zu Hause »Dago« gerufen, ißt partout keine Hülsenfrüchte. Er hat was gegen Hülsenfrüchte, der kleine Dago.

»Meiner Lucy schütte ich zwei Eier in die Schokolade – so merkt sie's nicht!« – sagt eine Dame mit blonden Lockenornamenten.

»Mein Mädchen geht jeden Nachmittag mit den Kindern spazieren«, äußert eine Mutter mit nackten Armen.

»Man muß sehr achtgeben auf diese Mädchen – haben Sie jetzt ein gutes, meine Beste?«

Ich erfahre unter anderem, daß die Frau Grünberg zu Lahmann nach Dresden gefahren ist. Sie hatte »Summen im Kopf«, die Arme. (Oh, was für eine prachtvolle Ironie der Sprache, die für den Besitz dasselbe Wort hat wie für das Leiden.)

Der Mann der Frau Grünberg hat sie begleitet. Nun spricht er jeden Tag mit Berlin, der Arme, mit der Börse, um Summen gegen das Summen zu verdienen.

Auch die kleine Frau in Grün aspiriert auf Lahmann, drei Wochen würden ihr genügen. »Ich weiß noch nicht, mein Kind«, sagt ihr Mann. Er hat schwarze Borstenhärchen an den Fingern.
Frau Nerz (sie heißt kostbar wie ein Pelz) war gestern mit ihrer Tante bei Fridericus Rex. »Der vierte Teil ist pyramidal«, sagt ein Mann mit ungarischem Akzent – er könnte Cserepy heißen. »Diese Schlacht ist fabelhaft herausgekommen«, lobt der Glatzköpfige, ein Sachverständiger in Strategie. Sein Angesicht schreit nach dem Korps Roßbach.
Und ein angehender Schwiegersohn trommelt den Fridericus-Rex-Marsch mit dem Löffel auf die Porzellanschale.
Herr und Frau Bormann kommen eben aus dem Theater. Herr Bormann hat einen geröteten Nacken. Wenn er sich geistig anstrengt, äußert es sich in einer Färbung des Hinterkopfes. Herr Bormann trägt einen Smoking. Frau Bormann hat ein Stilkleid und ein langstieliges Lorgnon. Wenn ihr der Kellner Kaffee bringt, prüft sie das Getränk durch das Glas. Das erweckt den Anschein, als hätte sie einen kurzsichtigen Gaumen.
Herr und Frau Bormann waren in »W. U. R.«. Sie stammen aus Rußland, wie man an den Konsonanten hören kann. Aber sie haben sich mittels deutscher »Harpener« kulturell assimiliert.
»Wir fahren zu Lahmann« – sagt Frau Bormann.
Das hat mir noch gefehlt – denkt der Gatte der grünen Frau.
Er erhält einen Rippenstoß, offenbar, damit er ein stärkeres Bedürfnis nach einem Sanatorium verspüre.
»Wir geben das Silber zu den Schwiegereltern«, sagt Frau Bormann – und das nicht etwa, um mit dem Besitz von Schwiegereltern zu protzen.
Und, da alles schweigt, sagt Frau Bormann laut:
»Silber wird jetzt so gestohlen, man liest nur von Silber!«
In den Zuhörenden, die *auch* Silber besitzen, macht sich ein leiser Widerstand geltend.
Der Glatzköpfige gähnt und fährt zu spät mit der Hand nach dem bereits wieder geschlossenen Mund.
Auch ist der Gedanke an Einbruch nicht angenehm. Man ruft: »Zahlen!«
Die Gouvernante hilft so vielen Damen in den Mantel, wie ihr möglich ist. Gott hätte den Gouvernanten sechs Hände mitgeben müssen.
Zum Schluß schlüpft sie selbst in ein dunkelblaues dünnes Fähnchen.

Sie geht neben den Herrschaften einher wie ein Gebrauchsgegenstand, der zufällig Beine bekommen hat. Auf der Straße ist es kühl geworden, ein Wind geht, und es ist leider Gottes kein freies Auto zu finden. Man steht am Rande des Bürgersteigs und späht nach leeren Wagen.
»Nicht einmal ein Auto«, sagt Frau Bormann.
Und die armen, braven Bürger zerstreuen sich zu Fuß, und der ganze Kurfürstendamm widerhallt von den Sorgen seiner Geschöpfe.
Morgen wird der Polizeibericht melden, wie viele Menschen in dieser Nacht aus dem Leben geflüchtet sind statt zu Lahmann. Es hat jeder seine Sorgen in dieser Welt...

Vorwärts, 15.4. 1923

RUHR-TOTENFEIER MIT SHIMMYKLANG

Hart an das UT-Kino am Kurfürstendamm grenzt der große Tanzpalast, in dem die Einheitsfront des Bürgertums dreimal in der Woche ihre patriotische Betrübnis an der Garderobe ablegt, um unbeschwert von traurigen Ruhrgedanken das geflügelte Shimmybein zu schwingen.
Nur eine dünne Wand trennt den Palast vom Vorführungsraum des Kinotheaters – und wenn in diesem die Kapelle nicht spielt (in der Pause und während der Meßterwoche), hören die Besucher des Kinos die gedämpften flotten Shimmyklänge.
In diesen Tagen geschieht es nun, daß die Meßterwoche, die noch aus der traurigsten Angelegenheit ein patriotisches Geschäft zu machen versteht und deren nationales Empfinden sich auf alle Ereignisse in Deutschland erstreckt, angefangen vom Tod eines deutschen Proletariers bis tief hinunter zu einer Parade Hindenburgs – daß die Meßterwoche also das Begräbnis der Ruhropfer im UT-Kino abrollen läßt.
Und weil bei diesem Bilde die Kinomusik nicht spielt und es gerade einer jener drei Tage in der Woche ist, an denen der Nationalismus mit dem Amüsement einen Burg-, will sagen: Tanzpalastfrieden schließt – hört man als Begleitmusik zu dem Begräbnis der Ruhropfer – kling, klang – den *Shimmy von nebenan*; gedämpft, aber deutlich genug, um symbolisch zu sein: für diesen Kurfürstendamm;
für diese Meßterwoche;

für dieses nationale Bürgertum, das mit einem heiteren Bein und einem nassen Aug' Miterleber des schrecklichen Proletariertodes ist.
Alle, die Augen haben zu sehen und Ohren zu hören, erkennen in solch einem zufälligen Zusammentreffen von Shimmy und Tod den Sinn dieser Zeit, die sich beinahe zu einer »Großen« ausgewachsen hat...

Der rote Joseph

Vorwärts, 21. 4. 1923

FRÜHLING AN DER DREHBANK

In der großen Fabrikhalle sind die Geräusche der Maschinen eingefangen, die Geräusche und ihr verzehnfachtes Echo.
Wenn man in der Mitte der Halle steht, ist es, als befände man sich im Mittelpunkt dieses technischen Jahrhunderts, im Herzen dieser Welt, deren Leben vom Radriemenschwung der Maschinen erzeugt und erhalten wird...
Blaugekittelte Zyklopen, stehen die Arbeiter an den Maschinen. Im unerbittlichen Gleichmaß ihrer Welt heben sich ihre Arme und senken sich wieder wie Hebel aus Fleisch und Blut und Knochen. Die Maschine hat ewig die gleichen Bewegungen und ewig den gleichen Klang. Und der Mensch, ihr gleich geworden, in seinem Bewußtsein das Bild ihrer Bewegung und den Laut ihres Lebens festhaltend, erhält die straffe, sparsame Geste des Mechanismus und das konzentrierte Antlitz eines Wesens, das mit dem geringsten Aufwand die größte Wirkung erzeugen soll. Wer zweifelt daran, daß sie Brüder sind? Als hätte sie *ein* Schoß geboren, *ein* Brüstepaar gesäugt: Söhne *eines* Geschlechts, Brüder geworden durch das gleiche Leben, den gleichen Tag, denselben Gang, dieselbe Halle. In ihren Augen der Abglanz des rätselhaften Metalls, unterirdischer Materie – und ihre Seelen durch das Objekt ihres Tuns verwachsen mit den unergründlichen Urgründen der Erde, so stellen sie den Zusammenhang her zwischen dem Anfang alles Seins und der Entwicklung komplizierten Menschengeistes; Mittler zwischen den Tiefen der Erde und den Höhen des Gedankens.
Es ist Frühling draußen. Hier aber ist die Welt ohne Grün, eine Unter-

welt sozusagen, fortgesetzt auf der Oberfläche der Erdkugel. Das matte Milchscheibenglas ist hier der einzige Zusammenhang der Halle mit dem Frühlingslicht der Unterwelt. Es dämpft die Helligkeit des Tags und das profane Licht des Lebens. Hier hat sich der Gott des Metalls sein eigenes Reich errichtet. Seine Scheiben halten den Sonnenschein auf und lassen – gläserne Filter gleichsam – nur seine unbedingt notwendigen Bestandteile durch. Hier und dort glüht eine elektrische Birne auf, ewige Lämpchen der Maschinengottheit. Und ein brausender harter Choral steigt aus dem Innern der eisernen Leiber. Eine unerbittliche Orgel, zum Preise des Werktags klingend und des gebändigten Chaos.

Aber mitten in der Welt der blauen Zyklopen lebt eine Frau, ein Mädchen, aus der Außenwelt verirrt und ein Zeichen des siegreichen Frühlings. Sie trägt eine dunkelblaue Schürze und ein Häubchen. Sie trägt grobe Männerschuhe. Aber ihr Hals ist bloß und von einem ganz dünnen silbernen Kettchen geziert. Und sie heißt: Lieschen. Sie ist da und dort, sie bückt sich, um Feilspäne zusammenzukehren, und man sieht verstohlene kleine Nackenhärchen. Sie ist blaß und verstaubt wie manchmal ein junger Baum in der Mitte eines steinernen Fabrikhofs. In der Pause schlürft sie aus einer Tasse ohne Henkel Frühstückskaffee und spreizt den kleinen Finger der rechten Hand vornehm, wie die Damen tun, die jetzt, unter Schlafdecken liegend, ebenfalls Frühstück schlürfen. Und manchmal schickt sie ein Zyklope um etwas, und sie rennt leicht und die Schwere der Stiefel besiegend über die gestrengen Steinfließen, einen Übermutssprung wagend, ein freigelassenes Reh. Und sie ist achtzehn Jahre alt und drei Monate.

Vorwärts, 24. 4. 1923

STUNDE IM RUMMEL

Hinter der Halenseer Brücke erhebt sich der *Rummelplatz*, bewußt von einem Gott der Sensationen hingesetzt an den Ausgang einer Allee, die wie ein langes Versprechen von Vergnügungen anmutet. Es spotte kein »Geistiger« des unsinnigen Amüsements, des hyperbolischen Widersinns in einer harmlosen, aber mühseligen Lustbarkeit.

Wo diese, sich selbst persiflierend, einer Höllenmaschine entstammt, die bittern Schweiß verursacht, eh' sie Freude weckt, darf sie erwarten, daß in ihr nach einem verborgenen Sinn gesucht werde. Es gibt so eine Art Philosophie des Rummelplatzes, des pyramidalen Unsinns, der seine eigenen Gipfel gewissermaßen noch zu überklettern versucht. Hier hört die geistig vollkommen anspruchslose Heiterkeit auf, weil sie zu ihrer eigenen Karikatur wird. Sie schämt sich des Banalen nicht, sondern – im Gegenteil – treibt es so weit, daß es zum Lächerlichen wird. Hier wird Karikatur des Vergnügens und der Genußsüchtigen vollendet gegeben. Göttlich der Anblick eines Mannes, der, von seiner Sehnsucht nach Gelächter getrieben, schwankenden Schritts eine polternde Jazzbandtreppe besteigt, in der Mitte hilflos besteigt, weder vor- noch rückwärts kann und zum Gelächter der andern wird, die ihm unerschrocken folgen werden. Was wie ein Philisteramüsement aussah, wird merkwürdig einer witzigen Geistigkeit ähnlich, die sich blöde stellt, um erfolgreicher zu wirken.
Wer hat diese Maschine ersonnen? Elektrische Kraft treibt sie, ein Motor poltert unaufhörlich, um sie in Betrieb zu erhalten, und ihr ganzer Zweck ist der, die vollkommene Maschinerie des menschlichen Körpers in ihrer ganzen tragikomischen Unzulänglichkeit bloßzustellen, den Würdigen zu verspotten, dem Ernst des Lebens die Kothurne von den Füßen heimlich wegzuschnallen. Wehe dem Eingebildeten, dem Pathetiker, dem jambisch Erhabenen, der sich einmal über die Peripherie des »Teufelsrads« wagt, vielleicht gar in der frevlen Überzeugung, durch die Macht seiner pathetischen Fülle als Sieger die kreisenden Wahnsinnsbretter zu verlassen, Haltung zu bewahren inmitten losgelassener Lachorkane. Er tritt, der Gute, mit vielen andern auf einen kreisrunden Boden und sieht sich lächelnd um. Aber plötzlich ertönt das Signal. Festes wird locker, Bleibendes unsicher, der Boden rotiert, rast mit jedem Umkreis wütender, alles, alles scheint zu drehen, die Gesichter der Umstehenden verschwimmen in einen einzigen weißlichen Brei, aus dem viele Augenpaare sekundenweise, kleinen Fünkchen gleich, aufglimmen und wieder erlöschen. Leiber prallen aneinander, vergebens schwanken hilflos ausgestreckte Arme, suchend nach einem Festen. Ein Sicherer in dieser kleinen wilden Welt rasender Flüchtigkeiten, greifst du die Barriere selbst – auch sie rotiert –, der Rock deines Nächsten fliegt im Kreise, der Stock entpoltert, auf schwankenden Boden aufgestützt, deiner zitternden Faust, hältst du

den Hut fest, schwankt dein Oberkörper hintenüber, von einem Luftzug wurdest du am Genick gepackt, und rückwärts schlenkerst du Jahrhunderte zurück, daß du vermeinst, in grauer Vorzeit zu landen. Noch nie hat Eile der Bewegung solche Langsamkeit der Zeiteinheiten verursacht, alles fliegt, nur die Sekunden bleiben stille, oder gar, es gehen die Zeiger zurück. Bis die kreisende Bewegung langsamer wird und schließlich im Stillstand erstirbt, der Gesichterbrei sich wieder auflöst in einzelne Köpfe und der befreite Mensch vergessen hat, daß er eigentlich für eine Freude bezahlt und eine Todesfurcht gekostet hat. Ihm ist, als wäre er noch billig genug mit dem Leben davongekommen.

Geringer schon ist seine Furcht vor den Spiegeln des »Lachkabinetts«, die aus seiner täuschenden göttlichen Ebenbildmaske die wahre veränderliche Fratze seines Wesens machen. Hier hängen konkave und konvexe Spiegel, halbkonkave, halbkonvexe, ihre optischen Wirkungen sind, wie aus der Schulbank erinnerlich, physikalisch erklärbar, aber im Augenblick erschreckend. Diese Spiegelungen haben ihre eigene Philosophie, eine tiefere, als der Versucher ahnt, der sich selbst auszulachen gezwungen ist. Objekt und Subjekt in einer Person. Zwei Stunden eingesperrt zwischen Spiegeln verschiedener Wölbungen, und der Zweifel an der Richtigkeit des üblichen und normalen Spiegelglases wird lebhaft. Wer weiß, ob nicht gerade jenes konvexe Glas mir die Wahrheit sagt? Jenes Konkave? Hier bin ich schmal und wachse unermüdlich in die Länge, die Gliedmaßen dehnen sich, als wären sie aus Gummi, das Gesicht verflüchtigt sich, seine symmetrischen Hälften komprimieren sich in der Gegend der Nase, und übrig bleibt eine menschliche Zaunlatte. Drüben aber quillt Körper in die Breite, Fleisch schwillt an in den Kleidern und diese mit ihm, breiig zerfließt die Gestalt im Glase. Wo ist die Wahrheit? Wer fand, daß der normale Spiegel meine Wirklichkeit wiedergibt und nicht jener angeblich verzerrende? Kommt nicht gerade hier mein tief geborgenes Wesen zur Schau? Bin ich wirklich kein Brett, dünn, hager, gespenstisch, möchte ich nicht wirklich himmelan freventlich wachsen, babylonische Zaunlatte in Menschengestalt?

Bildete ich mir ein, segeln, steuern zu können? Seht den Wellblechsee! Seine Wellen sind aus Metall, das sich ewiglich wölbt, Schwellungen gebärt und Flächen, Höhen und Tiefen; der Teil, der eben Hügel war, wurde jetzt zum Tal, es sind stagnierte Wellen, von der Stoß- und

Hebekraft unterirdischer Motoren unermüdlich bewegt. Sitzt man im Kahn und glaubt, jetzt fange ein sanftes Schaukeln an, süßer Rhythmus ruhiger Gewässer? Oh, wie dumpf poltert es aus der Tiefe, wie türmt sich vor dir plötzlich eine Woge gar nicht veränderlich, eine Woge, die sich gewissermaßen stabilisiert, niemals weicht, ewig dich im Tale läßt. Bis dich ein zum Forthelfen angestellter Bedientenarm weiter über die aufgeregte Oberfläche schaukelt. Und für dieses Gefühl, schlimmer, fürchterlicher als jenes, auf einer wirklich wilden See zu segeln und dem Tode nahe zu sein, zahlt man gern und willig, arbeitet man mühsam und schweißbeladen. Diese Energie hätte genügt, einen wirklichen Sturm auszuhalten.

Ach! und niemals werde ich eine Schweizer Uhr gewinnen! Nie wird es mir gelingen, mit sechs Hartgummischeiben eine kreisrunde Fläche so zu bedecken, daß von ihr kein Pünktchen sichtbar wird. Die Fläche ist nahe, ich werfe eine Platte nach der andern, kaufe neue, schleudere. Lust zu gewinnen packt meinen Arm, Furcht zu verlieren hält ihn zurück, und zwischen dem Willen zu schleudern und der Gelähmtheit des zittrigen Arms, der plötzlich Sitz des Geizes und der Spartriebe wurde, schlenkert das Bewußtsein. Menschen stehen da und werfen, kaufen neue Scheiben und bekämen für diese Anstrengung eine Schweizer Uhr in einem Laden.

Hier aber geht es um die Persiflage menschlicher Anstrengung. Ich sah einen Mann vor einem eigens zum Zerbrechen bestimmten Porzellanladen stehen und alles Geschirr mit Bällen zerschmettern. Dafür zahlte er. Er wußte selbst nicht, daß ihn der Klang zertrümmernden Materials zu neuen Würfen erhitzte, er schmetterte zwecklos Ball um Ball, die Leute traten zurück, bildeten einen Halbkreis und bestaunten ihn großen Auges. Vielleicht ging ihnen ein schreckliches Licht auf, und die Frage, ob dies Zertrümmern der Sinn des Lebens sein könnte, schwieg auf ihren Lippen...

Frankfurter Zeitung, 30.4.1923

DIE BOXER (II)

Die Boxer stehen, schwarz und weiß gestreift, im Ring, der ein Viereck ist. Dort, wo andere Menschen ihre Hände haben, schwellen bei den Boxern rotbraune Fäustlinge – man stelle sich vor, daß Hände geschwollene Backen haben können.
Ferner haben die Boxer nackte Waden wie Knaben im Sommerpark. Auf ihren strammen Unterschenkeln wachsen blonde gekräuselte Härchen, eine üppige Vegetation, verursacht durch Männlichkeit, sichtbar gewordenes Strotzen der Kraft.
So werden die Boxer dem Publikum namentlich vorgestellt, und sie verneigen sich artig, als wären sie im Gesellschaftsanzug. Die Schöße ihrer nicht vorhandenen Cutaways ragen gewissermaßen hinten in die Luft.
Ein ganz besonderes Geschlecht von Scheinwerfern hüllt die Boxer in eine unerhört weiße Lichtflut. Die Scheinwerfer verursachen einen grauenhaften Tag ohne Schattenmöglichkeit, weil ihr Licht von allen Seiten gleichmäßig kommt.
Ein Gong nimmt sich in dieser westlichsten aller Welten direkt blamabel orientalisch aus. Er bedeutet Beginn des Kampfes. Die feindlichen Boxer kreuzen ihre Fäuste, ritterlich, wie Kämpfer sind.
Die nächste Folge dieser Verbrüderung ist der Schlag eines Boxers gegen die Brust des andern. Es dröhnt hohl wie der Schlag gegen ein Eisenschild. Es war das eiserne Herz in des Streiters Leibe.
Darauf erfolgt ein dumpfer Laut. An der Tönung erkennt man, daß eines Boxers Gehirn getroffen ist.
Eine Nase blutet – rot und leuchtend fließt der ganz besondere Boxersaft über Mund und Kinn auf die Brust.
Dann schlägt ein Körper hin, auf die Bretter. Ein Mann in Hemdsärmeln, mit der Totenuhr in der Hand, tritt vor und zählt: eins, zwei, drei... Bis »neun« hat der Boxer Zeit wiederaufzuerstehen. Bei »sieben« erhebt sich der Boxer. Da ertönt auch schon ein Auferstehungsgong, die Osterglocke des Boxsports.
Nun lassen sich die Streiter in Stühle fallen, von ihren Sekundanten massieren, mit Genesungswasser waschen, Marke: Gesundbrunnen.
Und dann wiederholt sich alles – und nur die Kenner sehen die Nuancen und belegen jede Ohrfeige mit einem Spezialausdruck.

Das geht so lange, bis man glaubt, einer sei tot.
Er ist aber nur besiegt – und erhebt sich, wenn der Photograph kommt für die Ewigkeit knipsen.
Das Publikum verursacht einen Beifallsplatzregen und die Blechmusik ein Tuschgewitter.
Die feindlichen Boxer stehen Hand in Hand, ein Propagandabild für den internationalen Pazifismus...

Das Blaue Heft, 1. 5. 1923

DER FEIERTAG

An unserem Feiertag schweigen alle Glocken, und der offizielle Gott der bürgerlichen Priester, der Herr der auserwählten Klassen, der Menschen mit gesellschaftlichem Rang und Ansehen, der Gott des Gottesgnadentums und der Krupp-Kanonen trägt sein wochentägliches Angesicht und tut so, als wäre keine Sabbatruhe in unserer Welt. Seine Geschöpfe, die Bürger, die Offiziere mit den schleppenden Schürhaken an den Hüften, die schwergeprüften Fabrikanten in den lackierten Automobilen, die rückwärts gewendeten Regierungs- und Landräte, die der Strahlen majestätischer Gnadensonne bitter entbehren, empfinden diesen Feiertag als eine Lästerung göttlicher Gebote, die das besagen, daß wir arbeiten müssen, auf daß jene unbehindert den Ämtern, dem Geld und der Ehre näher kommen. Der erste Tag ihres völkischen Wonnemonds ist ihnen unangenehm gemacht. An einem einzigen Tag im Jahr merken sie, daß die Welt verkehrt sein kann und dennoch nicht untergeht: daß solche minderwertigen Geschöpfe wie Kellner aufhören dürfen zu »bedienen«; daß so nebensächliche Attribute der Industrie wie Fabrikarbeiter auch einmal aufhören können, ein Rad in Bewegung zu setzen. Und siehe da: Diese Welt besteht weiter, als hätte sich nicht das Ungewöhnliche ereignet: dieses Ungewöhnliche, daß die unbekannten Menschen aus den Tiefen emporsteigen und plötzlich durch die hellen Straßen marschieren; daß ihnen das Sonnenlicht so gut scheint wie allen andern; daß sie Luft atmen mit genauso konstruierten Lungen wie die konzessionierten Pächter der freien Lüfte.

Denn wenn sie's nicht mit eigenen Augen sehn, glauben sie, daß ihnen der ganze Frühling gehört wie die Gärten und Wälder, in die er einzieht; glauben sie nur an jene Feiertage, an denen die von ihnen bezahlten Küster die Glocken in Bewegung setzen; an denen die Priester beten für das Seelenheil jener, die sich bereits des leiblichen Wohls erfreuen. Und sie sind immer wieder erstaunt, daß ein Feiertag sein kann ohne Not im Kalender, ohne bürgerliche Weihe und ohne die Erlaubnis der Herrschenden. Ein Feiertag außerhalb der bürgerlichen Gesellschaftsordnung.

Und also kein Feiertag in überlieferten Formen. Sondern ein Tag der Ruhelosigkeit und der Bewegung. Nur jene, denen ein gütiger Klassengott Feste in den glücklichen Schoß wirft, dürfen rasten. Dieser Feiertag ist keine Rast, sondern Arbeit am Aufstieg und Kampf um den Mai.
Denn in *ihren* Gärten blüht der blaue Flieder, duften die Rosen, *ihrer* sind die sonnbeglänzten Tage und die unrationierten Kuckucksrufe in den grünenden Wäldern; die Liebe, nicht beschränkt auf flüchtige Stunden vor einbrechender Dunkelheit; die Wanderung in würziger Morgenluft und der Jubel der Lerchen. Ihnen gehören die Expreßzüge, die gen Süden fahren, in die Länder der fremden exotischen Früchte, ihnen die Flora und Fauna der ganzen Erdkugel, ihnen die Meridiane und Parallelkreise, der Äquator und das blaue Meer, die Kabine erster Klasse und die Essenzen und Öle aus den mühsam gezüchteten Blumen. Indes wir durch die Straßen schreiten, sitzen sie auf dem Balkon und erholen sich von unserem Anblick durch das Studium eines Fahrplanes. Ihre Phantasie beflügelt der Besitz – und zwischen ihrem Wunsch und seiner Erfüllung liegt *nur* das Geld.
Wir aber haben nur das Heute. Morgen ist wieder der Lärm der Schwungräder, der Staub des Abfalls, der Trost der frommen Sinnsprüche: Bescheidenheit ist eine Zier der Armen; Morgenstunde schüttet Gold in den Mund der Schlafenden; Arbeit ist ein Segen für die Arbeitgeber; Lohnerhöhungen, die heute besorgt werden können, verschieben wir auf morgen; liebe deinen Nächsten, wenn er für dich arbeitet.
An diesem Feiertag läuten ganz andere Glocken: Kein Küster bewegt sie, kein Priester predigt, und ihr Klang ist nicht golden, sondern eisern, denn es sind die Klänge von übermorgen und nicht jene von gestern. Wer sie nicht hört, ist taub.

Vorwärts, 1. 5. 1923

DER MENSCH AUF DER VERANDA

Ein Frühlingsgedicht

Das ist die Zeit, in der ein Drang ins Freie den von Intimitäten verschalten Menschen in die gläserne Unverfrorenheit der Veranda grausam hinausstößt.
Des Morgens plätschert ein Sonnenstrahl oder eine Regensträhne in seiner Kaffeetasse. Und am Abend verblutet weihevoll eine Ampel.
Auswärts gekehrt und allen sichtbar hängt der Schoß der Familie und alles, was er Winter über geborgen hatte. Im Angesicht der nachbarlichen Welt vollzieht sich die Traulichkeit behüteter Gebärde.
In der Dämmerung erknattern, Straßen entlang, im Kuß explodierende Lippen – und zärtlich zerschmetterte Gabeln sterben von der Hand ungebändigter Familienväter mit leise weinendem Geklirr.
Wände haben Augen. Der Mensch auf der Veranda, preisgegeben in Ohnmacht, Zorn und Hemdsärmeln, von Blumentöpfen spärlich beschattet, hängt, als wäre er sein eigener Kanarienvogel, zum Bürgersteig hinaus.
Der Tau netzt sein nach Wolken auslugendes Nasenbein – und der Abendwind streicht kühl über die behaarte Brust, das Jägerhemd wie ein Segel blähend.
Ein lauer Dunst, von gelüfteten Betten und privaten Angelegenheiten, kämpft siegreich gegen den schüchternen Duft eines etwa erblühenden Fliederstrauchs, der im Hinterhof, von Windeln beschwert, ein nützliches Dasein führt...

8-Uhr-Abendblatt, 5. 5. 1923

DIE PARADE

Die Parade ereignet sich immer dann, wenn die armen, leider schon wehrlosen Gefallenen eines Regiments eine schöne Gedenktafel bekommen, mit oratorischen Ornamenten geziert, die das Regiment von der bekannten rhetorischen Kunstgewerbefirma »Hindenburg,

Prinz Eitel Fritz und Co.« bestellt, pünktlich lieferbar, franko und gratis (»Karte genügt – Komme sofort«!).
Der Schmock des »Lokal-Anzeigers« ist auch dabei. Er hat die Aufgabe, der aus den geistig Minderbemittelten der Reichshauptstadt bestehenden, auf die »Scherl-Blätter« abonnierten Mitwelt zu verkünden, was die Generäle, denen die Gefallenen ihren Tod zu verdanken haben, über eben diese Gefallenen reden.
Ich bin immer sehr neugierig, wenn ich erfahre, daß so ein General reden will. Ich stelle mir vor, daß ihm im Angesicht einer marmornen Todesliste die Haare zu Berge stehen und daß er sich bemüht, sich vor den Toten zu entschuldigen.
Dann aber lese ich, was der Schmock berichtet, und sehe, daß die Generäle selbst im Angesicht des Todes, den die anderen erlitten haben, nicht Reue empfinden, sondern vom Hochmut besessen sind. Und langsam gewinne ich die Überzeugung, daß die Generäle nur deshalb die Große Zeit überlebt haben, weil sie vom Gott, der Eisen und Reden wachsen ließ, dazu ausersehen sind, Gedenktafeln rhetorisch zu verunzieren und die Toten mit der Erinnerung an den Kaiser zu beunruhigen.
Das ist das Traurigste an so einer Gedenkfeier: daß ein General, der die Soldaten selbst in den Tod geschickt hat, diese seine Handlung noch nachträglich mit einer Rede vervollständigen muß und die noch lebenden und im Andachtsdrill erschauerten Soldaten an ihre Pflicht gemahnt, ebenfalls auf eine solche Gedenktafel zu kommen – bei deren Einweihung noch einmal ein General eine Rede halten wird. Und so ist der Kreislauf des militärischen Lebens: Der General befiehlt den Heldentod, dann kommt man auf eine Gedenktafel, dabei hält der General eine Rede für den neuerlichen Heldentod, und dann kommt wieder die Gedenktafel.
Aber manchmal erschüttert mich eine schaurige Vision: Ich sehe, wie die toten Soldaten, aufgeschreckt durch die Erinnerung an den Kaiser, aus ihren Gräbern auferstehen und des Nachts, wenn die Generäle schlafen, zu der Gedenktafel marschieren. Voran trommelt der Tod den Fridericus-Rex-Marsch.
Die gefallenen Soldaten lesen ihre goldenen Namen auf der marmornen Gedenktafel und löschen sie aus und schreiben in den Stein den Namen eines lebenden und rednerisch begabten Generals. Und stellen sich auf, und der Tod rührt die Trommel, und es findet eine Gedenk-

feier für den lebendigen General statt. Und ein toter Infanterist hält eine Rede. Und er ruft zum Schluß: »Es sterbe der General!«
Aber dann graut der Morgen über Deutschlands Leichen- und Exerzierfeldern, und die Toten kehren zurück in die Gräber zu den Regenwürmern.
Um diese Zeit erwachen die Prinzen und Generäle und lassen sich die neuen Paradeuniformen reichen und die Schleppsäbel und ziehen aus eine neue Gedenktafel einweihen...

Der rote Joseph

Vorwärts, 13. 5. 1923

DAS VARIETÉ DER BESITZLOSEN

Die Annenstraße ist lang und grausam gleichförmig wie eine schlaflose Nacht. Die Häuser stehen da wie herbefohlen, so herzlos und zweckmäßig, als wohnte man nicht in ihnen, sondern wäre nur einquartiert.

Das ist das Viertel der Besitzlosen und der Fronenden. Derer, die von der Schwielenhand in den Mund leben.
Am Wochentagsmorgen schüttet dieser Stadtteil Tausende, Tausende in den Betrieb der Welt. Sie tappen durch den Frühdämmer, Sehnsucht nach abgebrochener Bettruhe in den Gliedern und mit einem Stück Gestern beschwert, das an ihren Kleidern haftet.
Heute aber ist Sonntag. Die grausamen Straßen selbst haben eine Art sauer-süßen Lächelns wie bei einer vorgeschriebenen offiziellen Feier.
Am Engelufer, in einem Lokal, in dem zu manchen Stunden politische Reden vom Podium auf heiße Köpfe regnen, ist heute Vergnügungsabend, von einem Arbeiterverein veranstaltet.
Die Tür ist schwer und wuchtig wie ein Proletenschicksal. Die Türen zu den Vergnügungsstätten des Westens sind leicht und zuvorkommend, und überdies werden sie von einem Mann mit Goldknöpfen und Tressen gehandhabt, den man Portier nennt und der eigentlich ein Automat ist mit einem beweglichen Armhebel zwecks Grüßens und Pfortenöffnens.
Hier ist kein Automat engagiert. Die Garderobezettel sind nicht bunte

Konfettischnitzel, sondern haltbarer Pappendeckel. Am Büfett bekommt man Bier und Sodawasser, allerdings auch Schokolade. Aber keine Früchte mit wächsern glasierten Wangen und nicht Süßes mit lockerem Leichtsinnschneeschaum.

Der Saal ist weit und allumfassend. Wenn man in der Mitte steht, dämmern seine Wände wie ferne Horizonte.

Die kleine Bühne ragt quadratisch in den Saal hinein, forciert und absichtlich. Ein schwerer Vorhang aus dunkelrotem Peluche verhüllt Erwartetes. Wunderbares.

Inzwischen trinkt man Bier und Limonade.

An den Tischen sind gesunde, reinliche Menschen. Sie haben Wochentag und Sorge abgewaschen und wollen sich freuen. Sie wollen sich nur freuen. In den Vergnügnungsstätten des Westens amüsiert man sich dagegen.

Ritsch! geht der Vorhang auseinander. Die Bogenlampe in der Mitte der Bühne ist mit violettem und rosa Papier bekleidet. So einfach ist das Problem des Stimmungsmachens hier gelöst! Im Westen läßt man violette Stimmung aus hintergründlichen Scheinwerfern über Kahlköpfe zischen.

Der Conférencier ist ein Mann mit einfacher Sprache, er erläutert die Vorgänge und witzelt nicht über sie. Etwas von der Ursprünglichkeit des mittelalterlichen Theaters umhaucht ihn.

Kleine Arbeitermädchen in einfachen dunklen Kleidern tanzen. Es ist ein Reigen. Ein wirklicher »Reigen« ohne Spur von gemachter Naivität. Es ist so natürlich, daß man tanzt, wenn man sich freut!

Dann Mädchen in leichten Kleidern, aus Tüll und Seide vielleicht. Violett und rosa. Mit nackten Füßen tanzen sie. Kein brünstiges Lorgnon reckt sich. Es ist so selbstverständlich, barfuß in leichten Kleidern zu tanzen.

Ein junger Mann trägt Walt Whitman und Nietzsche vor. »An den Mistral«. Vielleicht rauschen Wort und Vers an den meisten vorbei wie unbegreiflich schöne Gewitter. Viele lauschen doch. Und ein kleines Arbeitermädel in einer blühweißen Bluse mit rotem Schlips, mit einem süßen, blassen Gesicht, das Gott am siebenten Tage zu seinem eigenen privaten Sonntagsvergnügen modelliert hat, ist hingerissen zu fremder, unerhörter Seligkeit.

Wenn dann die Tanzmusik spielt – die Operetten des Westens, nach denen immer noch Norden und Osten tanzen –, kehrt die Kleine zurück zur Erde und bewußtem Vergnügen.

Vielleicht sammelt sie morgen, Montag, Eisenabfälle in einer Fabrik zu weiterer Verwertung. Heute noch besteht die Welt aus blühweißer Bluse, Mistral und Walzer.
Am Montag setzt sich die Welt immer aus Eisenspänen zusammen.

Vorwärts, 19. 5. 1923

DIE FREMDEN BÜRGER

Die fremden Bürger kommen nach Deutschland, Kohlendunst ferner Bahnhöfe umwittert ihre Koffer, die mit bunten Zetteln, Zeugnisse für wohlbestandene Zollexamina, beklebten.
Die fremden Bürger nennt man kurz: die Fremden – und die sind etwas anderes als die Ausländer.
Die Ausländer stammen gewöhnlich aus dem Osten, haben eine staatsgefährliche Gesinnung und wenig Geld und führen diesen Namen nur bis zur nächsten Dollarhausse, jenen geheimen Gesetzen gemäß, nach denen die Valutaverhältnisse mit den Einbürgerungsgepflogenheiten übereinstimmen.
Ein Ausländer soll sich innerhalb 24 Stunden bei der Polizei melden – die Fremden werden kollektiv vom Hotelportier gemeldet. Der Ausländer ist dem Staat eine Last – den Fremden ist es fast der Staat. Die Ausländer sind aus eigener Not im Lande, die Fremden sind wegen der Not des Landes da. Diese sind Sieger und jene die Besiegten.
Man sieht bereits, worauf das hinausläuft: Die Fremden sind Bürger, die Ausländer nur Proleten.
Die Fremden lagern in den großen Lederfauteuils der Hotelhallen, besichtigen ihre Fingernägel oder benagen sie – jeder nach seiner Veranlagung. Die Billigkeit deutschen Manikürgeräts verführt sie gelegentlich zum Gebrauch von Nagelfeilen, bei Tisch oder im Café. Die Hygiene ist überhaupt eine Angelegenheit der Valuta.
Von Kellnern umwedelt, von Direktoren lächelnd begrüßt, von roten Liftboys umsäumt, horchen sie auf die Fünfuhrtee-Musik. Sie lieben ein fröhlich Lied, die Fremden, und bestellen beim Kapellenober akustische Leibleckerbissen; ein Vorspeisepotpourri; eine Lehár-Cremetorte; eine Robert-Stolz-Konfitüre aus Wien, der Stadt der Sacheroperetten.

Die Fremden lieben die Frauen und fördern durch eine günstig entwickelte Freigebigkeit die Luxusproduktion des Landes und einheimische Ehemänner-Selbstmorde.
Eigentlich, es fällt mir gerade ein, heißen sie »Fremde« nach dem Aroma der Fremdheit, das sie ausströmen. Als ich Knabe war, roch ich denselben Duft an den Oktoedern aus rotem und grünem Pergament, in denen die Teeblätter aus China schlummern; oder an ausgestopften Kolibris; und an den fremden Schmetterlingen im Kasten, an den Abendkleidern aus buntem Veloursamt.
Die fremden Bürger aber tragen Covercoats aus englischen Stoffen. Sie kommen überhaupt nicht so sehr aus fernen Ländern wie aus Warenhäusern. Deshalb machen sie immer den Eindruck frischgetünchter Villen im Frühlingsglanz.
Im Gasthaus begrüßen sie einander mit kräftigem Weidmannsheil und wählen den günstigsten Stand. Geübten Augs erspähen sie der Küche bestes Wild und zielen nach ihm mit dem Speisenträger. Lassen sie ein Besteck fallen, so stürzt ein Piccolo darauf, die Gabel mit seinem Leibchen deckend.
Wenn alles flüstert, lärmen sie; wenn alles kniet, stehen sie; wenn alle spekulieren, warten sie; wenn alle schlafen, wachen sie; wenn die Mark fällt, steigen sie.
Chauffeure, an die sie herantreten, surren mit angekurbeltem Diensteifer.
Zigarrenhändler, die ihnen Tabak zeigen, greifen mit Händlerpolypenarmen gleichzeitig in alle Fächer ihrer Wände.
Der Portier an der Drehtür schaufelt sie mit der emsigen Trinkgeldrechten ins Innere.
Der Photograph, bei dem sie sich porträtieren lassen, wird zu der vergrößerten Aufnahme seiner eigenen Freundlichkeit.
Wenn sie aber heimkommen, die Fremden, werden sie Obsthändler, Schweinezüchter, Gummiabsatz-Erzeuger, Reisende in Irrigatoren.

Alle diese Menschen leben in Deutschland auch. Daher ist eine weitere Beschreibung überflüssig.

Der rote Joseph

Vorwärts, 27. 5. 1923

DER PROZESS VOM NORMALMENSCHEN

Die beiden jungen Berliner Maler Georg Kobbe und Erich Godal sind gestern von der Strafkammer des Berliner Landgerichts I wegen Verbreitung unzüchtiger Darstellungen (§ 184 des Strafgesetzbuches) zu Geldstrafen von 60 000 bzw. 100 000 Mark verurteilt worden. Es handelte sich hierbei um vier Zeichnungen, die die Künstler auf der juryfreien Ausstellung im vergangenen Jahre ausgestellt hatten und die das Ärgernis des Staatsanwalts in dem Maße erregt hatten, daß er sie beschlagnahmte. Es handelt sich um zwei sehr skizzenhaft hingeworfene weibliche Akte, einen Halbakt und eine Liebesszene zwischen Mann und Frau. Bei diesem Prozeß kommt es nicht auf den Kunstwert der inkriminierten Zeichnungen an, der sowohl von den Sachverständigen wie auch von dem Gericht uneingeschränkt anerkannt wurde, sondern es kommt auf die Urteilsbegründung und auf das sogenannte sittliche Empfinden des »Normalmenschen« an, der angeblich an diesen Zeichnungen Anstoß genommen hat, wobei bemerkt sein soll, daß alle die, die sich für einen Normalmenschen halten (darunter auch meine Wenigkeit), allen Grund hätten, scharf gegen dieses Urteil der Strafkammer zu protestieren.

»Normalmensch«, das war das Schlagwort, um das sich die Verhandlung drehte und das auch in der Urteilsfällung die wichtigste Rolle spielte. Die beiden jungen Angeklagten vertraten den Standpunkt, daß ein Künstler das bilden dürfe, was er wolle. Ein *Kunst*werk könne niemals pornographisch sein, es sei denn, daß es überhaupt kein Kunstwerk sei. Pornographie habe eben mit Kunst nichts gemein. Aber damit war das Gericht nicht einverstanden.

Ein Beisitzer gab den Angeklagten den guten Rat, doch so wie Hans Mackart zu malen, ein anderer meinte, wenn Kobbe seinen Akt mehr *»en relief«* gezeichnet hätte, wäre das Anstößige vermieden worden. Er hätte »die Diagonale eben auch mehr von der Seite nehmen können«.

Die beiden Maler wanden sich unter diesen Ratschlägen wie Mordbuben in der Folter. Aber auch die Sachverständigen teilten die Anschauungen des Gerichtes nicht. Als der Vorsitzende erklärte, daß für die Normalmenschen nicht Form und Farbe eines Bildes, sondern nur das gelten könne, was das Bild darstelle, schlug der Sachverständige Dr. Max Osborn dem Gericht vor, unter diesen Umständen schleunigst

einige Kunstwerke, die in den Berliner Museen hängen – darunter Corregios »Leda mit dem Schwan« im Kaiser-Friedrich-Museum –, sofort beschlagnahmen zu lassen. Natürlich führte auch der Staatsanwalt in seiner Anklagerede den Normalmenschen als maßgebend an und betonte, daß dieser Normalmensch für ihn die große Mehrheit des Volkes sei, die Anstoß an diesen Bildern nehmen müsse. Zwar widerlegte der Verteidiger, Dr. Wolfgang Heine, in seinem Plädoyer die Anschauung des Staatsanwalts und wies nach, daß ein normales Urteil in irgendeiner wissenschaftlichen oder künstlerischen Angelegenheit nur der fällen könne, der etwas von der Sache verstünde und der die nötige Schulung und Bildung zu diesem Urteil habe. Zwar betonte er, daß sich auch die Künstler und diejenigen, die keinen Anstoß an Kunstwerken nehmen, die ein erotisches Thema behandeln, zu den reinlich empfindenden Normalmenschen rechneten... Alles das verpuffte wirkungslos. Das Gericht verurteilte. Und in der Urteilsbegründung heißt es, daß die Zeichnungen zwar auf Künstler und künstlerisch empfindende Menschen anders wirken könnten als auf den Durchschnitt des Publikums. Aber auf das normal empfindende Durchschnittspublikum, auf eben das, das von Kunst nichts verstehe und dem sich das grob Sinnliche und kraß Sexuelle aufdränge, komme es an. Dieses (so sagt das Gericht) normal empfindende Publikum sei derjenige Teil des Volksganzen, der Landessitte, sittliches Empfinden und bürgerliche Moral bestimme. Es könnten ja auch zum Beispiel Leute in Kunstausstellungen gehen, die keine künstlerischen Neigungen hätten, sondern nur allgemein interessiert seien und die aus diesem Grunde ein stärkeres Gefühl für Sittlichkeit und Schamverletzung hätten.
Aus diesen Ausführungen des hohen Berliner Gerichtshofes geht also hervor, daß der künstlerisch empfindende, ja sogar der ganz allgemein gebildete Mensch ein höchst raffiniertes und gegen »Sinnenreize« abgebrühtes Individuum ist, dem eine Mehrheit von solchen Menschen gegenübersteht, die keine nackt dargestellten Menschen, ganz gleich, ob Plastik oder Gemälde, sehen könnten, ohne infolge eines sofort eintretenden Sexualreflexes automatisch daran Anstoß zu nehmen. – Und diese Beschimpfung des normalen und gesunden Menschen soll man sich gefallen lassen?

Frankfurter Zeitung, 4. 6. 1923

BALLETTPROBE IM STAATSTHEATER

Im Probesaal, der nackt ist wie ein Klassenzimmer, tanzt das Ballett! In der Ecke rechts steht das Klavier, der einzige dunkle Fleck in dieser pädagogisch-hellen Umgebung. Selbst der Klavierspieler ist blond. Ich sitze auf dem Podium neben dem Katheder. Jawohl, neben dem Katheder.

Das Katheder ist ein Pult, mit klassenbuchähnlichen Heften belegt. Die Hefte enthalten verschiedene Rubriken, in denen steht: »1. Minister«; »2. Minister«; und ähnliche Würdenträgerbezeichnungen. Erstaunlicherweise heißen die Minister zum Beispiel: Elsa mit Vornamen. Es sind Staatsposten des Balletts. Der Dienst derer, die sie bekleiden, ist Tanzen. (Eine Politik, die in den Fußspitzen liegt.)

An der linken Pultwand befinden sich drei Druckknöpfe. Es sind Klingeln. Wenn sie der Herr Ballettmeister Hoffmann drückt, erscheinen entweder Tänzer oder die Tänzerinnen oder die »Solodamen« oder auch alle. Nach Belieben bitte.

Oben läuft die Wände entlang ein Balkon, mit Vorhängen leider. Hinter den Vorhängen kleiden sich die kleinen Tänzerinnen aus und um.

Die ganz kleinen Tänzerinnen sind siebenjährige Kinder. Es gibt hier eine Schule, in der sie tanzen, um Lesen, Schreiben, Rechnen zu lernen, und andere Dinge, die Tänzerinnen brauchen.

Diese kleinen Tänzerinnen verursachen ein großes Gesumm auf dem Balkon, just, wenn die Probe beginnen soll. Drei Stockschläge des Herrn Ballettmeisters, mit einem Rohrstäbchen auf den Boden getupft, hören sich an wie das Aufstoßen mit einem Marschallstab vor Beginn eines königlichen Zeremoniells. Drei Löcher sind in das Gesumm geschlagen.

»Mignon!« ruft der Herr Ballettmeister. Der Klavierspieler läßt einen Tanz den Tasten entrasen.

Eben noch standen die Herren im Straßenanzug. Die Damen saßen und standen in den Ecken. Sie haben weiße Wirbelwindkleider an und nackte Beine. Die Füße stecken in weißen Schuhen, die biegsam sind mit Sohlen wie aus Brieftaschenleder. Wenn es nicht so unsinnig klänge, möchte man sagen, die Füße stecken in Handschuhen.

Eben noch standen, wie gesagt, die Herren im Straßenanzug. Jetzt haben sie plötzlich hergezauberte Pauken in der Hand, in die sie jubelnd

schlagen. Sie schlingen sich durch die weißen Mädchenreihen wie noch nicht fixierte, graue Zäsuren durch Verse aus weißer Weiblichkeit. Von Melodiewinden geschaukelt, wiegen sich die Körper.
Plötzlich verfangen sich irgendwo die Takte im Gestrüpp. »Aufhören!« pocht der Stock des Herrn Ballettmeisters. Die Musik bricht ab. Ein halbzerrissenes Tonbündel war noch eine Weile in der Luft. »Noch einmal!« Der Tonbündelrest ertrinkt in den Anfangsklängen. Das war glatt. Die Trommeln klangen überall wie ordnungsgemäße Punkte, sauber hinter die Rhythmen gehauen. Die Herren treten ab. Dann ist Pause. Die Damen trippeln in die Ecken. Sie erhalten Theaterbillette von einem umherziehenden Herrn.
Die kleinen Tänzerinnen summen schon wieder. Ein Bündel brauner und blonder Mädchenköpfe ragt über das Geländer herunter, von fortwährendem Getuschel geschaukelt. Der Herr Ballettmeister ruft die Kinder, und dann trippeln sie, tripp, trapp, mit dem Geräusch eines Sommerregens die Stiege entlang in den Saal.
Dann drückt der Herr Ballettmeister auf den Knopf, auf daß die Solodamen herfürtreten. Die Kinder ergreifen Palmzweige, die auf dem Klavier liegen, und umrahmen die Gruppe der Tänzerinnen wie ein kleiner Gartenzaun aus Kinderkörpern.
Hier sieht man die unmittelbare Wirkung der Musik: wie ein Ton einen Körper elektrisch durchfließt und eine Geste hervorruft. Wie die Melodie sich zum Körper wandelt und plastische Ausdrucksform wird. Wie nahe verwandt die Künste sind: Musik und darstellende Kunst. Ich habe die zwingende Vorstellung, daß ein Bildhauer modellieren müßte bei Musikbegleitung.
Es ist ein freudiges Exerzieren. Die militärische Exaktheit besänftigt sich in den weichen Bogen runder, schleifender Bewegungen. Das Kommando ist sphärisch. Man gehorcht ihm nicht aus Not, sondern aus innerem Zwang.
Ich muß noch vom Herrn Ballettmeister erzählen: Er ist nicht mehr ganz jung, der Herr Ballettmeister. Aber ich sehe, wie in seinem Körper die Rhythmen tänzeln. Wenn er rasch hintereinander ta-ta-ta sagt, hüpfen seine Füße sozusagen innerlich. Manchmal stellt er sich in die Mitte und zeigt: Die Damen müssen eine Schulter zurückbiegen. Und er biegt, wahrhaftig, eine Schulter geschmeidig zurück, daß er aussieht wie eine Tänzerin. Nur in der Ruhe ist er Herr und Ballettmeister. Hier ist er endlich einmal eine Autorität ohne Steifheit.

Ich liebe den Herrn Ballettmeister. Er hat einen Rohrstab, aber der dient nur zu Illusionszwecken. (Der Rohrstock meines Rechenlehrers war keine Illusion.)
Er kommandiert und befiehlt, aber sein Befehl ist durch Musik gemildert und seine Strenge von Melodien umrahmt.
In diesem hellen Klassenzimmer füllt sich dank der Musik die Luft mit Rampenlichterglanz. Die Tänzerinnen tragen nur weiße Wirbelwindkleidchen, aber wenn sie wirbeln, bekommen sie einen Regenbogenglanz. Es ist, als ob die ganze Theaterpracht in den Körpern, in den Bewegungen und in den Klängen verborgen wäre. Und des Nachts, in der Vorstellung, ist die Kulisse nur Staffage, die Rampenlichter sind Behelf.
Ei, wenn sie auf die Bühne kommen, diese Mädchen! Hier sehe ich sie aus dem Alltag und vom Balkon hertanzen. Ich sehe ihre Nummern im Klassenbuch, die Thyrsosstäbe, die Rohrstäbchen sind, die Engelsflügel, wie sie sozusagen angenäht werden. Ich bin in der Werkstatt der Träume. Ich sehe die Entstehung des Zaubers, seine chemischen Bestandteile.
Ich weiß, daß es etwa ein halbes Hundert Tänzerinnen gibt. Daß die meisten aus Familien stammen, die kein Geld haben. Daß die kleinen Engel auch rechnen lernen müssen. Daß sehr viel Anmut aus sehr viel Armut kommen kann.
Ich weiß, daß am Abend die Mütter im Sonntagskleid im Parkett sitzen und unter fünfzig wirbelnden Zehenspitzen nur zwei ganz bestimmte Zehenspitzen sehen, die ihren Töchtern gehören. Und ich sehe, wie die Kinder, die eben noch Palmblätter in himmlischen Händchen trugen, mit der Stadtbahn heimfahren und mit dem Vater im Norden Berlins Mittag essen, aus einfachen Gefäßen mit Löffeln aus Zinn.

Frankfurter Zeitung, 9. 6. 1923

ANNA WITTE

Anna Witte verkauft Papier und Schreibgeräte in der Hardenbergstraße 42, in der Nähe der Technischen Hochschule, in einem bescheidenen, aber reichlich mit Waren versehenen Laden, den man einen

»gutgehenden« nennen kann. Sie packt Papier, Reißzeug, Umschläge, Bleistifte, Stahlfedern und Ansichtskarten in alte Nummern der »Deutschen Zeitung«, der »Deutschen Tageszeitung«, bestenfalls der »Deutschen Allgemeinen Zeitung«.

Also hängt an der Glastür ihres Ladens eine schwarz-weiß-rot umrandete Einladung zu einem Vortrag des Herrn Jürgen von Ramin; also sind im Schaufenster Ansichtskarten nationalen Charakters zu sehen, angefangen vom Bild einer patriotischen Alt-Heidelberg-Ruine bis tief hinunter zur Photographie des Kronprinzen. Der ist übrigens in verschiedenen Situationen vorhanden: wie er zum Beispiel, das Land der Sehnsucht mit der Seele suchend, am Strande sitzt und auf das Meer sieht; und wie er, in schlichtem Zivil, mit redlichem Aug' in eine von Rosner komponierte Wirklichkeit blickt, durch Memoiren geläutert und Republikanern der Deutschen Volkspartei sogar sympathisch. Anna Witte verkauft auch Photographien von Prinzessinnen, rührenden Hohenzollernkindern, rheinischen Bergwerken, deutschen Flugzeugen und im Heeresbericht der Kriegsjahre genannten Flugzeugführern. Die Gesinnung der Meßterwoche erfüllt das Schaufenster der Papierhändlerin Anna Witte.

Sie arbeitet redlich von neun Uhr früh bis sieben Uhr abends – mit einer mittäglichen Unterbrechung von anderthalb Stunden. Ich sagte: redlich – weit und breit fand ich keinen Papierhändler, der Faber-Stifte noch zu 350 M. verkaufte. Die meisten Papierhändler haben sich an die neuen Preise rascher gewöhnt als an die neue Staatsform. Wenn Beschränktheit die Voraussetzung reaktionärer Gesinnung ist – Anna Witte entschuldigt zumindest der Mangel kaufmännischer Pfiffigkeit, schließlich ist sie eine Papierhändlerin.

Frauen dieser Art tragen immer diese Kleidung: ein dunkles, hochgeschlossenes Kleid mit Potsdamkragen, einfach geglättetes Haar und eine freie Sittlichkeitsstirn. Es ist eine betonte Abkehr von Eitelkeit und den Torheiten weiblichen Wesens. Es ist ein Protest gegen die sündhafte Verirrung der modernen Frau und die Tendenz, sozusagen ein nichtleuchtendes Beispiel deutscher Frauentugenden zu sein. Nur die Prinzessinnen dürfen Abendkleider mit Ausschnitt tragen. Der schlichten Bürgerin ziemt der Stehkragen. Solche Frauen kenne ich: Ich sah sie in den Vortragssälen, in denen Professor Brunner sprach, in den Sonntagnachmittagsaufführungen der Calderon-Gesellschaft und manchmal in den Zügen, die nach Potsdam fahren. Nur in Deutsch-

land sieht man diese Kleider, diese Frisuren, diese Moral auf Kosten des guten Geschmacks.
Es stecken meist anständige Menschen in diesen Kleidern. Sie haben nur das Unglück, auf Grund unseliger Verwechslungen unsympathisch zu sein. Sie glauben, Rückständigkeit wäre deutsche Treue; Stolz auf eigene Untertänigkeit wäre nationaler Stolz; Antisemitismus wäre Vaterlandsliebe; ein nationalistischer Mörder wäre ein Siegfried.
Und so geschah es mit der Papierhändlerin Anna Witte. Sie sammelte für den Rathenau-Mörder Ernst Werner Techow. Sie wurde verurteilt, und sie wird wahrscheinlich vom Präsidenten Ebert begnadigt werden. Denn sie ist eine Papierhändlerin, sie lebt von den Ansichtskarten, von den Hörern der Technischen Hochschule, sie liest die »Deutsche Zeitung«, sie trägt eine entstellende unweibliche, antiweibliche Mode – sie ist bestraft genug.
Gewiß tat ihr der junge Techow leid, der zu ihren Stammkunden zählte. Sie ist eine einsame Frau, sie hat sich nie vorteilhaft angezogen, ihre Moral hat sie immer gezwungen, Propaganda gegen ihre eigene Weiblichkeit zu treiben. Sie hat nicht viel Liebe erlebt, spät und ganz anders entwickelten sich ihre Gefühle für die Hörer der benachbarten Technischen Hochschule. Eine späte, karge Romantik. Sagen wir: Es war Mütterlichkeit.
Sie spricht nicht viel, sie ist mißtrauisch gegen fremde Besucher, sie lebt mißtrauisch und verbittert, beschränkt und ehrlich, arbeitsam und enge in dieser neuen Welt. Man lasse sie weiter, zur Strafe, Ansichtskarten des Kronprinzen verkaufen. Einen Vortrag des Jürgen von Ramin ankündigen. Und an dieser falschen Romantik zehren, die heute die deutsche Studentenschaft mit schäbigem Glanz umhüllt.

Das Tagebuch, 16. 6. 1923

DIE ANDERE WELT

Erhebende Gewißheit, daß die Ärmlichkeit irdischen Menschenlebens vom Lauf der Gestirne abhängt, daß der Kosmos sich ausgerechnet um mich kümmert und daß meine Liebesangelegenheit mit dem »Aspekt« der Venus zu tun hat. Daß der zweite Juni zum Beispiel ein ganz her-

vorragender Tag war zum Säen und Pflanzen von »Rüben, Zwiebeln und Knollengewächsen«; der dritte dagegen kritisch für »Kinos und Spekulationen«; der vierzehnte gut für »Deutschland, Verwaltungen, Obere, Lehrer, Richter und für Operationen«.
Erlauben sich die Gestirne Witze? Steht es wirklich schon in den Sternen geschrieben, daß Tage, die für Deutschland günstig, es auch für Oberlehrer sind? Und ein und dieselbe »Konstellation« regiert des Deutschen Reichs Geschicke und jene des Oberlehrers? Zweifelte ich je an der Astrologie – hier offenbart sich mir überzeugend (weil ironisch) die Glaubwürdigkeit der Gestirne, welche die gleichen Gesetze für Beamte und Deutsche wirksam sein lassen.
Während des ganzen Monats sind uns beschert: heftige Preßfehden, Sexualkrankheiten, Schwierigkeiten der Regierungen und der Finanzen, Lohnbewegungen unter den Angestellten.
Es stimmt. Will man aber wissen, woher die ewigen Gestirne so gut orientiert sind über die Verhältnisse des europäischen Kontinents – die Lösung ist leicht und einfach: Der Herausgeber der »Anderen Welt«, einer astrologischen Zeitschrift, die sich aus kosmischen wie kosmopolitischen Gründen auch »La altra Mondo« nennt, der Göppinger Astrologe Chr. *Österreicher* – ein Gattungsname für Leichtgläubige – liest mit Eifer die irdischen Zeitungen und versendet komprimierte Leitartikel ins Weltall zur Aufklärung der analphabetischen Planeten. Aus Dankbarkeit erweisen sich dann die Sterne gefällig und prophezeien, was geschieht.
Der Herausgeber der Zeitschrift aber verdient Geld. Nicht nur weil er Abonnenten findet und sogar Referate in der Zeitung (wie dieses hier), sondern weil anzunehmen ist, daß er mehr weiß, als er sagte, und daß es ihm ein leichtes ist, kosmische Tips auf der Börse anzuwenden. Vielleicht gar spekuliert er, prozentual beteiligt, für Mars und Jupiter in Bankaktien.
Man kaufe sie!

Wiener Sonn- und Montagszeitung, 18. 6. 1923

MAZDAZNAN

Die »Verdrängung« der Erotik – Knoblauchkur – Etwa 200000 Anhänger in der Mark Brandenburg – Die Alten und die Jungen

Die ersten Mazdaznaner begegneten mir in *Ilfeld* im Harz bei Nordhausen. Es waren herumschweifende »Brüder und Schwestern«, alle in Sandalen, alle mit knoblauchgefüllten Säcken an der Hüfte und in lichten Gewändern.

Sie zogen schweigsam, in zwanglosen Reihen, zwei und drei und vier in einer Reihe, wie es sich traf, und verbreiteten einen weit spürbaren Knoblauchgeruch. Es war Frühling, noch dunstete der Waldboden grau, und die Mazdaznaner schlichen durch die wallenden Nebel wie ein Zug Auferstandener, lange begraben Gewesener, die ihre Sprache verloren haben.

Später, in der Stadt Ilfeld, lernte ich einen Mazdaznaner in Zivil kennen. Es war ein Bürstenbinder und Korbflechter, ein stiller Mensch mit jenem Flackern in den Augen, das in deutschen kleinen Städten manchmal die Kleinbürger haben und das sie auf den zweiten Blick als Angehörige irgendeiner Sekte kennzeichnet. An der Tür des Korbflechters hing eines jener Instrumente, die zum Gebiet der Medizin ebenso gehören wie zur Einrichtung jedes hygienischen Hauses und die bei Magenerkrankung wertvollste Dienste leisten. Zu den Geboten der Mazdaznaner gehörte die häufige Benutzung dieses Spülinstruments.

Die Sekte der Mazdaznaner ist *persischen Ursprungs*, sie bezieht ihre Gebräuche auf die höchstpersönlichen Anweisungen Zoroasters. Ihre Lehre befiehlt ihnen *»Reinigung von innen«*, Geringschätzung, sogar Verachtung jeder Sexualität. *Verdrängung der Erotik durch Sonnenbestrahlung*, ermüdende Wanderung, kalte Bäder. Sie müssen täglich – an Sonnentagen – vier Sonnenbäder nehmen und zwei Sitzbäder. Nur jene Eier dürfen sie essen, aus denen der sogenannte »Hahnentritt« entfernt ist, das ist jener weiße Faden, der angeblich den Dotter mit dem Eiweiß verbindet und sozusagen als ständige Erinnerung an die blamable Tätigkeit des Hahnes in der Frucht zu sehen ist. Zum Frühling, wenn die Blumen zu sprießen beginnen, fangen die Mazdaznaner mit ihrer *Knoblauchkur* an. Sie verpesten die schönen thüringischen Wälder mit dem Knoblauch, die kleinen und größeren Städte mit ihrer

Lehre, welche die Liebe aus der Welt schaffen soll. Die Mazdaznaner glauben nämlich eifrig daran, daß bei peinlichster Verfolgung der Zoroasterschen Gebote eines Tages die Menschheit es nicht mehr nötig haben wird, sich auf die übliche Weise fortzupflanzen, sondern es wird die Sonne gewissermaßen die Kinder an den Tag bringen.

Diese Lehre verurteilt ihre eigenen Anhänger zum Aussterben – und sie wäre allein schon dadurch ungefährlich, daß sie die Erzeugung junger Mazdaznaner auf dem mehr oder weniger garantiert sicheren Wege zu verhindern trachtet. Allein, immer mehr Ehepaare, die ihre sündige Jugendzeit schon hinter sich und um sich die lebendigen Folgen jener Zeit haben, fallen den Mazdaznanerweisheiten anheim, und die Kinder sind ebenso gläubig wie die Eltern. Besonders verbreitet ist diese Sekte in Thüringen, aber auch in der Mark Brandenburg leben Mazdaznaner, und im *Norden Berlins* sprießen sie in den Frühpromenaden auf, den Knoblauchduft verbreitend.

Es gehören meist Kleinbürger zu den Mazdaznanern: kleine Schustermeister, Tischler, Töpfer und sehr viele Frauen. In Brandenburg dürften etwa *zweihunderttausend* leben, sonst ganz vernünftige Menschen, normal mit ihrem Beruf beschäftigt und, abgesehen von der schönen Liebe, alle Ideale der Menschlichkeit hochhaltend. Sie helfen einander brüderlich auch mit Geld; ihr Vertrauen zu der Anständigkeit der Menschen ist ebenso groß wie ihr Glaube an die Heiligkeit ihrer Gebote. Es gibt auch fromme Christen unter ihnen, fleißige Kirchenbesucher, pünktliche Steuerzahler. Sie sind überhaupt bestrebt, sich so wenig wie möglich von den andern zu unterscheiden. Freilich nützen diese guten Vorsätze nichts, sie zerschellen sozusagen am Knoblauchgeruch.

An stillen Nachmittagen machen die Mazdaznaner einander gegenseitig Besuche. Sie vergessen bei diesen Gelegenheiten nicht, jene vorher erwähnten Instrumente mitzunehmen. Und so kann man die Mazdaznanerfrauen in schönen Kleidern mit weiten Markttaschen sehen, manchmal auch mit umfangreichen Papiertüten. Unterwegs verteilen sie gelegentlich Propagandaliteratur. Kleine Broschüren, gedruckt zumeist in thüringischen Städten, mit dem Phantasiebildnis Zoroasters auf dem Umschlag. Ein- oder zweimal im Monat veranstalten sie Propagandaabende in Schulräumen und laden Straßenpassanten durch kleine Handzettel ein. Da versammelt sich alles, die armen, alten, abgearbeiteten Frauen mit ewigtränenden Augen in schwarzen armseligen

Kleidern, die Haare straff nach oben gekämmt und bestrebt, den Eindruck einer ohnehin glaubwürdigen Menschheit hervorzurufen. Männer mit den typischen Zügen jener, die man bei jedem okkultistischen Schwindelvortrag sehen kann. Das Podium steht nicht an der Wand, sondern in der Mitte. Eine Sonne, triefend von Fett, eine schmelzende Buttersonne, in glühenden Ölfarben gemalt, liegt auf dem Tisch. An den tritt ein bärtiger Mann im Büßerhemd und liest das mangelhafte Deutsch einer Broschüre vor.
Ich fragte ihn, was das Wort Mazdaznaner bedeute, und er schwieg, auf die Decke weisend, mit gläubig gestrecktem Zeigefinger. Er weiß kaum etwas von Zoroaster. Er ist ein arbeitsloser Schmied und nährt sich von gespendetem Knoblauch und Eiern ohne »Hahnentritt«. Er führt eine Registratur – darin sind die Namen aller Berliner Mazdaznaner verzeichnet und aller Mazdaznaner-Zentralen im Deutschen Reich. Sehr stolz erzählte er mir von der Zugehörigkeit eines im Westen Berlins lebenden Professors, eines Mediziners, zum Mazdaznanertum.
Die junge Generation der Mazdaznaner scheint ihre Gebote nicht so ernst zu nehmen. Ich sah sie pärchenweise in das Dunkel der nächtlichen Straße davonschleichen. Offenbar glauben sie nicht recht an die Möglichkeit einer Fortpflanzung durch Sonnenstrahlen. Sie ziehen die vertrauenswürdige Verschwiegenheit nächtlicher Gestirne vor.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 27. 6. 1923

BERÜHMTE HÜHNERAUGEN

Aus den Memoiren des Wiener Operateurs Dornauer

Am Graben, also mitten in Wien, lebt seit vielen Jahren ein Mann, der ein Wohltäter der Menschheit genannt werden muß, obwohl er sie nur von einem der kleinsten Übel zu befreien vermag. Wenn er dennoch Gegenstand einer öffentlichen Erörterung wird, so geschieht es mit Rücksicht auf jenes Gesetz, demzufolge die geringsten Ursachen die größten Wirkungen hervorzurufen imstande sind; ferner dank dem Umstand, daß zu des Wohltäters und seiner Vorfahren Patienten neben vielen unbedeutenden Menschen auch berühmte und historische

Persönlichkeiten gehörten, von deren Leben und Wirken zwar manches überliefert ist, von deren kleinen Schmerzen die Nachwelt aber keine Ahnung hat.

Der Mann am Graben (im »Grabenhof«) ist ein *Hühneraugenoperateur*. Er heißt Wilhelm *Dornauer* – ein Name, der es jedem leicht macht, die Beziehungen zum Gewerbe des Hühneraugenoperierens festzustellen. Was diesen Dornauer von seinen Kollegen unterscheidet und vor ihnen auszeichnet, ist die Tatsache, daß er ein historischer Dornauer ist, ein Hühneraugenoperateur, der sozusagen berühmte Hühneraugen entfernt hat, ein Mensch, der von der und jener Persönlichkeit genau weiß, wo sie der Schuh drückt, und vor dem bekannte Wiener Frauenschönheit jenes Geheimnis eingesteht, das sie selbst dem geliebten Manne verbirgt. Äbte, Klosterfrauen, Schauspielerinnen, Prinzen standen, will sagen: saßen und sitzen in Dornauers Behandlung. Er selbst betreibt sein wohltätiges Geschäft schon an die 40 Jahre. Seine Großmutter, die aus Münster in Tirol stammte und eine heilkundige Frau war, erfand jenes segensreiche Pflaster, das ein Geheimnis und eine Erwerbsquelle der Familie wurde und mit dem sie durch viele deutsche Städte reiste, eine fahrende Hühneraugenschneiderin. Sie sammelte Dankschreiben von Patienten »höheren und niederen Standes«, und so entstand das Stammbuch der Familie Dornauer, aus dem zu ersehen ist, wie das über die Menschheit gesäte Unheil des Hühnerauges keine Unterschiede kennt, den Proleten und die Durchlaucht mit gleichen Schmerzen treffend.

Aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammten die ersten Eintragungen. »Nachdem die Residenz das Beispiel gegeben, so hat auch das Physikat nichts gegen den Aufenthalt der Familie Dornauer – Offenbach 1833.« Wir lesen, daß in demselben Jahre in der Stadt Mannheim die »Fräuleins von Drais« – die Zahl ist nicht genannt – ihre Hühneraugen losgeworden sind, ebenso wie der dankbare »Hofschneidermeister Heyd«. 1836 wurden die prinzlichen »Elsteraugen« des Prinzen zu Solms-Braunfels kuriert – in Düsseldorf – und 1840 in München die gräflichen des »Grafen Arco-Valley, Reichsrats der Krone Bayern« – wie man weiß, ein Vorfahre des Eisner-Mörders. Der *Abt* Barnabas von Augsburg und die *Klosterfrau* Franziska Riesen sind als Vertreter der geistlichen Macht genannt. Dann kommt ein berühmter Patient – auf den ich die Professoren der deutschen Literaturgeschichte besonders hinweise: nämlich *Franz v. Dingelstedt*, über dessen Hühnerau-

gen noch keine germanistische Doktordissertation vorhanden sein dürfte. Dingelstedt bewies seine Zugehörigkeit zur Literatur, indem er der Familie Dornauer einen zwei Seiten langen französischen Dankbrief schickte. Kurz und stolz setzten ein paar *Habsburger* ihre Unterschrift hin: Erzherzog *Karl Ludwig, Franz Karl* und der ermordete Thronfolger *Franz Ferdinand.* Man mag – liest man diese Unterschriften – an geheimnisvollen Zusammenhang denken zwischen hoher Politik und privatem Hühneraug'; und daran, wie die Geschicke der Völker abhängen können von einem launenverderbenden Schmerz in einem kleinen großen Zeh...

Vergebliches Bemühen, an den berühmten »Wolterschrei« *nicht* zu denken, während man den Namen der großen Tragödien in diesem Buche sieht – Heldin auch in den kleinen, allzumenschlichen Trauerspielen. Die Wolter ist nicht die einzige Vertreterin der Bühnenkunst: Der Schauspieler *Robert* hatte auch Hühneraugen. Und *Lewinsky* ebenfalls (sein Porträt hat er den Dornauers geschenkt). Und hätte jemand geahnt, daß an der göttlichen Heiterkeit *Girardis* und ihrer ungehemmten Entfaltung der Hühneraugenoperateur keinen geringen Anteil hatte? Wer weiß: Wenn Girardis Stimme in schmelzender Wehmut zitterte und die Zuhörer in Rührung schwammen, ob dieser mächtigen Wirkung kleine Ursache nicht in einer versäumten Ordinationsstunde zu suchen wäre?...

De viventibus nil nisi bene: Über die Lebenden kein böses Wort. Es gehört noch mancher zu Dornauers Patienten, der bestimmt in die Weltgeschichte kommt. Manche, die als Frauenschönheit in den Annalen dieser Stadt fortleben wird. Darüber schweigt das Buch.

Wiener Sonn- und Montagszeitung, 2. 7. 1923

DER NÄCHTLICHE ZEITUNGSARTIKEL

In den Cafés und Bars des Kurfürstendamms kennt man ihn. Ein ungewöhnlich hoher Schädel zeichnet ihn aus. Als berge sich darinnen alle Weisheit der Blätter, die er feilbietet, so stolz trägt er auf unverhältnismäßig dünnem Halse den mächtigen Kopf. Weit, auf bereits unsichtbarem Hinterkopf, träufeln sich blonde Haare.

Dieser Mann stottert. Und er übt einen Beruf aus, in dem nichts so gebraucht wird wie Zungenfertigkeit. Der Mann ist aber auch zungenfertig. Sein Stottern ist nur ein äußerliches Gebrechen. Er hat die seltsame Fähigkeit, in fünf Minuten so viel zu stottern, wie ein Normalzüngiger niemals sprechen könnte. Er erinnert in dieser Beziehung an den jungen Demosthenes, als dieser noch nicht die Methode, mit dem Kieselstein auf der Zunge das Stottern zu vertreiben, geübt hatte.
Der Mann verkauft Zeitungen. Und zwar nicht wie ein gewöhnlicher Berliner Zeitungshändler jene Blätter, die in Berlin erscheinen – nein! – er hat eine Spezialität: Er bietet nur ausländische Zeitungen feil: englische – die Ruhrbesetzung verbietet ihm das Feilhalten französischer Blätter –, spanische, böhmische, jugoslawische.
Er weiß nicht nur die Preise seiner Blätter, sondern auch ihren Inhalt. Denn er stottert in mehreren europäischen Sprachen.
Einmal sprach ich mit ihm. Ich interviewte den Händler mit Interviews. Und ich erfuhr, daß er es eigentlich gar nicht nötig hat, des Nachts mit einem Pack Zeitungen durch die Kaffeehäuser zu wandern. *Er ist reich, und seine Frau fährt im eigenen Auto.* Von Beruf ist er *Artist* und Erfinder einer Spezialität: nämlich des Radfahrens auf rundem Plafond, mit abwärts gekehrtem Kopf, schnell, immer schneller. Ein verblüffendes Kunststück. Das Geheimnis besteht darin, daß am Plafond ein runder Magnetstreifen läuft, das Rad andrehend und festhaltend. Es ist immerhin eine kühne Fahrt.
Der »Wintergarten«, der den Zeitungshändler und Artisten engagieren wollte, konnte ihm die verlangte Gage nicht bezahlen. Er forderte fünfzehn Millionen im Monat. Er hat Geld genug. In Amerika, wo er vor dem Kriege aufgetreten ist, warten seiner *zehntausend Dollar.* In stillen Stunden sinnt er über neue Patente.
Mit Zeitungen handelt er, weil es seine Menschenkenntnis bereichert. Oft ist ein Gast, an dessen Tisch er tritt, versucht, ihm ein Trinkgeld zu geben, ein Ablösungsgeld für die nicht gekaufte Zeitung. Mit kühlem Stolz weist er dergleichen Angebote zurück. Damen, die eine Zigarette in den Mund stecken, auf ein Streichholz des Kellners wartend, eilt er dienstbeflissen mit stets exakt funktionierendem Feuerzeug zu Hilfe. Ich mache mich nur einer kleinen Übertreibung schuldig, wenn ich behaupte, daß dieser Zeitungshändler der einzige Mensch ist, dessen Feuerzeug noch nie versagte.
Er ist ein seltsames Gemisch aus Skurrilität und philosophischer Welt-

anschauung. Eine Menschengattung, die in der Nüchternheit Berlins selten zu finden ist. Ein Mann, befreundet mit den mehr oder weniger dunklen Existenzen des nächtlichen Berlin. Von Kellnern gönnerhaft angesehen, von den Gästen mit Bewunderung.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 4. 7. 1923

DIE TODESOPFER DES GROSS-STADTMAGENS

Bilder aus dem Schlachthaus zu St. Marx

Breit gelagert, über einen Umkreis von 59000 Quadratmetern, ist das *Schlachthaus St. Marx*, die blutige Wallstatt, der Ochsen und Kälber auenumfriedetes, von der Außenwelt abgeschlossenes Feld der Ehre, auf dem sie geopfert werden für Mensch und Magen. Um fünf Uhr morgens herrscht im St. Marxer Schlachthaus sozusagen bewegtes Sterben, in der Schlachthausgasse frühes Leben. Vom Viehmarkt her schallt das Blöken der Rinder, der gewaltigen Kehle eines Todgeweihten entgrollt von Zeit zu Zeit ein kurzer dumpfer Aufschrei. Aus der Straßenbahn eilen Schlächter herbei, in trügerisches Unschuldsweiß gekleidet, und das Messer schlenkert an ihrer Hüfte.

Aus *fünf großen Objekten* besteht das Schlachthaus: Es sind fünf große *Schlachthallen* mit kleineren Schlachtkammern, von denen die meisten mit Aufzügen ausgestattet sind, mit bequemen *Kühlräumen*, die wie große Banksafes aussehen, mit eisernen, dichtgeflochtenen Türen versehen, mit *Ställen*, unterirdischen und ebenerdigen, in denen die frommen Schafe demütig und menschergeben vor den Krippen stehen, mit eisernen Ketten an ihr Schicksal gebunden. In diese Stallungen (Vorhöfe des viehischen Jenseits) gelangen die Tiere aus dem Viehhof durch ein breites Doppelflügeltor. Sie schreiten, dumpf, ohne Widerstand – die Ahnung des kommenden Todes überschattet ihre breiten weißen Stirnen, macht ihren Trott leichenfeierlich und langsamer – eine breite, sanft ansteigende Straße empor, den Golgathaweg der Tiere. Begleitet von ihren Treibern, die keinen Zwang mehr anzuwenden brauchen.

Es ist ungesund, die Tiere unmittelbar nach dem Auftrieb zu schlachten, solange die Erregung in ihren Gemütern noch nachzittert. Sie ru-

hen im Stall aus, mit breiten, mahlenden Kiefern ihre vorletzte und letzte Mahlzeit kauend. Die Ställe sind groß und durch Wände in Kammern geteilt – eine Vorsichtsmaßregel, die das leichtere Absperren verseuchter Tiere ermöglicht. Nur einige unterirdische Stallungen, dumpf und ohne Licht, die »Stallkatakomben«, müssen vorläufig noch benützt werden, bis (im September dieses Jahres) die Neubauten fertig geworden sind. Diese Keller sind schaurig und mittelalterlich und erinnern an die »Verließe«, in denen zum Tod Verurteilte ihre letzten Tage zubringen müssen. In den Ställen finden 2300 Rinder Platz.

Der Auftrieb der Tiere

Von den Ställen führt der Todesweg des Tieres zur – metaphorischen – »Schlachtbank«. Es ist keine »Bank« da – in der großen Halle sind nur Pfosten vorhanden, an welche die Tiere angebunden werden. Hoch oben sind die Fenster angebracht, aus unerreichbarer Höhe dringt das letzte Licht einer grausamen Welt sparsam und traurig herein. Es riecht nach geronnenem Blut, seit 80 Jahren rinnt hier Blut, zum Wohle der Menschheit. Tag für Tag von 6 Uhr früh an vergossenes. Den Boden deckt gleichgültiges Steinpflaster, glattes, glitschiges, in der Mitte gewölbtes. Jeden Tag flutet kaltes, reinigendes Wasser über diese Steine, und sie sind sauber und in Unschuld gewaschen und sehen aus wie am ersten Tag. Hoch oben, vielfach gewölbt, ein steinerner Plafond, hinter dem sich Gott, unsichtbar und taub, verbirgt.

Die Schlachthallen in Betrieb

In diesen Schlachthallen können täglich in Intervallen 1400 Rinder »geschlagen« werden – zu gleicher Zeit aber nur 350. Hier lassen die Großlieferanten ihr Vieh schlachten, dazu verwenden sie die »Lohnschlächter«, Mitglieder und Gehilfen der »Arbeitsgenossenschaft für Schlachtungen«, geprüfte Schlächter, die das Messer sicher führen. Die kleinen Fleischhauer arbeiten mit eigenem Personal. Die heißesten Tage sind jene der Großmärkte. Montag und Freitag. An 140 Schlachtständen rinnt das Blut unaufhörlich. An 140 Ständen sinken die wehrlosen Tiere in die Knie, vom betäubenden Gnadenschlag be-

wußtlos geworden. Aus 140 gutgetroffenen Kehlen schießt der Strahl des roten Lebens.
Die Luft des Schlachthofes macht die kraftstrotzenden prächtigen Tiere willig und ergeben. Ein sanfter Mahnruf des humanen Todesengels genügt, eine leise Berührung des Opfers, und es gibt den nutzlosen Versuch auf und widersteht nicht mehr. Ein sanftes Wedeln mit dem nervösen Schweif wie ein letzter Gruß an die versinkende Welt. Der fromme gute Blick schweift an den Menschen vorbei – in eine kaum erahnte Ferne dringt er durch Körper und Wände. Noch einmal sträuben sich die weichen Pelzhaare, ein kleiner Schauer streicht die Wirbelsäule entlang. Aber die Augen bleiben offen und traumverloren, das Lid zuckt nicht, das Tier scheint den Arm, der sich eben zum vernichtenden Schlag erhebt, gar nicht zu sehen. Es steht einsam inmitten seiner Todesgefährten und der tötenden Menschen, nicht mehr von dieser Welt, bereit für die Ewigkeit. Der mächtige Schlag gegen eine bestimmte Stelle des Hirns tötet schonungsvoll jede Empfindung, ehe das Messer angesetzt wird und das Tier, durch den ersten Schmerz zum halben Bewußtsein wiedergelangt, die Augen noch einmal aufschlägt, zum letzten Mal. Es ist einer der wenigen Augenblicke, in denen jedes Tier vollkommen menschlich wird durch die Macht des Todes.
Dann hängen sie nebeneinander, die Leiber, aus denen die wühlende Hand des Schlächters Eingeweide und irdischen Schmutz entfernt; die sauberen Tierleichen mit den friedlichen Köpfen, mit totem Gehirn, erstorbenen Nerven. Sie kamen einst weit her, aus *Rumänien, Ungarn, Jugoslawien*, und nur wenige waren in dem Land geboren, in dem sie starben. Viele Tagereisen lagen hinter ihnen, Tage in engen, finsteren Waggons, in denen sie furchtsam und erschreckt durch fremdes rollendes Geräusch ihre warmen Leiber aneinander rieben, weite Fahrten unternahmen sie nach dem unerforschlichen Willen einer höheren Gewalt, um am Ziele ihr Leben zu lassen – wie dereinst die Marschkompanien. In die sauberen

233 Kühlzellen

gelangen sie, wo das Eis vom 158pferdekräftigen Elektromotor erzeugt wird. Teile, die leicht verderben könnten, dürfen hier nicht eingelagert werden. In diesen Kühlräumen, die sich etwa auf 1540 Quadratmeter erstrecken, ist man sorgsam auf Appetitlichkeit bedacht. Das Blut ge-

langt in die Fattingersche Blutverwertungsanstalt, und die Menschen gewinnen auch daraus allerlei chemische Stoffe. Der Dünger wird in Eisenbahnwagen geschüttet und zu guten Preisen verkauft. Der Mensch versteht die Tiere großartig auszubeuten. Wie viele ihm auf Erden anheimfallen müssen, kann man sich vorstellen, wenn man erfährt, daß im St. Marxer Schlachthaus allein vom Jänner bis Ende Juni 1923 – 64423 Rinder, 11518 Kälber geschlachtet wurden. Dazu kommen noch Schafe, Lämmer, Ziegen, Kitze und Pferde.
Im *Laboratorium*, in das mich der liebenswürdige Schlachthofleiter Dr. *Moser* geleitet, leben idyllisch Kaninchen und Hasen: Versuchstiere. Auch sie dürfen sich nicht eines ungestörten Lebens erfreuen. Dr. *Hennenberg* nimmt ihnen Blut ab, um jenes *Serum* zu gewinnen, durch das die Zusammensetzung der Würste geprüft werden kann. Die Rinder tötet man, die Kaninchen läßt man leben, und der Mensch bleibt – ein schlachtender Herr der Schöpfung – Sinn und Zweck alles tierischen Lebens.

Josephus

Wiener Sonn- und Montagszeitung, 9. 7. 1923

RIVIERA IN KAGRAN

Am Ufer der Alten Donau, jenseits der *Reichsbrücke*, halten die unbemittelten Menschen ihren Rivierasommer ab. Ihr bescheidener Blick ignoriert das andere Ufer des Flusses und ruht auf den nächstplätschernden Wellen. Wenn man das phantasiebegabte Auge ein wenig zusammenkneift und die Geographie vergißt, kann man den ewigen Wogenschlag des Meeres beobachten. Manchmal kommt unserer Illusion ein Dampfer zu Hilfe und den Fluß hinunter, mit rauchendem Schlot und abenteuerlichem Mast und winkenden Insassen. Gewiß fahren sie jetzund hinaus in die See, die Kontinent mit Kontinent verbindet.
Man darf nur keine übermäßigen Forderungen an die Rivieragäste stellen. Im Badeanzug sind alle Menschen gleich, es trägt kein Milliardär sichtbare Abzeichen seiner Größe am Schwimmkostüm. Das macht die ausgleichende Gerechtigkeit des Wassers. Jener dort mag in Zivil

ein Arbeitsloser sein. Ohne Zivil ist er ein Badegast in besten Verhältnissen. Erst wenn er den Strand betritt, offenbart sich sein sozialer Grad. Unsere Gesellschaftsordnung ist eine festländische. Am Ufer beginnt sie bereits.

Promenadenkonzert

An diesem Strande kampieren nämlich *Hunderte Proletarierfamilien* mit Kindern, Hunden, Wagen, Wiegen, Säuglingsflaschen, Regen- und Sonnenschirmen, großen und kleinen. Es fehlt nicht an Musik. Das obligate Strandkonzert besorgen *Grammophone*. Ich stelle mir vor, daß einmal, vor Jahren, diese Melodien den Instrumenten einer Rivierakapelle entströmt sind, eingefangen wurden in den Mechanismus aus Blech und Hartgummi, um jetzt über den Badestrand der Mittellosigkeit zu tönen. Es rasselt ein Wagner-Marsch aus blinkendem Trichter, mit jener flotten Fixigkeit gespielt, die das untrügliche Kennzeichen einer Strandpromenadenkapelle ist. Noch weht Salzluft des Originals in der tausendsten Grammophonkopie.

Kinder, Hunde, Greise

Die Kinder, mit übermäßigen Bäuchlein behaftet und krummen Beinchen, sind nackt. Auf ihre kranken, weichen Knochen scheint gütig die liebe Sonne herab. Die Mutter säugt das Jüngste unter dem löcherigen Regenschirm. Die Regenschirme sind die Strandkörbe dieser Riviera.

Den Hunden geht es hier besser als den Menschen. Befreit vom polizeilichen Leinenzwang, rasen sie in wilden Sprüngen kreuz und quer, graben sie mit eifrigen Pfoten Knochen aus, schießen sie weitgeschleuderten Papierknäueln nach, kostbaren Objekten hündischer Spiel- und Sehnsucht. An dieser Riviera leben die ungezogenen Hunde. Ihre Rasse ist niemals zu konstatieren, Pudel, Dackel, Wolf sind in einem vertreten. An der wirklichen Riviera trotten adelige Seidenpinscher hinter Damen an rosafarbenen Schnüren. Brave Pinscher, besteuerte Luxustiere. Nie würde ein Hund von Kagran mit ihnen tauschen.
Ein altes Ehepaar, Großvater und Großmutter, lagert halbnackt, und

ein Regenschirm eint sie und die Gemeinsamkeit eines langen Lebens und die Erwartung eines nahen Todes. Auf der warmen atmenden Erde liegen sie. Harmloses Getier kriecht über sie. Bald werden sie unten liegen, und die Tiere werden nicht mehr harmlos sein. Durch das Loch im Dach des Regenschirmes sieht der alte Mann ein kreisrundes blaues Stück Himmel. Mehr braucht er nicht. Als er noch jung wahr, wölbte sich über ihn der ganze, grenzenlos blaue Horizont wie jetzt über die anderen, Jungen.

Wo wohnen die Strandmenschen?

Kaum fünf Minuten vom Ufer entfernt ist eine *neue Stadt* entstanden. Primitive Hütten aus Lehm, Holz und Pappe, regellos nebeneinandergereiht, von Grün umsäumt, von Kohl- und Krautköpfen, von kläffenden Kettenhunden bewacht. Das große Volk der *Wiener Obdachlosen* wohnt hier. Jeder Tag sieht neue Hütten entstehen; Hütten aus Holz, Pappe, Lehm; mit gutgemeinten Aufschriften: »Klein, aber mein«; »Eigener Herd«; »Villa am Strande«; »Häuslein am Rain«. Schüchtern wächst ein Obstbaum am Gartenzaun. Auf schwanker Leiter steht der Hüttenbesitzer und verleiht seinem Besitz die letzte malerische Vollendung. Aus der Mitte des Daches ragt der Schornstein aus Blech empor. Am Giebel bemüht sich ein kleines Wetterfähnchen, die Richtung des Windes zu erkunden. Findige Schwalben, gar nicht prätentiöse, nicht auf Prachtfassaden versessene, haben hier Nester angebracht. Im nächsten Frühjahr werden die Störche hierherkommen – die naturhistorischen. Die legendarischen haben hier das ganze Jahr über zu tun. Ich sah es – am Strande. Heute und morgen und solange es warm bleibt, sind die Kochherde leer, und die Kurgäste essen kalt, draußen, am Ufer. Dort wird ihr Appetit größer, aber sie vergessen es leichter. Wenn es kalt ist und regnet, ist es schwer, in diesen Hütten den Hunger, die Arbeitslosigkeit und die schlechten Kleider zu vergessen. Außerdem heißt dieses ganze Gebiet: *»Inundationsgebiet«*. Es ist ein Fremdwort, und die Bewohner dieser Riviera verstehen seine grausame Bedeutung vielleicht nicht. Wie, wenn eines Tages die friedliche Donau ihnen dieses furchtbare Latein erklärt?

Josephus

Wiener Sonn- und Montagszeitung, 16. 7. 1923

DAS CAFÉ DER ELFTEN MUSE

Das *Artistencafé* liegt in der Praterstraße, nicht zufällig, sondern schicksalsgemäß, ein Ausläufer des Volkspraters.
Stellungslose Artisten und solche mit Engagement verkehren im Artistencafé. Sie ruhen hier aus von den Mühen ihres Berufes. Hier dürfen sie sich den Neigungen, den Temperamenten hingeben. Hier brauchen sie ihre Natur nicht zu verleugnen. Der Clown darf sich auf einen Stuhl setzen, ohne vorher zehnmal herunterzufallen. Dem Schlangenbändiger ist gestattet, seiner natürlichen angeborenen Furcht vor bissigen Hunden freien Lauf zu lassen. Es darf der Seiltänzer auf ebenem Boden ausrutschen und der Brauchredner seine Kehle zum Sprechen benützen. Ich sah, wie ein Jongleur eine Mokkatasse fallen ließ, sah, daß sie zerbrach, aus gewollter Ungeschicklichkeit. Abend für Abend läßt er zehn, zwanzig Teller aus Porzellan durch die Lüfte wirbeln und fängt sie mit zwei Händen auf. Einmal im Leben möchte er gerne ungeschickt sein.
Morgens, mittags, abends – immer ist das Artistencafé besucht. Tänzerinnen warten hier auf das Glück, das ein Varietédirektor zu sein pflegt. Tief in die wohltätig schattende Nische gedrückt, harrt eine ältliche Zirkusreiterin ihrer ritterlichen Auferstehung in der Manege entgegen. Und ein Telepath, kurzsichtig, mit doppeltem Augenglas, einen Zwicker vor die Brille haltend, greift zur Zeitung, um den Leitartikel zu erraten. Und ein Dresseur hat seinen Affen mitgebracht, ein kleines Äffchen.
Am Abend kann es Mokka trinken aus zierlich mit Daumen und Mittelfinger gehaltenem Täßchen. Hier in diesem Kaffeehaus übt diese Künste der Dresseur aus. Der Affe aber, im Café vom Kaffee beurlaubt, hockt auf dem Boden, jeden Gedanken an kontraktische Zivilisation hat er aufgegeben.
Die meisten Besucher sitzen nicht wie gewöhnliche Kaffeehausgäste an Tischen, brav, von ihren Regenschirmen abgelegte Inhaber. Die Gäste dieses Kaffeehauses wandern fast unaufhörlich herum – von Tisch zu Tisch, auf die Straße hinaus und wieder zurück. Sie haben eine Besprechung, sie erwarten einen Freund, die Besprechungen sind Konferenzen in Bewegung, peripathetische Konferenzen, und die Freunde sind unpünktlich. Man wartet einen halben Tag auf sie.

Man spielt auch Karten. Sie klatschen auf den Tisch, Pappendeckelohrfeigen. Man verliert, man gewinnt.
So ist das Leben.
Der Groteskkomiker, erkennbar an Runzelreichtum seines lustig-traurigen Angesichts, wie ist er hier gesucht einfach, wie naiv natürlich die müde Bewegung seines Knies, dessen allabendlich dreifach komplizierte Biegung zu kunstvollem Sprung eine zahlreiche Familie ernährt.
Der kühne Feuerschlucker, der von der Flamme in den Mund lebt – wie stellt er hier erschrocken die Schale, an der er kaum genippt hat, auf den Tisch, weil ihm der Tee fast die Lippen verbrannt hätte.
Von vielen begrüßt, tritt ein Mann ein, kein Artist, ein Gönner, ein Gott, er kann grausam sein und gütig, er ist ein Unternehmer, er sucht Material. An allen Tischen geht er gleichmütig vorbei. Die hier sitzen, sind vergeblich schweigsam geworden. Auf einen *Neger* geht der Gewaltige zu, einen glücklichen Schwarzen findet er, einen Neger, der auch im Kaffeehaus Neger ist, seine Hautfarbe ist eine natürliche Attraktion, jederzeit und an jedem Ort wirksam.
Wie gern möchte der Liliputaner ebenfalls seine »Stellung verändern«. Groß erscheint ihm die kleine Welt und eng sein gegenwärtiges Tätigkeitsfeld. Seit zehn Jahren lebt er im Prater. Zwanzig Jahre kann er noch gut leben. In diesen zwanzig Jahren könnte man Paris, London, New York sehen, als kleiner Zwerg in einem großen Unternehmen. Andre Zwerge, die glücklicher waren und Weltbummler werden durften, konnten auch nicht mehr als klein sein.
Und leben doch besser. Und sehen die Riesenstädte der Erde, die so unermeßlich ist.
Manchmal, verlockt von dem beruflichen Lächeln einer wartenden Tänzerin, tritt ein Unbefugter in das Café, ein Bürger, Abenteuer witternd. Oh, der Naive! Er glaubt, das Lächeln, das dem Zuschauer gilt, hätte dem Mann gegolten. Diese Damen leben vom Lächeln. Von der Freundlichkeit ohne Zweck. Sie sind achtbar, keusch und streng gesittet wie deine Töchter, abenteuerlustiger Mann. Niemals erreichst du hier die erwartete Gunst. Hier sitzen (metaphorisch verstanden) Damen ohne Unterleib.
Plötzlich ertönt lieblicher Nachtigallenschlag. In welcher Lüsterkrone sitzt der Vogel der Liebe? Es läßt ein Vogelstimmenimitator seine Kunst vernehmen. In Pausen von fünf, sechs, zehn Minuten schlägt

er an. Eine Lerche fällt ein mit schmetterndem Jubel. Ich vermute: Er hat einen Vorschuß bekommen, der Zwitschkerer. Also singt er, wie der Vogel singt. Unsereiner trinkt einen Schnaps in solchen Fällen. Der Vogelstimmenmensch läßt einen sommerlichen Waldeschor ertönen.
Die Gäste des Cafés schlürfen Sommerfrischenluft. Blau wie der Sommerhimmel breitet sich der Plafond über den Häuptern. Zwischen den Kaffeehaustischen sprießt saftiges Grün.

Josephus

Neues Acht-Uhr-Blatt, 19. 7. 1923

WAS LIEST MAN IN WIEN?

Rekord der Courths-Mahler – »Räubergeschichten« sind populär

Seitdem das Buch im allgemeinen, das deutsche Buch im besonderen so kostspielig ist, daß sein Besitz nicht mehr zu den Notwendigkeiten gehören kann, die Lektüre ein Luxus geworden ist und das billigere Kino die Zerstreuung bietet, die einst das belletristische Buch gewährt hat, ist die Frage nach dem am stärksten verlangten Lesestoff mehr berechtigt, als sie es je gewesen. Man müßte glauben, daß die Mehrzahl der Leser, die ihr teures Geld auf Lektüre anlegen – sei es durch Bücherkauf oder durch Abonnement in der Leihbibliothek –, wenigstens den Versuch macht, eine innere Beziehung herzustellen zwischen Preis und Wert, Kosten und Gewinn. Das *Gegenteil* ist der Fall. Man erfährt durch eine Umfrage bei *Buchhandlungen* und *Leihbibliotheken*, daß von den Bücherlesern beziehungsweise -käufern nur wenige wertvollere Literatur konsumieren. Die besten Geschäfte macht immer noch der – offensichtliche und halboffenbare – *Schund.*

In den Leihbibliotheken

ist das Verhältnis der qualifizierten Leser verschieden und abhängig von dem Stadtteil, in dem sich die Bibliothek befindet. Während in der *Inneren Stadt*, im *neunten Bezirk* und in der *Josefstadt* Memoirenwerke, *historische Bücher*, Quellenwerke, Gesammelte Briefe ungefähr zu gleichen Prozentsätzen verlangt werden wie sogenannte »schöne

Literatur« mittleren und niederen Grades, leiden die Leser der *Außenbezirke* an einer beinahe schon pathologischen Anhänglichkeit für Werke *kriminalistischen Inhalts*. In den *Arbeiterbibliotheken* offenbart sich ein ernsterer Sinn: Das hängt damit zusammen, daß diese Bibliotheken gewissermaßen pädagogisch geleitet sind und daß der Leser oft um Rat frägt, ehe er ein Buch verlangt. Zur Ehre dieser Leser sei es gesagt, daß in einer einzigen Arbeiterbibliothek an Favoriten in einem Monat *zehn Ibsen-Bände*, fünf Werke *politisch-sozialen Charakters*, drei *Gottfried-Keller-Bücher* etwa sieben- oder achtmal verliehen werden mußten. Man halte dagegen die Feststellung eines Filialleiters der Lastschen Leihbibliothek im *ersten Bezirk*:

Zumeist werden *Detektivbücher* verlangt, gute und schlechte. Die Leihbibliothek hat etwa 30 Kriminalromane in einer Detektivgeschichtensammlung vereinigt. Es gibt Abonnenten, die sich *ausschließlich von dieser Sammlung* geistig nähren. Und diese Leser rekrutieren sich nicht etwa aus den Kreisen Hausangestellter, Gouvernanten usw., sondern aus dem anscheinend intelligenten Mittelstand. Von den Unterhaltungsschriftstellern ist immer noch die berüchtigte *Courths-Mahler* der am häufigsten verlangte. Zu den Kunden einer Leihbibliothek gehört ein etwa dreißigjähriger Mann, der in seiner eifrigen Verehrung für die Courths-Mahler gar nicht aufhören kann: Er liest in dieser Woche nun schon den

dreizehnten Courths-Mahler-Roman.

Da von dieser Schriftstellerin etwa fünfzig Bände stammen, kann jener Leser noch eine Weile auskommen und – wenn er später keinen Ersatz für seinen Lieblingsautor gefunden haben wird – den Courths-Mahler-Kursus von neuem beginnen.

Österreichische Autoren, wie Bartsch, Ginzkey, Wildgans, haben ein kleines, aber getreues Stammpublikum. Nur so oft ein neuer Band erscheint, herrscht Nachfrage. Das Interesse läßt nach, wenn bekannte Autoren längere Zeit geschwiegen haben. Interessant und sehr bezeichnend ist die Tatsache, daß jetzt, kaum ein Jahr nach dem großen Rabindranath-Tagore-Rummel, seit zwei Monaten in drei Leihbibliotheken kein einziges Tagore-Buch verlangt wurde.

Von Büchern, die im letzten und vorletzten Jahre erschienen sind, werden am häufigsten jene verlangt, die eine unmittelbare oder mittelbare *Beziehung zu Wien* und Österreich haben (wie *Bettauers* »Stadt ohne Juden«). Von geographisch entlegener Literatur erfreuen sich

Autoren wie Otto *Flake* und Ernst *Weiß* (»Mensch gegen Mensch«, »Nohar«) einer gewählten und dennoch zahlenmäßig nicht geringen »Leserschar«. Bemerkenswert ist ferner, daß Hermann *Bahr* ein ziemlich *ungelesener* Leihbibliotheksautor ist, trotz der neuerwachten Popularität anläßlich seines 60. Geburtstages.

Die Buchhandlungen

der Inneren Stadt verkaufen nun schon seit zwei Monaten fast ausschließlich *Reiselektüre*. Unterhaltungsschriftsteller, wie *Tovote*, andererseits aber auch ernstere, bereits infolge Verjährung olympisch gewordene Literatur »spannenden Charakters«; Edgar Allan *Poe*, *Meyrink* (aus Mißverständnis) und – *wieder Kriminalromane*, wieder *Courths-Mahler*.

Im allgemeinen ist die Zahl der Bücherkäufer seit den Jahren des Umsturzes etwa um die Hälfte zurückgegangen. Die unsinnige, läppische und bornierte »national« aufgemachte Gebarung der reichsdeutschen Verleger, die das deutsche Buch fürs »Ausland Österreich« etwa um ein Drittel teurer gestalten, schädigt den Wiener Buchhandel und – das deutsche Buch.

In einer der größten Wiener Buchhandlungen wurden im letzten Monat (Juni) im ganzen *fünfzehn* literarisch ernste Bücher deutscher Autoren verkauft. Noch im Februar dieses Jahres hatte dieselbe Buchhandlung *120* in Deutschland erschienene Bücher absetzen können.

Wiener Sonn- und Montagszeitung, 23. 7. 1923

»DIESER KLEINE MANN AUS AMSTERDAM«

befindet sich an schönen Sonntagnachmittagen an der Endstation des 67er Wagens, an dem Wege, der zu der neuen Genossenschaftssiedlung mit dem programmatischen Namen »Eden« führt. Der »kleine Mann aus Amsterdam« ist ein teuflisches Männchen, in schwarzem Trikot mit roten Hörnchen und feuriger Zunge, mit geringeltem Schweif und zappelnden Bewegungen. Der kleine Mann befindet sich in einer Glasröhre, die mit Wasser oder irgendeiner andern durchsichtigen Flüssigkeit gefüllt ist. Er ist eine Art Aquariumteufel, ein Beelzebub in flüssi-

gem Element. Seine Tätigkeit besteht in einem fortwährenden Auf- und Abwärtssteigen und in zierlichen Körperdrehungen. Während der kleine Mann sich also dreht und aufwärts schwimmt und abwärts taucht, spricht der danebenstehende große Mann folgenden schönen Vers:

Dieser kleine Mann
Aus Amsterdam
Sagt jedem seine Zukunft an...
Er dreht sich ringsherum im Kreis
Und schaut sich seine Leute an...

Der große Mann skandiert diese Verse mit einem Pathos, das in keinem Verhältnis zum Gehalt der Verse steht. Er kündet sie geradezu. Er ist ein Prophet, der Prophet des kleinen Amsterdamer Mannes. Es steht jedem frei, sich Gedanken darüber zu machen, weshalb dieser Wasserteufel ausgerechnet aus Amsterdam und ob er überhaupt nicht aus Komotau stammt. Aber niemand denkt daran.
Der Prophet hat den Rock ausgezogen, weil es heiß ist. Er ist ein Prophet in Hemdsärmeln. Die Dekolletage tut seinem Pathos keinen Abbruch. Es ist außerdem ein verheirateter Prophet. Man sieht, wie seine Frau den umstehenden Leuten numerierte Zettel in die Hände drückt. Aber auch die Ehe schadet dem prophetischen Ansehen nicht.
Rings um den kleinen und großen Mann stehen sehr viele Leute. Die heimkehrenden und die ausziehenden Ausflügler bleiben, neugierig gemacht durch den skandierten Zauberspruch, stehen und sammeln sich um die Glasröhre. Sie sehen den kleinen Mann aus Amsterdam und vergessen den großen. Wer seine Zukunft wissen will, meldet sich, bezahlt und bekommt eine Nummer. Sind genügend Nummern beisammen, so verschwindet das Männchen und macht sich an die Arbeit, offenbar. Es lohnt nicht, jedem einzelnen besonders die Zukunft zu prophezeien. Er ist ein Wahrsager *en gros*.
Der große Mann hat inzwischen die Nummern gesehen und auch die Abonnenten. Dank seiner Menschenkenntnis genügt es ihm, aus einem verhüllten Kästchen eine gleich große, gleich numerierte Zahl von Zetteln zu ziehen. »Nummer 35!« ruft die Frau. Nummer 35 meldet sich. Es ist eine stattliche Rudolfsheimerin. In ihren Sternen steht geschrieben: »Sie werden mit Kindern gesegnet sein und Glück in der Mutterliebe finden. Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!« Ein junger Mann liest diese Weissagung: »Hüten Sie sich vor einem brünetten Freund

mit grünen Augen. Er ist falsch. Sie werden Glück in der Liebe haben und es Ihrem bescheidenen Ehrgeiz zufolge zu einer gesicherten Lebensstellung bringen.« Und so erhält jeder, was ihm zusteht. Manchmal unterläuft allerdings dem kleinen Mann aus Amsterdam ein Irrtum. Dann ist er bereit, den Zettel umzutauschen.
Ich interviewe den großen Mann, den Propheten des kleinen Propheten: »Wozu brauchen Sie das Männchen, wenn Sie selbst die Zettel mit den Prophezeiungen fabrizieren?«
Das ist Geschäftsgeheimnis, sagt der Große.
Und der kleine Vorgang am Rande einer Ausflugsstraße wächst hinaus über die kleine scherzhafte Bedeutung eines Zauberers. Die Menschen bleiben nur wegen des kleinen Puppenmännchens stehen, das ein Wesen ist aus schwarzen und roten Stoffläppchen. Sie müssen einen kleinen Mann aus Amsterdam haben.

Neues Acht-Uhr-Blatt, 24. 7. 1923

FAHRT AUF DER »SCHLEIFE«

Es ist jene Schleife der elektrischen Bahn gemeint, die seit der Einführung der 36er und 40er Waggons nicht vorhanden war und schmerzlich vermißt wurde, weil noch nie in aller Welt eine Schleife so naturgegeben-notwendig schien wie gerade hier, in der Wipplingerstraße.
Vor einigen Wochen war die »Schleife« fertig, rundete sie sich in kühnem Bogen rings um die Börse – und niemand achtete ihrer, mit Ausnahme der Straßenbahnschaffner und Motorführer. Wären diese nicht gezwungen, aus verkehrstechnischen Gründen zu klingeln – man könnte sagen, die Schleife sei klanglos gekommen.
Zugegeben sei, daß sie ein Lokalereignis ist. Den Schaffnern, den Motorführern und mir ist sie mehr: Symptom einer Kulturevolution. Denn maßgebend für die Bedeutung der Ereignisse ist nicht der Ort, an dem sie sich zutragen; gleichgültig ist, ob etwas innerhalb des Parlaments oder außerhalb der Börse sich begibt. Charakteristischer für die Entwicklung einer Gemeinschaft ist jene unscheinbare Veränderung der Straßenphysiognomie als die glänzende Rhetorik eines Nationalrates, die nichts zu ändern vermag. Und die neue Schleife der

Wiener Elektrischen bedeutet den Anfang vom Ende des Wiener Mittelalters.
Erinnert man sich noch des schwitzenden Schaffners, der den Wagen der Straßenbahn mit den Händen schob und rückte, als wäre eine Tramway ein Kleiderkasten? Es schrie der Motorführer dem Schaffner des »Anhängers« zu, der Schaffner des »Anhängers« dem des ersten Wagens. Man redete dem eingeschlafenen Motor gütlich zu, mit Hü und Hott, er möge endlich funktionieren – wie einem gefallenen Droschkengaul, der nicht aufstehen will. Es hätte niemand gewundert, wenn der Motorführer plötzlich mit einer Peitsche zu knallen angefangen hätte, damit der Wagen sich belebe. Man wartete eine halbe Stunde, ehe die Schiebung geglückt war, die in Anbetracht des Umstandes, daß sie vor dem Eingang zur Börse vorgenommen wurde, zur bedauerlichen Symbolik wurde.
Man sah ein, daß die Schleife – auf »Dreh«, kann man sagen – an diesem Ort angemessener war. Und jetzt fahren die Wagen glatt und neuzeitlich in kühnem, rundem Schwung um die Börse. Vor einigen Tagen fuhr ich mit.
Und es ist von dieser Fahrt um die Schleife eigentlich nichts mehr zu sagen. Diese Fahrt sollte nicht um Erfahrungen bereichern, sondern die edle Geste eines Städters sein, der sich der Neuerung freut und die Hoffnung hegt, daß wir auf dieser Schleife metaphorisch der modernen Zukunft entgegenfahren.

Neues Acht-Uhr-Blatt, 25. 7. 1923

RESTENAUSVERKAUF IN DER THEATERAGENTUR

Anmelden muß man sich beim zweiten Schalterfenster links, hinter dem eine oxydierte Blondine den Telephonapparat mundhabt und nur eine Auskunftsformel zur Verfügung hat, wenn man sie nach dem Herrn Direktor fragt. »Nehmen Sie Platz!« sagt sie fünfundsiebzigmal am Vormittag. Es ist anzunehmen, daß sie noch nie etwas andres gesagt hat, seitdem sie hinter diesem Schalterfenster sitzt.
Den befohlenen Platz nimmt man auf einem der Stühle ein, die rings an den Wänden aufgestellt sind und eine Sitzgirlande bilden. Die Men-

schen, die nacheinander in das Zimmer treten und die vom Schalter fortgehen, reihen sich nacheinander auf die Stühle wie Korallen auf einem Faden, und sie bewahren eine Schweigsamkeit in den ersten fünf Minuten, als wären sie wirkliche Schmucksteine, aus Meerestiefen hinaufbefördert in das Vorzimmer einer Theateragentur.

Es läßt sich aber auch nicht leugnen, daß diese Menschen an den Wänden etwas Mauerblümchenhaftes annehmen, den Eindruck Sitzengebliebener und Sitzenbleibender hervorrufen, die nie mehr aufstehen werden. Ich meine ganz besonders die älteren Frauen.

Man erkennt sie erstens daran, zweitens, daß sie auffallende Hüte tragen, um die Aufmerksamkeit des Betrachters von ihren andern weiblichen Merkmalen abzulenken, und drittens an ihrer Unfähigkeit, länger als drei Minuten die gebotene Mundstille zu bewahren und nicht der Schrecken junger männlicher Sitz- und Berufskollegen zu werden.

Denn es gibt hier fast nur junge oder ansehnlich Bejahrte, wie in einem Musterungsvorzimmer der letzten Kriegsjahre. Wer jetzt noch nach einer Stellung am Theater sucht, findet sie nur sehr schwer. Heute sehe ich hier nur kampfunfähig gemachte Jungfrauen von Orleans, Iphigenien ohne Tauris, Maria Stuarts, die vergeblich eine Streitgelegenheit mit Elisabeth suchen; aber auch Noras, ohne Aussicht auf ein Puppenheim, Lulus, die verdammt sind, sich mit ihrer Glanzrolle aufs Leben zu beschränken; Moderne und Mondäne; entlaubte Stars; verwitterte Pracht; tragische Jubilare. Neben ihnen – seht! – ist die Jugend da, die Liebhaber und die Helden, die Brust geschwellt von verhaltenen Monologen. Die Augen nach der Tür gerichtet, hinter der die Entscheidung sitzt und – es ist kaum zu glauben! – einen simplen Theateragentennamen führt.

Man kommt wochen- und monatelang hierher. Jeden Vormittag dieselben. Manchmal behängt sich ein auf Suche nach Edelwild ausgegangener Provinztheaterdirektor mit dem und jenem, und am nächsten Vormittag fehlen zwei wohlvertraute Gesichter, und die Sitzgirlande ist lückenhaft. In diesem Theaterbüro, einem der größten Berlins, in der Nähe der Friedrichstraße, gelingt selten eine Vermittlung mit Berliner Theatern: Die Klientel ist entweder aus der Provinz oder für die Provinz verdammt.

Der ältere Teil dieser Klientel behauptet böszüngig, daß bei Vermittlungen des Theateragenten Sympathie ausschlaggebend sei und daß man Protektion haben müsse. Ja, jene blauschwarz Gefärbte kann

nicht umhin, zu der Blondgefärbten, die in Trauer ist, weil Schwarz gelegentlich auch das Molligste schlank machen könnte, zu bemerken: »Seitdem ich in Berlin auftrete, ist mir noch nicht dergleichen vorgekommen. Vergangenen Donnerstag kommt sie her, mit mir, sie hat eine Karte mit, an Ihn (sie sagt es mit großem I), und seit Montag ist sie in Düsseldorf. Wer weiß, wie lang das noch dauert?«

Die Blauschwarze blickt auf eine Armbanduhr, und die Blonde in Trauer nickt mit dem Kopf im Takt; wie ein Pferd vor einem Leichenwagen.

Ich habe ein halbes Leben in Vorzimmern verwartet, aber ich habe noch nie eines gesehen, in dem so selten die Tür zum Herrn Direktor aufgeht wie hier. Die Leute sickern spärlich durch, alle zwanzig Minuten einer, wie Tropfen aus einer verstopften Wasserleitungsröhre. Und die Menschen sind sehr geduldig. Die jungen Mädchen betrachten, dank einem Naturdrang, die Wirkung ihrer Seidenstrümpfe auf jeden Eintretenden männlichen Geschlechtes. Die alten sind darüber erbost und sehen häufig in ihre Taschenspiegel, wie um festzustellen, ob der Unterschied denn wirklich so gewaltig sei. – Er ist gewaltig...

Je näher es auf eins geht, desto häufiger öffnet sich die Tür. Die Abstände verringern sich bereits auf zehn Minuten. Aber die Gesichter der Fortgehenden sind enttäuschter. Eben flattert die Blauschwarze hinaus – sie war erbost und geladen, daß ich glaubte, jeden Moment würde hinter der Tür eine Explosion hörbar werden, der wir alle zum Opfer fallen müßten. Aber es geschah nichts. Und morgen wird sie wiederkommen.

Kurz vor eins – es sind nur noch drei im Wartezimmer – ein junger Franz Moor und zwei Lulus – tritt Er aus der Tür. Freudig und strahlend geht er auf wie ein Vollmond, ein rundlicher Mensch, triefend vor Güte und Menschenfreundlichkeit, entzückt von sich selbst; er klopft den dreien auf die Schulter, Franz Moor macht eine Bewegung, als wollte er in die Knie sinken, die Lulus lächeln. Aber der Dicke sagt: »Kinder«, sagt er – und es scheint, daß er, Er, alles macht, ohne Ausnahme. Woher kämen sonst seine Zufriedenheit und sein offenbares Wohlbefinden, wenn ihm nicht jede Vermittlung gelänge! ... Die drei vertrauen ihm und gehen. Die Lulus haben entschieden Eindruck gemacht.

Neues Acht-Uhr-Blatt, 27. 7. 1923

THEOSOPHISCHE LAIENPREDIGT

In Wien, der Stadt der Kongresse, tagen jetzt die *Theosophen.* Die Wiener freuen sich darüber. Krishnanurti ist in ihren Mauern. Die Journalisten interviewen ihn. Sie fragen ihn, wann durch ihn (oder in ihm) Christus sich offenbaren werde. Darauf weiß der arme Krishnanurti nichts zu sagen.

Viel mehr erzählen die theosophischen Redner in den populären Vorträgen – wenn sie auch nicht alles sagen.

Die theosophischen Kongreßteilnehmer erkennt man an den kreisrunden papierenen Abzeichen, die an der Brust getragen werden. Auf dem Papier ist ein symbolischer sechszackiger Stern zu sehen. Dreierlei Dinge tragen die Laien nicht. Aber die Laien, die berufen sind, Theosophen zu werden, erkennt man ohnehin am Blick. Man kann sie, die Theosophen und Bald-Theosophen, im großen Konzerthaussaale sehen, wo der »allgemein zugängliche« theosophische Vortrag stattfindet. Die allgemeine Zugänglichkeit verdient ihre Anführungszeichen, weil der Eintritt in den Saal Geld kostet. Die billigste Karte 6000, die teuerste 30000 Kronen. Daraus müßte man schließen, daß die Theosophie ein Glauben ist, der Geld kostet, noch ehe man sich zu ihm bekehrt.

Unter den Entree zahlenden Gottsuchern befinden sich also keine mittellosen Menschen, befindet sich nicht einer aus jener großen Armee der Armen, die am ehesten bereit wären, das Heil ihrer Seele in neuen Lagern zu suchen. Hier sieht man: Natürlichkeit liebende Mädchen, Wandervögel mit einem Schuß Verzücktheit, in fließenden Gewändern, mit Sandalen an den braungebrannten Füßen, mit der halb mondänen, halb wald- und wiesenhaften Pagenfrisur; kleine Bankangestellte, Buchhandlungsgehilfen; lyrische Gemüter in Schillerkragen; ältere Ehepaare, von denen die Frau der treibende, der Mann der leidende Teil war; grauhaarige Damen vom Typus der Frauenrechtlerin, der alleinstehenden Frau – der weibliche Doktor. Je weiter das Auge nach vorn schweift, desto besser werden Anzüge und Toiletten. Viele dieser Menschen könnten es sich leisten, in die Schule Keyserlings zu gehen.

Man sieht ferner *exotische Gesichter*: jüngere Tagores, deren Bärte noch schwarz sind oder schon rasiert. Mit wunderbar hellen Augen in

dunklen Gesichtern, eine Art stahlblaues Augenweiß um schwarze Pupillen-»Fakirenaugen«, wie sie sich der Bewohner vom Alsergrund vorstellt; beturbante Häupter, fürstliche Köpfe, Neger, mondän und auf Taille gearbeitet, schöne Menschen mit stolzem Gang und unnahbarer Haltung. Ältliche Engländerinnen, denen die Taille jener männlichen Schönheiten sichtlich abgeht. Aufsehenerregend ist eine Dame in Weiß, die wie ein theosophischer Engel wandelt. Kurz: Der Konzerthaussaal macht den Eindruck, als fände in ihm nicht nur ein Vortrag statt, sondern auch eine Modenschau, und ich höre, wie in der Reihe hinter mir eine Frau zu ihrem männlichen Opfer spricht: »Wenn ich weißes Haar habe, werd' ich es mir nicht färben lassen. Ich werde im Sommer ganz in Weiß gehen wie diese Theosophin.«

Wenn der Vortragende erscheint, begrüßen ihn die theosophisch geschulten Zuhörer nicht durch barbarisch-europäisches Händeklatschen, sondern durch ein lautloses Aufheben der Hand. Es ist eine priesterliche Gebärde, und sie hätte ihren Eindruck auf mich bestimmt nicht verfehlt, wenn sich ihrer nicht auch ein junger Wandervogel bedient hätte. Ein Dolmetsch übersetzt. Der Redner ist von graubrauner Gesichtsfarbe, glattrasiert, ein englisches Gesicht; ein eher technisch-moderner als philosophischer Kopf. Das leichtgraue Haar ist in der Mitte sorgfältig gescheitelt. Nach den ersten Sätzen zieht der Redner ein Käppchen an.

Was er zu verkünden hat, ist sehr populär. Er definiert einleitend das Wesen der Religion dahin, daß sie in der Hauptsache auf ein Jenseits verweist, jenes der Wissenschaft, daß sie einen Gott leugnet. Das stimmt weder für die Religion noch für die Wissenschaft. »Gott ist in uns«, erzählt der Redner – und jeder Europäer weiß, daß Kabbala, Philosophie, Religionsphilosophie ganz besonders, diesen Punkt der Gläubigkeit ausführlich und gründlich behandelt haben. Die Gottheit, die in und mit der Natur »waltet«, ist keine theosophische Entdekkung. Übrigens gehört zur Theosophie die Voraussetzung des Glaubens wie zu jeder andern kirchlichen Konfession.

Die jungen Mädchen schreiben alle Weisheiten auf mitgebrachte Notizblocks. Die Ehemänner gähnen. Die älteren Damen schreiben auch. Die Orgel tönt. Viele Lichter brennen. Es ist im ganzen »sehr schön«. Für primitive Naturen berechnet. Die Wandervögel werden den stärksten Eindruck haben ...

Frankfurter Zeitung, 30. 7. 1923

BERLIN IM TAUMEL DER VERZWEIFLUNG

Schieberluxus – und Hungerelend

Die Schnelligkeit, mit der sich der Untergang – der moralische, geistige, materielle – der Berliner Bevölkerung vollzieht, wird durch die Dollarkurstabelle ebensowenig veranschaulicht wie durch die lebhaft aufwärtsschnellenden Preise. Weder die Kleidungsstücke noch die Eisenbahnen, weder die Straßenbahn noch das Automobil oder die Droschke kommen für die eingesessene Bevölkerung in Betracht. Die Preiserhöhungen der *Nahrungsmittel* allein sind es, an denen der Untergang für den Fremden kenntlich, für den Einheimischen fühlbar gemacht wird. Die steigenden Preise der Nahrungsmittel, die in einem *grausamen Gegensatz zu den Einnahmen* der arbeitenden Bevölkerung und des Mittelstandes stehen.

Niemals war in Wien die Not so schroff,

der Sturz weiter Volksschichten so jäh und steil. In Wien glitt man verhältnismäßig sachte abwärts. In Berlin stürzt man, ohne die Stütze des Index, rapid in den Abgrund.

Ein Professor mit zehn Dienstjahren an der Hochschule erhält im Monat die Hälfte dessen, was ein Arbeitsloser an Unterstützung bezieht.

Der Arbeitslose aber erhält etwa 6 Millionen Mark im Monat. Die Staatsbeamten haben im letzten Monat einen Vorschuß für drei Monate erhalten, bei den mittleren Beamtenkategorien macht das ungefähr 12 Millionen Mark. Damit reichen sie knapp vier Wochen. Schon sieht man beängstigende Menschenketten vor den Lebensmittelhandlungen im Norden und im Osten. Auf den *Frühmärkten* ist das übliche *Wacheaufgebot um das Fünffache verstärkt.* Jeden Moment liegt die Gefahr einer Prügelei in der Luft. Vor dem *Obdachlosenasyl* in der Nähe der Frankfurter Allee drängen sich in den Abendstunden 2000 bis 3000 Menschen, die keinen Platz mehr finden. Im Tiergarten stöbert die Polizei jede Nacht Hunderte auf den Wiesen Schlafende auf.

Im letzten Monat zählte das Obdachlosenasyl 62000 *Gäste gegen* 40000 *im Vorjahre.*

Wahnwitzige Gerüchte

werden nicht nur kolportiert, sondern auch geglaubt. In Charlottenburg will man wissen, daß die Sträflinge aus Moabit ausgebrochen sind. In Lichterfelde heißt es, daß am Kurfürstendamm eine Arbeitslosendemonstration stattfinde. Für jeden Sonntag werden Krawalle befürchtet. Ein bezeichnendes Symptom für die Nervosität des gutdisziplinierten Berliner Bürgers ist die Tatsache, daß er plötzlich fleißiger Käufer und Leser der »Roten Fahne« geworden ist – insofern seine Neugierde größer ist als seine Furcht vor nicht lebenswichtigen Ausgaben. Die sogenannten Kolportageblätter werden fast gar nicht mehr gekauft. In den Straßen sieht man Rudel gutgekleideter Menschen, die dem beneideten Käufer einer Zeitung über die Schulter blicken, um eine langentbehrte Nachricht, den schreienden Kopf eines Artikels zu erhaschen. Vor den Filialen der Administrationen, vor den Kiosken an den Straßenecken drängen sich diejenigen, die sich seit Wochen keine Zeitung mehr leisten können.

Eine Unsicherheit, eine *Furcht vor dem kommenden Morgen* beherrscht alle. Überall wird geschimpft, gestoßen. Am Abend halten junge Burschen Reden am Wittenbergplatz. Jede Verfügung der Behörden wird scharf kritisiert. Man schimpft. Auf die Juden und auf die Antisemiten; auf Hakenkreuz und Sowjetstern; auf die Sozialdemokratie und auf Cuno. Man weiß nicht, wo man steht – rechts, links oder in der Mitte. Man traut den Zeitungen nicht. Man gibt langjährige Abonnements auf.

Aber in den Kinos spielt man, in den Bars trinkt man, *Tausende Automobile* flitzen über den Asphalt. Trunkene und Prostituierte bevölkern die nächtlichen Straßen. Die Nachtlokale, *die Spielhöllen* haben das bißchen Respekt verloren, das sie bis jetzt vor der Polizei hatten. Der arme Schutzmann ist hungrig, sein Wille gut, seine Kraft nicht hinreichend. Die Behörden drücken – vor Müdigkeit – die Augen zu. In den Lokalen des Westens spielt man den Fridericus-Rex-Marsch. Der Chauvinismus feiert musikalische und alkoholische Orgien. Die Opfer des deutschen und französischen Chauvinismus sterben. –

Wiener Sonn- und Montagszeitung, 6. 8. 1923

DIE HOCHSCHULE DER AUSLAGENARRANGEURE

Der Schlips – ein Kunstwerk

In der Hochschule der Auslagenarrangeure sieht man eine kleine weiße Gipsbüste und rings um diese viele blaue, hellblaue, himmelblaue Seidenstoffe. Die Stoffe fließen in Wellen, Bogen, kleinen und großen Linien, gefaltet, gerafft, mit Stecknadeln festgehalten von hölzernen Postamenten auf dem Boden und lagern sich hier, breit, gemächlich und prächtig. Man sieht außerdem seitwärts einen kleinen Glaskasten, vier hölzerne Pfeiler und darüber, daneben, in der Mitte Herrenhemden und Krawatten, gestreifte, moderne, sommerliche, winterliche.
Ein Auslagenarrangeur ist einer jener wunderbar begabten Menschen, die schöne Stoffe prächtig zu entfalten vermögen, schlechte immer noch schön zu machen, Krawatten so zu binden, daß in jedem Betrachter der Wunsch entsteht, nur diese Binde zu besitzen. Die Devise des Auslagenarrangeurs lautet ungefähr: *Der Schlips als Kunstwerk.* Es gilt, aus dem Alltäglichen das Monumentale zu schaffen; aus dem Textilgewebe das Malerische, das Nützliche in ein Angenehmes umzugestalten, der Notwendigkeit Ästhetik zu verleihen.
In Wien, im Prater, gibt es eine *»Auslagenarrangeurschule«*. Sie ist nicht umfangreich, erst einige Jahre alt, und Wiens Schaufenster sind noch geblieben, wie sie waren. In Fachkreisen erzählt man sich nämlich, daß in Wien die Kunst der Schaufensterdekoration nicht auf der Höhe sei. Die Wiener sind in Europa berühmt als Auslagenarrangeure. Aber nicht in Wien. Hier können nur die Auslagen der Herrenmodegeschäfte mit den westeuropäischen konkurrieren. Die *Textilwarenbranche* leidet an mangelhaft dekorierten Schaufenstern.
In der Wiener Auslagenarrangeurschule kostet ein 14tägiger Kurs *zweimal hunderttausend Kronen.* Nach vierzehn Tagen können die Schüler die himmelblauen Brokatstoffe genauso falten, mit Stecknadeln heften, in Wellen, Bogen, Zickzacklinien fallen und wallen lassen wie der Meister. Auch dürfen sie Hemden und Krawatten kunstvoll bauschen und binden, dem Leblosen Leben verleihen, das Nützliche angenehm machen.
Die Schüler der Auslagenarrangeurschule rekrutieren sich aus *Handelsangestellten* großer Wiener Warenhäuser. Die jungen Leute sind ehrgeizig und wollen in die Welt. Das Schaufenster ist von Natur in-

ternational. Es braucht, um zu wirken, nicht die speziellen Eigentümlichkeiten eines bestimmten Volkscharakters zu offenbaren. Es ist auf die Verständigung durch das Wort nicht angewiesen. Sein Wesen ist die Sprachlosigkeit. Die wortlose Erscheinungsform. Ein künstlerisch gebundener Schlips wirkt auf jeden ohne Unterschied der Nationalität und Rasse.

Unter den Schülern befand sich vor einiger Zeit auch ein wirklicher *Student*, einer, der die Hochschule für Geisteswissenschaften verlassen hatte, um jene für Arrangement aufzusuchen. Er wollte in die Schweiz wandern, und er tat recht daran, daß er die juristische Fakultät nicht mitnahm. Er hätte mit dem bürgerlichen Strafgesetzbuch schwerlich so gut sein Züricher Brot verdient wie mit einer kleinen Handbewegung, die aus einem Gewebe eine Malerei schafft.

Es liegt vielleicht eine besondere Pikanterie darin, daß in der Dekorateurschule ein paar *Hakenkreuzler* studieren. Man sieht, daß sie hier nicht umsonst den Titel »Hochschule« erhalten hat. Der Kenner deutscher Hochschulverhältnisse sieht die Analogien zwischen Universität und der Akademie für Auslagenarrangement. Die völkischen jungen Leute lernen Schlipse binden. Vielleicht wenn alle nationalistischen Organisationen sich dieser nützlichen Tätigkeit hingeben würden – vielleicht würden sie es dann unterlassen, diese schöngebundenen Krawatten durch Hakenkreuze zu verunzieren. (Heute sind die noch nicht soweit. Sie kommen in diese Schule wie in die Vorlesung, mit Knüppel und Revolver.)

Es gibt Tricks und Gefechte in der Kunst des Arrangements. Es gibt Arrangeure, die es mit der Phantasie halten, die nennt man dann, dank einem stillschweigenden gesellschaftlichen Übereinkommen, nicht sehr folgerichtig: »Innenarchitekten«. Die Arrangeure gehören zu den bestbezahlten Kategorien der Welt – weil sie selten sind. In Berlin verdiente ein Arrangeur im Frieden 2000 Mark monatlich, in *Paris* verdient er heute *5000 Francs*. Die große berühmte Arrangeurschule in Berlin zählt *über hundert Schüler*, darunter vierzehn Wiener. Bei einem Preisausschreiben erhielt ein Wiener für das beste Schaufenster den ersten Preis.

Wiener Sonn- und Montagszeitung, 13. 8. 1923

VORMITTAGSPROBE IM ZIRKUS

Am Vormittag ist der Zirkus kahl und von einem vollkommenen zauberlosen Tageslicht erfüllt, das durch die offenen Notausgänge hereindringt. In der Arena häuft sich der Sand, nicht säuberlich gestrählt wie am Abend, in den runden Sitzreihen wirbelt der Besen eines Mannes Staub auf, fegt er Schokoladenreste, Butterbrotpapier, Pfirsichkerne zusammen.

Nackt, aller prachtvollen Scheinwerferfarben entkleidet, liegt sie da, die Arena. Sie ist kein Schauplatz verblüffender Wunder mehr. Am Vormittag springen die Kunststücke nicht fix und fertig hervor, sondern werden mühsam gezeugt und geboren. Ich hege sogar den dringenden Verdacht, daß jener junge Mann mit dem Besen zwischen den Sitzreihen – er ist in Hemdsärmeln und trägt eine nüchterne Weste – am Abend der Clown ist. Der junge Mann ist sehr ernst und hat ein faltenreiches Angesicht, und er sieht ganz so aus, als bedrücke ihn ein tiefer, geheimer Kummer: So sind immer die Männer, die des Abends Witze machen müssen.

Ach! – und der Herr Schulreiter trägt keinen Frack, und er tritt nicht mit elastisch federnden Knien in die Mitte, jederzeit im Begriffe, sich zu verneigen, nicht mehr die Peitsche knallbereit erhoben. Statt der die glänzenden Strahlen des Scheinwerfers hundertfach verstärkenden Lackstiefeletten – die den lustigen Knall der Peitsche gewissermaßen optisch verstärken – trägt der Herr Schulreiter gewöhnliche Ledersandalen und braune, vulgäre Hosen, und sein Gesicht ist noch unrasiert, und er tritt nicht mit federnden Knien herfür, sondern gibt sich privat.

Es gibt ein schönes Pferdepaar mit silberglänzendem Fell, es heißt »Romeo und Julia« und kann gar nicht anders heißen. Am Abend sind Sprünge und Galoppaden, Walzertakt und Mazurka die natürliche Folge der schmetternden Blechkapelle. Jetzt ist kein Ton zu hören, das getreue, zuverlässige Diktat der Trompete fehlt, und kein anständiges Pferd weiß, wie man's macht. Seinen Bewegungen fehlt das musikalische Unterfutter.

Romeo und Julia sind so aneinandergekuppelt, daß Romeos Kopf die Hinterbeine Julias berührt. Romeo und Julia müssen sich immerfort im Kreise und umeinander bewegen. Der Herr Hofreiter zwitschert leise, lockend wie ein junger Vogel. Es sind so Locktöne für Pferde, gezwitscherte Schmeicheleien, Lobreden, Anerkennungen.

Dann gilt es freilich ein Rundherumkreisen ohne Halfter und Band, und das versteht Romeo nicht mehr. Romeo begreift nicht, weshalb er nicht wie jedes anständige Pferd seinen Kopf neben dem Julias halten soll. Vielleicht haben sie sich was zu sagen. Angenehm und lieblich ist der Hauch, der aus den Nüstern kommt, er streichelt Romeos Aug' und seine Schläfe. Aber ein unverständliches Zirkusgesetz will es, daß Pferde wie Hunde umeinanderkreisen.

Dann stürmt das Pony herein. Es ist ein eingebildetes Pony, es überschätzt seine eigene Wildheit und glaubt, ein gefährliches, schnaubendes Schlachtroß zu sein. Innerhalb einer Minute hat es viermal den Kreis durchjagt. Es bläht die zwerghaften Nüstern und schüttelt die schüttere Mähne. Ein Peitschenknall läßt es umkehren und denselben Weg zurückjagen – von rechts nach links, von links nach rechts. Es ist der Sinn des Pferdelebens.

Hinterdrein jagt der kostümierte Hund. Ihr werdet sehen: ein Sprung – und der Hund sitzt auf dem Rücken des Pferdes.

Es ist eine wilde, verwegene Jagd. Es ist ein mutiger berittener Hund. Ein kavalleristischer Hund. Er zittert nicht auf dem schwankenden Rücken des Pferdes. Am Abend wird er auf dem Pony Poisa tanzen und Mazur. Reiterblut rinnt in den Adern des Hundes.

Bindet man einen Pudel einen kleinen Pferdeschweif an und eine winzige Mähne, einen Sattel und Riemenzeug – so ist der Hund das »kleinste Pferd der Welt«. Das ist so die sinnlose Tragik dieses Hundes, daß er, eben noch ein edler Ritter, eine Nummer später zum Pferde degradiert ist und die Sitten und Gebräuche eines Zwergponys annehmen muß. Schnürt man dem Hund mit dem Riemenzeug den Kopf ein, so klingt sein Versuch zu bellen wie ein kleines, zages, dünnes, märchenhaft feines Wiehern. (Aber niemals wird ein Pony bellen können.)

Und dann ist die Probe zu Ende, und Tier und Mensch gehen zum Mittagessen. Durch die offenen Notausgänge streicht der Sommerwind. Die Bänke sind kahl, der Zirkus von Leere sozusagen angefüllt, von einer Stille, die schreit, einer lauten Schweigsamkeit.

In der Mitte glänzt goldgelber Wüstensand, das zufriedene Wiehern eines gesättigten Tieres klingt von ferne her. Ein Besen lehnt an der Türe. Der Hund streicht am Gitter entlang, als hätte er es einem gefangenen Löwen abgesehen. Er schnappt nach einer Fliege. Er freut sich, daß er nicht galoppieren muß und gibt sich den Genüssen eines natürlichen Hundelebens hin.

Wiener Sonn- und Montagszeitung, 20. 8. 1923

DER LAUSBUB

Zur Psychologie Eulenspiegels

Der »Lausbub« gehört zu jenen beschimpfenden Bezeichnungen, denen ein Gran Liebe beigemengt ist. »Lausbub!« steht in der Skala väterlicher Schimpfworte obenan. Es ist ein nachsichtiges Mißtrauensvotum; eine Drohung ohne Ernst; ein Mahnwort, das sich selbst dementiert in demselben Augenblick, in dem es ausgesprochen wird.

Der Lausbub hat im »Till Eulenspiegel« seinen gültigen, literarisch-fixierten Ausdruck gefunden. Es ist der Mann der pointierten Streiche, deren Derbheit aufgehoben wird durch gelungenen Witz; deren Schaden geringer ist als das Gelächter, das sie anrichten; deren Humor den Getroffenen *und* die anderen entschädigt.

Dem »Lausbub« wird gestattet, was dem Pathetiker verwehrt ist. Jener hat die Berechtigung, die Majestäten dieser Welt zu beleidigen. Er hat alle Rechte des mittelalterlichen Hofnarren. Der Pathetiker, der Mann mit dem ewigen Zylinder auf würdereichem Haupt, muß genauso ernst sein, wie er genommen wird. Der Eulenspiegel so lustig, so fratzenhaft-komisch, wie der Pathetiker feierlich ist. Oder noch mehr: Denn das Pathos findet seine Grenzen früher als die Clownerie. Jenes ermüdet, diese belustigt. Das Erhabene hat keinen Superlativ. Wo es am erhabensten ist, wird es lächerlich. Das Lächerliche, das sich *bewußt* darbietet, überwindet dadurch seine Lächerlichkeit.

Der Lausbub ist *immer* harmlos. Denn der Schaden, den sein Streich anrichtet, steht in keinem Verhältnis zum Gelächter, das er hervorruft. Die reine Freude an seinem künstlerischen Witz heilt Wunden, die er geschlagen hat.

Die Objekte seiner Spottlust sind die echten und falschen Heiligtümer dieser Welt. So verwirft sein Dasein die Erhaltung eines Gleichgewichtes auf Erden. Er bewahrt die Erhabenheit vor Übertreibungen.

In den Narren der Shakespeareschen Dramen hat Till Eulenspiegel seine klassische Vollendung erhalten. Er ist der ewige Gegenspieler der tragischen Welt geworden. Seine scheinbare Sinnlosigkeit offenbart des Trauerspiels verborgenen Sinn.

Wer die Notwendigkeit der »Lausbüberei« leugnet und, auf die Unantastbarkeit irdischer Würde bedacht, zu gültigen Zeugen gegen die Existenz der Narretei die approbierten Größen dieser Welt aufzurufen in der Lage ist, der sei auf das Leben eben dieser Größen hingewiesen. Er wird aus den Biographien berühmt und unsterblich Gewordener erfahren, daß ihr Sinn für Eulenspiegel immer wach, ihre eulenspiegelsche Veranlagung fast immer stark gewesen ist. Und nicht selten begegnen wir dem lustigen »Lausbubenstreich« eines Großen.

Man entsinne sich der vielen Streiche des jungen Goethe in Frankfurt, des älteren am Weimarer Hofe. Von Klopstock, dessen Würdigkeit schon allein die Neubelebung des Hexameters beweist, erzählt man sich in den Intimitätswinkeln der Literaturgeschichte, daß er einmal durch die Stegreifrezitation einer falschen Homerstelle eine ganze Abendgesellschaft zwei Stunden lang in dem irrigen Glauben befangen hielt, daß sie einen besonders ergreifenden Absatz der Iliade zu hören bekämen. Nachher offenbarte Klopstock, daß er eine selbstverfaßte Parodie vorgetragen hatte – und einige Zuhörer saßen mit Tränen der Rührung in den Augen da.

Beethoven liebte es, in Gesellschaften, in denen er aufgefordert wurde zu spielen, bekannte Zeitgrößen musikalisch zu karikieren – und sich den Anschein zu geben, als spiele er sich selbst. Von *Voltaire* erzählt man, daß er einmal vor einem Priester mit dem Allerheiligsten auf der Straße den Hut abnahm. Voltaire ging in Begleitung eines braven Bürgers, der sehr erstaunt war, den großen Philosophen und Freidenker bei einer so gläubigen Geste ertappt zu haben. »Sie sind zu Gott zurückgekehrt?« fragte der Biedere. »Wissen Sie«, erwiderte der Philosoph, »ich stehe mit Gott sonderbar. Wir grüßen uns wohl – aber wir sprechen nie miteinander.«

Vom großen Forscher *Hyrtl* erzählt man sich folgenden Streich: Hyrtl war damals Student. Einer seiner Lehrer wollte das Verhältnis der Gewichtsabnahme zur Nahrungsentziehung bei Kleintieren feststellen. Er schloß eine Anzahl Kaninchen ins Laboratorium, gab den Tieren jeden Tag weniger Nahrung und mußte mit großer Verwunderung feststellen, daß die Kaninchen immer fetter wurden.

Zwei Wochen später stellte es sich heraus, daß der Student Hyrtl die Kaninchen täglich in den stillen Stunden, in denen niemand im Laboratorium anwesend war, gefüttert hatte.

Man sieht, daß die Größe kein Hindernis ist für das »Lausbübische«. Man könnte, ohne der Gefahr einer überspitzten Parodie anheimzufallen, die Behauptung wagen: Ohne Eulenspiegel keine wahre Größe. Denn im vollkommen gewordenen Menschen halten sich Ernst und Lustigkeit die Waage; blüht der Lebensernst aus dem genialischen Leichtsinn; ist jener die Ergänzung, dieser der Anfang; der Leichtsinn des Genies das Versprechen, der Ernst die Erfüllung.

Wiener Sonn- und Montagszeitung, 20. 8. 1923

11000000

Die Carnegie-Stiftung hat über die Verluste im Weltkrieg ein wertvolles Buch veröffentlicht. Daraus erfährt man, daß die Zahl der Toten aller Staaten elf Millionen beträgt. Drei Millionen starben den indirekten Heldentod infolge Krankheit. Acht Millionen retteten sich vor militärärztlicher Behandlung und entkamen mit Hilfe der Gewehrkugeln, Bajonette, Schrappnells und Giftgase unmittelbar ins ruhige Oberland der Ewigkeit. Dem Statistiker der Carnegie-Stiftung ist es wahrscheinlich nicht möglich gewesen festzustellen, wie viele von den also direkt Gestorbenen vor ihrem letzten Atemzug noch vom Feldkuraten erwischt wurden. Es ist anzunehmen, daß nur die wenigsten dem Seelsorger ihren endgültigen Abgang von der Kompanie gehorsamst gemeldet haben können, obwohl bis jetzt nicht ein einziger wegen unvorschriftsmäßiger Abrüstung von der himmlischen Aufnahmekanzlei »retourgestellt« wurde.
Aus dem Carnegie-Buch erfährt man ferner, daß der Weltkrieg mehr Tote zustande gebracht hat als alle Kriege, die in der Zeit von 1815 bis 1914 geführt wurden. Ich schätze, ohne Lexikon, es werden etwa sechs anständige und einige kleinere Kriege in diesen hundert Jahren stattgefunden haben, und ermesse daran, daß unser Weltkrieg ein wirklich imposanter war, ein Elf-Millionen-Töter, ein ganz patenter Weltkrieg.
Wir müssen also dem Buch der Carnegie-Stiftung gewissermaßen verpflichtet sein; – ihm verdanken wir es, daß wir heute stolz von den noch nie dagewesenen elf Millionen reden dürfen.

Allein – woher wissen wir, daß sie noch wirklich nie dagewesen sind? Es ist kein Grund vorhanden, an der Wahrhaftigkeit jenes Carnegie-Buches zu zweifeln. Es ist vielmehr anzunehmen, daß nach *jedem* der vorhergegangenen Kriege ein ähnliches Buch erschienen ist und vielleicht sogar von der Carnegie-Stiftung herausgegeben. Vielleicht hat diese Stiftung den Zweck, nach jedem Krieg die Toten zu zählen und ihre imposante Ziffer der Welt zu verkünden. Es gibt dergleichen Stiftungen. Sie haben die Aufgabe, nicht nur statistisch zu belehren, sondern auch zu weiterem Töten anzueifern. Diesmal waren es elf Millionen. Vor fünfzig Jahren weniger. Nächstens mehr.
Es ist das Werk eines *post-festum*-Pazifismus. Er erfüllt die Aufgabe eines Leichenbestattungsamtes. Er sitzt im Büro, wartet den Friedensschluß ab und begibt sich dann auf Carnegies Kosten zum Leichenlokalaugenschein. Die Aufnahme des Tatbestandes dauert fünf Jahre. Und während dieser Pazifismus noch die alten Leichen zählt, fängt die Welt an, schon neue herzustellen. Die Carnegie-Stiftung kann nicht zur Ruh' kommen ...

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 19. 10. 1923

DAS LAND DER SONDERBÜNDLER

Dieses Land ist ein poetisches und industrielles zugleich. Es hat romantische Tradition und großartige Fabriken. In seinen Wäldern werden Gedichte erzeugt seit Jahrhunderten und in seinen Städten Leinwand erschaffen. Stahl, Eisen, Chemikalien, Seifen und Zucker. Über die dichterischen Flüsse wölben sich Brücken, mächtige, auf tragenden Pfeilern, und in den Bäuchen der Dampfschiffe stapelt sich unermeßlicher Reichtum an Waren. Aus der Ferne sieht man Kirchtürme, hohe, und noch höhere dampfende Schlote. Und in den Städten liegt Tag und Nacht eine schleierdünne Schicht aus Ruß und Kohlenstaub über ehrwürdigen Kuppeln, Turmspitzen, Uhren, Portalen. Tag und Nacht hasten Menschen durch die Straßen. Es ist ein großes Gedränge zu bestimmten Stunden in bestimmten alten, schmalen Gassen. Die Gassen, die Plätze sind auf diesen Verkehr nicht vorbereitet. Die alten Kirchturmglocken singen unzeitgemäß und langsam, und die Straßenbahnen

klingeln hysterisch, und die ungeduldigen Automobile stauen sich, und alle Hupen werden auf einmal nervös.
Manchmal glaubt man, mitten in einem Bahnhof zu stehen. Die Einheimischen machen den Eindruck von Fremden. Meist sind sie auch Fremde. Sie arbeiten acht Stunden in der Fabrik, und ihre Wohnung ist außerhalb der Stadt. Sie durchqueren die Stadt wie einen gleichgültigen, schönen Bahnhof.

Koblenz

Koblenz ist eine Festung aus jener Zeit noch, da es mit C geschrieben wurde – und aus einer noch früheren Zeit, da es »Covelenz« hieß. Man sagt, es sei ein »wichtiger strategischer Punkt«, und es stehen wirklich in den Koblenzer Anlagen fürchterliche steinerne Generale und sogar eine Kaiserin Augusta, nach der die schönsten Gartenanlagen der Stadt benannt sind.
Koblenz besteht eigentlich aus zwei Städten, von denen die eine unbedingt mit C geschrieben werden muß. Es ist nämlich die Altstadt mit ihrem Münzplatz, dem Hospitalplatz und dem Florinsmarkt. Unter dem Florinsmarkt sollen übrigens noch aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges große Goldmünzen begraben sein, und die ältesten Koblenzer wissen davon zu erzählen – aber nichts Genaues. Man sieht manchmal in stillen Nächten einen alten Koblenzer über den Florinsmarkt schreiten und merkt, daß er sehr vertieft in Gedanken ist.
Aber er denkt nicht über die vergrabenen Schätze nach. Er hat nur ein wenig getrunken. Denn die alten Coblenzer, jene, die sich noch mit C schreiben, trinken etwas über den Durst und halten sich länger als nötig auf dem Florinsmarkt auf.
Dagegen gehen die jungen Koblenzer nicht mehr in ihre alten, schönen Kirchen, von denen eine, die Liebfrauenkirche, auf dem höchsten Punkte der Stadt liegt und im Anfang des 13. Jahrhunderts errichtet worden ist. Sie ist von jedem Punkte der Stadt sichtbar, und es ist nicht einmal beschwerlich, sie zu erreichen. Dennoch besucht man sie nicht. Es ist eine liebliche Kirche, sie liegt oben wie ein Volkslied, ein kleines, gemauertes, mit Türmen, die sich gleichmäßig wiederholen wie Refrains, und man hat gar keinen Respekt vor diesem Gotteshäuschen.
In der Kastorkirche dagegen ist der Erzbischof Kuno von Falkenstein

begraben, und es haben hier verschiedene Kirchenversammlungen stattgefunden, und man bekommt vor ihr fast mehr Respekt als vor der Moselbrücke, die im 14. Jahrhundert gebaut wurde und dennoch über 300 Meter lang ist. Dagegen spielte man in dem kleinen Koblenzer Theater eine alte Operette von Lehàr, und die Damen auf der Bühne trugen weiße Strümpfe und schwarze Halbschuhe, und alle Menschen im Parkett waren frisch gewaschen und rochen nach Seife.
Unangenehm ist in Koblenz nur die Befestigung, man geht zehn Schritte und sieht ein Fort. Man sieht Kasematten, Kasernen, einen »montelambertischen Turm« und dergleichen grausame Dinge mehr. Aber die Kasematten sind beruhigend leer. Die Generale in den Anlagen sind aus Stein. Und die Koblenzer (die mit K und die mit C) sind friedliche, lächelnde Menschen.

Köln

Da ist Köln eine andere Stadt. Ihr äußeres Bild wirkt geradezu amerikanisch, in dieser Atmosphäre aus Rheinlyrik und Heiterkeit. Es ist etwas von Berlin in dieser unpreußischen Stadt. Sie ist lauter, als sie sein müßte; hastiger, als ihr zusteht; sie übertönt die Ehrfurcht, die der Fremde vor ihr empfindet. Alle literarischen, historischen Erinnerungen, die ihr Name in ihm wachruft. Diese Stadt desavouiert sich; ihren Dom, ihre Sankt Maria im Kapitol, die Apostelkirche. Köln kann heute nicht mehr mit C geschrieben werden – trotz den Franzosen. Köln hat etwa 30 wunderbare Plätze, darunter den Neumarkt, den schönsten. Aber Köln nennt diesen Platz *Paradeplatz*.
Und der Teil des Rheins, an dem Köln liegt, ist gar nicht malerisch. Er ist flach und langweilig wie ein Teich. Und die Hauptstadt Köln ist leider »imposant«. Und es gibt einen Korso in Köln, allabendlich von 6–8. Und eine große Anzahl Kinos und Filme aus dem ältesten Amerika, die fast so alt sind wie der Dom.
Und in den Straßen spricht man Englisch, Französisch, Russisch und Jiddisch. Es gibt Stadtteile in Köln, die an Lemberg erinnern.
Es gibt eine schwarze Börse in Köln.

Trier

In Trier steht das älteste steinerne Wohnhaus Deutschlands, der Frankenturm: Er stammt aus dem 10. Jahrhundert und wird von Fremden besucht. Er wird jeden Tag ausgebessert. Und jeden Tag verfällt er.
In Trier sieht man sehr viele fromme Menschen, Priester, Nonnen und Mönche. Es gibt 11 katholische Kirchen dort, und alle sind gut besucht.
Aber eine größere Rolle als die Kirchen spielen die Fabriken. Es ist eine seltsame Mischung von Katholizismus und Industrie und Kommunismus. Die Arbeiter sind radikal. Ihre Frauen gehen vor der Arbeit zum Gottesdienst.
Am Sonntagnachmittag gehen alle ins Kino.
Am Sonntagabend trinken alle Wein.
Es gibt einen prachtvollen, verhältnismäßig billigen Wein in Trier. Dagegen ist die Schutzpolizei machtlos. Durch die stillen alten Straßen von Trier wandern lautgeschminkte Prostituierte. Und an der »Porta Nigra«, dem schwarzen Tor, das die Römer im 3. Jahrhundert gebaut haben, und an den Rändern des Amphitheaters, in dem Kaiser Konstantin Tausende gefangener Franken von wilden Tieren zerfleischen ließ, findet man heute nächtliche Liebesszenen, für die sich auch der neue Stadtpark und der Volksgarten eignen.

Aachen

In Aachen erinnert auf den ersten flüchtigen Blick nur wenig mehr an die alte Krönungsstadt. Fabriken, Fabriken, Fabriken. Samt, Leinen, Feuerzeuge, Regenschirme, Schnaps, Bier, Knöpfe, Glocken, Drähte werden in Aachen erzeugt. Aber dann sieht man das Rathaus mit dem gewaltigen Granusturm; dann sieht man den Münster – an dem man alle Stile lernen kann wie aus einer steinernen Kunstgeschichte; sieht man die Glasmalerei an den breiten, behaglichen Fenstern des »Oktogons«. Man besucht den riesigen Krönungssaal, der etwas mehr als 40 Meter breit ist, und man bekommt Respekt vor Aachen.
Man verliert ihn erst ein bißchen, wenn man wieder in die unwahrscheinlich respektlosen Straßen gelangt, in dieses Kurhaus mit dem

großen Konzertsaal, in dem eine wahre Kaiser-Wilhelm-Pracht angestrebt ist. Während der Konzerte ist der Saal beleuchtet. Das fördert die Akustik – angeblich –, aber es zerstört und verhindert die Sammlung. Es ist sehr viel Praktisches in Aachen. Man hört das Heulen der Fabriksirenen dreimal täglich. Und die Stimmen der neuen Zeit übertönen alles Alter und Ehrfurcht.

Die Putschisten

Die Putschisten sind nicht durchwegs bezahlte Menschen. Das rheinische Kleinbürgertum will von Preußen los. Die Kaufleute wollen – selbstverständlich – eine bessere Währung. Franzosenfreundlich sind wenige. Preußenfeindlich viele. Studenten, Regierungsräte, überhaupt höhere Beamten sind Fanatiker des Reichseinheitsgedankens. Aber die mittleren Beamten sind gleichgültig.
Die Bevölkerung ist ruhig und sachlich. Man merkt nicht viel vom »leichtblütigen Rheinländer«; eher mehr vom »westfälischen Dickschädel«. Die Leute sind unpolitisch, sie lieben die Ruhe und das Gleichmaß. Die Führer der Putschisten wie Dorten, Decker u.a. sind keine überragenden Persönlichkeiten. Sie haben eine gewisse Portion Tüchtigkeit und sehr viel Geld. Dafür schlechte Zeitungen und moralisch nicht einwandfreie Helfer.
Die Bevölkerung ist mißtrauisch. Die Los-von-Preußen-Bewegung ist noch keine Los-vom-Reich-Bewegung. Die Liebe zum Deutschtum ist stark. Als erstes Land, das sich vom Reich separiert, kommt das Rheinland kaum in Betracht.

Prager Tagblatt, 24. 10. 1923

FRAU SACHER ENTSCHULDIGT SICH

Ihre Majestät, Frau Sacher, die Maria Theresia der österreichischen Gourmandie, hat am Dienstag, den 23. Oktober 1923, einen Kellner um Entschuldigung gebeten. Das Datum soll der Nachwelt überliefert werden, weil es historisch ist und den Zeitpunkt fixiert, an dem in

Österreich das Kaisertum aufhörte, fünf Jahre, nachdem es aufgehört hatte.
Ein Kellner, obendrein Betriebsrat, und – Paradoxie dieser Zeit! – Betriebsrat und Kellner im sogenannten »Jagdsaal«, im feudalsten Abschnitt des feudalen Speisepalais, war von Frau Sacher persönlich entlassen worden. Dagegen protestierte die Organisation der Kellner. Es brach ein Streik aus. Frau Sacher bot dem entlassenen Kellner 25 Millionen an – wenn er ginge.
Aber er lehnte ab. Frau Sacher mußte sich bei ihm entschuldigen. Um halb acht Uhr abends nahmen die Kellner die Bedienung wieder auf. Äußerlich sieht es also beim Sacher aus wie gewöhnlich, will sagen: wie außergewöhnlich. Aber die Eingeweihten, mit den höfischen Besonderheiten Vertrauten werden wissen und die Gebärdenspäher und Geschichtenträger es weiter ins Volk streuen, wie im angestammten Herrscherhause die Tradition verletzt, das Gottesgnadentum geschmäht und das gesalbte Haupt entkrönt wurde.
Leider spielte sich alles hinter verschlossenen Türen des großartigen Jagdsaales ab. Die alte fiktive Revolution, bei der nur die Habsburger abgesetzt wurden, fand bei freiem Zutritt für jedermann statt. Aber bei diesem wirklichen Umsturz, dem Thronbruch der Dynastie Sacher, kennen wir weder Ursache noch detailierten Verlauf... Und hätten doch gerne gesehen, wie diese Hand, die den Kochlöffel, durch den sie mächtig geworden, nie berührt hat, die gebieterische Gebärde des Hinauswurfs nicht zu vollführen wagt einem Betriebsrat gegenüber: hätten gerne gesehen, wie diese, von Prinzen aus dem mitregierenden Hause Habsburg oft geküßte Hand auf Geheiß einer Organisation dem beleidigten Kellner zögernd geboten wird.
Ach, wir sehn dergleichen nicht. Wir sehn die billigen Revolutionen, die in die Geschichte kommen und uns nicht die Möglichkeit bescheren, bei Sacher zu essen. Aber die eigentlichen, die wichtigen Umstürze sind uns zu kostspielig. Und ihr Gelingen bereitet uns, ach! – nur platonische Freude durch die schwächende Mitteilung eines »Entre-filets«.

Prager Tagblatt, 26. 10. 1923

DAS ÖSTERREICHISCHE REISEVISUM

Man erhält das österreichische Einreisevisum in Prag in der Zeit von 8 bis 11 Uhr vormittags im österreichischen Konsulat. Da aber alle Konsulate in Prag bis 2 Uhr nachmittags geöffnet sind, kommt kein Reisender auf den Einfall, daß das österreichische schon um 11 Uhr gesperrt ist.
Er geht also um ½ 12 Uhr hin und steht vor dem geschlossenen Fenster des Konsulats. Er pocht an die Scheibe. Es erscheint ein Diener hinter dem Glas und sagt: »Heit is nix mehr! – *Murgen*!«
Der Reisende kehrt sehr betrübt um und bleibt ratlos vor dem Eingang stehen. Dann erscheint ein einfacher, biederer Mann und spricht: »Sie brauchen ein österreichisches Visum!«
»Ja!« sagt der Reisende erfreut.
»Der Österreichische Hilfsverein in Prag gibt Ihnen ein Visum, auch nach elf Uhr – dafür zahlen Sie nur 15 tschechische Kronen mehr.«
»Wo ist der Hilfsverein?« fragte der Reisende.
»Ich führe Sie hin, ich bin dort bekannt«, sagte der Mann. »Aber dafür zahlen Sie mir noch extra 10 tschechische Kronen.«
So erhält man ein österreichisches Einreisevisum in Prag – nach 11 Uhr vormittags; wenn man 15 tschechische Kronen dem Hilfsverein zahlt und 10 tschechische Kronen dem Ratgeber und Führer.
Dieser Vorgang muß hier geschildert werden, damit die Reisenden sich künftighin die 10 tsch. K. für den Führer ersparen. Denn das österreichische Konsulat in Prag teilt niemandem mit, daß auch der Österreichische Hilfsverein in Prag Einreisevisa erteilt.
Dagegen weigert man sich in Österreich, die Einreisevisa aufzuheben. Man bedenke, was dadurch verlorenginge; 1. die 15 tsch. K. für den Hilfsverein, 2. die 10 tsch. K. für den biederen Mann. Man möchte glauben: Die Existenz dieses biederen Mannes liege der österreichischen Regierung am Herzen.
Das tschechoslowakische Ministerium für Äußeres behauptet, die österreichische Regierung hätte sich bis jetzt geweigert, aus fiskalischen Gründen die Einreisevisa aufzuheben. Die Schuld trage Herr Zimmermann. Vor drei Tagen hat die tschechoslowakische Regierung verlautbart, daß sie bei den kommenden wirtschaftlichen Verhandlungen die Frage der Einreisevisa berühren werde.

Und flugs – und ehe man sie noch gefragt hatte – erklärte die österreichische Regierung – daß sie wegen der schlimmen Verhältnisse – in Deutschland das Einreisevisum nicht aufgeben könne.
Hierauf begab ich mich in die österreichische Gesandtschaft in Prag und erfuhr, daß die tschechoslowakische Regierung der österreichischen noch gar keinen Vorschlag gemacht habe und *daß also noch gar keine Veranlassung bestünde, darüber zu reden.*
Der Sachverhalt stellt sich also so dar:
1. Die tschechoslowakische Regierung will das Einreisevisum im Einvernehmen mit Österreich auf der Basis der Gegenseitigkeit abschaffen.
2. Die österreichische Regierung will es nicht abschaffen, weil die Einwanderungsgefahr aus Deutschland droht.
3. Der Vorschlag kam nicht von der deutschen Regierung.
4. Die österreichische Gesandtschaft erfährt den Standpunkt der österreichischen Regierung erst aus den Zeitungen -- und erklärt:
5. Daß noch gar keine Veranlassung ist, einen Standpunkt einzunehmen.
Der biedere Mann, der die österreichischen Einreisevisa besorgt und schon um seine Existenz gezittert hat, ist im Begriff, ein Dankschreiben an das Wiener Außenministerium abzusenden.

Neues Acht-Uhr-Blatt, 2. 11. 1923

EBERT

Seine persönliche Tragik wächst mit dem Unglück Deutschlands. In diesem Sinne repräsentiert er es menschlich, nicht nur beruflich. Er wurde Reichspräsident, unfreiwillig und aus Verlegenheit. Er blieb es aus Notwendigkeit. Niemals hat er sich selbst überschätzt. Immer unterschätzten ihn andere. Er vereinigte in sich die besten Durchschnittstugenden des deutschen Volkes: Bescheidenheit und Tüchtigkeit; Eigenschaften, deren Segen sich in Zeiten gesicherter staatlicher Existenz erweist, die in unruhigen Zeiten staatlichen Verfalls nicht zur Auswirkung gelangen. In solchen Zeiten kann Ebert nur ein Beispiel sein und kein Retter. Seine bürgerlichen Tugenden reichen nicht aus,

um scheinbare Verfehlungen vergessen zu machen, die nur ein Genie rechtfertigen kann. Im ersten Jahr seiner Präsidentschaft erwischte ihn ein geschmackloser Photograph beim Baden, und »Ebert in Badehosen« wurde das wirkungsvollste, weil pöbelhafteste Argument gegen die Republik. Heute, im fünften, schwierigsten Jahr seiner Präsidentschaft, fällt er wieder als Reiter durch den Tiergarten den illustrierten Blättern anheim. Vor fünf Jahren lachte ihn der deutsche Spießer aus, das auf den Lokalanzeiger abonnierte Kleinhirn. Heute wollen ihn seine Genossen aus der Sozialdemokratischen Partei ausschließen. Zwischen der rohen Mißgunst kleinbürgerlichen Pöbels und der Verständnislosigkeit des flachköpfigen Gewerkschaftssekretärs spielt sich die deutsche Tragödie Ebert ab.
Man kennt seine achtunggebietende Laufbahn, weiß, daß er Sohn eines Schneiders ist, Sattlergehilfe war, Redakteur der »Bremer Bürgerzeitung«, Arbeitersekretär, seit 1912 Mitglied des Deutschen Reichstages, gegen den Willen Bebels Mitglied des Parteivorstandes. Aber obwohl dieser Aufstieg dank persönlichem Verdienst und harter, stiller Arbeit gerade dem deutschen Lesebuch-Menschen imponieren sollte, wurde er Objekt billigen bürgerlichen Spottes. Der Durchschnittsmensch verträgt über sich nicht seinesgleichen. Und Ebert war »seinesgleichen«. Auch er war ein Durchschnittsmensch und blieb es, solange er von seiner mächtigen Partei und allen klug und rechtlich Denkenden (ohne Unterschied der Partei) gestützt wurde. Menschliche Größe gewinnt er erst durch die stetig um ihn wachsende Einsamkeit. Dadurch verliert er erst recht die Fähigkeit zu führen. Aber so wächst er hinaus, wächst über seine Partei, seine Stellung, sein Vaterland, wächst in die Region der »reinen Idee« und wird ein Beispiel leidender, großer Menschlichkeit und passiven Heldentums.
Dabei bleibt es gleichgültig, ob der Beschluß, ihn aus der Partei zu entfernen, ausgeführt wird oder nicht. Er ist jedenfalls seit einer Woche nicht mehr eine »Stütze der Partei«, und sie kann seine Handlungen nicht mehr verantworten. Er ist ihr auch nichts mehr schuldig. Er ist als der (mittelmäßige) Politiker und Reichspräsident aus ihr hervorgegangen, nicht als der vollkommene Mensch. Seine Entwicklung als »Individualität« hätte sie sicherlich nur hindern können. Von einer Pflicht zur Dankbarkeit gegenüber der Partei kann bei Ebert keine Rede sein. (Es wäre denn ungefähr jene Dankbarkeit, die Goethe dem Weimarer Hofe schuldig war.) Gegen die Grundsätze der Partei, ja

sogar des Sozialismus hat Ebert gewiß verstoßen. Aber mit gutem Gewissen, offen und öffentlich, im Dienste seines Wesens und einer Idee, unter einem innern und äußern Zwang. Er war eingekerkert in seiner Präsidentschaft wie in einer Zelle. Auch wenn er gewollt hätte – eine Abdankung wäre unmöglich gewesen. Er mußte die ganze Zeit hindurch seine Stellung behalten, wie er sie seinerzeit hatte annehmen müssen. Und wie einem Häftling nichts anderes übrigbleibt, als Kompromisse mit seiner Umgebung zu schließen, so blieb Ebert nichts anderes übrig, als die glückliche, opportunistische Veranlagung seines Wesens auszunützen, zu stillen, zu schlichten, zu mildern und zu vereinigen, wie es ihm sein Inneres gebot und wie es seine äußere Situation erheischte. Er war kein Liebling des Volkes, kein Begeisternder und ein langsam Begeisterter. Er wollte keinen Ruhm und erwarb sich nur Respekt. Das war seine Bestimmung. Beamte, wilhelminische, des Auswärtigen Amtes begegneten Ebert mit derselben Hochachtung, mit der sie etwa Hindenburg empfangen hätten. Im Jahre 1921 gab es in Berlin eine Buchausstellung. Der Leiter des Komitees, ein reaktionäres Vorstandsmitglied des reaktionären Buchhändler-Börsenvereins, äußerte sich zu einigen Bekannten vor der Ankunft Eberts, der die Ausstellung eröffnen sollte: »Was soll man tun? Er muß doch dabeisein!« Dann kam Ebert, im Winterrock, den Hut in der Hand, sagte: »Verzeihung« zu den Leuten an der Tür, die ihn nicht kommen sahen, blieb stehen, verneigte sich vor dem Komitee und sagte sehr leise: »Ich wünsche Ihnen Glück, ich freue mich über eine deutsche Buchausstellung in dieser Zeit, ich eröffne die Ausstellung!« Dann reichte er jedem die Hand, auch Leuten, die zufällig dabeistanden, und ging von Stand zu Stand und lernte bei jedem, lernte Holzschnitte, Kupferstiche, Einbandkunst. Dann begleitete ihn jenes Vorstandsmitglied zum Auto und öffnete selbst den Wagenschlag. Und Ebert lächelte bescheiden, froh über die Ausstellung und – daß er selbst etwas gelernt hatte.
So, mit Erfolg um Achtung werbend, wuchs er in den Augen seiner politischen Gegner. So konnte im Oktober 1922 sein Provisorium aufhören und seine Präsidentschaft eine endgültige bleiben. Aber je mehr Ebert Gegner verlor, desto geringer wurde die Zahl seiner – Freunde. Je mehr er an Achtung gewann, desto mehr verlor er an Liebe. Er war den Parteien entrückt, nicht mehr Gegenstand ihres Haders, sondern ihrer Achtung, einer kühlen Achtung, und ihres leisen Mißtrauens. Er hatte die einen angenehm enttäuscht und sich von den anderen ent-

fernt. Und weil es in diesen fünf Jahren der deutschen Sozialdemokratie nicht gelang, die deutsche Republik zu repräsentieren, Präsident Ebert es aber konnte und mußte, entstand – ohne beider Schuld – ein deutlicher Gegensatz zwischen den grundsätzlichen Anschauungen der Partei und den Auffassungen Eberts von seiner Pflicht.

Sie bestand und besteht darin, die Einheit des Reiches zu wahren. Wenn man ihn vor die Frage stellte, ob hundert Arbeiter erschossen werden sollen oder ob das Reich zerfallen solle – er müßte sich für die Erschießung entscheiden. Er müßte sein eigenes Leben für die Einheit des Reiches opfern, das Leben seiner Kinder. Der Präsident einer glücklicheren Republik kann zurücktreten. Ebert kann es nicht. Er ist an den Präsidentenstuhl gefesselt. Dem Takt des Reichskanzlers und der ausführenden Behörden und Organe muß es überlassen bleiben, Ebert vor Konflikten zu bewahren. Allein es fehlt den deutschen Reichskanzlern, Behörden und Organen an Takt, den Ebert besitzt.

Wenn ihn jetzt die Partei verläßt, verlassen muß, wird Ebert ein Heimatloser sein und ein – Ohnmächtiger. Denn die Politik im Innern Deutschlands ist nicht durch eine menschliche Kapazität zu beeinflussen, sondern durch einen brutal Mächtigen. Aber aus dem Gegensatz zwischen Eberts Machtlosigkeit, Einsamkeit, Verlassenheit und den äußeren Widerständen der deutschen Parteien erblüht das tragische Schicksal einer einzigartigen Gestalt, eine Art traurigen Königtums, das nicht von dieser Welt ist.

Prager Tagblatt, 3. 11. 1923

DIE OPFER DES HERRN V. KAHR

Bayerische Flüchtlinge im tschechoslowakischen Grenzgebiet

Die strengen Verfügungen der tschechoslowakischen Behörden, die verschärfte Grenzüberwachung, die Verstärkung der Patrouillen längs der bayerisch-tschechoslowakischen Grenze haben es nicht verhindern können, daß viele *aus Bayern ausgewiesene Juden* ihren Weg notgedrungen über das *Egerland* nehmen und von hier aus nach Prag zu gelangen suchen. Die Humanität der tschechischen Gendarmerie bestätigt nur die längst in ganz Europa feststehende Meinung, daß die

Büttelroheit der bayerischen Minister und ihrer Vollzugsorgane von seinem Gendarmeriewachtmeister der außerhalb der »Ordnungszelle« befindlichen Welt übertroffen wird – daß im Gegenteil der letzte Polizeidiener irgendeines beliebigen europäischen Staates den Glauben an den Bestand einer Kultur allen jenen zurückzugeben vermag, denen er von den bayerischen Ministern genommen ward. Auf den Landstraßen des Egerlandes trifft man zerlumpte Menschen, Männer mit kleinen Bündeln am Arm, ohne Winterkleidung, in durchnäßten Stiefeln und Anzügen. Es sind aus Bayern ausgewiesene Juden, Polen und Ukrainer, die zumeist seit zehn und mehr Jahren in bayerischen Städten ansässig und beruflich tätig waren und denen die bayerische Polizei kaum einen Tag Zeit gelassen hatte, Geld, Nahrungsmittel oder auch nur die nötigsten Winterkleider mitzunehmen. Die bayerische Polizei kümmert sich nämlich nicht um den Weg, den die Ausgewiesenen nehmen sollen. Sie befördert die Juden nicht an irgendeine Grenze. Sie »weist« nur »weg«.
Ich sah bei einem der Ausgewiesenen ein solches Kulturdokument der bayerischen Ordnungszelle. Es sieht so aus:

Betrifft Wegweisung!

Herrn ... in ... München.

Sie werden aufgefordert, heute, spätestens morgen, das Stadtgebiet München zu verlassen. Innerhalb 48 Stunden, vom Tage des Erhalts dieser Aufforderung gerechnet, müssen Sie das Gebiet des Landes Bayern verlassen haben.

In den letzten acht Tagen haben *26 jüdische Familien* solche und ähnliche Aufforderungen erhalten. Proteste, Bitten, Beschwerden, Gesuche um einen Aufschub nützen gar nichts. Vor einigen Tagen haben Vertreter der Münchener jüdischen Kultusgemeinde bei Herrn v. Kahr vorgesprochen. Die Antwort Kahrs lautete: »In einigen Wochen *werden die Juden den Kahr segnen,* weil sie froh sein werden, Bayern verlassen zu haben.« Er könne, sagte Kahr, *keine Verantwortung für das Leben der Juden* in Bayern übernehmen. Auf den Vorhalt der jüdischen Vertreter, daß eine Konfiskation des Vermögens der Ausgewiesenen ja keinesfalls die Folge der Kahrschen Sorge um das Leben der Juden sein könne, wußte der Diktator nichts zu antworten. Die Kahr-Antwort erinnert an eine Anekdote aus dem zaristischen Rußland: Nach dem fast genauso wie Bayern berühmt gewordenen Kischenewer Pogrom begaben sich reiche Juden aus Moskau zum Gouverneur To-

winoff und verlangten von ihm eine Zusicherung, daß weitere Pogrome unterbleiben würden. Towinoff erwiderte: »Seid froh, daß 400 Juden umgekommen sind. *Die toten Juden sind die glücklichsten Juden!*«

Ausweisung aus dem Sanatorium

In einem Münchener Privatsanatorium befand sich die schwangere Frau eines jüdischen Kaufmannes aus Riga, der Prokurist eines großen Münchener Unternehmens ist. Vor einer Woche bekam der Prokurist den »Wegweisungsbefehl«. Der Prokurist berief sich darauf, daß er seine Frau, die im Sanatorium H. ein Kind erwarte, nicht verlassen könne. Am nächsten Tage erhielt der Leiter des Sanatoriums eine Vorladung zur Polizei, die ihm »bedeutete«, daß er die Frau des Prokuristen nach Hause schicken solle. Der Ausgang der Affäre ist noch nicht bekannt.

Der Deserteur aus Tarnopol

In Karlsbad traf ich einen etwa dreißigjährigen Juden, der vor drei Tagen die bayerische Grenze überschritten hatte und im Begriff war, zu Fuß nach Prag zu gehen. Der Mann ist in Tarnopol geboren, während der nachrevolutionären Kämpfe zwischen Polen und Ukrainern zwangsweise in die polnische Armee eingereiht worden und aus ihr 1919 desertiert. Er kam nach Bayern, bekam Aufenthaltsbewilligung und Stellung in einer Bank. Er lebte mit einem ukrainischen Paß in München. Seine polnische Staatsbürgerschaft hat er verloren. Auch ihn traf die »Wegweisung«. Dieser Tarnopoler, dem die tschechischen Behörden den Aufenthalt nicht gestatten, wird nun heimatlos von einem Gendarmeriepostenkommando zum anderen geschickt werden, wenn es ihm nicht gelingt, in irgendeinem der Staaten, die er jetzt durchwandern muß, eingesperrt zu werden. Er kann nicht mehr in seine Heimat, sein ukrainischer Paß wird von den europäischen Mächten nicht anerkannt, weder in der Tschechoslowakei noch in Österreich darf er sich aufhalten. Er hat nur sein letztes Monatsgehalt – in Mark.
Ich sah ihn zur Stadt hinauswandern. Er trug nicht einmal einen Stock.

Er ging in einem dünnen Rock, mit hochgezogenen Schultern, mit langsamen Schritten, so als hätte er sein Ziel in der Nähe oder nirgends, als wüßte er, daß er sich in Gottes Hand oder in der des Teufels befinde, und als wäre er wirklich froh, sich nicht mehr in der des Herrn v. Kahr zu befinden und der Hakenkreuzigung entronnen zu sein.

Neues Acht-Uhr-Blatt, 8. 11. 1923

40 MANN = 6 PFERDE

Als erster und einziger der mitteleuropäischen Staaten hat der tschechoslowakische eine Formel abgeschafft, die trotz ihrer theoretischen Belanglosigkeit in ihrer vielsagenden Kürze auf die einfachste Art das Wesen der mitteleuropäischen Staaten im allgemeinen und der gewesenen Donaumonarchie im besonderen ausgedrückt hat: die Formel 40 Mann = 6 Pferde. Ich saß einmal zehn Tage in einem Viehwagen, der die oben zitierte Inschrift trug und – es war Anfang 1916 – von meinen begeisterten Kameraden mit grünen Tannenzweigen geschmückt worden war. Es war März, und wir fuhren, ohne es zu wissen, »gen« Rußland, um es dem Nikolai Nikolajewitsch zu zeigen. Aus strategischen Gründen und damit wir unsere viehische Gleichwertigkeit besser empfänden, schob man unseren Zug zwischen Mähr.-Ostrau und Krakau einige Tage und Nächte lang hin und zurück. Es schneite, und der Wind blies, weil zu beiden Seiten des Wagens die Türen schlecht schlossen. Wir drängten uns aneinander, lagen, wenn wir schlafen wollten, in unentrinnbaren Klumpen und sehnten uns nach der Wärme eines guten Pferdekörpers, dessen höheren Wert wir beim Anblick unserer Obersten empfanden. Ach! wir waren nur 40 Mann und beneideten 6 Pferde. Wenn wir in einer Station ausstiegen, so geschah es nur, weil wir nach dem Gesetze der Feldtransportleitung gerade hier zu einer Massenfütterung getrieben werden sollten. Es klapperte, wenn wir über den Bahnhof gingen, das Klappern der Zähne übertönte das der Menageschalen, unsere erfrorenen Füße waren fühllos, und wir hörten nur den Tritt unserer genagelten Stiefel, ohne das Auftreten unserer Sohlen zu spüren. Den Offizieren trug man das Essen in die

geheizte und beleuchtete zweite Klasse, dem Rechnungsunteroffizier und den übrigen Buchhaltern der Weltkriegsfirma in einen Personenwagen dritter Klasse. Es war in einer kleinen galizischen Station, wir hatten den ganzen Tag »nichts Warmes« bekommen und erhielten in der Beköstigungsstation nicht jene Wassersuppe, auf die wir uns gefreut hatten, sondern einen Würfel hartgebackenen gelben Mais, der wie ein Pflasterstein in der Schale lag. Niemand sprach ein Wort. Wir kamen zum Wagen zurück, einige begannen verzagt, den Mais zu kosten. Ein kleiner Einjähriger, von Beruf Versicherungsbeamter, machte einen Witz: Er sagte, man könnte die Tannenzweige unseres Wagens eher essen als den Mais. Und nun begannen fünf, zehn, zwanzig Hände den Tannenreisig abzunehmen. Es geschah mitten in einer vollkommenen Stille. Die Zweige bedeckten den Perron. An dem Wagen blieb nur gespenstisch weiß die Inschrift: 40 Mann = 6 Pferde.

Wir haben es alle schon fast vergessen. Das Verdienst der tschechoslowakischen Behörde, die jene Inschrift abschafft, besteht darin, daß sie uns erinnert hat, nicht nur an die Inschrift, sondern an alles, was mit ihr zusammenhing. Die Inschrift kennzeichnete den Viehwagen, uns, die wir drin saßen, und die andern, die zu Hause blieben. Sie begleitete uns auf unserem letzten irdischen Weg. Ihr Inhalt und ihr Sinn erklärten uns Sinn und Zweck unseres Heldentodes. Sie offenbarte uns unseren Wert, den wir fürs Vaterland repräsentierten. Sie war das Motto über dem Zug der großen Zeit, der zu den Leichenfeldern führte.

Leider ist die Wiederkehr der Formel mit der Wiederkehr einer großen Zeit zu erwarten. Die Feststellung, daß vierzig Mann sechs Pferden gleich sind, läßt sich beim Ausbruch eines Krieges wegen Platzmangels (weil alles sich zum Sterben drängt) nicht vermeiden. So bleibt nur der Trost: daß dem Soldaten wenigstens auf einer Reise im Frieden nicht die Vorstellung eines Massengrabes aufgedrängt wird.

Prager Tageblatt, 9. 11. 1923

REISE IN KAFFEE

Ich reise in Kaffee. Für meinen Freund. Von Montag früh bis Samstagabend. Ich führe alle Sorten. Ich vertreibe Guatemala, Santos, Honduras, Portorico auf meiner Tour, die sich über Lhota, Mražice, Bladowitz, Romberg, Karwitz, Rakowan und Pleschin erstreckt. Man merkt die leise Ironie dieses Widerspruches, der zwischen den exotischen Namen meiner Bohnen und der desillusionierenden Geographie meiner Tour besteht. Ich möchte sagen: Es ist ein symbolischer Gegensatz, der meinen Beruf überhaupt kennzeichnet. Die Romantik meines siebentägigen Zigeunertums erstickt in der geschäftlichen Nüchternheit seines Zwecks. Ich bin trotz meinem ewigen Herumfahren kein Fahrender, kein Weitgereister, sondern nur ein Reisender.
Dennoch bin ich glücklicher als viele meiner Berufsgenossen. Glücklicher als jene zum Beispiel, deren umfangreichere Ware sie zur Mitnahme eines riesigen Musterkoffers zwingt. Meine Kaffeebohnenmuster befinden sich in zwanzig bis dreißig Papiertüten – lauter prima Ware – in einer Handtasche. Selbstverständlich habe ich einen »Revolver« in der Rocktasche. Ich zücke ihn in geeigneten Momenten. Diese Partie in der Rocktasche ist die preiswerteste. K. in P. (ich will den Namen nicht nennen) wird sicher anbeißen.
Denn die große Schwierigkeit meines Berufs besteht eben darin, dem Kaufmann die Notwendigkeit einer Ware zu beweisen, für die er vorläufig keinen Bedarf hat. Zwischen dem Erzeuger, der die Welt mit Kaffee versorgt, und dem Verkäufer, der ihn ihr verkauft, fahre ich, der Reisende, hin und zurück. Ich erlebe niemals einen der größten Reize des Reisens: das sehnsüchtige Erwartetwerden. Denn selbst der Kaufmann, der meinen Kaffee braucht, gesteht es nicht. Und sogar wenn er froh ist, meine Bohnen gekauft zu haben, tut er so, als müßte ich froh sein, meine Ware losgeworden zu sein. Und wenn er überzeugt ist, daß er so günstig wie noch nie gekauft hat, benimmt er sich so, als hätte er mich aus purer persönlicher Freundschaft und Sympathie »etwas verdienen lassen«. So gestaltet sich der scheinbar nüchterne Verkauf eines Sacks Kaffeebohnen zu einem ordentlichen Krieg mit allen seinen Phasen und Merkmalen: Defensive des Feindes, maskiertes Heranschleichen des Angreifers, plötzliche Offensive, Erstürmung der Hindernisse, leider auch Rückzug und sogar katastrophale Flucht.

Die Schrecken des Krieges beginnen Montag. Um acht Uhr früh fährt der Zug. Alle Reisenden fahren Montag früh. Es ist ein großer Lärm im Waggon. Ein Reisender – mir gegenüber – sucht Anknüpfungspunkte. Alle konventionellen Redensarten verzögern und enthüllen schließlich die Frage: Koho maji? (Wen haben Sie?) Er will nur wissen, ob ich in seiner Branche reise. Tue ich es, so bin ich sein Gegner, und hinter dem persönlichen Mitgefühl, das wir füreinander empfinden, lauert die Furcht vor dem Konkurrenten. Dann fragt er mich, wo ich aussteige: Ich fahre nach Rakowitz. Er fährt nach Karwitz. Aber manchmal treffen wir uns beide in Rakowitz bei derselben Kundschaft. So ist es einmal. Und auch dann verstehen wir uns, und jeder von uns respektiert denjenigen, der früher da war.

Es gibt alte Reisende im Zug, die bis 20 und mehr Jahren immer dieselbe Tour nehmen. Man erkennt sie daran, daß sie im Fahrplan heimisch sind wie im Kupee und daß sie alle Telegraphenstangen und Bahnsignale und die Nähe einer bestimmten Station an den vorüberhuschenden Umrissen eines Bahnwächters kennen. Sie haben viel Gleichartiges erlebt, und sie erzählen immer dasselbe. Vor allem täuschen sie sich selbst über die näheren Umstände ihrer Tätigkeit. »Sie kennen doch Kurz in B.!« sagt einer. »Dort bin ich wie ein Kind im Haus. Ich komm' hin, und der alte Kurz sagt: ›Setzen Sie sich, Herr Kanner! Wollen sie einen Tee? Was macht Ihre Frau?‹ – Selbstverständlich – wenn man 20 Jahre reist. Fürs Abhausieren bin ich zu alt!« Indessen weiß ich, daß der Empfang nicht so freundlich sein kann, wie er geschildert wurde. Aber ich nicke und bestätige durch äußere Zeichen des Vertrauens, daß ich dem Alten glaube. Er ist keineswegs wie ein Kind im Haus, der Alte. Und 20 Jahre lang glaubt er selbst an seine Beliebtheit bei den Kundschaften. Und nur so wird ihm seine langjährige Tätigkeit möglich. So tröstet er sich darüber, daß Jüngere vielleicht acht Ordres im Tag bringen. Sie reisen in Kaffee. Er in Beliebtheit.

Ich weiß, daß es zu viele Reisende gibt und zu wenig Kaufleute in der Provinz. Da lebt in Romberg der Kaufmann Rudolf Lang, den ich besuche. Er besitzt einen kleinen, unscheinbaren Laden. Aber die räumlichen Ausmaße des Geschäftes sind keineswegs maßgebend für die Leistungsfähigkeit eines Kaufmannes. Rudolf Lang ist groß und stark, und er pflegte seinen blonden Schnurrbart zu Repräsentationszwecken. Er gehört zu jenen Kundschaften, die grundsätzlich nichts

brauchen. Man muß wissen, daß ich kleingewachsen und glattrasiert bin und daß ich in Gegenwart des Kaufmanns Lang sehr bescheiden aussehe und meine angeborene Zaghaftigkeit vor gepflegten Schnurrbärten nur mühevoll bekämpfen kann. Wenn mich Rudolf Lang eintreten sieht, hebt er beide Hände mit auswärtsgekehrten Handflächen hoch und macht verneinende Bewegungen mit dem Kopfe. »Nichts zu machen!« sagt Lang mit der festen Stimme eines entschlossenen, kräftigen Mannes. Es ist drei Uhr nachmittags, und ich weiß, daß heute schon vier, fünf Reisende dagewesen sind. Dennoch trete ich näher. »Ich habe noch Ihren Guatemala vom letzten Jahr«, sagt Lang. »Ich kann nichts brauchen! Wirklich nichts!« Und er bedient seine Kundschaften weiter, während ich eine Schublade mit der Aufschrift »Zimt« betrachte. Dann geht die Tür, es ist kein Fremder mehr im Laden – nur Lang und ich. Und ich sage so nebenbei: »Schade, ich hätte so einen guten Santos! Zu 22!« »Kann nichts brauchen«, sagt Lang und betrachtet einen seiner großen, starken Fingernägel, die wie aus Schildpatt gemacht sind. Und während ich meine Tasche an mich nehme und mich scheinbar zum Gehen anschicke, ziehe ich wie von ungefähr ein Säckchen aus dem Rock und schütte seinen Inhalt spielerisch verträumt auf meine flache Hand.
Und das ist meine Rettung. Denn der Kaufmann Lang sieht schielend auf meine Hand. »Sehn Sie«, sage ich »diesen Kaffee würde man für einen Guatemala halten. Aber die Qualität ist hochfein. Und ich glaube, Sie hatten schon solche Kaffees.« »Zeigen Sie her!« sagt der Kaufmann Lang. Und ich öffne meine Handtasche. Und ich lange nach dem Notizbuch insgeheim. Und wenn der Kaufmann Lang nur zwei Säcke kaufen will, weiß ich, daß er mit Leichtigkeit vier kaufen kann. Und er tut es auch.
Aber der Typus Lang ist nicht der schlimmste. Da lebt in Bladowitz ein Kaufmann, der die Welt gesehen hat und durchaus unnachgiebig ist und der mir mit einer so sanften Höflichkeit entgegenkommt, daß ich wehrlos werde. Der Kaufmann sagt: »Es ist schade, verehrter Herr!« Und er bedauert die Unmöglichkeit eines Geschäftes, als wäre er der Reisende. Er besitzt die Konsequenz der höflichen Unnachgiebigkeit. Hier versagt jeder Trick. Hier sagt der Kaufmann: »Versetzen Sie sich in meine Lage! Ich habe Ware für sechs Monate! – Kommen Sie in mein Magazin!« Und so suggestiv ist sein Wesen, so überzeugend sein Argument, daß ich mich wirklich in seine Lage versetze. Und während

ich noch mit krampfhafter Schnelligkeit nach einem rettenden Einfall suche, hat sich der Kaufmann schon abschiednehmend verneigt. Und ich fahre zum Kaufmann Reiniger nach Pleschin, dem ich vollkommen gewachsen bin.

Denn der Kaufmann Reiniger ist zugänglich jedem Wort, und wenn nicht zufällig vor mir jemand dagewesen ist – selbst wenn man *persona grata* ist, ist man nicht allein –, bin ich sicher, hier in Pleschin wenigstens vier Säcke anzubringen. Der Kaufmann Reiniger trägt einen kleinen, altmodischen Spitzbart, er ist schwach und selbst in seiner automatischen Abwehr liegt eine Aufforderung zum Angebot. Auch sein Ideal ist der »restlose« Verkauf seines gesamten Vorrats. Allein wie anders klingt es, wenn er sagt: »Ich habe noch viel. Vielleicht das nächste Mal!« Und diese ganz unbestimmt ausgesprochene Hoffnung auf ein fernes nächstes Mal ist mir ein Beweis für gegenwärtige Möglichkeiten. Ich sage: »So einen Portorico haben Sie noch nicht gesehen!« und gebe ihm Gelegenheit, auch Santos und Minas zu sehen. Und sagt er: »Weil Sie es sind, will ich einen Sack kaufen« – so einigen wir uns schließlich auf fünf. Und jetzt tritt die Notwendigkeit ein, schnell vom Niedergang der deutschen Valuta zu sprechen. Vom Steigen der Fettpreise. Von der Ausbreitung der Kinos selbst in solchen Nestern. Nur nicht von Kaffee! Denn so schwach der Kaufmann Reiniger ist, er könnte doch plötzlich zur Besinnung kommen. Er könnte bedauern. Und er soll sich im Augenblick lieber für die Kinoprogramme interessieren. Und er interessiert sich wirklich.

Und so, zwischen der Hoffnung, beim Unzugänglichen etwas abzusetzen, den Nachgiebigen noch schwächer zu machen, und der Enttäuschung, bei diesem zu spät zu kommen, bei jenem schon einen schnelleren Konkurrenten anzutreffen, vergeht meine Woche.

Zwischen Lhota, Mražice, Bladowitz, Romberg, Karwitz, Rakowan und Pleschin geht mein Leben sechs Tage lang. Am Sonntag weiß ich, daß das Reisen in Kaffee mühevoll ist und Talent erfordert. Aber in den kleinen Orten, bei den kleinen Leuten – und wenn sie mich auch nicht erwarten – verbreite ich eine leise Ahnung von Ländern, aus denen meine Sorten stammen: Java, Ceylon, Sumatra, Salvador. Montag früh werde ich über Böhmisch-Trübau nach Mähren fahren.

Prager Tagblatt, 11. 11. 1923

SCHWEIGEN IM DICHTERWALD

Wenn der Hunger, den die Geistigen in Deutschland leiden, ihre peinliche Schweigsamkeit erklären würde, müßte man aus Achtung vor einem Leid, dessen Ursache eine gemeine materielle Not ist, demütig sein und statt der Vorwürfe Entschuldigungen hervorbringen. Allein man erinnert sich, daß seit zwanzig und mehr Jahren über alle Dinge, die Deutschlands Wohl und Wehe betrafen, die Arbeit, das Brot und den Tod seines Volkes, nur selten ein Dichter sprach und daß die öffentlichen Notwendigkeiten der schwächlichen Geschwätzigkeit unbegabter Parlamentarier, dem inhaltslosen und manchmal verräterischen Disput des Diplomaten, dem phrasenberauschten Schwadronieren der Kaiser und der Kaiserlichen anheimgefallen waren und daß selbst in den Zeiten der stärksten moralischen Verrottung durch den Militarismus und der besten Geschäftslage vorschußgabefreudiger Verleger der deutsche Schriftsteller seinen Zorn über die barbarischen Formen des öffentlichen Lebens in die Belletristik münden ließ. Wenn also heute die »Sachverwalter deutschen Geistes«, die gefeierten Jubilare, die Repräsentanten des Deutschtums, das besser ist und unbekannt, unermüdlich schweigen, so ist der Sturz der deutschen Valuta keine ausreichende Begründung, die allgemeine Not wäre – im Gegenteil – nur ein aneiferndes Moment.
Niemand von den Geistigen erhob sich im Lande, als der Kronprinz im Frieden sein barbarisches »Feste druff« depeschierte; als der Kaiser seine Weltherrschaft ankündigte, das Parlament brüskierte, die fremden Staaten; als an der Kranzler-Ecke Offiziere einen Bürger halbtot säbelten. Die deutschen Dichter gaben sich stets mit Inbrunst *einer* Beschäftigung hin: Sie reisten nach Italien. Sie reisten metaphorisch nach Italien, wenn sie des deutschen Klimas müde und überdrüssig geworden waren. Sehr viele lebten sich in Huldigung aus. Sie wenigstens blieben konsequent. Sie zogen die Folgen aus ihrer Gesinnung, die Auszeichnungen, die belobenden allerhöchsten Anerkennungen, die Medaillen. Die anderen aber – mit wenigen Ausnahmen – flüchteten in die Gefilde der Poesie und kamen sich sehr frei vor. Ein einziger, Heinrich Mann, hat vor dem Kriege mitten in der schrecklichen deutschen Gegenwart gelebt und sie geschildert. Er hat später – in Aufsätzen und Büchern – aus seiner Gesinnung kein Hehl gemacht. Er hat

offen bekannt, was sein Bruder Thomas, sehr spät und als das Schweigen bereits anfing, wie ein Skandal auszusehen, sehr verklausuliert und akademisch zugeben mußte. Thomas Mann kündigte vor einem Jahre etwa ein Rede an. Daß sie ein Vortrag wurde, war die Folge seiner wissenschaftlichen Einstellung. Aber daß der Vortrag nichts mehr enthielt als ein kühles, sachliches Lob der republikanischen Staatsverfassung, enttäuschte schwer. Damals nannte Thomas Mann den Reichspräsidenten: »Vater Ebert«. Dieser Terminus wurde von allen republikanischen Schriftstellern zitiert, wiederholt, man labte sich geradezu an der köstlichen Seltenheit eines autoritativen republikanischen Bekenntnisses. Dann schwieg Thomas Mann. Und er schweigt auch heute.

Da die Eisner, Landauer, Toller tot oder mundtot gemacht sind, kann man nichts von ihnen erwarten. Mehrere aber leben noch. Fürchten sie für ihr Leben? Niemand erwartet körperlichen Mut von einem Schriftsteller, niemand nimmt ihm körperliche Feigheit übel. In München sitzen sie, in Schwabing, während rings um sie Hitler, Ludendorff, Kahr plündern. Ein Kardinal Faulhaber beschämt Thomas Mann und Gerhart Hauptmann. Ein Kardinal predigt die Freiheit, und ihre »Sänger« haben die Stimmen verloren. Niemand erwartet, daß die Schwabinger Freiheitssänger sich von der Bürgerbräu-Diktatur zusammenschießen lassen. Mögen sie doch fliehen, um zu kämpfen! Und selbst wenn sie die Aussichtslosigkeit ihres Kampfes von vornherein erkennen – wie bringen sie es fertig zu schweigen?

Gerhart Hauptmann hat sich marod gemeldet, er soll in Tirol sein. Unterwegs nach Italien? Hungert auch er? – Die Welt wartet vergeblich auf den Schrei der Geistigen, der Ludendorffs Deutschland desavouieren könnte, auf daß die Kronprinzen wieder feste druff treten. Nur dieser Tritt ist hörbar.

Prager Tageblatt, 16. 11. 1923

BEGEGNUNG MIT HERRN V. KAEHNE

Aus Berlin kommt die Nachricht, daß der berüchtigte Herr *v. Kaehne*, der erst vor einigen Wochen sich vor den Geschworenen wegen verschiedener Gewalttätigkeiten zu verantworten hatte, wieder einmal ein paar arbeitslosen Holzsammlern eine seiner »Schlachten« geliefert hat. Sein Sohn, der zu neun Monaten Verurteilte, aber in Freiheit Belassene, erlitt eine schwere Verletzung.

Die Raubritter von Brandenburg

Das ist ein Anlaß, die im Wirbel der wichtigeren Ereignisse ein bißchen verblaßte, dem Ausland in genaueren Umrissen noch nicht bekannte Mörderphysiognomie des preußischen Landjunkers aufzufrischen. Ein trauriges Geschick bescherte mir einmal eine Zusammenkunft mit dem alten Herrn *v. Kaehne*, ein glückliches ließ mich dem Tode entgehen, vielleicht weil es meine Bestimmung war, jenen von Kaehne einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen und mit ihm und durch ihn zugleich jenes Stück Europa zu charakterisieren, das *Brandenburg* heißt und von den *Raubrittern* beherrscht wird.
Es war zu jener Zeit, in der die Berliner Öffentlichkeit zum erstenmal von der lebensgefährlichen Existenz des Herrn v. Kaehne erfuhr, als mich ein Berliner Blatt auf Schloß Petzow entsandte. Damals wurde eine Untersuchung von den Ortsbehörden gegen Herrn v. Kaehne geführt. Sie wurde eigentlich *für* die Familie Kaehne geführt. Man beschränkte sich darauf, den jungen Kaehnesöhnen zwei Maschinengewehre zu konfiszieren. Das ganze *Waffenarsenal* der Familie blieb *unversehrt.*

Die Gnadenschüsse

Es führen nur zwei Wege zum Schloß des Herrn v. Kaehne, und beide sind *»verboten«*. Die Landbevölkerung warnt jeden Wanderer vor dem Beschreiten dieser Wege. Denn irgendwo, hinter einem Baum, steht einer von den Kaehnes mit schußfertigem Gewehr, komman-

diert: *»Halt, Hände hoch!«* und schießt im nächsten Augenblick, wenn man nicht sofort *»pariert«*. Am Waldrand links vom Schloß stehen Tafeln mit liebenswürdigen Aufschriften: »Bissige Hunde«, »Fußangeln«, »Holzsammeln verboten«. In den umliegenden Dörfern wohnt so ziemlich die ärmste Bevölkerung der Mark Brandenburg: Fabrikarbeiter, Handwerker, Arbeitslose. Der Boden ist, wie überall in Brandenburg, trostlos sandig. Die Bevölkerung würde, wenn sie nicht allmählich v. Kaehne totschießen sollte, ohnehin Hungers sterben, v. Kaehne gibt ihr sozusagen *Gnadenschüsse*.
Das Schloß ist von einem mächtigen, mit Bäumen bestandenen Hof umgeben. Vor dem Tor eine Inschrift: *»Achtung! Bissige Hunde!«*

Der Besuch

Ich kam um 9 Uhr früh. Aus dem Tor trat der alte Herr von Kaehne. Er trug ein grünes Filzhütchen, ein Paar hoher Schaftstiefel, einen blaßgrünen, verschossenen Rock. An seiner Seite baumelte ein Hirschfänger. Herr von Kaehne hat einen winzigen Kopf und graue kleine Augen unter spärlichen Brauen. Sein Mund ist dünn und verkniffen. Sein Hals hager und von einem rollenden Adamsapfel geziert. Er ist körperlich das Gegenteil eines Raubritters. Seine abstehenden Ohren geben seinem Gesicht eine leise Ähnlichkeit mit einer gealterten *Klein-Moritz-Physiognomie*. Man könnte ihn für einen jüdischen Landhausierer halten. Und das schießt!...
Ich sagte: »Guten Morgen!«
Herr v. Kaehne (die Hand in der Tasche): »Was wollen Sie?«
Ich: »Nur Ihnen guten Tag wünschen!«
v. Kaehne: »Wer sind Sie?«
Ich: »Ein Journalist.«
v. Kaehne: »Ich habe Ihnen nichts zu sagen.«
Dann ging ich. Herr v. Kaehne sah mir nach. Ich wandte mich ein paarmal um. Ich hatte die Empfindung, daß der Herr Kaehne zielt. Förster kamen mir entgegen. Sie trugen *Kaiser-Wilhelm-Gesichter*. Sie sahen mich mit schußbereiten Augen an. Hunde sprangen über den Weg. Jagdgehilfen fletschten die Zähne. Ein alter Förster begann zu bellen.
Ich träume immer noch von diesem Besuch.

Neues Acht-Uhr-Blatt, 22. 11. 1923

DER GESANG DES BETTLERS

An einer Kurfürstendammecke hörte ich einen Bettler »Deutschland über alles«, die »Wacht am Rhein«, »Heil dir im Siegerkranz« singen. Der Wind fegte wütend durch die Nacht, grausam stieg die Kälte von den Pflastersteinen auf, Passanten wehten, von ihr getrieben, vorbei, und spät war es. Welchen Sinn konnte hier, an dieser teils gemiedenen, teils eilig passierten Ecke, ein Betteln haben, und welchen Gewinn brachte es? – Es schien, als hätte der Bettler hier Dienst, um ihn war die Einsamkeit eines nächtlichen Wachtpostens, und nur eine Disziplin, der militärischen ähnlich und verwandt, konnte ihn hier ausharren lassen. Ja, der Bettler glich einem Soldaten, der einen undankbaren, harten und unhygienischen Dienst versieht, ohne die Gründe und den Zweck seiner Tätigkeit zu kennen. Und wie eine Militärkapelle, die Gedanken an Heldentod musikalisch zu betäuben, lustige und patriotische Märsche spielt, wenn die Soldaten den Giftgasen und der Vernichtung entgegengehen, so sang die Kehle dieses Bettlers heldenhafte Lieder, während seinem Magen der Hunger und seinen Lungen die tödliche Entzündung drohten. Weshalb sang er nicht, wenn er schon durchaus singen mußte, von der bitteren Not seiner Tage? Wen hoffte er mit patriotischen Gesängen bis zur tätigen Barmherzigkeit zu rühren? Glaubte er, die nationale Gesinnung eines Passanten wäre stärker als Kältegefühl, Furcht vor Verkühlung und Sehnsucht nach dem warmen Bett? Wußte er nicht, daß gerade die nationalen Gesang liebenden Patrioten (wie die deutsche Industrie und ihr Gefolge) am kärglichsten zu spenden pflegen? Und was gingen nun ihn, den frierenden, hungernden, obdachlosen Bettler der Rhein und der Siegerkranz an? Wie konnte er sein persönliches Weh so unkennbar verbergen hinter dem musikalischen Ausdruck einer patriotischen Gesinnung? Ich kann nicht annehmen, daß der herrliche Gesang, der Schwung der Melodie, der mitreißende Text den Bettler seine traurige Situation vergessen ließen. Ich habe patriotische Lieder schon oft gehört: Studenten sangen sie, wohlgenährte Bürger in den Dielen, Offiziere und jene ganze Klasse, deren besonderes Vorrecht der akustische Patriotismus ist; die singen kann, weil sie essen darf.

Dieser Bettler aber sang zu Unrecht. Er hätte ungefähr singen sollen: »Wer nie sein Brot mit Tränen aß...« oder das Hungerlied aus den

Webern oder jenes Weberlied von Heine, in dem von Alldeutschlands Leichentuch die Rede ist... Solche Lieder würden nicht nur der Situation des Bettlers entsprechen, sondern auch der Stimmung jener Straßenecke und der augenblicklich aktuellen europäischen Politik.
Der Bettler ist bestimmt falsch instruiert; jemand muß ihm gesagt haben, daß die Konjunktur nationalen Gesang erheische.
Das stimmt allerdings, nicht aber an den Straßenecken. Die Konjunktur für patriotische Musik in den Herzen der Fabrikanten und in den Tanzdielen. Patriotischer Gesang ohne Sekt ist wie eine Militärkapelle, hinter der keine Kompanie marschiert.
Oder sollte der Bettler wirklich aus Begeisterung singen? Flüchtet er vor seinem Elend in den Patriotismus? Und singt, um nicht zu schreien? Und wird kriegerisch, weil er kein Empörer sein darf? Dann ist er symbolisch. Millionen singen in Deutschland: »Heil dir im Siegerkranz«. Und ihr Leiblied müßte lauten: »Wer nie sein Brot mit Tränen aß...«

Vorwärts, 2. 12. 1923

HOTEL KOPŘIVA

In P. steht das »Hotel Kopřiva«. Es hat 80 Zimmer in zwei Stockwerken. Es hat einen Portier, der ein Zimmerkellner ist und ein Gepäckträger zugleich. Er ist kleingewachsen und schmächtig und nicht repräsentativ genug für ein zweistöckiges Hotel mit 80 Zimmern. Er wartet am Bahnhof auf die Gäste. Wenn die Stadt P. eine größere Bahnhofshalle hätte, wie es sich für eine Stadt ziemte, die im Innern ein solches Hotel Kopřiva birgt, so könnte man den Portier gar nicht sehen. Seine Sichtbarkeit verdankt er nur den geringen Ausmaßen des Bahnhofsraumes in P. und dem suchenden Ruhebedürfnis der Reisenden.
»Hotel Kopřiva« ist fast immer besetzt. Dennoch kommt man fast immer dort unter. Denn es gibt Hotels, in denen das Gesetz von der Undurchdringlichkeit der Körper aufgehoben und durch ein anderes ersetzt ist, welches folgendermaßen lautet: »In einem Raum, den ein

Reisender ausfüllt, kann ein zweiter schlafen.« Diesem Gesetz hat der Wirt des »Hotel Kopřiva« seinen Reichtum zu verdanken und dem Umstand, daß er sich seinen Gästen nicht zeigt, seine Seelenruhe. Viele Hotelwirte könnten von ihm lernen. Beschwerden, die man nicht vorbringen kann, sind nicht vorhanden. Eine unhörbare Unzufriedenheit besteht nicht. Man kann deshalb sagen: Mit dem »Hotel Kopřiva« sind alle Gäste zufrieden.
Andere Hotels haben glänzende verwechselbare Namen. Sie heißen Imperial, Savoy, Grand, Zentral, Paris, Metropole. Dieses Hotel aber heißt schlicht und gewissermaßen landesvertraut: »Kopřiva«. Auch andere Hotels haben achtzig Zimmer, rund achtzig. Aber »Hotel Kopřiva« hat hundertundzwanzig Betten in den achtzig Zimmern, weil vierzig von den achtzig »zweibettig« sind.
Nun sind ja zweibettige Zimmer in Städten, in denen Verliebte oder auch nur Verheiratete abzusteigen pflegen, eine notwendige Einrichtung. In P. aber und besonders im »Hotel Kopřiva«, wo fast nur einzelne, in Konkurrenzfurcht vereinsamte Reisende übernachten wollen, geben zweibettige Zimmer Anlaß zu konfliktähnlichen Erörterungen. Die Erfahrung, daß man selbst nicht schnarche, beruht auf der psychologischen Unmöglichkeit, sich selbst im Schlafe zu hören; der Glaube an des andern Schnarchfähigkeit auf einer alten Tradition. Aber noch stärker als diese und der Zweibettigkeit feindlich ist das Vorurteil, daß der wirklich vornehme Mensch allein schläft und schlafen muß. Es wiederholt sich also einige Male folgendes Gespräch:
»Ich schlafe immer allein! – Prin-zipiell!«
»Was sind das für Sachen? – Sie sagen: Ein Zimmer ist da! Und Sie haben nichts!«
»Es ist ja ein Zimmer da!«
»Ein Zweibettiges bezahl' ich nicht!«
»Ich auch nicht!«
»Sie bezahlen es ja zusammen!«
»Nein!« – Beide sagen es gleichzeitig. Der Portier aber, der die Nachgiebigkeit der menschlichen Natur kennt, sagt: »Also, Nummer 76!«
»Unerhört!« – sagen beide Reisende. Und man müßte glauben, daß sie eigentlich beide einander unsympathisch sind. Aber wie einigte sie die Zumutung des Portiers, daß sie Schlafgenossen werden könnten, zu willigen Schlafgenossen. Wie schmiedete sie ihre feindselige Empfindlichkeit aneinander.

»Schnarchen Sie?« fragt der erste zögernd.
»Ich – schnarchen?« ruft der andere.
»Ich schnarche auch nicht!...«
»Wissen Sie – ich meine es nicht persönlich–, das schlimmste ist das Schnarchen!«
»Sag' ich auch! – Ich fahre einmal...« Und es folgt jene obligate Anekdote, die Freundschaften einzuleiten und Bündnisse zu befestigen pflegt.
Allein gefährlicher als jedes Schnarchen ist das rasselnde Grammophon. Unten, irgendwo im Speiseraum, krächzt es Märsche, Walzer, Twosteps mit der toten Unerbittlichkeit des Mechanismus. Dessen ganz besondere Tücke besteht darin, daß seine Deutlichkeit stärker, seine Zudringlichkeit aggressiver wird, je weiter man vom Trichter entfernt ist. Diese physikalisch festgestellte Eigenschaft des Grammophons ruft im Schlaflosen die Überzeugung hervor, daß jedes Entrinnen unmöglich und nur scheinbar wäre. Grenzenlos ist die Schallweite. Peinvoller und einprägsamer wird die akustische Verfolgung im letzten Zimmer des zweiten Stocks denn in irgendeinem des ersten. Vor dem tönenden Rachen des Trichters fände man eher Schlaf als in der enttäuschenden, täuschenden Ferne.
Und manchmal gibt es Jahrmärkte in P. Sie sind niemals vorauszusehen. Sie treten ein wie Naturereignisse. Sie brechen los wie Gewitter. Die Zimmer sind teurer. Sie sind doppelt so teuer. Auch die Jahrmärkte sind tückisch. Sie sind an dem Abend, an dem man ankommt, nicht bemerkbar. Man gerät unvorbereitet in Jahrmärkte wie in ausgespannte Netze.
Tausende Musterkoffer wandern durch das »Hotel Kopřiva«. In seinen Betten liegen Vertreter aller Branchen. An einem einzigen langen Tisch in der Gaststube sitzen sie. Der Reisende in Spielwaren mit dem tragischen Gesicht. Er sieht aus, als reise er in Pietätswaren. Er aber führt die bunten Freuden des Lebens: rote Reiter aus Holz; gelbe Bajazzi aus Seidenstoffen; hüpfende Affen an dünnen Gummis; buntbefederte Kreisel; Schornsteinfeger in Tanagragröße; Puppen mit rollenden Augenlidern; schwarze Teufelchen mit Flammenzungen; kleine Rechenmaschinen mit farbigen Holzperlen, an denen die Mathematik ein Kinderspiel wird. Aber der Reisende in Seifen neben ihm ist fröhlich. Er riecht nach Moschus, Patschuli, Puder. Der von den Papierwaren legt Patiencen. Der mit den Füllfedern ist ein bißchen altmodisch,

an Gänsekielfedern erinnert er. Tabakrauch nähert den Suffit der Tischplatte. Und niemand hat Zeit. Und jeder lebt zwischen Ankunft und Abfahrt. Immer zwischen zwei Zügen hastet das »Hotel Kopřiva«. Seine achtzig Zimmer, seine hundertundzwanzig Betten wirbeln durcheinander. Es steht nicht, das »Hotel Kopřiva«. Es steht scheinbar. Das Grammophon purzelt Stiegen auf, Stiegen ab. Musterkoffer fliegen. Der Portier rast Zimmer ein, Zimmer aus. Der Zimmerkellner läuft zum Zug. Der Gepäckträger kollert. Der Portier ist der Zimmerkellner. Der Gepäckträger ist der Portier. Der Zimmerkellner ist der Gepäckträger. Die Zimmernummern sind Abfahrtszeiten. Die Uhr ist eine Fahrplantabelle. Die Gäste hängen mit unsichtbaren Schnüren am Bahnhof. Sie schnellen hin und zurück. Das Grammophon singt Zugsignale. Achtzig sind gleich hundertzwanzig. Hundertzwanzig Zimmer rollen durch achtzig Betten.

Prager Tagblatt, 4. 12. 1923

REISE DURCH DEUTSCHLANDS WINTER

Dieser Winter ist ein mehr *symbolischer* als ein wirklicher. Die angebliche Grausamkeit der Natur tritt weit zurück hinter die unermeßliche Weltgeschichte. Rücksichtsvoll schmilzt der Schnee, zwei Stunden, nachdem er gefallen ist. Ein lyrischer, lächelnder Wind weht über das Land. Es besteht ein Kontakt zwischen den Wünschen und der Furcht der Hungrigen, der Frierenden, der Schuhlosen, der Kleiderarmen und dem ewigen Naturgesetz des Jahreszeitenwechsels. So schwer lastete niemals Gottes Faust über uns. So milde war noch nie seine Hand, aus der Frost und Bitterkeit alljährlich zu kommen pflegen. Es gibt einen Ausgleich.

Ich komme aus dem *glücklichen Ausland*, wo man Liebesgabenpäckchen für Deutschlands Armee zusammenstellt und wo die Zeitungen im offiziösen Teil Deutschlands Politiker erbarmungslos vernichten und im lokalen, menschlichen Teil die deutschen Opfer in Schutz nehmen; wo in den Auslagen der Banken und Wechselstuben unzählige wertlose Reichsmarkscheine als Kuriositäten, nicht als Handelsobjekte ausgeboten werden; wo Deutschlands beste Schauspieler auftreten,

nicht zum Ruhm, sondern um raschelnde Valuta zu ernten; wo Geldscheine noch den guten, öligen Glanz haben und weich und glatt anzufühlen sind, als wären sie gefärbt mit dem heiligen, königlichen Fett Goldener Kälber.
Aber in diesem Ausland, in dem kein Bahnwärter zu hungern braucht, gehen und kommen die Züge unpünktlich, die Heizung funktioniert nicht immer, die Gepäckträger haben keine Taxe, die Klosetts keine Wasserspülung, die Kupees eine miserable Beleuchtung. Im deutschen Wagen sitzen vergrämte Kaufleute, versieht ein hungriger Schaffner den Dienst – aber die Heizung funktioniert, und eine strahlende Lampe, eines gutgepflegten Wohnzimmers würdig, spendet sonnenähnlichen Schein. Die Gepäckträger haben bestimmte Taxen. Der Fahrplan ist keine fiktive Einrichtung. Er dirigiert wirklich die Züge. Hinter den Schaltern sitzen Beamte. Wasser strömt in den »Toiletten«. Die Uhrwerke des öffentlichen Lebens sind gut und zuversichtlich geölt. In den Städten leiten fleißige Besen fließenden Straßenkot in die regelnden Kanalgitter. Vor den Lebensmittelläden steht ordentlich in Reih und Glied die große Armee der deutschen Not.
In *Leipzig* sah ich einen Mann von einem »Leichenbestattungsunternehmen«. Er trug einen glänzenden Zylinder. Er hatte einen pomadisierten, aufwärtsgezwirbelten, schwarzen Schnurrbart. Er sah aus wie ein Leichenbegängnis erster Klasse. Er weckte Furcht und Ehrfurcht. Um ihn webten die Schauer der unermeßlichen Ewigkeit. Er war ein repräsentativer Mittler zwischen Diesseits und Jenseits; ein mitteleuropäischer Charon; ein wunderbar feierlicher Tod. Aber – er fuhr nicht in einer mit zwei Rappen bespannten Kalesche; und auch nicht in einem schwarzlackierten Auto; und nicht einmal in der Straßenbahn; er ging auch nicht zu Fuß. Dieser großartige Tod saß auf einem – Zweirad. Es war ein Bicyklist. Er radelte von und zu den Gräbern. Er saß vorgeneigt und drehte die Pedale. Seine unheimlich schwarzen Hosen waren mit glänzenden Metallspangen versehen, am Knöchel zusammengerollt wie Regenschirme bei gutem Wetter. Dieser feierliche Mann hatte kein Geld für die Straßenbahn. Seine ganze metaphysische Schauerhaftigkeit ging flöten. Vor einem Repräsentanten der Ewigkeit auf dem Zweirad hätte ich keinen Respekt. Und selbst, wenn ich tot wäre und begraben werden sollte – bei diesem Bestaller meiner eigenen Leiche verginge mir alle Furcht vor dem kommenden Weltgericht.

Am *Chemnitzer* Bahnhof bemerkte ich, wie ein Schaffner Pralinees aß. Er hatte den Rest einer Packung in einem leeren Waggon gefunden. Der Schaffner war ein biederer Mann, er hatte starke, behaarte Fäuste, ein quadratisch geschnittenes Angesicht, einen kurzen, gedrungenen Körper und große, feste, wasserdichte Stiefel. Dieser Mann aß lächerliches, mit süßem Likör gefülltes Zuckerwerk und verlor den ganzen Ernst, der ihm dank seiner amtlichen Tätigkeit hätte anhaften sollen. Dieser Schaffner aß leichte Backfischnahrung mit einem starren Angesicht, so als wäre seine Nahrung ein seiner Persönlichkeit entsprechendes belegtes Butterbrot oder eine Wurst. Vor einem halben Jahr hätte dieser Schaffner bestimmt keine Pralinees gegessen. Heute ist er hungrig. Was jenem Passagier ein Luxus war, wird dem Schaffner Notwendigkeit. Wenn er trockene, aufgelesene Brotrinde gegessen hätte – der Effekt hätte nicht trauriger sein können. Es ist soweit in Deutschland, daß seine Schaffner aus Not entwürdigende Kostspieligkeiten essen. Der eine vergißt sie achtlos, dem anderen retten sie das Leben. Soweit ist es in Deutschland.
In *Dresden* sprach ich mit einem Dienstmann. Ich gab ihm fünf tschechische Kronen, und er wurde gesprächig, und seine berufliche und menschliche Düsterkeit verschwand. Er hatte sechs Kinder. Vor einer Woche hatte er überhaupt kein Geld. Er meldete sich arbeitslos. Die Unterstützung reichte nicht. Er nahm einen Rucksack und ging aufs Land – betteln. Er brachte Kartoffeln heim. Davon lebt er noch heute. Der Hund eines Bauerngehöfts zerriß ihm die letzte Hose. Er flickte sie – mit einem Strick, weil er keinen Zwirn hatte. Der allzu starke Strick zerriß ihm den Hosenstoff noch mehr. Am Ende wird der Dienstmann nur mit einem Strick bekleidet sein.
Solche Dinge erlebt man in Deutschland. Im Ausland liest man nur die politischen Reden. Sie sind unwichtig. Es sind rhetorische und politische kleine Unfälle. Sie können wenig schaden und gar nichts nützen. Aber in Deutschland sieht man einen Schaffner, der Pralinees ißt; einen Strick statt eines Beinkleides; einen radelnden Tod. Eine grausame Lächerlichkeit ist in diesen Dingen. Ihre leicht sichtbare, billige Symbolik sieht aus wie erfunden. Das Leben nimmt sich nicht einmal die Mühe, gut zu erfinden. Es macht banale Witze wie ein Varietéhumorist. Wer lacht darüber, daß größere, gutsituierte Familien in Deutschland ihr eigenes Familiengeld fabrizieren? Und vom Bäcker dafür Brot bekommen? Es ist eine groteske, billige Unwahrscheinlich-

keit in den Erscheinungen des »öffentlichen Lebens«. Rings um den Hungertod rankt sich eine flache Trödlerladenromantik. Im Berliner Westen sah ich zwei Gymnasiasten. Sie gingen durch eine breite, belebte Straße, hielten sich an den Schultern, wie Betrunkene zu tun pflegen, und sangen:

»Nieder, nieder, nieder mit der Judenrepublik,
Pfui Judenrepublik!
Pfui Judenrepublik!«

Und die Erwachsenen wichen den beiden Jungen aus. Und niemand gab ihnen eine Ohrfeige. Nicht etwa aus politischer Empörung. Sondern weil in jedem anderen Lande die Aufdringlichkeit eines Grünschnabels, der die Straße mit seiner politischen Überzeugung belästigt, zur drastischen Pädagogik gereizt hätte. In Deutschland respektiert man die Überzeugung der Gymnasiasten. So ordentlich ist man in Berlin. Und diese Disziplin führt zu tragikomischen Situationen. Ob ein Gymnasiast uns seine Meinung über die Judenrepublik aufdrängt oder ob ein Schaffner aus Hunger Pralinees essen muß – beides ist von einer so unendlich lächerlichen Tragik, daß kein Fremder sie begreifen kann. Man versteht Deutschland nicht. Es ist *das unverstandene Land in Europa.*

Ein japanischer Student in Berlin erzählte mir: Bei der Immatrikulation der Ausländer an der Berliner Universität sprach der Rektor Professor *Roethe* folgendes: »Wir haben Sie aufgenommen, *obwohl* Sie *Ausländer* sind. Auf Ihre Freundschaft sind wir Gott sei Dank nicht angewiesen...« Sieht man den Zusammenhang zwischen jener Hysterie der singenden Gymnasiasten und dieser des redenden Professors? Das sind die Dokumente des deutschen Untergangs. So phantasieren Menschen in der höchsten Fieberhitze. Wer jemals am Bett eines Schwerkranken gesessen hat, weiß, daß die schmerzlichen Stunden nicht aus lauter pathetischen, erschütternden Augenblicken bestehen. Der Kranke redet irren Unsinn, lächerlichen, kleinen, seiner selbst und seiner Leiden unwürdigen Schwatz. Es fehlt ihm das regulierende Bewußtsein.

Es fehlt in Deutschland an einem regulierenden Bewußtsein.

Frankfurter Zeitung, 9. 12. 1923

BERLINER RÜBENSAFT

Einmal gab es da ein Panoptikum, eine Frau ohne Unterleib, ein Tanagraspiel, eine Puppenkomödie, einen Feuerschlucker, Fakire, die Bäume aus dem Nichts wachsen ließen, letzte Azteken, Magier und Hypnotiseure. Ach! Es war eine Zeit, in der an allen Ecken der Friedrichstraße Zaubertische rotierten und in einem Nu alle Fettflecke aus Kleidungsstücken verschwinden konnten dank einer Seife, die eine Mark kostete. Heute sind diese Sensationen nicht mehr.

Es war eine Zeit der *überflüssigen* Sensationen. Jetzt ist die Zeit der *notwendigen* Sensationen.

Es steht ein Mann auf einem Wagen und ruft seine Ware aus. Er preist das Nochniedagewesene, das Unübertroffene, das Niegesehene, das Wunder. Was mag es sein? Ein Zauberstein, der Glas wie Butter schneidet? Ein Schleifapparat, der stumpfe Messer schärft? Hosenträger, die auch als Rucksäcke zu verwenden sind? Geflügelte Mäuse? Bellende Papierdrachen? Zigarrenetuis mit Weckervorrichtung? Notizbücher mit wasserdichtem Papier? Dauerfedern, mit denen man zwei Jahre lang ohne Tinte schreiben kann? – Ach, es ist nichts dergleichen! Der Mann auf dem Wagen verkauft: *Rübensaft!* Rübensaft ist die Sensation des Tages! Rübensaft ist das nährende Wunder! Rübensaft ist die Heldenspeise der Durchhalter! Rübensaft gibt Kraft gegen den äußeren und inneren Feind! Rübensaft erhöht die Leistungsfähigkeit des Gehirns, das mit Billionen zu rechnen hat! Rübensaft! Rübensaft!

Es gibt zwei Arten von Rübensaft: den gemeinen Rübensaft, der aus der Runkelrübe gewonnen wird und 300 Milliarden das Pfund kostet; und den süßen Rübensaft, der aus der süßen Rübe gewonnen wird und 800 Milliarden das Pfund kostet. Man kann den Rübensaft ohne Brot essen oder, weil dieses sehr häufig ist, auf dem Brot. Der Rübensaft kann mit Zucker bestreut werden, dann kann man seinen Geschmack unterdrücken; oder man kann auch zu diesem Zweck Marmelade mit Rübensaft mischen. Am besten aber ißt man Brot, Zucker, Marmelade und keinen Rübensaft.

Man ißt aber nicht Brot, Zucker, Marmelade. Man hat kein Brot, keinen Zucker, keine Marmelade. Deshalb stehen 500 Menschen um den Rübensaftverkäufer. Zwanzig, dreißig kaufen Rübensaft. Ich habe ihn

gesehen und gekostet. Er sieht aus wie eine harte, trockene Marmelade. Er schmeckt wie Rost: bitter und eisern.
Bitter und eisern! Das sind die wichtigsten, die zeitgemäßen, die symbolischen Eigenschaften des Rübensaftes. Man könnte ein Buch über den Rübensaft schreiben, und es wäre ein Buch über unsere Zeit. Er ist das Manna dieser Generation. Er kostet 800 Milliarden. Er fällt von einem Händlerwagen. Es regnet Rübensaft in der Wüste der Friedrichstraße. Er hat jeden Geschmack, den ihm der sehnsüchtige Gaumen verleiht. Vierzig Jahre wird es Rübensaft regnen.
Und ich sehe die dankbaren Hände, die sich dem Händler entgegenstrecken, die flehende Gebärde der Käufer, die wie Beter sind. Oh! – wie kaufen sie demütig! Wie ein gütiges Schicksal aus gnadenreicher Hand empfangen sie den Tiegel und eilen heimwärts – beglückt; und ihre Gedanken eilen den Zungen voraus und genießen den gefrorenen steinfesten Saft der guten, nährenden Runkelrüben, der Mutter Runkelrübe. Da sind Arbeitslose und Bettelmusikanten, alte Frauen und kleine Kinder und Dienstleute aus der Passage und Stiefelputzer von der Weidendammer Brücke. Und viele sind, die kommen gar nicht zum Genuß der Runkelrübe. Sie haben nicht 800, nicht 300 Milliarden. Sie können nicht heimwärts eilen. Sie müssen stehenbleiben, bis der letzte Tiegel verkauft ist.
Das ist die neueste Berliner Sensation. Kein Stein mehr, der Glas wie Butter schneidet! Denn gäbe es einen solchen Stein – wer hätte Glas, es zu schneiden, und Butter, sich von der Richtigkeit des Vergleichs zu überzeugen? Wir brauchen keine Fakire, die Bäume aus dem Nichts wachsen lassen! Könnten sie doch Runkelrüben herzaubern! Rübensaft her! Er ist die Nahrung dieser Zeit!

Frankfurter Zeitung, 12. 12. 1923

DER SCHREI DES WILDEN UND DES WEISSEN

In einem *Koblenzer Hotel* hörte ich den *Schrei des Wilden* aus Cochinchina. Es war spät nach Mitternacht, und ich erwachte. Der Schrei kam zuerst hohl und dumpf, als riefe jemand in einen großen Schalltrichter. Es war Schrei und Echo zugleich. Dann kletterte die Stimme in eine

höhere Tonlage und brach endlich im schlimmsten Tremolo ab. Kaum fünf Minuten später wiederholte sich dieser Schrei. Und er wiederholte sich so, fast in regelmäßigen Abständen, bis der Morgen graute. Vom Portier erfuhr ich, daß ein farbiger Soldat aus Cochinchina geweint habe. Er habe eine Nachricht bekommen, daß seine Eltern erkrankt seien, und er bekomme keinen Urlaub.

Ich habe diesen Farbigen aus Cochinchina nicht gesehen. Aber ich sah andere farbige Soldaten, wie sie in den Bahnhöfen, schwerbeladen mit dem Gepäck ihrer weißen Herren und Götter, über Treppen und Schienen stolperten. Ich sah, wie hinter ihnen eine weiße, parfümierte Göttin schritt, eine Schlafwagenkarte trug sie gewiß im Täschchen aus Krokodilleder, sie war die Gattin eines Offiziers, und sie reiste mit einer ganzen Brautausstattung und brauchte keinen kostspieligen Träger. Ferner ließ ich mir erzählen, daß ein farbiger Soldat der Besatzungsarmee 80 Goldpfennig täglich bekommt, eine schlechte Kost und fünf Zigaretten. Und er ist ein Sieger.

Auch einen *blonden Neger* traf ich im Zug. Er hatte ein Negergesicht und blaue Augen und blondes, leicht gekräuseltes Haar. Er sprach fließend Deutsch mit einer wohlklingenden, guten, ein wenig zitternden Stimme. Den neugierigen Insassen des Abteils erzählte er, daß er ein Deutscher sei, Sohn eines Deutschen, der in der Fremdenlegion gedient habe. Und daß er gerne nach Hause möchte, seine Mutter lebe noch. Und denjenigen, die besonders zudringlich waren, zeigte er die Photographie seines Vaters, eines Mannes in der Uniform der Fremdenlegion.

Die Reisenden sprachen noch lange von diesem blonden deutschen Neger, und dann kamen sie auf den *»Zirkulationsstempel«*, welcher ein grüner, runder Stempel auf den Legitimationen ist und nur nach wochenlangen Gängen, Bitten und Qualen von der Besatzungsbehörde erteilt wurde. Kaum aber hatte man den runden Stempel, hieß es, man müsse einen neuen, quadratischen haben. Und so konnte man an einem Stempel zugrunde gehen.

»Den Besiegten *geht* es ebenso!« sagte ein Schweizer, der nach dem unbesetzten Deutschland fuhr.

Aber er hatte nicht so ganz recht, der Schweizer. Denn als ich nach Köln kam, sah ich, daß es den Siegern nicht besserging. Denn vor dem Hotel, in dem ein großmächtiger General wohnt und bewacht werden muß wie ein orientalischer König in einem Spielfilm, standen zwei Sol-

daten vor zwei Schilderhäuschen, der eine wandte sich rechts, der andere wandte sich links – und mit kurzen, aufstampfenden Schritten marschierten sie gegeneinander, bis sie fast zusammengeprallt wären. Darauf blieben sie stehen, machten Front, dann ging der eine links, der andere rechts, jeder zu seinem Schilderhäuschen. Sie schritten wie aufgezogene Mechanismen; der Militarismus hatte sie angekurbelt, und sie wurden dem Dienstreglement zufolge vorschriftsmäßig müde, nachdem sie ihren kindischen Marsch zehnmal vollführt hatten. Der tödliche Ernst in ihren Gesichtern wich einem menschlichen Zug, sie nahmen Gewehr bei Fuß und lehnten am Tor der Hotelhalle. Aber kaum waren fünf Minuten vergangen, blähten sich ihre Brüste, das Gewehr flog mit einem Ruck auf die Schulter, und der Mechanismus begann von neuem. Ich hätte stundenlang zusehen mögen, wie diese fürchterliche Tätigkeit von lebendigen Menschen ausgeführt wird, in deren Heimat der preußische Parademarsch verspottet wurde. Der preußische Parademarsch ist geradezu eine geistreiche Beschäftigung dagegen.

Ich konnte den beiden Soldaten nicht länger zusehen, weil zwei Menschen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Diese zwei waren weder Männer noch Frauen, sie sahen aus wie Wesen von einem fremden Stern oder außerhalb der irdischen Atmosphäre Geborene – nein! nicht Geborene, sondern auf unerklärliche Weise Zustandegekommene, Präparierte, Fabrizierte. Sie trugen Halbzylinder, hatten breite, hölzerne, graue Gesichter, und ihre Augen blickten lebendig in der maßlosen, gewissermaßen anorganischen Leere dieser Antlitze. Sie waren grau gekleidet, hatten Gamaschen an den Beinen und genagelte Stiefel an den Füßen und kurze Röcke. So erinnerten sie von ferne an römische Legionäre oder an griechische Hopliten. Ich vergaß zu sagen, daß Patronengurte um ihre Leiber geschlungen waren.

Diese beweglichen Teile der Besatzungsarmee patrouillierten hin und zurück und waren *»Sittenpolizei«*. Es ist ihre Aufgabe, Mädchen, die mit Soldaten gehen, zu verhaften. Sie lauern in Winkeln und Haustoren; von zehn Uhr abends beginnt ihr Dienst und dauert bis zum Morgen. Wo nahm man diese Frauen her? Sie sind keine Mütter, sie sind keine Schwestern. Wie kam es, daß sie sich zu dieser unmenschlichen Tätigkeit bereit fanden, zur Wasenmeisterei für Straßenmädchen, und die Ehre der Frau schändeten, in dem sie sich engagieren ließen, die Gesundheit der Armee zu retten? Wie tief ist die Prophylaxe unter die

Krankheit gesunken, da jene zum Büttel wird statt zum Retter? (Wir glauben, daß diese Frauen doch auch als *Retter* ausgeschickt werden; vielleicht glauben die Engländer sogar, besonders *human* zu handeln, wenn sie den traurigen Häscherberuf Frauen übertragen. D. Red.)
Ich sah Lokale und Häuser, an deren Wänden, in deren Schaufenstern das Verbot zu lesen war: »Unteroffizieren und Soldaten ist von 10 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags der Zutritt verboten.« Es waren die Unteroffiziere, die Soldaten der siegreichen Armee. Es waren Sieger. Sie gaben ihr Blut und dürfen keinen Kaffee trinken. Es geht nicht nur den Besiegten schlecht.
Es geht nicht nur den farbigen Wilden schlecht. Gepeinigt ist die menschliche Kreatur, ob schwarz oder weiß, siegreich oder besiegt. Nur der Wilde aus Cochinchina schrie im Koblenzer Hotel. Die Weißen schreien nicht, weil sie nicht wissen, daß es ebenso schmerzlich ist, von 10 bis 3 Uhr in dieses oder jenes Haus nicht treten zu dürfen und in Mauernischen auf die Geschlechtsgenossen lauern zu müssen, gestiefelt und gespornt und einen Halbzylinder auf dem Kopfe, wie keinen Urlaub erhalten und Heimweh nach Cochinchina zu haben. Der Farbige im Hotel schrie für alle Weißen, für jene, die für den Stolz, ein Sieger zu sein, ihre Freiheit hergeben, und für jene, die am Zirkulationsstempel zugrunde gehen, und für den Neger, der das Land seines eigenen Vaters »okkupieren« muß, und für die zwei Soldaten, die von Schilderhaus zu Schilderhaus wandern.
Es war ein Schrei für alle »besetzten« Gebiete der Welt.

Frankfurter Zeitung, 12. 12. 1923

LEMBERG IN DÜSSELDORF

Das ist keine zugunsten eines billig sensationellen Titelklangs verbrochene Übertreibung, sondern eine Formel, die gedrängt und wahrheitsgemäß das »Leben und Treiben« der schwarzen Börsen in Düsseldorf, Köln und anderen größeren Städten des Rhein- und Ruhrgebiets kennzeichnet. Als ich in Düsseldorf den Bahnhof verließ, glaubte ich mich in die Etappe der Ostfront versetzt. Händler aller Rassen und Konfessionen verursachten einen Tumult mit Gliedmaßen, fremde

Menschen boten mir Dollars zu 4,20 an, französische Francs zu 1,80, zu 1,50 sogar. Neben Händlern aus Litauen standen Marokkaner. Neben Kaufleuten aus Frankreich schottische Hochländer, galizische Juden handelten mit blonden Nationalsozialisten, Matrosen, französische und belgische, unterboten französisches und belgisches Geld und trieben die Reichsmark in die Höhe.

Die schwarze Börse in Düsseldorf hat längst aufgehört, bestimmte Plätze und Straßen zu bevölkern. Sie erfüllt die ganze Stadt. An jeder Ecke werden Devisen gehandelt, in jedem Café sitzen gebeugte Gestalten über Papiere und Rechnungen, die Tische sind mit Ziffern vollbekritzelt, es häufen sich alle Geldsorten der Welt in der dicken Brieftasche der Kellner. Vor den Kaffeehäusern warten je zehn, zwölf kleine französische Automobile, jeder kleine Divisenhändler besitzt wenigstens zwei. Die französischen Militärchauffeure hatten in den letzten Wochen viele Schüler und einen ausgiebigen Nebenverdienst. Jeder Automobilbesitzer lernte fahren, und wer einen französischen Wagen kaufte, erhielt leicht die Fahrerlaubnis.

Heute allerdings nicht mehr. Die Devisen gehen zurück, und die Händler sind bereit, ihre leicht erworbenen Automobile mit Verlust abzugeben. *Man kann für 400 bis 500 Franken Automobile kaufen.* Aus dem unbesetzten Gebiet kommen viele zu diesem Zweck ins Rheinland. Die Automobile müssen allerdings über die Besatzungszone geschoben werden. Und auch dabei verdienen die Menschen. Das Geld liegt sozusagen auf der Grenzstraße, aber auch in den Straßen der Städte. Man lebt und läßt leben. Es gibt unheimliche Möglichkeiten im besetzten Gebiet. Man kann sozusagen von *Gerüchten* leben. Denn es gibt keine Arbitrage. Es gibt kein Telephon und keinen Telegraph. Man steht an der Bahn und erwartet den Kollegen, der von Paris oder Brüssel oder Frankfurt am Main kommt. Der bringt die Kurse von gestern. Und nicht die offiziellen, sondern die der schwarzen Börse. Man bringt die Gerüchte. Gerüchte, daß der Ausfall der englischen Wahlen die deutsche Mark in die Höhe treibt und daß der Reichskanzler Marx mit dem – Papst befreundet ist und italienische Kredite für Deutschland beschaffen wird. Die wahnwitzigsten Erfindungen glaubt man.

Man hört nicht etwa, wie man glauben sollte, Englisch und Französisch. Man hört Ungarisch, Russisch, Polnisch. Man trifft Bekannte wieder – aus der Wiener Leopoldstadt, der Berliner Grenadierstraße

wohlvertraute Klänge – nicht geflüstert mehr wie in den Städten der erhabenen Ordnung. Das ist eine schwarze Börse, die ihren Namen zu Unrecht trägt. Sie verbirgt sich nicht, sie ist nicht illegal, die Inhaber der offiziellen Wechselstuben und Bankhäuser beteiligen sich an dieser Börse. Ungewohnter Anblick, wie ein Polizist mitten durch die Menge der unbefugt Handelnden geht, nicht nur niemanden belästigend, sondern sogar froh, von keinem belästigt zu werden. Wenn er nicht im Dienst ist, handelt er auch.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 17. 12. 1923

DAS GRENZLOCH VON KERKRAADE

Ohne Paß nach Holland

Das Grenzloch von *Kerkraade* kann zum Leidwesen aller Grenzbeamten – der deutschen, der holländischen und der französischen – nicht verstopft werden. Es ist ein Justamentsakt der Weltgeschichte, gegen die Grenzbehörden ersonnen und durchgeführt. Es kann ein Mensch, ohne Paß, ohne Visum, ohne Steuer bezahlt zu haben, ein Mensch mit unverzolltem Gespäck – kurz ein gar nicht berechtigtes, minderwertiges Subjekt – nach Holland kommen und nach Deutschland ins besetzte sowohl wie ins unbesetzte Gebiet. Die Grenze zwischen dem besetzten Gebiet und Holland verläuft nämlich so ganz ohne Rücksicht auf die Grenzbehörden auf der Strecke von Herzogenrad nach Aachen. Dazwischen liegt eben Kerkraade, ein holländischer Ort, und man steigt aus, weil ein hilfloser holländischer Zollbeamter gelegentlich nach Gepäck fragt und weil die Franzosen ebenfalls nach verzollbaren Dingen forschen.
Aber ein Visum und eine ordentliche Revision kann man einem Reisenden nicht zumuten, der augenscheinlich ja gar nicht die Absicht hat, in ein fremdes Land einzubrechen. Daher kommt es, daß Holländer ohne Paß nach Deutschland kommen und Deutsche ohne Paß nach Holland.
An dem Grenzloch von Kerkraade stehen viele schlaue Bettler – deutsche und holländische. Sie spekulieren auf die Gebefreudigkeit der Menschen, die froh sind, keine Visumgebühr erlegen zu müssen, und

die infolgedessen viel freigebiger sind als jene ordentlichen Reisenden, die bereits dem Staat haben opfern müssen. Die Bettler von Kerkraade machen die besten Geschäfte. Sie sind lahm oder blind, es sind Weiber, Männer, Greise und Kinder, sie zittern in der Kälte, und ihr Elend erscheint verhundertfacht, und sie warten bis zur letzten Straßenbahn auf den letzten Passagier.

Von der Grenze zweigt ein wundervoller, sehr einladender, guterhaltener Weg ab – der führt ins Innere des holländischen Landes, an Feldern und Gehöften vorbei. Ich ging eine halbe Stunde, eine Stunde, zwei, und nur ein holländischer Jäger oder Flurwächter begegnete mir, grüßte und verschwand. Dann kam ein Gendarm, dessen Pflicht es wohl gewesen wäre, mich nach einem Ausweis zu fragen. Aber der fragte auch nichts. Hierauf wäre ich wohl so lange weiter gewandert, um wenigstens nach dem Haag zu gelangen, wo man gelegentlich etwas über das Recht der Völker, ihre Grenzen zu verteidigen, hören kann. Aber es wurde dunkel, und ich hatte kein holländisches Geld. Ich kehrte um.

Unterwegs traf ich eine Familie, die gerade nach Holland spazierte. Sie war bis Wiesbaden gekommen, wo man in den letzten Tagen billiger einkaufen konnte als in Holland. Zwei Frauen trugen einen Korb mit Lederwaren. Darüber hatten sie Polster und Kissen gelegt.

Sie werden heute wohl schon wieder nach Wiesbaden gefahren sein. Vielleicht sind sie in Berlin, und kein Mensch gab ihnen ein Visum! Ich hoffe, daß meine Mitteilung alle Behörden der Welt beunruhigen wird. Nur zu diesem Zweck schrieb ich die Geschichte von Kerkraade.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 19. 12. 1923

LOUIS HAGEN, DER FINANZMANN DES RHEINS

Alte Kölner Juden sagen: »Ich hab' noch den Levy gekannt!« Denn Louis Hagen hat einmal – es sind mehr als 30 Jahre her – Louis Levy geheißen. Die Feststellung dieser Tatsache würde auch dem Herrn Geheimrat Hagen, wenn er sie zu Gesicht bekäme, nicht unangenehm oder peinlich sein. Denn das »größte Talent des Rheinlands«, wie ihn ein Mitglied der Deutschen Volkspartei genannt hat, ist weit davon

entfernt, Abstammung und Vergangenheit zu verleugnen. Er ist ein Levy geblieben, innerlich und in einem gewissen Sinn auch äußerlich. Den Namen konnte er allerdings nicht behalten, wenn er innerhalb des deutschen Zentrums diejenige Rolle anstrebte, die er heute führt. Er vertritt nämlich die Zentrumspartei des Rheingebietes in finanziellen Dingen, und er kommt oft in die Lage, sie zu repräsentieren. Aber das Bankhaus, in dem er arbeitet, Politiker des In- und Auslandes empfängt und sich vor Journalisten verleugnen läßt, das Büro, in dem er Konferenzen über die rheinische Geldnotenbank abhält und aus dem er zu Konferenzen über die nächste Politik der Rheinlandsvertreter geholt wird, ist das bescheidenste in Köln und tritt an Ansehnlichkeit und Fassade hinter die geringste kölnische Wechselstube zurück.
Louis Hagen ist der Tradition seiner Väter treu geblieben, trotz seinem Religionswechsel. Und auch diesen hat er nicht aus Ehrgeiz und der Karriere wegen vorgenommen, sondern aus Liebe zu seiner Frau, deren Mädchennamen er heute trägt. Seine Frau ist die Tochter des bekannten Katholikenführers Hagen. Louis Levy war ein junger Bonvivant, in katholischen und jüdischen Häusern des Rheinlandes gerne gesehen und als Held interessanter Liebesabenteuer bekannt. Und da die Liebe zu jener Zeit noch nicht nach der Konfession, geschweige denn nach der Rasse zu fragen pflegte – wie es heute schon hier und dort geschieht –, verliebte sich die junge Tochter Hagens, des strengen Katholiken, in den flotten, jungen Juden. Es kostete einen Kampf – besonders mit der Mutter Hagen, die vor dem Sohn eines Bankjuden, der überdies noch Levy hieß, eine Art mittelalterlicher Scheu empfand. Es wurden alle Familienschwierigkeiten überwunden. Louis Levy wurde Katholik und nannte sich Hagen. Die junge Ehe soll sich zuzeiten auch unangenehm gestaltet haben, weil Hagen Anlaß zur Eifersucht seiner Frau wiederholt gegeben hat. Louis Hagen war der Typus des jungen, geistig regsamen, romantischen, rheinischen Juden aus der dritten Generation jüdischer Freiheit. Eigentlich kein Geldmensch, sondern ein Poet und Salonheld, witzig und träumerisch, klug und belesen und also ein Liebling der Frauen. Diese Entwicklung mag dem alten Levy ebenso mißfallen haben wie die Ehe ihrer Tochter der alten Frau Hagen. Heute ist freilich von dem jungen Louis Levy nur noch die Klugheit zurückgeblieben. Andere als politische, ökonomische Schriften hat der Geheimrat Hagen seit dem Krieg nicht mehr gelesen, und für andere Dinge ist er zu alt. Auch hat er keine Zeit. Er ist wahr-

lich der meistbeschäftigte Mann des Rheingebiets, immer unterwegs, immer zwischen vier Konferenzen, immer im Auto, er findet nicht einmal die Zeit, die Eisenbahn zu benutzen. Er ist aus einem europäischen Idealisten der 80er Jahre ein amerikanisch Arbeitender geworden. Er sieht trotzdem würdiger und verbindlicher aus als die meisten amerikanischen Finanz- und Industriemänner. »Verbindliche Würde« kennzeichnet seine Physiognomie am besten. Sie ist unjüdisch, international. Nur der genaue Kenner merkt an einer gewissen typischen Abgründigkeit des Auges, sozusagen seinem Alter, den jüdischen Menschen. Alles andere, die körperliche und geistige Beweglichkeit, ist rheinländisch, nicht jüdisch. Der Tonfall der Stimme hat sogar etwas »Gewachsenes«. Der gebildete Sohn eines rheinländischen Winzerbauers spräche auch nicht anders als dieser Sproß einer Kölner Geldjudenfamilie. Es ist kennzeichnend, daß mir ein französischer junger Diplomat, der Hagens jüdische Abstammung nicht kannte, im Gespräch beiläufig sagte: Die sympathischsten Deutschen, die er bis jetzt getroffen hätte, wären Louis Hagen und – Rathenau gewesen. In den verschiedenen Ausschüssen, die zwecks Verhandlungen mit den Franzosen gebildet werden, führt Louis Hagen oft das entscheidende Wort. Er hat jedenfalls eine große diplomatische Begabung, und er ist dem toten Rathenau, dem er geistig lange nicht nahekommt, darin ähnlich, daß er die schroffe, absolute und resolute Negation in Verhandlung mit dem Gegner gerne vermeidet. Louis Hagen ist, wie Rathenau es war, ein Mann der diplomatischen Nuance und der sicheren, sehr bewußten, aber unbewußt scheinenden Einfachheit.

So steht auf der kleinen, kaum sichtbaren Tafel seines Bankhauses immer noch der jüdische Name: Levy. Dieses Bankhaus hat lange nicht die Bedeutung seines Besitzers. Die Angestellten der Bank sind korrekt, kühl, mißtrauisch. Ihr Chef, der Geheimrat, ist gesprächig, herzlich, liebenswürdig. Aber er verbirgt hinter einer flotten Gesprächigkeit mehr, als sogar ein Geheimrat sollte. Im Rheinland wissen die wenigsten, daß er ein Jude ist. Nur Politiker wissen es. Ein Wunder, daß die Völkischen noch keinen Gebrauch davon gemacht haben. Louis Hagen, einer der bedeutendsten Männer Deutschlands, wäre ein prachtvolles Objekt völkischen Hasses. Allerdings – wahrscheinlich ein nicht zu treffendes Objekt. Denn Louis Hagens Verbindungen reichen weit hinein in die rechtesten Winkel der deutschen Innenpolitik.

Prager Taglatt, 19. 12. 1923

BEI DER ARMEE DER SEPARATISTEN

Die Bezeichnung Armee betrachtet man als den Ausdruck einer Verlegenheit um einen zusammenfassenden Namen für viele große und kleine Gruppen junger Menschen zwischen 17 und 25 Jahren. Es gibt auch ältere Separatisten. Sie aber verteidigen ihre Überzeugung nicht mit der Waffe in der Hand. Wenn sie nicht irgendeine Bürostellung haben, ziehen sie es vor, die Entwicklung zu Hause abzuwarten, höchstens Versammlungen zu besuchen. Aktive Separatisten sind nur jene jungen Menschen, die von der Not oder ihrem Söldnertrieb zum Kampf kommandiert werden. Sie fallen, ohne eine überzeugte Anhänglichkeit, dem oder jenem Führer anheim. Und da es drei Hauptführer gibt, kann man eigentlich von drei Sonderbündlerarmeen sprechen. Diese drei bewaffneten Gruppen erinnern, wie das Rheinland überhaupt – an die Zeiten und Landsknechte des dreißigjährigen Krieges.
Die separatistischen Soldaten tragen eine groteske Zivilkleidung, an der buchstäblich nicht zwei Stücke von der gleichen Farbe sind, karierte Mützen, tief im Nacken oder schief auf dem Ohr mit der rheinländischen Trikolore grün-weiß-rot, ferner Waffen verschiedener Art: gewöhnliche Holzstöcke, kurze Holzknüppel, Gummiknüttel, lederne Totschläger, eiserne Spiralen, Trommelrevolver ältesten Kalibers und moderne Handgranaten, Dolche und blanke Küchenmesser, Jagdflinten und Militärgewehre.
Ich kam zu den Separatisten nach Bad Ems, das eins ihrer politischen und militärischen Hauptquartiere bildet. Die Separatisten kehrten von einer militärischen Übung zurück. Sie sollen nach eigenen Erzählungen fleißig exerzieren. Sie wohnen in öffentlichen Schulen und in Privatquartieren, sammeln sich auf dem Hauptplatz, verpflegen sich selbst durch Requisitionen und beziehen eine Tageslöhnung von zwei bis drei Goldmark. Ich sprach mit einem Unterführer, der eine seidene Binde am Arm trug. Er behauptete, Feldwebel in der preußischen Armee gewesen zu sein – später Deserteur. Er war mit seinen 27 Jahren, wie er selbst zugab, der älteste seiner Gruppe. Er will von Beruf Kunstpfeifer gewesen sein und Mitglied der internationalen Artistenloge. Zu den Separatisten sei er gegangen, weil er im Augenblick kein Engagement finden könne. In zwei Monaten will er nach Paris gehen.

Er will Empfehlungen mitnehmen. Ich frage: »Können Sie Französisch?« »Nein!« »Sind Sie Rheinländer?« *»Nein! Königsberger!«* »Sind viele aus Ihrer Heimat hier?« »Ich bin der einzige.« »Die anderen sind Rheinländer?« »Viele. Aber auch Oberschlesier, Berliner, Bayern.«
Die Separatistengruppen sind ebensowenig national einheitlich wie militärisch. Man trifft Abenteurer aus allen Gegenden Deutschlands und Europas. Im Rheingebiet leben ja seit der Absperrung des besetzten Gebietes die fragwürdigsten Existenzen: von der preußischen Polizei Verfolgte, aber auch von den französischen Behörden Gesuchte. Die meisten haben falsche Papiere, falsche Namen, eine erdichtete Vergangenheit. Man trifft kommunistische Spitzel und nationalsozialistische Agitatoren. Die Leute vom Typus des erschossenen Schlageter sind in der Minderzahl. Sehr häufig sind Spione, die hier viel verdienen wollen. In Mülheim an der Ruhr traf ich den Budapester Leo Papp, den ich aus der Bela-Kun-Zeit kenne und später aus Ödenburg, wo er für Lehar Spitzel- und persönliche Dienste leistete. Papp lebt seit drei Monaten am Rhein, er will hier Kunstgegenstände verkauft und vermittelt haben. In seiner Gesellschaft befand sich ein Herr Ruff aus München, der sich sehr orientiert in den Angelegenheiten der Organisation C. zeigte und die Rathenau-Mörder persönlich zu kennen vorgab. Man trifft hier Offiziere, die wegen ehrenrühriger Handlungen aus der Armee entlassen sind, viele aus der alten österreichisch-ungarischen Armee – noch in der alten Uniform mit der schwarzen, hohen Mütze. In allen Cafés, in der Bahn, in Kinos und Theatern hört man Ungarisch. In Trier soll der katholische Geistliche Lederer aus Oberösterreich, der wegen eines Sittlichkeitsdeliktes Amt und Brot verloren hat, eine Rolle als politischer Agitator spielen. Russen und Polen, die aus Berlin kommen und angeblich auf der Durchreise nach Paris sind, halten sich eine Weile unter den Separatisten auf. Aber zum eigentlichen Kämpfen, Schießen und Exerzieren kommen nur die Ärmsten, die Arbeitslosen des Landes. Und auch sie nur dort, wo die Lebensgefahr gering ist. Der Unterstützung durch französische Truppen sind sie durchaus nicht immer gewiß. Es gibt im Rheinland *keine einheitliche französische Separatistenpolitik*. Jeder französische Kommandant macht seine eigene, und je nachdem, ob ihm die Separatisten seiner Stadt sympathisch sind oder nicht, unterstützt er sie oder läßt sie ohne Hilfe.

Baseler Zeitung, 20. 12. 1923

DER BLONDE NEGER GUILLEAUME

Jenen blonden Neger, den Widerspruch seiner selbst, das lebendige Dementi der schwarzen Schmach, den deutlichen Neger mit den blauen Augen, kurz eine Dinter-Gestalt, sprach ich auf der Fahrt von Wiesbaden nach Koblenz. Es saßen viele gute Bürger im Zug, und in der Ecke am Fenster saß der Neger. Sagte ich Neger? Der Mann hatte aufgeworfene Lippen, schöne weiße Zähne, starke Backenknochen, aber veilchenblaue Augen und blondes gekräuseltes Haar. Alle im Coupé sahen auf den Neger. Er trug die *französische Uniform* und las ein Buch. Es war ein deutsches Buch. Schließlich konnte ein dicker Herr, ein Allerweltskerl, ein Reisender, hilfreicher Mann, der jedem mit ungewünschtem Rat beiseite stand und das Kursbuch auswendig kannte, seine Neugier nicht bezähmen. Er neigte sich liebevoll zu dem blonden Neger hinüber und fragte: »Was lesen Sie für ein Buch?« Der Neger sagte: »Von Sven Elvestad, ein blöder gewöhnlicher Kriminalroman.« Also seine Überlegenheit dem Frager gegenüber erweisend, welcher keine Ahnung hatte von Sven Elvestad und dem nach der ganzen Konstruktion anzusehen war, daß er Kriminalromane nicht gewöhnlich finden konnte.
Nun war eine Verbindung hergestellt, und der Neger begann zu sprechen. *Er sprach deutsch.* Ein fließendes Deutsch mit einer tiefen, klangvollen, angenehmen Stimme. Vier Monate war er schon in Europa. Er kannte große deutsche Städte wie Köln, Frankfurt am Main, Hannover, Koblenz, Düsseldorf. Er fühlte sich sehr wohl in Deutschland. Man wunderte sich allgemein über das blonde Haar. Als er für einen Augenblick hinausging, sagte der dicke Allerweltsherr zu seinem Nachbarn: »Fragen Sie ihn doch, warum er blond ist.« Aber als der Neger wieder da war, fragte ihn niemand.
Wir stiegen zusammen in Koblenz aus. Das Coupé hatte er mit einem freundlichen süddeutschen Gruß verlassen. Er sagte: »Grüß Gott.« Ein Grüßgott-Neger. Eine herrliche Mischung, fast rein arisch.
In Koblenz am Bahnhof erregte er Aufsehen. Er war groß, breitschultrig, hochhüftig, ein prachtvoller Mensch. Vor dem Gepäckschalter warteten wir beisammen eine Weile. Er mußte einen schweren Koffer abgeben. Ich ließ ihm den Vortritt. Er lehnte ab. Wir stritten fünf Minuten darum, wer von uns beiden den Koffer abgeben sollte. Es wuchs

sich langsam zu einer schwarzen Schmach heraus. Schließlich kamen wir in ein vertrautes Gespräch, und der blonde Neger erzählte:
Er heißt Guilleaume. Er heißt nicht nur Guilleaume, er heißt auch Thiele. Er heißt also *Wilhelm Thiele* und ist ein Sergeant und gehört der Okkupationsarmee an und ist sozusagen ein Feind Deutschlands. Ein Neger und blond und blauäugig, aus lauter Gegensätzen zusammengesetzt. Ein politisches, ein ethnologisches Paradox.
Sein Vater war ein *Fremdenlegionär*, seine Mutter eine Schwarze. Vom Vater hat er also das blonde Haar, seine Muttersprache ist Deutsch. Seine Mutter lebte eine Zeitlang in *München* und war Stenotypistin in einem großen Bankgeschäft. Er blieb indessen bei seinen Großeltern. Er ist nicht nur ein Deutscher, er ist ein Süddeutscher. Gelegentlich sagt er »nit«.
Wie es ihm zumute ist in Deutschland, als »Feind«, fragte ich ihn.
Er habe sich sehr gefreut, sagte er, als er nach Deutschland kam. Unter seinen Kameraden halte er Vorträge. *Er lese ihnen manchmal aus Goethe vor.* Sein Lieblingsdichter ist *Lenau.* Und nach einer Viertelstunde sah ich, daß dieser Neger nicht nur weit mehr wußte als Hitler aus dem Negerstamm der Oberösterreicher, sondern sogar, daß er eine intuitiv tiefere Verbundenheit mit dem deutschen Wesen besaß als zum Beispiel ein Professor von Freytag-Loringhofen oder Röthe; daß dieser Neger Guilleaume in der Reinheit seiner Seele weit über der angeblichen Rassereinheit Dinters stand und daß er der blauen Augen und der blonden Haare gar nicht bedurft hätte, um ein Deutscher zu sein.
Er wohnte in einem kleinen Bauernhaus in der Nähe von Koblenz, und ich war bei ihm am Nachmittag. Er spielte Geige. Dabei sah ich, daß er schlank war und große Hände und Finger hatte. Ich sah das Bild seines Vaters, eines Mannes mit blondem aufgezwirbeltem Schnurrbart. Dieser Mann war in Frankreichs Diensten gestorben. Und dann sah ich das Bild eines jungen Mädchens aus München, die die Braut des Negers werden soll. Nachher, natürlich, wenn alles zu Ende ist.
Ich fürchte, es wird noch lange nicht alles zu Ende sein, zumindest nicht in München, wo die weißen Neger wohnen und wo man bestimmt nicht die Braut eines französischen blonden deutschen Schwarzen sein darf, ohne von Hakenkreuzlern gepeinigt zu werden.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 28. 12. 1923

»BLUE LAMP ROOM«

Was ist ein *blue lamp room*? Nach kontinentalen Begriffen des guten Geschmacks eine Ungeheuerlichkeit, eine sachliche Institution von unverhüllter Schamlosigkeit, eine Hygiene barbarischer Zivilisation. Nach englischen Begriffen eine selbstverständliche prophylaktische Maßnahme.

Die Blue lamp rooms sind eine der überraschendsten militärischen Einrichtungen in den Teilen des besetzten Gebiets, in denen Engländer einquartiert sind. An jeder zweiten Straßenecke leuchtet das blaue Lämpchen geschlechtlicher Gesundheit. Die englischen Soldaten sind verpflichtet, nach jedem Liebesgenuß die Blue lamp rooms aufzusuchen. Da wird es ihnen schwarz auf weiß bescheinigt, daß sie ohne Schaden geliebt haben und bis auf weiteres weiterlieben können. Ein Sanitätsfeldwebel sitzt an einem Tisch. Unteroffiziere mit Fläschchen, Spritzen, Jodoform umgeben ihn. Ein starker Kampfergeruch erfüllt den ganzen Raum. Den ganzen Tag, die halbe Nacht ist dieses Lokal offen. Und Stunde um Stunde kommen die englischen Soldaten, lassen sich untersuchen und desinfizieren, Bestätigungen schreiben und Zettel ausfülllen. Denn der Mensch kann ohne Gesundheit ebensoschlecht leben wie ohne Liebe.

Ein geschlechtlich erkrankter englischer Soldat, der nicht nachweisen kann, daß er im Blue lamp room gewesen, wird eingesperrt. Wenn er es nachweisen kann, sperrt man den Sanitäter ein. Denn eingesperrt muß werden. Dem Militär ist die Hygiene ebenso willkommener Anlaß, Gefängnisstrafen auszuteilen, wie eine dienstliche Verfehlung. Trotzdem vergeht den Engländern merkwürdigerweise der Appetit auf die Liebe nicht.

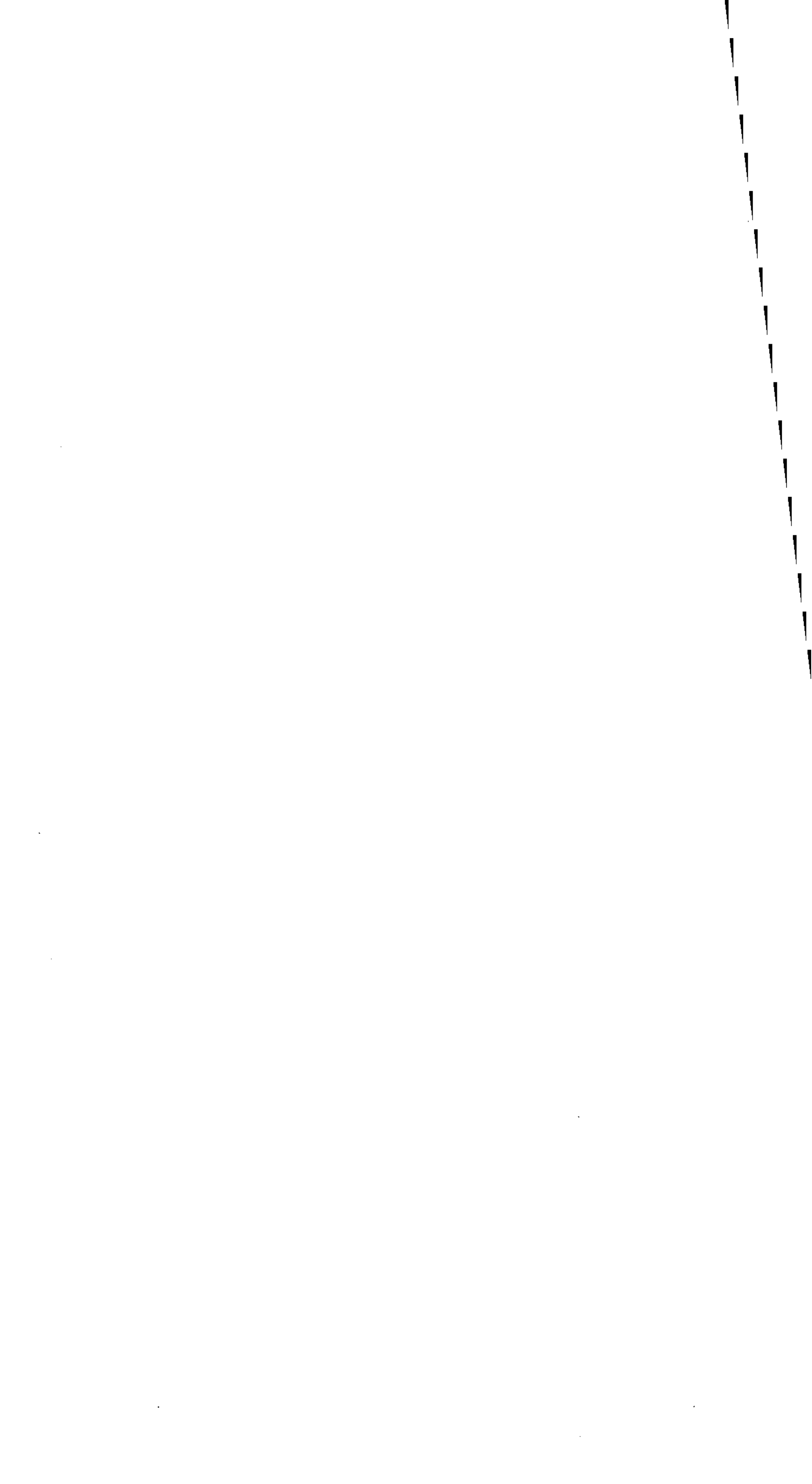
Ich sah am Sonntagnachmittag lange Reihen der Tommies vor den Blue lamp rooms. Sonntag ist ein Tag der Freiheit, der Liebe und der Hygiene. Drinnen hatten die Sanitäter alle Hände voll zu tun. Draußen, am Rande des Bürgersteigs, warteten die Mädchen der Soldaten – auch legale Bräute. Nach je fünfzehn Minuten kam der glückliche Bräutigam heraus. Er hatte seinen Schein in der Tasche – nun durfte er zur Orgie. Er weiß jetzt, daß ihm nichts passieren kann. Er hat den Geboten der Hygiene, der Kaserne und seinem Vaterland Genüge getan. Er hatte eine Bewilligung, eine amtliche Bewilligung auf Rausch.

Natürlich wäre es seine Pflicht, *nach* dem Rausch den Blue lamp room zu besuchen. Aber da nur der Sanitäter eingesperrt werden kann, wenn der Kranke nur nachweisen kann, daß er die Hygiene aufgesucht und angewendet hat, geht der Soldat lieber vorher hin. Menschlich, sehr menschlich! Denn wie soll jemand orgiastisch werden mit dem peinigenden Gedanken, daß er nachher unbedingt noch einen Schein holen muß? Wie soll die große Liebe blühen, wenn ein Armeebefehl zu Häupten des Bettes wacht? Und vom sittlichen Standpunkt ist der Zweifel durchaus zu verstehen, der in der aufgeregeten Brust eines einfachen Mannes sich zu regen beginnt: ob nicht doch dem Blue lamp room eine kleine Ansteckung vorzuziehen wäre? Schwieriges Kapitel! Man stelle sich die Entwicklung der britischen Prophylogie in ein paar Jahrzehnten vor: Hinter jedem Liebespaar wird ein Sanitäter mit Instrumenten schreiten. Die wahre Liebe kann es dann nicht sein.

Ich habe auch fliegende Blue lamp rooms gesehen: Prophylaxen in Zelten außerhalb der Stadt, wo die menschliche Natur lyrisch wird, auch wenn sie einen großen Helden und [...] gehört, und wo man sozusagen nichts für seine Schwäche kann. Die Zelte trägt man von Ort zu Ort, wo Musik ist, ein Karussell, ein Tanz und ein Wein – schwupps – kommt der sanitäre Armeebefehl nach.

So sorgt England für die Gesundheit seiner Armee auf Kosten des guten Geschmacks.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 29. 12. 1923



ANHANG

Editorische Anmerkungen

Dies ist keine historisch-kritische Ausgabe. Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden heutigem Gebrauch angeglichen. Kursiv gesetzte Worte oder Passagen sind in den veröffentlichten Vorlagen gesperrt gedruckt, in den unpublizierten unterstrichen. Nicht lesbare Stellen (besonders nach dem Ersten Weltkrieg war die Druckqualität der Zeitungen schlecht) sind mit [...] gekennzeichnet. Mit * versehene Titel stammen vom Herausgeber.
In der Regel sind die Artikel in der letzten Fassung zum Abdruck gekommen – auch dann, wenn sich die Bearbeitung nur auf einen neuen Titel beschränkt. Das heißt freilich, daß es nicht unbedingt die letzte Veröffentlichung sein muß, da Roth seine Texte gern mehrfach verkaufte (s. u.). Die Anordnung der Artikel entspricht der Entstehungsgeschichte – im vorliegenden Band mit folgenden Ausnahmen: Die Texte, die Roth in Wien für die Rubrik »Wiener Symptome« des »Neuen Tag« schrieb, wurden zusammengefaßt, um den Charakter einer Chronologie – verfaßt von einem kritischen Beobachter – zu erhalten. Ähnliches gilt für die Artikelserien »Reise ins Heanzenland«, »Der polnisch-russische Krieg« und »Leipziger Prozeß gegen die Rathenau-Mörder«.
Gezeichnet sind die Artikel mit vollem Namen (wobei zum Teil für den Vornamen die Schreibweise »Josef« zu finden ist) oder mit dem Nachnamen. In anderen Fällen verwendeten die Zeitungen oder Roth folgende Kürzel: J.R., R-th, R., r-th, rth, -th. All diese Zeichnungen werden hier nicht abgedruckt – im Gegensatz zu »Josephus«, »Der rote Joseph«, »Der Rote«, im Exil »Christine von Kandl« und »Hamilkar«, deren Verwendung moralische oder politische Aussagen unterstreichen sollte.
Wie in den beiden ersten Werkausgaben von Hermann Kesten wurde auf die Angabe von Ausgabe-Nummer und Seitenzahl der jeweiligen Zeitung oder Zeitschrift verzichtet. Verzichtet wurde auch auf ein Namensregister. Roth schrieb überwiegend über die kleinen Leute, sehr selten nur über sogenannte Prominenz – und dann ist der Name meist schon im Titel enthalten.

Das journalistische Gesamtwerk Roths ist mit dieser neuen Ausgabe nahezu vollständig dokumentiert. Ein Teil der Kurzrezensionen, eher als Ergebnis lästiger Pflichterfüllung anzusehen, ist hier nicht abgedruckt – ebenso wie einige wenige Texte mit Themen, derer sich Roth in mehreren anderen Arbeiten annahm. In folgenden Zeitungen sind Artikel Roths enthalten, die er mehrfach veröffentlichte oder nur leicht verändert zu einer Zweit- oder Drittpublikation verkaufte:

A	Der Abend, Wien
AUAB	8-Uhr-Abendblatt, Berlin
BBC	Berliner Börsen-Courier
BH	Das Blaue Heft, Berlin (später FDB)
BT	Berliner Tageblatt

D	Der Drache, Leipzig
DNT	Der Neue Tag, Wien
FDB	Freie Deutsche Bühne, Berlin (ehem. BH)
FZ	Frankfurter Zeitung
G	Die Glocke, Berlin
LTB	Leipziger Tageblatt
NAUB	Neues Acht-Uhr-Blatt, Wien
NBZ	Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt
ÖIZ	Österreichs Illustrierte Zeitung, Wien
PT	Prager Tagblatt
PTZ	Pariser Tageszeitung
T	Der Tag, Wien
V	Vorwärts, Berlin
WSMZ	Wiener Sonn- und Montagszeitung

Hier die mehrfach verwerteten Artikel:
Das Waldmännlein vom Stephansplatz, DNT 14. 12. 1919 – vgl. die Übertragung auf Berliner Verhältnisse »Das Waldmännlein vom Potsdamer Platz«, FZ 27. 3. 1923.
Konsultation, DNT 28. 11. 1919 – vgl. unter gleichem Titel identisch bzw. leicht abweichend NBZ 18. 10. 1920 und FDB 30. 1. 1921.
Wiener Symptome: Eine Geschichte, DNT 21. 12. 1919 – identisch FDB 31. 12. 1920.
Das Märchen vom Geiger, DNT 28. 12. 1919 – identisch BH 17. 12. 1921; vgl. auch die noch nicht ironisch gebrochene »Geschichte vom jungen Musikanten und der schönen Prinzessin«, ÖIZ 5. 12. 1915.
Cochinchina, DNT 15. 2. 1920 – Kurzfassungen und erneute Veröffentlichungen PT 8. 12. 1920, 27. 11. 1922, PTZ 23. 5. 1937 sowie unter dem Titel »Weihnachten in Cochinchina«, FZ 11. 12. 1927, PT 18. 12. 1929.
Baisse, DNT 22. 2. 1920 – identisch FDB 2. 12. 1921.
Tiere, DNT 7. 3. 1920 – vgl. FDB 7. 11. 1920.
Eine Stunde im Schieberbüro, NBZ 13. 7. 1920 – vgl. die Wiener Erstfassung »Import und Export«, DNT 18. 1. 1920.
Aus der Berliner Unterwelt, NBZ 3. 11. 1920 – teilweise als »Der Stuhl meines Schneiders«, PT 3. 12. 1920.
Der Wochenmarkt der Modelle, NBZ 3. 12. 1920 – vgl. PT 9. 12. 1920.
Lauter Juxen, PT 6. 1. 1921 – identisch »Moderne Juxartikel«, T 13. 7. 1923.
Kunstasyl, NBZ 7. 1. 1921 – vgl. »Berliner Kunstasyl«, BBC 9. 1. 1921.
Yu-Shi tanzt, FDB 9. 1. 1921 – vgl. NBZ 24. 12. 1920.
Der Tod im Zirkus, 24. 1. 1921 – gekürzt »Der Clown«, V 21. 1. 1923.
Weltuntergang (II), PT 10. 2. 1921 – identisch BT 15. 2. 1921.
Autoritäten, BBC 19. 2. 1921 – gekürzt PT 20. 2. 1920, NBZ 21. 2. 1923.
Literarischer Wedding, FDB 13. 3. 1921 – BBC 20. 3. 1921.
Hellas, BBC 17. 3. 1921 – Vorfassung PT 1. 3. 1921.
Rundgang um die Siegessäule, NBZ 15. 3. 1921 – PT 17. 3. 1921.
Rehabilitierung des deutschen Frühlings, BBC 27. 3. 1921 – gekürzt T 30. 3. 1923.

Eine Stunde Millionär, NBZ 1. 4. 1921 – gekürzt als »Hotelfrühling«, PT 7. 4. 1921.
Der falsche Dionysos, BBC 7. 4. 1921 – V 4. 3. 1923, PT 14. 3. 1923.
Abende, BBC 27. 4. 1921 – identisch »Berliner Dilettantenabende«, FZ 11. 2. 1923.
Rabindranath Tagore, BBC 3. 6. 1921 – »Berlin und Indien«, NBZ 3. 6. 1921, »Rabindranath Tagore in Berlin«, PT 7. 6. 1921.
Vestibül, BBC 1. 7. 1921 – vgl. »Hotelfrühling«, PT 7. 4. 1921.
Menschen am Sonntag, BBC 3. 7. 1921 – fast identisch V 4. 2. 1923.
Der Mann im Friseurladen, BBC 31. 7. 1921 – gekürzt »Der moderne Berliner«, T 30. 1. 1923.
Die fremde Stadt, BBC 21. 8. 1921 – gekürzt V 28. 2. 1923.
Kinder, BBC 11. 9. 1921 – PT 15. 9. 1921.
Reise, 2. 10. 1921 – gekürzt PT 5. 12. 1921, vgl. AUAB 8. 5. 1923, LTB 26. 5. 1923.
Weltgericht, 16. 10. 1921 – gekürzt V 29. 5. 1923.
Schillerpark, BBC 23. 10. 1921 – gekürzt V 5. 5. 1923.
Lebensfreuden (II. Bar), BBC 6. 11. 1921 – vgl. »Bar« V 20. 10. 1922.
Regen, BBC 10. 1. 1922 – V 12. 12. 1922.
Die tönende Mauer, NBZ 24. 1. 1922 – PT 4. 2. 1922.
Sechstagerennen, PT 24. 2. 1922 – »Berliner Sechstagerennen«, FZ 26. 2. 1923, T 27. 2. 1923.
Die Mutter, BBC 25. 4. 1922 – PT 27. 4. 1922.
H-Moll-Symphonie, BBC 21. 5. 1922 – PT 23. 5. 1922, »H-Moll im Kino«, FZ 5. 3. 1923, NBZ 9. 3. 1923.
Frau Prompteux, BBC 28. 5. 1922 – PT 1. 6. 1922.
Der Souffleur, BBC 1. 6. 1922 – V 9. 5. 1924.
Sonntagsreiter, V 2. 8. 1922 – »Berliner Sonntagsreiter«, NAUB 12. 7. 1923.
Kleiderhandel, V 14. 11. 1922 – AUAB 28. 5. 1923.
Die Abseits-Menschen, V 7. 1. 1923 – »Abseits«, BBC 1. 1. 1922.
Die Toten ohne Namen, NBZ 17. 1. 1923 – FZ 21. 1. 1923, »Die namenlosen Toten«, PT 9. 2. 1923.
Der moderne Berliner, T 30. 1. 1923 – »Der Kriegerische«, AUAB 31. 1. 1923.
Preisrattenwürgen, NBZ 9. 2. 1923 – PT 3. 3. 1923.
Berliner Dilettantenabende, FZ 11. 2. 1923 – »Dilettantenabende«, NBZ 13. 2. 1923.
Das Schiff der Auswanderer, NBZ 15. 2. 1923 – Bearbeitung PT 18. 2. 1923.
Das Haus der 100 Vernünftigen, FZ 17. 2. 1923 – erste Fassung »Das Haus der Vernünftigen«, PT 7. 2. 1923.
Reisende mit Traglasten, BBC 4. 3. 1923 – FZ 17. 2. 1924, PT 21. 4. 1924.
Wie werde ich adlig?, NBZ 5. 3. 1923 – »Ahnenfabrik GmbH«, PT 1. 3. 1923.
Begegnung mit dem letzten Azteken, NBZ 13. 3. 1923 – »Der letzte Azteke aus Gablonz«, PT 16. 3. 1923.
Die Tänzer Gottes und die Straßenbahn, NBZ 29. 3. 1923 – »Die Tänzer Gottes«, PT 13. 4. 1923.
Berliner Aquarium, FZ 1. 4. 1923 – gekürzt »Sensationen im Aquarium«, NAUB 17. 7. 1923.

Das Lächeln der Welt, BH 1.4. 1923 – »Welt im Bild«, D Werbenummer 1924.
Der fliegende Buchhändler, NBZ 3.4. 1923 – PT 7.4. 1923, T 23.4. 1923.
In der Boxerakademie, FZ 6.4. 1923 – NBZ 9.4. 1923.
Polizeibericht, V 11.4. 1923 – Vorfassung, nahezu identisch PT 25. 12. 1920.
Der Frühlingszirkus, FZ 15.4. 1923 – »Probe im Wanderzirkus«, NAUB 16.7. 1923.
Das Varieté der Besitzlosen, V 19.5. 1923 – vgl. NBZ 20. 10. 1920.
Die fremden Bürger, V 27.5. 1923 – kürzere Erstfassung BH 1. 12. 1922.
Ballettprobe im Staatstheater, FZ 9.6. 1923 – teilweise gekürzt »Ballettprobe«, NBZ 14. 1. 1922, PT 23. 2. 1922, NAUB 11.7. 1923.
Theosophische Laienpredigt, FZ 30.7. 1923 – »Die theosophische ›Laienpredigt‹«, NAUB 23.7. 1923.
11000000, NBZ 19. 10. 1923 – PT 17. 10. 1923.
Berliner Rübensaft, FZ 12. 12. 1923 – »Berliner Sensationen«, NBZ 15. 12. 1923.
Der Schrei des Wilden und des Weißen, FZ 12. 12. 1923 – Variante »Die Not der Schwarzen«, PT 27. 11. 1923.
Lemberg in Düsseldorf, NBZ 17. 1. 1923 – PT 16. 12. 1923.
Der blonde Neger Guilleaume, NBZ 28. 12. 1923 – PT 2. 1. 1924.

Lyrik

Joseph Roths Weg in die Feuilletons der Wiener Zeitungen führte über Lyrik. In der Zeit vor und während des Krieges verfaßte Roth eine Vielzahl Gedichte, teils gefühlsbetont-impressionistisch, teils grob-expressionistisch. Die meisten dieser Texte blieben unveröffentlicht – mit gutem Grund, wie Roth später selbst meinte. Ein Großteil der Manuskripte, die Roth seinem polnischen Freund Józef Wittlin anvertraut hatte, verbrannte bei einem Bombenangriff während des Zweiten Weltkriegs. Ein kleiner Teil gelangte später ins New Yorker Leo Baeck Institute (Joseph Bornstein Collection). Die folgenden, in Wien und Prag veröffentlichten Gedichte vermitteln einen repräsentativen Eindruck von Roths früher Lyrik.

WELTRÄTSEL

Sterne gibt's, die ewig scheinen wollten
Und doch verglühn...
Wolken gibt's, die eben weinen sollten
Und weiterziehn...
Steine gibt's, die viel zu fragen wüßten,
Doch keiner spricht...

Menschen gibt's, die sich was sagen müßten
Und sagen's nicht...

Österreichs Illustrierte Zeitung, 17. 10. 1915

HERBST

Spürst du des Laubes nassen Moderduft?
Sieh her: Die Welt ist gram und grau und alt...
Und durch die dämmerdumpfe Nebelluft
Erklingt ein Schrei. –
Erklingt. – Erstirbt. – Verhallt. –

Das ist der Tod. –
Er gilbt in Rohr und Ried,
Er welkt im Blatt und spielt im Sonnenschein,
Er jauchzt im Wind und weint in jedem Lied:
Er lebt im Sterben – und er stirbt im Sein. –

Österreichs Illustrierte Zeitung, 24. 10. 1915

WO?

Ich war einmal ein kleines Kind,
Das angstgequält zur Mutter floh,
Wenn durch den Schornstein fuhr der Wind---
Ich weiß nicht, wo...

Ich hab' einmal gehört ein Lied,
Das klang so zart und müde so,
Als ich von meiner Heimat schied,---
Ich weiß nicht, wo...

Es hat einmal mein Herz gelebt,...
Mohnblumen brannten lichterloh,...
Ich hab' einmal ein Glück erlebt...
Ich weiß nicht, wo...

Österreichs Illustrierte Zeitung, 6. 2. 1916

MARSCHKOMPANIE

So war es noch nie,
Wie heute in jedem die Sehnsucht schrie,
Wie heute in jedem das Leben sang
Durch Trommelwirbel und Hörnerklang...
Sie trugen auf Kappen Blumen und Band
Und jeder führte sein Weib an der Hand
Und sie schrien und johlten: Ade! Ade!...
Doch lauter schluchzte in jedem das Weh...
Und sie stampften, daß ihnen die Ferse sprang.

Doch die Sehnsucht jauchzte im Hörnerklang
Und in jedem, trotz Johlen und Tanz und Strauß,
Rief es: Mein Haus!...

So war es noch nie,
Wie heute in jedem das Heimweh schrie...

Sie standen scheu an die Wand gedrückt,
Mutter und Kind, Mutter und Kind,
Sie haben ihm schluchzend nachgeblickt,
Als der Trommler wirbelte Wind um Wind...

So war es noch nie,
Wie heut in der Trommel die Sehnsucht schrie,
Wie heut in der Trommel das Leben sang,
Daß das Kalbfell sprang...

Der Trommler war ein bleicher Mann,
Sie sahen ihn alle erschrocken an,
Und plötzlich wußte die ganze Schar,
Wer der bleiche, schweigsame Trommler war,
Der wirbelte heute Wind um Wind
Und dazwischen schluchzte grell auf ein Kind

Und dann war die ganze Halle leer...
Sie weinten nicht mehr, sie johlten nicht mehr...
Nur der Trommler wirbelte Wind um Wind
Und die Trommel heulte wie Weib und Kind...

So war es noch nie,
Wie heut in der Trommel das Sterben schrie...

Arbeiter-Zeitung, 24. 12. 1916

LIED DER GLOCKEN

...Seitdem wir die Klänge des Hasses geboren,
sind unsere Seelen krank:
Wir haben das Lied der Liebe verloren
und Suchen und Sehnen ist unser Gang.

Uns ist unser silbernes Lachen geschwunden,
seitdem unser Schoß den Sturmruf gebar–:
Wir wandern und wandern, bis wir es gefunden,
Stunden um Stunden und Jahr um Jahr...

Arbeiter-Zeitung, 3. 1. 1917

DER STERBENDE GAUL

Vor Tag im feuchten Graben
Liegt ein verendendes Pferd.
Die Kanoniere haben
Es von der Straße gezerrt...

Die Batterie trabt vorüber,
Die Kanonen, Stück für Stück–
Den sterbenden Kameraden
Lassen die Gäule zurück.

Der wiehert noch einmal so traurig
Und hebt den Kopf so bang.
Der Lärm der Räder und Hufe
Den Abschiedsgruß verschlang...

Sehnsüchtig bläht er die Nüstern,
Dann sinkt er zurück und ist tot.
In den verglasten Augen
Bricht sich das Morgenrot.

Illustrierte Kriegszeitung, 10. 1. 1917

CHRISTUS

O Herr! Oh, damals litt ich nicht –
ich jauchzte über meine Wunden
und durch den Flor der dunklen Stunden
ging ich der Liebe Weg zum Licht –
Doch jetzt durchwühlt mich diese Qual
der Brüder, die einander hassen:
Ich kann von meinem Kreuz nicht lassen
und sterbe täglich tausendmal.

O Herr; diese Tage sind rot
weil sie in heißem Blute schwammen
und alle Nächte sind nur Flammen
von deren Brand der Himmel loht...
ich berge still mein Angesicht
und harre auf mein Auferstehen:
Denn – Herr – nun will ich wieder gehen
der Weltenliebe Weg zum Licht.

Prager Tagblatt, 25. 2. 1917

O BRUDER MENSCH

Da es noch Tag war, kannte ich dich nicht: –
Nun, da es Nacht, liebkos' ich deine Nähe
und sinke in die Knie und rufe: wehe!
daß ich nicht sehen kann dein Angesicht!...

Ich drückte kaum zum Gruße dir die Hand,
wir waren zungenfremde Weggenossen,
nun unser Blut vereint die Flur durchflossen,
weiß ich: Du bist mir nah und blutsverwandt.

Weil du mich schlugst, besitzest du mich ganz:
Um dich zu lieben, mußt' ich dich erst morden!
O Bruder Mensch! vergib, daß ich erlag!

Doch bis vollendet dieser Höllentanz
Ist Licht in uns und Licht um uns geworden –
Sieh, Bruder Mensch: Durch Nebel wuchtet schon der Tag!...

Prager Tagblatt, 5. 8. 1917

DER ABENDGANG

Im Dunkel fließen um mich weich und schwer
Die letzten Träume, die das Licht mir spann,
Nur noch ein Klang im Abendgold verrann,
Und tagen – fühl' ich – wird es nimmermehr...

Im Westen flutet Paradiesesschein.
Ich walle demutvoll empor den Pfad,
Und meine Seele ahnt erlöst: Jetzt trat
Der liebe Gott ans Tor und wartet mein...

Österreichs Illustrierte Zeitung, 7. 10. 1917

SOLDATEN

Alle haben diesen müden
seltsamen Zug in den bleichen Gesichtern:
In ihren Augen zittert ein schüchtern
taumelndes Ahnen von Heimat und Frieden...

Alle tragen sie an den müden
Füßen den Staub von zerwanderten Jahren:
Durch viele Länder sind sie gefahren
und haben noch nicht nach Hause gefunden...

Manchmal nur röten sich ihre Wangen,
wenn sie frohe Kunde erlauschen,
und sie sitzen zusammen und tauschen
flüsternde Reden von süßem Verlangen...

Ihre harten, zerrissenen Hände
faltet die Demut, und kindheitsverwehte
Worte fassen sie still im Gebete:
Herr, mach ein Ende! O Herr, gib ein Ende!...

Prager Tagblatt, 10. 2. 1918

FRÜHLING

Frühling, Deine Blütenhände
gleiten über Erdenwellen
und aus Tiefen überschwellen
Säfte Tal und Hügelânde.

An den Wegen, die ich schreite,
lächeln alte Meilensteine,
junge Birke lacht in eine
glücksumspannte Sonnenweite.

Stunden, die ich gar nicht zähle,
taumeln trunken von den Türmen,
fallen golden in das Stürmen
meiner maidurchwühlten Seele.

Alle Gräser wispern Kunde
von dem grünen Zauberwirken--
wie mich Strauch und Baum umzirken,
fühle ich mich eins im Bunde

mit der saftdurchtränkten Rinde,
mit dem Stein am Grabenrande,
mit dem weißen Straßenbande
mit der Wolke, mit dem Winde...

Quillt in mir ein starker Glaube
wie der Saft in jungem Weine:
Alles bin ich im Vereine:
Gott und Mensch und Wurm im Staube.–

Prager Tagblatt, 11. 5. 1918

NERVENSCHOCK

Seht her: In einem Zauberknäul gebannt
schlottert und taumelt er an schwanker Krücke,
bald hart am Pflasterrand und bald zurück
prallt klappernd sein Gebein an rauhe Wand.

Und aller Augen sind ihm zugewandt:
der frechen Neugier und des Mitleids Blick--

ein Kind, das spielt, hält mitten still im Glücke,
als blick' es plötzlich in ein dunkles Land...

Oh, seht ihn an! In graues Tuch gewandet,
der Menschheit Heldentum in torkelndem Zick-Zack
zwei Kreuzchen scheppern und zwei Bänder fliegen---

Im roten Meer von Blut und Siegen
ist des Jahrhunderts stolzes Schiff gestrandet–
und das ist Euer Wrack!...

Prager Tagblatt, 6. 10. 1918

FRÜHLING!

Oh, einmal möcht' ich Baum am Wegrand sein
Und Strom und Saft durch Strang und Faser fühlen!
Und mit dem Wipfel in den Wolkenkühlen
Unendlichkeiten haschen, Gott und Sonnenschein...

Mich aber peitscht irdischer Ohnmacht Pein.
Im Staub zu düngen, Leib in Rost zu wühlen,
Hände zu brauchen, die rastlos wie Mühlen,
Ichtum zu schänden, Gottheit zu entweihn,

Doch wenn Märzwinde mit der Erde spielen,
Wenn Weidenbusch und Haselstrauch vom Wein
Des Frühlingstaus in Gottesrausch verfielen–

Steh' ich erschlafft – ohnmächtiges Gebein:
Auf einem Weg, der niemals führt zu Zielen.
Ein zwecklos eingerammter Meilenstein.–

Prager Tagblatt, 1. 6. 1919



NACHWORT

Viele seiner Zeitgenossen kannten ihn als Journalisten, der Mitte der zwanziger Jahre begann, mit Erfolg auch Zeitromane zu schreiben: Joseph Roth. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er, 1939 im Pariser Exil gestorben, zunächst als Romanautor wiederentdeckt, als Chronist der untergegangenen k.u.k.-Monarchie, als Meister impressionistischen Erzählens.
Erst nach und nach kam wieder ins Bewußtsein, was Roths Cousin Fred Grubel auf einen knappen Nenner gebracht hat: Der Journalismus gab ihm »bread and butter«. Die neue Werkausgabe dokumentiert es – das journalistische Gesamtwerk Joseph Roths ist zumindest vom Umfang her größer als das erzählerische. Und es präsentiert einen Artikelschreiber, der »Das Antlitz der Zeit« zeichnete, so brillant und wortgewaltig, so betroffen und engagiert, so weitsichtig und klug, daß die Texte bis heute nichts von ihrer Faszination verloren haben.

Ich beschloß, beim Militär zu bleiben. Da kam der Umsturz. Ich haßte Revolutionen, mußte mich ihnen aber fügen und, da der letzte Zug von Shmerinka abgegangen war, zu Fuß nach Hause marschieren. Drei Wochen marschierte ich. Dann fuhr ich auf Umwegen, zehn Jahre lang, von Podwoloczysk nach Budapest, von hier nach Wien, wo ich, aus Mangel an Geld, für Zeitungen zu schreiben begann. Man druckte meine Dummheiten. Ich lebte davon.
Joseph Roth liebte es, an der eigenen Biographie zu feilen, sie je nach Bedarf freizügig zurechtzubiegen – wie hier 1930 im Brief an seinen Verleger Gustav Kiepenheuer. So einfach aber waren die ersten Schritte auf dem Weg zum Starjournalisten denn doch nicht.
Lyriker hatte er schon als Gymnasiast im galizischen Brody werden wollen, doch kanzelte der Lehrer die poetischen Versuche des ehrgeizigen Schülers immer wieder ab. Dessen Prosa dagegen ließ er oft als vorbildliche Leistung vorlesen. Der Lehrer sollte recht behalten, und Roth selbst schämte sich später »seiner lyrischen Jugendwerke und ließ sie aus diesem Grunde nicht veröffentlichen« – so jedenfalls sieht es Józef Wittlin, der Kommilitone aus Wiener Studienjahren.
Immerhin: Mit seiner Lyrik schaffte Joseph Roth den Sprung in die Feuilletons der Wiener und Prager Zeitungen. 1916 zog es Roth wie so

viele seines Alters als Freiwilligen in den Krieg. Sein Vorteil: Schon bald konnte er für die Kriegszeitung der 32. Infanterietruppendivision arbeiten – als Kriegsberichterstatter, der auch mal ein Gedicht veröffentlichen durfte. Das Blatt mußte allerdings 1917 sein Erscheinen einstellen, möglicherweise wegen der zunehmend schlechten militärischen Positionen der österreichisch-ungarischen Armeen, möglicherweise aber auch aus Gründen der allgemeinen Pressezensur.

Da nahm Joseph Roth Kontakt auf zu Fred Heller, Redakteur der pazifistischen Wochenschrift *Der Friede.* Auch Heller veröffentlichte Gedichte des Kriegsfreiwilligen. Damit war Roth in einen exklusiven Kreis hineingeraten: Richard A. Bermann und Albert Ehrenstein schrieben für den *Frieden,* auch der Meister des Wiener Feuilletons, Alfred Polgar, ebenso Hans Natonek, Willy Haas und Karl Tschuppik.

Regelmäßige Mitarbeit freilich war für Roth in den letzten Kriegsmonaten nicht möglich – die politisch-militärischen Ereignisse überschlugen sich: Revolution in Wien, Eröffnung einer deutsch-österreichischen Nationalversammlung, Austritt der jugoslawischen Völker aus dem österreichisch-ungarischen Staatsverband, Proklamation der Tschechoslowakei, Bildung einer selbständigen Regierung in Ungarn unter Graf Karolyi, schließlich der endgültige Untergang der alten Donaumonarchie: der Verzicht Kaiser Karls I. auf die Macht – das Haus Habsburg hatte abgedankt.

Heimkehr, Heimatlosigkeit und die vielfältigen Kriegsfolgen für den einzelnen ebenso wie für ganze Volksgruppen oder Völker wurden nun für Roth Themen, die ihn nicht mehr losließen. Als er im Dezember 1918 in Wien ankam, kehrte er zurück in die Hauptstadt einer kleinen Alpenrepublik, zurück in eine aus den Fugen geratene Welt, zurück in ein Chaos.

Lange mußten die Zeitungen der ehemaligen Metropole von Kohlennot und katastrophaler Versorgungslage berichten. Tausende Arbeitsloser irrten durch die Stadt, der Strom der Kriegsheimkehrer verschlimmerte die Lage noch. Die wirtschaftliche Entwicklung sank auf einen Tiefpunkt, es kam zu einem Wertverfall der österreichischen Währung. Die Auswirkungen der Krise waren furchtbar: Die Bevölkerung Wiens schrumpfte in nur zwei Jahren bis 1920 um nahezu eine halbe Millionen auf 1,8 Millionen.

Im März 1919 gründete der bisherige Herausgeber und Chefredakteur

des *Frieden*, Benno Karpeles, eine Tageszeitung mit dem programmatischen Titel *Der Neue Tag*, ein interessanter Versuch, ohne Abhängigkeit von einem Geldgeber »an dem Aufbau einer neuen Ordnung mitzuarbeiten.« Man wolle, so der Herausgeber in der Vorankündigung der neuen Zeitung, »im Dienste der Republik, der Demokratie, der sozialen Reform, der Erneuerung unseres öffentlichen Lebens den Kampf führen«, Mittlerdienste zwischen dem Proletariat und dem fortschrittlichen Teil des Bürgertums leisten.
Begünstigt wurde diese Neugründung durch eine allgemeine Politisierung des öffentlichen Lebens, die einen Aufschwung für die gesamte Presse mit sich brachte: Chance und Herausforderung für Joseph Roth, der von Anfang an zum festen Mitarbeiterkreis des *Neuen Tag* gehörte – nun nicht mehr Lyriker, sondern vielseitiger Lokalreporter. Hauptthemen des jungen Journalisten: Not und Elend im Nachkriegs-Wien, das Schicksal der Invaliden, Hungernden, Obdachlosen; die schwierigen Versuche der neuen Regierung, die alten Strukturen der k.u.k.-Monarchie zu überwinden.
Roth schrieb nie über die große Politik, schilderte nur, was die alte Frau um die Ecke, der Mann auf der Straße erleben, denken und fühlen. »Wiener Symptome« – bezeichnender Titel der Rubrik, die Roth als Forum für seine Gedanken zum politischen und gesellschaftlichen Alltag dienten. Als einer der Jüngsten in der Redaktion wurde er überall und für alles eingesetzt. Da durfte der Besuch beim Polizeijubiläum ebensowenig fehlen wie der obligate Glückwunsch zum Geburstag einer Hundertjährigen. Da brachte er Meldungen über lokale Neuigkeiten, Veranstaltungsnotizen und auch mal kurze Rezensionen neuer Filme oder Ausstellungen – für den Tag geschrieben, und doch in den meisten Fällen darüber hinausweisend.
Trotz einer »Eliteredaktion« (so Robert Musil), trotz brillanter Beiträge: Nach nur 15 Monaten scheiterte Benno Karpeles mit seinem engagierten Projekt. Joseph Roth mußte sich eine neue Aufgabe suchen. Die freie Mitarbeit beim liberal-demokratischen *Prager Tagblatt* reichte ihm nicht aus, ein Wechsel nach Prag zu den Kollegen Kisch, Torberg, Urzidil kam nicht in Frage. Roth wollte nach Berlin.

In Berlin lebte und arbeitete die Avantgarde der deutschsprachigen Kultur, von dort kamen die entscheidenden neuen Impulse. Freilich war die politische wie wirtschaftliche Lage in der jungen deutschen

Republik nicht besser und nicht schlechter als in Österreich. Auch in Berlin waren die Folgen des Kriegs längst nicht bewältigt, als Roth im Juni 1920 ankam: Arbeit und Unterkunft knapp, die wirtschaftliche Entwicklung nicht nur durch Reparationslasten beeinträchtigt, das neue republikanische System noch lange nicht stabil – gerade wenige Wochen zuvor hatte die Stadt den Kapp-Putsch erlebt.
Berlin bot alles, was einen jungen und engagierten, neugierigen und tatenhungrigen Journalisten faszinieren konnte. Über zwanzig Tageszeitungen erschienen in der Reichshauptstadt, die meisten in Morgen- und Abendausgabe. Die großen Verlage wie Rowohlt, Fischer, Kiepenheuer, Ullstein oder Wolff hatten ihr Domizil in Berlin. Etablierte und erfolgreiche Schriftsteller wirkten hier ebenso wie unbekannte, junge und talentierte Autoren – Verfechter des Expressionismus, des Dadaismus, der Neuen Sachlichkeit. Sie waren auf der Suche nach neuen literarischen Möglichkeiten und gaben dem Literaturbetrieb entscheidende Anstöße.
Auch in anderen Bereichen der Kunst war Berlin einzigartig: Das Bauhaus konnte hier im Bereich der Architektur seine innovativen Ideen verwirklichen, Bildhauer, Maler und Musiker belebten die Kultur der Metropole – man denke an Beckmann, Grosz, Kokoschka, Bruno Walter oder die Philharmoniker. Auf der facettenreichen Theaterszene gab es neben den Inszenierungen der Klassiker ironisches Boulevard und bissiges Kabarett. Max Reinhardt, Erwin Piscator, Bert Brecht, Herbert Ibering und Alfred Kerr stachelten sich gegenseitig zu immer neuen Erfolgen an.
Berlin hatte vor allem das Massenpublikum für die große Neuheit der Zeit: den Film. Am Kurfürstendamm wurden pompöse Uraufführungskinos gebaut, das »Marmorhaus«, das »Alhambra« oder der »Gloriapalast« an der Gedächtniskirche – prunkvoller als manch großes europäisches Opernhaus. Das neue Medium Film trug wesentlich dazu bei, daß sich die Grenzen zwischen den einzelnen Sparten des Kunst- und Kulturbetriebes immer mehr verwischten. Da schrieb etwa der bekannte Autor des Erfolgsstückes der letzten Spielzeit das Drehbuch für ein neues »Kinodrama«, der Regisseur bat einen befreundeten Maler um Mitarbeit am Szenenbild, und die Filmschauspieler jener Tage waren meist mehr oder minder bekannte Bühnengrößen.
Man blieb unter sich, und niemals und nirgendwo war der Hang zur Cliquenbildung größer als im Berlin des ersten Drittels dieses Jahrhun-

derts. Sinnbild und Treffpunkt für solche »Großfamilien« waren wie in Wien die Kaffeehäuser und Likörstuben. Vor dem Krieg bevorzugt das alte »Café des Westens«, besser bekannt als »Café Größenwahn« und in der Erinnerung Max Krells »eine immer verräucherte Bruchbude mit knirschenden Holzdielen und böhmischen Kellnern.« Später zog man um ins »Romanische Café« oder in andere Lokalitäten. Dort traf man sich, besprach Probleme, hatte eine Anlaufstation, einen Arbeitsplatz, mancher gar eine Heimat.

In dieses Berlin kam Joseph Roth. Er setzte gegen Zeilenhonorar seine Arbeit als Lokalreporter fort und schrieb auch über Filme, Theaterinszenierungen, Ausstellungen oder literarische Neuerscheinungen, die nicht gleich das Interesse der Großkritiker auf sich zogen. Dem Ergebnis ist die Pflichterfüllung mitunter anzumerken: Eine zündende Idee, eine brillante Formulierung – der Rest dann einfach floskelreiche Routine.

Nach wie vor reizten Roth am stärksten seine Wiener Themen, bestimmten Pazifismus und soziales Engagement seine Arbeit. Intensiv recherchierte er bei Kriegsopfern und Obdachlosen, bei Armen und Kranken, um voller Sympathie und Mitgefühl über die harte Wirklichkeit der kleinen Leute zu berichten – Arbeitslose auf Stellensuche, Freudenmädchen, Gauner und Schieber, schlecht bezahlte Adressenschreiber oder Stiefelputzer, elternlose Kinder oder Frauen, die unter den Bestimmungen und Auswirkungen des Abtreibungsparagraphen leiden mußten.

Es paßt in dieses Bild, daß Joseph Roth in den früheren Jahren seiner Karriere ein Gespür und Interesse für Bereiche der Kultur entwickelte, die normalerweise wenig Beachtung fanden. So entstand eine Reihe von Artikeln, in denen er ein Kapitel aus der Geschichte der Alltagskultur unter einem Blickwinkel beleuchtet, der kaum einem Kollegen in den Sinn gekommen wäre. Ob Roth Graffiti und Anzeigen auf Berliner Mauern, ausgefallene Wege der Schaufensterdekoration, neue Werbemethoden oder den Jargon deutscher Offiziere zum Gegenstand seiner Betrachtungen machte – stets lenkte er den Blick seiner Leser auf amüsante und wichtige Symptome einer Zeit des kulturellen Wandels.

Wie zwiespältig er diesem Wandel im Grunde gegenüberstand, zeigt besonders seine Haltung zum technischen Fortschritt, den er eigent-

lich ablehnte und in vielen Aspekten doch wieder bewunderte. Seinen melancholischen Nachrufen auf die untergehenden Medien Panoptikum und Panorama standen die skeptischen oder euphorischen Äußerungen über den Film gegenüber. Seine Bewunderung für Wolkenkratzer, Flugzeuge und Radios enthielt schon früh jenes Mißtrauen, das sich bei ihm in den späten zwanziger Jahren in starken Kulturpessimismus auswuchs.

Mit Optimismus hatte Joseph Roth in Berlin seine Arbeit als Journalist begonnen – als Mitarbeiter der *Neuen Berliner Zeitung*, einer Nachkriegsgründung linker Tendenz, die sich ab 1922 als *12-Uhr-Blatt* mehr und mehr zu einem erfolgreichen demokratisch-republikanischen Boulevard-Blatt entwickelte. Die Redaktion erkannte rasch die Qualitäten des neuen Kollegen, erinnerte sich seiner Erfahrung als Frontreporter während des Weltkrieges und schickte ihn als Sonderberichterstatter ins Kampfgebiet an die neue deutsch-polnische Grenze. Dort kam es noch im Sommer 1920 immer wieder zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen dem jungen Sowjetrußland und dem erstarkten Polen. Auch Roths Heimat Galizien gehörte zum umkämpften Gebiet.
Polen hatte im Jahr zuvor seinen Machtbereich nach Osten ausgedehnt und damit die innenpolitische Schwäche Rußlands ausgenutzt, die durch die Kämpfe zwischen Weißrussen und Bolschewisten entstanden war. Diese Auseinandersetzungen fielen in eine Phase der politischen Entwicklung, die auch im Deutschen Reich äußerst spannungsgeladen war: Nach dem Kapp-Putsch war die Lage noch keineswegs entspannt. Die Arbeiterstreiks im Ruhrgebiet hatten bis Mai 1920 gedauert. Das ließ erneute Reaktionen von rechts befürchten.
Besonders die linke Presse warnte vor der drohenden Gefahr: »Alarmnachrichten«, »Neuer Rechtsputsch in Vorbereitung« und »Die Putschgelüste der Freikorps« – Schlagzeilen, die beinahe täglich die Titelseiten des *Vorwärts* bestimmten. Mit der Verschärfung der Krise im Osten kamen allerdings auch neue Ängste – und damit auch neue Schlagzeilen. Noch zurückhaltend formulierten die Redakteure des SPD-Blatts ihre Meldungen: »Russen nahe Ostpreußen« überschrieben sie einen Artikel, in dem unter Berufung auf russische Informanten Einmarschpläne der Sowjets abgestritten wurden. Dennoch: In Deutschland wuchs die Furcht vor einem neuen Krieg.

Roth war sich dieser Situation bewußt und versuchte in seiner Reportagereihe, sachlich über die Lage im Krisengebiet und die neue Rote Armee zu berichten. Interviews und Reportageteile trugen dazu bei, die russischen Soldaten und Offiziere nicht als Unmenschen erscheinen zu lassen. Joseph Roth konnte seine Leser beruhigen, ihre Aufmerksamkeit am Ende der Reportageserie auf ein anderes Thema lenken – im August 1920: »Später, beim Aussteigen in Königsberg, kam ich zufällig an die Rocktasche des Hakenkreuzhelden [aus dem Zug]. Ich tastete mindestens einen Armeerevolver. In der Hand trug der junge Mann eine Munitionskiste. Sie war schwer. Es wird gerüstet in Ostpreußen.«

Die Bedrohung der jungen Republik kam nicht von außen durch den russischen Bolschewismus, sondern von innen durch völkisch-nationale Aktivitäten. Auf diese Gefahr immer wieder aufmerksam zu machen, wurde nun zu einem der wichtigsten Anliegen Joseph Roths, der sich mehr und mehr als politischer Journalist verstand. »Ich kann wahrhaftig nicht mehr die Rücksichten auf ein bürgerliches Publikum teilen und dessen Sonntagsplauderer bleiben, wenn ich nicht täglich meinen Sozialismus verleugnen will«, bekannte er im Frühherbst 1922 Herbert Ihering, dem Feuilletonchef des *Berliner Börsen-Couriers.* Bei dem bekannt liberalen Blatt mit dem angesehensten Theater-Feuilleton der Republik war er seit einem Jahr geschätzter Mitarbeiter – und blieb es auch mit einer kurzen Unterbrechung bis 1923.

Selbst wenn es in dem zitierten Brief auch um Honorarforderungen ging: Joseph Roth fühlte sich in den ersten Nachkriegsjahren als Sozialist, ohne je einer Links-Partei anzugehören oder gar dogmatische Positionen zu vertreten. Nach dem Untergang der k.u.k.-Monarchie suchte Roth nicht nur eine geographische, sondern auch eine weltanschauliche Heimat. Daher das sozialpolitische Interesse, das Eintreten für die gesellschaftlich Benachteiligten – schon in Wien. Konsequent daher auch seine Annäherung an die Sozialdemokraten. Ab Sommer 1922 veröffentlichte er scharfe Glossen im Zentralorgan der SPD, dem *Vorwärts.*

Konsequent schließlich auch, daß Joseph Roth immer häufiger warnend über die gefährlichen reaktionären Tendenzen schrieb. Beispiel: seine Artikelserie über den Leipziger Prozeß gegen die Rathenau-Mörder. Im Juni 1922 war der jüdische Außenminister Walter Rathenau im fahrenden Auto erschossen worden – Höhepunkt einer Reihe politi-

scher Attentate, deren prominenteste Opfer zuvor Matthias Erzberger, Kurt Eisner, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht gewesen waren. Freilich interessierten den Journalisten hier Indizien für die wachsende Bedeutung der völkischen Bewegung in Deutschland. Nach den genaueren politischen Hintergründen zu suchen war aber seine Sache nicht – das überließ er Kollegen. So fragte besonders die *Weltbühne* nach der Rolle, die rechtsradikale, militante Geheimbünde beim Rathenau-Mord spielten – etwa die Organisation C oder die Organisation Escherich (Orgesch), zwei jener Gruppen, in denen ehemalige kaiserliche Offiziere und Freikorpsangehörige den Kampf gegen die Republik führten.

Zur politischen Erschütterung Deutschlands kam die wirtschaftliche Krise, die 1923 in die Inflation führte. Als die *Neue Berliner Zeitung* nach dem Krieg gegründet worden war, hatte sie 50 Pfennige gekostet – Ende 1921 schon das Sechsfache. Wer im folgenden Herbst die Rothschen Berichte aus Leipzig lesen wollte, mußte sich das schon 150 Mark täglich kosten lassen. 1923 beschleunigte sich die Entwertung der Mark gegenüber dem US-Dollar als Leitwährung so rasch, daß die Druckereien der Reichsbank mit der Produktion neuer Geldscheine kaum noch nachkamen.
Das Leben und Überleben wurde für den Durchschnittsbürger immer schwieriger. Joseph Roth nutzte jede Möglichkeit, Geld zu verdienen. Er nahm Gelegenheitsaufträge an und veröffentlichte viele Artikel in mehreren Zeitungen, oft nur geringfügig oder gar nicht verändert. So kam Roth 1923 auch zur *Frankfurter Zeitung*, wo er später als einer der Starjournalisten der Weimarer Republik Karriere machte. Zunächst freilich bedrückte ihn die materielle Not so sehr, daß er im Juni 1923 wie viele seiner Landsleute nach Österreich zurückkehrte, um für Wiener und Prager Zeitungen zu arbeiten.
Und in der österreichischen Hauptstadt erschien im Herbst 1923 der erste Roman des Journalisten Joseph Roth: »Das Spinnennetz« – in der Wiener *Arbeiter-Zeitung*.

Klaus Westermann